Hundertdritter Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1902.

Breslau,
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

---

### Hundertdritter Band.

Mit den Portraits von:
Rudolph Genée, Georg Hirschfeld, Friedrich Paulsen, radirt von Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 103. Bandes.

## Oktober — November — December.

## 1902.



Seite

---

Mit den Portraits von:
Rudolph Genée, Georg Hirschfeld, Friedrich Paulsen,
radirt von Johann Lindner in München.





Rudolph Genée

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender Breslau

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

CIII. Band. — Oktober 1902. — Heft 307.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolph Genée.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



# Kunst.

Romandichtung.

Von

**Hubert Haberti.**

— Berlin. —

## I.

Um die Mitte der neunziger Jahre erließ Nikolaus von Kettler, ein bekannter Mäcen der Hauptstadt, ein Preisausschreiben für einen Wettbewerb auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die Preisarbeiten sollten Werke von Bildhauern sein. Die Aufgabe war kurz; sie lautete: „Venus!"

Die Bedingungen waren verlockend genug. — Zugelassen zum Wettwerb waren Künstler jeder Nation, doch mußten sie in der Hauptstadt ansässig sein. Als Preis waren fünfzehntausend Mark und weitere fünftausend für eine Studienreise des Gekrönten bestimmt. Für die Ausführung des siegreichen Werkes in Marmor wurde besondere Vereinbarung verheißen. Auch auf die nicht mit dem Preise bedachten Künstler nahm das Ausschreiben ermunternde Rücksicht; — die Erwerbung einer ansehnlichen Verhältnißzahl der nicht gekrönten Werke für die Galerie des Preisstifters war durch eine einschlägige Bestimmung gesichert.

Das Schiedsrichteramt war in die Hände namhafter Künstler und Kunstgelehrter verschiedener Richtung gelegt. Vor der Urtheilsfällung aber sollten die werbenden Werke, damit auch die Oeffentlichkeit ihr Wort in die Wagschale zu werfen vermöge, auf der Jahresausstellung zur allgemeinen Kenntniß gelangen. Und der leitende Ausschuß dieser Veranstaltung hatte dem geschätzten Kunstfreund gerne einen besonderen Raum für deren Aufstellung im Voraus bewilligt. —

Der Urheber des Preisausschreibens, als Besitzer eines fürstlichen Vermögens durch materielle Rücksichten in keiner Weise beschränkt, war durch die großzügige Art, in der er der Kunst und ihren Jüngern diente,

in den Ateliers sehr beliebt und weit über den Bannkreis der Hauptstadt hinaus bekannt und geachtet. Er hatte verschiedenen Meistern, die inzwischen Weltruf gewonnen, aus den Anfängen geholfen, und viele aufstrebende Talente waren ihm für seine Weiterbildung verpflichtet.

Nikolaus von Kettler half, und noch mehr, er verstand, auch zartfühlend zu helfen. Er spendete nicht als hochmögender Beschützer, sondern als kunstbegeisterter Freund und wußte stets durchblicken zu lassen, daß er eigentlich mehr empfing, als er gab.

Das Preisausschreiben hatte unter diesen Umständen für die betheiligten Kreise einen besonderen Reiz. Man sprach viel von der Sache und hörte, nicht lange nach der Bekanntgabe, schon da und dort von vielsagenden Plänen. Eine stattliche Zahl strebsamer Künstler hatte den Entschluß gefaßt, sich um den aus ideellen und materiellen Gründen gleich verlockenden Preis zu bewerben.

* * *

„Und Du willst also auch in die Arena hinabsteigen, lieber Former, um Kettler und der Mitwelt die schönste Venus dieses Zeitalters zu schenken?“

„Der Mitwelt ja; was Kettler anlangt, so ist die Entscheidung darüber, ob sie die schönste sein wird, Sache der Jury! Und Du? . . . wirst Du auch konkurriren?“

„Eigentlich bin ich über die Konkurrenzen hinaus. Aber . . . Frau Venus reizt mich; ich habe so etwas wie eine Idee!“

Frage und Antwort wurde in dem Vorgarten eines umfangreichen Atelierbaues — Nummer fünfzehn, Rückgebäude einer der bekannteren Künstlerstraßen der Stadt — um die Morgenstunde gewechselt. Es war Frühstücksstunde, und der hübsche Vorgarten — für Eingeweihte hieß er der „Froschpfuhl“, während man seine Bewohner unter dem Namen „Batrachier“ kannte — diente der kleinen Künstlergemeinde als Versammlungsort während der Pausen.

„Schön,“ fuhr Kurt Laßnig, der zuerst gesprochen und die Frage angeregt hatte, fort, „dann werden wir also Konkurrenten — sozusagen!“

„Konkurrenten, ja; man nennt es so! Uebrigens, das erste Mal ist es ja nicht; und hoffentlich thut es guter Freundschaft und altbewährter Ateliernachbarschaft keinen Eintrag!“

„Nein, Kinder, das darf es auch nicht!“

Mit diesen Worten mischte sich ein dritter Batrachier, Wilms Müller, in der Künstlerschaft als der Friesen-Müller bekannt, in das Gespräch. — „Nein, Kinder,“ wiederholte er nähertretend, „das darf es auch nicht. Im Gegentheil, es soll ein neues Band um Euch schlingen!“

„Welches Band,“ forschte Laßnig, „soll es denn sein?“

„Das ideale Band gemeinsamen Ringens um das gleiche Ziel, lieber Kurt!“ belehrte der Friese. „Ja,“ fuhr er fort, „für Euch, die Kämpfer,

wird es edel, für uns, die Genossen und Zuschauer aber wird es werthvoll und prickelnd, oder, um mich der gebräuchlicheren öden Fremdworte zu bedienen, interessant und pikant! Und schon jetzt wirkt die Vorstellung befruchtend auf mich. Denn wisset, . : . ich habe eine grandiose Idee!"

Welche Idee er hatte, verschwieg der Friese einstweilen. Er machte Kehrt und enteilte, anscheinend, um sich nach seinem im ersten Stockwerk befindlichen Atelier zu begeben. Ueberraschend schnell erschien er dann, ein Waldhorn in der Hand, wieder unter dem Eingang. So ausgerüstet, pflanzte er sich in seiner ganzen wuchtigen Größe in die Mitte des Froschpfuhls, setzte an und ließ eine schmetternde, waidgerechte Fanfare ertönen.

Dieses Signal mußte bekannt sein. — Sofort erschienen — die zusammenstoßenden Atelierbauten bildeten ein längliches, Höfe und Vorgärten einschließendes Viereck — zahlreiche männliche und weibliche Köpfe an den umliegenden Fenstern.

Der Friese wartete einige Zeit und sendete einen Blick in die Runde, als zähle er die Häupter seiner Lieben; dann, offenbar befriedigt, begann er mit hallender, heroldartiger Stimme:

„Euch, Freunde und Kunstgenossen der benachbarten Gemeinden," rief er, „entbietet das Volk der Batrachier Gruß und Handschlag und thut Euch kund und zu wissen: Diesem Hause wird neue Ehre widerfahren! Die beiden hier anwesenden Meister, unsere Freunde Kurt und Harold, haben beschlossen, um die von Kettler, dem geschätzten Mäcenas, gestiftete Siegespalme zu ringen. Sie haben gelobt, trotzdem wie bisher getreue Freunde und Nachbarn zu bleiben. Noch mehr, wie ich mit gewohnter List eben festgestellt habe: Ein neues Band gemeinsamen Ringens um ein hohes Ziel wird sie umschlingen. Wir Andern werden uns in der beneidenswerthen Rolle des Chors hellenischer Schauspiele befinden; und diese Lage wird von hohem Interesse für uns sein! Um nun dem angedeuteten, wichtigen Ereigniß sofort einen Markstein zu setzen, haben wir beschlossen, wie folgt!"

Der Friese schickte abermals einen Blick in die Runde und ließ als redekundiger Mann eine kleine Pause eintreten, um die Erwartung etwas höher zu steigern. — „Die Enthüllung der entstehenden Werke," fuhr er dann fort, „wird feierlich hier in den Euch bekannten, benachbarten Werkstätten der beiden Meister erfolgen. Ihr Alle, Freunde und Genossen der angrenzenden Gemeinden, gleichviel ob Männlein oder Weiblein, gleichviel ob ihr mit Thon, Kreide, Farbe oder ätzenden Substanzen Eure angeborene Reinheit besudelt, seid zu dem Vorgang festlich geladen. Ihr sollt betrachten und dann Euer Urtheil abgeben! Aber da Ihr die bewährte Gastlichkeit dieses Hauses kennt, zweifelt Ihr jedenfalls nicht, daß Euch neben der geistigen auch leibliche Stärkung erwartet! Ihr seid nach der Enthüllung zu einem Festfrühstück entboten. Euch obliegt nur, mir rechtzeitig zu melden, wie viele von Euch hier erscheinen, damit sich unsere Tische unter der Menge der gebotenen Genüsse auch sachgemäß biegen! Den Termin der

Feier werde ich Euch seinerzeit besonders enthüllen; wir kennen ihn selbst noch nicht, er wird auch uns erst nach der Vollendung der beiden Meisterwerke bekannt!

„Und damit,“ so schloß der Redner seine wiederholt von Beifall unterbrochene Kundgebung, „Gott befohlen! Ich habe gesprochen!“ —

Die Fenster der angrenzenden Gemeinden leerten sich oder wurden wieder geschlossen. Der Friese, das mächtige Waldhorn unternehmend über der Schulter, trat befriedigt zu den Genossen heran.

„Du bist doch,“ scherzte Laßnig, „ein wahres Talent, alter Freund!“

Wilms schüttelte mit mißbilligender Hoheit den Kopf. — „Talent! . . . ich würde lieber Genie sagen, Kurtchen!“

„Na denn also Genie! . . . Den Rahmen zu dieser Sache hast Du mit gewohnter Meisterschaft wieder gefunden!

„Ja,“ lachte Hausung, der älteste Batrachier und ehrenamtliche Obergärtner des Hauses, indem er sich von der Beschäftigung mit seinen geliebten Blumen einen Augenblick trennte, „diese Art des Einrahmens versteht er! Wenn er eben so viele Bilder zur Einrahmung brächte —“

„Verehrte Hausunke, keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf!“

„Und immer großartig! Er hat eine Idee, und wenn die dann offenbar wird, heißt es: — ‚Wir Batrachier haben beschlossen!‘“

„Ich kenne Euren Sinn und Eure Scherze, alter Freund!“ erwiderte Wilms mit Seelenruhe und offenbar vollständig ungerührt. — „Ich bin, wie Ihr recht wohl wißt, eben eine aufopfernde Natur. Und Einer muß doch für die träge Masse der Uebrigen in die Bresche!“

„Nehmt es nicht übel, — wir sind ja auch einverstanden und, soweit es unsere Trägheit zuläßt, dankbar wie immer!“ gab Hausung launig zurück.

„Und keine Feindschaft also zwischen uns, lieber Harold,“ rief Laßnig mit einem Seitenblicke auf Wilms. — „Der Friese hat das Alles festgelegt, genehmigt und sozusagen unterschrieben; es ist gewissermaßen jetzt schon historisch. Und wenn wir uns zankten —“

„Dann hätte er,“ lachte Former, „was niemals vorkommen kann, einfach gefl . . .“

„Sprich das harte Wort nicht aus, junger Mann, mahnte der Friese. — „Auch ist es ganz ausgeschlossen, was Du da andeutest. Ueber gemeine Feindschaft aus solchen Gründen halte ich Euch Beide doch für erhaben!“

„Und wenn wir nun doch nicht so . . . erhaben wären?“

„Dann sänket Ihr einfach um Thurmeshöhe in meiner Achtung!“

„Darauf wollen wir es doch lieber nicht ankommen lassen; — laß uns also freundliche Brüder bleiben wie bisher!“

Laßnig rief es, zog die Uhr und zeigte sie den Genossen. „Ecco,“ fügte er lächelnd hinzu, „dieser historische Moment hat reichlich lange gedauert! . . . Es scheint mir Zeit, wieder an die Arbeit zu denken!“

* * *

Die Uhr hatte in der That schon mehr als gewöhnlich gezeigt. — Der Froschpfuhl leerte sich; die Batrachier kehrten zur unterbrochenen Arbeit zurück.

Auch Former und Laßnig begaben sich, der Erste von links durch eine besondere Pforte, der Zweite von rechts durch die Hauptthüre des Baues, in ihre im Erdgeschoß nebeneinander befindlichen Werkstätten. — Die beiden Künstler und zukünftigen Rivalen waren seit lange nahe verbunden. Nachbarn schon auf der Akademie, waren sie trotz der augenscheinlichen Verschiedenheit des Temperaments und der Ziele einander näher getreten, hatten wiederholt zusammen Studienreisen gemacht, waren gemeinschaftlich in Italien gewesen und saßen nun schon manches Jahr als Freunde und gute Genossen in ihren durch eine kleine Wandpforte verbundenen Ateliers neben einander. Ihre äußeren Verhältnisse — sie waren Beide von Hause zwar keineswegs reich, aber für mäßige Ansprüche genügend bemittelt — hatten sich im Laufe der Zeit mit der Verschiedenartigkeit ihrer Erfolge allerdings sehr ungleichartig entwickelt.

Former, bedächtig und ernst in seinem Gebahren, war, als könne es nicht anders sein, anscheinend ohne Suchen und besondere Zweifel ruhig seines Weges geschritten, hatte verschiedene Preise und Auszeichnungen errungen, war der Schöpfer manches geachteten Werkes geworden, fand indessen, obwohl von der ernsten Kritik in verdienter Weise gewürdigt, beim großen Publikum keinen durchschlagenden Erfolg und wartete oft vergeblich auf Käufer.

Laßnig, gefällig in der Form und anscheinend leichter gerichtet, ein sehr talentirter, aufmerksamer Kopf von feinem Verständniß und glücklicher Hand, war kurze Zeit der gleichen Richtung gefolgt, hatte sich dann aber umsichtigen Blickes den Strom der Zeit angesehen und es zweckmäßig gefunden, sich von ihm tragen zu lassen. Kunst war Kunst, warum denn gegen den Strom schwimmen? Seine zahlreichen, nach dieser Schwenkung entstandenen Leistungen, die alle etwas Frappirendes und einen Stich ins Modische und Appetitreizende hatten, wurden von der Kritik geschätzt, wenn auch nicht immer ohne Einschränkung gebilligt, fanden indessen beim großen Publikum Beifall und meist sehr rasch ihren Käufer.

Während so Formers Verhältnisse keine wesentliche Veränderung erfuhren, kam Laßnig allmählich in die glückliche Lage, im Auftrag arbeiten und unter Bestellungen wählen zu können. Und als er schließlich für die nicht ohne eine gewisse Reklame inscenirte und gerühmte Villa des bekannten Finanzmagnaten Michael Pherussi den Plan des Inneren sehr bestechend entworfen und die Blender des plastischen Schmuckes selbst in Marmor ausgeführt hatte, war er für ähnliche Aufgaben bald gesuchte Autorität.

Auch für das einträgliche Bildniß kam er nun spielend in Mode. Sein Wohlstand wuchs mit dem Ansehen; seine Finanzen wurden günstig und allmählich glänzend. — Aus dem dritten Stockwerke des Vorderhauses,

wo er bisher zwei Zimmer neben dem Formers innegehabt hatte, war er unter diesen Umständen bald nach dem ersten heruntergezogen, den er sich ganz nach eigener Phantasie eingerichtet, um ihn mit einer älteren weiblichen Perle und deren Trabanten, sehr repräsentativ, allein zu bewohnen.

Trotz dieser verschiedenartigen Gestaltung ihres inneren und äußeren Lebens blieben die einstigen Studiengenossen in unveränderter Freundschaft einander verbunden. Die Arbeit sollte das Verhältniß dann noch enger gestalten. — Laßnig, oft mit dringenden Aufträgen überhäuft und gezwungen, Hilfskräfte für sich arbeiten zu lassen, hatte sich dabei zunächst an seinen Nachbarn gewendet, und Former, keineswegs übertrieben beschäftigt, hatte sich zur Mitarbeit an ihm zusagenden Vorwürfen bereit finden lassen. So war für stete Verbindung gewissermaßen geschäftlich gesorgt. Die Wandpforte, welche die beiden benachbarten Werkstätten verband — Former verfügte über zwei Räume: Atelier und Vorzimmer; Laßnig hatte deren vier — blieb nur, wenn Modelle da waren, geschlossen, wurde in den Pausen und des Abends aber regelmäßig geöffnet. Die Freunde und Nachbarn hatten mancherlei zu besprechen und liebten es, nach beendetem Tagewerk sich zusammenzufinden, um gemeinschaftlich eine Erfrischung zu nehmen und etwas zu plaudern; wobei sie sich dann, ohne je ganz einig zu werden, oft in langwierige, sehr angeregte Debatten vertieften. —

Auch am Abend des denkwürdigen, durch die Ansprache des Friesen historisch gewordenen Tages kam Former nach Arbeitsschluß zu Laßnig herüber. — Man hatte Kaffee getrunken, eine Cigarette geraucht und dann eine Zeit lang geplaudert. Schließlich war das aphoristisch geführte Gespräch gewissermaßen nur noch eine Unterbrechung der Pausen, in denen die beiden Freunde ihren Gedanken nachhingen.

„Hast Du schon eine Idee für Deine Venus?" fragte Laßnig nach einem längeren Schweigen und blickte von der Tasse, der er eben den letzten Tropfen des braunen Trankes entnommen, auf und zu Former hinüber.

„Ja!" lautete die Antwort. — „Und Du?"

„Ich habe auch eine!"

„Willst Du sie mittheilen oder lieber für Dich behalten?"

„Hm; — was meinst Du?"

„Ich möchte sie eigentlich lieber für mich behalten!"

„Ich — eigentlich auch!"

„Schön; also gegenseitiges Geheimniß bis zur Vollendung. Dann Ueberraschung und Enthüllung! Einverstanden?"

„Ganz meine Meinung!"

„Modell . . .?" begann Laßnig nach einer abermaligen längeren Pause.

„Noch keine Ahnung; . . . Du?"

„Auch nicht!"

„Du auch nicht? . . . Bei Deinen Beziehungen!"

„Ach, Beziehungen; . . . gute Venusmodelle sind rare Vögel!“

„Wird eine unerfreuliche Jagd werden!“ seufzte Former.

„Oder eine heitere, wie man's nimmt,“ philosophirte Laßnig. „Es kommt auf den Standpunkt an!“

„Laß uns,“ schlug Former vor, „einen Vertrag machen! Du schickst mir Deine Ueberschüsse —“

„Ich wollte, ich hätte sie schon!“

„Und ich schick' Dir die meinigen!“

„Einverstanden!“

„Schön; . . . ich denke, die Sache soll sich schon machen!“

„Natürlich,“ entschied Laßnig, „das muß sie. Einstweilen hat uns das Glück ja noch nicht die Freundschaft gekündigt! . . . Und wenn nur erst Jeder von uns einen Deiner Ueberschüsse hat, dann sind wir ja ohnehin alle Beide geborgen!“

## II.

Am folgenden Morgen schon hatte die heitere oder, wie Former fürchtete, unerfreuliche Jagd nach dem Modell mit Nachdruck begonnen, und ein gewisser Erfolg blieb nicht aus. Zahlreiche Bewerberinnen, die wenigstens den Glauben an die eigene Schönheit besaßen, erschienen und boten sich an. Leider genügten sie den Suchenden nicht.

Die Aufgabe erwies sich als schwierig, schwieriger offenbar, als Laßnig sie sich gedacht, und ihre befriedigende Lösung schien zweifelhaft oder in weite Ferne gerückt. — Glücklicherweise hatte das Schicksal das Mittel zur besten Lösung schon in Bereitschaft. Der Weg zu dieser Lösung lag, wenn man ihn einmal kannte, merkwürdig nahe. Nur war es, wie so häufig im Leben: — Keiner der Betheiligten hatte einstweilen eine Ahnung von ihm. —

Gerade in jenen Tagen unerfreulicher, vergeblicher Jagd war es, daß Former die letzte Hand an zwei als Gartenschmuck gedachte monumentale Nymphen legte; eine Bestellung, die er auf dem Umwege über den von anderen Arbeiten ganz in Anspruch genommenen Laßnig erhalten. — Die junge Dame nun, Lisbeth Erdringer war ihr Name, die ihm als Vorbild für diese Schöpfungen diente, war ein Modell von nicht gewöhnlichem Schlage, und nicht gewöhnlich war die Art, wie sie den Weg zu seiner Werkstätte gefunden.

Von Vaterseite die Tochter eines sehr talentirten Schriftstellers und glänzenden, auch in materieller Beziehung erfolgreich gewesenen Journalisten; von Mutterseite der Abkömmling einer einst gefeierten Bühnenkünstlerin; mit der bildenden Künstlerschaft durch Kitschner, den beliebten Verkäufer selbst gefertigter, gangbarer Bilder, der ihre Schwester noch in den glänzenden Tagen des väterlichen Hauses gefreit hatte, sozusagen verschwägert; war sie selbst — das Haar glänzend schwarz, die Haut von Elfenbeinfarbe, die Augen dunkel unter scharf gezeichneten Brauen, das Näschen zart und

charaktervoll eigenartig geflügelt, der Mund nervös beweglich und von klassischer Reinheit der Linie, das feine Oval des Gesichtes in Gemmenschönheit geschnitten — ein überaus reizvolles Geschöpf mit wahren Elfengliedern, die rechte Tochter des hochbegabten, leicht beweglichen, von allen Genüssen das Beste wie den Schaum vom Champagner schlürfenden Vaters.

In früheren Tagen im Mittelpunkte der anregendsten Geselligkeit, verwöhnt und gefeiert, war diese junge Dame mit der Lage, in die sie unvermuthet gerieth, als der Vater sich plötzlich von diesem Planeten empfahl! — Franz Erdringer war glänzend gestellt, hatte aber bei seinen Gewohnheiten keine Schätze gesammelt — natürlich durchaus nicht zufrieden. — Die geringen Einnahmen aus dramatischem Unterricht, den die Mutter zu ertheilen begann; die schmalen Einkünfte von einigen im Buchhandel befindlichen Schriften des Vaters; die mäßige Rente endlich, welche der wohlhabende Schwager den beiden Frauen ausgesetzt hatte, und die sie im Stillen ein unwürdiges Almosen nannte, konnten ihren Ansprüchen auch nicht von Ferne genügen.

Aus dem beschränkten Heim, in dem sie der öde Alltag mit stets gleich bleibenden Augen trübe anstarrte, sehnte sich Lisbeth Erdringer hinaus in die Luft, in die Freiheit!

In ihrem krausen, leicht beweglichen Blut kreisten prickelnd die Sektschaumträume des Vaters. Sie hielt sich für eine Auserwählte des Schicksals. Das Glück erschien ihr wie eine traute Gespielin, deren Gunst ihr sicher war, und die ihrer harrte zum Reigen. Sie hatte nur deren freundlich dargebotene Hand zu ergreifen, und mit einem Schlage wäre Alles verändert.

Einstweilen hatte sie diese Hand noch nicht ergriffen. Aber sie wartete nur. Sie zweifelte nicht, der rechte Augenblick würde einst kommen.

Und eines Tages — es war auf einer Gesellschaft bei Kitschner — hatte sie in der That das Gefühl: — Er ist da! Nun halte ihn; greife zu!

Ganz unauffällig, für die übrigen Betheiligten zwar etwas überraschend, für sie selbst aber ganz natürlich, hatte sich die Sache entwickelt.

Ein alter Freund des Vaters und ihres Hauses, Guido Schmelzer wohl berüchtigt durch seine süßen Frauenköpfe, die er vorzüglich malte und ebenso vorzüglich verkaufte, hatte sich, verleitet durch den Reiz ihrer Züge, zu der Bemerkung hinreißen lassen: — Aus diesem Köpfchen müßte das schönste Bild werden, das ihm jemals geglückt, wenn seine alte kleine Freundin sich nur entschließen könnte, ihm in Gnaden behilflich zu sein!

Der gute Guido hatte seine Worte nur platonisch gemeint. Sein Ausruf war durch ein momentanes Entzücken veranlaßt und ohne praktischen Hintergedanken; jedenfalls glaubte er selbst nicht an einen Erfolg seines hingeworfenen Vorschlages. Zu seiner Ueberraschung nahm ihn Lisbeth beim Wort. Und da sie nichts halb that und sich anscheinend in gnädiger Geberlaune befand, verhieß sie auch Former und Laßnig, die an

dem Gespräch theilnahmen und kurz entschlossen — Former zuerst, Laßnig nach ihm — die gleiche Bitte aussprachen, ähnliche Gunst.

Ohne Bevorzugung und streng nach der Reihe, entschied sie, solle die Sache erfolgen: erst Schmelzer, dann Former, dann Laßnig! Und da sie, wenn es ihr paßte, das Nützliche gerne dem Angenehmen verband und, als Erbin des Vaters, auch wenig elegante Dinge in eleganten Formen zu sagen verstand, so fügte sie in Gnade hinzu: sie wolle den Herren, um sie nicht zu beschämen, huldvoll gestatten, als Entgelt das Taschengeld ihres ungewöhnlichen Modells nach Geschmack zu erhöhen!

Die Künstler waren begreiflicherweise entzückt und erklärten sich einverstanden mit Allem. — Weniger begeistert zeigte sich Kitschner, der Schwager, als er von dem merkwürdigen, wie er es nannte, ganz unerhörten Abkommen erfuhr. Der Mann hatte eine Ahnung von der wahren Sinnesart Lisbeths, dieses von seiner Frau so sehr verschiedenen Mädchens; er fühlte sich berechtigt und verpflichtet, besorgt und wüthend zu sein, und protestirte energisch.

Zunächst bei den Freunden; vergeblich! Die Herren antworteten liebenswürdig, ließen aber durchblicken, sie wollten auf so seltene Schicksalsgunst doch nicht leichthin verzichten. Dann bei der Mutter; wieder vergeblich! Franz Erdringers Wittwe erklärte sich vollständig machtlos. Dann bei der Tochter selbst; auch hier natürlich vergeblich! Lisbeth blieb kühl. Sie betrachtete diesen Mann ohnehin als eine „höchst unglückliche Idee“ ihrer Schwester.

Kitschner gab sich noch nicht sofort geschlagen. — Er entdeckte bei der unbequemen Schwägerin plötzlich eine Reihe, wohl in der That vorhandener Fähigkeiten und Kenntnisse und machte sich anheischig, die Mittel zu deren weiterer Ausbildung und späterer Verwerthung zu bieten.

Lisbeth lehnte auch diese Vorschläge ab. — Aehnliche Pläne hatte sie selbst in früheren Tagen erwogen und schon lange verworfen.

Kitschner wüthete. Er drohte — es war wohl nicht ganz sein Ernst! — mit Entziehung der Rente.

Lisbeth lächelte nur. — Bei dieser Sachlage, gab sie mit kühler Ruhe zur Antwort, müsse er doch selbst einsehen, wie nothwendig es für sie sei, sich von seiner Gnade unabhängig zu machen und auf eigne Füße zu stellen.

So blieb dem ehrenwerthen Kitschner schließlich nichts Anderes übrig, als grollend und in der Weise glorreich den Rückzug anzutreten, daß er der Schwägerin, nicht durch die Blume, sondern recht sehr verständlich, den weiteren Besuch seines Hauses verbot.

Die unbequeme Schwägerin ertrug auch diese Wendung mit dem ihr eignen Gleichmuth. — Was sie sich vorgenommen, war selbstverständlich trotzdem geschehen. Die Sitzungen bei Schmelzer hatten bereits begonnen und nahmen ungestört ihren Fortgang.

Guido schwelgte. Es war, als ob er seinen ohnehin als süß berüchtigten Pinsel in diesem außerordentlichen Falle statt in Oel in koncentrirte Zuckerlösung versenke. Und so kam denn, ohne weitere Störung durch mißgünstige Schwäger, in auffallend kurzer Zeit ein Schmelzer zu Stande, wie ihn die Mitwelt so schön noch niemals gesehen!

Nach seiner Fertigstellung — Meister Guido zeigte sich so geschmackvoll, von dem Erlös für die bald nachher sehr günstig verkaufte Leinwand Lisbeth eine Summe „als Geschäftsantheil" zu überreichen, was sie gnädig annahm, — kam, wie verabredet, die Reihe an Former. Ihm wurden, der Aufgabe entsprechend, für seine Nymphen großmüthig Kopf, Hals und Arme bewilligt.

Auch Laßnig, dem Dritten im Bunde, der in den Pausen zeitweilig durch die Wandpforte erschien, wurde schon jetzt dann und wann, wenn es gerade paßte, gewissermaßen auf Abschlag eine kleine Gastsitzung gewährt.

Und da es der Dame drüben bei dem Weltkind offenbar ganz vorzüglich gefiel, so wußte sie es einzurichten, daß sie auch sonst manchmal — zufällig natürlich! — in die Werkstätte zur Rechten gerieth.

* * *

Während unter solchen Umständen die Nymphen der Vollendung entgegenreiften, nahm die Jagd nach dem Modell, die nun auch Laßnig schon recht unerfreulich zu finden begann, ungestört ihren Fortgang. Zahlreiche Bewerberinnen, die alle darin übereinstimmten, daß sie sich würdig hielten, mit Frau Venus selbst um den Preis der Schönheit zu ringen, erschienen, wurden ungenügend befunden und verschwanden, wie sie gekommen.

Für Lisbeth Erdringer, welcher unter den mancherlei Annehmlichkeiten, die sie am Leben schätzte, die Abwechslung besonders begehrenswerth schien, waren diese sich häufig in ihrer Anwesenheit abspielenden Vorgänge ein Gegenstand von großem Interesse. Von den beiden Künstlern als gleichberechtigte Großmacht behandelt, war sie über das Preisausschreiben und, was damit zusammenhing, unterrichtet. Der Zweck der Heerschau war ihr also bekannt, nicht minder deren einstweilen klägliches Ergebniß.

Ob Erdringers Tochter, die „natürlich" nicht neugierig war, doch hie und da einen Blick durch die Vorhänge der Garderobe gewagt haben mochte, in die sie sich zurückzog, wenn eine der zwecklosen Besichtigungen während der Zeit ihrer Sitzungen stattfand, ist ihr Geheimniß geblieben. Sie hörte aber und fand sich dabei allmählich von einer ganz eigenartigen Regung ergriffen. Das Gefühl der eigenen Schönheit, die sie ahnte, ohne sie doch in ihrer ganzen Vollendung zu kennen, erwachte in ihr und drängte triumphirend nach außen. Wenn sie, in der Garderobe verborgen, den resultatlosen Verhandlungen lauschte, fühlte sie die beinahe unwiderstehliche Neigung, die Gewänder der Nymphe von sich zu werfen und hinauszu-

treten, um neben der Armuth jener unzulänglichen Geschöpfe das Panier des eignen Reichthums, der eignen sieghaften Schönheit zu zeigen! . . .

Das währte einige Wochen. — Neugierig belauschte Lisbeth, was in ihr vorging, und ließ es gedeihen. Ihre Bedenken, die sie Vorurtheil und Anerzogenheit nannte, hielten vor der Lust am Ungewöhnlichen und Neuen nicht lange Stand.. Schließlich kam ein Entschluß in ihr zur Reife. Sie schien sehr befriedigt, als sie so weit gelangt war, und legte sich am Abend jenes Tages, nach einer Berathung mit ihrem Spiegel, der übrigens viel zu klein war, um die Frage, die sie ihm stellte, ganz zu beantworten, mit vergnügten Mienen zu Bett.. Ihr krauses Blut brandete in angenehmen, wohligen Wellen; neugierige, erwartungsvolle, mit dem Reiz des Verschleierten geschmückte Regungen wogten in ihr auf; und schließlich schlief sie mit dem Lächeln eines Kindes ein, das eine große Ueberraschung erwartet. —

Am folgenden Tage schon wurde diese Ueberraschung zur That. — Streng genommen allerdings wurde sie dem ahnungslosen Former bereitet.

Wieder hatte eine Bewerberin unverrichteter Dinge die Werkstätte verlassen. — Diesen Vorgang hatte Lisbeth anscheinend als das entscheidende Zeichen für das eigene Handeln erwartet. Sie trat aus der Garderobe, in der sie gespannt gelauscht hatte, hervor und nahm harmlos, als wälze sie nicht die ungeahntesten Pläne, ihre Stellung wieder ein. Nur ihr Blick verrieth Besonderes und streifte von Zeit zu Zeit mit eigenthümlichem Ausdruck den arbeitenden Künstler.

Während der nächsten Pause dann zog sie sich mit fliegenden Pulsen und einem vielsagenden Lächeln, das Former sah, ohne es zu verstehen, in die Garderobe zurück. Wenige Minuten später theilte sie die Vorhänge und trat, von den Kleidern befreit und mit dem ganzen Reize ihrer schlanken, tadellosen Jugend geschmückt, wieder heraus.

„Würde Ihnen," fragte sie, „dieses genügen?"

Sie war etwas blaß, als sie mit leicht bebender Stimme so zu ihm sprach, und ihre Augen hingen mit einem brennenden, durstigen Ausdruck an seinem Gesicht und an seinen Lippen.

Former war starr, das hatte er denn doch nicht erwartet. — Einen Augenblick nur lag die ästhetische Bewunderung des Menschen in seinem Blick; der eigenartige Ausdruck ihres Auges und ihrer Züge nahm seine Aufmerksamkeit flüchtig gefangen —; dann aber siegte ganz das Interesse des Künstlers.

Er bat sie, auf das Podium zu treten, und gab ihr, sie kaum berührend, die Stellung. Dann trat er zurück. — „Außerordentlich!" rief er, und seine Begeisterung war, das hörte man, echt.

Lisbeths Augen glühten. — Hochaufgerichtet, wie es die Stellung mit sich brachte, stand sie mit einem Gefühle, das sie köstlich dünkte vor Allem, was sie bisher erlebt, auf der Estrade. Die ungewohnte, in der Bild-

hauerwerkstätte doppelt fühlbare Kühle drang auf sie ein und überrieselte leicht ihre Haut; von innen aber kam ihr die Frische der Jugend, siegreich und unwiderstehlich, mit wohliger Wärme zu Hilfe. Ihr war, als kämpfe sie spielend gegen sanft dahingleitende Wellen, die sie bald kühl umflossen, bald wie mit weicher, wärmender Handfläche berührten. In ihrem Auge aber sprühte ein triumphirendes Licht —: die Siegesfackel, die sie ihrer jugendlichen Schönheit entzündet! —

Auch dieser große Moment gehörte, wie alle seinesgleichen, der Vergangenheit an. Lisbeth hatte sich wieder in das Gewand der Nymphe gehüllt.

„Und wollen Sie also wirklich?" fragte Former, noch immer nicht ganz sicher, ob er nicht träume.

„Gewiß will ich!" antwortete sie. — „Es schien mir zwar etwas kühl vorhin; aber ich werde mich mit der Zeit daran gewöhnen."

„Sie ahnen nicht, wie sehr Sie mich verpflichten!"

„Doch, ich ahne es! Ihre Noth hat mich gerührt; freilich, wäre es mir selbst nicht —"

Lisbeth brach ab, als übergehe sie Gedanken, die sie lieber für sich behielt. Dann fügte sie, abermals das Nützliche dem Angenehmen verbindend und die ihr zur Verfügung stehende Eleganz des Ausdrucks diesmal in anderer Fassung bewährend, hinzu: „Ich gestatte Ihnen dagegen, sich bei mir zu revanchiren. Sie dürfen, wenn es Ihnen beliebt und billig erscheint, meine Gage" — diesmal nannte sie es Gage — „entsprechend erhöhen."

Former bewahrte gebührenden Ernst und beeilte sich, jede Zusage zu geben. — „Sie haben nur zu bestimmen!" versicherte er. „Noch mehr, wenn ich den Preis erhalte, erlauben Sie vielleicht, daß ich, wie Schmelzer, einen Theil —"

„Das überlasse ich vollständig Ihnen," erklärte sie mit einem Tonfall, der gnädig gewährte, wo sie doch empfangen sollte, „ich werde mich nicht sträuben. Sie wissen, ich verachte das Geld, aber eben darum liebe ich, möglichst viel davon zu besitzen. Hoffen wir zunächst, daß Ihnen Ihr Vorhaben gelingt! Jedenfalls aber," sie legte den Finger bedeutungsvoll auf den Mund — „strengstes Geheimniß natürlich gegen Jedermann! Sie verstehen — ich bin gerne bereit, Ihnen zu nützen, aber die Sache muß ganz unter uns bleiben."

„Selbstverständlich —; selbstverständlich! Ich bin Ihnen ja so sehr zu Dank verpflichtet! Ich werde nie vergessen, was Sie für mich thun wollen."

Dame Lisbeth schien in Gedanken. — „Ich glaube," versetzte sie nach kurzem Schweigen träumerisch, „daß die Sache auch mir einige Befriedigung gewährt!"

Der Sinn dieser Wendung war für Former einigermaßen dunkel, aber er drang nicht weiter in sie. Er gelobte nur nochmals Verschwiegenheit und größtes Geheimniß.

Damit war das aussichtsvolle Uebereinkommen besiegelt, und schon am nächsten Morgen machte man die Verabredung zur That.

Former war hochbefriedigt, glücklich, der unerfreulichen Jagd so unverhofft und in solcher Weise überhoben zu sein. Er hatte gewiß Mitgefühl für Laßnigs immer noch dauernde Nothlage. Aber auch ihm gegenüber gab er sein Geheimniß nicht preis. Sein Gelöbniß band ihn. Aber auch wenn er nicht gebunden gewesen wäre, hätte er doch nicht gesprochen, denn er war sich bewußt, daß es in mehr als einer Beziehung das Beste sein werde, sein Glück für sich zu behalten und sich so seltenen Juwels in aller Stille zu freuen.

Dieser zweckmäßige und gewiß begreifliche Gedanke und Entschluß hatte nur einen Fehler: er kam nicht zur Ausführung. Das Schicksal hatte es anders beschlossen; — und schon bald nachdem die geheimnißvollen Sitzungen in Formers Werkstätte ihren Anfang genommen, enthüllte es seine bezüglichen Pläne.

* * *

Es war Abend. Pinsel und Modellirholz ruhten, und Former — die Nachbarn hatten sich in den letzten Tagen nur wenig gesehen — war nach alter Gewohnheit zu Laßnig hinübergekommen. Die Herren schienen etwas erholungsbedürftig und hatten sich in bequeme Ruhestellung begeben.

Formers lange Gestalt in einer Hülle, die, ohne neuester Chic zu sein, doch einer gewissen künstlerischen Eleganz nicht entbehrte, ruhte in einem Lehnstuhl, eine Flasche Bier und eine Cigarette dienten ihm zur Erquickung.

Laßnig schlank, aber etwas weniger lang, in seinem Anzug größere Ansprüche an den modernen Sinn seines Schneiders verrathend, lag auf einem Langstuhl, hatte eine Tasse Thee vor sich und rauchte ebenfalls eine Cigarette.

Die Unterhaltung quälte sich auffallend mühsam dahin. Laßnig war sichtlich zerstreut; er sprach und antwortete in der gezwungenen Art eines Mannes, der etwas sagen möchte, ohne den Entschluß oder den passenden Uebergang und Anfang dazu zu finden.

Schließlich schwieg er ganz, unternahm dagegen eine Reihe ziemlich ungewöhnlicher Dinge. — Er entschloß sich, seine bequeme Ruhelage zu opfern, stand auf und näherte sich dem Spiegel. Dort angekommen, unterwarf er zunächst sein in der Mitte gescheiteltes, vorn kurz abgeschnittenes, nach Florentiner Art in die Stirne gekämmtes Haar einer eingehenden Prüfung. Dann trat er etwas zurück und sah sein ganzes Ich längere Zeit höchst gedankenschwer an.

Diese Unternehmungen mußten seine Entschlußfähigkeit entschieden gestärkt haben, er machte Kehrt und ging auf Former zu.

Höchst fatale Geschichte, stieß er zwischen den Lippen hervor.

„Welche Geschichte?“

„Die bekannte, — Venus-Modell!“

„Ja,“ meinte Former gedehnt und mit auffallender Zurückhaltung, „fatale Geschichte!“

„Nun,“ gab Laßnig etwas überraschend zurück, „Du bist ja gedeckt!“

Former horchte auf, sein ohnehin leicht rosig angehauchtes Gesicht wurde einen Ton tiefer, seine hellen blauen Augen blickten überrascht, und seine Hand fuhr unwillkürlich durch den gewellten röthlichen Schnurrbart.

Laßnig wartete die Antwort nicht ab. — „Ich aber,“ rief er, „bin nicht gedeckt. Und offen gestanden, ich bin der zwecklosen Jagd reichlich müde.“ Der Sprechende hielt einen Augenblick inne, dann stieß er mit jener Raschheit, die man beim Ueberschreiten einer nicht ganz sicheren Brücke unwillkürlich entwickelt, hastig heraus: „Und eben darum möchte ich Dich freundnachbarlich fragen, — hättest Du etwas dagegen, wenn Lisbeth Erdringer mir gleiche Gnade erwiese, wie Dir?“

Formers Stirn färbte sich noch einen Ton tiefer. — „Wie mir? — Woher weißt Du?“

Laßnig, der die fatale Brücke nun hinter sich wußte, blickte, augenscheinlich erleichtert, mit seinen sympathischen braunen Augen herüber. — „Woher ich es weiß? Von ihr selbst natürlich!“

„Von ihr selbst, nicht übel! . . . Und mir hat sie größte Verschwiegenheit zur Bedingung gemacht!“

„Mir ja auch; — selbstverständlich!“

„Nette Verschwiegenheit . . . und sie selbst plaudert zuerst!“

„Sie kennt eben Ausnahmen; ich spreche ja auch nur mit Dir darüber! . . . Nun, hast Du Bedenken?“

Former antwortete nicht sofort. — „Bedenken?“ meinte er dann zögernd, „ich fürchte, ja.“

„Welche?“

„Verschiedene!“

„Zum Beispiel?“

„Zum ersten: — sie ist unseres Freundes Kitschner Schwägerin.“

„Stimmt! . . . aber wenn ich recht unterrichtet bin, verkehrt sie nicht mehr im Hause.“

„Das ändert nicht viel!“

„Weiter?“

„Weiter ist sie unseres alten Gönners Erdringer Tochter; . . . Du weißt, wir haben ausgedehnte Gastfreundschaft im Hause genossen.“

„Stimmt wieder; . . . aber Du, mein Bester, hast Dich trotzdem nicht abhalten lassen —“

„Ja, das ist auch etwas Anderes! Einer ist weniger als zwei!“

„Unbestreitbar, — entschuldige nur, daß ich Dich trotzdem nicht recht begreife!“

„O, das ist doch einfach! — Wenn sie Einem dergleichen gewährt, so

kann man das zur Noth noch anders erklären, als wenn es schon bei Zweien geschieht, und außerdem . . ."

„Außerdem . . .?"

„Außerdem . . . werde, bitte, nicht böse! Aber wenn ich eine Tochter als Akt zu vergeben hätte, dann würde ich mich bei Dir doch doppelt besinnen!"

„So?! . . . und bei Dir?"

„Bei mir . . . weniger!"

„Du hältst Dich also sozusagen für besser?"

„Das gerade nicht, aber meine Gepflogenheiten sind andere, und auf die Gepflogenheiten, Liebster, kommt es an."

„Gepflogenheiten? . . . da bin ich aber begierig!"

„Nun denn," lächelte Former mit einiger Selbstironie, „ich bin im Grunde vielleicht auch nicht so übel —; aber ich bin ein trockener Geselle, sozusagen eine lederne Haut! Eine richtige Berühmtheit, scheint mir, bin ich ebenfalls nicht —"

„Du meinst, die Gepflogenheiten der richtigen Berühmtheiten seien bedenklich?"

„Kann sein! . . . Nun denn, Du also, mein Lieber, bist so eine Berühmtheit —"

„Danke!"

„Bitte! — bist der große Laßnig, begehrt und geehrt von den kaufkräftigsten Kunstliebhabern, umschwärmt von den Frauen, Töchtern und Schwestern dieser kaufkräftigen Männer. Der gewaltige Pherussi, der, wenn ich nicht irre, Dich künstlerisch eigentlich gegründet zu haben vermeint, ist in Dich verliebt; seine Tochter, sagt man, noch mehr. Und der grimme Zahlenmann hätte, meint man —"

„Sagt man; meint man! . . . Du bist aber wirklich nicht übel."

„Verzeih, das Alles ist doch nur höchst schmeichelhaft für Dich! . . . Also, Du bist eine Berühmtheit; bist ein Held, ein Großer, ein Mann, der Gnaden austheilen kann und sie auch wirklich austheilt. Und das, weißt Du, geht in die Gepflogenheiten über. Solche Gnadenspender bekommen in Allem eine . . . etwas leichte Hand —"

„Und Du? . . . Du fühlst Dich wohl sehr stolz, daß Du nicht bist wie jener?"

„Stolz? wer weiß, vielleicht beneide ich Dich!" entgegnete Former mit einem Gesicht, man wußte nicht recht, ob er scherzte oder im Ernst sprach. „Jedenfalls stecke ich tief in der grauen Theorie!"

„Und ich, meinst Du?"

„Du, Du sitzest auf des Lebens goldenem Baum!"

„Hoffentlich hältst Du das nicht für etwas auffallend Schlimmes!"

„Vielleicht das Gegentheil!"

„Du scherzest! . . . Nun, ich will zu beachten suchen, was Du Ge-

pflogenheiten nennst! Aber an diesen Gesichtswinkel zur Sache dachte ich eigentlich nicht; ich dachte an Dich! Wie ist es, würdest Du Dich für sehr beeinträchtigt halten, oder könntest Du Dich zu dem Opfer entschließen, mir Lisbeths Zeit theilweise zu überlassen?"

„Ueberlassen! . . . darüber hat doch in erster Linie sie selbst zu entscheiden! Was mich betrifft, so hätte ich sie ja natürlich lieber allein, das wirst Du verstehen. Einem Anderen gegenüber, weiß ich auch nicht, was ich thäte! Aber da Du es bist und wohl kaum so bald etwas Passendes findest, wollen wir die Sache versuchen. Ich denke, sie läßt sich einrichten. Pressirt sind wir noch nicht allzusehr —"

„Also unlauteren Wettbewerb würdest Du nicht darin finden?"

„Fällt mir nicht ein; es kommt ja doch hauptsächlich darauf an, was Du aus ihr gestaltest! . . . Weißt Du denn überhaupt, ob sie Dir paßt?"

„Gewiß weiß ich das!"

„Du hast sie gesehen —?"

„Natürlich! . . . Kürzlich, als Du mit der Ablieferung und Aufstellung der Nymphen zu thun hattest, war sie mehrere Male bei mir —"

„Und —?"

„Ja, es war überraschend! Eben hatte ich eine Parze, die sich für Frau Venus ausgab, mit Dank wieder entlassen, da verschwand sie . . . und eins, zwei, drei —"

Former schüttelte den Kopf. — „Merkwürdig, gerade wie bei mir; sie hat, scheint es, Methode!"

Laßnig schien noch im Bann seiner Erinnerung. —

„Ich sage Dir," rief er entzückt, „eine Schönheit, um einen Gott zu bethören!"

„Vielleicht auch einen . . . Halbgott, mein Bester! . . . . Merkwürdiges Mädchen jedenfalls; was sie sich wohl dabei denken mag? Habgier scheint es nicht zu sein . . ."

„Sie wünscht vielleicht, Kitschner, den sie zu wenig schätzt, etwas zu ärgern!"

„Der erfährt es ja nicht!"

„Es könnte ihr Spaß machen, mit dem Gedanken zu spielen!"

„Möglich; — es könnte auch etwas Anderes sein!"

„Was meinst Du?"

Former blickte nachdenklich. — „Phryne-Aspasia," sprach er, „vielleicht fühlt sie hellenisch."

„Phryne-Aspasia . . . warum alle Beide?"

„Das kannst Du Dir denken!"

„Wenn ich mir einige Mühe gebe, vielleicht! Aber, mein Lieber, ich denke auch, dieser beiden Damen Art ist mit der ganzen Griechenheit rettungslos untergegangen! Wir haben zu dergleichen nicht mehr das echte Talent!"

„Aber wir sind doch dieselben Menschen, mit denselben Trieben —"

„Das ist eben die Frage! . . . Es giebt keine modernen Hellenen; die heutigen Griechen sind weit davon entfernt! Und wir Anderen —; wir fühlen manchmal etwas, das uns unheimlich scheint, und dann geben wir zu unserer Beruhigung vor, es sei hellenisch, weil das eine geschmackvolle Erklärung oder Entschuldigung ist! . . . Uebrigens, mir kann es schließlich gleichgiltig sein, was Lisbeth sich denkt, wenn Du nur nicht denkst, daß ich unlauteren Wettbewerb treibe —"

„Kein Gedanke; — das wäre ja Unsinn!"

„Nun denn, dann bin ich Dir dankbar und werde mich ihrer bemächtigen."

„Nimm sie hin! . . . Wollen sehen, daß wir uns in Güte vertragen, Wenn sie Lust hat nämlich, ihre Arbeit wird doppelt —"

„Sie hat Lust, . . . sie hat es mir schon in Gnaden versichert!"

Ueber Formers Gesicht zuckte ein verstehendes Lächeln. — „Das konnte ich mir vorstellen!" dachte er.

Aber er sagte nur: „Nun gut, wenn sie daran festhält, so laß uns die Sache versuchen!"

## III.

Lisbeth hatte erreicht, was sie wollte, und war sichtlich befriedigt. Sie befand sich in der angenehmen Lage, gnädig gewähren zu können, was sie selbst auf einem Umwege angestrebt hatte, und verpflichtete sich großmüthig, von nun ab beiden Freunden zu dienen. Ihr Versprechen verhieß eine ansehnliche Leistung; aber sie fühlte sich sicher. Und in der That, was hätte diese siegreiche Jugend, wenn Lust und Neigung sie trieben, nicht spielend vermocht!

Auch Former und Laßnig waren vorläufig zufrieden. Sie waren genöthigt, gewisse Opfer zu bringen, aber sie wußten den Ausgleich in Güte zu finden. Zeit war noch genügend vorhanden, die Arbeiten gediehen! — es lag kein Grund für Störung des Einverständnisses vor.

Dieses erfreuliche Verhältniß blieb ziemlich lange bestehen. Schließlich trat gleichwohl eine kleine bezeichnende Veränderung ein; — die Stellung des Modells zu den beiden Werkstätten begann sich mehr und mehr zu verschieben.

War Lisbeth früher von links ausgegangen, um sich nach rechts zu begeben, so war sie bald mehr zur Rechten zu Hause und kam gewissermaßen von da zu Former herüber. — Links war die Arbeit schwer — bleischwer! seufzte Lisbeth — und der Künstler vergaß über dem Werk manchmal nicht nur das Modell, sondern auch die nöthigen Pausen; rechts konnte solche Vergeßlichkeit wohl auch vorkommen, denn auch dort wurde energisch gearbeitet, aber um so heiterer und gegebenenfalls um so länger war dann stets die Zeit der Erholung. Links war die eigentliche Werkstätte schmuck-

los und düster — Lisbeth nannte sie eine feuchte, nichtswürdige Höhle —, das einfache Vorzimmer aber bot der Abwechslung nicht viel; rechts waren die Werkstätten auch nicht viel besser als Höhlen, die beiden Vorzimmer aber, das eine mehr Salon, das andere mehr Boudoir, erschienen mit all' den darin aufgehäuften alten und neuen Schätzen als wahre Fundgrube für kapriciösen, weiblichen Spürsinn! Links wurde zeitweise wohl auch an die Annehmlichkeit einer Erfrischung gedacht; rechts gehörte die reichhaltigste Auswahl an guten Dingen verschiedener Art mit zum Programm! Kurz: — links war man durchschnittlich froh, die Thür wieder von außen zu schließen, rechts ging man nur ungern wieder durch sie heraus.

Lisbeth blieb zunächst für ihre Verhältnisse auffallend tapfer. Wenn sie den Einen entschieden bevorzugte, so entzog sie dem Anderen darum doch nicht, was ihm gebührte. Aber es war ihr stets eine Freude und eine Erholung, bei Laßnig zu sein. Denn nichts angenehmer, als dort während der Pausen, leicht bedeckt, auf den Teppichen und Fellen der wohlgewärmten Vorzimmer zu ruhen, Cigaretten zu rauchen, Thee oder Kaffee zu schlürfen, zu lachen und zu scherzen, sich zu dehnen und zu strecken und an dem Entzücken des immer wieder zu Thon oder zum Skizzenbuch greifenden Künstlers zu weiden . . .

So folgten sich die Tage, und ihnen folgten die Wochen. Das Verhältniß zwischen Künstler und Urbild in der Werkstätte zur Rechten wurde unmerklich immer intimer. — Lisbeth blieb nach beendeter Sitzung oft bis in die späte Nacht, unter anregendem Plaudern, unter Scherz und Gesang zu der von Laßnig verständnißvoll gespielten Mandoline; bei Thee, feurigem Muskatwein, lockenden Früchten, süßem Naschwerk und Cigaretten von einschmeichelnd erregendem Duft!

Fröhlich gedieh in diesen Tagen und Wochen unter Laßnigs Händen das Werk; und immer fröhlicher gestaltete sich die Beziehung zwischen Meister und Urbild. — Bald hatte der erste Manneskuß Lisbeths nach Erfahrung dürstende Lippen entsiegelt. — Wie auf einem buntbewimpelten Floß glitt sie, suchenden Auges und lauschenden Ohres, heiter stromab; und das warnende Rauschen der nicht mehr fernen Stromschnelle, zu der es sie unwiderstehlich hinriß, klang ihr lockend wie Sirenengesang, wie Tanzlied und gedämpfter Klang froher Musik.

So glitt sie unaufhaltsam stromab —

Und der Augenblick kam. Aus der Erwartung wurde Erlebniß; — sie verstand, was die Wasser, warnend und lockend, gerauscht, verstand den Sinn des geheimnißvoll süßen Sangs der Sirenen . . .

Langsam, ganz wie immer, machte sie, an jenem Abend spät nach Hause zurückgekehrt, ihre Abendtoilette. Dann ging sie zu Bett. Ihr Blut kreiste ruhig, ihr Gesicht war klar, ihre Stirn ohne Falten.

Behaglich hüllte sie die jugendlich schlanke Gestalt in die Decken und

dehnte wohlig die Glieder. — Jetzt war sie müde; es war so angenehm, müde zu sein; Alles war angenehm, so schön und angenehm! . . .

Wie ein belustigtes Lächeln huschte es einen Augenblick über die sinnenden Züge. Eine Erinnerung! Sie sah den Bären, ein ansehnliches Mitglied der Batrachiergemeinschaft, der schon lange um sie warb — und ihr erst heute noch einen schweren Liebes- und Heirathsantrag gemacht hatte, bildlich vor sich auf den Knieen.

„Armer Bär!“ kam es in krauser Gedankenverbindung von ihren Lippen.

Das Lächeln erlosch. Lisbeth legte sich noch etwas behaglicher zurecht. — Ja, das Leben war schön; man mußte es nur richtig verstehen! Verheißungsvoll wie eine Bühne lag es vor ihr —; einen Vorhang hatte sie eben zurückgeschoben, aber es lagen noch viele, viele Vorhänge dahinter . .

Gedankenverloren folgten der Ruhenden schon traumbefangene Blicke dem Zeiger der Weckuhr an der gegenüberliegenden Wand. Wie er langsam vorrückte, jede Minute einmal, sechzig Mal in der Stunde, schien er ihr ein Bild des Lebens, wie sie es verstand! Vorwärts rückte er, immer vorwärts . . . auf dem Weiß des Zifferblattes aber blieb von seinem Lauf keine Spur!

— — — — — — — — — — — — — — —

Weit weniger harmlos und nicht besonders geruhsam verbrachte Laßnig den Rest dieser Nacht, und in keineswegs rosiger Laune stieg er am folgenden Morgen in seine Werkstätte hinab. — Als aber Lisbeth, ein Lächeln auf den Lippen und strahlend wie der junge Tag, zur gewohnten Stunde hereintrat und ganz und gar nicht sentimental erschien, da fing auch er an, sich wieder freier zu fühlen. Die Schatten, die seine Stimmung verdüstert hatten, hielten vor ihrer lächelnden Unbefangenheit nicht lange Stand.

Sie war doch ein ganz ausgezeichnetes Menschenkind, in jeder Beziehung; jeden Tag gefiel sie ihm besser. Und merkwürdig —, seine Arbeit ging immer leichter von statten, wie sie selbst ihm als Urbild täglich besser entsprach!

So, wie sie jetzt war, lebte sie seine Idee; so war sie glänzend! So, gerade so war sie die ideale Verkörperung dessen, was ihm vorschwebte, für sein entstehendes Werk! —

Was den einen der Nachbarn erfreute, das sollte den andern schließlich verstimmen. — Die Verschiebung des Heimatsverhältnisses hatte Former natürlich bemerkt, aber er glaubte sich keinen besonderen Kummer darüber machen zu sollen. Noch mehr, er war trotzdem wiederholt des Abends drüben erschienen, selbst dann noch, als Lisbeth, auch zu dieser für Arbeitszwecke immerhin etwas ungewöhnlichen Zeit, ihn mit einem Selbstverständlichkeit andeutenden Lächeln dort beinahe stets an der Seite des Freundes empfing.

Schließlich hatte er diese Besuche allerdings unterlassen. Er hatte das Gefühl, daß die Rolle, die er bei diesen Zusammenkünften spielte, nicht gerade eine der begehrtesten sei, und hielt es für zweckmäßig, die Folgerung aus dieser Empfindung zu ziehen. Gekränkt aber glaubte er sich nicht durch die Gestaltung der Sache, jedenfalls suchte er vor sich selbst den Schein aufrecht zu erhalten, sie lasse ihn kühl.

Etwas weniger angenehm empfand er es, eingestandenermaßen, daß Lisbeth sich wiederholt bei ihm entschuldigte, während sie, wie ihm nicht unbekannt bleiben konnte, drüben bei Laßnig erschien.

Auch darauf kam er, wenn sie sich wieder einstellte, nur scherzweise zurück. Er konnte sie ja nicht zwingen! Besser, sie kam unregelmäßig als gar nicht; und wenn man ihr Vorstellungen machte, so war das Zweite bei ihrer Eigenart doch sehr zu befürchten. Er machte also gute Miene zu dem Spiel, das ihn keineswegs besonders erfreute.

Tiefer verstimmt wurde er erst, als er sich überzeugte, daß ihm die Arbeit nicht mehr gelingen wollte, daß ihm seine ursprüngliche Idee gewissermaßen unter den Händen entschlüpfte.

Die Ursache dieser Erscheinung blieb ihm zunächst verborgen. Er forschte, verglich mit den Studien und Entwürfen, die er früher gefertigt, saß und sann lange, ohne, was eigentlich vorlag, zu finden.

Eines aber wurde ihm endlich Gewißheit: was jetzt entstand, harmonirte nicht mehr mit seinem ursprünglichen Plan; es war ja vielleicht an sich nicht übel, aber es war nicht das, was er früher geschaut, war nicht Venus, wie er sie beim Beginn der Arbeit geträumt!

Er änderte, änderte nochmals, änderte wieder . . . ., die Sache wurde schlimmer, nicht besser!

Merkwürdiger Weise schien das Resultat seiner Bemühungen immer dann etwas günstiger, wenn er, von Lisbeth im Stich gelassen, gezwungen war, nach der Vorstellung oder nach seinen Entwürfen zu schaffen, als wenn sie sich zeitweise zu einer Sitzung bequemte. Einen wirklichen Fortschritt aber brachte dem Werk weder das Eine, noch das Andere; es war kein Zweifel, daß sich die Arbeit in einem fehlerhaften Kreise bewegte.

Ergrimmt — Lisbeth hatte ihn seit einigen Tagen, ohne eine Erklärung für nöthig zu halten, wieder im Stiche gelassen — verschwand der tief verstimmte Mann für einige Zeit aus der Werkstätte. Die Ursache des Mißerfolges seiner heißen Bemühungen war ihm ja unklar, das Mißlingen selbst aber war nur zu klar! Er begann, an sich, an seinem Können, an seinem Beruf zur Sache zu zweifeln, und sah sein Heil schließlich in zeitweiser Flucht!

Als er sich endlich nothgedrungen zur Rückkehr entschloß, fand es sich, daß auch das säumige Modell sich seiner erinnerte und einige Male mit löblicher Beharrlichkeit bei ihm erschien. Ruhiger und mit unbefangenerem Blick trat der Zurückgekehrte an die unterbrochene Arbeit heran. Das ent-

stehende Werk selbst ließ er unter der Hülle; dagegen knetete er mehrere Entwürfe und zeichnete einige Skizzen.

Und als er nun das neu Entstandene neben das früher Gewordene stellte und klaren, ruhigen Blickes lange und eingehend verglich, da zeigte es sich, daß Arbeitspausen doch oft zu großem Segen gereichen. Denn nun glaubte er die Ursache seines Mißerfolges zu sehen!

In der That, je genauer er zusah, je schärfer sein Blick die einmal aufgenommene Fährte verfolgte, um so zweifelloser schien ihm, er sei auf der richtigen Spur. — Dämmerumwoben wie die Morgenröthe war Lisbeth zu ihm gekommen; jetzt war etwas an ihr, das, andeutungsweise, aber unverkennbar, an die heraufziehende Schwüle des Sommertages gemahnte.

Noch mißtraute er seiner neuen Entdeckung. Er ließ einige Tage vergehen, erwog und prüfte, verglich nach Lisbeth, wenn sie gerade erschien, und wenn sie ihn wieder im Stich ließ, nach seinen Entwürfen, Studien und Skizzen. Schließlich glaubte er seiner Sache sicher zu sein, und sein Entschluß gelangte zur Reife.

Lisbeth Erdringers zunehmende Herablassung und Gnade war ihm vielleicht doch unangenehmer, als er sich offen gestand; vielleicht gefiel ihm Anderes an der Entwicklung dieser Angelegenheit nicht. Kurz: — er wollte, so beschloß er, einen Strich unter diese unerquickliche Historie setzen. Das schien ihm nicht nur zweckmäßig, sondern es war auch das Einzige, was er selbst dabei thun konnte. Und es war nebenbei doch eine Art von Revanche.

Das kapriciöse Modell kam der Absicht des Künstlers auf halbem Wege entgegen. Sie ließ sich, ohne eine Entschuldigung für nöthig zu halten, wieder mehr als eine Woche nicht blicken. Ihr Weg führte eben nur dahin, wohin ihr Interesse sie zog; und ihr Interesse verbrauchte sich unter Umständen sehr rasch. Das Atelier zur Linken aber gehörte schon seit Langem zu den Dingen, die sie nicht mehr interessirten.

Damit war der Vorwand, dessen Former bedurfte, gegeben. Nun handelte es sich nur noch darum, die Sache zum Klappen zu bringen; und zwar sollte das, so war sein Entschluß, auf mündlichem Wege geschehen.

Die Dame kam nicht von selbst; man mußte sie also bitten, zu kommen. Einige höfliche Zeilen gingen an sie ab, und sie ließ sich bewegen — sie kam.

Former, der keineswegs geärgert zu erscheinen, sondern in der eigenen Werthschätzung gehoben und großartig aus der Affaire hervorzugehen wünschte, nahm alle Ruhe und alle gemessene Höflichkeit, die ihm zur Verfügung stand, in die Hände. — Er habe, bemerkte er verbindlich und leichthin, ihr eine jedenfalls angenehme Eröffnung zu machen. Seine Arbeit sei nun so weit vorgeschritten, daß er sich so — „wie“ sagte er nicht — weiterzuhelfen vermöge. Und da er sich überzeugt habe, daß es wohl doch etwas zu anstrengend für sie sei, bei ihm und auch bei Laßnig zu sitzen, freue er

sich, sie nun für sein Theil entlasten zu können. Wirklich schon aus Rücksicht für ihre Gesundheit —

Lisbeth hatte aufmerksam und mit entsprechend verbindlichem Ausdruck dieser Kundgebung gelauscht. Sie zweifelte an der Aufrichtigkeit der angeführten Beweggründe, aber sie zeigte sich nicht begierig, die wirklichen zu erfahren. Formers Entschluß und Handeln machte indessen anscheinend einen gewissen Eindruck auf sie; ein Blick neu erwachenden Interesses streifte ihn, während er sprach. — Er habe Recht, gab sie dann zu, es sei auch wirklich etwas zu viel. Sie habe ihre Kräfte doch überschätzt. Wenn er also ohne sie fertig zu werden vermöge —

Er hoffe es!

Dann sei es ihr allerdings angenehm, ihre Mission hier als beendigt betrachten zu können.

Das war von beiden Seiten sehr hübsch und anziehend gesprochen. Former gedachte, seinen Besuch noch mehr zu verblüffen. — „Wenn ich," bemerkte er, „den Preis erhalte, werde ich mir selbstverständlich nicht nehmen lassen, unserer Verabredung gemäß —"

Sie schüttelte mit besonderem Lächeln den Kopf. — „Nein, nein, nein!" wehrte sie ab, „davon kann nun keine Rede mehr sein. Unser Vertrag ist vorzeitig gelöst —"

„Doch," bemerkte er großartig, „was immer auch geschehen sein möge, ich bin und bleibe Ihnen zu großem Danke verpflichtet. Ich werde also gegebenen Falles dennoch versuchen, Ihnen den kleinen Antheil zur Verfügung zu stellen —"

„Versuchen Sie es," meinte sie mit demselben eigenthümlichen Lächeln, „versuchen Sie es; ich fürchte nur, Sie werden nicht reüssiren!"

Mit diesen Worten, die bewiesen, daß auch Geld unter Umständen zu den Dingen gehörte, die sie nicht interessirten, erhob sie sich. — „Also abgemacht!" fügte sie, ehe er antworten konnte, hinzu. „Und nun, gut Glück zur weiteren Arbeit! Wenn Sie gestatten," so schloß sie mit einem Hauch von Malice in Ton und Ausdruck, „ziehe ich mich hier gleich durch die Wandpforte zurück. Ich werde bei Herrn Laßnig erwartet!"

„Sie haben nur zu befehlen!" versicherte er zuvorkommend und eilte voran, ihr die Wandpforte zu öffnen.

Noch eine Neigung des Kopfes von ihrer, eine Verbeugung von seiner Seite; dann schloß er die Thüre. Er that es geräuschlos. Darauf bewegte er den seit lange außer Dienst stehenden Riegel. Und dieses geschah allerdings nicht ohne ein scharfes Geräusch.

Former hatte sich möglichst gelassen betragen, aber er war ein Mensch schließlich. Und da bei Menschen, wenn sie sich ärgern, oft Gebärden verrathen, was der Mund maßvoll verschweigt, so führte die Hand aus, was der Kopf sich versagte: — sie drückte den, wahrscheinlich, weil er angerostet

war, ohnehin Widerstand leistenden Riegel mit grollendem Nachdruck hinter den Bügel.

Mit dieser, auch in der benachbarten Werkstätte hörbaren, gewissermaßen symbolischen Handlung war die Aktion beendet und die Schlacht sozusagen gewonnen.

Der Sieger aber setzte sich rittlings auf einen Stuhl, legte die beiden Hände auf die Lehne und kam sich — von drüben, wohin Lisbeth entschwunden, drang eben, dem Flug der Lerche zum Frühlingshimmel vergleichbar, das Echo eines goldhellen Frauenlachens herüber — doch einigermaßen thöricht, rathlos und festgeklemmt vor.

* * *

Am liebsten hätte Former nach diesem Treffen das Schlachtfeld gemieden und seine Werkstätte wieder für einige Tage geschlossen. Daran aber war nun nicht mehr zu denken. Der Ablieferungstermin für die Preisarbeiten stand zwar noch nicht unmittelbar bevor. Immerhin waren Wochen verloren gegangen, und es galt nun, die noch übrige Zeit zu Rathe zu halten. Die Jagd nach dem Modell wurde also sofort wieder aufgenommen und mit Hochdruck betrieben.

Der Erfolg war zunächst nicht besser als früher. — Um die Arbeit überhaupt fördern zu können, erwies es sich als nöthig, einstweilen die am wenigsten Ungeeigneten der Bewerberinnen auszuwählen und sie im Wechsel als Behelf zu verwenden.

Schließlich klopften zwei verschleierte Frauengestalten, die eine jung und schlank, die andere — offenbar nur Begleiterin — alt und behäbig, an die Pforte; und diese blieben. Das gesuchte Ersatz-Modell schien endlich gefunden. —

Das Volk der Batrachier war eine eigenthümliche Sekte. Wenn man sie geradezu fragte, so wußten sie nie, was im Hause in den verschiedenen Werkstätten vorging; wenn man aber ihre gelegentlichen Anspielungen hörte, erfuhr man, es war ihnen gleichwohl Alles bekannt. So wußten sie zum Beispiel durchaus nicht, daß Lisbeth Erdringer in den beiden Erdgeschoßwerkstätten als Urbild für die Preisarbeit gedient hatte; aber es war ihnen bekannt, daß sie jetzt ihr Wirken auf die Werkstätte zur Rechten beschränkte. Weiter wußten sie selbstverständlich nicht das Geringste von den neuesten Vorgängen, der wiederbegonnenen Modell-Jagd zur Linken; merkwürdiger Weise aber kannten sie dieser Vorgänge Entwicklung und Ausgang.

Als Former demnach an einem schönen Vorfrühlingstage nach längerer Unterbrechung wieder im Froschpfuhl erschien, wurde seine Angelegenheit der Gegenstand mehrfacher theilnehmender und überraschend sachkundiger Fragen.

Wie es denn mit seiner Preisarbeit stehe? bemerkte einer der Freunde. Er habe wohl das Modell gewechselt? meinte ein Zweiter. Ob er schon etwas Passendes als Ersatz gefunden? forschte der Dritte. Warum denn

die beiden Damen, die jetzt immer kämen, ihr Antlitz verhüllten? fragte ein Vierter.

Former, wie jeder Batrachier an derartige Scherze gewöhnt, hielt diesem Ansturm mit Gelassenheit Stand. — Er habe, gab er zu, allerdings das Modell gewechselt. Es sei ihm nöthig erschienen, einige Zeit Mosaik zu treiben und am Theile zu nehmen, was er am Ganzen vergeblich gesucht. Jetzt aber besitze er Alles, was er brauche, wieder am Ganzen und habe daher auch wieder festes Modell.

Die theilnehmende Wißbegier der Freunde schien durch diese Aufschlüsse noch nicht vollständig befriedigt. — Ob er denn das . . . frühere Modell nicht doch sehr vermisse? Und ob ihm das neue denn wirklich genüge?

Die beiden Modelle, berichtete Former nach kurzem Besinnen, seien sozusagen beide gleich gut. Wenn er es recht überlege, erscheine ihm das jetzige vielleicht in gewisser Beziehung noch etwas besser —

So, so? O! In der That? Wirklich? Also sei er befriedigt und Alles in Ordnung?

Gewiß sei er befriedigt und Alles in Ordnung! Die Theilnahme der Freunde rühre ihn sehr; aber sie könnten sich vollständig beruhigen. Es sei wirklich Alles in vorzüglicher Ordnung!

Weitere Aufschlüsse waren nicht zu erlangen gewesen. Die Ursache der andauernden Verschleierung des neuen Modells — boshafte Batrachier behaupteten, sie sei gegen etwaige weitere Raubgelüste der Werkstätte zur Rechten gerichtet — wurde in Frage und Antwort nicht weiter berührt. —

So war denn Former auch hier Herr des Schlachtfeldes geblieben, ja es gelang ihm sogar, seine Behauptung, er sei vollkommen zufrieden, durch ein heiteres Gesicht immerhin einigermaßen glaubhaft zu machen. Als der eigenartige Sieger und vorgeblich so sehr befriedigte Mann aber am Abend in seiner Werkstätte saß, das Gebild seiner Hände betrachtete und über die Lage nachdachte, da war von Heiterkeit und Befriedigung nichts auf seinem Antlitz zu sehen. Nein, er war nicht zufrieden; nein, das neue Modell, ein kümmerlicher Ersatz, erreichte das frühere, so wie es einst gewesen war, nicht! Man mußte sich einrichten, mußte hinnehmen, was nun einmal unabänderlich war; mußte ein zufriedenes Angesicht zeigen. Aber das war doch nichts weiter als erzwungene Weisheit und Maske. —

Und da! . . . da war er wieder, der lenzhafte Ton in der benachbarten Werkstätte; das wohlbekannte goldhelle Lachen! Leicht und licht wie die Luftwelle, die es dahintrug, flog es daher; und wie eine Herausforderung für den einsamen Träumer diesseits der Wandpforte drang es herüber!

Former lauschte — lauschte; und ein schwerer Seufzer löste sich langsam von seinen Lippen. — Ja, grau war er, grau war seine Theorie, und grau dünkte ihn sein Leben und Streben! Da drüben aber, da hauste Einer, der war anders, glücklicher geartet als er! Der war nicht grau, dem lachte die Sonne! Der hatte den Erfolg an seine Fahne zu fesseln

gewußt, schritt durch das Leben, als sei es ein blühender Garten, und jetzt — jetzt hatte er das erlesene Urbild für sein Werk und die Braut heimgeführt — und auch der Preis würde wohl lieber zu ihm sich gesellen!

Wieder flog er drüben auf, der lenzhafte Ton. — Former machte eine ungeduldige Bewegung. Was kümmerte es ihn; was hatte er denn? Fehlte ihm die angenehme Gewohnheit der Wandpforte, der traute Umgang des alten Genossen, mit dem er auseinandergekommen, wenn auch nicht verfeindet war, seit sich der Riegel dort so energisch geschlossen? Nein, er bedauerte diese Wendung, die das Unausgesprochene, das zwischen ihm und Jenem lag, mit sich gebracht hatte, doch das war es nicht. Aber was dann? War er etwa eifersüchtig? Nein, das wohl auch nicht! Aber saß er nicht einsam, bitter, von Zweifeln verfolgt hier in seiner Höhle, während drüben —

Draußen war es ganz Nacht geworden. Eine unfreundliche Vorfrühlingsnacht. Der Sturm brauste daher und schrie stöhnend auf, wenn er, allzu eilig, an den Vorsprüngen der Dächer, der Giebelseiten und Ecken der Häuser sich stieß. Im Atelier aber knisterte, knackte und knatterte, rückte und rauschte es, die Vorhänge bewegten sich wie von unsichtbaren Händen gehoben, und die Kerzen, die Former angesteckt hatte, um Licht zu sehen, flackerten ängstlich, unfähig, die graue Dämmerung zu besiegen. — Ernst und düster, nur schattenhaft in den Umrissen erkennbar, ragte das entstehende Bildwerk aus dem Dunkel hervor. —

Lange und kalt sah der Künstler dem Gebild seiner Hände in's Auge. Grollend und mißfällig blickte er, als sei das Werk die Ursache seiner tiefen Verstimmung, als sei es Schuld daran, daß er nicht war, wie Jener da drüben!

Täuschte ihn die ungewisse Beleuchtung? Je länger er hinblickte, um so fremdartiger erschien ihm das Bild! Ihm war, als habe er geträumt, als sei er nach langem Halbschlummer erwacht und sehe jetzt deutlich! War das denn wirklich sein Werk? Was es seine Kunst; war es seine eigene?

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine unfreundliche Vorfrühlingsnacht. — Draußen fegte, raste und heulte der Sturm, und prasselnd warf er den Regen gegen die Fenster. Von drüben aber, wie Botschaft von Sonne und Lerchenjubel tönte lenzhaft und lockend Lisbeths Lachen herüber!

## IV.

Dem Haus der Batrachier stand Freude bevor. Die beiden Preisarbeiten standen bereit zur Enthüllung. Der lange angekündigte Tag der Generalprobe war da. —

Der festliche Anlaß und die herrliche Frühlingssonne, die ihm lächelte, lockte das muntere Volk schon zu früher Stunde hinab. Der Froschpfuhl, gewöhnlich erst zur Zeit der Frühstückspause das Ziel einer größeren oder kleineren Gemeinde, war schon kurz nach neun Uhr auf Bänken und Wegen von fröhlich bewegten Gruppen belebt.

Als Erster war, wie gewöhnlich, Hausung, der ehrenamtliche Gartendirektor erschienen. — Dieser sympathische Künstler, der als ältester Bewohner des Hauses eigentlich hätte Nestor genannt werden müssen, war von den Batrachiern etwas pietätlos, aber nach seinem Namen erklärlich, mit dem Beinamen Hausunke belegt. In seinen jüngeren Jahren — wer hätte nicht Hausung'sche Katzenbilder gekannt? — ein sehr beliebter Katzenmaler, lebte er jetzt, dann und wann noch ein Bildchen fertig stellend, der Muße des Alters, dem Umgang der Freunde, der Pflege des Gartens und der Gesellschaft seiner geliebten Modelle, der Katzen. Zwei dieser zierlichen Geschöpfe — im Atelier hatte er eine ganze Brigade — waren mit herabgestiegen und befanden sich in seinem Gefolge.

Während Hausung, von seinen Lieblingen, die ihn umspielten, oder mit ihren weichen Bewegungen schmeichelnd umkreisten, gesittet begleitet, im Garten hantirte, saßen Triller und Kompagnie, ein Maljüngling und eine Maljungfrau, auf einer sehr günstig gewählten, von der Frühlingssonne angenehm bestrichenen Bank.

Dieses interessante, besonders anziehende Paar war nicht nur durch die benachbarte Lage der beiderseitigen Werkstätten, sondern auch durch den gemeinsamen Hang zur höchsten, kühnsten Moderne einander enge verbunden. Sie, ein schmächtiges Berliner Kind mit stumpfem Näschen, spitzen Lippen und noch spitzerer Zunge, hieß zu ihrem steten Bedauern — sie zeichnete auch nur mit Initialen — Adolfine Schmeißer. Er, ein eleganter, behäbiger Schwabe mit unternehmenden Zügen und noch unternehmenderer Barttracht, nannte sich zu seinem Stolz — er setzte stets den ganzen Namen unter seine Werke — Willi von Horstmar. Das Streben und die Richtung hatten die Beiden gemeinsam. Von dem vielleicht nicht unzutreffenden Gedanken ausgehend, daß eine der größten Stärken moderner Malkunst in der feinen Beobachtung und bewußten Darstellung von Licht und Farbe beruhe, und von dem gleichfalls nicht strafbaren Gefühle getragen, daß man dem Auge des Beschauers in dieser Beziehung etwas mehr zeigen dürfe und solle, als es gemeinhin sich träumen läßt, hatten sie eine ganz eigenartige Weise, dieses Denken und Fühlen in die That umzusetzen. Ihre Arbeit stand in dem Zeichen des wildesten Wagemuthes, und ein edler Wettstreit war in dieser Beziehung zwischen ihnen entbrannt. Die Kühnheit des Einen ließ den Anderen sozusagen nicht schlafen. Fühlte sie sich vom Geiste getrieben, eine Leinwand etwa auf das Gelb der Narzisse zu stimmen, so setzte er eine schwefelgelbe darauf. Erblickte sie ihr künstlerisches Heil in der Idee, ein Objekt in papageiengrüner Umgebung zu zeigen, so tauchte er irgend ein unglückliches Wesen in gelbgrünes Gift. Auf diese Weise kamen in den benachbarten Werkstätten mehrfach ungewollt pendantartige Leistungen zu Stande. Ein amerikanischer Kunsthändler, der Finchen und Willi einst nacheinander besuchte, hatte diese Thatsache entdeckt und einige der so zusammengehörigen Stücke erworben. Seit diesem Ereigniß hießen

die Beiden — Willi war von den Batrachiern mit dem Kosenamen Triller belegt, weil seine Farben entschieden etwas Trillerndes hatten, — im Froschpfuhl Triller und Kompagnie.

Adolfine und Willi also, angenehm und behaglich von der Sonne, der sie sich mit kluger Berechnung unter die Augen gerückt hatten, bestrichen, saßen auf der wohlgewähltesten Bank und waren nach ihrer Gewohnheit dem Wettkampf der Worte ergeben. Ganz in ihrer Nähe dagegen, gleichfalls unter sachgemäßer Ausnützung der Sonne, aber in peripatetischem Schreiten, maßen zwei Riesen die Wege: Doblacher, genannt Groblacher, der Schweizer, und Knut von Hensing, der Bär.

Der Bär, Livländer, Edelmann und Herr sehr ansehnlicher Güter und Werthe, ein vortrefflicher Mensch und schätzbarer Bildhauer, formte hauptsächlich Thiere, darunter mit Vorliebe Bären. Und da der große, flachsblonde, dem Bärenproblem so sehr zugethane Mann im Wesen und Gehaben nicht selten etwas Bärenhaftes hatte — die klugen Batrachier behaupteten, seine nicht verborgen gebliebene wuchtige Bewerbung um Lisbeth Erdringers Gunst sei ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Bezeichnung —, so war ihm allmählich der Beiname zugewachsen, unter dem ihn Froschpfuhl und Künstlerschaft kannte.

Doblacher, der wuchtige Schweizer, seinerseits malte, malte gut und radirte noch besser. Sein Urtheil war treffend, noch treffender aber war seine Grobheit. Diese geradezu sprichwörtlich gewordene Eigenschaft konnte auf die Batrachier, ein Volk, talentirt im Beobachten und geschickt, dem Beobachteten im Worte den bezeichnenden Ausdruck zu finden, nicht lange eindruckslos bleiben: aus Doblacher hatte sich unversehens ein Groblacher entwickelt. Und Doblacher zeigte sich mit dieser Umschreibung zufrieden. Denn Grobheit und Thorheit erschien auch ihm als verwerflich, Grobheit mit Klugheit gepaart dagegen hielt er für eine sehr nützliche Sache.

Wich das Erdreich des Weges mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Nachgiebigkeit unter dem ungewöhnlich kräftigen Schuhwerk dieser beiden gewichtigen Männer zur Seite, so schmiegte es sich an anderer Stelle mit galanter Elasticität um die flüchtigen Sohlen der zarter gearteten Damen.

Diese Damen, mehr oder minder liebenswürdige, den verschiedensten Gegenden der Welt entstammende Adamstöchter, hatten das Eine gemeinsam, sie malten! Malten Alle, Alles und noch Einiges mehr. Malten Mann, Weib und Kind, Baum, Hütte, Erde, Strauch und Rind. Malten theilweise gut, theilweise nicht übel, theilweise allerdings übel. Malten theils mit Lust und Talent, theils mit viel Lust und wenig Talent, theils auch ohne Lust und ohne Talent. Malten theils, weil es Mode war und Relief gab, theils weil es ihnen eben so paßte, theils weil sie sonst nichts Anderes wußten, theils weil sie ihr Taschengeld zu erhöhen wünschten und manchmal auch — weil sie wirklich Beruf zur Kunst in sich fühlten.

Zehn Batrachierinnen — die männliche Froschheit hatte den Damen

diesen Titel bereitwillig zugestanden, und das gegenseitige Verhältniß war sehr kameradschaftlich und freundlich — konnte man schon jetzt als anwesend feststellen; aber das Haus barg selbstverständlich noch mehr!

Und immer lebhafter wurde es unten im Froschpfuhl. — Das frohgemuthe, laute Lachen der Menschen und das freundliche, stille Lächeln der Sonne lockte die Säumigen. Auch sie ließen die Arbeit, stiegen herab und mischten sich unter die Freunde.

Former, der eine Held des Tages, hatte sich schon zu den Genossen gesellt. Laßnigs dunkler Kopf war wiederholt hinter den Fenstern seiner Werkstätte sichtbar geworden.

Endlich, es war knapp halb zehn Uhr, erschien, heute nicht mit dem Waldhorn, sondern mit Gong und Schlegel bewaffnet, der Festordner: Wilms Müller, der Friese. Ein gewaltiger Mann von wahrhaft idealer Häßlichkeit des Antlitzes — seine enorme Habichtsnase wurde oben durch eine zurückweichende Stirn, unten durch das fliehende, von dünnem, röthlichem Bart umrahmte Kinn noch mehr zum Vorgebirge gestaltet, — hatte der Friese äußerst ansprechende, im gegebenen Falle lachende Augen und eine solche Ausdrucksfähigkeit der Züge, daß sein Gesicht beim Sprechen, wenn nicht schön, so doch einnehmend, in den Verhältnissen erklärt und, selbst in Ansehung der merkwürdigen Nase, beinahe gerechtfertigt erschien. Bei der gesammten Künstlerschaft wie Wenige beliebt, war Wilms Müller ein altes Wahrzeichen des Hauses der Froschheit. In seinem Atelier pflegte die Blüthe der Batrachier sich zu versammeln. Der Froschpfuhl war sozusagen nicht denkbar ohne ihn. Stets guter Laune, stets zu Scherzen bereit, ein trefflicher Freund und sehr sachverständiger Berather, war er als Festordner einfach unübertrefflich. Seine einzige Schwäche waren seine Finanzen. Vermögen hatte er nicht, sondern einstweilen nur die Hoffnung auf eine nicht unbedingt sichere Erbschaft; und wie die Sage ging, war er ebenso bequem wie begabt. Berühmt war sein Name nicht, aber seine feinsinnigen Bilder, seine Illustrationen und seine originellen Entwürfe für kunstgewerbliche Zwecke waren von Liebhabern geschätzt und fanden stets ihre Käufer. Indessen, das eben war gerade sein Grundsatz: nur im äußersten Nothfall griff er zum Pinsel, zur Feder oder zum Blei. Solange es anging, zog er es vor, von den Spenden der Freunde zu leben. Seine Ateliermiethe wurde stets pünktlich bezahlt, doch seit Jahren nicht mehr von ihm. Er überließ dieses nebensächliche Geschäft den wohlhabenden Gliedern der Batrachiergemeinde; und da seine Werkstätte ein so vorzügliches Klublokal war, so wurde diese Steuer nach Verhältniß der Mittel stillschweigend stets gern entrichtet. Wilms gehörte keineswegs zu den Menschen, die den eigenen Werth unterschätzen, er wußte sehr wohl, was er als Mittelpunkt und anregendes Element für den Kreis der Batrachier, dieses „vielköpfige Volk von lieben, aber unbedachten Menschen“, bedeutete, und nahm diesen Tribut also beruhigt und ohne Sträuben in Gnaden entgegen.

Es war selbstverständlich, daß dieser für die Wohlfahrt des Hauses so wichtige Mann bei dem vorliegenden festlichen Anlaß in seinem vollen Glanze erschien. Ganz bei der Sache und ganz Bewußtsein von Pflicht und Werthfülle, zeigte er jene entgegenkommende und doch gehaltene Würde, welche den geborenen Ceremonienmeister auszeichnet. Huldvolle Worte mit den Genossen wechselnd, entnahm er seiner Tasche dann und wann eine in den Größenverhältnissen höchst ausschweifende Uhr, um die Zeit festzustellen und den Termin des Beginns der Generalprobe — zehn Uhr war festgesetzt — nicht zu versäumen.

Eben hatte er — es fehlten etwa noch fünfzehn Minuten an der verabredeten Stunde — den offenbar von den Vätern ererbten Zeitmesser wieder zu sich gesteckt und schickte sich an, ritterlich einige Worte den Damen zu widmen, als seine Aufmerksamkeit auf jene interessante Bank gelenkt wurde, auf der Triller und Kompagnie noch immer unter den wohlwollenden Strahlen der Frühlingssonne behaglich sich dehnten und das Wortgefecht übten.

Aus dem heiteren Chor zahlreicher Stimmen, der den Froschpfuhl bisher in ziemlich gleichmäßiger Stärkevertheilung beherrscht hatte, trat von dort die Sololeistung eines lebhaften Meinungsaustausches mit theilweise recht energischen Anläufen hervor. Adolfine und Triller, in der Richtung der gleichen, in den Einzelheiten aber leider sehr häufig der verschiedensten Meinung, hatten sich auseinandergefunden über Farbe und Werth des Grases im Garten.

Wie war er, wie faßte und beschrieb man, wie griff und nannte man ihn, diesen so anziehenden, jetzt eben vorhandenen, so vielleicht nie wiederkehrenden und darum gerade so einzigen, außerordentlichen, mit einem Worte hochmodernen Ton!

War er grün, einfach grün? Unmöglicher, lächerlicher Gedanke! Bräunlich? Furchtbare, fossile, vorsintfluthliche Verirrung! Gelb? Ja, etwas gelb, ein sozusagen wohlwollendes, menschenfreundliches Gelb war darin, das brachte der Frühling; aber einfach gelb war er natürlich auch nicht! Was also dann? Grau, bräunlich, violett, prismatisch gebrochen, warm oder kalt, stumpf oder geschmeidig, aufrichtig oder verschlossen, gutartig oder giftig, süß oder herb, Dur oder Moll . . .? Sprache, Du hast keine Worte! Palette, Du hast keine Werthe!

Nicht im Stande, einig zu werden und sich durchzuringen zu der heiß umstrittenen Klarheit, rief man nach Beistand. Knut Hensing, der eben mit Doblacher den Bannkreis der kritisch gewordenen Bank im Vorbeigehen berührte, wurde um seine Meinung befragt und erklärte mit schöner Unbefangenheit: —

Dieser Rasen scheine ihm grün!

Grün! einfach grün; welche Idee!

Willi machte eine Bewegung, als wolle er ein Rad schlagen über diese

Naivetät. — Grün, ja natürlich für das stumpfsinnige Auge des wackeren Gethiers auf der Haide oder den lichtscheuen Blick zurückgebliebener künstlerischer Nachtwächter! Aber für den Pinsel der Jetztzeit und Zukunft . . .! Was war denn Grün?! Grün war Alles; war Skala und Chroma; Grün enthielt hundert, enthielt tausend Werthe und mehr!

Der Bär blieb standhaft. — Skala und Chroma, tausend Werthe und mehr, schön; aber der Gesammtton sei grün! Das sei so gewesen von Anfang, sei immer noch so und werde zweifellos immer so bleiben! Er habe auf seinen Gütern sehr gute, seit Jahrhunderten von den Vätern gesammelte Bilder, und da sei der Rasen auch immer grün!

Diese unschuldsvolle synthetische Einfachheit konnte so analytisch angelegte, komplicirte moderne Wesenheiten wie Adolfine und Willi natürlich durchaus nicht beglücken. Sie wendeten sich an Doblacher.

Für was, fragte der Schweizer, denn Willi den Rasen halte; für grün also nicht?

Nein; für einfach grün natürlich nicht!

Doblacher machte ein sehr offensives Gesicht. — Er wisse wohl, meinte er, daß eine übel berathene Jugend und Richtung darauf ausgehe, Töne und Tonwerthe herauszureißen oder hineinzulügen in den Zusammenhang der Natur, um dann solche Leistung dem Biedermann Publikum als neueste Wahrheit unter die verblüffte Nase zu halten. Er aber gebe nichts auf diesen aufdringlichen Schwindel —

So?

Ja! . . . denn das Ziel wahrer Meisterschaft sei es gerade, Alles ahnen zu lassen, was die Natur noch so komplicirt an Tönen enthalte, und es dann, unaufdringlich, harmlos und kinderverständlich, als scheinbar ganz einfaches Ganzes zur Darstellung zu bringen. In diesem Sinne erscheine auch ihm dieser Rasen als grün —

So —?

Ja! . . . allerdings müsse er sich einer gewissen Schwäche zu Gunsten dieser und zu Ungunsten anderer Farben bezichtigen —

Ah!

Ja! . . . denn — Doblacher faßte Willi höchst anzüglich in's Auge —, denn ihm erscheine doch Manches sehr gr—

Wort und Satz wurde vollendet, aber Willi hatte Glück; er konnte das Ende nicht verstehen. Von der Mitte des Gartens drangen, jede Verständnißmöglichkeit abschneidend, nicht gerade einschmeichelnde, aber um so wirkungsvollere Tone herüber.

Wilms, seiner Festmeisterpflichten eingedenk, hatte auf der Vorväteruhr den Ablauf der zehnten Stunde gelesen und war auf seinen Posten geeilt. Dort entlockte er dem Gong mit liebevollem Nachdruck zunächst zehn wohlgerundete Schläge und endete nach einer kleinen Pause mit einem die Luft gewaltig erschütternden Wirbel.

Der Grundgedanke dieses seiner ganzen Anlage nach für die breiteste Oeffentlichkeit bestimmten Signals wurde nicht nur von den Anwesenden, sondern auch von den noch Abwesenden in gewünschter Weise verstanden. Im Haus der Batrachier und in den Werkstätten der angrenzenden Gemeinden erklangen mit geräuschvoller Plötzlichkeit ganz oder halb geschlossene Fenster, und männliche und weibliche Jünger der Kunst in den verschiedenartigsten Hüllen — theils mehr oder minder getigerte leinene Kittel, theils ehrenvoll mit Wunden, Narben und Flecken bedeckte Jubiläumsausgaben von Joppen und Blousen, theils modischere Gehäuse, wie der in Schwarz und gestärktem Weiß mit Brillantknöpfen strahlende Cour- und Ballanzug eines beliebten Portraitschmeichlers — kamen zum Vorschein.

„Ist es schon Zeit?“ hieß es. „Friese, Du übertreibst!“

Wilms ließ diese und ähnliche Scherzworte stillschweigend über sich ergehen. Statt aller Antwort reckte er feierlich noch einmal die Waffen, noch einmal tönten zehn gewaltige Schläge, noch einmal folgte ein prunkvoller, für empfindliche Ohren geradezu betäubender Wirbel.

Heiteres, vielstimmiges Lachen der Fensterbesatzung war die Quittung für diese Leistung. — „Wir kommen schon! Sachte, sachte, sachte! Wir kommen ja schon!“ rief man.

Der Friese machte ein sehr würdiges und scheinbar etwas ungnädiges Gesicht. — „Na, denn aber hurtig!“ rieth er. „Schlimm genug, daß man Euch zweimal rufen muß, da Ihr doch selbst Uhren besitzt und alt genug und im Stande seid, von ihnen zu lesen!“

* * *

Gäste und Batrachier hatten sich, von Laßnig im Vorzimmer erwartet, in die Werkstätte zur Rechten begeben. Das Werk, einstweilen noch durch eine Decke den Blicken entzogen, ruhte auf einem Podium in der Mitte des Raumes.

Die Hülle fiel!

Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Reihen! Laßnig, mit der von ihm in Carrara liebevoll geübten Steintechnik besonders vertraut und in der glücklichen Lage, ohne kleinliche Bedenken über das kostbare Material zu verfügen, hatte sein Werk schon aus dem Marmor gestaltet.

Die Arbeit war blendend!

Auf die Arme gestützt, die jungfräulich schlanken und doch schon erschlossenen, wissenden Glieder in schwüler, weicher Haltung auf ein Tigerfell hingestreckt, ruhte Venus und blickte, eigenthümlich werbend, lockend und doch überlegen, dem Beschauer mit fascinirendem Ausdruck gerade in's Antlitz. Die überraschend beobachtete, kunstvoll behandelte, mit wohlberechneter Tönung überzeugend gestaltete Haut, die luftathmende Bewegung des Körpers, das röthlich getönte üppige, wie von schwülen Fingern lose geordnete Haar und die eingesetzten schillernden Augen gaben dem Ganzen einen bestrickenden

Anhauch von Leben! Schimmernd hob sich der hellere Marmor des Körpers von dem aus gelblichem Material herausgearbeiteten Fell —

Heiß ging es von dem Bildwerke aus und schien unwillkürlich näher zu ziehen. Die Geladenen drängten herzu. . .

Niemand sprach. Nur die Schritte der Beschauer redeten in ihrer besonderen Weise. Da war ein ruheloses Scharren, ein Auf und Ab ohne Pause; kein Bleiben, kein Gebanntsein —: kein Augenblick vollkommener, gesammelter Stille. — —

„Nun, Herrschaften, was sagt Ihr? . . . Enorm, wie?"

Willi, der mit allen Zeichen des Entzückens besonders aufgeregt hin und her geeilt war, brach das Schweigen und rief es. Und nun ging es Schlag auf Schlag.

„Brillant!"

„Fabelhaft!"

„Meisterhaft!"

„Hat er wieder glänzend gemacht!"

„Da hat sich Einer selbst übertroffen!"

„Wie herrlich wirkt dies Bildwerk auf mich ein!

„Frau Venus, so siehst Du nicht vergeblich mich an!"

„Bravo, bravo, Laßnig!"

„Reich' Deine Hand, sie zu drücken; sie hat es verdient!"

„Gratulire!"

„Horcht, Kinder, das ist ein Meisterlied!"

Man umdrängte den Meister. Von allen Seiten kamen die Zurufe. Auch Former trat heran und drückte dem Freunde, zum ersten Mal seit sich die Wandpforte geschlossen, die Hand.

Die Wogen gingen hoch! . . . Ein eigenthümliches Leuchten in den unterjochenden Augen, sah Frau Venus von der Estrade herab auf den Tumult. Geheimnißvoll blickte sie und dehnte luftathmend, wie befriedigt, die schlanken, wissenden Glieder . . .

Der Friese mahnte endlich zum Aufbruch. Man riß sich los, trat hinaus und ging zu Former hinüber.

Auch hier fiel die Hülle —

Hoch und schlank, eine edelkeusche Gestalt, das Haupt nach aufwärts gerichtet und einen Stern im fliegenden Haar, die brennende Fackel in der pfeilsicher und eindrucksvoll erhobenen Rechten, zu Füßen ein leichtes sternbesätes Gewebe, das, eben abgefallen, in schönem Faltenwurf über den Sockel hinabglitt: — schien Venus, als Abendstern über der Weltenkugel gedacht, in feierlicher Bewegung nach oben zu schweben . . .

Ein kühler, erfrischender Hauch, wie von unsichtbarer Flügel Schlag, ing von dem Bildwerke aus. Der Kreis der Beschauer weitete sich, wie man Abstand nimmt von dem Großen, um es ganz zu erfassen. Unwillkürlich flogen, der Bewegung der Göttin folgend, die Blicke nach oben!

Alles schwieg. Nur die Schritte sprachen auch hier. Aber sie kündeten Anderes in ihrer besonderen Sprache. Man trat zurück; weit und weiter wurde der Kreis. Leise, gedämpfte, vorsichtige Schritte, wie von Gläubigen, die im Gotteshaus gehen! Langsames Verrauschen —; da und dort noch ein schon hallender Schritt — —; wie ein Anfathmen noch einmal —

Tiefe, athemlose, lang anhaltende Stille!

Schweigend, sichtlich ergriffen wendete sich der alte Hausung endlich ab und schritt — Willi hatte sich diesmal in den äußersten Winkel zurückgezogen und machte ein etwas enttäuschtes Gesicht — zu dem im Hintergrunde stehenden Former hinüber. Ohne zu sprechen, drückte er ihm herzlich und lange die Hand. Schweigend kamen die anderen Genossen heran. Viele Hände streckten sich dem Künstler entgegen. Auch Laßnig trat herzu und reichte die seine. Aber kein lautes Wort fiel. Man hörte nur Schritte und leises Flüstern. Und immer wieder, wie gebannt, kehrten die Blicke zu der ruhig und feierlich nach aufwärts weisenden und führenden Gestalt der Göttin zurück . . .

Der Friese hielt es schließlich für zeitgemäß, das Zeichen zum Beginn des zweiten Theiles der Tagesordnung zu geben. Er zog mit beabsichtigtem Aufwand die Uhr. Dann trat er in den freien Halbkreis zwischen Beschauer und Bildwerk.

„Der erste Theil der Tagung, meine Freundinnen und Freunde, dünkt mich hiermit erledigt!" rief er, um den Bann vollständig zu brechen, mit der ganzen Fülle seiner mächtigen Stimme.

„Nun zum zweiten! Lassen Sie uns, wenn es genehm ist, hinaufsteigen zu mir — in den Saal der Berathung!"

* * *

Der Saal der Berathung, die Klause des Friesen — denn nur sie konnte das Vorrecht haben, zu so edlem Zwecke zu dienen —, eine Sehenswürdigkeit an sich durch die zahlreichen im Laufe von Jahren dort aufgespeicherten Merkwürdigkeiten und Schätze, war für den festlichen Anlaß würdig geschmückt und sachdienlich bereitet.

Anmuthend und einladend im Gesammteindruck, ein glänzendes Zeugniß für das Geschick des Festmeisters und seiner Gehilfen, und ein vollgültiger Beweis für die Richtigkeit der Vorhersage, welche den Gästen bei der Einladung besondere Genüsse im Sinne der altbewährten Gastlichkeit des Hauses verhieß: machte die Veranstaltung, was die einzelnen Theile und deren Zusammenstellung betraf, für einen Neuling in diesem Kreise einen entschieden ungewöhnlichen, ja befremdenden Eindruck.

Aus allen Theilen des Hauses auf dem Leihwege zusammengetragen, zeigten die Tische und Stühle eine Vielgestaltigkeit und Buntheit in Form, Farbe und Ausstattung, die, für das Künstlerauge eines gewissen intimen

Reizes nicht durchaus entbehrend, dem Laien nicht gerade als das erscheinen mochte, was man gemeinhin als einheitlich bezeichnet.

Noch vielgestaltiger als das Tafel- und Sitzgerüst war das Geschirr, waren besonders die Gefäße zum Trinken. Neben wahren Wunderwerken von edlem Material und vornehmster Herkunft sah man hier Becher, Humpen und Behälter von unerwarteten, beinahe unmöglichen Formen: im Hauptamt offenbar als Aschenbecher, Blumenbehälter, Sammelbecken für Pinsel und dergleichen verwendet und nur für heute durch gründliche Behandlung mit Putzkalk, Seife, Salzsäure oder Soda unter des Friesen sachkundiger Leitung für die edleren Zwecke der Tafel gewonnen.

Ebenso aufsehenerregend und nicht minder verschiedenartig als das Geschirr: war das Besteck eine Art kurzer Abriß zur Geschichte des Gewerbes der Schmiede von Messern und Waffen. Gewöhnliche Erzeugnisse moderner Massenherstellung wechselten hier mit selten schöner Handarbeit von wirklichem Kunst- oder Alterthumswerth; zierliche, elegante, für den feinsten Tafelluxus berechnete Stücke lagen neben schwerfälligen, scheinbar mehr für den Männerkampf bestimmten Werkzeugen, förmlichen Waffen.

Die Verhältnisse des Friesen gestatteten ihm nicht, die Kosten größerer Gelage selbst zu bestreiten. Er übernahm die Anordnung, bot den Raum, den Humor, einen vorzüglichen Korn, selbst gebrannt und ihm stets übersendet von einem befreundeten Grünrock in der niedersächsischen Heimat, und eine nicht minder vorzügliche, von der präsumtiven Erbtante gespendete Mettwurst. Für das Uebrige hatten die Genossen zu sorgen. So waren denn auch die auf der Tafel und den Nebentischen anmuthend geordneten Speisen und Getränke von den Batrachiern in Gemeinschaft gestiftet; sie waren Picknick und lobten Geschmack und Geberlaune der Spender.

Alles war kalt, aber die Auswahl war köstlich und glänzend. Röthlicher Heringssalat, malerisch garnirte Auflagen, kräftige Würste, fettfröhliche Spickgans, rauchrother Schinken, körniger Kaviar, meerfrische Austern, leuchtendfrische Eier und zartgrüne Salate, saftig grüne Gurken, tiefrothe Rüben, pfefferig gefärbte Pickels, mehrfarbige Kompottfrüchte, kardinalrother Hummer, metallisch glänzende Fische, goldgelbe Butter mit ihrem getreuen, etwas parfümirten Anbeter, dem Käse, dunkler Pumpernickel und Brot in drei Arten und Farben boten einen anregenden Anblick für farbenfreudige Augen und eine nicht minder anregende Verheißung für den Geschmack. Bier, Wein, Sekt und Likör war, batterieweise in Vorhut, Haupttreffen und Reserve geordnet, schon aufmarschirt oder lag zur Verwendung bereit. Als Nachhut stand eine schöne Tasse Kaffee, des Friesen besondere Specialität und das einzige Warme, das die Gastgeber boten, in erfreulicher Aussicht.

Man hatte Platz genommen. Damen und Herren zwanglos in buntester Reihe. Es war etwas eng, aber fröhlich.

Die Versammelten — hatte die Besichtigung die Kräfte so sehr in Anspruch genommen, oder lag die Ursache in der gegen sonstige Frühstücks-

gepflogenheit vorgerückteren Stunde — schienen zunächst sämmtlich der Stärkung dringend bedürftig. Bald zeigten die Vorräthe ansehnliche, das Gastgeberauge zufriedenstellende Lücken. Die ersten Flaschen waren geleert, und der Ersatz behauptete nicht lange das Feld. Die Temperatur an der Tafel wurde allmählich behaglich und zeigte Neigung zu weiterem Steigen.

Der Friese hatte diese Entwickelung mit wohlwollendem Auge überwacht und durch entsprechendes Eingreifen gefördert. Jetzt schien ihm der Moment zum Eintritt in die Berathung gekommen. Er setzte die für seinen eigenen Gebrauch reservirte bauchige Flasche, aus der er noch rasch ohne die Zwischeninstanz eines Glases einen kräftigen Schluck bezogen hatte, liebevoll vor sich auf den Tisch und nahm mit einem freundlichen Blick zeitweiligen Abschied von einer schönen Schnitte heimischer Mettwurst, mit der er sich eben beschäftigt.

„Zur Tagesordnung, meine Herrschaften,“ rief er, „zur Tagesordnung! Sie haben die Werke unserer Freunde eingehend besichtigt. Nun also zum Urtheil! Betrachten Sie sich als Preisgericht oder, wie das öde Fremdwort behauptet, als Jury! Wer von den beiden Meistern soll den Kranz und die Goldpfunde erhalten?“

Alles schwieg; augenscheinlich wollte Niemand beginnen. — „Nehmen wir an, alle Beide!“ rief schließlich, kurz entschlossen, ein Jüngling aus dem Kreise der Nachbargemeinden.

Der Friese schüttelte würdig das Haupt. — „Ja,“ meinte er, „das könnte Euch passen! Erst geben wir Euch Gelegenheit, hervorragendste Meisterwerke in illustrer Gesellschaft zu sehen; dann bieten wir Euch in ebenso illustrer Gesellschaft lukullische Frühstücksgenüsse; und schließlich wollt Ihr uns dafür mit Gemeinplätzen dienen! Nein, das geht nicht; hier heißt es Farbe bekennen!“

„Farbe bekennen!“ rief ein Batrachier, „dann liegt die Sache ja vollständig klar. Damit kann nur Einer gemeint sein! . . . Ich schlage vor, hier hat zunächst unser lieber Willi das Wort!“

„Natürlich,“ machte Willi, „ich soll wieder zuerst an die heißen Kastanien! Nun gut, wenn es denn sein muß, will ich mal ganz offen Farbe bekennen! Former, Du nimmst es nicht übel —“

„Nehme nichts übel!“

„Gut; — ich stimme für Laßnig!“

„Gründe, Gründe, junger Mann! Hier wird hauptsächlich mit Gründen gefochten!“

Gründe! Um dergleichen war Willi niemals verlegen. — „Gründe,“ rief er, „gern, lieber Wilms! Laßnig verstehe ich! Laßnig erfasse ich! Laßnig packt mich! Laßnig greift mich! Laßnig hält mich! Hier ist größte Wirklichkeitskunst, hier Realismus —„

„Wirklichkeitskunst und Realismus,“ knurrte Doblacher, „das ist doch dasselbe!“

Willi hatte nur einen Blick tiefen Mitleids für diese Behauptung. — „Für Euch, verehrter Magister, vielleicht; für uns Moderne mit nichten. Wir haben feine Nüancen!"

Auf Doblachers Antlitz erschien etwas wie ein blutgieriges Lächeln. — „Für uns Moderne!" staunte er in den hohen, singenden Tönen eines gewissermaßen zärtlichen Ingrimms. „Für uns Moderne! . . . Was heißt denn modern! Modern ist keine Schande, aber es ist auch kein Lob! Modern ist gar nichts —"

„Doch, doch; es ist etwas!"

„Ja leider! Jedes Kerlchen, das gar nichts kann, schilt sich modern und meint dann, es könne sich blähen!"

„Na na! Es giebt moderne Kerlchen, die sind gar nicht so übel!"

„Aber mit diesem an sich höchst unsympathischen Ausdruck wird mehr und mehr ein gemeingefährlicher Unfug getrieben! Viele, die sich für hochmodern halten, sind ganz und gar antiquarisch; und viele, die wirklich etwas wie hochmodern sind, werden für antiquarisch erklärt!"

„Sei es!" verlautbarte Willi gelassen. „Was mich betrifft, ich bin nicht hoch, sondern höher —; ja ich darf sagen, höchst modern!"

Doblachers Lächeln verrieth gesteigerte Blutgier. — „Ihr! Alt seid Ihr, uralt; und zwar in zwiefacher Weise!"

„Da bin ich aber wirklich begierig!"

„Gut! Zum Ersten seid Ihr als Mensch von bedenklichem Alter! Wirklich jung sind ja heute nur noch die Alten! Ihr Jungen aber, greisenhafte Vertreter einer schmachthaften, wurmartigen Liniengekrümmtheit, seid alt und dünn und werdet immer noch älter und dünner! Kein Mark mehr in Euch!"

Willi sah etwas besorgt an seiner behäbigen Schönheit und Fülle hinunter. Dünn und immer noch dünner? — er merkte noch nichts!

„Zum Zweiten seid Ihr uralt als Vertreter Euerer Richtung; vor hundert Jahren erschient Ihr als solche zum vorletzten Male, nur hattet ihr damals etwas mehr Säfte und Kräfte! Auch habt Ihr inzwischen etwas die Farbe gewechselt, seid überlackirt und neu angestrichen; darum merkt nicht Jeder, wie hochantiquarisch Ihr seid!"

Willi hatte nach einem zweiten Blick auf seine bis jetzt noch ganz vertrauenerweckende Schönheit und Fülle die edle Sicherheit wiedergewonnen. — „Ich bin," stellte er fest, „trotz Euch, lieber Doblacher, das, wofür ich mich halte. Und ich halte mich eben für jung und modern —"

„Und ich halte Euch für eines der gediegensten Unkräuter, wie sie dem fruchtbaren Boden der sogenannten Moderne leider so üppig entsprießen!"

„Doblacher, Ihr seid doch ein Groblacher!"

„Je nun, ich nenne eine Katze eine Katz' und gebe zu, ein Nilpferd stamme aus dem Nil!"

Der kleine freundschaftliche Gedankenaustausch hatte die Versammelten

sichtlich erheitert. — „Zur Tagesordnung, meine Herrschaften, zur Tagesordnung!“ mahnte, ein Lächeln unterdrückend, der Friese.

„Schön, lieber Wilms, wo blieb ich doch stehen?“

„Du hattest begonnen und sprachst eben von Laßnig.“

„Richtig,“ nickte Willi, „richtig!“

Und nun ergoß sich, durch Doblachers Einwürfe offenbar nicht im Geringsten beeinflußt, wild und unaufhaltsam der Strom seiner Gefühle. — „Laßnig,“ rief er, „kräftiges Erdschreiten, nicht windiges Flügelgeklapper! Realistische Wirklichkeitskunst und wirklicher Realismus! Naturalistische Individualisirung —“

„Zu deutsch: Einzelwesenszeichnung!“ knurrte Doblacher.

Willi ließ sich diesmal nicht stören. — „Das ist,“ schwärmte er, „nicht nur Beobachtung; das ist Erleiden, Erleben! Das ist nicht kühl-theoretisch erklügelt; das ist warm-praktisch empfunden! Das sumpft nicht trübe wie Standwasser; das fließt helle in munteren Wellen! Das ist nicht in des Bleibenden starre Fessel geschlagen, das ist soeben da und ist schon wieder gewesen! — Das ist die Psyche selbst in Spiel und Sprache der Formen des Leibes; — ist Formenpsychologie, ist psychophysisches Künstler-Bekenntniß! Das ist das Destillat —“

„Sagt lieber gleich: — der Spiritus!“

„ — der Wissenschaft unseres Jahrhunderts im Gewande der Kunst! Kurz, das ist nicht Dualismus, nicht zweifelnd unsicherer Zwiespalt; — das ist Monismus, ist einfältig sichere Einheit! . . . . Und wie es gemacht ist, wie es gemacht ist! Dieses lebendige Leben! Diese Haut! Habt Ihr die Haut beobachtet? Sie lebt, sie bebt —“

„Sie friert sogar; mir wenigstens kam sie etwas unbedeckt vor!“ scherzte eine der Damen.

„Ausgeschlossen, edle Freundin,“ entgegnete der Friese, „ausgeschlossen, die Göttin ist an freie Tracht gewöhnt! — Und was, lieber Triller, denkst Du zu Former?“

Willi zögerte und blickte mit liebenswürdigem Zweifel zu dem Schöpfer des Abendsternes hinüber. Former ahnte den Hintergedanken. — „Ungenirt, lieber William,“ rief er, ungenirt! Es ist noch immer wie vorhin; ich nehme nichts übel!“

„Gut,“ meinte Willi, „wenn Du es also nicht übelnehmen willst: ich achte Deine Arbeit gewiß; aber packen kann sie mich nicht! Brav beobachtet, gut erdacht, nicht übel gemacht! Aber kühl, akademisch, etwas allgemein; ewig schon Dagewesenes, vor Allem nicht wirklich Erlebtes —“

„Jetzt will der Mann auch noch Steinbilder erleben!“

„Ja, was er so erleben nennt!“

„Kann er Alles, der talentvolle Willi!“

Der Friese verzog schmunzelnd das Festmeistergesicht. — „Tagesordnung, Kinder,“ rief er, „Tagesordnung!“ Du hast,“ fuhr er fort, „lieber Triller,

Dein Urtheil mit gewohntem Glanze begründet. Wir danken Dir also und ertheilen kraft unserer Vollmacht, Deiner Nachbarin, Fräulein Adolfine, das Wort!"

Adolfine mit dem unerwünschten Familiennamen warf einen unternehmenden Blick in die Runde. — „Ich gebe," verkündete sie dann sofort und entschieden, „ebenfalls Laßnig Vorzug und Stimme."

„Gründe?"

Finchen wählte zunächst einen Umweg zur Antwort. — „Former," erklärte sie, „scheint mir zu sehr Anachronismus!"

„Natürlich! . . . dann ist wohl auch die Antike ein Anachronismus?"

„Jawohl, verehrter Herr, Eidgenosse, Doblacher und Freund, das ist sie auch — und sie gerade besonders! Noch mehr; langweilig ist sie! Wenigstens langweilt sie mich!"

„Das schädigt doch die Antike nicht!"

„Aber mich schädigt es!"

„Euer besonderes Unglück, mein Kind!"

„Mein Unglück natürlich, das sage ich ja! Ein Berg von Langeweile ist mir Eure Antike! Wer an sie denkt, der steht schon unten am Abhang; wer über sie spricht oder schreibt, der hat die Hälfte erklommen; den Gipfel aller Langweile aber erklettert, wer ihren Geist kopirt, um zu schaffen!"

Finchens Kundgebung fand ein etwas getheiltes Parterre. Dem Jubel der Einen stand das Mißfallen der Anderen entgegen. Willi bewunderte, aber er brachte seine Zustimmung mit einiger Einschränkung zum Ausdruck.

„Kühne Freundin," sprach er, „ich bewundere Sie; aber derartiges darf man nur denken, nicht sagen!"

„Das seh' ich nicht ein," lachte Finchen und sah, obwohl sie lästerte, sehr angeregt und ungewöhnlich anziehend aus, „das darf man denken und muß es auch sagen! Ich bin ein modernes Mädchen; was kaufe ich mir für die Schönheit der Griechen! Da halte ich mich doch lieber an die Schönheit der Modernen! Das ist etwas Greifbares."

„Immer praktisch, unser Finchen!"

„Ach was," rief Adolfine und bemühte sich, etwas ungnädig zu scheinen, „machen Sie hier, bitte, bester Friese, nicht so verwogene Witze! Ich weiß allerdings," zögerte sie, „nicht bestimmt, ob es eine moderne Schönheit überhaupt giebt —"

„Haben Sie noch nie in den Spiegel gesehen?"

„Haben Sie noch niemals mich, Wilms, Ihren ergebenen Diener betrachtet?"

„Sie eine moderne Schönheit! . . . ach, gehen Sie, alter Wilms! Sie sind doch höchstens eine sonderliche Spielart heutiger Schönheit! Ich aber wünsche die Art kennen zu lernen. Dazu aber — wozu hab' ich sie sonst! — soll mir die Kunst des Bildhauers verhelfen. Die Schönheit der

Griechen! . . . ach, laßt mich doch mit der alten Geschichte zufrieden; dem ehrwürdigen Bollwerk gegen das Große und Neue, dem edlen Augenpulver, das uns die guten modernen Augen nun schon allzu lange benebelt! Damit wird uns ja doch nur die liebe Gegenwart verheimlicht und meuchlings verekelt! . . . Und da mir Former auch in dieser Weise kommt, so ziehe ich Laßnig, den ich übrigens auch nicht bedingungslos anbete, vor!"

Der Friese wiegte bedächtig das Haupt. — „Hört," rief er, „welch' eine Jungfrau! Sie betet auch Laßnig nicht bedingungslos an! . . . Was haben Sie denn an ihm zu tadeln, modernste der Adolfinen?"

„Manches!" erklärte die Verächterin hellenischer Schönheit. — „Manches; er grinst etwas nach Beifall, ist etwas zu gefällig und vor Allem — er ist mir zu zahm!"

„Zu zahm!" stöhnte Doblacher. „O heiliger Lukas, Schutzpatron aller, selbst der übelberathensten, künstlerischen Bestreber, erleuchte sie und vergieb ihr!"

„Welche Einsicht!" rief dagegen Willi, offenbar sympathisch von dem Ausspruch der Genossin berührt. „In der That, so groß Laßnig ist und so hoch ich ihn stelle, ich stände noch wuchtigerer Größe nicht hindernd im Wege . . . zum größten Kunstwerk gehört auch das größeste Wagniß!"

„Wagniß," rief Doblacher, „Ihr irrt Euch im Ausdruck; Ihr meint das Gewagte! Denn im Gewagten allein seht Ihr die Kunst; was nicht gewagt ist, erklärt Ihr ja unbesehen als Schund!"

Nach diesem letzten Streich gegen den talentvollen Willi, der sich zum Trost sehr eingehend mit einem vorzüglich aussehenden Hummer beschäftigte, gaben, von dem Festmeister ritterlich aufgerufen, zunächst die übrigen Damen ihr Urtheil. Dann folgten die Genossen, Batrachier und Gäste. Als Vorletzter ergriff unter allgemeiner Aufmerksamkeit Doblacher das Wort.

Er bewundere, sprach er, bei Former die Kunst, bei Laßnig die Werkkunst; bei Former den Künstler, bei Laßnig den Werker; bei Former das Kunstwerk, bei Laßnig das Hand-Werk —

Laßnig erhob Einspruch.

Er habe, beharrte Doblacher, nicht Handwerk, sondern Hand-Werk gesagt. Und ein Hand-Werk, das er bewundere, sei doch gewiß eine Sache. Allerdings, vielleicht komme die Hand in diesem Werk dem geehrten Publikum etwas zu schmeichelnd entgegen! . . . Wem von Beiden er den Vorzug geben würde, darüber wolle er eine bindende Erklärung nicht abgeben. Der Fall sei schwierig. Im Allgemeinen könne er vielleicht sagen: Zum wahren Kunstwerk gehörten nach seiner Meinung vor allem Schöpferkraft, Können und Glaube! Die Schöpferkraft und das Können sei bei Laßnig in bemerkenswerther Stärke vertreten, bei Former überwiege in schöner Weise der Glaube! Und der Glaube eben, der bei dem schaffenden Künstler selbst das hohe Zeugungswunder vermittle, wirke dann, von dem Kunstwerk zurückstrahlend, auch in der Seele des Beschauers das Wunder!

Nun hatte nur noch Hausung zu sprechen. — Es frage sich, meinte der Senior der Festgenossen, was man in Venus sehe: — ein göttliches Weib oder eine weibliche Göttin. Im ersten Falle habe wohl Laßnig, im zweiten Former den Preis! Bei Laßnig scheine das Irdische in glänzender Freiheit entfaltet, das Himmlische vielleicht absichtlich in Fesseln geschlagen; bei Former sei die Darstellung des Irdischen vielleicht noch nicht aller Hemmungen ledig, das Himmlische dagegen zeige sich in schöner, voller Entfaltung. Die Werke seien in ihrer Art übrigens beide vortrefflich. Die Wahl werde schwer sein. Er freue sich, daß er nicht Schiedsrichter sei.

Damit war die Debatte beendet. — Eine Zählung der Stimmen führte der Friese in zarter Rücksichtnahme auf sein Freundschaftsverhältniß zu den beiden Bewerbern überhaupt nicht herbei. Dagegen faßte er das Ergebniß der Berathung in einer kurzen Ansprache zusammen. Nach einigen Worten des Dankes, die er im Namen der Batrachier den Gästen für ihr Erscheinen widmete, ging er über zur Sache.

Die Debatte, stellte er fest, habe jedenfalls zu voller Klarheit erwiesen, daß die beiden Genossen den hochgespannten Erwartungen ihrer Freunde in erfreulicher Weise gerecht geworden seien, denn jeder habe in seiner Art Bedeutendes, Hervorragendes, Schönes, Großes geleistet! Die Arbeiten der übrigen Bewerber und Mitstreiter seien nun bisher allerdings noch nicht bekannt! Trotzdem dürfe man, wie immer sich die Sache sonst auch gestalten möge, jetzt schon, ohne allzu großer Kühnheit sich schuldig zu machen, die Zuversicht aussprechen, das alte Haus der Batrachier werde sich auch hier mit neuem Ruhme bedecken. Einer der beiden Genossen werde, müsse die Palme erhalten!

„Bravo! Sehr gut!“

Ohne sich nun aber prophetischer Gaben oder übermenschlicher Weisheit rühmen zu wollen, müsse man zugeben: wenn der eine der Herren gekrönt werde, müsse der andere leer ausgehen oder, wie das unbedachtere Volk sich auszudrücken pflege, einen Durchfall erleben!

„Sehr richtig!“

Hier aber — und damit kam der Friese mit einer kühnen Schwenkung dem praktischen Nebenzweck seiner Ausführungen näher —, hier liege die Schwierigkeit des Problems für die Genossen! Es sei natürlich über jeden Zweifel erhaben und selbstverständlich, daß der Gekrönte seine Freunde um sich versammeln werde zu festlichem Mahle —

„Bravo!“

— wie aber sei es mit dem Andern zu halten?

Pause. Blick in die Runde. Allgemeine Spannung. — Der Andere müsse, so schlage er vor, gleichfalls und zwar als Erster die Freunde um sich versammeln. — Denn er, der glorreich Besiegte —

„Hört!“

— sei es vor Allem, der, umgeben von der Schaar trauter und mit-

fühlender Genossen, bei goldnem Wein und hellem Becherklang sich Trost holen müsse und neue Zuversicht für ferneres Schaffen!

„Trefflich! Ausgezeichnet!"

Allgemeine Zustimmung. — „So frage ich denn", fuhr Wilms, zu Laßnig und Former gewendet, feierlich fort, „Dich, Kurt Laßnig und Dich, Harold Former, wollt Ihr, Sieger oder Besiegte, Euch den eben festgestellten Bedingungen fügen?"

„Wir wollen es!"

„Gut denn, so sei mein Antrag Gesetz und werde seinerzeit auch nach ihm gehandelt! Einstweilen aber fordere ich kraft meiner Vollmacht die hier Versammelten auf, ihr Glas zu erheben und es zu leeren auf guten Erfolg! Möge der eine der Herren den Preis erhalten, der andere sein Werk glänzend verkaufen —"

„Und wenn wir nun Beide durchfallen?"

„Ausgeschlossen, lieber Kurt, ganz ausgeschlossen! Einer muß siegen! Wer wird es sein? . . . wir wissen es nicht! Darum, meine Freundinnen und Freunde, lassen Sie uns auf dem Vergleichswege der Vorsicht unsere Gefühle zusammenfassen in die Worte: — Kurt Laßnig und Harold Former, ob Sieger oder Besiegte, sie leben hoch, hoch und abermals hoch!"

(Fortsetzung folgt.)





# Aus der Zeit meiner Wanderjahre.

Von

**Rudolph Genée.**

— Berlin. —

Die Ueberschrift dieser Mittheilungen könnte auch heißen: „Aus den Lebenserinnerungen eines Verstorbenen". Denn als im Aprilheft von „Nord und Süd" Paul Lindau einen Rückblick auf die fünfundzwanzig Jahre des Bestehens dieser Monatsschrift warf, gedachte er mit warmen Worten aller jener Mitarbeiter des ersten Jahrgangs, die nicht mehr am Leben sind. Es wär eine stattliche Reihe von Grabsteinen, eine wahre Siegesallee für „Nord und Süd", und sie waren ganz hübsch in alphabetischer Reihe aufgestellt. Da las ich unter Andern: Anzengruber, Bauernfeld, Bodenstedt, Georg Ebers, Rudolph Genée — — — Ich fand mich in recht guter Gesellschaft, aber bei meinem eigenen Namen stutzte ich doch und machte Halt. Ich war meines lebendigen Vorhandenseins ja ziemlich sicher, und dennoch — man kann nie wissen, in welcher Dimension dieses räthselhaften Lebens man sich befindet. Das Eine aber wußte ich, daß, wenn Lindau eine fahrlässige Tödtung begangen hat, er dies auch bereuen werde. Nachdem ich ihn durch Zusendung meines echten Autographs von meinem Dasein leicht überzeugt hatte, schrieb er mir sogleich: er werde das bedauerliche Versehen bei nächster Gelegenheit wieder gut machen, oder besser noch — so meinte er, — wenn ich diese meine Wiederstellung selbst übernähme, indem ich ihm für „Nord und Süd" aus meiner Feder einen Beitrag sende. Indem ich diesem Wunsche hiermit nachkomme, erinnere ich mich, daß mein damaliger erster und letzter Beitrag — im Novemberheft 1877 — unter dem Titel: „Der hundertjährige Hamlet" ein Shakespeare-Thema behandelte, und da ich gerade gegenwärtig mit diesem Thema wieder sehr ernst beschäftigt bin, so will ich auch hier daran wieder anknüpfen. Eine

neue Entdeckung über das Wesen des Hamlet will ich nicht zum Besten geben, wie ich solche Spekulationen auf Kosten des Dichters stets gerne Andern überlassen habe. Ich will aber auch weniger von Shakespeare reden, als von dem starken Reflex, den der Gewaltige schon vor einigen Jahrzehnten auf meine Lebensbahn geworfen hatte.

In meinen, vor wenigen Jahren unter dem Titel „Zeiten und Menschen" erschienenen Lebenserinnerungen war ich durch Umstände genöthigt, manche größeren Episoden aus den letzten dreißig Jahren nur ganz kurz zu berühren. Darunter war aber Manches, was mir des Erzählens werth zu sein scheint, weshalb ich wünschte, Andere möchten es des Lesens nicht ganz unwerth halten. Ich habe hier jene Zeit im Auge, in der ich als Reiseprediger für Shakespeare, nach einigen Jahren dieser Thätigkeit, auch nach Rußland ging, und zwar drei Jahre hinter einander, indem ich nicht nur die baltischen Hauptstädte, sondern im zweiten Jahre auch Petersburg besuchte.

Bevor ich auf diesen für mich ebenso interessanten als wichtigen Zeitpunkt zu reden komme, muß ich hier einige Bemerkungen vorausschicken. Im Jahre 1865 hatte ich meine Shakespeare-Vorträge, durch persönliche Beziehungen veranlaßt, in Süddeutschland begonnen und dieselben wiederholt zuerst in Nürnberg, dann in München fortgesetzt. Was die dafür von mir erwählte Form betrifft, so war ich dazu von der Erwägung ausgegangen, daß für Vorträge und Recitationen eine gewisse Zeitdauer nicht überschritten werden dürfe, um die Zuhörer nicht zu ermüden; ferner aber, daß mit dem dafür erforderlichen bloßen Zusammenziehen eines Dramas durch Streichungen nicht die erforderliche Wirkung erreicht werden könne. Da ich außerdem etwas Anderes bieten wollte, als das Theater mit seinen Hilfsmitteln zu geben vermag, so hatte ich mir eine besondere Methode gebildet, indem ich die dramatische Recitation mit kritischer Analyse der wegfallenden Partieen verband. Durch diese Methode gewann ich viel Zeit und konnte doch einen vollen Eindruck vom Ganzen geben. Die Schwierigkeiten dieser von mir erwählten Form lagen in der nothwendigen ausgleichenden Verbindung der kritisch-epitomatischen Theile mit den eigenen Worten des Dichters, mit der dramatischen Recitation. So oft ich aber während eines Vortrags bei einzelnen Stellen selbst empfand, daß in der Verbindung der einander widerstrebenden Bestandtheile noch ein störender Bruch war, nahm ich das Manuskript wieder vor, um die bessere Ausgleichung herzustellen. Hand in Hand mit den Vorträgen gingen dann bald meine litterarischen Arbeiten über Shakespeare. Für mein erstes umfangreiches Werk „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" (1870) hatte ich in W. Engelmann in Leipzig einen der ausgezeichnetsten Verleger gefunden; kurz darauf erhielt ich vom Bibliographischen Institut den Antrag zu meinem zweiten, 1872 erschienenen Buche „Shakespeare. Sein Leben und seine Werke," das leider an eine vom genannten Verlage

unternommene neue Uebersetzung gekettet war, die sich in der Rivalität mit dem Schlegel und Tieck'schen Shakespeare nicht Bahn brechen konnte.

Im Sommer 1871 machte ich durch einen freundlichen Zufall die Bekanntschaft eines Herrn v. Richter aus Livland, der in Riga als Landrath eine einflußreiche Stellung einnahm. Derselbe ermunterte mich, meine Reisen als Shakespeare-Vorleser nach Riga und den baltischen Hauptstädten Rußlands auszudehnen. Er versprach mir viel Erfolg und eine sehr lebhafte Theilnahme des dortigen Publikums und übernahm es, dort die nöthigen einleitenden Schritte für mich zu thun. Das war für mich allerdings sehr werthvoll und bei meiner, zu großen Unternehmungen keineswegs geneigten Natur auch nothwendig. Als ich entschlossen war, im Anfang des nächstfolgenden Jahres den Schritt zu wagen, wurde ich durch andere Freunde noch an verschiedene Personen in Riga empfohlen, deren Bekanntschaft dort mir große Annehmlichkeiten verschaffte.

Es lag nahe, daß ich bei einer so weiten Reise, wie nach Riga, ein paar Hauptstationen zu längerem Aufenthalt benutzte, natürlich mit meinem Shakespeare in der Tasche und im Kopf. Ich will hier aber dabei mich nicht aufhalten, um sogleich zum eigentlichen Ziele zu kommen. Die letzte Station auf preußischem Boden, Eydtkuhnen, bereitete mich für Rußland vor, und drüben, auf der russischen Station Wirballen befürchtete ich einen unfreiwilligen, und deshalb weniger angenehmen Aufenthalt, als ich ihn in Danzig gehabt, denn — dachte ich — was wird der russische Grenzbeamte zu meinen Büchern und Manuskripten sagen? Aber meine Besorgniß war grundlos, denn nach meiner kurzen Erklärung, die ich über den Zweck dieser Bücher gab, ließ er sowohl mich, wie auch Shakespeare passiren.

Bei meiner Ankunft in Riga waren alle nöthigen Vorbereitungen schon getroffen. Durch Herrn v. Richter war die ja zweifellose Genehmigung des livländischen Gouverneurs vermittelt und für die Tage der Vorträge das Lokal, der ziemlich große Saal der Börse, gesichert. Die Gastfreundlichkeit der Russen, sowohl der deutschen wie der nationalen, ist ja bekannt, und schon in den ersten Tagen war ich bei Vielen eingeführt, mit denen ich fortgesetzten gesellschaftlichen Verkehr hatte. Zu den neuen Bekanntschaften, die ich machte, gehörten nächst den Familien des Herrn v. Richter, des Dr. Brauser u. A. das Geschwisterpaar von Jung-Stilling. Elise von Jung war eine vortreffliche, überaus thätige Dame, die eine eigene, bedeutende Zeichenschule hat; ihr Bruder war Direktor eines statistischen Bureaus. Durch den Redakteur der Riga'schen Zeitung L. Pezold, der aus Estland stammte, war ich schon am zweiten Tage in die Gesellschaft „Euphonie“ eingeführt worden. Es war das Kasino der „Litteraten“ — so bezeichnet man dort Alle von akademischer Bildung. Auf einzelne, besonders angenehme Abende in meinem dortigen Verkehr komme ich später noch zurück.

Für meine Shakespeare-Vorträge hatte ich zunächst vier Abende bestimmt, und zwar: Julius Cäsar, Sommernachtstraum, Othello und

Heinrich IV. 1. Theil. War schon am ersten Abend der geräumige Börsensaal voll besetzt, so steigerte sich die Theilnahme noch mit jedem Abend, und ich wußte sehr bald, daß es bei den vier Vorträgen nicht bleiben werde. Zunächst hatte ich auch aus der kurischen Hauptstadt Mitau die Einladung erhalten, dort zu lesen, und bei der nahen Nachbarschaft konnte ich daselbst dreimal zwischen den Rigaischen Abenden sprechen. In Riga hatte ich für einen zweiten Cyclus nicht Shakespeare fortgesetzt, sondern Goethes „Faust" gewählt, für den ich — mit Einschluß der letzten anderthalb Akte des zweiten Theils — vier Abende brauchte. Zu dieser Wahl hatte mich besonders mein Wunsch bestimmt, dem bei den Deutsch-Russen so stark ausgeprägten deutschen Nationalgefühl ein freudiges Entgegenkommen zu bieten, und ich hatte auch dafür reichlichen Dank geerntet. Aber damit war es noch lange nicht genug, und in den laut gewordenen Wünschen nach weiteren Shakespeare-Vorträgen war der geäußerte Wunsch nach „Hamlet" der lebhafteste und ganz allgemein. Ich sträubte mich anfänglich dagegen, denn ich hatte besondere Ursache, gerade diese populärste der Tragödien Shakespeares nicht in die Zahl meiner Vorträge aufzunehmen. Hamlet ist erstens die längste aller Shakespeare'schen Tragödien, zugleich aber auch die selbst in den Einzelheiten weitaus bekannteste. Ich mußte deshalb Bedenken hegen, damit so zu verfahren, wie bei den anderen Stücken, in denen ich — bei der schon kurz gekennzeichneten Form meiner Vorträge — in der Recitation mich auf die wesentlichsten Scenen beschränkte. Beim Hamlet mußte ich mir sagen, daß jede Weglassung einer der so allgemein bekannten Scenen von den Zuhörern mit Bedauern empfunden werden würde. Da aber die Wünsche nach Hamlet immer dringender wurden, so entschloß ich mich endlich, den Vortrag so einzurichten, daß ich ihn an einem Abend bewältigen könne. Da ich wußte, daß für diesen Abend der Börsensaal nicht ausreichen würde, nahm ich den sehr großen, aber akustisch ausgezeichneten Saal des deutschen Gewerbevereins, und auch dieser war in der That ganz gefüllt. Daß ich vor einer Zuhörerschaft von 800 Personen für einen derartigen Vortrag — er dauerte $2\frac{3}{4}$ Stunden — bis zum Schlusse die gespannteste Aufmerksamkeit fand, war schon eine außerordentliche Leistung — dieses Riga'schen Publikums. Eine fast tragikomische Episode, die an diesem Abend mich leicht um alle Stimmung hätte bringen können, will ich hier doch erwähnen. In meiner Zuhörerschaft war in Riga das weibliche Geschlecht, wie es bei allen ähnlichen Veranstaltungen zu sein pflegt, am zahlreichsten vertreten und am lebhaftesten betheiligt. Schon bei meinen bisherigen Vorträgen war es wiederholt vorgekommen, daß ich bei meinem Eintritt in den Saal auf meinem Pult einen Lorbeerkranz mit den Rigaischen Schleifen vorfand. Bei meinem Hamlet-Vortrag war mir aber eine viel gefährlichere Ueberraschung damit beschieden. Nachdem ich schon etwa eine halbe Stunde gesprochen hatte, sah ich durch den großen Saal, den ich bis zur Eingangsthür am Ende des Mittelganges überschauen konnte, einen Menschen eintreten, auf

beiden Händen einen großen Lorbeerkranz vor sich her tragend und mit diesem — während ich sprach — durch den Mittelgang mir immer näher kommend. Der Unglückselige hatte keine Ahnung, was er mir damit anthat. Er war vermuthlich vom Gärtner geschickt, und obwohl er sich verspätet hatte, wollte er doch seinen Auftrag ausführen und mir den Kranz auf's Pult legen. Es war gerade in dem Moment der zweiten Scene des Geistes auf der Terrasse zu Helsingör, und ich hätte ihn mit Hamlets Worten anreden können: „Sei Du ein Geist des Segens, sei ein Kobold — ich rede doch mit Dir!" Das that ich auch, als er mit verlegen freundlichem Gesicht dicht vor meinem Pulte stand, indem ich ihm leise zurief: „Gehen Sie schnell hinaus!" Am liebsten hätte ich ihm den Kranz, den er mir entgegenhielt, an den Kopf geworfen. Das konnte ich aber doch nicht schon aus Rücksicht auf die jedenfalls anwesende liebenswürdige Spenderin. Der Kranz war, wie ich später sah, sehr schön und mit einer silbernen Agraffe geschmückt. Ich schob ihn halb unwillig unter das Pult und kehrte nach Helsingör zurück, wo ich mich nach der ärgerlichen Unterbrechung bald wieder zurecht fand.

In diesem Saale des Gewerbehauses hatte ich danach zunächst noch einen Vortrag, „Schillers Tell", für den Verein gehalten, und zum Schluß den „Kaufmann von Venedig" zum Besten des Frauen-Schulvereins. Dazwischen war ich noch der Einladung gefolgt, in der Gesellschaft „Musse", der der Adel und die reicheren Kaufleute angehörten, einen Shakespeare-Vortrag zu halten. Im Ganzen hatte ich sonach, mit Einschluß der drei Abende in Mitau, innerhalb 5 Wochen 16 Vorträge bei unverminderter Theilnahme des Publikums gehalten.

Sehr günstig war es für mich, daß meinem Besuche Rigas das Erscheinen meiner beiden Werke über Shakespeare unmittelbar vorausgegangen war. Denn ich wurde deshalb nicht allein als Recitator betrachtet, sondern hatte mich als Shakespeare-Interpret auch bereits durch meine Bücher legitimirt*).

Ich darf aber nicht verschweigen, daß mein so außerordentlicher Erfolg nicht allein meinen Leistungen als Recitator und als Shakespeare-Interpret zuzuschreiben war. Vielmehr bin ich überzeugt, daß gerade in dieser Zeit, nach unserem großen Kriege, dem die Errichtung des Deutschen Reiches folgte, auch bei den baltischen Deutschen dadurch das freudig gehobene deutsche Empfinden sehr viel dazu beigetragen hatte. Zur richtigen Schätzung der dortigen Nationalitäts-Verhältnisse muß ich hier jedoch Einiges darüber einschalten. Bekanntlich bilden die baltischen Deutschen in den drei Provinzen nur einen geringen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, denn die

*) Kurze Zeit vor meiner Reise nach Rußland war mir außerdem die Redaction der vierten Auflage von Gervinus' „Shakespeare" vom Verleger im Einverständniß mit der Wittwe Gervinus' übertragen worden.

weitaus überwiegende Masse bilden die Letten (in Kur- und Livland) und die Esten. Die Letten, über eine Million, sind am meisten ausgebreitet auf dem Lande, als ackerbauendes Volk und in den kleineren Ortschaften. Und selbst in den Hauptstädten, wie in Riga, wo das deutsche Element das entschieden dominirende ist, — im Handel und Gewerbe, wie in der Industrie und Wissenschaft, — bilden die Deutschen doch nur ein Dritttheil der Bevölkerung; ihnen zunächst in der Zahl kommen die Letten, danach erst die Russen und die sehr zahlreichen Juden. Das lettische Volk hat eine lange, leidensvolle Geschichte hinter sich. Am meisten bedrückt sind sie gewesen durch den kur- und livländischen Adel. Schon seit mehreren Jahrzehnten hatten sie die größten Anstrengungen gemacht, auf verschiedenen Gebieten mit den Deutschen zu wetteifern und neben diesen ihre Nationalität zu größerer Geltung zu bringen, was sie allerdings wesentlich durch Aneignung deutscher Bildung und durch die Beispiele der Deutschen zu erreichen suchten. Für einen Volksstamm, der so lange Zeit zurückgedrängt und zur Unselbstständigkeit verurtheilt war, hat das natürlich große Schwierigkeiten. Es kam daher auch vor, daß sie bei ihren Bestrebungen zuweilen falsche Mittel anwendeten. Da sie aber ein keineswegs unbegabtes Volk sind und viele sehr tüchtige Männer aufweisen können, so haben sie durch ihre Beharrlichkeit es auch erreicht, in den letzten Jahrzehnten, wie mir von einem Kenner der dortigen Verhältnisse berichtet wird, manche Positionen der Deutschen zu erobern, wie überhaupt ihre ganze Lage so erheblich zu verbessern, daß die Deutschen bereits Ursache haben, mit einiger Besorgniß auf die lettische Rivalität zu blicken. Die Russen begünstigen die Letten nur da, wo es mit den russischen Interessen vereinbar ist. Aber sie sehen die Fortschritte der Letten bei ihrer starken Abneigung gegen alles Deutsche nicht ungern. Denn der National-Russe haßt den Deutschen, darüber soll man sich bei uns keine Illusionen machen. Dieser Haß hat seinen ersten Grund darin gehabt, daß die baltischen Deutschen wegen ihrer energischen Thätigkeit, ihrer größeren Intelligenz und vor Allem größern Zuverläßigkeit für viele hohe Stellen, sowie im höhern Beamtenthum wie selbst im Militär, verwendet werden mußten. Die systematischen russischen Maßregelungen gegen die deutsche Nationalität in den baltischen Provinzen nahmen schon 1867 ihren entscheidenden Anfang. Als der damalige Kaiser Alexander II. in Riga war, hatte er die Deutschen wegen ihrer Tüchtigkeit und Treue belobt, aber auch hinzugefügt, sie müßten bei alledem stets dessen eingedenk sein, daß auch sie nur zu der großen russischen Familie gehörten. Damit war die eigentliche moskowitische Politik den Deutschen gegenüber ausgesprochen, denn das Wort „Familie“ besagte, daß darin auch Sprache, Schule und Religion inbegriffen sei. Und gegen diese Russificirung hatten damals die Deutschen ihren Widerstand begonnen, während sie, weit entfernt von revolutionären Bestrebungen, sich dabei durchaus als russische Staatsbürger und Unterthanen fühlen wollen. So wenig es jemals einem verständigen

Deutschen in den Sinn kommen kann, eine Erwerbung der baltischen Provinzen für wünschenswerth zu halten, ebenso wenig besteht ein solcher Wunsch drüben bei den Deutsch-Russen, trotz ihrer Sympathien für alles deutsche Wesen und trotz der in der neueren Zeit gesteigerten Drangsalirungen von Seiten Rußlands.

Nach unserem großen Vertheidigungskriege 1870 gegen Frankreich war der Haß der Russen gegen Deutschland noch stärker geworden. Unsere Siege waren zu groß und kamen zu überraschend, und daß wir durch dieselben mit einem Schlage ein einiges, großes und mächtiges Volk geworden waren, das sich auf sich selbst verlassen kann, damit schwand der moskowitischen Partei die Hoffnung, daß die schönen Zeiten wiederkehren könnten, in denen Preußen nach den Winken des russischen „Schwagers“ sich zu richten hatte.

So sehr, wie seit diesem Kriege die Abneigung des Altrussenthums gegen Deutschland gewachsen war, so hatten die deutschen Siege bei den baltischen Deutschen Enthusiasmus erregt. Mir waren darüber schon manche hübsche Episoden erzählt, als ich eines Abends, da ich in der Gesellschaft „Euphonie“ verkehrte, davon noch einen kräftigen Widerhall vernehmen sollte. Ich war von einzelnen Freunden wiederholt aufgefordert worden, einmal in der „Euphonie“ einige meiner Gedichte zu sprechen, die ich beim Ausbruch des Krieges, Anfangs August, in Dresden in einer großen Volksversammlung gesprochen hatte. Ich war der Aufforderung gerne nachgekommen, indem ich diejenigen Gedichte sprach, die ich im Kopfe hatte. Meine Freundschaft mit dieser Gesellschaft war dadurch so fest geknüpft und besiegelt, daß man mir kurz vor meinem Scheiden von Riga einen Abend als Abschiedsfest veranstaltete, wobei mir ein geistvolles und schön gezeichnetes großes Diplom als „Doktor der Euphonie“ überreicht wurde. Das große Blatt war ganz getreu in der Form eines lateinischen Doktordiploms ausgeführt; zwischen den Schriften aber zwei große Gruppen von Figuren aus den von mir vorgetragenen Dramen von dem Redakteur der Riga'schen Zeitung L. Pezold, der ursprünglich Maler war, vortrefflich gezeichnet und sinnreich zusammengestellt. Die obere Gruppe enthielt die Figuren aus den deutschen Dichtungen — Faust und Tell, die untere, größere Gruppe vereinigte die Gestalten aus den Shakespeare'schen Dramen.

Das schöne Diploma ‚in aeternam memoriam pro signo venerationis et amicitiae‘ hängt natürlich bei mir unter Glas und Rahmen, als werthvollstes Erinnerungsblatt an schöne Zeiten.

Bei den Deutschen in Riga stand es von vornherein fest, daß ich auch nach der deutschen Universitätsstadt, dem geliebten Dorpat, gehen würde. Ich bekam auch nicht allein von dort, sondern auch von den kleineren Städten Wenden, Walk, Fellin Aufforderungen und Einladungen. Die Rigenser fragten mich gar nicht, ob ich nach Dorpat gehen würde, sondern nur wann. Denn daß ich Dorpat, den Stolz aller baltischen Deutschen, be-

suchen würde, war für sie ganz selbstverständlich. Ich erhielt sogar in Riga den Besuch eines jungen Dorpaters, der danach in einer Dörpt'schen Zeitung ein Interview mit mir veröffentlichte, das mich und meine Riga'schen Freunde sehr erheiterte. Für diesmal war ich aber doch von den Riga'schen Arbeits- und Festtagen zu ermüdet, um danach noch die mühselige Reise nach Dorpat (ohne Eisenbahn) zu wagen. Und da ich gleichzeitig auch nach Petersburg Aufforderungen erhalten hatte, so wußte ich ja, daß ich sehr bald nach Rußland wiederkehren würde.

Mein zweiter russischer Feldzug fand denn auch bereits im folgenden Jahre (1873) statt. Aber mein nächstes Ziel war noch nicht Dorpat, sondern Petersburg und außerdem Reval.

Für Petersburg war mein liebenswürdiger Vermittler der Kaufmann Nicol. v. Cube, den ich im Jahre zuvor in Riga und zwar in dem Hause seines Schwagers, des schon erwähnten Dr. Brauser, kennen gelernt hatte. Bald nachdem meine Reise nach Petersburg festgestellt war, erhielt ich auch eine Einladung nach der estnischen Hauptstadt Reval, die erst seit Kurzem durch die baltische Eisenbahn mit Petersburg in Verbindung gebracht war. Für die geschäftlichen Angelegenheiten in Petersburg war ich an die dortige bedeutendste deutsche Buchhandlung von Schmitzdorff gewiesen, deren Inhaber Herr Röttger war. Dieser ersuchte mich, ihm schon vorher eine schriftliche Eingabe wegen Genehmigung der Vorträge zu senden. Ich besorgte dies in Königsberg, das ich diesmal für die längere Reise als Zwischenstation ausersehen hatte. Wegen der von dort aus nach Petersburg gesandten Eingabe will ich hier erwähnen, daß auf Wunsch des Herrn Röttger darin genaue Angaben gemacht werden sollten nicht allein über die Themata meiner Vorträge, sondern auch über das, was ich über die verschiedenen Stücke zu sagen habe. Bezüglich dieses Punktes hätte ich eigentlich meine ganzen Manuskripte hinschicken müssen. Dies war aber nicht erforderlich, und ich hatte mich nun der eigenthümlichen Arbeit unterzogen, der Eingabe für die Polizei ein Schriftstück beizufügen, in welchem ich nicht allein die Stücke alle nannte, sondern von jedem derselben eine kurze Charakteristik gab, die in etwa 10—12 Zeilen meine Auffassung darlegte. So kurz hat sich wohl noch Niemand in der kritischen Erörterung eines Shakespeare'schen Dramas gefaßt, und deshalb hatte mir diese Arbeit ein besonderes Vergnügen gemacht.

In Petersburg angelangt, wo auf dem Bahnhof zu meiner großen Beruhigung Freund Cube mich mit dem Wagen erwartete, hatte ich nach meiner Einquartierung im Hotel Demuth, in dessen Saal auch meine Vorträge stattfinden sollten, mich nach der Schmitzdorff'schen Buchhandlung geleiten lassen, die am Newsky-Prospekt, der längsten Straße in Petersburg, gelegen war.

Eine Antwort auf meine Eingabe wegen der Konzession war von der Polizei noch nicht an die Buchhandlung gelangt, und obgleich die Genehmigung

ganz außer Zweifel stand, so konnte ich doch die Tage für die Vorträge noch nicht bestimmen. Es war deshalb das Beste für mich, zuerst mich nach Reval zu begeben. Ich schrieb dies sogleich an denjenigen, der dort die Angelegenheit in die Hand genommen hatte. Das war ein Herr von Riesemann, der als Rechtsanwalt ein städtisches Amt in Reval bekleidete, und der dort als einer der klügsten und vornehmsten Vertreter der Deutschen bereits in hohem Ansehn stand. Nachdem mir von Reval aus die Tage angezeigt waren, reiste ich ab.

Die durch das nördliche Estland in westlicher Richtung führende baltische Eisenbahn bestand damals erst seit sehr kurzer Zeit, aber sie war für Reval, als Hafen- und Handelsplatz, wie für die anderen an dem Schienenweg liegenden Städte, besonders Narva, von großer Wichtigkeit. Nach etwa zwölfstündiger Fahrt, im Vergleich zu meiner Petersburger Reise ja eine Kleinigkeit, fuhr ich, in Reval angelangt, zunächst nach meinem Hotel Petersburg, wo ich auch bald den Besuch des liebenswürdigen Herrn von Riesemann empfing, der mich schnell mit allem Nöthigen vertraut machte.

In der Stadt fühlte ich mich schon am anderen Tage ganz heimisch, denn der Charakter derselben ist dem unserer alten deutschen Städte sehr ähnlich; meist enge Straßen mit vielen alten Giebelhäusern und auf den nicht weiten Plätzen manche beachtenswerthe alte Bauwerke, unter denen die uralte Nikolaikirche das hervorragendste. Der malerische Eindruck der dicht am Meere (dem Finnischen Meerbusen) gelegenen Stadt mit ihren alten Thürmen wird sehr gefördert durch die Ungleichheit des Bodens. Bekanntlich ist die estnische Meeresküste reich an erratischen Felsblöcken, die, wie man annimmt, in alten Zeiten in Finnland durch Eisberge hinübergetragen sind. Reval selbst hat aber einen ganzen Stadttheil, der auf einer breiten felsigen Erhöhung liegt. Dieser Stadttheil, der auch mit hübschen Promenaden und Gartenanlagen versehen ist, heißt der Domberg oder auch schlechtweg der Dom. Dort oben residirt der Gouverneur von Estland, und dort sind auch meist die Wohnungen des baltischen Adels. In der unteren alten und eigentlichen Stadt ist der Sitz aller städtischen Behörden, wie des Handels und der Industrie. Die Meeresküste war in der Zeit meiner Anwesenheit mit Schnee bedeckt und bildete dadurch einen eindrucksvollen Kontrast zu dem dunklen Meere.

Sowie die Stadt mit ihren Straßen und alterthümlichen Bauwerken an unsere alten deutschen Städte erinnert, so machte auch die Bevölkerung einen durchaus deutschen Eindruck, fast mehr noch, als in dem bei Weitem größeren Riga. Und doch sind in Reval die Esten an Zahl der deutschen Bevölkerung weit überlegen. Aber die Esten, die mit den Letten keinerlei Stammesverwandtschaft haben, sind auch äußerlich von jenen sehr verschieden; sie sind meist blond und von kräftigerem Körperbau und erinnern dadurch mehr an die nordischen, germanischen Völkerstämme. Ich hatte von ihnen den Eindruck eines sehr gutartigen Menschenschlags, und nach meinen

Wahrnehmungen stehen sie auch mit den Deutschen in durchaus friedfertigen Wechselbeziehungen. Ich kann hier freilich in diesen Dingen immer nur von meinen oberflächlichen Wahrnehmungen in jener Zeit vor dreißig Jahren reden. Seitdem mag sich auch in diesen Dingen manches geändert haben.

Die deutschen Estländer waren aber damals schon in der Vertheidigung ihrer Nationalität und ihrer Rechte gegen die Russifizirung entschieden gerüstet. Als das Haupt der Deutschen wurde der schon genannte v. Riesemann angesehen, der auch wenige Jahre später das Haupt der Stadt als Oberbürgermeister wurde. Er war durch Begabung wie durch Charakter ein hervorragender Mann, dabei zugleich in seinem Wesen eine sympathische Persönlichkeit. Ich kann leider nur sagen: „er war“, denn er ist schon vor einer Reihe von Jahren gestorben. Fern von allem demonstrativen Wesen, in ruhiger Vornehmheit, übte er einen großen Einfluß. Aus dem kleinen, aber höchst angesehenen Kreise, in dem ich damals verkehrte, habe ich besonders noch Fr. Bienemann zu nennen, der sich als patriotischer Geschichtsschreiber der Balten ausgezeichnet hat. Sein Buch „Aus baltischer Vorzeit“, das er mir freundlichst dedicirte, giebt ein sehr klares und eindrucksvolles Bild der geschichtlichen Entwicklung der Ostseeprovinzen und ist dabei vortrefflich geschrieben.

Meine Vorträge fanden im Saale des in der Hauptstraße gelegenen „Museums“ statt. Mir war gesagt, der Saal fasse 400 Personen, aber schon am ersten Abend war diese Zahl erheblich überschritten, denn der Saal war so „furchtbar“ voll, daß ich Mühe hatte, zu meinem Platz zu gelangen.

Eines Tages, zwischen meinen Vorträgen, kam Herr von Riesemann zu mir als diplomatischer Unterhändler für den russischen Gouverneur von Estland, Fürsten Schachowskoi. Ich sollte darüber befragt werden, ob ich wohl geneigt sei, oben auf dem Schlosse beim Fürsten einen Vortrag zu halten. Das Ersuchen war damit motivirt, daß die Fürstin durch Kränklichkeit verhindert sei, hinunter nach der Stadt zu kommen, mich aber doch sehr gern hören möchte. Ich fand die Einladung ganz annehmbar, denn sie brachte mich in eine durchaus neue Situation, da ich hierdurch einmal in eine vornehme russische Gesellschaft kam. Die Unpäßlichkeit der Fürstin war nur ein Vorwand, denn sie wollte nur etwas Apartes für ihre Gesellschaft haben. Nachdem ich Herrn von Riesemann zugesagt hatte, machte ich dem Fürsten oben einen Besuch, um mich zunächst ihm persönlich bekannt zu machen, und ich lernte hierbei die sehr angenehmen Umgangsformen der vornehmen Russen kennen. Nachdem ich oben durch meine Karte mich angemeldet hatte, kam Fürst Schachowskoi selbst sogleich mir in den Vorflur entgegen, sprach in liebenswürdigster Weise seine große Freude über meine Zusage aus, nahm mich dann in ungezwungener Weise unter den Arm, um mich vor Allem zu seiner Frau zu führen. Die noch junge und dabei hübsche Fürstin lag in eleganter Haustoilette auf einem Ruhebett, wo sie

auch liegen blieb (denn sie war ja „krank“) als ich ersucht wurde, daneben Platz zu nehmen. Indem sie mir ihre Hand reichte, sprach sie zunächst ihr Bedauern aus, daß sie meine Vorträge in der Stadt nicht besuchen könne, aber umso mehr über meine Bereitwilligkeit sich freue. Sie sprach in gebrochenem Deutsch, und nach kurzer Unterhaltung kam der Fürst wieder, um mir den Saal zu zeigen, in welchem ich am anderen Tage vor der Gesellschaft sprechen sollte. Dieser Saal war nun keineswegs sehr einladend, denn er war schändlich kalt, und statt eines Podiums war darin eine kleine Bühne errichtet, auf der wohl zuweilen Theater gespielt wurde. Nun, ich dachte, es würde anderen Tages wohl wärmer sein, da ein Ofen schon darin glühte.

Um eine solche Gesellschaft nicht mit einer Tragödie zu langweilen, hatte ich für den Vortrag Shakespeares entzückendes Lustspiel „Was ihr wollt“ gewählt, und am Abend anderen Tages fuhr ich hinauf. Die Fürstin empfing mich in reizender Pelztoilette, und auch die anderen schon versammelten Damen schienen für den kalten Saal vorbereitet zu sein. In der That war der Saal noch ebenso kalt, wie gestern, und ich mußte auf der ungeeigneten Bühne Platz nehmen, um in meinem Frack vor der bepelzten Gesellschaft mich in die Wärme eines Shakespeare'schen Lustspiels hinein zu reden, was mir keineswegs leicht wurde, und umso weniger, als ich bald merkte, daß die Zuhörer wenig Verständniß dafür zu haben schienen. Ich kürzte die Sache ab, so gut es ging. Die hübsche Fürstin saß vorn mir gerade gegenüber, aber auch ihr sah ich an, daß sie nichts von dem verstand, was ich oder Shakespeares Humor sagte. Als aber mein Vortrag — Gott sei Dank — zu Ende war und ich vom Podium herunterstieg, kam mir sogleich die Fürstin, mir die Hand reichend, mit den Worten entgegen: „Ich bin ganz entzückt!“ Sie war es ganz gewiß nicht, aber es klang doch hübsch, wie sie das sagte. Die sehr freundliche Aufforderung, noch zum Thee zu bleiben, konnte ich höflicher Weise nicht abschlagen. So endete diese Episode, die ja an sich originell genug war, und die ich auch eben deshalb keineswegs bereute.

Von einer anderen Episode aus Reval will ich ganz kurz berichten. Es war gleichzeitig mit mir eine kleine armselige Truppe russischer Schauspieler anwesend, die im Saale eines Gasthauses spielten, aber wenig Beachtung auch beim russischen Publikum fanden. Eines Tages wurde mir im Hotel vom Stubenmädchen, einer blonden und blauäugigen Estin, gemeldet, daß ein Herr mich zu sprechen wünsche. Derselbe stellte sich mir vor als ein zu jener Truppe gehörender Schauspieler; er war eine hagere, hoch aufgeschossene Figur, aber etwas dürftig aussehend. Er theilte mir mit, daß seine Theatervorstellungen sehr wenig besucht seien, und da er gehört habe, daß es bei mir immer sehr voll sei, so wollte er anfragen, ob ich wohl geneigt sei, mich einmal mit ihnen zu vereinigen. Die Naivität dieses Vorschlages hatte etwas Rührendes, und es that mir fast leid, daß ich

darauf nicht eingehen konnte, um den armen Leuten zu helfen; aber ich mußte ihm doch mit aller Freundlichkeit erklären, daß das nicht anginge, da ich immer nur allein sprechen könne.

Nachdem ich von Reval, das mir in äußerst angenehmer Erinnerung geblieben ist, mich verabschiedet hatte, kehrte ich nach Petersburg zurück. Bei meiner Ankunft war mir durch meine Unkenntniß der russischen Sprache etwas sehr Komisches passirt. Auf dem Petersburger baltischen Bahnhof angekommen, nahm ein Gepäckträger meinen Koffer sogleich auf die Schulter, um damit nach einer Droschke zu gehen. Gleich darauf aber trat mir ein Kommissionär entgegen, der mich deutsch anredete, indem er mir einen Wagen anbot, für den ich einen Rubel zahlen sollte. Ich sagte: nach dem Hotel Demuth. Sehr wohl, sagte er, und nachdem ich nochmals wiederholte: also ein Rubel — Hotel Demuth, — ließ ich den Koffer auf den Wagen bringen, der Kutscher wurde von dem Kommissionär angewiesen, er selbst blieb auf dem Bahnhof, und ich fuhr ab. Der Wagen brachte mich auch ganz richtig zum Hotel Demuth, und da die Fahrt ziemlich lang war, gab ich dem Kutscher außer dem Rubel noch zehn Kopeken. Der Kutscher, Stockrusse, nahm das mit Zeichen freudigen Dankes entgegen, und indem er etwas auf Russisch sagte, was ich nicht verstehen konnte, hielt er mir die offene Hand entgegen. Ich erwiderte etwas unwillig „ein Rubel" und bedeutete ihn, daß ich ihm schon 10 Kopeken mehr gegeben. Da er aber mit seinen slavisch unterwürfigen Geberden weiter sprach, gab ich ihm noch weitere 10 Kopeken. Er wiederholte seine lebhaften Dankesgeberden, sprach aber weiter und hielt mir wieder die offene Hand entgegen. Das war mir nun doch zu unverschämt; ich klingelte den Portier heraus, der deutsch sprach, theilte ihm mit, ich hätte dem Kerl schon zwanzig Kopeken mehr gegeben, als abgemacht war, und er sei immer noch nicht zufrieden. Der Portier sprach kurz mit dem Kutscher und klärte mich dann darüber auf: er wollte nur die Blechmarke mit der Nummer wieder zurück haben. Da ich nun auf dem Bahnhof eine solche Marke gar nicht erhalten hatte, konnte ich seine Geberden nur so deuten, daß er immer mehr Geld verlangte.

In Petersburg war andern Tags mein nächster Gang nach der Schmitzdorff'schen Buchhandlung, indem ich mit Sicherheit erwartete, daß die Concession von der Polizei endlich da wäre. Herr Röttger sagte mir jedoch mit Bedauern, daß er immer noch vergeblich darauf warte. Da die Vorträge aber nicht eher in den Zeitungen angezeigt werden durften, war mir das so verdrießlich, daß ich meinen Petersburger Freunden erklärte, ich könne doch so aufs Ungewisse nicht länger darauf warten und würde daher in den nächsten Tagen abreisen. Man redete mir dringend zu, ich möchte nicht die Geduld verlieren, das seien nun eben russische Verhältnisse; ich würde aber das weitere Abwarten sicher nicht zu bereuen haben. Dafür sprach denn auch allerdings die Thatsache, daß schon auf die bloßen Redaktionsnotizen über meine zu erwartenden Vorträge sehr zahlreiche Be-

stellungen in der Buchhandlung eingegangen waren. Endlich rieth mir Herr Röttger, ich möchte selbst die für die Concessionsertheilung maßgebenden Persönlichkeiten besuchen; er würde mir einen seiner Gehilfen der Buchhandlung mitgeben, der russisch wie deutsch verstand und mir als Dolmetscher dienen sollte. Das geschah denn. Das Aktenstück, meine schon von Königsberg aus hingesandte Eingabe, mußte nämlich zuerst an die Polizei kommen, von dort zum Kurator der Universität, der es dann mit seinem Gutachten an das „Ministerium der Volksaufklärung" beförderte, und von diesem hatte es dann denselben Weg zurück zu machen bis zur Polizei.

Erst fuhr ich also zum Kurator der Universität, welcher der Fürst von Liven war. Derselbe antwortete mir, daß das Aktenstück aus dem Ministerium noch nicht an ihn zurückgelangt sei, und er rathe mir deshalb, mich selbst nach dem Ministerium zu begeben. Die Bedeutung desselben entsprach etwa unserm Kultusministerium, und meine Angelegenheit gehörte zum Ressort des Minister Bradke, der Balte war.

Nachdem mein junger Dolmetscher mich nach einander bei zwei Beamten angemeldet hatte, wurde mir der Bescheid: der Minister wäre noch nicht anwesend, und ich möchte bis zu seiner Ankunft im Vorzimmer warten. Dies dauerte nun länger, als eine halbe Stunde, bis ich endlich ersucht wurde, in das Sprechzimmer einzutreten, der Minister erwarte mich. Dieser kam auch sofort herein und zeigte durch sein überaus freundliches Entgegenkommen sich wieder als Meister verbindlicher und liebenswürdiger Umgangsformen. Nach herzlicher Begrüßung kam er sogleich auf meine zu erwartenden Vorträge zu sprechen, wie sehr gespannt man allgemein wäre, und wie ganz besonders seine Frau sich darauf freue, — sie könne die Zeit gar nicht erwarten. Wann werden Sie beginnen? fuhr er fort. Ich erwiderte achselzuckend: Excellenz, das weiß ich leider noch nicht. Wieso? fragte er überrascht. Ich nannte als Grund die noch immer vergeblich erwartete Concession. — Wie, rief er, ist das Schriftstück noch nicht an die Polizei zurückgekommen? — Bis heute nicht, war meine Antwort. — Er sprang auf, um sogleich nachzusehen, und kam nach wenigen Minuten wieder, um mir zu sagen: Er habe bereits verfügt, daß die Papiere sofort nach der Universität geschickt würden, und wenn ich mich Nachmittags 4 Uhr nach der Polizeidirektion bemühen wollte, so könne ich sie dort noch heute in Empfang nehmen.

Ich fuhr also zur bestimmten Stunde nach der Polizei und erhielt auch wirklich das so lange ersehnte Papier, um mit demselben in Eile nach der Buchhandlung zu fahren, damit die Anzeigen sogleich an die beiden deutschen Tageszeitungen geschickt würden. Das waren: die deutsche „Petersburger Zeitung" und die besonders den deutsch-baltischen Interessen dienende „Nordische Presse", deren Redacteur John Bärens mir schon in Riga bekannt geworden war und der jetzt in Petersburg zu meinem nähern Bekanntenkreise gehörte.

Am andern Tage standen die Anzeigen in beiden Zeitungen, und schon an demselben Abend war kein Billet mehr für die Tage des ersten Cyklus zu haben, bis auf einige der ersten Plätze à 5 Rubel.

Es war aber auch die höchste Zeit geworden, mit den Vorträgen zu beginnen, da bei so großer Betheiligung des Publikums es schon sicher war, daß es bei den drei Vorträgen nicht bleiben werde; dabei aber war ich durch die erlittenen Verzögerungen schon zu nahe an die Osterwoche gerückt, in der keine Vorträge stattfinden durften. Nach dem Shakespeare-Cyklus wollte ich aber auch in Petersburg die Faust-Vorträge folgen lassen, und ich hatte dafür, — da der Saal des Hôtel Demuth bei Weitem nicht ausgereicht hatte — auf den Rath meiner Freunde den sehr großen Saal der ersten russischen Gesellschaft gemiethet. Sie hieß Blagorodnoje Sobranje, von den Deutschen der „adelige Club“ genannt, dessen Haus bei der Polizeibrücke lag. Ich hatte für diesen Saal allerdings eine Miethe von 125 Rubeln pro Abend zu zahlen, was aber in Anbetracht der Einnahmen leicht zu tragen war, denn auch dieser große Saal war an jedem Abend ganz gefüllt. Schade! denn es lagen noch große Summen für mich bereit, aber die berühmte Butterwoche ging bald zu Ende, und vor Beginn der Osterwoche, in der alle Theater geschlossen waren, mußte auch ich aufhören, wogegen Konzerte und verschiedene andere Vergnügungen gestattet waren. Ausnahmsweise durfte ich nur noch am letzten Sonnabend vor Palmsonntag einen Abend geben, dessen Ertrag für den deutschen Wohlthätigkeitsverein bestimmt war, denn eine solche Gegenleistung wurde in den deutschen Petersburger Kreisen erwartet. Für diesen Abend hatte ich ein gemischtes Programm gewählt: Scenen aus Lessings Nathan, Schillers Glocke und — um den nach Shakespeare Begehrenden doch etwas zuzugestehen — die Hauptscenen des Falstaff aus dem 1. Theil Heinrichs IV. Zu den Notabilitäten von Petersburg gehörte an diesem Abend auch der greise General Feldmarschall v. Berg. Er hatte damals seine berühmtesten Thaten, deren letzte seine energische Niederwerfung des polnischen Aufstandes war, schon hinter sich und stand bereits in seinem 83. Lebensjahr. Es erregte große Aufmerksamkeit im Publikum, als er am Schlusse des Vortrages zu mir herantrat und, mir die Hand reichend, mir mit einigen Worten dankte.

Aber Shakespeare — noch mehr Shakespeare! Alle, die in dem ersten Cyklus keine Plätze mehr erlangen konnten, und mit diesen auch noch Andere, hatten ein heißes Verlangen nach Shakespeare. Da ich aber keine öffentlich mehr ankündigen durfte, so hatten einige Deutsche mit dem Direktor eines Gymnasiums sich verbunden, mich für noch einen Shakespeare-Vortrag in der Aula des Gymnasiums zu bestimmen, für den die Billets nur unter der Hand verkauft wurden und auch wieder schnell vergriffen waren.

Meine Petersburger Freunde hatten also ganz recht gehabt, mir zur Geduld zuzureden, und daß ich es nicht bereuen würde, denn der Erfolg

war so glänzend, wie nur denkbar. Bei den Aussichten auf eine ebenso erfolgreiche Fortsetzung hätte ich recht gut noch bleiben können, um nach dem Osterfeste wieder zu beginnen. Aber die mancherlei Beschwerlichkeiten in der großen, weit ausgedehnten Stadt, die mir ungewohnten Lebensverhältnisse, wie auch das Klima und das Wasser —: dies Alles zusammen ließ bei mir nicht das Wohlbehagen aufkommen, wie ich es in Riga und in Reval so voll empfunden hatte. So verließ ich Petersburg, aber schon mit dem Gedanken, im nächsten Jahre mein Versprechen in Dorpat zu erfüllen.

Für diese dritte Reise (1874) hatte ich wieder die Zeit zwischen Ende Januar und Anfang März gewählt. Ein besonders angenehmer Gedanke war mir's, dabei noch einmal nach Riga zu kommen, wo ich des erneuten freundlichen Empfangs sicher war. Hier will ich aber die Leser nicht nochmals mit Riga aufhalten, sondern gleich über die Reise von dort nach Dorpat berichten.

Diese Reise war damals, als Dorpat noch keine Eisenbahnverbindung hatte, ziemlich beschwerlich. Man hatte in Riga bei der Post den Wagen zu bestellen und von Station zu Station, wo die Pferde gewechselt wurden, meist auch der Wagen oder Schlitten, die einzelne Strecke zu bezahlen. Eine kleinere Erleichterung hatte ich dadurch, daß ich am ersten Tage nur bis Wenden zu fahren hatte, um dort auf die an mich ergangene Einladung Abends einen Vortrag zu halten, für den aus der Umgegend der livländische Adel zahlreich herbeigekommen war. Denn Wenden selbst ist ein kleines Städtchen, aber in sehr schöner landschaftlicher Umgebung. Das Städtchen selbst hat seine geschichtliche Bedeutung als einstiger Hauptsitz der Livländischen Schwertbrüder, von deren Schloß noch eine umfangreiche Ruine zu sehen ist.

Da ich in Wenden nach dem Vortrage noch einige Zeit in angenehmer Gesellschaft geblieben war, hatte ich für die Nachtruhe nur wenige Stunden Zeit, denn um am nächsten Tage bis zum Abend noch nach Dorpat zu kommen, mußte ich bei nächtlicher Dunkelheit wieder heraus und früh Morgens um 4 Uhr die Weiterfahrt antreten. Nachdem ich von Riga aus im Schlitten einige Strecken sehr schlechten Weges durch Thauwetter gehabt, mußte ich in Wenden ein Räderfuhrwerk nehmen. Dieser Wagen (Telega) bereitete mir nun eine mehrstündige wahre Marter. Es war ein viereckiger Kasten, der weder auf Federn ruhte, noch irgend eine gepolsterte Stelle bot, an die ich das müde Haupt hätte anlehnen können, denn der Kasten hatte nur gerade harte Seitenwände. So sehr wie auf dieser Strecke hatte ich noch niemals in meinem Leben das Ende einer Fahrt ersehnt, die bis Wolmar vier Stunden dauerte. Ich wußte nicht mehr, was ich anfangen sollte, um in diesem Marterkasten es noch auszuhalten. Endlich — endlich in Wolmar! wo ich Kaffee trinken und so lange verweilen konnte, bis ich einen anderen Wagen und frische Pferde erhielt.

Es war Mitte Februar (nach russischer Zeit) und die Beschaffenheit der Wege durch die Temperaturverhältnisse ungleich. Am wohlsten wurde mir, als ich andauernd im Schlitten bleiben konnte, und je weiter nach Norden ich kam, umso besser wurde die Schneebahn. Am schönsten war es, wenn ich ein paar Strecken mit vier munteren Pferden durch die schneebedeckten Wälder zu jagen hatte. Allerdings nahm auch die Kälte immer mehr zu, und auf die Dauer reichen in dieser Kibitke (halbverdeckter Schlitten) alle Erwärmungsvorrichtungen, wie Pelz, hohe Pelzstiefel und über der Pelzmütze der sehr zweckmäßige Baschlick, nicht mehr aus. So kam ich endlich nach siebzehnstündiger Fahrt (von Wenden aus) Abends gegen 9 Uhr in dem lange ersehnten Dorpat an.

Nachdem ich in dem guten Gasthaus von den Strapazen dieser Reise mich gründlich ausgeruht hatte, konnte am nächsten Morgen der Herr, der meine Angelegenheiten bis dahin brieflich vermittelt hatte, sich durch seinen mir gemachten Besuch von meinem glücklichen Dasein überzeugen. Es war der Eigenthümer der Neuen Dörpt'schen Zeitung Herr Mattiesen, und er sowohl, wie der liebenswürdige deutsche Buchhändler Hoppe blieben mir auch für meinen Aufenthalt die bereitwilligsten Rathgeber und Vermitteler.

Dorpat machte viel weniger als Reval den Eindruck einer alten Stadt. Die meist breiten Straßen mit den nicht besonders hohen Häusern geben dem Orte das Aussehn eines wohlhabenden deutschen Landstädtchens. Und eine deutsche Stadt war wirklich Dorpat — damals! Letten und Esten waren hier in der Minderheit, und vom russischen Element war kaum etwas zu verspüren. Von mäßig hohen Hügeln umgeben, liegt die Stadt an beiden Ufern des Elmflusses. Auf der größern Seite kommt man zum Dom- oder Schloßberg, der hier ebenfalls, wie in Reval, einen besondern Stadttheil bildet. Dort steht die schöne Ruine des alten, bereits Ende des 16. Jahrhunderts abgebrannten Doms, außerdem die Sternwarte, die Anatomie und die medicinischen Kliniken, während die Universität im untern Theile der Stadt liegt. Die Zahl der Studirenden betrug damals 754, von denen die größte Zahl auf die medicinische Fakultät kam, nächstdem auf die juristische. (Nach den Angaben aus neuerer Zeit war die Zahl der Studirenden bis 1892 auf mehr als das Doppelte gestiegen. Meine Angaben von damals entsprechen aber — wie ich hier ausdrücklich bemerken will — der i. J. 1874 erschienenen officiellen Statistik.)

Die fünf Shakespeare-Vorträge, die ich in Dorpat hielt, fanden in der großen Aula der Universität statt. Die Akustik dieses Saals war mir schon in Riga als die denkbar ungünstigste geschildert worden. Der Grund lag wohl hauptsächlich darin, daß der Saal rings mit oberen Galerien für Zuhörer versehen war. Nach meinem ersten Vortrage hörte ich denn auch von einzelnen dieser Galeriebesucher klagen, daß ihnen in den Reden von schnellerem Tempo Vieles unverständlich geblieben sei: In solchen Fällen wird der Vortrag viel anstrengender, nicht etwa durch stärkere

Tonentwickelung, sondern durch die Nothwendigkeit, auf die Aussprache eines jeden Wortes bedacht zu sein und vor Allem keine der Endsilben fallen zu lassen. Ich hatte denn auch dadurch bei den weiteren Vorträgen keine weitere Klage vernommen.

Auch hier muß ich wieder berichten, daß die Theilnahme des Publikums eine ganz enorme war. Wenn ich Abends von meinem Hôtel mich nach der Universität begab, sah ich schon, wie die dort hinführenden Straßen mit Menschenzügen angefüllt waren. Und dieser Andrang zur Aula hatte sich noch bis zum letzten meiner Vorträge gesteigert.

In Dorpat fand ich aber auch das am meisten vorbereitete und selbst kritisch geschulte Publicum. Abgesehen von den auswärtigen Gästen, die hier schon sich hatten hören lassen, besaß Dorpat auch an einem seiner Professoren in Alexander von Oettingen einen Mann, der neben seiner Lehrthätigkeit als namhafter Theologe auch das Publikum häufig mit ästhetischen Vorlesungen unterhalten hatte. Auch in den öffentlichen Besprechungen meiner Vorträge zeigte sich — trotz einzelner Ausstellungen an diesem und jenem —, daß man nirgends auf meine Intentionen mit so feinem Verständniß eingegangen war, wie hier.

Natürlich waren auch die Studirenden lebhaft an dem Besuche dieser Abende betheiligt, und ich lernte dabei gleich im Anfang einen dort herrschenden sehr hübschen Brauch kennen. Schon vor meinem ersten Vortrag waren zwei nette Studenten zu mir gekommen, die mir ihre Dienste anboten, besonders auch darin, daß sie für jeden der Vorträge die Abendkasse übernehmen wollten. Diese ergab, obwohl die meisten Billets schon in der Buchhandlung genommen waren, immer noch einen reichen Ertrag, den mir die beiden netten jungen Leute dann am nächsten Morgen in das Hotel brachten und mit ersichtlicher Befriedigung hinzählten.

Wer freilich heute über das damalige Dorpat schreibt, oder an jene Zeit zurückdenkt, der kann das nur mit dem Gefühle tiefster Wehmuth. Was ist aus diesem einstigen Stolz der baltischen Deutschen geworden! Seit dem Ukas vom Jahre 1889, durch den die Autonomie der Universität aufgehoben wurde, hat man fortgefahren, deutsche Lehrstühle zu beseitigen und dafür russische einzusetzen, so daß man heute schon nicht mehr von einer deutschen Universität Dorpat reden kann. Daß Dorpat nunmehr Jurgiew heißen soll, wird man am leichtesten ertragen, denn jeder Deutsche dort wird den Namen Dorpat in seinem Herzen bewahren. Aber die auch geistige Russificirung dieser Bildungsschule empfindet wohl jeder Deutsch-Russe als die tiefste und schmerzhafteste Wunde, die dem Deutschthum im Zarenreiche geschlagen ist.

---



# Walter Pater.

Von

## Lyonel Johnson*).

— London. —

Der Tod Walter Paters bedeutete für die englische Litteratur einen Verlust wie etwa derjenige, den sie durch das Hinscheiden Rossettis oder Arnolds erlitten hatte.

Die meisten Schriftsteller, die einen weniger ausgezeichneten Ruf verdienen oder besitzen, haben Kollegen — sie sind der Nachfolge sicher — sie sind weder unersetzlich noch unvergeßlich. — Aber beinahe jede Generation hat ein oder zwei Vertreter der schönen Künste, welche die besonnenen Beurtheiler sich scheuen (oder es nicht wollen) den Größen zuzuzählen, aber denen sie die Lobpreisungen, die dem Genius einer so erlesenen, ausgesprochenen Vornehmheit zukommen, nicht vorenthalten möchten. Es ist ihr gewöhnliches Loos, von ihren weisen Liebhabern ehrlicher und inniger geliebt zu werden, als dies manchen größeren Männern gegönnt ist, und von den Thörichten unter die Großen erhoben zu werden, oder über sie. Der bloße Gedanke, daß dieser Dichter oder jener Maler keinen großen Beifall gefunden, lockt ihre Anhänger zur Bethätigung privater Kanonisation, nicht ohne einen gewissen Stolz der Befriedigung in solch exklusiver verfeinerter Anbetung. Aber Pater ist ein Künstler, ein Gelehrter, dem man nur in einem jedem Extrem ganz abholden Geiste nahen darf, denn er selbst war ein ausgesprochener Gegner von Hast und Hitze. In mehr als zwanzig akademischen Jahren, in denen seine akademischen Pflichten mit seinen privaten Bestrebungen in Einklang waren, vollendete Pater fünf Bücher. Sie bestehen aus zwanzig Essays, zehn Vorlesungen, vier „Imaginären Studien“

*) Autorisirte Uebersetzung von Bertha Franz . . . in Wien.

und einer Schöpfung von größerem Umfang. Seine ungesammelten Schriften in jeder Art würden kaum mehr als zwei Bände füllen, und das Geheimniß einer so kargen Produktion liegt in der berühmten Zeile Gautiers

„Oui l'oeuvre sort plus belle
D'une forme au travaille
Rebelle
Vers marbre onyx émail."

Verse, jawohl! Das ist augenscheinlich — aber wie steht es im modernen England mit der Prosa? Gewiß, wir hatten kunstvoll schlichte Prosa und herausfordernd kühne, gewaltsame — wir hatten — um nur diese anzuführen, die bewunderungswürdigen Spielarten Newman und Carlyle — und ein Uebermaß an phantastischer Prosa, blumenreich, pittoresk, mit der Poesie wetteifernd, emblema vermiculatum — Musik in Worten. Aber die Meister unserer Schriftsteller haben Prosa geschrieben, wie Herr Jourdaim sie sprach, „unbewußt", „Verse" — schienen sie zu sagen — „kommen durch göttliche Gnade unendlichen Mühen zu Hilfe, aber Prosa ist eine allgemeine Gabe der Natur". Das war nicht Paters Glaubensbekenntniß, noch ist es jemals das der Meister gewesen. Mit einer Leidenschaft für die Mühen dieser Kunst machte er sich daran, in einer Prosa zu arbeiten, welche seiner Conception von den Fähigkeiten dieser Kunst entsprechen, deren Stil mit dem ihm eingeborenen Gedanken vollkommen eins und congruent sein sollte. Von vorn herein ist es klar, daß wir hier einem Künstler strengster Art gegenüber stehen, verliebt, mit unendlicher Geduld um Vollkommenheit werbend, freudig jegliche Mühsal auf sich nehmend, sie zu gewinnen. Und Vollkommenheit ist nicht populär bei Werken von so ungeheurer Anforderung.

Solch unablässiges Mühen, solche nachsichtige Wachsamkeit und ästhetische Strenge der Sorgfalt kann nicht verfehlen, Vielen Anstoß zu geben. Der Puritaner, der Rigorist in der Kunst, kann eben so ermüdend werden wie sein Genosse im Leben. Jeden von uns überkommt manchmal, Manchen von uns immer, ein Gefühl der Bedrückung, angesichts der „gehaltenen Größe", der Vollkommenheit in Michel-Angelo oder Milton. —

Ein wenig Uebermuth, ein Aufbäumen gegen Zwang, ein kleines Erschlaffen, ein wenig Versehen aus Ermüdung, wäre eine Erleichterung für uns. Apollo mit seinem unverrückt gespannten Bogen! Homer, der nicht einnicken darf. Das weise Urtheil der Welt hat sich dagegen ausgesprochen. Selbst Epikuräer in künstlerischem Geschmack verlangt es, gleich dem Jüngling von Beaconsfields Erfindung, nach „schlechtem Wein" — „man wird des guten so überdrüssig." Aber in Paters Schöpfungen ist nicht eine Seite, worin auch nur die allergeringfügigiste Achtlosigkeit gefunden werden könnte. Wie immer der Leser über die Schönheit, die Kraft oder deren Mangel in diesem oder jenem Satz denken mag, er erkennt die Vorherbestimmung, welche jedem Wort seinen Platz angewiesen hat, genau wie er es findet.

Raphael — schreibt Pater — „als wahrer Schüler der Alten, der er ist, scheint immer zu sagen, es ist mein bestimmter Vorsatz, niemals Anlaß zu einer Ausstellung zu geben". Ebenso verhält es sich mit Pater selbst. Aber es muß immer eine Klasse von Lesern geben, denen die Sammlung und „Erinnerung" im geistigen Sinne, ein unerläßliches Bedürfniß für das Genießen seiner Schöpfungen, eine körperliche Kümmerniß bedeutet. Und hierin, wie in Manchem sonst, ähnelt er dem hartnäckig sich mühenden Flaubert. Da der dramatische Instinkt immer stark ist, auch wenn das Drama selbst schwach ist, ist es interessant, darauf zu achten, in welcher Weise dieser Instinkt darauf besteht, zu seiner Befriedigung zu gelangen. Carlyle wählt dramatische Geschichte, Landor dramatischen Dialog, Browning dramatischen Monolog, und Pater wählte die Kritik. Und aus seinen bildnerischen Händen trat sie zu Tage mit dem Reiz tief phantasievoller Gedanken, gekleidet in die Sprache triumphirender Bestimmtheit, eine Sprache, die dies mindestens von ihrem Schöpfer in sich trägt, daß sie unnachahmlich ist, lebensvoll quellend in glücklichen Wendungen, die in anderer Fassung verkümmert und todt wären.

Denn ein Anbeter des Wortes, wie er war, des Wortes um seiner Seele willen, spürte er eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Wort und der Sache heraus, Wahrheit des Ausdrucks über Alles hochhaltend, überzeugt, daß solche Wahrheit, wirklich herausgefunden, eine maßvolle Schönheit im Gefolge haben müsse. Sein Wunsch war, durch beharrliches Sinnen herauszubringen, wie Dinge, Kunstwerke, Zeitperioden, Ideen, Begriffsformen zu ihm sprachen. Er entkleidete sie ihrer „Zufälligkeiten" und empfing gleichsam eine End-Vision von ihnen vor dem geistigen Auge klar und rein. Er glaubte, es sei die Wunderkraft der Kritik, die „Bewölktheit" des Gesichts zu zerstreuen, welche uns die Dinge gleichsam in einem Zwielicht oder Nebel wahrnehmen lasse, sie in ihren wahren Proportionen und Werthen zu erkennen, nicht in der verschwommenen Dunkelheit eines allgemeinen Eindrucks. Und er harrte auf diese Erleuchtung, geduldig Endchen um Endchen die Wahrheit seines Themas entdeckend, wie das Gedächtniß Zug um Zug das Faktum wieder zusammenträgt, um dessentwillen es die Vergangenheit durchforscht. Und ebenso erscheint dem Bilde, der Landschaft, dem Menschen, der Theorie — was immer sein Thema sein möge — seine Vision desselben hinzugefügt, als etwas nicht weniger Reales, als es selbst ist. Seine Leser erinnern sich seiner Kritiken in eben dem Maße, wie sie sich ausgesprochen schöpferischer Kunstwerke erinnern, mit einer Art dramatischer Lebhaftigkeit. Sein Gedanke kommt förmlich in verkörperter Form und Substanz, mit klarer Farbe und bestimmter Umrißlinie, wie die Ideen Platos immer nach einer Persönlichkeit strebend. Wie vage religiöse Emotionen der Theologie gegenüber, so verhalten sich die meisten kritischen Gefühle unserer Tage gegenüber seiner Kritik — unkrystallisirt, unbestimmt, undefinirt. In einer Wüste, oder wenn Sie wollen, in einem Garten hübscher Worte

und Phantasien, wandert man ohne Ziel und Ende — oder man hört ein ander Mal eine Darlegung würdiger Gemeinplätze. Aber wenn wir Walter Pater lesen, fühlen wir jenes freudige Gefühl der Nothwendigkeit der Disciplin und Geistesandacht, das Gefühl, hier sei Schönheit und Reiz und Kraft im Bunde — nicht auf's Gerathewohl gekommen und ohne Mühen, sondern als Früchte einer bedachtsamen, planvollen Arbeit. Wir fühlen es nicht durch irgend ein Anzeichen der Mühe in dem vollendeten Werke, sondern durch jenes Vorherrschen der Meisterschaft über sprödes Material, des Sieges über widerstrebende Bedingungen, welche zu den Freuden guter Schriftsteller und verstehender Leser gehören.

Sieg macht froh. Von seinem ersten Buche bis zu seinem letzten Buche liebte Pater die Mühen der Seele in der Kunst. In ihm war etwas von dem, dem Priester, dem Soldaten innewohnenden Bewußtsein der Gesetzlichkeit, der Begrenzung in ihrem Leben. Regelmäßigkeit, Präcision, rituelle Strenge waren ihm theuer, und der Strenge künstlerischer Pflicht lieh er den Gehorsam desjenigen, der sich unter dem heilsamen Befehl eines Vorgesetzten weiß.

Sein Bedacht galt der magnolia mundi und mirabilia. Er hätte mit Keats „Sonne, Mond und Sterne mit Stellen aus Shakespeare zusammengruppiren mögen." Er kennt keine blos konventionelle Empfindung für die großen Zeitalter und die Schöpfer ihrer Größe. Lieber möchte er mit ihnen allein sein, mit der Intimität eines Freundes, der weit mehr von den Personen und Dingen seiner Liebe weiß, als ihr augensichtliches Aeußeres. Die Renaissance Italiens und Frankreichs, das Antoninische Zeitalter, Momente in der Geschichte der Kirche und Philosophie, Zeiten von besonderer Eindrucks- und Anziehungsmacht für ihn, studirte er, bis der erste bewegende Zauber von ihnen auf ihn überging in eine persönliche Sympathie. Aber ob er gleich als ausgesprochener Gelehrter und Akademiker der Forschung und Untersuchung nicht entrathen konnte, unverdrossener, geduldiger, mühseliger Arbeit, konnte er doch ebensowenig dabei stehen bleiben. Immer mußte er die dürren Knochen mit blühendem Fleisch umkleiden. So erwählte er oder erschuf er Männer, in welchen das Zeitalter, die Kunst, das Leben seines Themas athmen, sich bewegen sollte, — es mit Menschlichkeit anregend, mit empfindender Freude oder Sorge belebend, durch die Gewalt des Pathos oder Humors, den Appell der Vergänglichkeit, welchen Virgil so rührend fand. Sein Genius war hierin am glücklichsten. Mit einer Art unbewußter Kühnheit lenkte ihn die lebendige Energie seiner Gelehrtheit an die Seite der lange Todten, und er begriff sie und beseelte ihr Leben, oder er gesellte ihnen eine Gestalt seiner eigenen Schöpfung, aber eine aus ihnen heraus. Niemand wußte besser als er, daß diese Schöpfungen oder Wiederbelebungen alle „Imaginary Portraits" waren. Anhaltende Studien der Vergangenheit, Vertrautheit mit ihrer Häuslichkeit und Bekanntschaft mit ihren Werken macht keine lebendigen Zeitgenossen aus irgend

einem Vergangenen — das umfassendste Wissen und die wahrste Liebe führen höchstens zu einer „Ahnung" der Wahrheit, einem Traum, der beinahe überzeugt. Unser verändertes Verständniß der Gotik ist das Resultat größeren Wissens und insoweit wahrer, als das Verständniß des achtzehnten Jahrhunderts, aber unsere ästhetische Interpretation derselben ist nicht abschließender. Der Physiker, der eine Entdeckung vorhersagt, mag oft vertrauter mit der Zukunft sein, als der Historiker mit der Vergangenheit. Der Standpunkt ist es, auf den es ankommt. Alle Dinge in der Vergangenheit zu sehen, ist unmöglich, aber das Genie sieht am besten und die besten Dinge. Pater löst von der Vergangenheit los, was ihn am meisten bewegte, stärkte sie mit positivem Wissen und ließ seine Phantasie darüber brüten, ihr Odem einblasend und sich sie ganz zu eigen machend. Die Form, in die er die Botschaft seiner Phantasie modelte, obgleich immer schön und kraftvoll, war nicht das letzte Wort in der Sache, auch nicht für ihn selbst. Sogar wenn seine Schriften diesen Anspruch erhoben hätten, der Stil — dieser Wunder-Balsam — würde sie gerettet haben. Aber welche dicke Staub- und Aschen-Schichte liegt auf den prätentiösen Aussprüchen des modernen Schriftstellers aufgehäuft, der so begierig ist, uns endgiltige Wahrheit zu künden, daß er darüber ganz außer Acht läßt, uns zu bezaubern. Und Zauber fürwahr liegt in Paters Worten überall — eine goldene Grazie auf den zarten Sentenzen und ein Zauber, der seltsam kräftig ist. Ohne uns über die Ursache klar zu sein, empfinden wir diese zarten, überzeugenden Seiten so herzbezwingend wie die zopfige Sprache eines ausgezeichneten alten Schriftstellers. Es ist eine Eigenschaft, die in dem Leser Vertrautheit weckt, ein Gefühl persönlicher Zuneigung. An hundert Stellen, wenn er von der Jugend spricht, vom Tode, von kleinen Handlungen, scheint Pater in dem Herzen seines Lesers gelesen zu haben. Wir stoßen auf einen schlichten Ausspruch, scharf umrissen, und es ist ein Abbild unseres Selbst. Just so war es in unserer Kindheit in Oxford, in dieser traurigen oder freudigen Erfahrung. Keine seltene ästhetische Emotion, das Monopol der Cultur — nein, irgend eine ganz gewöhnliche Sache. Andere Schriftsteller erzählen uns von ähnlichen Dingen, aber in moderner Zeit ist es nur Cardinal Newman außer Pater, der uns solche Dinge mit einer solchen intensiven Realität in ihrer schönen Wahrheit sagt. Dieses sich knapp an das Leben halten, eine beinahe auf die Spitze getriebene Intensität, verleiht „Marius the Epicureen" — seinen unsagbaren Reiz. Eine wunderbare Selbstdisciplin hat dieses Werk gemacht. Der Schilderer eines solchen Zeitalters und Themas, so reich an höchster Zaubermagie, durfte sich wohl über seine eigene Mäßigung und Beherrschtheit wundern, seine Loyalität gegen den Instinkt der Kunst, der ihm befahl, so viel ungenutzt zu lassen aus all dem überquellenden Reichthum und so wenig zu erwählen. Die sänftigende Invasion des Christenthums in die harte Welt der Heiden! Zu welchem Gefühlsüberschwang, zu welchen rhetorischen Ergüssen lockt solch ein Thema.

Aber Pater versagt sich gern Beides. Er nimmt einen armen Römer und geleitet ihn auf seinem meditativen Pfad zu einem frühen Tod. Und sein Bedacht ist darauf gerichtet, zu ergründen, wo und wie die neue Trostesmacht, der neue Hoffnungsquell, die neue Freudekraft von dieser Welt der Erschöpfung und Uebersättigung willkommen geheißen würde. Kleine Zwischenfälle und Gegensätze, mit zartestem Takt gestreift, veranschaulichen die Moral. „Marius“ selbst wird nicht bekehrt, obgleich sein Tod „voller Gnade“ war, aber die Größe und Süßigkeit des Christenthums überkommt ihn und ergreift den Leser, gleichsam als ob der Schreibende es magisch bewirkte beinahe ohne Worte, während gerade eben diese enthaltsame Delikatesse in ihrer Anwendung das Wunder in uns vollzieht. Marius Aurelianus, traurig und prächtig, Apuleius der Goldene, Lucian „nicht zu fröhlich lachend“, ein fingirter Schriftsteller des Pervigilium, sie leben hier leicht und sicher gezeichnet, jeder Einzelne Marius auf seiner Pilgerfahrt einige Züge hinzufügend, einige Gedanken, halb Hemmniß, halb Ansporn. Eine Zeile aus Tibull, eine Zeile aus der Augustinischen Geschichte, eine Andeutung aus dem „shepherd of Hermas“, all dies scharfsinnig, seherisch verwendet, eine Seele zu vitalisiren — von einem reichen Vorrath klassischen Wissens lösen sich künstlerisch angeordnete Details lebendig angeschaut und Realität gebend, keines pedantisch und keines überflüssig. Aber der Hauptreiz des Buches ist seine leidenschaftliche Einfachheit des Tons. Es enthält eine Emotion tiefer Freudigkeit in der Erkenntniß der Schönheit — einer beruhigenden, ernsten Schönheit, den täglichen natürlichen Dingen eingeboren. Das Schimmern ferner Hügel, träumerischer Solituden, rieselnder Wasser, das Walten der Erde mit ihrem Schweigen und ihren Stimmen verkünden Offenbarungen, die den Schulen verborgen bleiben. Und mitten zwischen ihnen, wie zwischen der Geschäftigkeit des großen Roms, wandelt dieser „Frager“ der Orakel mit soviel Feuer in dem Untergrund seines vornehm maßvollen Gehabens, soviel sehnsüchtigem Herzens-Zorn und Hunger, in nichts verliebt, unfähig sich mit weniger zufrieden zu geben, als dem Deus absconditus seines Wunsches. „Marius“ hat viele Brüder. Er ist ein Temperament, ein Charakter, in dessen Ausmalung sein Schöpfer schwelgte — Jugend dieser sichtbaren Welt entgegentretend, aber auf der Suche nach irgend einer Interpretation, Harmonie, absoluten Wahrheit, die die Vision, wenn auch nicht beseligend, doch wenigstens göttlich machen sollte — dies war Pater, dem Meister der Ironie und des Mitleids, ein Thema unerschöpflicher Anziehung. Zeitalter beglaubigter Vollreife sprachen ihn verhältnißmäßig wenig an. Ihn interessirte ihre „Neugeburt“ mit dem Morgenthau auf ihnen oder der Verfall inmitten herbstlicher Zwielicht-Einflüsse. In jedem dieser Fälle steckt eine aufrüttelnde Neugierde, ein Wundern über das, was kommen soll. In dem Ueberschwang eines jungen lebenathmenden Geistes, oder den meditirenden Fragen langsam verdämmernder Tage, fühlt er einen Appell an die Sinne zu frohmüthiger Lust, oder läuterndem Zweifel. Dort war mehr

Raum für Sympathie, als in dem vollen Prunk und Stolz vollendeten Triumphs. Zeiten geschichtlicher Erfolge in der Kunst, großartig in ihrer Selbstherrlichkeit, haftet etwas von Ben Jonsons „Frechheit Griechenlands“ oder dem „Hochmuth Roms“ an — sie sind „fett und wohlgenährt“, unerträglich heiter, auf Thronen prunkend, nicht bedürftig jener großmüthigen Rücksicht, die beinahe als Pietät erscheint gegen weniger siegreiche Zeiten und Personen, ein Gefühlsimpuls verstehender Sympathie. Watteau, Denis l'Auxerrois, Sebastian Van Stork, Herzog von Rosenmold, Emerald Uthwart, Gaston de Latour, alle bezaubernd jung, alle, außer dem Letzteren, dessen Schicksal noch „in der Götter Schoß“ ruht, frühzeitig gestorben, alle mit Ausnahme Sebastians kühne, feurige, thatkräftige Athleten des Lebens — durch sie hat Pater seine Anschauungen der bewegenden Zeiten und Tendenzen ausgedrückt. Mancher Andere hätte Spinoza und Holland, Goethe und die Deutschen zu seinem Vorwurf genommen, und, ich zweifle nicht, ausgezeichnet geschriebene, formvollendete Essays auf Essays gehäuft mit einem Aufwand vornehmer, eleganter und dabei anmuthiger Gelehrsamkeit über diese und andere Themen, aber Niemand hätte vermocht, uns mit einem Strahl der Zuneigung für jenes holländische Heim, jenen deutschen Hof zu erfüllen, noch gleich Pater, mit der beinahe sehnsüchtigen Zärtlichkeit über „Humor“ zu sprechen. In diese vornehm geschriebenen Miniaturen der Romantik versenkt sich Pater mit liebevoller Forschung. Aber diese führte ihn nicht zu abstrakten Theorien, sondern zu einer feinsinnigen Definition des Charakteristischen in seinen gewählten Studien, vermöge kunstvoll bedachter Anordnung ihres erlesenen Inhalts. Jeder kleinste Strich ist gleichwie ein Musikton und hat genau den Werth an seinem Platze, welchen die Harmonie des Ganzen fordert. Da ist kein unnöthiges Verweilen auf diesem oder jenem anziehenden Motiv, zum Schaden des allgemeinen Themas. Niemals heftig, niemals vag, hält uns sein Stil stetig im Banne, so daß wir aufmerksam gespannt, bis zum Schlusse lauschen. Der Rhythmus des Gedankens und Ausdrucks sind in vollkommener Verschmelzung, ruhig ineinanderfließend. Er überrascht das Geheimniß eines Ortes, oder eines Lebensganges durch eine stetige stille Aufmerksamkeit, bis seine ureigenste Wahrheit sich ihm erschließt, sich ihm gleichsam vom Herzen zu eigen giebt. Und diese vorbereitende Geduld macht seine Arbeit ruhig und gesund — sie hat keine Zweifel und Bedenken, sondern Ruhe und Vertrauen. Er bringt seine Sache vor mit der gelassenen Beherrschung und Sicherheit Eines, der die vertrautesten Dinge sagt — es liegt auf ihnen der Abglanz Eines, der — sagen wir — vom alten trauten Heim spricht, mit einem warmen Strahl in der Stimme und im Blick. Pater sagt von Lamb: „In seiner Arbeit sich immer eng an das Konkrete haltend, an die großen oder kleinen Details der thatsächlichen Dinge, Bücher, Personen, kein Theilchen von ihnen zu Visionen verwischt durch das Dazwischentreten von blos abstrakten Theorien, hat er eine dauernde moralische Wirkung erzielt auch in einer

Art grenzenloser Sympathie. Dem Anschein nach keinen Theil nehmend an den großen Dingen, ist er in unmittelbarem Kontakt mit dem, was real ist, insbesondere in seiner liebkosenden „Kleinheit“ — dieser Kleinheit, in der viel von dem ganzen zuckenden Herzen der Dinge bebt und dem er mehr als auf halbem Wege mit feinfühligem Verstehen entgegenkommt. Solch volles, tiefes, liebendes Erfassen der Dinge, ein ihnen aus dem Herzen Entgegengehen, war ein Haupterforderniß für Pater, der nie über etwas schrieb, das ihm nicht „theuer“ war. Dieses Miterleben seiner Schöpfungen macht sie für viele Leser unendlich anziehend und reizvoll — Bücher unter Gartenbäumen zu lesen oder beim Kaminfeuer. In ihnen ist ein Wohlwollen, wie in Brown, Lamb, Hawthorne mit viel von ihren sinnenden Melancholien, die nie bitter noch verdrossen sind. Wenn — wie in dem Essay über Stil — Pater es nicht mit einem unmittelbaren menschlichen Interesse zu thun hat, sondern einer Frage des Prinzips und der Theorie, verliert sein Stil viel von seinem Zauber, und wir können beobachten, — wie in diesem Essay — wie er sich begierig diesen Abstraktionen zu entziehen sucht, um bei konkreten Illustrationen zu verweilen. Denn über Alles schätzte er, was er „Seele“ in der Litteratur nannte und wie er es ausdrückt —: „es giebt Menschen, für die nichts ein wirkliches Interesse oder eine wirkliche Bedeutung hat, außer als in einer bestimmten Person wirksam, und diese Menschen sind es, die am besten die „Seele“ in der Kunst zu würdigen wissen.“ Es ist möglich, daß seine angeborene Abneigung gegen Alles, dem Farbe, Form, Wärme und Bewegung des Lebens fehlte, eine gewisse Mißdeutung seiner Philosophie veranlaßt hat. In höchst imaginären Portraits ist er als unbedingter Anhänger Epikurs geschildert worden, den Künsten ergeben, in einem Geiste verfeinerter Sensualität, mit Ausschluß aller nicht materiellen Beziehungen. Zu sehen, zu hören, zu fühlen mit einer kultivirten Neugierde einer geschulten Empfänglichkeit, dies — so lautet diese irrige Beurtheilung — ist das erlesene Dasein — alle Niedrigkeit todter Gemeinplätze auszumerzen, in einer Aufeinanderfolge köstlicher Emotionen den Gaben der Schönheit in der Natur und Kunst zu leben. Sicherlich besaß Pater das Vermögen, die Schönheit in der Welt der Natur und Kunst als den unschätzbarsten Besitz zu kennen und zu lieben, und eine leidenschaftliche Ergebenheit für sie galt ihm zweifellos als ein Zeichen nicht geringer Geistesbeschaffenheit, aber gewiß in keiner unedlen Weise. Der Kult der Schönheit ist jetzt nicht so allgemein verbreitet und ist es kaum jemals gewesen. Ein tiefes Verständniß für ihre Größe als eine Sache, die ohne Arbeit und Geduld weder geschaffen noch begriffen werden kann, ist nur allzuselten. Pater war niemals charakteristischer inspirirt, als beim Schreiben über Kunst, ihre ungeheuren Anforderungen, ihre imperative Moralität. In seiner Conception der Kunst lag die Strenge Miltons und Wordsworths — er fand keine Worte, seine Vorstellung von ihrem Adel auszudrücken, als Worte, welche eine Art Weihe und Unterwerfung in sich

schlossen. Hieratisch ästhetische Dinge zogen ihn stets an. Ungebundene, gesetzlose Kunst, verworren und vergeudet in die Welt hineingeschleudert, war in seinen Augen keine Kunst. Sein Lieblings-Helden-Typus war „le bel sérieux“ — selbstbeherrscht, von beinahe klösterlicher Erscheinung, mit der „weißen Seele“ des jungen Virgil, aber sensitiv für alles Schöne in der Welt. „Pico de la Mirandola“ — schrieb er, „ist ein wahrer Humanist, denn die Essenz des Humanismus ist jener Glaube, — an dem er niemals zu zweifeln schien — daß nichts, woran lebende Männer oder Frauen einmal Interesse genommen, je seine Vitalität verlieren könne — keine Sprache, die je gesprochen, kein Orakel, vor dem sie ihre Stimme gedämpft, kein Traum, der jemals von wirklich lebendigen Geistern geträumt, nichts, das jemals ihre Leidenschaften erregt, oder auf das sie Eifer und Mühe gewendet. Darin, nach Paters eigenem unerschütterlichen Glauben, liegt eine pathetische Note, und es ist kaum zu viel gesagt, daß sie in allen seinen Schöpfungen vorherrscht. „L'imagination humaine est au fond triste et sérieuse“ — die Pietà war seine Leidenschaft.

Sie erfüllt ihn, wenn er mit zart lässiger, lang nachhallender Musik des Tones auf verblaßten Dingen weilt — einst triumphirenden Philosophien, Moden, die einst als endgiltig schienen, lang verklungenen Weisen und entschwundenen Reizen. Er betritt die vasta silentia vergangener Zeiten und liebt es, mittelalterliche Burgen und klassische Städte zu bevölkern, entlang den Ufern Altfrankreichs zu wandern und durch hügelbekränzte Städte des alten Italiens — diese und jene staubige Erinnerung mit liebender Andacht zu neuem Leben erweckend. In Assissi vergißt er weder Properz, noch St. Franziskus — in Aquino weder St. Thomas noch Juvenal. Es giebt keine Bücher, die mehr erfüllt sind von anmuthvoller, zärtlicher Güte, als die seinigen — von solch vibrirendem zartem Mitleid, dessen sich der Hedoniker in seiner gelassenen Ruhe schämen müßte. Er steht ganz allein. Wir hören manchmal von seiner Schule, aber sie existirt nicht. Er ist ein Genie „unique“ — wie Lamb. Seine Renaissance-Studien haben ein gewisses erneuertes Interesse in gewissen neuen Gesichtspunkten über das „Frühe Frankreich“ oder „Spätere Italien“ angeregt. An seine Schöpfungen anknüpfend, haben gewisse Schriftsteller über gewisse Themen geschrieben, aber keiner traf seinen Ton, keinem gelang sein glücklicher Wurf, sein ureigener Zauber. Das vielleicht berühmteste und das vielleicht am wenigsten charakteristische seiner Werke ist das über Gioconda — am wenigsten charakteristisch, ungeachtet all' seiner Schönheit, weil am wenigsten bestimmt, und eben deswegen am meisten nachgeahmt, in seiner gefährlichen Eigenschaft der Suggestivität. Von daher stammt in direkter Folge, aber in abgeschwächter, entarteter Erscheinung, mancherlei nebelhafte Nachschöpfung. — Im Uebrigen ist es unmöglich zu schreiben, wie Pater schrieb, ohne seine außerordentliche Geduld und durchdringende Kraft der Vision, die Dinge zu sehen, wie sie sind, indem er vorher festgestellt hat,

wie er sie sieht. Giebt man manchem modernen „blühenden“ Schriftsteller zu bedenken, der Weg zur Kunst sei lang, scheint er zu sagen — „schneidet ihn ab“ — aber sie glichen in ihrer Verachtung geduldiger Mühen dem Pöbel, unfähig zur Vollkommenheit. Und in der That, die englische Prosalitteratur hat seit ihrer relativen Feststellung der Sprache selten Paters Gleichen gesehen, in der Vereinigung eines so glühenden Interesses für die Substanz, mit einer so zwingenden Bestimmtheit des Ausdrucksvermögens durch die Form. Mit solcher superlativen Exaktheit des Stils zu schreiben, hat für uns den Beigeschmack der Affektation. Aber Pater hat gleichsam eine Kourtoisie gegen die Sprache — das Material seiner Kunst — ein Gefühl ihrer essentiellen Würde und ihres Edelgehaltes; gleich seinem Herzog von Rosenmold, möchte er überall Marmor statt Stuck haben, und die Vergoldungen aus echtem Gold. Die konventionelle, litterarische Sprache, die in ihrer ärgsten Erniedrigung eine Kirche ein heiliges Gebäude nennt, zielt dahin, diese dem künstlerischen Sinn theuren Distinktionen, diesen „edlen Anstand“ der Sprache zu verwischen und in einem uniformen, farblosen Stil zu schreiben, in eben dem Maße reizlos wie unnatürlich. Bacon sagt: „es giebt keine ausgezeichnete Schönheit, die nicht einige „Seltsamkeit“ in ihren Proportionen aufwiese. „Seltsamkeit“, dieses Aufstacheln eines angenehmen Wunderns, der Zauber eines wohlgefälligen Staunens, ohne Störung empfunden, aber dabei mit einer Art Beben, sind die Elemente in allen schönen Künsten.

Und in eben dem Maße, als die Sprache ihre unverbriefte Freiheit einbüßt und formal und fixirt wird, werden litterarische Künstler immer zu dieser „Seltsamkeit“ Zuflucht nehmen; welche weit weniger durch ein bizarres Vocabulaire zu erreichen ist, als durch Sensitivität für den genauen Werth gewöhnlicher Worte in ihrer präcisen Bedeutung. Mysterium, Oekonomie, heidnisch, anmuthig kordial, gekränkt, — sich solcher Worte zu bedienen, just mit einer „Ahnung“ ihrer ursprünglichen Bedeutung ist für den geschulten Künstler und Leser eine Freude, welche das Interesse an der Phrase erhöht. Paters Vocabulaire ist zumeist einfach genug, und viel von seinem Zauber entspringt solch' divinatorischem Feingefühl für die Associationen gewöhnlicher Worte. Der Eindruck seines Stils ist oft wie der, den wir von einem höflichen, ein wenig altmodischen Sprecher empfangen, urban zugleich und ungezwungen, immer gelassen, gemächlich und verständlich. Denn so „verschlungen“ kunstvoll er zu sein vermag, insbesondere in seinen letzten Schöpfungen, ist diese Verschlungenheit nicht die deutsche Schwerfälligkeit, noch die Verwicklung Miltons, noch die Komplexität des Thucydides. Bei ihm ist Gleichmaß und Klarheit des Ziels geordnete Entfaltung des Gedankens. Seine Art des Arbeitens versagte ihm gewisse Vorzüge, die weniger mächtigen und methodischen Schriftstellern zu Gebote stehen: schnelle Beweglichkeit, sprühendes Phantasiespiel. Er hatte in seinem Thema immer etwas von jener Begrenztheit des Zweckes und der Absorption, die

einem Jahrhundert des englischen Schriftthums eignete, das er nicht sehr hoch hielt, — dem Jahrhundert Jonsons und Addisons. Unablässiges Achten auf die minutiösesten „Schicklichkeiten" kann kaum mit behendem Witz Hand in Hand gehen, Witz ist eine Sternschnuppe, Humor ein ruhig stetiger Strahl, und Humor, der Humor Lambs, war ein Element in Allem, was Pater schrieb. Eine andere Seltsamkeit enthielten andere Werke, die eine bezaubernde, manchmal phantastische Wirkung ausüben. Ausbrüche von Heidenleidenschaft in christlichen Tagen, an klösterlichen Stätten. Apollo, und natürlich Dionysos wieder strahlend auf Erden, oder fröstelnd in dem kalten Licht der neuen Welt — aber immer einen unheimlichen, teuflischen Einfluß übend. So verkörperte Pater mit kundiger Magie das Gefühl des Umschlags zu den antiken Idealen sensueller Freiheit oder Dienstbarkeit, in Sonnenlicht und freier Luft. „Der Feind Apollo" — singt Cowley. —

Pater sieht das Walten des niemals völlig verbannten Heidenthums in verschiedenen Formen zu Tage treten — in pantheistischer Philosophie, den wahnwitzigen Liebesäußerungen des Mittelalters, merkwürdigen Besessenheiten, seltsamen Heimsuchungen, antinomistischen Konklusionen aus christlichen Prämissen — wieder, wie Tennyson sagt: „die Leidenschaft der Vergangenheit —"

Mächtig hingezogen zu der Hellenischen Welt, über die er so gern schrieb, vermag Pater nicht zu glauben, sie sei wirklich entschwunden, Gelehrten und Museen verfallen. Er deckt noch ihre Spur bei uns auf, bald als eine Art wilder Bezauberung, bald als köstlich linden Weisheitsquell. Unter seinen letzten Schriften war eine prächtige, leidenschaftliche Lobpreisung Spartas — seiner grandiosen Strenge und Reinlichkeit des Ideals. Er liebte es auch, die mystischen und düsteren Elemente aufzudecken, die der hellenischen Heiterkeit zu Grunde lagen. Sein ganzes Werk handelt von den Einflüssen des Hereindämmerns eines neuen Geistes, der Geltendmachung eines alten, ihrem gegenseitigen Spiel — dort liegt für ihn die dramatische Leidenschaft des Lebens — in einer Art prophetischer Vorahnung und Erwartung. Denys l'Auxerrois, ein Anbeter der Fruchtbarkeit in allen ihren Formen, besaß die Witterung des kommenden Regens. Lange, ehe er kam, fühlte er sein Nahen, und voll erwartungsvoller Freude klomm er auf das Gerüst des unvollendeten Thurmes, sein Herannahen über das dürstende Weinland zu beobachten, bis er auf das große ziegelgedeckte Kirchendach herabprasselte — dann warf er den Mantel von sich und ließ seine Glieder von den Fluthen baden, sich fest an das Gebälke klammernd, durch das der Sturm tobte. Ein Instinkt, der den kommenden segensreichen Regen, oder den verderblichen Sturm vorhersagt, der auf den menschlichen Geist fallen soll, in der Renaissance, Reformation oder Revolution, dünkt Pater die Wundergabe tiefer, leidenschaftlicher Naturen, welche Theil haben an der prophetischen Seele der weiten Welt, „träumend von den Dingen, die kommen sollen". Kleine Dinge — sagen wir — Wandlungen in der

Art, unser Heim auszuschmücken, hatten für ihn eine innwohnende, tiefere Bedeutung, gleichwie für Plato eine Veränderung in der Musik eine Veränderung in dem Gesetz einer Nation bedeutete. Die Fassung unseres Lebens — obgleich es lediglich die „Fassung" sein mag, wirkt auf dasselbe merkwürdig, und unbelebte Dinge werden für uns — gleichwie für Primitive oder Wilde — „voll Seele" — Persönlichkeiten mit Kraft und „virtue in them".

Die sinnige Tagebuchschreiberin, durch welche Pater über „Watteau", den Fürsten der Hofmaler spricht, sagt in ihrer anmuthigen Art: „Er hat die Ovalbilder ‚Die vier Jahreszeiten' vollendet. O, über den Duft und die Anmuth, den Frieden und die Süßigkeit des linden Sommers! Ein Heufeld, wie wir es heute sahen, aber unbegrenzt und mit Andeutungen italienischer Architektur in der heißen, weißen, verschwimmenden Ferne, und Blumengewinde und Zauberranken und dergleichen mehr, von Baum zu Baum hangend, in jener körperlosen Leichtigkeit, welche einer der Zauber seiner Schöpfungen ist. Nun verstehe ich endlich, was es ist, das ihn mit Freude erfüllt, was er aus all' der Mannigfaltigkeit der Welt, in der wir unser Leben verbringen, für sich auswählt. Ich bin betroffen von der Reinheit des Raumes, den er für uns geschaffen, einer Art moralischer Reinheit, aber in den Formen und Farben der Dinge. —" In mannigfacher Weise hat Pater den physischen Eindruck schöner Dinge, sei's gehört, gesehen, gefühlt oder geglaubt, porträtirt. So um ein erhabenes Beispiel zu geben, ist es „Marius" bei dieser ersten Versammlung in der Cäcilien-Villa, „als ob irgend eine tiefe Läuterung und Wiedergeburt des Körpers durch den Geist begonnen habe und schon weit fortgeschritten sei — über den Angesichtern der Männer, Frauen und Kinder lag ein strahlender Glanz, den er vermeinte auf sich zurückgestrahlt zu fühlen. „Der Odem des Geistes erneut in seltenen Zeiten nicht nur das Angesicht der Erde, sondern auch das der Menschen — und Dinge, denen edle Schönheit innewohnt, haben eine gleiche Wunderkraft — jedes in seiner Weise — auf den Beschauer und den Verweiler unter ihnen —". So schreibt Pater — und so möchte Pater seinen Jüngling in einem Lande der Gesundheit wohnen haben, von schönen Bildern und Tönen umgeben, ihn in allen Dingen des Guten theilhaftig werden lassen. Schönheit, der Ausfluß schöner Werke, soll in Aug' und Ohr einströmen, gleich einem wohlthätigen Wind aus einer reinen Region, und die Seele von frühester Kindheit an unvermerkt zur Aehnlichkeit und Sympathie mit der Schönheit des Geistes emporgehoben werden. In dieser ganzen Art, die Dinge zu sehen, ihren Einfluß über sich ergehen zu lassen, dem Hineinfließen ihres Geistes, liegt ein Mysticismus, nicht unähnlich Swedenborgs Lehre von der „himmlischen Correspondenz", oder der Newman unerläßlichen mystischen Interpretation, wenn er von den Engeln sagt: „Jeder Lufthauch, jeder Strahl des Lichts und der Wärme, jeder Schönheitsanblick ist gleichsam der Saum ihrer Kleider, das Wallen der

Gewänder Derer, die Gottes Angesicht im Himmel schauen" — gleichsam eine sakramentale und symbolische Theorie des Universums, durch welchen spiritus intus alit — wie Pater es ausdrückt — alle Handlungen, Vorkommnisse des täglichen Daseins, eine heilige Farbe und Bedeutung empfangen. Eine fortwährende wundernde Freude über die Botschaften, welche schöne Dinge durch ihre sichtbare Form übermitteln, war ihm eine Art Gottesdienst. In der fast kindlichen Frische dieser Freude lag die Poesie des Heiligen Franziskus. Diese Poesie wandelte das Blühen der Blumen, das belebende Sonnenlicht, das Gleiten kühler Fluthen in eine Art Ritual, und die Schöpfungen der Kunst trugen in sich eine Exaltation, als wären sie von heiligem Feuer durchglüht. —

So war der gehaltene Ernst und die milde Strenge seiner Helden das nothwendige Gehaben von Menschen, die auf geweihten Stätten wandeln, vom „heiligen Grauen" überschattet. Gleichwie Marius mitten aus der alten Landesreligion Roms jenen mystischen Bräuchen entgegentritt, und diese ihrerseits in ihm einen tieferen Ernst entwickeln, eine Empfänglichkeit für die Heiligkeit der Zeit, des Lebens, seiner Vorkommnisse und die Beziehungen der Familiengemeinschaft — solcher Gaben für die Menschen wie Feuer, Wasser, die Erde der Arbeit, das heilige Brod des Lebens, das ihr Dasein fristet, wirklich als Gaben von ihm erkannt und begriffen mit einem Gefühl religiöser Verantwortung für ihren Empfang. In gnadenreichen Stätten von der Mystik dieser Göttlichkeit erfüllt, ist es, als ob Marius und seine Genossen sagten:

His ibi rebus quaedam divina voluptas
Percipit atque horror,

und gleich dem Amalekiterkönig auf dem Todeswege, schreitet er sorglos, aber unwillkürlich erschauernd vor der unbekannten Dunkelheit und Kälte der Einweihung in das Mysterium und dem Rufe: „Kommt zur geheiligten Nacht".

Das ist die Luft und Atmosphäre von Paters Schöpfungen — diese „hieratische" Emotion. Obgleich begeisterter Kunstjünger, nahm er keinen Theil an dem, was Fuselli „die wahnwitzige Pilgerschaft nach Italien" nennt — nie schrieb er mit unbedachtem Eifer, oder blos allgemeinen Lobesausdrücken über das, was ihn bewegte, noch „vergeudete er" — wie Fuselli von Lionardo sagt — „sein Leben unersättlich in Experimenten. Essayist und Grübler, wie er war, war er doch nie Probender, sondern der entschiedenste Schriftsteller an Selbsterkenntniß. „Magica Sympathia!" — Worte, geboren auf dem Schilde von Lord Herbert Cherbourg, — ist den Werken Paters aufgeprägt. Von allem Anfang fand er seinen Weg schnurgerade zu den Themen, die seinem Genius gemäß waren, und auch das gemäße Ausdrucksvermögen, die ureigenste Modulation des Stils, mit dem fesselnden, zwingenden Zauber, war ihm zu Theil. Gleich „Marius" hatte er das eingeborene Gefühl seines Berufes, sich der Litteratur widmend, mit

dem klaren Bewußtsein der Verantwortlichkeit. — In ihm, wie in dem glühenden Flavier, erwachte thatsächlich diese Skrupulosität der litterarischen Kunst — eine Art ritterlichen Gewissens . . . In jener Verfeinerung eines merkwürdigen Geistes, in diesem Abschen vor Profanation, in diesem wählerischen Sinn der Korrektheit für äußere Form, war etwas, das einen Widerhall in dem alten, ritualen Sinne fand, der noch in ihm lebendig war — gleichsam, als ob hier eine Art heiliger Gottesdienst der Muttersprache enthalten wäre. Nemo perfectus est — sagt St. Bernhard — qui perfectior esse non appetit — dieses ist gleich wahr in der Kunst, wie in der Religion. Auch in der Kunst führt der Weg zur Vollendung durch eine Reihe von Widerwillen.

Er steht allein, ohne jeglichen Zeitgenossen, die ihm an die Seite gestellt werden könnten, und auch in der Vergangenheit finden wir nicht Seinesgleichen, wenn wir auch hie und da vermeinen, gleichsam ein leises Echo, einen Erinnerungsduft aus früheren Werken aufzufangen. Vielleicht ist in ihm etwas von der curiosa felicitas der Besten aus unserem siebzehnten Jahrhundert, Herricks, Marvells, Vaughans, bei denen oft jene vollkommene Harmonie des Gegenstandes mit der Form verschmolzen ist, welche wie ein Wunder überkommt, jegliche Kritik zu nichte macht und, wie Einer von ihnen gesagt hat, „rein die Gabe eines guten Genius ist“. — Wir hatten keinen Mangel an Euphuisten, in der That, Pater hat eine gewisse Sorte derselben ordentlich entfesselt; aber unsere Euphuisten waren keine kraftvollen Schriftsteller und ihre Themen allzusehr übersüßt. Pater vermag — sagen wir — über Darwinismus schreiben, über Heraklit, oder gleichviel über welches andere schwierige Thema, ohne jemals um ein Jota von seinem Schönheitsbedacht abzuweichen. Sein „Euphuismus —“ wenn dies kein zu verdächtiges Wort ist — war kein traumhaftes Spielen mit aparten, seltsamen Ausdrücken. Er beschäftigte sich eingehend mit den ästhetischen Theoretikern Deutschlands — Winkelmann, Lessing, Goethe, Hegel — Spekulationen dieser Art waren seinem forschenden, suchenden Geiste nicht fremd, obgleich er sie in einer von den Deutschen ganz abweichenden Art behandelte. Dennoch zeigt eine gewisse Schwerfälligkeit und Ueberfülle in den exponirenden Perioden eine gewisse Aehnlichkeit mit der Prosa einiger hervorragender deutscher Schriftsteller.

In Deutschland ebenso, wie in Frankreich von 1830, in Meinhold und Heine, gleichwie in Hugo und Gautier, fand Pater den romantischen Zug, der viel Reiz für ihn hatte. Chartres und Reims und Amiens riefen ihm das Mittelalter zurück, grotesk und seltsam und wieder auf Erden prangend in voller Schöne und Kraft; er liebte es aber auch, unter den Spitzbogen Straßburgs und den Thürmen Heidelbergs den melodisch berückenden Stimmen des Mittelalters zu lauschen. Aber auch etwas Anheimelndes hatte Deutschland für ihn, gleichwie Holland, mit seinen ernst bedächtigen Bürgern, seinen schmucken Gärten, seiner behaglich reinen Lebensführung.

In seiner Natur lag eine Ader von Quietismus und Entsagung, die ihn in vielen Erscheinungen der französischen Litteratur den Fieberglanz erkennen ließ, und so „ging er gleichsam in Pension", seine Betrachtung weniger aufregenden Dingen zuwendend. Dem Frankreich des Mittelalters und dem des sechzehnten Jahrhunderts, dem Frankreich Ronsards und Montaignes, weihte er viel lohnende Arbeit.

In der modernen französischen Litteratur schätzte er am höchsten jene Leichtigkeit und höfliche Anmuth (ein charakteristischer Zug, der sich nun weniger allgemein vorfindet wie vormals), welche der französischen Prosa so große Beliebtheit sicherte. Intellektuelle Gewandtheit und vollkommene Geschicklichkeit, die gewünschte Sache zu machen und damit fertig zu sein, mußte naturgemäß seine Bewunderung gewinnen — obgleich er sie am liebsten hatte, wenn gemildert und versüßt mit just einem Tropfen jenes Weihezaubers, der dort nicht so allgemein zu finden ist wie in England: „a gush of sentiment". So preist er Merimées bewunderungswürdige Qualitäten, hebt aber zugleich jene Härte in seinem Ideal hervor, als ob er — in theologischer Sprache ausgedrückt — „der Gnade unfähig wäre". Aber obgleich wir in Paters Schöpfungen französische und deutsche Einflüsse entdecken können, giebt es sicherlich keinen Schriftsteller irgend einer Rasse, wie es keinen in England giebt, dem er irgend etwas dankte — wie dies etwa bei Arnold St. Beuve gegenüber der Fall war. Die Kritiker einer gleichen Interessensphäre haben nicht seine dramatische konkrete Art, und seine Serie kritischer Portraits steht ohne jegliche Parallele überhaupt. Rousseau, Goethe, Chateaubriand, Séneancour, mit ihren schwächlichen müden Typen des Unbefriedigten, kommen nicht in das Bereich eines entsprechenden Vergleichs.

Fragen wir, die Worte Casaubons wiederholend, die er in der Sorbonne gesprochen, — was mit all diesen Mühen hat Pater „festgestellt", so ist die Antwort, daß weder er noch sonst irgend ein anderer Kunstkritiker jemals etwas „festgestellt" hat und daß Pater den Vorzug hat, keinerlei solchen Anspruch erhoben zu haben. Bacon unterschied zwischen großer Poesie und Geschichte, indem er sagte, daß die eine ihren Gegenstand den Wünschen ihres Geistes unterwerfe, die andere den Vorgang umkehre. Dies ist wahr von allen schönen Künsten. Des Künstlers Geisteswünschen, der Vision seiner Seele, der Leidenschaft seiner Persönlichkeit, offenbart sich Schönheit und Wahrheit, gut oder übel, edel oder weniger edel, gemäß ihrer eigenen Vortrefflichkeit — und wahrlich, — wie Joubert sagt, — wir sollten uns wohl bedenken, ehe wir in der Religion von den Heiligen abweichen — in der Dichtung von den Dichtern — die Chancen des Rechtbehaltens sind auf ihrer Seite — aber nur kraft ihres weise unterscheidenden und tief empfindenden Geists, durch keine absolute Autorität.

„Spirits are not finely touched but to fine issues" — und wenn ein Coleridge oder Lamb „schön" inspirirt, erleuchtet ist, sei's

durch inneren Blick, oder langes Meditiren, ist das „Ergebniß" edel und schön — ihre Aeußerung fordert Achtung. Aber in der Entdeckung historischer Thaten gilt es wenig oder nichts, wer der Entdecker sein mag, — die Entdeckung selbst liegt der edlen Geistesbeschaffenheit des Entdeckers nicht zu Grunde. In der That, der Ausspruch Bacons ist der seines Feindes Aristoteles. Poesie, und wir können hinzufügen alle „imaginative Litteratur" ist weit höher und philosophischer, als Geschichte. Alle antiken auf den Dichter angewendeten Bilder, wie das heilige Feuer, der göttliche afflatus, schöne Wahnsinn und so weiter, bekräftigen die Wahrheit, er müsse vor sich einen Leitstern haben. Sein Gefühl von der Größe der Kunst wird sein Gewissen sensitiv erhalten, ihn willfährig zur Arbeit machen, ihn mit viel Geduld erfüllen, damit er den Wünschen seines Geistes treu bleiben könne — keine Schwierigkeit meidend, keine Kompromisse machend, sein Herz auf Vollkommenheit gesetzt. Was er uns giebt, wird zum mindesten von edlem Intereſſe sein — es kann auf uns eine zwingende, unwiderstehliche Gewalt üben. Zweifellos giebt es viele Arten des Schaffens. Die mähliche Arbeit Grays, die blitzende Eile Shelleys, aber der eine Geist beherrscht die Verschiedenheit des Vorgehens. Es ist möglich, in vielen Punkten von Paters Ansichten abzuweichen. Sein Urtheil über Michel Angelos Religion, seine Auffassung der Lehre Platos, seine Interpretation der Madonna Boticellis, seine ganze Conception der Renaissance und vieles Andere sind von Vielen als zweifelhaft, wenn nicht als pervers angesehen worden, aber, daß er ein Schriftsteller erlesenster Distinction ist, dessen Schöpfungen einer vornehm adeligen geistigen und intellektuellen Leidenschaft entspringen; kann nicht in Frage gestellt werden. Vornehmheit liegt auf jeder Zeile, eine exquisite Eigenschaft des Geistes. Mit Newman und Arnold ist ihm das Geheimniß jener idealen Zartheit und Anmuth gemeinsam „to which that sweet city with her dreaming spires, can minister so well". In einer streitbaren Zeit schreibend, voll Herausforderungen und Kämpfen, gab er ein Beispiel vollkommener Würde, unermüdlichen Strebens, klar bewußten Zieles. In einem Zeitalter, erschöpft und bedrückt von einer Zersplitterung von Studien, einem Anwachsen der Wissensgebiete, bot er die Blume seines erlesenen Geschmackes und Könnens. Keineswegs Verächter der Popularität, haschte er doch nie darnach, schwankte nicht auf seinem erwählten Pfade und wich nie von der Strenge seiner Lehre ab. Selbst Milton weihte sein Leben nicht entschlossener und leidenschaftlicher dem Dienste der hohen Kunst, und Paters Schöpfungen tragen das Gepräge der Ruhe und klaren Vollendung, welcher solche Hingabe innewohnt — es ist eine seltsame Reinheit des Eindrucks, gleichsam das Resultat des läuternden Schmelzfeuers, durch das sie hindurchgegangen. Das wallisische Wort „weiß" bedeutet auch etwas, das eine Kombination von heilig, ehrwürdig und glücklich — viel in dem Sinn von Herricks „White Island". In den meisten Schöpfungen Paters liegt eine „Weißheit", eine Milde, die unbeschreiblich ist, und durch

diese Reinheit und Lauterkeit hindurch fühlt man, als ob einer Kunst von solch skrupulöser und feinfühliger Vornehmheit gleichsam eine moralische Reinheit innewohnte, der Ausschluß jeglicher Niedrigkeit — die milde Abgeklärtheit, belebt durch den stetigen Lufthauch des Humors, der dem Leser den Frieden der Stimmung bringt. Daß so merkwürdig geschriebene Schöpfungen solche Wirkung hervorzubringen vermögen, ist eine Widerlegung aller Anwürfe gegen die „Seltsamkeit“ und „Künstlichkeit“ von Paters Stil. Carlyles und Brownings Stil mögen uns ja nicht betrüben, aber sicherlich werden wir uns desselben heftig und gewaltsam bewußt. Paters erlesene Kadenzen und Konstruktionen, seine feinfühlige Wortauslese ist keine Erschütterung, sondern eine wonnige Bezauberung. Ganz anders verhielte es sich, wäre Paters Stil „tourmentó“, oder, um von Maupassant zu entlehnen, bizarr, compliqué, chinois. Diese Ruhe ist die Hauptzaubergabe, welche der freudige Kultus erlesener edler Dinge seinem Jünger verleiht. Von der Kleinlichkeit des Alltags abgewendet, in eine Welt hoher Schönheit in Formen und Gedanken voller Begeisterung versenkt, kann der Geist nicht umhin, sich ein wenig von dem Frieden anzueignen, welcher auf der großen Kunst ruht. Paters Ehrfurcht für die Errungenschaften des Geistes ist selbst in seinen weniger erhabenen Offenbarungen bewunderungswürdig — es ist ein Protest gegen Familiarität und Hast, welche vermeint die Meister durch flüchtige Bekanntschaft zu begreifen, eine Rüge gegen Ungeduld und Unrealität in der Kritik, eine Abwehr des Gelehrten und Künstlers gegen Jene, welche verkünden, dem „Zweiten“ zu dienen, während sie den „Ersten“ nicht kennen.

Anbeter der Vollendung! Jeder gemäß seinen Gaben, in großen und kleinen Dingen — Arbeiter, begierig ihr Bestes zu thun — das ist, was Pater vorbringt, bald in Michel-Angelo und Lionardo, bald in Lucca della Robbia und Joachim Belley. Gleich kühn und leidenschaftlich, sind seine Arbeiter reinen Herzens und Sinnes. Sebastian mit seiner Begeisterung für Nihilismus und Negation, Bruno brennend von dem wilden Feuer seines glühenden Geistes. Das Leben des Geistes und der Phantasie wird eine Scene der Abenteuer und der Romantik — das Ende ihrer Hoffnungen und Aspirationen sind Kronen und Königreiche — sichtbare Dinge, durch Sieg zu erringen. Hier ist kein mattes Tändeln in einer Art Opiumrausch mit Dingen der Schönheit. „Stünde man vor der Nothwendigkeit, blos ein einziges Werk aus den Trümmern der ganzen hellenischen Kunst auswählen zu dürfen, man müßte sich aus der schönen „Ueberfülle“ des Panathenaer Frieses für den Zug der Jünglinge zu Pferde entscheiden, mit ihren gleichgerichteten Blicken, den stolzen und doch so geduldig geschlossenen Lippen, den sicher und doch lässig gefaßten Zügeln und der ungezwungenen Anmuth ihrer Bewegungen, wo jedes Glied im schönen Dienste seiner Bestimmung erscheint.“ Dies ist aus Paters frühestem Essay, in seinem ersten Buch. Platonische Aesthetik, wohlgemerkt als solche, ist stets in naher Verwandtschaft mit Platos Ethik. Es ist das Leben selbst, dem er Farbe gegeben haben möchte, der Aktion, dem Charakter

— etwas von diesem ununterdrückbaren Gewissen der Kunst, diesem Geiste der Beherrschung, in den gewöhnlichen Lauf des Daseins zu übertragen, insbesondere in seine energischen und leidenschaftlichen Aeußerungen — das ist aus dem letzten Essay seines letzten Buches. Zwischen diesen beiden Citaten liegt ein Zeitraum von 25 Jahren, aber sieht man näher zu, erkennt man, daß das letzte in dem ersten enthalten ist. Mit diesem unablässig regen Gefühl des Zusammenhanges zwischen Disciplin und Verfeinerung, Umgebung und Charakter ist es, daß Pater es liebte, den Werth der alten Schulen und Universitäten Englands zu betonen. Bei Vielem, was charakteristisch und glücklich englisch ist, wies er ihren Einfluß nach, mag derselbe oft auch nur unbewußt angenommen worden sein. Denn für alte Institutionen, durchwoben von Erinnerungen, reich an Geschichte, für die bloße stumm beredte Sprache ihrer verwitterten Mauern, hatte er ein Gefühl wie Burke. Für Utilitäts- und Wissenschaftler-Theorien empfand er einen beinahe vehementen Widerwillen, so mechanisirend und „verarmend“ dünkte er ihm.

Der zeitgenössischen Litteratur hätte kein größerer Verlust widerfahren können. Der Kämpe keiner Schule, stand er unter den Schriftstellern der englischen Prosa beinahe allein, in der schlichten Hochhaltung eines Ideals hoher Strenge und Vollkommenheit. Die seltene Gabe seiner Werke, die er von Zeit zu Zeit der Welt darbot, mahnte eine neue Generation an gewisse Preisschöpfungen und unerläßliche, nicht leicht erreichbare Tugenden, welche in Gefahr sind altmodisch zu werden und in Vergessenheit zu gerathen. Er war ein begeisterter Wissensjünger und Gelehrter, und sein Leben und seine Werke sind ein vollkommener Ausdruck jener unverfälschten, rückhaltlosen Hingabe an schöne Litteratur (aber ohne einen Schatten von Pedanterie), die nun aufhört in den alten akademischen Städten zu blühen . . .

Es ist noch tieferer Klagegrund, den ich aber nicht berühren möchte, es sei denn um zu sagen, daß die jüngeren Männer, die mit irgend einer der Künste in Berührung sind, in ihm den großmüthigsten und hilfreichsten Freund und Förderer fanden. In gegebener Zeit werden sie im Stande sein, nur in herzlichster Verehrung des großen Schriftstellers zu gedenken, der im Schatten der Thürme und Bäume seines vielgeliebten Oxford zur ewigen Ruhe gebettet wurde.





# Die Jagd.

Kulturstreifereien.

Von

**Herman Frank.**

— Breslau. —

Lassen wir unsere Blicke rückwärts schweifen, soweit unsere eingebildete oder wirkliche Kenntniß, unsere eigene oder die von Anderen hergenommene Forschung reicht, so ist erst am Ende eines stattlichen Zeitverlaufes unter den Menschen der Gedanke klar zum Durchbruch gekommen, die Allmählichkeit der Uebergänge, wie sie überall in der Natur sich zeigt, auch zu Bausteinen einer Brücke zwischen Thier und Mensch zu verwenden.

Wissenschaftlich ward der Gesichtspunkt durch den wackeren alten Briten, dessen Name in Aller Mund ist, auch Solcher, für deren Horizont er nicht geschrieben hat. Ist die Sache aber wahr, so scheint doch unwahrscheinlich, daß es ganzer Jahrtausende bedurft habe, um uns zu diesem Ausblick zu verhelfen.

Schon unter den Sagenstoffen der grauesten germanischen Vorzeit taucht da das Bedürfniß einer gemüthvollen Annäherung an die Thiere auf. Ein großer Dichter brachte uns mit Humor und Tiefe die alten gemüthlichen Gestalten des Waldes noch einmal nahe, und die ernsthaftesten Gelehrten*) widmeten der Sache eine Aufmerksamkeit, die mit einem überraschenden Erfolge gekrönt wurde. Wie hörten da von einer Wanderung, welche die Thierfabel aus dem fernen Indien bis in die dunklen Wälder des alten Taciteischen Germaniens gemacht hat; oder genauer: nicht die Fabeln, sondern die Leute sind gewandert, deren gemeinschaftliche Urvorderen einst eine ge-

---

*) Die, Einzelheiten und Namen meidende Allgemeinheit hier will keine fremden Pfauenfedern rupfen; andererseits ist hier auch keine Abhandlung beabsichtigt. Es genügt, an Benfeys Untersuchungen über das Pautschatantra und an die Erläuterungen zahlreicher Goethe-Kommentare zum „Reinecke Fuchs" zu erinnern. Araber; vergl. Fr. Dieterici, „Thier und Mensch".

meinschaftliche Freude an dieser gemüthlichen Thierbeseelung gefunden und dies Interesse ihren späten Enkeln auf die weite Reise in ferne Lande vererbt hatten. Daher kamen natürlich immer die Thiere zum Vorschein, welche jedesmal dem betreffenden Lande eigen waren. Wir Deutschen sollten doch nicht verschmähen, bei dieser Gelegenheit einmal über den psychologischen Zusammenhang einer Reihe Aeußerungen von Gutgläubigkeit nachzudenken, der zu Folge wir z. B. nicht nur den noblen „Nobel, den Löwen," gegen Petz, den älteren, aber einheimischen König der deutschen Wälder, eintauschten, sondern auch den deutschen alten Familienbaum, die Linde, gegen die teutsche Eiche auswechselten, uns in der Zeit Klopstocks den Bardengesang importiren ließen und ähnlich — es war schon vor Heine — einmal für die Polen und später wieder einmal für die Japaner, Armenier, Bulgaren, Buren schwärmten.

Durch eine Kluft, eine Welt geschieden von diesen lieben Alten, deren Blut in unseren Adern rollt, kam uns brückenlos und von fern, durch einen göttlichen Zufall der Weltgeschichte, in die deutschen Wälder eine ganz andere Kunde von einem Gotte, der Erde und Himmel durch sein Wort geschaffen und den ersten Menschen aus Staub gemacht hatte. Und zu dem brachte Gott allerlei Thiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, daß er sähe, wie sie der Mensch nennen würde, und wie er sie nennen würde, so sollten sie heißen*). Friedlich lebte Mensch und Thier beisammen, es war mit einem Wort ein paradiesischer Zustand! Doch da kam der struggle for life in die Welt — Mensch und Thier war reif zum Untergange. Alles hätte die große Fluth verschlungen, wenn nicht Noah sein Geschlecht — und das Thierreich in seinen Kasten gerettet hätte. Aber gebessert hatte sich nichts. Wieder war der struggle for life in der Welt! Nicht nur untereinander fraßen sich die Bewohner beider Reiche: nicht nur aus Noth, sondern zum Vergnügen mordeten sich die Geschöpfe.

Mit dem Pfeil und Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Frisch im Morgenstrahl.

Ein poetisches, ein uraltes Vergnügen, die Jagd! Schon Nimrod war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Daher spricht man: Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, wie Nimrod**).

Seltsamer Widerspruch in der menschlichen Brust: Die Lust am Jagdmord, das edle Waidmannswerk!

Doch es sollte noch besser kommen.

Pfeil und Bogen wanderten in die ethnographischen Museen, und man begann zu singen:

---

*) 1. Mose 2, 19.
**) 1. Mose 10, 9.

Was mein Aug' nur kann erschauen,
Wird des sichern Rohrs Gewinn!

Also ein recht energisches Vorgehen gegen Alles, was da kreucht und fleucht!

Aber wir müssen da noch einmal ins alte Heidenthum zurück. Wenn die Novemberstürme um die Blockhütte brausten und die alten Baumriesen sich ächzend im Sturme bogen und das holde Dornröschen in magischen Schlaf gefallen war und die vergilbten Blätter, sobald die Stürme, die erste Einleitung zum Winter, vorüber, melancholisch wie schmerzliche Liebeserinnerungen zur Erde gefallen: ja, wenn das große Sterben in der Natur anging und unsere Alten beim flackernden Kienspan oder beim lodernden Herdfeuer im rohen Holzhaus saßen, da gab das Grausen in der Natur zu den Erzählungen der alten Urahne einen anschaulicheren Hintergrund als die geschicktesten Theatereffekte der größten Bühnen, wenn in unserer beliebten Jagdoper Samiel im Coulissenwerk der Wolfsschlucht erscheint.

Tôr mit dem rothen Bart und sein wildes Gefolge durchbrausten die Lüfte. Die alte Urahne wußte das so schaurig schön zu erzählen, daß dem jungen Volk die Haare zu Berge standen und ein Gruseln über den Rücken huschte! — Ja! der wilde Jäger.

Manches Jahr war ins Land gerollt, die Kultur vorgeschritten, die Wälder gelichtet, von den Blockhütten der alten Gemeindegenossen hatten sich etliche wenige in stolze Schlösser mit widerspruchslosen Burgverließen und beweiskräftigen Folterkammern, die meisten aber in stallähnliche Hütten der Hörigen verwandelt. Und der „wilde Jäger" ritt im schmucken Jagdwamms mit seinem Troß zur Jagd. Grausame Strafen waren auf den Jagdfrevel gesetzt*). Wehe, wer unberufen den Jagdbann zu stören wagte. „Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen, knallt ihm die Peitsche um die Ohren" — wehe dem thörichten Acker, dem naiven Saatfeld, das sich in die Nähe der Jagdgründe der gestrengen Herren wagte.

Als aber der edle Herr selbst nicht vor Kirchengut Halt machte und nicht einmal der Bitte des frommen Klausners wich, da ward er

„frech gegen Gott und Kreatur"

zur Strafe der ewigen Jagd verurtheilt.

Auch diese Zeiten sind vorüber. Varia sunt hominum studia, sagt mit Recht der alte Horaz, denn es giebt ganze Völkerschaften, bei denen die ewige Jagd zum seeligen Jenseits gehört. Jagdgeräth und Jagdgefährt wurde mit ins Grab gelegt, damit es dem Entschlafenen in den glücklichen Jagdgründen da drüben nicht fehlen möchte.

Auch diese Zeiten sind längst vorüber! Und doch: wie wenige Decennien

*) Um deren eine anzuführen: dem Frevler wurde an der Nabelgegend ein Stück Darm herausgerissen, an den Baum genagelt und der Delinquent so lange um den Baum gezerrt, bis sein Inneres am Baume hing.

sind es her, daß man in den ernstesten Geschäftsräumen die spitzesten und tendenziösesten Reden bei den Berathungen über die Jagdgesetze hat hören und lesen können.

Allein wir bitten freundlichst, in diesen Reminiscenzen doch keine Kriegserklärung gegen die Jägerei, sondern lediglich gegen die Dürrheit der Zeiten zu sehen.

Kehren wir nochmals zu den Alten zurück. Verzagen wir nicht am Alltagsleben. Und wie die Sonne jeden neuen Morgen neue Ströme unendlichen Lichtes ergießt, so der Geist an jedem neuen Tage. Wie so seltsam haben die alten Griechen ein schönes marmorkaltes Weib zum Symbol der Jagd gewählt! Und der seltsame Widerspruch in der Brust des Jägers, der das Wild hegt und schlägt, liebt und jagt, dem das Herz vor Erregung pocht und die Halsadern zum Zerspringen schwellen, während er die mörderische Waffe hebt und das Wild, sagen wir das Reh — vorher das Bild der Kraft und Freiheit — plötzlich mit gebrochenem Auge, einen letzten Klagelaut, eine herzbrechende Anklage ausstoßend, vor sich verenden sieht, dieser seltsame Widerspruch ist gewissermaßen verklärt durch den Jagdgenius, ein übermenschlich schönes, Männer hassendes, ewig freies, ewig junges Weib, Diana mit dem mondbleichen Gesicht. Ein schöner Tod von schöner Hand.

Amazonen auf der Jagd! ein schöner Vorwurf für den Künstler. Eine Diana jagt nur mit dem Gefolge ihrer Nymphen, aber die reizende Atalanta erscheint mit den Helden glücklich wetteifernd auf der Eberjagd.

Statt eines wilden, verfluchten Jägers haben die Griechen den Jäger als Sternbild verewigt und ihm seinen unermüdlichen Jagdgenoß, die treue Rüde, mit auf die Sterne gezaubert.

Aber die alten griechischen Halbgötter haben die Jagd nicht geübt als einen schwächlichen Sport, sondern einen gefährlichen Kampf mit den Ungeheuern, die das Land verwüsten. Mag man nun auch diese Art der Kämpfe, den Kampf des Herakles gegen den erymantischen Eber, gegen die stymphalischen Vögel, gegen die wilde Hirschkuh von Mänalos, gegen die lernäische Hydra, gegen den nemeischen Löwen in uneigentlicher Weise als eine Jagd bezeichnen, so wollen wir uns denn doch die Frage gewissenhaft zu beantworten versuchen: warum ist dies keine Jagd? und wenn in dem ganzen Zeitalter der Blüthe des Ritterthums immer wieder die Rede ist vom Auszug zum Kampf mit dem wilden Thiere, dem Ungeheuer, dessen Symbol der Drache ist, warum ist das keine Jagd, sondern nur ein — Kampf? wie? etwa deswegen, weil die Jagd kein Ernst, sondern ein Spaß — keine Arbeit, sondern ein Vergnügen sein soll! oh, wenn das der Fall, dann ist die Jagd ja recht würdelos! Ein Vergnügen am Morden um des Vergnügens willen, nicht wegen des Nutzens, den es nebenbei wenigstens oder in erster Linie stiften könnte.

Nein, ganz ernsthaft: was die Jagd an Ernst besitzt, das hat sie aus der Zeit, wo die Jagd Gefahr mit sich brachte, wo der Jäger ein Muthiger,

ein Tapferer, ein Edler, ein Arier war! — Drum trug er die Waffe und die Jagdabzeichen als eine Ehr' und Zier.

Es ist schwer, ernst zu bleiben, wenn man das Einst und Jetzt unter dem angedeuteten Gesichtspunkte weiter verfolgt.

„Die Hasen, Reh' und Hirschen
Erleg' ich auf der Pirschen.“

Richtig! — und dann das Jagdfrühstück, hei wie das schmeckt — auch wenn man nichts getroffen hatte. Das sah nun in alten Zeiten ernsthafter aus, wo Tusnelda in der Thür der Hütte den Gatten erwartete, ihm Speer und Bogen abnahm und das Wildpret, welches eben die Mahlzeit bilden sollte. — Nun ja, die Jagdkarte zeigt ja immer noch auf der Rückseite einen ganz stattlichen Katalog von Thieren. Aber in den gesegneten, wohlangebauten Fluren unseres von Fabrikschloten und Eisenbahnen durchräucherten Norddeutschlands sagt man wohl nicht zu viel, wenn man für ganze große Provinzen unter „Jagd“ und „auf die Jagd gehen“ sich einige Kartoffel- und Rübenfelder vorstellt, auf denen Kaninchen, Hasen und Rebhühnchen erschossen werden; wenn es aber hoch kommt, ein paar Gehege und Wälder mit rationellen, militärisch angelegten Baumreihen, in denen außer dem Genannten Rehböcke, Hirsche, Füchse zu Schusse kommen. Roth- und Damwild, Birk- und Auerhähne et si quid aliud praetor . . . . . wird doch wohl, das darf man behaupten, als Ausnahme gelten. Was das aber heißt, einen Gemsbock in den Alpen, einen Luchs oder Wildkatz in den Pyrenäen, einen Bären in den Karpathen, einen Wolf in den Ardennen oder den Apenninen zu erlegen, das wissen die Jagdkenner!

Was die Fasanen anlangt, so wollen wir diejenigen Herren Jäger nicht in Verzweiflung bringen, die eben so schöne wie mühsam gepflegte und mit jahrelanger Geduld aufgebrachte Fasanerien haben; aber es giebt Fälle, wo diese hühnerartigen, an's Kunstfutter auf bestimmten Plätzen gewöhnten Thierchen in der Erwartung des Fütterns sich um den Jagdherrn schaarten, so daß die Jagdgäste vor Lachen nicht schießen, nicht das Idyll des Hühnerhofes stören wollten.

Kann uns das Alles wundern, wenn wir ein heutiges gutes Jagdgewehr mit einem Jagdgeräth der Zeit vergleichen, wo die Jagd ein gefährliches Vergnügen der Edlen, der Starken war? Wo die Jagd Begegnisse brachte wie sie Vischer in „Auch Einer“ (eine Reisebekanntschaft) so meisterlich in Alpins Kampf mit dem Wisent geschildert hat? — nicht wie die Jagd des jungen Jägersmanns in Immermanns „Oberhof“?

Ist es verwunderlich und nicht vielmehr natürlich, daß die Jagd mit den modernen Mordwaffen und unter Mitwirkung der Bevölkerungszunahme sowie der immer vermehrten Detailkultur der Aecker und Fluren unter dem Wilde nachgerade schrecklich aufgeräumt hat?

Ist es etwa nur ein Zufall und nicht vielmehr sehr natürlich, daß in den vielgelesenen „Fliegenden Blättern“ der Typus des Hengeler'schen Sonn-

tagsjägers, des Jagdpächters mit den eingeladenen Mordgesellen eine ständige Rubrik geworden ist, deren Komik sich nicht Freund, nicht Feind des edlen Waidwerks entziehen kann?

Doch Aktion und Reaktion berühren sich: sind wir dahin gekommen, die Jagdlust als ein gefährliches und zugleich um Nahrung und Nothdurft nützliches Thun der Jägervölker und das Zeitalter des Kampfes mit den wilden Thieren bis zu den Zeiten des ritterlichen Sports zu begleiten, und haben wir von dort Dianas Jagdzug in die polizeiliche Jagdaufsicht der Kartoffelfelder und der spärlichen Waldungen des kultivirten Neudeutschlands bis hin zu den Jagdpächtern und Sonntagsjägern der Hengeler'schen Phantasie verfolgt, sind wir dahin gekommen, wo das edle Waidwerk mit modernen Schußwaffen sich entweder auf einige Lieferungen von Kaninchen, Hasen, Rehen, Hirschen, Rebhühnchen, Fasanen, Schnepfen für den Wildprethändler beschränkt, oder gar der Thierzüchtung im zoologischen Garten auf Schußweite sich genähert hat, so sind wir auf einmal an der Schwelle des Lächerlichen wieder umgekehrt und haben einer künstlichen Neubelebung des edlen Waidwerks in Form einer rationellen Forstwirthschaft uns zuwenden müssen.

„Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein."

Der Poet kann freilich heimgehen. Die Abholzung der Wälder ist zunächst nur ein Stück Kultur. Die Wälder des Willibald Alexis, an deren Saume „die Hosen des Herrn von Bredow" im Winde schaukelten, sind dem anbaufähigen Land gewichen und das Verschwinden der öden Föhrenwälder um die Reichshauptstadt ist ein Barometer, eine Skala, eine Proportion für die Abnahme der Wälder überhaupt geworden. Aber die Verminderung der Wälder bedeutet nicht nur ein Ausrotten des Holzes, eine Steigerung der Holzpreise, einen Kulturwechsel zwischen den Urwäldern des Taciteischen Germaniens und dem Volksreichthum des industriellen Jungdeutschlands, sondern das Lichten der Wälder hat einen gewaltigen klimatischen und meteorologischen Wechsel mit sich gebracht. Wie das Klima auf die Gesundheit, diese auf des Geistes Art und Sitte einwirke, darüber läßt sich vielleicht noch viel Neues und Erstäunliches sagen. Wie sich Art und Leute im Laufe der Zeit auf der baumlosen Ebene wie im Waldland entwickeln, wie das eine oder andere Volk sich politisch entwickele und behaupte, dies sind ja Verschiedenheiten, die wir gar nicht so leicht mehr übersehen können, die aber vielleicht auf ganz anderem Gebiete liegen und unendlich tiefer greifen, als die rein volkswirthschaftlich merkantile Lage der Holzstatistik des Holzverbrauches, des Holz-Im- und -Exportes ausdrückt; eine Frage, die auch die Poesie des Waldes und die Prosa des Ackers, das Schöne und Häßliche einer Gegend mit oder ohne Forsten ganz hinter sich läßt. Wir mögen, ob mit Recht oder Unrecht, über die Empfindsamkeit alter Zeit lächeln. „Verflucht sei der Acker um Deinetwillen", aber der Wald hat seinen Frieden behalten. Das mag allen denen nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen,

die für den mitausgerodeten Waldfrieden kein Verständniß haben — nichts vermissen.

Begleiten wir „Otto den Schütz“ zum Forst und unterhalten wir den feurigen Jüngling, der, das kecke Jagdbarett auf dem linken Ohr, daherschreitet, über Waldpflege und Forstkultur — er würde uns ebenso erstaunt ansehen, wie der Professor, der in einem Forsttentamen den poetischen Otto über die Poesie des Waldes sprechen hörte.

Mögen Wirkungen und Absichten aber auch liegen, wo sie wollen, so ist doch klar, daß die Neuzeit der gedeihlichen Pflege des Waldes, seinem Erhalten und Mehren, seiner verständigen Nutzung eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet und damit jedenfalls alle diejenigen latenten Einflüsse mit in sich faßt, die eben dem Wald, der Waldmenge, dem Aufenthalt im Walde zukommen. Aber ebenso gewiß ist, daß die Jägerei als ein ganzes abgeschlossenes Kapitel mit einer gewissen Symbolik sich noch erhalten hat, die entweder als eine unstatthafte Reminiscenz aus einer früheren Welt ihren Saavedra Cervantes verdient oder doch noch heute etwas mehr enthält, als die bloße wissenschaftliche und praktische Verwerthung und Vermehrung der Holzbestände und das vorsichtige Abschießen einiger im Aussterben begriffener oder aber wie in vergrößerten zoologischen Gärten gezüchteten „Hasen, Reh und Hirschen“. War denn früher, ist jetzt die Jägerei ein Beruf? ist der Jägersmann ein Diener, ein Lakai des großen Herrn, der Wildpret wünscht, der auch selbst einmal auf die Jagd geht, der Jagd und Jagdgründe, Jagdgeräth und Jagdgefolge besitzt? Ist einer sein eigener Oberjägermeister? oder bedeutet „Forstmann sein“ nur soweit einen Beruf, als nach Abzug des Waidwerks als eines Sports davon übrig bleibt? Oder ist der Forstbeamte höherer Carrière gleich dem Domänen- oder Intendantur- 2c. Beamten nur ein forstmännisch, d. i. juristisch, zoologisch, botanisch, chemisch, kameralistisch vorgebildeter Beamter, der sich nebenbei als Reminiscenz mittelalterlicher Zeit, wo Jagd nahe verwandt dem Kampf und Krieg, eine gewisse Symbolik bewahrt hat?

Verdient der bescheidene Umfang des Wildtödtens in der Neuzeit neben allen ernsteren Aufgaben wissenschaftlicher Forstkultur noch das Symbol der kurzen Waffe — jener Andeutung des fürchterlichen Nahekampfes ohne Feuerwaffe — das Kauderwelsch einer dem Laien unverständlichen Sprache, das Tragen gewisser Abzeichen an der Kleidung — früher Trophäen eines lebensgefährlichen Kampfes, des waghalsigsten Kletterns — heute das sportliche Abzeichen eines guten Schützen, der nebenbei das Glück hatte, auf gutes Jagdterrain zu kommen, wo sich noch Exemplare des gesuchten Wildes vorfinden, von dem man gewisse Theilchen entnimmt und als Erinnerung zu tragen pflegt.

Heute beschränkt sich die Gefahr auf den Kampf mit verzweifelten Wilderern in gewissen öden Grenz- und Gebirgsländern, im Binnenlande

aber auf einige verhältnißmäßig selten gewordenen umfangreicheren Wald- und Jagdterrains.

Vor dem grämlichen Ernst moderner Baum- und Waldpflege treten denn doch diese Aeußerlichkeiten inhaltsleerer Art als eine Reminiscenz längstverschollener Poesie und längst beseitigter Gefahr, als eine Jagddonquixoterie auf, für deren Hirschfänger es nach Anwendung moderner Schußwaffen wenig mehr in der Nähe zu hauen und stechen giebt und für deren Jägersprach-Vokabular doch schon zu häufig die Situationen fehlen, ein Vokabular, das nächstens dem einer todten Sprache gleichen, höchstens sich wie Italienisch zum Lateinischen verhalten wird.

Es versteht sich, daß jede Kunstsprache für den Laien etwas Abstoßendes, häufig Lächerliches hat durch allerlei zufällige Nebenbeziehungen und Ideenassociationen, die dem Eingeweihten, da er an die Sache selbst denkt, ganz fern liegen; ebenso versteht sich, daß vertiefte Kenntniß mit dem flacheren Alltagsgut der Sprache nicht auskommen kann, mithin auf jedem Gebiet, nicht nur dem der Jagd, sich eine Kunstsprache zu schaffen gezwungen ist. Der Spott des Laien geht nun meist auf eine Ignoranz zurück, vermöge deren er widrige Kunstausdrücke in die allgemeine Sprache richtig zurückzuübersetzen meint, weil er die feineren Unterscheidungen einfach nicht kennt. Aber mit sich spaßen läßt keine Sprache, sondern kehrt flugs den Spott gegen den Verwegenen; der Begriffe, die keine Abweichung noch Vertiefung des allgemein Verständlichen enthalten, durch ein prunkendes, ihm allein inhaltsreicher scheinendes Rothwälsch ersetzen will.

Noch komischer nimmt sich das Jagdgepränge im rothen Frack aus. „Komisch“ vielleicht auch nicht, indem einer Zeitrichtung, die nervös genug geworden ist, sich Thierschutzvereine zu halten, — mithin gleichsam auch die Thiere seit der Zeit, wo es nicht einmal „Menschenschutzvereine“ gab, für ebensoviel nervöser geworden taxirt — das Todthetzen von harmlosen Thieren einen peinlichen Eindruck machen muß. Komisch vielleicht nur insofern, als ein Pathos, dem die Tragik fehlt, dem Tintenfaß gleicht, mit dem man nach dem Teufel wirft. Auch bringen es die Zeitverhältnisse so mit sich, daß derlei Vergnügungen recht selten geworden sind und gewiß vielen eifrigen Herren der grünen Farbe solche Situationen der Auferstehung eines mittelalterlichen Kodex überhaupt unbekannt sind.

Wir wollen ganz offen sein! In der philisterhaften Aufwerfung der Fragen:

ist die Jagd ein Vergnügen oder ein Beruf — ist der Thiermord ein Vergnügen, hat er an sich, ohne Nutzen, einen Sinn — ist der Nutzen die Ausrottung schädlicher Thiere oder die erlaubte Fleisch- und Nahrungsnutzung von den Thieren des Waldes und Feldes —

liegt etwas, das an die Diskussion über die Duellfragen anstreift! „anstreift“, indem es sich beide Mal um Aufrechterhaltung mittelalterlicher Reminiscenzen handelt, denen die frühere richtige Grundlage fehlt — dort

das Gefährliche, Ritterliche, hier der Mangel eines persönlichen Rechtsschutzes seitens der Gesellschaft; Beides Dinge, die immer noch so fair sind, daß das bäurische Aufwerfen der Diskussion darüber selbst unfair ist. Aehnlich ist ja auch das vornehme Jeu ein aufregendes und anziehendes Vergnügen. In allen drei Fällen ist Schweigen Gold, Reden Silber.

Die Jägerei hat zwei Seiten, deren eine häßlich und unpoetisch, deren andere schön und ästhetisch ist. Also zwei Eindrücke, wie sie der Beschauer des bekannten Böcklin'schen Bildes „Schweigen im Walde" empfindet: ein häßlich Thier, das von einem fragwürdigen Wesen im stillen Wald geritten wird.

Die fröhliche Jägerei, die Poesie des grünen Waldes, und die praktische Neuzeit, die Jagdpolizei mit dem Jagdschein, ja mit dem Erlaubnißschein für Pilze suchende Weiblein. Die Fee im Walde, die armen, kinderreichen Holzfällern und weltfremden Köhlern erschien, die alte Hexe, die Waldfrau, die mystische Kräuterfrau, die uns zum letzten Male noch in der Erzählung des alten guten Musäus vom „Grafen Ullrich mit dem Bühel" erschien, sie alle haben mit Erlaß moderner Jagdpolizeiordnungen das unbefugte Betreten des Waldes aufgeben müssen. Und die Maßregelung des alten guten Lederstrumpf durch Richter Temple — in den Cooper'schen Erzählungen — wird in diesen modernsten Zeiten mehr zu unserem juristischen als zu unserem poetischen Empfinden sprechen. Bei aller Jagdpassion mahnen uns doch die Vorbereitungen zur Jagd, das Einpacken des Frackes und der weißen höflichen Manchetten nebst Kragen zum Jagddiner, das Einstecken einiger Goldfüchslein zum nachfolgenden Partiechen Skat und das Lösen eines Eisenbahnbillets — eine Sekundärbahn wird doch mindestens zum oder in die Nähe des Gutes unseres Jagdamphitrion führen — diese Vorbereitungen mahnen uns, daß wir es mit einem geselligen Vergnügen zu thun haben, das sich von einer harmlosen Einladung zum Diner, Souper, thé dansant, Partie Skat nur noch wenig unterscheidet, außer durch den Zusatz einer appetitreizenden Promenade, den mehrfach gedachten mittelalterlichen Reminiscenzen und etwas Sprachrothwälsch, das doch längst für die Einfachheit und Einförmigkeit und Friedlichkeit der Jagd, in unseren mitteleuropäischen Gefilden wenigstens, seinen Kraut-, Rüben-, Kartoffel- und herbstlichen Brachfeldern und den in regelmäßigen Linien angepflanzten rationellen Wäldern viel zu komplicirt, viel zu anmaßend und hochtrabend geworden ist.

Es liegt daher eine eben so tiefe wie wenig beachtete und verstandene Ironie in der Figur des „alten Försters mit seinem Jägerlatein", was etwa ebenso alt und ebenso verbreitet sein dürfte, als das Aufhören der Gefährlichkeit der Jagd! — Der Jäger im Jagdwams mit dem kurzen Jagdspieß, die Armbrust auf dem Rücken und die Falkenfeder auf dem Filzhütchen hat diese Sprache nicht geredet! Seine Jagdzüge waren spannend — seine Jagdscenen Kämpfe. Hier bot die wahrheitsgetreue Erzählung allen Reiz, der den Heldenthaten des Centralfeuer-, des Magazingewehres gänzlich

abgeht. Und die komische Figur der älteren Zeit ist eher ein Herr Kämmerer Spazzo, ein Falstaff, ein Münchhausen, ein Hofnarr, ein Hofkaplan, der in's Jagdhabit gesteckt wurde und mit machen mußte, obgleich er nicht von der Zunft war, der das Abenteuer nachher ersinnen mußte, weil ihm vorher der Wagemuth fehlte; das tapfere Schneiderlein im Märchen, der das Einhorn, den wilden Eber bezwingen sollte, sich ohne Kampf mit List half und hinterher prahlte. Ja, wir können sagen, daß die Jagdpoesie im umgekehrten Verhältniß zur Vervollkommnung der Jagdwaffen steht. Es ist schon manche Decennien her, da gab es, immerhin selten, aber doch manchmal noch aufregende Jagderlebnisse mit einem Keiler, der nach einem schlechten Schusse den Schützen angenommen hatte. Aber je schneller das Wiederladen der modernen Schußwaffen möglich, desto leichter kann der moderne Freischütz mit sechs anderen Kugeln sich helfen, wenn eine gefehlt — es sei denn, daß das Wild sich eiligst aus dem Staube gemacht hat, — eine ärgerliche Sache, die sich mit einem Ausdruck aus dem Jagdlexikon ja viel schöner sagen läßt, aber mit dem Ausrotten der Wälder, der größeren Seltenheit und Scheuheit des Wildes (wo es nicht an vornehmen Futterplätzen etwas civilisirter und zutraulicher geworden ist) wohl leider die ganz gemeine Wirklichkeit geworden ist. Wisent, Bär, Auerochs hatten es wohl weniger eilig!

Ja, wer da von der Neuzeit nicht mit civilsirt, mitgezähmt und bescheiden geworden ist, wird sich in entfernteren Jagdgründen Ersatz für den heimatlichen Frieden suchen. — Aha! eine Tigerjagd in den Dschungeln also! denkt der gebildete Europäer! Ich bedaure auch hier auf die Lektüre „älterer" Darstellungen aus der Jagdlitteratur verweisen zu müssen — vielleicht auch das nicht einmal! denn seit die großen Zeitungen bei jedem nennenswerthen Ereigniß ihre Herren Korrespondenten an Ort und Stelle schicken und aus ihrer rivalisirenden Kritik und der heimischen Redaktionsarbeit mit der Papierscheere auch die kleinen Organe eine allseitige Beleuchtung eröffnen, so darf wohl nicht als ganz unbekannt gelten, was vor einiger Zeit aus Anlaß der Jagdabenteuer eines sehr illüstren Reisenden in Indien geschrieben wurde. Und seither ist die Tigerjagd mit Elephanten ein noch bedeutend seltneres und umständlicheres Vergnügen geworden. Nach und in Indien reisen und auf Elephanten zur Tigerjagd reiten sind heut zwei himmelweit verschiedene Dinge.

Aber vielleicht ist der Mitteleuropäer bescheidenerer Natur und daher nur auf die schauerlichen Abenteuer russischer Wolf- und Bärenjagden verfallen. Doch auch hier ist die Wirklichkeit leider enger begrenzt als die Einbildung. Die glücklichen Jagdgründe haben auch hier gegen früher mit immer zunehmender Schnelligkeit sich vermindert, und auch Meister Petz ist längst nicht mehr dickhäutig genug, um sich nicht lieber den Forschritten der Neuzeit zu entziehen und seinen Pelz vor modernen Schußwaffen durch seine Lust an gewagten Jagdabenteuern ungegerbt zu lassen. Auch von älteren Jägern hört man wenig mehr derlei erzählen. Allenfalls eine Jagd auf den Elch bietet

des Interessanten genug, und wenn man eines dieser mächtigen hochbeinigen Thiere im Gebüsch brechen hört, so mag auch dem Ruhigsten das Herz pochen.

Nun, so lassen wir uns doch wenigstens eine Krokodiljagd abhandeln. Der Luxuszug mit dem Büffet- und Schlafwagen bringt uns wohl gestärkt und ausgeschlafen an die Mittelmeerküste und ein komfortabler Dampfer in vier, fünf Tagen nach Aegypten — nun, da sind wir ja am Nil, ganz Aegypten liegt ja fast nur am Nil, und da kann es ja nicht fehlen, daß wir, am Ufer entlang promenirend, doch baldigst eines dieser scheußlichen Unthiere zu Gesicht bekommen, wie es, ein Negerkind zwischen den Kinnbacken, abschwimmt, ohne sich um die von seinem undurchdringlichen Schuppenpanzer abprallenden Kugeln zu kümmern. Indeß wird Aegypten in Folge der dort herrschenden europäischen Ordnung und der bequemen dahin organisirten Expeditionen der Reisebureaus, vor Allem der Dampferfahrten auf dem Nil so viel durchstöbert, daß — man erräth den Gedanken — „die Krokodile recht selten geworden sind?“ nein! ich wollte einen Schritt weitergehen und sagen: daß als bekannt vorausgesetzt werden darf, was es mit den Krokodilen im Nil bis südlich Gott weiß wie weit! heut zu Tage auf sich hat. Auch die Zeit liegt schon etwas weit zurück, wo nacheinander zwei . . . sche Diplomaten eine schöne Jagd auf großes Raubwild in Aegypten hatten. Deren einer bedient sich auf dieser Jagd — das war damals etwas Neues — der Dackel. Diese ennuyirten mit ihrem Kläffen selbst die großen Raubthiere dermaßen, daß sie sich langsam zurückzogen, im Bogen dem Jäger zugetrieben und zu Schuß gebracht wurden.

Ein wohlverdienter Reisender auf dem Balkan, in den siebziger Jahren, war in der Lage, die Karten erheblich zu berichtigen, hier ein ganzes Gebirge zu streichen, dort hinzuzufügen! und zu einer Zeit, wo die ominösen weißen Flecken aus den Karten Innerafrikas sich erfolgreich zu verdunkeln anfingen, ward offenbar, daß uns viel näherliegende europäische Landstriche viel unbekannter seien. Es ist einleuchtend, daß auch die dortigen Jagdgründe von dieser Unbekanntschaft recht profitirten, und es ist vielleicht nicht allzu bekannt, daß die Jagd dort noch recht interessant und spannend ist, nicht sowohl wegen der Wildheit des Wildes als der einheimischen Jagdkonkurrenten, ja oft selbst der friedlichen Hirten und ihrer Freunde, die dort bisweilen eine recht eigenthümliche Art des Pfändungsrechtes haben. Der ganze Mensch wird gleich zurückbehalten und nicht ohne anständiges Lösegeld wieder herausgegeben. Ja, schon wenige Stunden vom schönen Konstantinopel — von der asiatischen Seite nicht zu reden — kann man den ganzen Reiz der Gefahr bestens kennen lernen.

An den Nordostküsten des Schwarzen Meeres ziehen sich weite Urwälder hin, deren Pracht und Einsamkeit (besonders im Abchasenland) sich schon vom Dampfer aus, auf der Fahrt nach Batum ahnen läßt. Dort kommen bisweilen kleine Trupps jagdlustiger Amerikaner mit Jagd- und Fischereigeräthen an, um nach Beendigung ihrer höchst anziehenden Streifereien sich

direkt nach Amerika zurückzubegeben. Das ist echte Liebe zur Jagd. Gehen wir weiter nach Süden, so treffen wir im Taurus und an seinen Abhängen in Cilicien ganz wunderbare Jagdgründe, deren landschaftlicher Reiz, Ueppigkeit des Baumwuchses und Wildheit des Gesammtbildes von überraschender Schönheit sind. Noch etwas südöstlicher, nach Alexandrette und Latakie hin ist auch der Panther nicht allzu selten. Ein bekannter englischer Nimrod, der in den achtziger Jahren hier jagte, hatte einen gefährlichen Kampf mit einer dieser Bestien zu bestehen; indem diese, obwohl tödtlich getroffen, noch ansprang und Arm nebst Schulter des edlen Lords mit Pranken und Zähnen zerfleischte. Die Begleiter sprangen dem ohnmächtig Gewordenen zu Hilfe: it's a pity, waren seine ersten Worte, als er wieder zu sich kam und das Kugelloch betrachtete, I spoiled its skin. Er hatte ihn durch einen Schuß in's Auge erlegen wollen.

Daß die Perser noch heut ihre Abstammung von einem Reiter- und Jägervolk nicht verleugnen, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die genügend oft beschriebenen Skulpturen von Bissutun und Tak-e-Bustan (in der Nähe von Kirmanschah, und von dortiger Landbevölkerung „Tâ-bistûn" genannt) verherrlichen den König nur als Feldherrn und — Jäger; sehr charakteristisch!

Bei geringer Bevölkerungsdichte ruhen die theilweis fieberführenden Wälder um das Südkaspi-Ufer herum, bei Astara und Lenkoran beginnend durch Talisch, Gilan, Masenderan, Tabristan, in jungfräulicher Unberührtheit und Einsamkeit. Tiger und Panther hausen noch dort, und die Jagden werden in Persien noch zu Pferde, mit schnellen Windhunden (tâsi) und dem Jagdfalken (bâs) oder auch dem Jagdpanther (pelänk-e-schikari) ausgeführt. Der Jagdfalk wird, entgegen dem mittelalterlichen Brauch Europas, nicht nur auf Flugwild, sondern auch auf vierbeiniges Wild, z. B. die Gazelle verwandt.

Uns liegen die aufgeführten Gegenden zum Theil leicht erreichbar da, aber auch die entfernteren jedenfalls näher als den Engländern und Amerikanern; und wir führten die Letzteren an, weil es ein Zeichen unserer Zeit ist, daß jetzt die Leute aus dem Lande des alten „Lederstrumpf" verreisen, um gute Jagd zu finden. Dem echten Jäger lohnt es reichlich — wie dem Archäologen die Museen der Kapitalen —, wenigstens einmal den Reiz einer gefährlichen Jagd, in wilder Gegend, mit unsicherer Bevölkerung kennen zu lernen. Die Jagd der Edlen! Denn ohne deren Schutz, Erlaubniß, Beihilfe, durch zur Verfügung gestelltes Jagdgefolge läßt sich, im größeren Stil wenigstens, solche Jagd nicht ausführen.

In welcher Ernüchterung dann eine deutsche Jagd in Begleitung mehr oder weniger Hengelerischer Typen auf Hasen, Rehe und Hirsche, Rebhühnchen, ja sogar Schnepfen und Fasanen erscheint, läßt sich ohne viel Phantasie und großen Kommentar leicht ermessen. Es ist der Morgenkaffee nach durchschwärmter Karnevals-Ballnacht.

Aber mit fernen Ländern und Menschen, exotischen Thieren und Pflanzen prunken lag nicht im Zwecke dieser Kulturstudie, sondern etwas Anderes und gewiß Schmerzliches.

Und wenn die Herren der „grünen Farbe“ hier und da einen Spott herauslesen, oder ohne auszulesen, mit tiefer Entrüstung diese Skizze in die Ecke schleudern, so werden sie vielleicht wo anders und in unliebsamer Weise doch einmal daran erinnert, daß verstorbene Einrichtungen zwar einbalsamirt und konservirt werden können, aber deswegen nicht weniger todt sind als die Mumien, welche die alten Aegypter zu ihren Gastmählern mit auf die Stühle setzten.

Und wir wiederholen: Das heutige mittelalterliche Jagdgebahren, gemessen an Art und Resultat unserer heutigen heimischen Jagd, führt an's Unfaßliche. Daß dieser Widerspruch besteht, daß diese Diskrepanz zwischen dem Poetischen und Großen (das in der Jagdlust nach Ausdruck ringt) einerseits und zwischen dem Winzigen und Verächtlichen andererseits (dem Morden durch ihre Hilflosigkeit vor modernen Feuerwaffen armseliger, verächtlicher Gegner) noch immer ruhig ertragen wird; daß es dem Starken Freude macht, so gefahrlos solche kampfunfähigen Thiernullen waidgerecht zu erlegen — das läßt sich wohl nur daraus erklären, daß einmal die Jagdlust da ist und sich äußern will, und sodann, daß wir geflissentlich die Augen schließen vor der unsagbaren Unpoesie, vor der schmerzlichen Einbuße, die wir an so Vielem durch die moderne Kultur erlitten. Wahrlich, nicht der Jagd wollen wir spotten, sondern der Donquixotiade: eine Poesie aufrecht erhalten, äußerlich durch eine Art Genossenschaft „der grünen Farbe“, kenntlich an grün eingefaßter Joppe, Hirschfänger, Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder, manifestiren zu wollen. Wir sind nüchtern geworden. Wir müssen es ja sein!

Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.

Ich kann nicht von meinen Lesern Abschied nehmen, ohne auf ein höchst charakteristisches Büchlein*) aufmerksam zu machen, welches sich sehr geistvoll damit beschäftigt, was wohl die psychologische Erklärung der Jagdlust sei. Mehr wahr vielleicht als befriedigend wird zur Erklärung eine atavistische Vererbung gewisser Eigenschaften aus der Daseinsform unserer Altvorderen mit dem Raubthiergewissen herangezogen. Der Einfluß der Zeitströmung Nietzsches ist hierbei unverkennbar. Im Rückblick auf unser Thema aber hätten wir dem Büchlein statt des Mottos philosophum esse oportet lieber das Wort „was bedürfen wir weiter Zeugniß?“ gewünscht. Jedenfalls erklärt Herr Gräser und entschuldigt die Jagdpassion, mag auch Beides nicht befriedigen. Und was wagen wir zu bieten, falls wir uns ihm nicht anschließen?

---

*) K. Gräser, Die Freude am Waidwerk. Eine psychologische Studie. Berlin, Parey 1900. II. Aufl.

Nun, die Jägerei wird wohl fortbestehen, nur die Hirschfänger und die Trophäen von Thieren, von denen wir wohl bald gänzlich werden Abschied nehmen müssen, sollten wir rechtzeitig in die Museen abliefern. Warum denn eine Uniform im Privatleben, um das Publikum zu erinnern an eine wahrlich wenig gefährlich und wenig rühmlich gewordene Fleischnützung der kümmerlichen Reste einer einst so stolzen, ihr Leben so ritterlich vertheidigenden Thierwelt unserer einst so stolzen, jetzt so zahmen, gleichsam Hausthier gewordenen deutschen Wälder und Fluren?

Wir stehen doch nun einmal im Zeichen des Verkehres des losgebundenen Geistes. Denke man nur an die heutigen Geistesbewegungen, die in Briefform täglich millionenweis hin- und herfliegen!

Es ist prosaisch, ja! schmerzlich, gewiß! aber des Jagdhorns Ruf ist längst verhallt, hat längst den „Abschied vom Wald" genommen. Und das Posthorn ist an seine Stelle getreten. Warum soll denn der Jäger sich dem Publikum auch außerhalb des Dienstes durch Abzeichen kenntlich machen? Warum nicht viel eher der Postbeamte?

Nun ist der Waidmann aber heut zugleich Forstschutzbeamter. Pflege des Waldes ist heut nöthiger denn je! Aber kehrt damit die alte Poesie zurück? Der Laie meint vielleicht, die Schwierigkeit läge nur darin, kulturfähiges ökonomisch höher verwerthetes Land dem Waldanbau zurückzuerlangen. Thäte man es aber, so sei theoretisch kein Grund vorhanden, daß nicht die alte Zeit wieder einträte. Leider ist auch dies dann nicht der Fall. Weit entfernt von Tiraden über die entflohene alte, gute Zeit, lassen wir der nüchternen Erwägung ihr Recht und schließen unsere Studie mit einem Citat aus ruhiger sachkundiger Feder, welche auch die erzürnten Herren von der grünen Farbe gegen sich werden müssen gelten lassen.

„Bei diesen Studien im Engeren und Weiteren gewann er*) allmählich die Ueberzeugung, daß besonders der natürliche Wald mit der ihm eigenen Pflanzen- und Thierwelt durch die fortschreitende Kultur fast überall in hohem Maße gefährdet ist. Der ganze ursprüngliche Bestand an Bäumen und Sträuchern, welcher seit Menschengedenken der Nutzung unterworfen ist, geht dauernd zurück, und statt seiner erhebt sich der Forst mit nur wenig ertragreichen Holzarten, meist in künstlich erzogenen Stämmen. Durch den hier vorherrschend geübten Kahlschlag werden die urwüchsigen Holzarten nahezu völlig vernichtet, und gleichzeitig schwindet ein Theil der übrigen Flora und Fauna, deren Lebensbedingungen mehr oder weniger an jene geknüpft sind. Wenn nicht Maßnahmen getroffen werden, um Einhalt zu thun, würde der deutsche Wald, welcher bezeichnende Pflanzenvereinigungen darstellt, und der auch der Schauplatz der deutschen Sage und der frühesten Geschichte war, sehr bald vom Erdboden schwinden."

Können überhaupt solche Maßnahmen getroffen werden?

*) Der Herr Verfasser redet von sich in der dritten Person.



# Im Spätherbst.

Von

## Theobald Nöthig.

— Grevesmühlen in Mecklenburg. —

Des Herbstes Spinnwebbanner hangen —
Der Buchenwald flammt purpurroth,
Als hätt' ein brennendes Verlangen
Nach Leben ihn im Tod durchloht.

Der Nordwind wühlt im welken Laube,
Da zeigt sich an der Mauer mir
Noch eine überreife Traube
Verborgen hinter dem Spalier.

Ich hol' des Herbstes letzte Gabe
Hervor und während mir im Mund
Zerfließt der Rebe würzige Labe,
Wird auch ein süßer Trost mir kund.

Mir ist, als wäre jede Beere
Ein Born der Lebensfreudigkeit,
Als gäbe sie die gold'ne Lehre:
„Gedulde Dich, es kommt die Zeit!

„Wie durch Millionen Sonnenstrahlen,
Die nur uns tagelang gestreift,
Mit Saft sich füllten unsre Schalen,
Zu süßer Frucht wir sind gereift,

„So wird trotz allem welken Laube
Durch freier Seelen Sonnengluth
Der Menschheit volle Wundertraube
Einst in Erkenntniß reif und gut;

„So wird die Zeit der Lese kommen,
Die nur Entwicklung anerkennt
Und Alles hat hinweggenommen,
Was noch den Knecht vom Herrn getrennt."





# Albert Roffhack.

Von

**Hans Lindau.**

— Berlin. —

Die Gedichte Albert Roffhacks sind in einer neuen, durchgesehenen und vermehrten Auflage erschienen. Der Verfasser hat an seinem formvollendeten Werke noch hie und da ein wenig gefeilt, der Sammlung bisher ungedruckte Gedichte einverleibt, einige Verse und Titel verändert, ein letztes Mal mit feinfühliger Selbstkritik das Ganze überschaut und dem fertigen Erzeugniß die höchste mögliche Glätte und Rundung angedeihen lassen. Nun trennt er sich von dem Buche, das die lyrischen Erträgnisse eines ganzen Menschenlebens umfaßt, und all die Lieder und kunstvollen Gesänge aus alter und neuer Zeit schickt er hinaus in die Welt, wo ihm unbekannte Herzen schlagen, denen er Vertrautes durch Aussprache der eigenen Empfindung in edler Fassung gesagt hat. All die zarten Regungen des Leides und der Lust, die, flüchtig wie der vergängliche Staub auf Schmetterlingsflügeln, über die Ereignisse des Seelenlebens einen feinen Farbenschimmer verbreiten, jene holden Nichtigkeiten, mit deren Gegenwart doch aller Duft und Zauber aus dem Leben verschwände, und die unaussprechlichen Lockrufe und Reize der die Wirklichkeit schmückenden Phantasie, der Dichter rückt an diese leicht bewegliche und schier unfaßliche Schaar mit seinen Kunstmitteln heran und nöthigt sie, zu weilen, sich zu aussprechbarer Schönheit, zu beharrender Melodie zu befestigen und zu verdichten. Die Klänge verrauschen und die Wolken verziehen, aber was der Poet dem Fliehenden der Erscheinung abgerungen hat, es ist bleibender Menschenbesitz geworden und gehört, wie es scheint, nicht mehr dem bunten unserer Beeinflussung entzogenen Wechselspiel der Mächte an, in denen wir das Unaussprechliche verehren. Doch soll sich davon ein lieblicher Abglanz erhalten.

Wenn wir die Gedichte Albert Roffhacks überblicken, erfreut vor Allem die gehaltvolle Gedrungenheit und Knappheit alles Gebotenen. Es ist

würziger Trank, nichts Verdünntes noch Fades ohne Kraft oder Feinheit. Roffhack hat nicht viel geschrieben. Dies eine Bändchen stellt sein Lebenswerk als Dichter dar. Aber es ist ein Werk, auf das der Meister mit stolzer Vaterfreude blicken darf, eine wahre Bereicherung der lyrischen Litteratur, die abgeklärt schöne Gabe eines reifen Herzens.

Mit ernstem Selbstbewußtsein tritt der Dichter diesmal im Nachwort sprechend vor uns hin. Auch seine Prosa ist mannhaft zusammengehalten, gedrungen und stark. Er redet über die Formfragen, die ihn beschäftigt haben, redet als einer, der Rechenschaft ablegen will über die leitenden Motive seines Verfahrens. Roffhacks Reime sind von unsträflicher Reinheit. Die Versmaße der Alten hat er im Deutschen, trotz ruhmreicher Vorgänger, nicht nachbilden zu sollen geglaubt. Mit Hegel hält er den Reim für „die Form der romantischen Dichtkunst“. Von dem modernen Mißbrauch der rhapsodischen Freiheit hält er sich fern.

Was der Dichter über Form und Inhalt in ihrem Verhältniß zu einander sagt, wollen wir hier wiederholen.

„Die innere Form des Gedichts fällt mit seinem Inhalt zusammen. Ihre Schönheit besteht darin, daß sie sich völlig mit ihm deckt. Es muß nicht Alles gesagt sein, was sich über den Stoff sagen läßt, aber es muß so gesagt sein, daß der Hörer mehr oder weniger als das Gesagte nicht gut heißen würde: es wäre schade um jedes Wort mehr, um jedes weniger aber auch. Obschon jeder Stoff unendliche Weite und Tiefe hat, muß er doch im Augenblick erschöpft sein. Der Aufnehmende muß fühlen, daß mehr und Anderes als das Gesagte in diesem Augenblicke nicht zu sagen war. Zu dem Ende bedarf es auf Seiten des Dichters einer Energie, die hinreicht, um die künstlerische Schöpfung bis in die letzten Ausläufer zu beseelen, damit sie als die Aeußerung einer einheitlichen Kraft wirke. Das ist der Zauber der Form; sie löst die unlösbare Aufgabe, die der Stoff stellt, aber jede Lösung ist nur eine scheinbare, denn jeder Stoff ist unerschöpflich.“

Lesen wir nun irgend eines seiner lyrischen Gedichte und denken an das Gesagte. Ich wähle den „Herbstgang“, eine knappe Stimmungsschilderung der herbstlichen Natur.

Blätterregen fällt hernieder,
Sinnend streif' ich durch den Wald.
Herbstestage, übt ihr wieder
Süße, tödtende Gewalt?
Lernt das Sterben sich so bald?

Aber durch den Blätterregen
Goldner scheint die Sonne nur,
Und vertraut möcht' ich mich legen
An dein großes Herz, Natur:
Hinterlassen keine Spur!

Ohne Sträuben, reisefertig
Aus dem hellsten Morgentraum
Sänk' ich deinem Wink gewärtig
Leise wie das Blatt vom Baum,
Küssend deines Kleides Saum!

Der Dichter giebt nur wenig beschreibende Worte. Er sagt nur das unumgänglich Nothwendige, um dem aufsteigenden Gefühle einen natürlichen Untergrund zu schaffen. Nichts weiter als der Blätterregen im Walde, durch den die goldene Sonne scheint, wird geschildert. „Blätterregen fällt hernieder." Die kurze, beinahe schwerfällig müde und wortkarge Darstellung dient dazu, die Wiedergabe des seelischen Moments vorzubereiten. „Es wäre schade um jedes Wort mehr."

Jetzt folgen zwei Fragen, in denen sich das wehe Herbstgefühl weich und gelinde ankündigt.

„Herbstestage, übt ihr wieder
Süße, tödtende Gewalt?
Lernt das Sterben sich so bald?"

Der Wohlklang der Worte wird durch die schöne Vokalvertheilung gehoben.

Aus der Vorstellung der süßen, tödtenden Gewalt ergiebt sich alles Folgende. Todessehnsucht beseelt den sinnenden Wanderer. Er sieht das goldene Sonnenlicht durch die Blätter schimmern. Da ergreift ihn ein Verlangen, still zurückzukehren in den unbekannten und doch so mütterlich vertrauten Schoß der Schöpfung.

„Ohne Sträuben, reisefertig
Aus dem hellsten Morgentraum . . ."

Leicht kann er sich losmachen, von aller irdischen Fesselung und wie ein Blatt zu Boden sinken.

Es sind ganz wenig Vorstellungen, die dem Lyriker zur Erweckung seiner Stimmung genügen, und die Schönheit erblüht aus der weisen Oekonomie dieser Mittel. Wir könnten uns in seitenlanger Ausmalung der heraufbeschworenen Gefühle ergehen, ohne auch nur im Entferntesten einen ähnlichen Stärkegrad des künstlerischen Wohlgefallens zu erreichen; denn gerade das melodische Steigen und Fallen, das Anschwellen und Hinabgleiten der sprachlichen Bewegung auf beschränktem Raume erzeugt in uns das Gefühl des Vollendeten und gleichsam Geschlossenen trotz aller Unerschöpflichkeit des Gegenstandes, während dagegen ungehemmter Redefluß die Befriedigung nicht gewährt, dem unendlichen Gehalte des Stoffes in gleicher Weise zureichend gerecht geworden zu sein. Hier läßt sich die Linie eben beliebig verlängern, dort aber glauben wir vor einem in sich zurücklaufenden Kreise zu stehen, der nach keiner Seite hin eine Fortsetzung duldet.

* *
*

Kein Wort zu viel! Alles, was ihr nicht hilft, das hemmt und hindert die Wirkung. Fährt diese harte Regel nicht wie ein entblätternder

Wind durch den Laubwald, beraubt sie die Bäume nicht ihres prächtigsten Schmuckes? Gewiß hat der üppige Reichthum an Wendungen und Bildern etwas Verführerisches. Wir freuen uns an der Kraft, die aus dem Vollen schöpft, der die schillernden Zierden des Vortrags scheinbar mühelos zufallen. Aber es muß doch eben dieser Eindruck hervorgerufen werden, daß es die Kraft ist, der wir den Redeschmuck verdanken, daß sie ihn trägt und bestimmt, nicht aber durch ihn getragen und bestimmt wird; denn alsdann würde die Dichtung in ein weichliches Spiel von Phrasen, in ein Haschen nach flatterndem Tand und Flitter ausarten. Dazu kann es nicht kommen, solange jene dichterische Energie regiert, „die hinreicht, um die künstlerische Schöpfung bis in die letzten Ausläufer zu beseelen".

Das Geheimniß der machtvollen Beredsamkeit des Dichters wurzelt in dieser Fähigkeit. Ueber die in den Worten der Sprache aufgespeicherten stofflichen Widerstände muß sein lenkender Geist triumphiren, er muß die Materie in den Dienst der Idee zwingen, daß sie sich allenthalben dem einheitlichen Willen unterordne und nicht ihrerseits von der gewollten Richtung abzweige. Der Geist muß das Heft in der Hand behalten. Die Energie und das leitende Gefühl des Dichters muß über allen Reichthum schrankenlos verfügen, daß ihm gehorche, was sich mit scheinbarer Eigenwilligkeit frei und ungebunden geberdet. Dann dient Alles dem Ganzen, und nichts geht seine eigenen Wege. Dann erfährt jedes Glied durch das andere einen Zuwachs an Kraft. Die Monarchie der Gesinnung ist hergestellt, und es giebt keine Götter neben ihr. Die verschiedenen schmückenden Elemente gehen nicht ein loses Bündniß ein, sondern die Bestandtheile greifen innig in einander zu unlösbarer Einheit der Wirkung und der Macht.

In diesem Sinne läßt sich das lyrische Gedicht einem Bauwerke vergleichen. Das wäre ein wunderliches Gebäude, dessen Ornamentik nicht als Blüthe aus der jeweiligen Raumumschließung emporwächst, sondern den architektonischen Gedanken unter ihre Fittiche nehmen und nach Gutdünken bestimmen wollte. Aller Reiz der Form entspringt ja gerade der gefügigen Bescheidenheit des Theils gegenüber dem Ganzen. Die innere Nothwendigkeit, ja scheinbare Selbstverständlichkeit der Verhältnisse bereitet dem Auge eine wohlthuende Ungestörtheit in der Auffassung dessen, worauf es dem Baumeister in erster Linie ankam.

Darum kommen auch für den lyrischen Dichter die äußeren Vorgänge in Natur und Menschenleben nicht in behaglicher epischer Breite und Fülle in Betracht, sondern nur insoweit, „als sie geeignet sind, eine Gemüthsstimmung zu begründen und sich ohne Rest in den Ausdruck der Empfindung aufzulösen". Auch bei fruchtbaren Dichtern bildet die Lyrik mit ihren hohen Anforderungen „doch immer nur den räumlich kleineren Theil ihres Schaffens, und bei Dichtern, die sich auf Lyrik beschränken, wird der Umfang der Werke stets nur ein geringfügiger sein".

* * *

In drei Abtheilungen hat der Dichter seine Sammlung geordnet. Franz Hein, der dem Werke einen überaus geschmackvollen und feinsinnigen Buchschmuck*) verliehen hat, deutet den Charakter jeder Abtheilung durch die Wahl eines landschaftlichen Motivs zart an. In der That erscheint der Vergleich einer Reihe lyrischer Produkte mit einem Landschaftsbilde nicht gezwungen. Wie über einer Landschaft, obwohl sie aus unendlich vielen Einzelwesen sich zusammensetzt, doch ein starker einheitlicher Stimmungswerth ausgebreitet liegt, so auch über Gedichten einer bestimmten Lebensperiode. Aber über allen Abtheilungen wiederum thront noch eine höhere Einheit. Es ist die das Ganze zusammenhaltende Persönlichkeit des Dichters, als deren ausstrahlende Verkörperungen die poetischen Ergüsse im Einzelnen zu betrachten sind. Wohl meint Roffhack, daß ihm „die Fähigkeit fehlt, sich in Essen und Trinken zu verwandeln, um den Gästen zu gefallen", und es wäre wohl auch nichts weniger geeignet, die wahre Schönheit und Tiefe des Charakteristisch-Individuellen zur Entfaltung zu bringen, als ein verfrühtes Streben, die werthvollen Errungenschaften des Herzens mitzutheilen in der ängstlichen Erwartung baldigen Erfolgs, nach dem sich alsdann wieder die Fortsetzung der Leistungen zu richten habe. Aber dennoch bleibt wahr, was die tiefsinnige Abendmahlsfeier in der christlichen Kirche symbolisch auszudrücken scheint, daß der Edelste zumal sich voll hingeben kann der Menschheit, gleich einer verzehrbaren Speise, wenn die Zeit erfüllet ist. Bemerken wir nicht auch in der Natur, wie die Pflanzen durch den ihnen eigenthümlichen Athmungsprozeß, der ein Widerspiel zu dem unsrigen ist, aufnehmen, was wir nicht ertragen, und dafür zurückgeben, was wir bedürfen? So verarbeitet auch das Gemüth des Künstlers leidvolle und unerfreuliche Eindrücke zu schöner und befriedigender Wirkung. Aus tiefster Ueberzeugung sagt Heine: „Aus meinen großen Schmerzen mach' ich die kleinen Lieder," und Goethe verstand sich auf diesen Heilungsprozeß durch die Poesie für sich und andere so meisterhaft, daß er mit gutem Grunde die Wahrheit sprechen lassen konnte, indem sie ihm der Dichtung Schleier überreichte:

Und wenn es Dir und Deinen Freuden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn die Luft . . .
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.

Aus all den schmerzlichen und dornenvollen Erlebnissen des Erdendaseins ringt sich ein beglückendes Etwas ans Licht, das zwar nicht körperliche Wohlthat wie Essen und Trinken oder Blumenduft der Mit- und Nachwelt bereitet, aber dauernd Lust entfacht und dauernden Genuß, der zu Dankbarkeit und Liebe anregt, ermöglicht: die fein ausgebildete individuelle Eigenart eines Künstlers ist dies aus Leiden und Freuden hervor-

*) Vergl. darüber Kunst u. Kunsthandwerk, Wien, III. Jahrg. 1900, Heft II.

gegangene sieghafte Element, „das höchste Glück", wie es wohl im Ueberschwang des Gefühls genannt werden konnte, die Persönlichkeit.

Doch ist es mit der Persönlichkeit nicht so bestellt, daß sich an diesen Begriff eine Beschränkung auf das Ich unvermeidlich zu knüpfen habe; vielmehr ist wahr, was des Dichters Worte herrlich aussprechen:

In uns, da schlägt der Puls der ganzen Menschheit,
So weit sie war. Und wir sind stolz, die Lust
Und Schmerzen einer ganzen Welt zu tragen,
Sind stolz zu wissen, unsre eigne Wonne
Hallt wieder in Jahrhunderten, und all
Das Weh, daran sich unsre Zeit verblutet,
Macht einen Riß durch Herzen ferner Zukunft.

Auch längst Dahingegangene werden vor des Geistes Blick lebendig,

„Daß fast das Auge sie zu sehen glaubt,
Das Ohr den leisen Schritt zu hören.
Mir
Erschien aus ferner Vorwelt eine Frau.
Zweitausend Jahre sind's, seit sie den Tag,
Des Licht nie Schöneres als sie bestrahlte,
Freiwillig tauschte mit der Schattenwelt.

Sappho läßt Roffhack so vor uns auftauchen in wundersam melodisch fließenden Versen:

Noch haucht ein leiser Odem ihres Geistes
Aus wenig Blättern, die der Winde Spiel
An unsre Ufer, die sie schützten, trieb;
Die andern warf der Sturm vom Inselland
Wild in Aegäums Brandungen hinein
Und tilgte so das Abbild eines Geistes,
Der zartgewebt, doch heftig, den Genuß
In Leid verkehrte und ein kurzes Leben
In Meereswogen mit hinunternahm.
Heut mit der Dämm'rung, die durch's Zimmer schlich
Und auf die Lettern meines Buchs sich legte
Und meinen Blick ins Leere schweifen ließ,
Kam sie zu mir . . .

Und die Lesbierin spricht zu ihm, erzählt ihm ihres Leides hochauffluthende kurze Geschichte, erzählt sie ihm in einer Sprache, die in ihrer edlen Schlichtheit und Kraft an jene sehnsüchtig schönen Grabstelen der Antike leise erinnert, die in marmorner Stummheit vor uns stehen und doch so viel erzählen wollen von hellenischem Menschengeschick, von entschwundenen Tagen.

So sprach das Schattenbild,
Und blasser ward vor meinem Blick und schmaler
Die liebliche Gestalt und schwand wie Rauch. —

Eine Verwünschung der Sappho hat Roffhack verdeutscht. Es ist ein kräftiger Fluch der Sängerin, ausgesprochen über Einen, der von Poesie nichts wissen will. Dafür soll es ihm böse ergehen. Ein Tag soll ihm sein wie der andere, ein langweiliger Werkeltag. Lang soll er leben, aber

mit beschränktem Sinne und sich in eitlen Sorgen quälen. Es klingt humoristisch und scheint doch wohl ernst gemeint zu sein von der zornigen Griechin. In der Form ist das Gedicht meisterhaft.

Auch dem Horaz hat der Dichter gelegentlich einmal Töne abgelauscht. Was er sagt, ist jedoch vollständig sein Eigen geworden. Es ist nicht übersetzt, sondern wiedergeboren in deutscher Sprache. In knappem, vielleicht viel durchprüftem Wortlaut stehen nun diese wohlgeformten Verse da und besitzen in ihrer klaren Schönheit die unverrückbare Festigkeit eines Erzgusses, dabei zugleich in ihrer lichten Anmuth den Zauber flüchtigster Vergänglichkeit.

Nun ist Zeit zum Kränzewinden!
Ringsum grünen Myrtenhecken,
Veilchen sich im Gras verstecken,
Rosen sind am Hag zu finden!

Lenzeswinde lieblich fächeln,
Aus dem Hain Schalmeien tönen.
Lächle Du, so lang die schönen
Augen Dir in Liebe lächeln.

Die Hauptstärke des Dichters dürfte indessen noch in anderen Fähigkeiten als den hier gerühmten zu finden sein. Was sich wirklich ungemein selten in der lyrischen Litteratur findet und was doch eigentlich unablässig erstrebt wird, der innige Zusammenhang zwischen Bild und Stimmung ohne hemmende Dazwischenkunft störender gedanklicher Elemente, ich glaube, Roffhack hat sich hier mit seinem feinen Sprachgefühl, mit dem wundersamen Schwung und der farbigen Frische in seinen Worten, als ein echter Lyriker erproben können. Es kommen viele Forderungen hier zusammen, die die Schwierigkeit der Aufgabe wechselseitig steigern. Man wünscht jeden trivial gewordenen Ausdruck gemieden zu sehen, und doch soll die Wendung nicht gekünstelt und gesucht erscheinen. Es gilt, über die Klippen der Metrik mit Geschicklichkeit hinwegzukommen und aus jedem Wort Gewinn für die beabsichtigte Wirkung zu schlagen, und das ohne allen Anschein verstimmender Absichlichkeit, zwanglos einfach.

„Sehnsucht“ nennt der Dichter ein kleines, solche Vorzüge, wie ich glaube, vereinigendes Lied.

Aus des Birnbaums grünem Haupte
Klingt der Staare sichres Schrei'n:
Denn sie hüllt der dichtbelaubte
Schützend in sein Dunkel ein.

Drüben ragen Berg und Hügel,
Halten mich im Thal zurück.
Doch die Phantasie hat Flügel:
Hinter Bergen wohnt mein Glück.

Aus dem Dunklen, aus dem Engen
Treibt es mächtig mich empor.
Und des Herzens Wünsche — sprengen
Möchten sie des Himmels Thor.

Wie seltsam hängt die erste Strophe nur dem Gefühl nach mit den letzten zusammen! Der Birnbaum, in dem die Staare schreien — was hat er mit meiner Sehnsucht zu schaffen? Und doch, die Sehnsucht, die emportreibt, ist sie nicht geheimnißvoll beeinflußt durch den großen grünen Birnbaum hier und die ragenden Berge und Hügel drüben?

Und zur Vervollständigung der freien, lieblichen Wirkung des Gedichtes trägt die liedartige Einfachheit bei.

* * *

In einer früheren Besprechung der Roffhack'schen Gedichte*) hatte ich mir erlaubt, den Leser auf zwei größere Gedichte aufmerksam zu machen, auf die herrliche „Ballade vom Reiter" und die tiefsinnig gehaltvolle Schlußdichtung „Der Vorhang". Die beiden Gedichte Roffhacks flößten mir diese Träumereien und Gedanken ein, sie werden einem Andern jene einflößen, ja denselben heute so und morgen anders anregen. Immer aber, glaube ich, werden neue Freuden aus ihnen zu gewinnen sein.

„Jung Anselms Fahrt nach dem Ideal" ist vielleicht die bedeutendste der längeren Roffhack'schen Dichtungen. Ein junger Bursche zieht in die weite Welt hinaus und will gern einen Weg zum Glück, zum Guten, zur Daseinsbefriedigung einschlagen. Viele Wege sieht er, aber er weiß nicht, welcher der rechte ist. Pilger ziehen gläubig auf allen Straßen. Keiner zweifelt daran, daß er das Ziel erreichen werde. Einem solchen Wandertrupp schließt sich Jung Anselm denn auch an, aber er ermüdet bald, und Zweifel steigen in ihm auf.

Da erscheint ihm eine holde Frau und verkündet ihm, daß er sich nicht an die betretenen Straßen halten solle, sondern ruhig dem Trieb des eigenen Herzens folgen, muthig und treu. Die Wanderung des jungen Anselm nimmt nunmehr einen ganz anderen Verlauf. Wir begleiten ihn auf gefährlichen Pfaden. Er überwindet alle Hindernisse und gelangt schließlich in ein wundersam seliges Gefilde. Von süßen Empfindungen überwältigt sinkt er nieder. Als er erwacht, erblickt er vor sich wiederum das edle Frauenbild, und er hört ihre Weisung, fortan des Wunderlieblichen stets eingedenk, getrost auf irgend einer der gebahnten Straßen zu wandeln.

„Den Leiden nicht blind und der Klage nicht taub,
In Sehnsucht gewendet zum Schönen."

Ich muß es mir versagen, das schöne Gedicht mit seinen einzelnen glücklichen Wendungen und Reizen hier wiederzugeben. Dürftig und trocken dürfte sich natürlich der karge Inhaltsbericht dem blühenden Kunstwerk gegenüber ausnehmen.

Aus allem Gesagten wird dem Leser vielleicht hervorgehen, daß es sich wirklich verlohnt, den Gedichten Albert Roffhacks die Aufmerksamkeit zuzuwenden, und daß es genußvoll ist, den lieben Eingebungen der Phantasie des Sängers wieder und wieder zu lauschen.

---

*) Nord und Süd, Oktober 1900.



# In ihren Armen.

Frei nach dem Italienischen des A. E. Butti bearbeitet.

Von

**Gräfin Martha Freddi.**

— Mailand. —



s war in Mailand, am Sonnabend vor dem Osterfest.

Auf den Uhren der Stadt hatte es soeben Zehn geschlagen, und nun hob die kleine Stutzuhr im Vorzimmer einer eleganten Junggesellenwohnung aus und ließ, schnell und helltönend, ebenfalls zehn Schläge erschallen.

Enrico, der Diener, lugte in das Schlafzimmer seines Herrn, ging vorsichtig in dem durch geschlossene grüne Jalousien verdunkelten Gemach bis zu einem schön geschnitzten, prachtvoll ausgestatteten Bett und rief erst leise, dann etwas lauter:

„Signore, Signore!“

Der Schlummernde, ein sehr hübscher, dunkler, etwa 30jähriger Mann, bewegte sich. Er öffnete, so gut er's in der Verschlafenheit fertig brachte, die Augen und schaute seinem Diener mit einem komischen Ausdruck verstörter Frage in's Gesicht.

„Signore, es ist zehn Uhr,“ meldete dieser.

„Zehn Uhr?“

Er rieb sich, wie ein kleiner Junge, mit dem Handrücken die Augen und dehnte und reckte sich.

„Mach' die Fenster auf,“ brachte er zwischen Schlafen und Wachen hervor.

Und die Jalousien flogen zurück; der köstliche goldene Sonnenschein eines Mailänder Apriltages fluthete in's Zimmer und jagte bei Paolo alle Schlafnebel, wie durch Zauber, in die Flucht.

Er hatte sich jetzt in seinem Bett aufgesetzt, und ein strahlendes Lächeln verklärte seine Züge.

Es war ja heute sein Hochzeitstag! — — Wieder schloß er die Augen, und bei den röthlichen Reflexen, die ihn umtanzten, fühlte er sich wie in Ekstase versetzt. „Heute . . . in ihren Armen! . . . O, wie schön war Fulvia, wie liebreizend und gut! . . . Und heute, heute noch sollte sie ganz sein eigen werden! Zum ersten Mal durfte er, als sein Liebesrecht, ihre so übertrieben scheue Zurückhaltung durchbrechen und sie an sich ziehen, ganz nahe an sich. —

Das Blut schien ihm bei diesem Gedanken in den Adern zu Feuer zu werden, und ein heißes Beben stieg ihm durch den ganzen Körper bis in's Hirn.

In einer Villa am schönen Comer See, die ihm mit seinem übrigen Reichthum vor Kurzem als Erbtheil zugefallen war, sollten sie die nächste Nacht verweilen. Vor seiner lebhaften Phantasie tauchte das wundervolle, üppige Weib auf — — entkleidet, mit dem langen, nachtschwarzen, seidenweichen, duftigen Haar, das gelöst um den herrlichen Leib floß . . .

Ein wollüstiger Schwindel ergriff ihn, und mit Gewalt mußte er seine Gedanken in die jetzige Stunde zurückrufen. . . .

Um diese Zeit mußte Gräfin Fulvia Ateni schon seine Hochzeitsgabe, eine sehr kostbare Perlenschnur, empfangen und seine, in das mattgoldene Schloß gravirte Widmung gelesen haben: „Ora e sempre“ — Jetzt und für immer. . . . .

Welch einen Sieg über Verhältnisse und Leben bedeutete für ihn der heutige Tag! Für ihn, Paolo Ermoli, der, als Kind armer Eltern geboren, unter Demüthigungen und Entbehrungen jeder Art aufgewachsen war! Er dachte zurück:

Sein Freund und Vetter, Diego Rebeschi, hatte ihm, nachdem er großherzig die Kosten seiner Schul- und Universitätsbildung getragen, in Mailand eine Stellung als Redaktionsbeamter am Progresso verschafft, hielt ihn aber oft und mit Vorliebe in seiner Nähe.

Als der sehr begüterte Mann dann erkrankte, schwer, lange, fast hoffnungslos, da nahm Paolo Urlaub und pflegte seinen Wohlthäter Tag und Nacht. — — Und in dieser Zeit zog sein Verwandter ihn in's Vertrauen; er lernte die Geliebte Diegos kennen: Fulvia, die von ihm selbst nun so heiß begehrte Gräfin. . . .

Und dann — als er einst, auf Geheiß des Vetters, ein wichtiges Geschäftspapier im feuerfesten Schrank suchen sollte, entfaltete er irrthümlich ein anderes Dokument und erfuhr auf diese Weise, daß er, der blutarme Journalist, zum Universalerben eingesetzt war.

Aber der Patient gesundete; er erstand aus seiner langen Krankheit zu neuem Leben und drang nun darauf, daß Paolo ihn auf einer Erholungsreise durch ganz Italien begleiten sollte . . .

Ein tiefernster Schatten legte sich plötzlich über des jungen Mannes eben noch so glückstrahlende Züge. Unsäglich marternde Erinnerungen mußten in ihm aufgestiegen sein. Aber seine Niedergeschlagenheit währte nur kurze Augenblicke; energisch raffte er sich auf:

„Nein, nein, nicht rühren an dem, was nicht mehr zu ändern ist! Wer eine Schlacht gewann, darf nicht um die Gefallenen klagen. Das Geschick hatte ihn begünstigt, ihn. Der Andere war unterlegen. Heute noch wurde Fulvia Ateni sein Weib, und in ihren Armen würde jede quälende Erinnerung unmöglich sein! . . .

Während Paolo sich ankleidete, was er mit der äußersten Sorgfalt that, legte er sich in Gedanken seinen heutigen Tageslauf zurecht.

Nach dem Gabelfrühstück, das er mit unverheiratheten Bekannten im Restaurant Cova einzunehmen pflegte, wollte er baldmöglichst zu seiner Verlobten eilen. Heute endlich würde sie, so hoffte er, die unerklärliche Scheu ihm gegenüber fallen lassen. Seit sechs Monaten war er mit ihr versprochen, und noch kein einziges Mal hatte er ihre Lippen, ja, nicht einmal ihre Stirn berühren dürfen. Es war, sobald er sich ihr mit zärtlichem Verlangen näherte, als fiele eine unsichtbare und doch grausam trennende Wand zwischen ihnen nieder; er las in ihren Augen einen Ausdruck, der jede Vertraulichkeit unmöglich machte.

Wie oft hatte er sich mit dem Zweifel gequält: Liebt sie mich wirklich? — oder liebt sie mich und ahnt doch — das Schreckliche? schaudert deshalb vor mir zurück?

Aber nein, nein, es kann ja nicht sein; nie ist's meinen Lippen entflohen, Niemand hat es mitangesehen. Fort mit den marterrollen Gedanken!

Paolo war jetzt fertig angekleidet und zum Ausfahren bereit. Enrico brachte ihm den Hut, empfing seine Befehle, und gleich darauf bestieg der junge Mann seine elegante Victoria und fuhr durch die Via Monte Napoleone, eine verhältnißmäßig schmale, aber außerodentlich belebte Mailänder Straße, seinem Restaurant zu.

Sinnenden Blickes schaute er auf die Menge der Fußgänger, die sich auf dem engen Trottoir drängte und schob. Bis vor Kurzem hatte auch er seine Wege so zurücklegen müssen und dabei mit gemischten Gefühlen und oft sarkastisch lächelnd auf die Insassen der vorüberrollenden Wagen geschaut, in denen er manchen Emporkömmling erkannte.

Ob ihm wohl Jemand den Parvenü anmerkte? Unwillkürlich fühlte er sich das Blut in's Gesicht steigen bei diesem fatalen Gedanken.

Dort, zur Linken der Straße, ging Carlo Minola, sein ehemaliger Redaktionskollege. Er trug eine Mappe unter dem Arm und begab sich jedenfalls soeben in das Bureau des Progresso. Wie oft hatten die beiden Freunde unter heiterem Plaudern diesen Weg gemeinsam zurückgelegt! Paolo, der ihn sofort bemerkte, bog sich fast aus dem Wagen, um ihn zu grüßen; aber ob Minola nun zerstreut war oder anderweitige Gründe ihn abhielten,

genug, er erwiderte sein freundliches Winken nicht, und doch hätte Paolo darauf schwören mögen, daß er von dem Journalisten bemerkt worden war.

Er zuckte im Weiterfahren die Achseln:

„Armer Mensch," sagte er halblaut vor sich hin und begann dann eine Melodie vor sich hinzusummen.

Es war eine nicht zu leugnende Thatsache: Bei allem scheinbaren Glück und Wohlleben begegneten ihm doch auf Schritt und Tritt ärgerliche Zufälligkeiten; Zufälligkeiten, die ihn unbeschreiblich verstimmten und die er mit Geld nicht forträumen konnte, da sie innerlicher Natur waren.

„Ach, all dies ist ja elende Nebensache," tröstete er sich. „Heute noch wird Fulvia mein, und vor diesem Glücksgefühl muß jeder Mißklang in meinem Dasein verstummen."

Vor dem Restaurant Cova verließ Paolo den Wagen, befahl seinem Kutscher, ihn nach einer Stunde wieder abzuholen, und wurde bei seinem Eintritt in den Speisesaal von zwei jungen Leuten mit Ostentation in Empfang genommen:

„Ecce agnellus domini!" rief Filippo Serbelli; „Freund Paolo opfert sich selbst zum heiligen Osterfest!"

Der andere Tischgenosse, Marchese Albenza, der Abkomme eines alten lombardischen Adelsgeschlechts und als äußerst sachkundiger Sportsman bei den Rennen bekannt, war schweigsamer, strich sich mit leicht ironischem Lächeln den dichten, seidenweichen Schnurrbart und begann erst zu sprechen, als man schon bei Tische saß.

„Von heute an wird also die schöne Contessa für ihre Bewunderer definitiv verloren sein," schnarrte er.

„Wenn man eine Dame, die sich verheirathet, verloren nennen kann?" . . . replicirte Ermoli.

„In diesem Fall würde die Contessa demnach zum zweiten Mal verloren gehen," bemerkte Serbelli, „und dies wäre, im Sinne des Wortes genommen, ja ein Unding."

Paolo, der gerade im Begriff stand, seine Gabel in rosiges Roastbeef zu versenken, begann nun in frivoler Art über seinen heutigen bedeutungsvollen Schritt zu witzeln. Er schien, sobald er mit diesen Modenarren und Jüngern des Libertinismus zusammen war, ein gänzlich veränderter Mensch. Wohl in der Befürchtung, kleinbürgerlich zu erscheinen, schoß er über sein Ziel hinaus, und man hätte ihm Ernst und Verständniß absprechen können, nach dem leichtfertigen Gehaben, das er hier zur Schau trug. —

Der Marchese begnügte sich, hierzu, vielleicht etwas von oben herab, zu lächeln. Er strich immer wieder an seinem Schnurrbart herum und sah Paolo bei seinen viel zu gewagten Bemerkungen bisweilen mit einem eigenthümlichen Seitenblick an. Doch dies stachelte und reizte den jungen Mann erst recht und brachte ihn völlig aus seiner einfachen Natürlichkeit und in eine verfehlte Manier hinein.

Jetzt neigte er sich vertraulich zu Filippo Serbelli hinüber:

„Die Contessa ist ja ein deliciöses Weib," sagte er halblaut und affektirt, „aber natürlich kann dies nicht ausschließen, daß man später . . ."

Er vollendete seinen Satz so leise, daß nur der Freund ihn verstehen konnte.

Filippo lachte unangenehm rückhaltlos.

„Weißt Du," fragte er, „daß man Wittwen mit bereits aufgeschnittenen Büchern vergleicht?"

„Also mit solchen, die man ohne lästige Schererei und deshalb am liebsten zur Lektüre wählt," gab Ermoli zurück."

„Weshalb denn?" warf der Marchese hin.

„Weil ich meine, daß Bücher aufzuschneiden nur Besuchern alter Leihbibliotheken mit abgenutzten Schmökern ein imaginäres Vergnügen bereiten kann; oder ganz grünen Jünglingen, die den Reiz eines Buches hauptsächlich in seiner kompletten Neuheit finden. Bist Du nicht auch dieser Meinung, Filippo?"

„Hm, bis auf einen gewissen Punkt," meinte dieser.

„Du machst Reserven?"

„Weißt Du, lieber Junge, es giebt neue Bücher, die man gern theuer, sogar sehr theuer bezahlen möchte."

„Bravo, erkläre Dich näher über den Punkt. Warum und weshalb also?"

„Nun, natürlich um sie aufschneiden zu dürfen!" polterte Serbelli heraus.

„Weit gefehlt; um sie lesen zu können!" rief Ermoli.

Serbelli lachte und mußte dies zugeben.

Der Marchese wandte sich gelangweilt und nervös ab, trommelte mit seinen weißen Fingern auf den Tisch und blickte, ohne jede äußere Veranlassung, die Straße hinab.

„Und da nun also der Zweck eine möglichst amüsante Lektüre ist," schloß Paolo, den das kühle, oppositionelle Benehmen des Edelmanns sichtlich reizte, „scheint's mir bei Weitem vorzuziehen, daß die Bücher schon vorher aufgeschnitten wurden. Habe ich recht?" —

Der Marchese Albenza erhob sich, grüßte mit übertriebener Förmlichkeit Serbelli; dann, leicht und aristokratisch den Kopf neigend, Paolo, und durchschritt das Restaurant mit dem langsamen, wiegenden Gang, den Italiener gern annehmen, wenn sie sich bewußt sind, daß man ihnen nachsieht.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, konnte Ermoli, der vor Verdruß roth geworden war, sich nicht länger beherrschen.

„Ich begreife nicht," rief er, „wie Du so oft und lange mit diesem Idioten zusammen sein magst! Außer seinen kostbaren Vierfüßlern hält er kein lebendes Wesen der Beachtung würdig."

Der Andere vermied es, Paolo anzusehen, machte ein verschlossenes

Gesicht und schien großes Interesse an einigen Brodkrümchen zu haben, die er auf dem Tischtuch zerdrückte:

„Na, weißt Du, er ist nicht so schlimm; sonst ein guter Kerl!" worauf eine Pause entstand.

„Auf welche Zeit ist die Ceremonie festgesetzt?" fragte er dann in verändertem Ton.

„Um sieben Uhr Abends."

„Abends? Du gedenkst also mit Illumination Deinen solennen Einzug in den Ehestand zu halten."

„Dies ist natürlich nicht der Grund . . . aber weißt Du, ich denke es mir so unsäglich albern, mit einer Menge anderer Paare Queue zu bilden, um die gesetzliche Berechtigung für Liebe und Ehe zu erlangen. — — Und außerdem möchten wir auch möglichst Publikum vermeiden."

„Freunde dürfen sich also nicht sehen lassen?"

„Das kommt denn doch sehr darauf an, wer diese Freunde sind? Du z. B. wirst hiermit schönstens um Deine Gegenwart gebeten."

„Besten Dank; werde Deiner liebenswürdigen Einladung jedenfalls nachkommen."

In diesem Augenblick bemerkte Paolo seinen Kutscher vor der Thür. Er bot Serbelli an, ihn in seinem Wagen nach Hause zu begleiten, was dieser auch sogleich annahm, und nachdem er den Freund vor seiner Wohnung verlassen, befand sich der glückliche Bräutigam auf dem Wege zum Palazzo Ateni, dem Ziel seiner Wünsche und seiner Sehnsucht.

Er hatte die Empfindung, als wenn alle schweren Gedanken ihn verließen und Alles um ihn her sich verkläre und verschöne bei dem Gedanken an sie — an Fulvia Ateni.

* * *

Der Wagen hielt in der hohen Einfahrt, wo der in dunkle Livree gekleidete Portier, das Haupt entblößt und in strammer Haltung, Ermoli begrüßte. Dieser stieg eilig aus, durchmaß mit schnellen Schritten die Säulenhalle und nahm die beiden kurzen Treppen bis zur Wohnung der Gräfin fast im Sturmschritt.

Ein Diener öffnete ihm und führte ihn stumm in einen kleinen Salon, der, mit Ebenholz und Perlmutter reich ausgestattet und in blaßgrünem, sanftglänzendem Seidendamast möblirt, Fulvia gewöhnlich zum Lesezimmer diente. —

Paolo ließ sich in einem jener allerliebsten Doppelsessel nieder, die expreß für liebende Paare erdacht zu sein scheinen. Das Herz klopfte ihm stürmisch. In seiner Ungeduld griff er nach dem ersten besten Buch, das in Reichweite von ihm auf einem Tischchen lag. Aber kaum hatten seine Augen den Titel erfaßt, als er den Band, erbleichend und mit einem

Fluch wieder niederwarf. „Le crime et le châtiment" von Feodor Dostojewskij hatte er gelesen. —

Es überschlich ihn das Gefühl, als wenn überall Dämonen ihn umlauerten, die ihm hohnlachend den unheilvollen Knotenpunkt seines Lebens in's Gedächtniß zurückriefen; den fatalen Punkt, wo Liebe und pekuniäres Interesse mit Dankbarkeit und Gewissen in erbitterten, schweren Kampf gerathen und unterlegen waren. Mit schnellem, grausamem Entschluß hatte er den Konflikt gelöst — freilich auf Kosten seiner Ruhe, seines Seelenfriedens! . . .

Das Rauschen von seidenen Frauenkleidern und leichte Tritte im Nebenzimmer rissen ihn aus seiner Betrachtung, und im nächsten Augenblick wurde die schimmernde blaßgrüne Portiere in die Höhe gehoben, und in der Thüröffnung stand, wie ein Bild, Fulvia.

Paolo glaubte sie noch nie so schön gesehen zu haben:

Blauschwarzer genueser Sammet floß um die schlanke, etwas zur Fülle neigende Gestalt nieder; und außer ihrem sonst einzigen Schmuckstück, einer kostbaren Agraffe, die, etwas unterhalb der Büste angebracht, bei jedem Athemzuge flimmernde Strahlen aussandte, trug sie heute nur noch seine Perlenschnur. Ihre Toilette schien besonders gewählt zu sein, um das Hochzeitsgeschenk in seiner vollen Schöne zu zeigen.

Fulvia sah ihren Verlobten groß und liebevoll an. Eine Welt von Verheißung lag heute in ihrem Blick, in ihrem Lächeln! —

Paolo war aufgesprungen und ihr entgegengestürzt; aber ehe er seiner leidenschaftlichen Bewunderung noch hatte Ausdruck geben können, überfiel es ihn wie eine Schwäche, ein Uebermaß der Erregung, und er lag auf den Knieen vor ihr und umschlang sie mit beiden Armen, als müsse er fürchten, sie sich wieder entschwinden zu sehen.

Fulvia ließ die Portiere hinter sich niederfallen und neigte sich herab, um mit beiden Händen seinen Kopf zu umfangen und zu liebkosen. Sie zog ihn förmlich mit ihren Blicken wieder zu sich empor.

„Meine Fulvia!" flüsterte er, während er nun neben ihr stand.

„Wie lange schon wartete ich auf Dich, Paolo!"

Er legte leicht einen Arm um sie und führte die junge Frau zu einem kleinen Ruhesopha, das schräge vor eine mit blühenden Pflanzen ausgefüllte Zimmerecke geschoben war.

Sie ließen sich darauf nieder, und er nahm ihre Hände:

„Heute also, endlich — endlich!" sagte er mit leiser, ausdrucksvoller Stimme. Und so glühend und von starker, sinnlicher Liebe strahlend ruhte sein Blick auf ihr, daß sie die Augen senken mußte und ihre Stimme zitterte, als sie jetzt sprach:

„Du liebst mich sehr, sehr — nicht wahr, Paolo?"

Als Antwort suchte er sie an sich zu ziehen, und bei dieser Bewegung mußte ihr Sopha mit dem Blumenständer in Berührung gekommen sein,

denn ein sanfter, holder Regen von rosigen Blumenblättern fiel plötzlich auf sie Beide hernieder und blieb weich und duftig auf dem schwarzen Sammet von Fulvias Kleid und auf ihrem vollen, dunklen Haar liegen.

Beide schauten einander lächelnd an.

„Auch die Blumen nicken bejahend auf Deine Frage und wollen unsern Bund segnen,“ sagte er bewegt.

„Du weißt,“ fuhr sie nach kurzem Zögern fort, daß meine erste Ehe kaum diese Bezeichnung verdiente und daß es der höchste Wunsch meines Lebens war, eine Verbindung aus wirklicher, tiefer Neigung eingehen zu dürfen . . .“

Wieder sah sie ihm voll und fragend in die Augen.

„Wer könnte Dich mehr lieben als ich!“ flüsterte er, vor Seligkeit wie im halben Traum; „o Niemand, Niemand!“

„Du weißt, Paolo, daß ich nicht von unserer Verbindung spreche, wie sie heute legalisirt werden soll — o, welch kalter, unerträglicher Ausdruck! — sondern von einer Ehe unserer Herzen, einer tief innerlichen Vereinigung, in der ich von Deinem, Du von meinem Leben mitlebst und kein Geheimniß, kein geistiger Hinterhalt irgend welcher Art, unsichtbar uns trennt. . . . Ich möchte Dir mit meinem heutigen „Ja“ und indem ich Dir in Dein Haus folge, auch mein ganzes vergangenes und zukünftiges Leben darbringen und Dich bitten: Habe auch Du keine Geheimnisse vor Deiner Fulvia. — — Ich wollte Dich heute, in dieser Stunde fragen, ob Du das willst und kannst . . .“

Paolo fühlte eine so starke Reaktion, daß er fast etwas wie einen körperlichen Schmerz empfand.

„Sie weiß Alles!“ war sein erster Gedanke. Dann, als er sich einigermaßen gefaßt hatte, sagte er:

„Ich würde Dich oft traurig machen, meine Fulvia, denn ich werde von schweren Erinnerungen und trüben Stimmungen heimgesucht.“

Sie sah ihn eigenthümlich forschend, traurig an:

Darf ich Dich wenigstens etwas fragen, mit der vollen Sicherheit, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu erfahren? Schon so oft schwebte mir diese Bitte auf den Lippen; aber einestheils fürchtete ich, Dich zu verletzen, andererseits war ich noch nicht so vertraut mit Dir, daß ich diese Worte wagen mochte. Heute darf ich sie aussprechen, denn wie ich selbst mich Dir darbringe als liebendes Weib, (sie legte beide Arme um seine Schultern und flüsterte nun kaum vernehmlich) so möchte ich Dir auch meine Seele hingeben und die Deine mein Eigen wissen. Ich will, daß, wenn ich Dein werde, keine Schranke zwischen uns steht — keine! Alles muß geebnet und klar sein zwischen uns . . .“

Die Worte, wenn ich Dein sein werde,“ der Athem der so heiß begehrten Frau zum ersten Mal in seiner nächsten Nähe, die erste, berauschende Liebkosung von ihr, dies Alles brachte Paolo wie in paradiesische Verzückung.

Schon während Fulvia gesprochen, hatte er kaum mehr auf den Sinn ihrer Worte achten können. Ihre süße, gedämpfte Stimme, die weichen, üppigen Arme und ihre ihm so nahe, in der Erregung hochathmende volle Brust versetzten ihn in einen Zustand, der jeden Gedanken, jede Ueberlegung nun gar, ausschloß.

Er konnte nur noch mit vor Leidenschaft halb geschlossenen Augen stammeln: „Alles, Alles, Fulvia mia, was Du von mir willst," und hatte sie schon, ohne zu wissen, was er that, an sich gerissen und ihr Antlitz mit heißen, stürmischen, verzehrenden Küssen bedeckt. Er hielt seine Arme um ihren Leib geschlungen und gerieth in immer höheres Entzücken, in eine förmliche Raserei durch die Wahrnehmung ihrer wundervollen Formen. „Alles, was Du willst," flüsterte er wieder und wieder, aber er wußte nicht mehr, was er sagte; es flimmerte ihm vor den Augen, ihm schwindelte, er fühlte sich wie berauscht. . . .

„Nein, nein, Paolo, was thust Du! . . . Das geht ja nicht . . . jetzt noch nicht!" rief sie mühsam unter seinen Küssen, „laß mich, laß mich! . . ."

Zuerst scherzend, dann wirklich aufgebracht, suchte sie sich von ihm loszumachen.

Aber er schien sie nicht zu hören, und während er mit bebenden Händen ihr reizendes Haupt umfaßte, zog er, in wollüstiger Ekstase, ihre jetzt heißrothe Wange zwischen seine lechzenden Lippen, seine Zähne.

Mit einer schnellen Bewegung ihres kräftigen, geschmeidigen Körpers machte sie sich von ihm frei und erhob sich, richtete noch einen langen, weichen Blick auf ihn, der wie trunken an die Lehne zurückgesunken lag, und eilte dann aus dem Gemach durch dieselbe Thür, durch welche sie vorher eingetreten war.

Als Paolo die Thür in's Schloß fallen hörte, öffnete er die Augen und erschauerte; er wurde sich plötzlich bewußt, daß er allein war, und er hatte das Gefühl, als ob starre Kälte sich auf ihn niedersenkte. Ohne Ueberlegung stürzte er Fulvia nach, um sie einzuholen, riß die Portiere zur Seite, ergriff den Drücker der Thür, fand diese aber verschlossen.

„Fulvia, bitte, mach' auf!" rief er.

Keine Antwort erfolgte.

„O Fulvia, Du Böse, mach' auf, mach' auf!"

Er rüttelte an der Thür, ließ sie aber plötzlich, wie ein ertappter Schulknabe, fahren. Im Nebensaal erklangen Männerschritte, und als er sich umwandte, bemerkte er auf der Schwelle denselben Diener, der ihn vorher eingeführt hatte.

Es schien ihm, daß ein spöttisches, halb unterdrücktes Lächeln hinter den steifen, feierlichen Geberden des Lakaien verborgen lag.

„Was willst Du?" herrschte er ihn an.

„Die Frau Gräfin Ateni lassen den gnädigen Herrn bitten, gefälligst

heute Abend schon etwas früher als zu der festgesetzten Stunde hier eintreffen zu wollen. Etwa um sechs Uhr, oder doch jedenfalls vor halb sieben."

„Es ist gut."

Er schritt dem automatenhaften Menschen voran durch die Flucht der Säle, deren einsame Pracht höhnisch auf ihn herabzulächeln schien.

Im letzten Raum nahm er Hut und Stöckchen von dem Stuhle auf, wo er Beides bei seinem Eintritt niedergelegt hatte, und stieg dann die breite, teppichbelegte Treppe hinab.

Von seinem Aufenthalt und dem Zusammensein mit Fulvia waren ihm nur der ominöse Titel des Buches und eins ihrer Worte im Gedächtniß geblieben, und Eins wie das Andere wuchs nun riesengroß in seine heimlich geängstigte, wunde Seele hinein: „Nicht wahr, jetzt wirst Du kein Geheimniß mehr vor mir haben?" hatte sie gesagt. — — —

* * *

Während Paolo Ermoli den Corso Torino entlang und über den Domplatz wieder heimwärts fuhr, ließ er die beiden Jahre, in denen er Fulvia nun kannte, an seinem Geist vorüberziehen.

Er hatte sie zum ersten Mal auf einem Ballfest, am Arm seines Vetters, gesehen, und ihre Schönheit wirkte damals konsternirend, bezaubernd auf ihn.

Seit jener Nacht bis zu dieser Stunde war der bewegende Gedanke seines Hirns und seines Herzens *sie* gewesen, immer nur sie.

Wie viel hatte er in der ersten Zeit durch seine verzehrende, quälende Eifersucht, die in stetem Kampfe lag mit seiner Dankbarkeit und verwandtschaftlichen Zuneigung für Diego, gelitten!

Und als dann gar die Verbindung des Vetters mit ihr in nahe Aussicht rückte, welche todestraurige Hoffnungslosigkeit war da über ihn gekommen, wie elend hatte er die Nächte in Schmerzen, und selbst in verzweiflungsvollen Thränen, durchkämpft!

Wer ihm damals gesagt hätte, daß heute . . . Ja, es war holde Wirklichkeit und kein märchenhaft schöner Traum . . . binnen wenigen Stunden sollte dies göttlich schöne, liebenswerthe, vornehme Weib sein eigen sein, er würde sie an seiner Brust halten, ihre herrlichen Arme um sich geschlungen fühlen . . .

Aber statt, an diesem Kulminationspunkt seiner Gedankenbahn angelangt, Freude und Jubel zu empfinden, legte er plötzlich die Hand über seine Augen, und ein schwerer, schmerzlicher Seufzer entrang sich seinen Lippen.

„Dann wirst Du kein Geheimniß mehr vor mir haben?" hatte sie ihn gefragt.

Ob sie etwas von der schrecklichen Wahrheit ahnte? Anderes als eine unbestimmte Muthmaßung konnte es ja in keinem Fall sein. Es lebte kein Wesen auf dieser Erde, das Kenntniß hatte von den Einzelheiten des Unglücks, keines! Nur er, nur Paolo Ermoli, trug das Geheimniß wie eine Kette am Herzen, mit sich herum.

Und zum so und so vielten Male wiederholte er sich das Wort, das ihm nach seines Vetters Tode der einzige Trost geworden war und ihn vor dem Wahnsinn bewahrt und von der Selbstüberlieferung an die Gerichte zurückgehalten hatte:

„Ein Vergehen, das Niemand kennt und Niemand beweisen kann, existirt nicht vor dem Gesetz; es sinkt in nichts zurück.“ —

Doch trotz dieser energischen These konnte Paolo nicht verhindern, daß ein beunruhigender, schattenhafter Rückstand in seiner Seele zurückblieb, und selbst der sonnige Gedanke an sein so nahe bevorstehendes Liebesglück konnte diese düsteren Nebel nicht zerstreuen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Paolo hatte einige Stunden in seinem Junggesellenheim zugebracht, noch einige Anordnungen für seine Reise getroffen und seinen morgendlichen Straßenanzug mit einem feinen und eleganten Reisekostüm vertauscht.

Genau um fünf Uhr begab er sich abermals zum Restaurant Cova, ließ sich, der frühen Speisestunde wegen, an einem Tischchen apart serviren und blickte bei jedem Oeffnen der Straßenthür gespannt auf, da er seinen Trauzeugen hier erwartete.

Zu dieser Zeit war das Restaurant fast leer. Einige ältere Herren tranken nur ihr appetitreizendes Gläschen Wermuthwein und schwatzten dabei über die neuesten Klatschneuigkeiten der Stadt; wenige Kellner versahen den Dienst; es war die stille Stunde des Restaurants.

Schon gab Paolo Ermoli sichtbare Zeichen der Ungeduld, da trat aus der mit dem Speisesaal verbundenen Konditorei ein älterer, imponirender Herr in würdevoller, dunkler Kleidung, und in den Augen des jungen Mannes leuchtete es auf; er erhob sich schnell und respektvoll.

Der alte Herr näherte sich Ermolis Tischchen, und dieser beeilte sich, einen Stuhl für ihn zurechtzuschieben, lud ihn zum Platznehmen ein und bemerkte bescheiden:

„Ich erwartete Sie, Herr Advokat.“

Aber der Advokat Maddaloni lehnte dankend den Stuhl ab und sagte nur kurz:

„Das will ich schon glauben. — Also um sieben Uhr?“

„Um genau sieben Uhr.“

„Gut, ich werde mich zur bestimmten Stunde auf dem Standesamt einfinden.“

„Oh“ — Paolo wurde sehr roth — „Sie kommen doch jetzt mit mir? Die Gräfin, meine Braut, erwartet Sie mit aller Bestimmtheit . . .“

„Bedaure; bin leider verhindert.“ Das Wort „leider“ klang fast ironisch, mit solcher Gleichgiltigkeit wurde es ausgesprochen. „Habe eine wichtige Unterredung, die auf sechs Uhr festgesetzt ist. Wir sehen uns also auf dem Standesamt.“

„Gut — auf Wiedersehen denn.“

Der alte Herr machte nur eben eine grüßende Kopfbewegung und verließ das Restaurant.

Paolo hatte sich, anscheinend ruhig, wieder gesetzt, aber in seinen Zügen las man Verdruß und Enttäuschung.

„Er hat mir die Bitte nicht gut abschlagen können,“ dachte er, „sonst hätte er's wohl gethan . . .“

Für einige Augenblicke starrte er mit unnatürlich glänzendem Blick, eine bittere Falte um den Mund, vor sich hin; dann zahlte er seine Rechnung, ließ sich von der nahen Piazza della Scala eine Droschke holen und fuhr nach dem Palazzo Ateni.

Fulvias Begrüßung war sehr lebhaft und herzlich.

Sobald sie seine Stimme und seinen Schritt im Vorzimmer vernahm, eilte sie ihm lächelnd bis auf die Schwelle ihres Empfangssalons entgegen, nahm ihn an beiden Händen und führte ihn zum Sopha, wo eine nicht mehr ganz junge, aber hochelegante Dame thronte.

„Marchesa Giovanna,“ sagte Paolo mit konventionellem Gruß, während sie ihm die Hand reichte.

„Von heute an ‚Kousine Giovanna‘, bitte.“

Der junge Mann antwortete mit einer dankenden Phrase und wandte sich dann an Fulvia:

„Und der Herzog?“

„Der Herzog? . . . ja, weißt Du, der erscheint principiell erst immer nach der festgesetzten Stunde; jetzt kann er aber nicht mehr lange ausbleiben.“

„Hübsches System das!“ bemerkte Ermoli.

„Es ist eben *sein* System, weißt Du, und so müssen wir's schon respektiren,“ meinte Fulvia gelassen liebenswürdig. —

Sie sah heute liebreizend aus. Aus ihrem schönen, bleichen Gesicht blickten die herrlichen dunklen Augen noch weicher, noch glänzender als sonst, als habe sie Thränen vergossen. Auch *sie* trug schon einen gewählten Reiseanzug in nußfarbener Seide. Das gleichfarbige, gestickte Mäntelchen und ein wahres Wunderwerk von einem Hütchen, mit rosa Blüthen geschmückt, lagen zur Hand.

„Wolltest Du denn nicht Deinen Zeugen, den Advokaten Maddaloni, mit hierherbringen?“ fragte Fulvia.

„Er wird direkt zum Standesamt kommen.“

In diesem Augenblick hörte man die Hausglocke gehen, und gleich darauf trat der Herzog von Alavo ein.

Natürlich drehte sich die nun folgende Unterhaltung um Dinge, die Jedem bekannt waren, und da Paolo diese Art von Konversation sowie die zu erwartende Ceremonie ein Greuel waren, zog er sich in eine Fensternische zurück, setzte sich neben ein Tischchen und schlug zerstreut ein Album auf, das ihm zur Hand lag. Aber erschrocken fuhr er gleich darauf zusammen, denn gerade die Seite, die sich ihm darbot, zeigte das Bild seines Opfers, Diego Rebeschi.

In wahrhaft unheimlicher Weise ähnelte es dem Verunglückten, wie er ihn zum letzten Mal gesehen hatte, und der blaßgraue Ton der Photographie trug noch dazu bei, ihm die besonderen Todesumstände des Vetters kraß und schrecklich in's Gedächtniß zurückzurufen.

Wie um einen Halt des Trostes zu suchen, schweifte sein Blick hinüber zu seiner Braut — ehemals die Braut Diegos — und es überkam ihn die Empfindung, als müsse er auf einen Leichnam treten, um bei seinem Glück anzulangen.

Ja, da stand Diego vor ihm wie lebendig und schaute ihn mit seinen ernsten, fast schwermüthigen Augen fest und forschend an.

Ein Schauergefühl durchrieselte ihn . . .

Eine Vision, die ihn oftmals aus dem Schlummer geweckt hatte, seine arme verstorbene Mutter, stand wieder vor ihm. Er hatte ihr einst, als ganz junger Bursche, Geld aus ihrer Kommode genommen, um ein Frauenzimmer damit zu bezahlen, und nun sah sie ihn, genau wie damals, mit Schmerz und Vorwurf im Blick an und sagte:

„O Paolo, Paolo, wie konntest Du das thun!"

Er glaubte wieder ihr verhärmtes Gesicht, ihre zerstochenen Finger vor sich zu sehen, so genau stand jene Scene vor seinen Augen. Die alte Frau hatte für fremde Leute um kargen Lohn gearbeitet. — — —

Wo war denn aber die strafbare That, die er diesmal begangen? Eine That konnte man's überhaupt nicht nennen. Er hatte nur dem Unglück seinen Gang gelassen. Wer wollte ihn denn dazu zwingen, daß er zur Rettung seines Vetters das eigene Leben einsetzte! Niemand konnte ihn anklagen, Niemand! Das Schicksal hatte ihm in die Hände gearbeitet; ein Augenblick war genügend gewesen, den Mann bei Seite zu räumen, der seinem Liebes- und Lebensglück im Wege stand.

Mit kaum glaublicher Unvorsichtigkeit hatte Diego sich auf dem einsamen Hügel bei Mirano dem äußersten Rande des kleinen Vulkans genähert; das Geröll und der dunkle Brei unter ihm wichen, er kam in's Schwanken, schrie auf und fuchtelte, nach Rettung suchend, mit den Armen in der Luft herum . . .

Und Paolo hatte unbeweglich dagestanden und keinen Finger zu seiner Rettung bewegt. Er hatte ihn sich der Gefahr nahen, dann stürzen und im Schlamm versinken sehen . . .

Noch jetzt gellten ihm Diegos verzweifelte Hilferufe, sein Todesgeschrei,

im Ohr. Nach dem Sturz des Unglücklichen war eine schmutzig dunkle Statue zwei Mal hintereinander auf die Oberfläche gekommen und hatte sich dann wieder gesenkt. Paolo sah in schaudernder Erinnerung noch die morastige Hand vor sich, die in Todesangst nach dem Rande des Kraters griff, während der andere Arm sich flehend nach ihm ausstreckte.

Das Erdreich war unter der tastenden Hand gewichen, fortgeglitten, zerbröckelt, der Arm hatte keine rettende Stütze gefunden . . . und dann . . . war es bald vorbei gewesen. — — —

Wie deutlich der Schauplatz dieser über alle Beschreibung grausigen Scene gerade jetzt vor ihm stand!

Ringsum die Emilianischen Hügel, die spärliche Vegetation, die Vögel, die hier und da kreischend aufflogen, erschreckt von dem entsetzlichen Todesgeschrei des Mannes, der dort im dunklen Morast hilflos, rettungslos, umkam . . . Paolo klappte das Album zu und legte, bleich und die Augen schließend, seinen Kopf an die Lehne des Sessels zurück . . .

„O, Paolo, was hast Du? Du fühlst Dich nicht wohl!“ fragte liebevoll Fulvia, die zu ihm herangetreten war und jetzt ihre weiche warme Hand auf seine eisigen Finger legte.

„Danke, Liebste, es ist nichts von Bedeutung,“ und als sie ihn dann besorgt anblickte:

„Man ist doch ernst in solcher Stunde, — auch bei allem Glück!“ —

Er küßte ihre Hand. Das furchtbare Bild, die schrecklichen Erinnerungen traten zurück. Fulvia hatte wieder den gewohnten, beglückenden Zauber auf ihn ausgeübt.

Jetzt lächelte sie ihm nochmals sonnig zu und begab sich zu ihren Gästen zurück.

Paolo raffte sich auf: In ihren Armen mußte alle Beängstigung, alle Unruhe weichen, mußten alle Schatten schwinden. Ein wohliges Gefühl des Geborgenseins und unendlichen Glückes überkam ihn.

„Es wird Zeit, Kinder; wir müssen uns auf den Weg machen,“ rief nun der Herzog in seiner jovialen Weise.

Die Marchesa d'Argenti sah nach einem winzigen, mit Brillanten besetzten Uehrchen, das sie an einem Armband an der linken Hand trug: Es fehlten zehn Minuten an sieben Uhr.

Fulvia zuckte vor der Schwere des Moments unwillkürlich zusammen. Ein Seufzer hob ihre Brust. Diese Stunde, von ihr oft ersehnt, kam nun doch, in gewisser Hinsicht, für sie zu früh: Es war ihr nicht gelungen, die Aussprache mit Paolo herbeizuführen, die ihre Seele befreien sollte. — —

Ermoli erhob sich. Er half der Marchesa das überreich mit Flimmer gestickte Mäntelchen umlegen, und die kleine Gesellschaft begab sich zu den Wagen. Fulvia fuhr mit dem Herzog, die Marchesa mit Paolo. —

In der Halle des Stadtpalastes kamen ihnen bereits Maddaloni und Serbelli entgegen. Einiges Straßenpublikum lugte vergebens nach der

„Braut im weißen Kleide mit Orangenblüthen" aus, und schon erschien der Beamte, um zu melden, daß der Assessor die Herrschaften im Amtssaal erwarte. —

Nach etwa zehn Minuten war die überaus trockne, langweilige Ceremonie abgethan, und nach den üblichen Glückwünschen nahm man von einander Abschied, da Paolo und Fulvia direkt auf den Bahnhof fahren sollten. Als Fulvia von ihrer Cousine schied, flüsterte ihr diese etwas zu, worauf die junge Frau roth wurde, lachte und sich schnell abwandte. Dann bestieg man abermals die Wagen, und Paolo und Fulvia befanden sich in ihrem Coupé allein.

„Warum bebst Du so, Liebste?" fragte er, der ihre Hand in die seine genommen hatte.

„Es ist so kühl," antwortete sie ausweichend.

Paolo nahm einen weichen, seidenen Shawl, der im Wagen gelegen hatte, und schlang ihn seinem blassen Frauchen um die Schultern.

„Ist's so besser, Fulvia mia?"

„Danke Dir, ja." Aber ihr nervöses Zittern dauerte fort.

„Sie liebt mich, aber es steht etwas zwischen uns; sie schreckt vor meiner Berührung zurück," sagte sich Paolo zum hundertsten Male.

Beide schwiegen. Er wagte, unter der Wucht dieses schmerzlichen Argwohns nicht, seinen Arm um Fulvia zu legen und sie an sich zu ziehen, wie er doch so gern gewollt hätte. — — —

Als das neuvermählte Paar in dem für sie reservirten Coupé allein war, ließ Fulvia sich abgespannt auf die Kissen nieder und stützte den Kopf an Paolos Brust. Er fühlte sich glücklich hierüber und hielt sie mit seinen Armen umfangen. Bald glaubte er, daß sie eingeschlafen sei, aber sie wachte und hatte nur die Augen geschlossen.

Und während der Zug durch den milden Abend der Osternacht dahinfuhr, suchten ihn abermals schwere Erinnerungen heim. Er blickte auf Fulvia. Sie, seine einzige große Leidenschaft, gehörte nun ihm, und doch mußte er zurückdenken an seine erste Geliebte. Es war eine Jugendthorheit gewesen, ein ganz junges, armes Mädchen, das ihn aber abgöttisch geliebt hatte. Sie hatte ihm gefallen, bis er ihrer überdrüssig wurde. Dann hatte er sie grausam verlassen und sich um sie und ihr Kind nicht mehr gekümmert. Er hatte seit langer Zeit nichts mehr von den Beiden gehört; aber in seiner Seele war von diesem trüben Erlebniß ein Stachel zurückgeblieben . . .

Jetzt verglich er im Stillen jene jugendliche Verliebtheit mit seinem Gefühl für Fulvia. Welch ein Abstand! Kein Opfer war ihm zu groß gewesen, um sie zu erreichen . . .

Er schaute auf ihr holdes Blumengesicht nieder, das jetzt so vertrauend an ihm ruhte, und sagte sich immer von Neuem, daß diese entzückende Frau

niemals sein eigen geworden wäre — ohne das, was er gethan — oder vielmehr, ohne das, was er hatte geschehen lassen. —

Jetzt tauchte, wie eine spiegelglatte, glänzende Fläche, der Comersee auf. Die Stadt Como, im niedrigen Amphitheater ihrer Hügel, grüßte herüber mit einer Unzahl kleiner Lichtchen — die kurze Reise nahte ihrem Ende. Als das junge Paar durch die breite hohe Allee in ihre Villenbesitzung in Borgovico einfuhr, schimmerte das Herrenhaus ihnen stattlich und gastfrei entgegen.

Paolo half mit stolzfreudigem Gefühl seiner jungen Gattin aus dem Wagen und führte sie unter dem von schlanken Säulen getragenen Vorbau hinweg in die mit Schlingpflanzen und Blumen geschmückte Treppenhalle. Das Haus war in modernem Villenstil erbaut und dem entsprechend mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet.

In der ersten Etage angelangt, trat Fulvia in den großen, zum gemeinschaftlichen Schlafzimmer bestimmten Raum, während Paolo sich in eine kleinere, daneben liegende Schlafstube begab, um dort abzulegen.

Nachdem er sich seines Reiseanzuges entledigt, stand er am offenen Fenster, schaute auf die duftenden Gärten unter sich, auf die schweigenden, blinkenden Wasser des Sees, und sagte sich, daß die Stunde, auf die er sich Jahre lang gefreut wie ein deutsches Kind auf Weihnachten, der er im Geheimen entgegengejauchzt, sobald er die geliebte Frau sah, daß diese ersehnte Stunde jetzt für ihn gekommen sei.

Er brauchte nur wenige Schritte zu thun, um sich bei Fulvia zu befinden, bei ihr, auf die er jetzt das intimste, süßeste Recht hatte.

Und dennoch zögerte er.

Gegen alle Voraussicht fühlte er sich plötzlich energielos, erschlafft und nervös bis aufs Aeußerste. Er hätte jetzt diese so heiß ersehnte Stunde verschieben mögen.

Ach, wieviel Seelenqual hatte ihm dieser Tag gebracht, dem er doch mit so glücklichem Lächeln entgegengegangen! War eine Existenz wirklich lebenswerth, wenn so viel verborgene, geheime Marter damit verbunden war, wenn selbst in den Stunden, die die denkbar schönsten im Menschenleben zu sein pflegen, ein Wurm unbarmherzig weiternagte an der Wurzel des Glücks, am Frieden der Seele?

Und Paolo erschrak, als er sich bewußt ward, daß dies die Frage war, die sich ihm aufdrängte beim Beginn seiner Hochzeitsnacht, während er hier seine Blicke über Gärten und Gefilde des eigenen, herrlichen Besitzthums schweifen ließ.

Nach menschlichem Ermessen hatte er ja Alles, „was das Herz begehrt“.

Dieser Gedanke rief ihn in die Wirklichkeit, in die Gegenwart zurück. Er sagte sich, daß Fulvia über sein langes Ausbleiben erstaunt sein müsse, ordnete schnell nochmals vor dem Spiegel das elegante Déshabillé, das er

seit lange schon für diesen Abend vorbereitet, und löschte die mit einem farbigen Schirm beschattete Lampe.

Aber kaum hatte er sich umgewandt, um in das nebenliegende Zimmer zu gehen, als er entsetzt zurückprallte: Ein über Lebensgröße gemaltes Bild des früheren Herrn dieses Hauses, Diego Rebeschi, schaute ihn plötzlich, vom Monde hell beleuchtet, gespenstisch an. Das Gemälde war vorher von dem gedämpften Licht beschattet worden; jetzt schien es plastisch aus der Wand herauszutreten und den jetzigen Herrn dieses Hauses, den Gatten Fulvias, als Usurpator zur Rechenschaft zu fordern.

So packend und mächtig war der Eindruck, den er empfand, daß er sich, in den Knieen bebend, an ein Möbel stützen mußte, bis er die einfache Thatsache geklärt und richtig in sein Bewußtsein aufgenommen hatte. Er beschloß, am folgenden Morgen in Bezug auf den Platz des Bildes eine Veränderung eintreten zu lassen, war aber auf sich selbst zornig wegen seiner hochgradigen Erregung und Nervosität.

Als er sich genügend beruhigt hatte, näherte er sich Fulvias Zimmer, öffnete die Thür und hob, nicht ohne einen Rest zögernden Bebens, die schwere Portiere empor. Das Erste, was ihm auffiel, war die völlige Regelmäßigkeit, die ganz ungestörte Ordnung des Gemachs.

Das reich geschnitzte und vergoldete Ehebett stand noch unberührt; kein Kleidungsstück, kein verschobener Sessel wies darauf hin, daß eine Dame sich hier aufgehalten habe.

Die an der Decke hängende Ampel aus zart rosa und weiß gemalten Glasplatten warf ihren ruhigen Schein über die kostbare und geschmackvolle Stätte, aber anscheinend befand sich darin kein lebendes Wesen.

Paolo that betroffen einige Schritte ins Zimmer hinein und sah sich spähend um. Da glaubte er hinter den Vorhängen einer tiefen Fensternische eine Bewegung wahrzunehmen, schob sie bei Seite und sah wirklich Fulvia vor sich stehen; Fulvia noch im Schleier, Hut und Handschuhen, ja, sogar noch in ihrem Mäntelchen, genau wie sie aus dem Wagen gestiegen war.

„Was thust Du hier? Warum ... warum bist Du noch nicht ..."

„Ich wartete auf Dich."

„So? — im Reiseanzug?"

„Wie Du siehst — ja, Paolo."

„Warum das, bitte!"

Die Gräfin antwortete nicht sofort; sie schaute zu Boden.

„Fühlst Du Dich vielleicht unwohl, Fulvia? Fasse doch Vertrauen zu mir."

Er legte seinen Arm um sie und wollte sie an seine Brust ziehen.

Sie zuckte zusammen:

„Du hast das Wort ausgesprochen, Paolo. Ja, Du hast errathen, was mir zu meiner Liebe fehlt . . ."

„Wie? Fulvia! Du vertraust mir nicht? . . ."

Es war, als habe er einen Keulenschlag auf Haupt und Herz bekommen.

Sie schaute vor sich nieder und zögerte mit ihrer Antwort. Paolo legte verzweifelt die Hände an die Schläfen: „Nichts weiter, per Dio, nichts weiter! Nur das Vertrauen fehlt ihr zu mir. Und das sagt sie mir drei Stunden nach der Eheschließung, als wenn ihr eine Nadel entfallen wäre, die ich suchen helfen soll! . . . Aber so erkläre Dich doch näher, Fulvia; siehst Du nicht, daß Du mich mit dieser Beleidigung auf die Folter spannst?“

Sie zögerte wieder und suchte nach Worten: „Verzeih', ich bitte Dich, verzeih' mir! — Ich liebe Dich ja so sehr, Paolo, aber trotzdem habe ich das Gefühl, als stände ein Geheimniß zwischen uns; als ob Du mir, auch während Du mich voller Liebe anschaust, etwas zu verbergen suchtest. Es ist wie ein Räthsel, das ich nicht ergründen kann und dessen Lösung mir immer wieder entschlüpft.

Endlich habe ich mir gedacht, ob es vielleicht Diegos Tod betrifft . . . Sieh, ich liebe Dich so innig, so heiß, daß ich Dir Alles verzeihen könnte, und . . . und was ich mir manchmal zusammenreime, ist gewiß viel schlimmer, als was ich von Dir erfahren würde, wenn Du ganz aufrichtig mit mir sprächest.

Sage mir nur dies Eine: Hast Du, in Bezug auf Diego . . . aus Liebe zu mir natürlich, hiervon bin ich ja überzeugt . . . Dir etwas vorzuwerfen? Sage mir, daß Du Dich morgen frei hierüber zu mir aussprechen wirst, und ich will keinen Augenblick länger bei dieser Unterredung verweilen und Deine liebende, vertrauende Gattin sein.“

Paolo war erblaßt bis in die Lippen:

„Fulvia! Dies konntest Du mir anthun? Diese Scene hast Du mir für unsere Hochzeitsnacht vorbereitet?“

„O, Paolo, verzeih' mir! Du weißt ja, daß ich heute Morgen hiervon zu Dir reden wollte, daß Du in jener Stunde aber unsere Aussprache unmöglich machtest . . . Ich nahm mir dann vor, wie ich dies schon so oft gethan, Alles auf sich beruhen zu lassen; aber gerade weil ich Dich so sehr, so grenzenlos liebe, dünkte es mir so edenhaft schön, Dein zu sein, ganz Dein, ohne daß unsere Seelen durch irgend einen Schatten getrennt wären.“

Paolo machte eine verneinende Bewegung . . . aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

„Ich habe mir ja oft einreden wollen, daß ich mich irrte, aber das ist ganz unmöglich! — Du könntest mir ebenso gut erzählen, daß Deine Haare hell statt dunkel seien, ich würde doch wissen, daß es nicht so ist. Und ebenso, nein, noch sicherer weiß ich, daß Dein Blick sich oft vor mir verhüllt, Deine Stimme einen andern Klang annimmt, Dein ganzes Wesen erzittert, weil immer ein und derselbe quälende Gedanke Dich überkommt . . .

Willst Du mir nicht vertrauen, Paolo? — Es giebt nichts, hörst Du, nichts, was ich Dir nicht verzeihen könnte . . . so grenzenlos liebe ich Dich. — — Fasse Muth, wir werden gemeinsam an Deiner Last tragen. Glaube mir: ein treueres, ergebeneres Weib könnte nicht neben Dir stehen. Ich habe nicht nur das Recht, ich verdiene auch Dein Vertrauen. Wie will ich so selig in Deinen Armen sein, mein Liebster, wenn Du ganz mein sein wirst, mein, wie ich es verstehe!" —

Er hatte sie aussprechen lassen, und mehrmals war ihm der Entschluß nahe gewesen, sich ihr zu Füßen zu stürzen, sein Haupt auf ihren Schooß zu bergen und sein Herz zu entlasten. Sie hatte ja Recht, in jedem Wort in ihrem klaren, reinen Empfinden! Hatte Recht auch darin, daß er aus Liebe zu ihr so gehandelt, wie er gethan.

Aber als er die Lippen zu einer Aussprache öffnen wollte, drängte sich ihm sein leidiges, schales Trosteswort wieder auf:

Was Niemand gesehen hat und Niemand weiß, ist vor der Gerechtigkeit nicht strafwürdig. Ich erkläre mich aber schuldig, sobald ich mein Vergehen in Worte kleide und Mitwisser existiren.

Seine moralische Feigheit gewann den Sieg über ihn; zornig über Fulvias Erkenntniß, schob er sie von sich fort, sah sie kalt von oben herab an und sagte sarkastisch:

„Es scheint ja, als ob Du mich für einen Uebelthäter schlimmster Sorte hieltest. Auf welche Schlechtigkeit meinerseits Du anspielst, kann ich freilich nicht wissen, aber was mir unbegreiflich an Dir erscheint, ist, daß Du bei solchen Skrupeln und einem derartigen Mangel an Vertrauen mir Deine Hand reichen konntest."

Fulvia zuckte zusammen vor diesen bitteren Ironie.

„O, nicht diesen Spott, Paolo! Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, daß ich Dein sein möchte noch in viel weiterem, tieferem Sinn, als Du's ersehnt und erstrebt hast. Laß mich meine Bitte anders stellen: Gieb mir jetzt, in dieser uns Beiden heiligen Stunde, wo ich über die Schwelle Deines Hauses getreten bin und wir unser Leben unter einem Dach beginnen, Dein heiliges Ehrenwort, daß ich mich getäuscht habe, daß keinerlei Schuld in Bezug auf Diego Dich niederdrückt. Kannst Du dies?"

Sie war in ihrer seelischen Erregung, ihrer flehenden Bitte, so hingebend, so über alle Beschreibung hold und reizend. Alle Schönheit ihrer Seele, alle Reinheit ihres Herzens, das reiche Gefühl eines tief empfindenden, leidenschaftlichen jungen Weibes, kam zum ersten Mal vor Paolo zum Durchbruch in ihr.

„Ein Ausweg, ein Ausweg!" schrie es in ihm. „Ich befinde mich hier im Stande der Nothwehr und muß mein Recht als Gatte vertheidigen. Wüßte sie, wie ich mich beim Tode Diegos verhalten, sie würde zusammenschauern, vor meiner Berührung zurückbeben!"

Und indem er alle Feigheit zum Guten und allen Muth zum Schlimmen

in sich zusammenraffte, rief er: „Ich habe Dir nichts zu bekennen; ich schwöre es Dir auf mein Ehrenwort!“

In einem Moment war sie an seiner Brust, an seinem Herzen und schlang die Arme um ihn:

„Dann, bitte, verzeih' mir!“ flüsterte sie in liebevoller Hingebung, und der erste lange, verheißende Kuß der Liebe ging von Mund zu Mund.

Paolo hatte gesiegt, aber mit welchen Waffen und um welchen Preis!

Doch gleichviel, er hielt das schöne Weib endlich in seinen Armen, half ihr entzückten Auges, mit bebenden Händen sie entkleiden; jede Berührung eine Liebkosung, jeder Blick ein Kuß, jeder Kuß eine Verschmelzung der nach Vereinigung schmachtenden Körper und Seelen. —

Sie war sein, endlich sein! —

* * *

Als Paolo, bei erstem Tagesgrauen, mit einem letzten langen und zärtlichen Blick auf seine Gattin, das Ehebett verließ und in sein Zimmer zurückkehrte, fühlte er sich entnervt und, gegen alle Voraussicht, im tiefsten Empfinden herabgestimmt.

Dem aufregenden Gespräch mit Fulvia war eine rasende Liebesnacht gefolgt. Sie hatten sich in den Armen gehalten, waren beieinander gewesen mit der ganzen Kraft ihrer jugendlichen, heißen Liebe; er sagte sich, daß er himmlisch schöne Stunden verlebt hatte, und doch, trotz alledem, fühlte er einen Druck auf der Seele, eine undefinirbare Enttäuschung und Oede, als wenn der von ihm erwartete allerhöchste Genuß ihm versagt geblieben wäre.

Er wiederholte sich, daß er gestern Abend mit der Hingabe seines Ehrenworts sein Recht als Ehegatte und freier Mann vertheidigt und daß ein Schwur in Liebesangelegenheiten weniger Bedeutung habe, aber mit alledem konnte er sich nur überreden und nicht überzeugen.

Fulvia hatte sich nicht ihm selbst, sondern einem Mann ihrer Träume hingegeben. Ihm selbst, wie er in Wirklichkeit war, gehörte sie nicht, oder doch nur auf eine schamlose Lüge hin.

Ein Bodensatz von Unruhe und Selbstverachtung war in ihm zurückgeblieben, und dieser ekelte ihn an. — — —

So lag Paolo, der in diesem Augenblick so vielfach beneidete, junge Gatte elend auf dem schmalen Bett seines Stübchens und ersehnte schmerzlich einige Stunden ruhigen Schlummers und Vergessens.

Er schloß die Augen, und wirklich senkte sich der Schlaf auf ihn herab. Aber nach etwa zwei Stunden erwachte er von dem stürmischen, aufgeregten Klopfen seines Herzens: Er hatte geträumt, daß die um Hilfe flehende, mit Morast bedeckte Hand Diegos sich noch einmal nach ihm ausstreckte und er nun hinzusprang, sie ergriff und den Verunglückten aus dem Schlamm des Vulkans hervorzerrte.

Er öffnete aufgeregt die Augen, und das Erste, was seinem Blick begegnete, war das lebensgroße Bild seines Opfers, das ihn ernst und, wie es ihm schien, in düsterm Vorwurf anstarrte. Die so tieftraurig auf ihn gerichteten Augen machten ihn beben. Er fühlte, daß er diesen Blick nicht eine Minute länger ertragen konnte, und einem starken Impuls folgend, ohne zu überlegen, sprang er von seinem Lager, stürzte auf das Bild zu und versuchte, es von einem darunterstehenden Möbel aus, auf das er gestiegen, von der Wand herabzunehmen.

Er machte sich nicht klar, daß dies den Argwohn Fulvias neu beleben und auch höchst unerwünschte Redereien bei der Dienerschaft hervorrufen müsse; sondern fühlte nur das eine, unabweisliche Bedürfniß, diese vorwurfsvollen Augen, diesen düstern, schweren Blick von sich abzuwenden. Es brachte ihn zum Wahnsinn! —

Mit emporgehaltenen Armen ergriff er den schweren Rahmen des Gemäldes an beiden Seiten und suchte das Bild ein wenig emporzuheben, um es aus den Haken in der Mauer loszulösen. Aber ob nun die schlaftrunkene Schwäche, unter der sein Körper noch stand, daran schuld war, ob seine fieberhafte Aufregung und Eile es veranlaßte, genug, das gewichtige Bild schwebte einige Augenblicke hin und herschwankend über ihm in der Luft, Paolos Gestalt bog sich plötzlich hintenüber, er verlor das Gleichgewicht, und Mann, Bild und Sessel stürzten, einer die andern mit sich reißend, polternd zu Boden.

Ein leiser Schmerzensschrei durchhallte den Raum. Eine Ecke des vergoldeten Rahmens hatte Paolo an der Stirn getroffen, und ein schmaler Blutstrom löste sich aus der Wunde und begann über das Gesicht herabzusickern. Der starke Schlag hatte betäubend gewirkt, das Zimmer schwankte vor seinen Augen; er verlor das Bewußtsein.

In diesem Augenblick wurde die Thür von Fulvias Zimmer geöffnet, und diese erschien auf der Schwelle. Mit einem einzigen Blick hatte sie die Situation überschaut und erfaßt.

Sie preßte für einen Augenblick, wie um ein ungeheures, heftiges Weh zurückzudrängen, beide Hände an ihre Schläfen; dann glitt sie quer durch das Gemach zum gegenüber liegenden Eingang, verschloß diesen und wehrte so nahenden Schritten, die sich bereits im Vorsaal vernehmen ließen. —

Dann kniete sie neben Paolo auf den Fußboden nieder, nahm das Haupt des Ohnmächtigen in ihre Arme und prüfte vorsichtig die Verwundung, einen scharfen und ziemlich tiefen, eckigen Schnitt, rechtseitig über dem Auge.

Ein Blick auf Diegos Bild hatte ihr Alles erklärt. Zitternd vor Angst und Schmerz ließ sie Paolos Kopf auf den Teppich nieder, holte ein Kissen herbei, auf das sie ihn bettete, und eilte in das anstoßende Badezimmer, aus dem sie mit einem Wasserbecken und Handtüchern zurückkehrte.

Als Paolo nach wenigen Minuten wieder zur Besinnung kam, sah er das Bild rückwärts an die Wand gelehnt und fand sich selbst, mit dem von Kompressen gekühlten Haupt an Fulvias Brust lehnend, in ihren Armen.

Zögernd, angstvoll blickte er zu ihr empor, unwillkürlich mit seinem ersten klaren Gedanken schon wieder eine Ausflucht, eine falsche Erklärung für das Geschehene suchend.

Aber jede Unklarheit, jeder Plan zu neuen Unwahrheiten mußte weichen vor dem Blick, mit dem Fulvias große, dunkle, mitleidsvolle, verzeihende Augen auf ihn niederschauten, dem liebevollen, sanften Druck, mit dem sie ihn fester an ihre Brust zog.

Sie neigte sich zu ihm; Thränen überströmten ihre Wangen, und mit unbeschreiblich ausdrucksvoller Stimme sagte sie: „Mein armer, armer Paul, was mußt Du gelitten haben!“

Und in ihren Armen, unter dem Eindruck ihrer Stimme, die tief in seine Seele drang und jede Lüge weit, weit hinaus verbannte, wurde er endlich er selbst.

Nach Jahren trockener Seelenqual stiegen zum ersten Mal Thränen in seine Augen, und er weinte seine Seele frei; weinte, von ihren Armen umfangen, Thränen der Erleichterung und rückhaltloser Wahrheit.

Zum ersten Mal seit der Katastrophe auf den Emilianischen Hügeln hatte Paolo das Gefühl, nicht allein mit seiner unheimlichen geistigen Last zu sein.

Sie ließ ihn ruhig sprechen, und er erzählte ihr in vor Erregung heiserem Flüsterton die furchtbare Todesscene Diegos.

Nur ein Druck ihrer Hand, eine kosende Bewegung gab ihm zuweilen Zeugniß, daß Fulvia ihn verstand, fortwährend mit ihm fühlte und sich nicht von ihm abwandte. —

Nun hatte er geendigt und schaute zu ihr auf:

„Jetzt weißt Du Alles, Fulvia; ich habe nichts beschönigt. Es ist kein Rückstand geblieben. Wie ich auch als elender Mensch vor Dir stehen mag, wahr bin ich wenigstens gewesen, und was mich dies, bei meiner Liebe zu Dir und bei der Furcht, die Deine zu verlieren, gekostet hat, kannst Du nicht ermessen.

Ich fürchte, daß Du Reine, Starke, Edle, jetzt vor meiner Berührung zurückschaudern wirst; es ist ja fast unmöglich, daß Du mich noch . . .“

Sie legte ihre Finger leise auf seine Lippen:

„Still doch davon, Paolo; komm, ich helfe Dir auf. So, siehst Du. — Jetzt legst Du Dich hier auf dieses schmale Bettchen, und ich setze mich zu Dir und halte Dich, bis Du Ruhe findest in meinen Armen.“ — — —

„Auch ich habe Dir ein Bekenntniß zu machen, mein Paolo, und auch mir wird dies nicht leicht. Ich habe mich an unserer Liebe vergangen, indem ich weit Schlimmeres voraussetzte, als Du mir gebeichtet hast. Ich

hielt Dich für schuldiger . . . Jetzt, nun Du mir Alles gesagt, Dich ganz offen gegen mich ausgesprochen hast, kann ich Dir einen großen Trost bringen:

Du trägst nur eine imaginäre Schuld, denn nicht mit Aufbietung all Deiner Kräfte hättest Du Diego retten können!"

Paolo machte eine so heftige Bewegung der Ueberraschung, daß die Kompresse sich verschob, und bittend, beschwörend sah er Fulvia ins Antlitz:

„Was, um Heilands willen, willst Du hiermit sagen, Du kannst dies ja doch nicht wissen, willst mich nur beruhigen. Es kann nicht wahr sein . . . ach, er streckte ja die Hand nach mir aus . . ."

„Still, Paolo, still; ich will Dir Alles erklären. Damals also habe ich durch sachverständige Führer und Gelehrte das Terrain um den kleinen Krater genau untersuchen lassen. Ihr Ausspruch lautete einstimmig dahin, daß, wer hier hätte Hülfe leisten wollen, selbst unrettbar dem Tode verfallen gewesen wäre, ohne doch dem Verunglückten nur den geringsten Nutzen zu bringen.

Ich kann Dir zum Beweis das Gutachten zeigen, das ein berühmter Geognost mir hierüber ausgestellt hat. —

Wir wissen ja Beide, Paolo, daß dies Deine Seelenschuld nicht aufhebt, denn Du glaubtest, ihm helfen zu können. Aber um dieses Irrthums willen hast Du so lange und schwer gelitten, daß wohl Diego selbst Dir verzeihen würde.

Wir Beide wollen nunmehr ein neues Leben beginnen, mit erhobenem Blick in gemeinsamem, fruchtbarem Wirken auf der wunderschönen Erdenscholle, die er uns hinterlassen hat.

Auf denn, mein Liebster! wir gehen von jetzt an unsern Weg vereint. Ich will mein Glück finden bei Dir, und Du sollst Kraft und Seelenfrieden wieder erlangen — in meinen Armen.

Fulvia neigte sich zu ihm nieder, und der Kuß, der jetzt sie und Paolo, Mund auf Mund, Herz an Herz, vereinte, befestigte ihre Ehe millionenmal mehr, als Standesamt und Hochzeitsnacht. —

Und während die jungen Gatten so einer neuen, gesegneten Zukunft entgegenstrebten, klangen über den herrlichen Comer See und die österlich grünenden und blühenden Fluren die Glocken des Auferstehungsfestes und sandten ihnen ihr Salve. —





# Die Wellhausen'sche Theorie.

Von

## Walter Zarowy.

— Görlitz. —



Als vor einigen Monaten Julius Wellhausen zugleich mit Rudolf Virchow die seltene Auszeichnung zu Theil wurde, unter die Ritter des Ordens Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft aufgenommen zu werden: da haben — während der Name des Letztgenannten längst jedem Gebildeten geläufig ist, — viele den Namen Wellhausen erst bei dieser Gelegenheit in der Zeitung gelesen und wohl auch bald wieder vergessen; von der eminent wissenschaftlichen Bedeutung dieses Mannes ist in weiteren Kreisen herzlich wenig bekannt. Und doch ist seine wissenschaftliche Thätigkeit werth, auch im größeren Publikum bekannt zu werden, denn sie liegt auf einem Gebiet, das jedem Gebildeten, jedem Protestanten von größtem Interesse ist; auf dem der Bibelforschung. Mögen vielleicht auch die neueren Arbeiten des Gelehrten über Muhammed die unmittelbare Veranlassung zu seiner Auszeichnung geworden sein — seine bedeutendste Leistung, die seinen Namen weit über den engen Kreis des Orientalischen hinaus in alle theologisch und historisch interessirten Kreise getragen hat, sind seine kritischen Arbeiten über das Alte Testament.

Für und wider die Wellhausen'sche Theorie hat lange und heftig der Kampf der Parteien getobt. Auch jetzt ist er noch nicht zum Stillstand gekommen, aber die Leidenschaft hat nachgelassen, und das Resultat ist nicht mehr zweifelhaft: sie wird den Sieg behaupten. Und wenn sie erst Allgemeingut der Wissenschaft geworden ist, dann wird auch die protestantische Kirche und Schule sie nicht länger ignoriren können.

Gewiß erregt sie auf den ersten Blick Verwunderung und Erstaunen. Wie des Kopernikus Lehre, so stürzt auch sie Anschauungen, die Jahrhunderte hindurch unbestritten gegolten haben, und stellt die bisherige Ansicht geradezu auf den Kopf.

Schon durch den jüdischen Philosophen Philo und durch den Historiker Josephus (Beide erstes Jahrhundert n. Chr.) ist es bezeugt, daß der Pentateuch (d. h. Fünfrollenbuch, nämlich die sogenannten 5 Bücher Mosis) in seiner Gesammtheit als von Moses verfaßt galt. Nur die letzten acht Verse des fünften Buches, welche den Tod des Moses

erzählen, wurden Josua zugeschrieben. Diese Annahme erhielt sich in der christlichen und jüdischen Tradition unwidersprochen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Da sind es zwei große Philosophen, die zum ersten Male auf die inneren Unmöglichkeiten dieser Ueberlieferung aufmerksam machen: Hobbes und Spinoza. Aber noch ein ganzes Jahrhundert vergeht, ehe eine philosophisch-kritische Forschung die Richtigkeit dieser Vermuthungen nachweist.

Wunderbar ist der Beginn dieser wissenschaftlichen Pentateuchkritik. — Der Leibchirurg Ludwigs XIV., Jean Astruc, stellt zuerst mit Sicherheit zwei verschiedene Quellenschriften innerhalb der Genesis (I. Buch Mosis) fest. Astruc, ein frommer Katholik, hatte durch seine Arbeit die mosaische Abfassung des Pentateuch nachweisen wollen. Die, schon laut werdenden Zweifel an der Möglichkeit derselben, wollte er durch den Nachweis, daß Moses verschiedene Quellenschriften benutzt habe, verstummen lassen. Und gerade seine Arbeit ist der Beginn einer wissenschaftlichen Kritik, die den Glauben an die mosaische Herkunft des Pentateuchs für immer zerstört hat.

Auf der von Astruc gegebenen Grundlage weiter bauend, haben eine Reihe von scharfsinnigen Gelehrten, unter denen vor Allen die Namen de Wette und Ewald zu nennen sind, zur Evidenz festgestellt: der Pentateuch ist nicht von Moses verfaßt, er besteht aus vier größeren Quellenschriften, die zu verschiedenen Zeiten entstanden und ineinander eingearbeitet sind. Dieses Resultat ist von der alttestamentlichen Wissenschaft jetzt als feststehend allgemein angenommen.

Das große Streitobjekt, der Punkt, wo sich die Geister für und wider Wellhausen scheiden, ist die Frage nach der Abfassungszeit des sogenannten Priesterkodex. Diese Quellenschrift des Pentateuchs ist die Grundlage für das, was wir als Mosaismus zu bezeichnen pflegen, sie ist, mit einem Wort, „das Gesetz". Die schlichte Art der Darstellung, die Voraussetzung eines in der Wüste lebenden Volkes, die die ganze Gesetzgebung zur Grundlage hat, Alles schien für ein hohes Alter zu sprechen; und von den ersten Anfängen der Pentateuchkritik an galt diese Schrift zweifellos als die Grundschrift.

Da erschien im Jahre 1866 ein Werk von K. H. Graf, in dem zum ersten Male die unerhörte Thatsache festgestellt wurde, daß diese „Grundschrift" von allen Quellenschriften des Pentateuchs die jüngste sei.

Diese Graf'sche Hypothese zu einer wissenschaftlich anerkannten Theorie erhoben zu haben, ist das Verdienst von Julius Wellhausen.

Epochemachend war der im Jahre 1878 erschienene erste Band seiner Geschichte Israels. In glänzender Darstellung, in lebensprühendem frischem Ton entrollt er die Geschicke von Kultus und Tradition in Israel. Er zeigt, wie beide Entwicklungen stets parallel laufen und wie der religionsgeschichtliche Werdeproceß immer seinen Ausdruck in der Litteratur findet. Erschien bis dahin die ganze Geschichte Israels als ein fortwährender, unbegreiflicher Abfall von dem einmal gegebenen und angenommenen Gesetz, so zeigt jetzt die Forschung, daß dieses Gesetz erst nach dem babylonischen Exil entstanden ist, daß die jüdische Religion nicht von Anfang an als etwas Fertiges in die Welt getreten ist, sondern daß auch sie dem großen Naturgesetz der Entwicklung unterworfen war. Einen jahrhundertlangen Entstehungsproceß hat das „mosaische" Gesetz durchgemacht.

Den Anfang bildet das sogenannte Bundesbuch II. Mos. 21—23. Es ist im Beginn des neunten Jahrhunderts v. Chr. entstanden, also erst fünf Jahrhunderte nach Moses, der in das vierzehnte gesetzt wird. Dann kommt als eine Folge der Wirksamkeit der älteren Propheten das Deuteronomium, (das 5. Buch Mosis in seiner ursprünglichen Gestalt) dessen Auffindung im Tempel und Proklamirung als Gesetz durch König Josia im Jahre 623 v. Chr. uns II. Kön. 22. 23 erzählt wird. Nach der furchtbaren Katastrophe des Jahres 586 ist das Einzige, was Israel davor bewahren kann, im babylonischen Volke unterzugehen: das Gesetz. Das Gesetz soll die Juden absondern von den

Heiden, soll ihnen auch in der Fremde nationales Selbstbewußtsein verleihen. In diesem Sinne wird jetzt seit Hesekiel an der Gesetzgebung gearbeitet. Und als im Jahre 458 der Schriftgelehrte Esra nach Jerusalem zieht, um dort die verworrenen Verhältnisse bei den bereits zurückgekehrten Juden zu ordnen, da hat er in seiner Hand das „Gesetzbuch Mosis", eben jenen jetzt entstandenen Priesterkodex, in den die älteren Gesetzesstücke eingearbeitet sind. Darauf verpflichtet er im Oktober 444 das Volk. Das „mosaische" Gesetz ist fertig. Das Judenthum ist abgeschlossen und hat nun die Form erhalten, die es fortan die Jahrtausende hindurch treulich bewahrt.

Dies ist, in ganz groben Umrissen gezeichnet, die moderne Auffassung von der Entstehung des jüdischen Gesetzes, das, was unter den Theologen gemeinhin als Wellhausensche Theorie bezeichnet wird, eine Anschauung, die unter den Fachgelehrten die größte Verbreitung, ja fast die Alleinherrschaft erlangt hat.






# Illustrirte Bibliographie.

**Aus Krim und Kaukasus.** Reiseskizzen von Wilhelm von Massow. Leipzig, Georg Wigand.

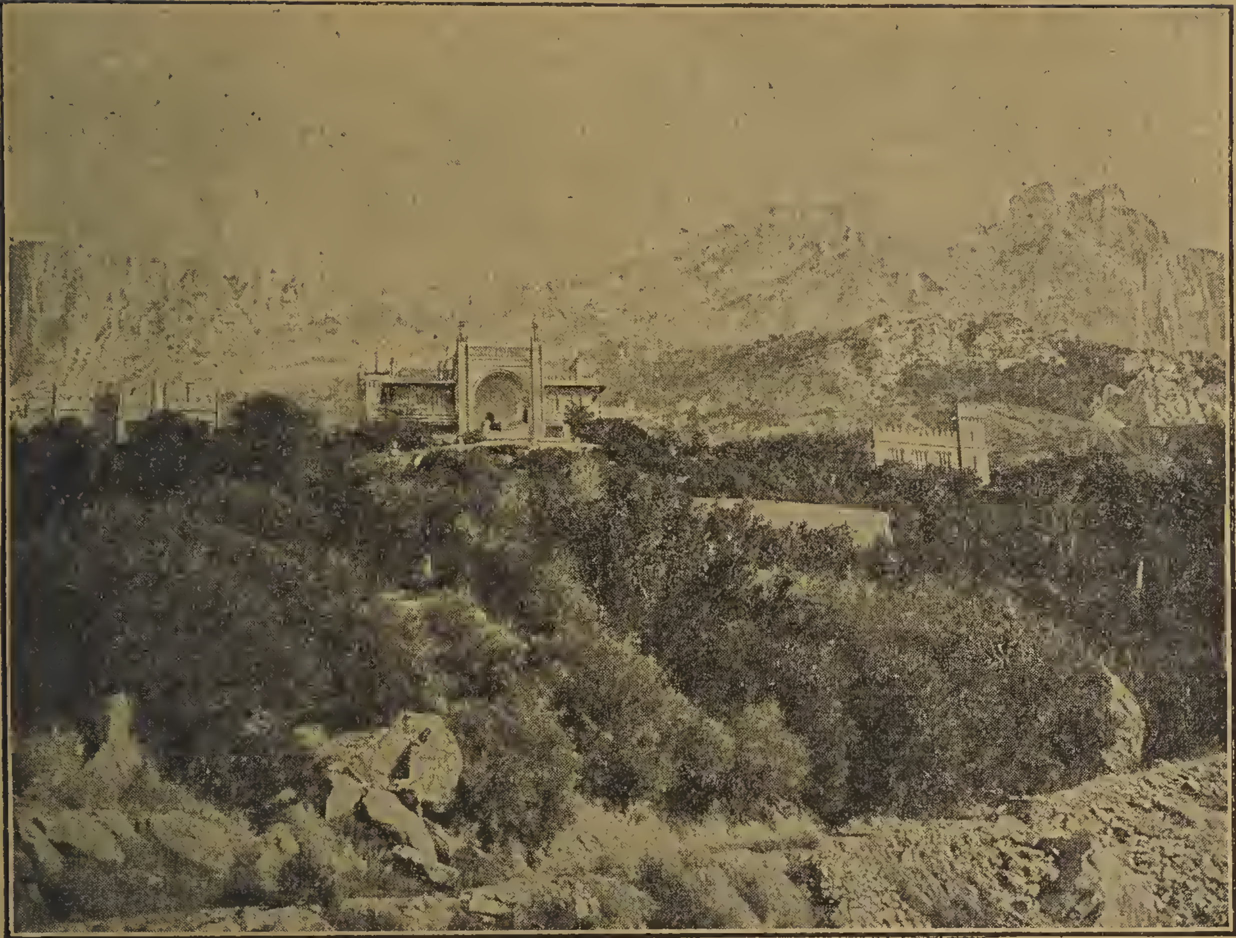
In dem vorliegenden Buche hat der Verfasser die Eindrücke, die er bereits vor einer Reihe von Jahren zuletzt auf einer im Jahre 1898 ausgeführten Reise empfangen hat, niedergeschrieben. Sein eigentlicher Zweck war, in knapp gehaltener Darstellung, also mehr in der Skizzenform, anknüpfend an das persönlich Erlebte, auch das in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, was auf dem Gebiete der Völkerkunde und der Sprachen die von ihm durchreisten Länderstrecken darbieten, und auf diese Weise das Interesse für die letzteren anzuregen. Wie schon vorweg bemerkt sein soll, ist dieser vom Verfasser beabsichtigte Versuch als vollkommen gelungen zu bezeichnen. — Der Kaukasus wird nur sehr selten als Reiseziel gewählt, weshalb es auch nicht zu verwundern, daß von dieser Gebirgsgegend und seinen Bewohnern eigentlich nur Wenigen Näheres bekannt ist. Der Verfasser aber bekundet gerade für diese Südostseite unseres Erdtheils eine besondere Vorliebe, zumal dort mit Naturschönheit reiche Anregung auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft vereinigt ist. Der Weg dorthin ist freilich zeitraubend und umständlich, er beträgt, um in kürzester Frist von Berlin aus über Moskau an den Fuß des Kaukasus zu kommen, etwa 4000 Kilometer, und dabei bietet er wenig Abwechslung und Zerstreuung. In Berücksichtigung dieses letzteren Umstandes hatte der Verfasser den etwas mehr Zeit erfordernden Weg über Odessa und die Krim gewählt, um gleichzeitig auch die Schönheit dieser taurischen Halbinsel genießen zu können. Von Odessa ging die Fahrt per Dampfer über Eupatoria nach Sewastopol, wobei der Verfasser der russischen Dampfschifffahrts- und Handels-Gesellschaft, deren Schiffe das Schwarze, Aegäische und das östliche Mittelmeer durchkreuzen, lobend Erwähnung thut. Die Südküste der Krim liegt auch jetzt noch außerhalb des Eisenbahnverkehrs. Wer dorthin — nach der russischen Riviera — nach Jalta und Aluschta will, ist auf das Dampfschiff angewiesen oder bei Benutzung des Landweges auf die „Telega", eine Sorte von Wagen, die der Verfasser in scherzhafter Weise als Marterwerkzeug beschreibt, bei dem durch ein sinnreiches Ineinandergreifen von Druck, Stoß und Pendelbewegung gleichsam ein physikalischer Apparat zur Feststellung der Dauerhaftigkeit des menschlichen Organismus geschaffen ist. Trotz dieser strapaziösen Fahrt längs der Südküste der Krim zählt der Verfasser diese Tour zu den schönsten Reiseerinnerungen. Wie er schreibt, läßt die unvergleichliche Schönheit der Landschaftsbilder, die der Naturfreund in sich aufnimmt und die zu schildern geradezu unmöglich ist, alle Unbequemlichkeiten der Reise völlig zurücktreten. Nur der erste Theil der Fahrt von Sewastopol ist landschaftlich völlig reizlos, dafür aber bietet er demjenigen, der für Geschichte, speciell Kriegsgeschichte Interesse hat, Gelegenheit, sich in Erinnerungen

zu vertiefen. Durch die sogenannte „Baidarsche Pforte" gelangt man aus der Welt des Nordens in die des Südens. In scharfer Biegung steigt die Straße zu einem Felsvorsprung hinunter, auf dem der malerische Kuppelbau der Bergkirche von Foros steht. (S. Abbildg.) Sie bietet den ersten Gruß dem Reisenden bei seinem Eintritt in die



Bergkirche von Foros.
Aus: W. v. Massow, Aus Krim und Kaukasus. Leipzig, Georg Wigand.

„russische Riviera". Unten an der Küste liegen malerische Dörfer und Landsitze sowie die berühmten Schlösser der russischen Kaiserfamilie und der russischen Großen. Es ist schwer zu sagen, welches dieser Schlösser — Simeis, Alupka, Oreanda, Livadia — den Preis verdient. Der Verfasser würde einen solchen nach seinem Geschmack Alupka zuerkennen. (S. Abbildg.) Freilich wirkt die eigenthümliche Stilmischung des Schloßbaues einigermaßen



Alupka, Besitzung des Fürsten Woronzow.
Aus: W. v. Massow, Aus Krim und Kaukasus. Leipzig, Georg Wigand.



Das kleine Palais zu Livadia.
Aus: W. v. Massow, Aus Krim und Kaukasus. Leipzig, Georg Wigand.

befremdend. Ganz reizend liegt Jalta — das russische Nizza. — Den Blick auf dieses Paradies theilt auch die kaiserliche Besitzung Livadia, deren Anlagen mit denen von Oreanda gerade in der Mitte, zwischen Jalta und den die weite Bucht nach Süden abschließenden Felsen des Kap Todor, liegen. In dem großen Palast von Livadia weilte besonders gern der Kaiser Alexander II., während Alexander III. das kleine Palais zu Livadia bevorzugte, wo er auch am 1. November 1894 gestorben ist. (S. Abbildg.) Zwischen dem kleinen Seebade Aluschka und Simferopol überschreitet die Poststraße einen sich besonders stark markirenden Paß des Jaila Dagh, wohl auch die „Pforte von Aluschta" genannt. Auch hier begrüßen reizende Landschaftsbilder den Reisenden. Er nähert sich noch der zwischen Simferopol und Sewastopol gelegenen Stadt Baghtschi-Sarai mit dem alten Palast der Chane, der ehemaligen Tatarenherrscher — eine Oase orientalischen Lebens auf europäischem Boden. Von Sewastopol aus, dem der Verfasser ein besonderes Kapitel widmet, führt die weitere Reise per Schiff um das Vorgebirge



Postkutsche im Gebirge bei Gudaur.
Aus: W. v. Massow, Aus Krim und Kaukasus. Leipzig, Georg Wigand.

des Chersonnes nach Batum an der Küste von Transkaukasien, von hier per Bahn nach Kutais und von da über den Mamissonpaß in die ossetischen Berge. Mit den Osseten, einem ganz eigenthümlichen Bauern- und Hirtenvolk, das die Strecke nördlich von der Centralkette des Kaukasus und unmittelbar westlich vom oberen Terek bewohnt, beschäftigt sich der Verfasser in längerer Besprechung. Das weitere Reiseziel war Wladikawka, von wo sich der Verfasser nach kurzem Aufenthalt nach Tiflis begab. Den dortigen Aufenthalt schildert er in dem Kapitel „Sommertage in Tiflis". Zur Fahrt dorthin benutzte er die grusinische Heerstraße und zwar den sogenannten „fünfsitzigen Postwagen", den der Verfasser als ein vorsintfluthliches Ungethüm bezeichnet, das gewöhnlich vier, auf steilen Strecken der Bergfahrt bis zu acht Pferden Vorspann erhält (S. Abbildg.)

Im Uebrigen ist der Betrieb auf der grusinischen Heerstraße jetzt im Allgemeinen europäischen Bedürfnissen angepaßt. Von dem vielgestalteten Leben der kaukasischen Bergvölker bekommt man sonst auf dieser Heerstraße wenig zu sehen. Von Tiflis aus kehrte der Verfasser nach Wladikawka zurück und trat von da mit dem Rostow'schen Schnellzuge

die Rückreise nach der Heimat an. — Mit Interesse begleitet man den Verfasser auf seiner Reise, von der er in sehr ansprechender Weise, oft mit Humor gewürzt, eine vortreffliche Beschreibung geliefert hat. Das gut ausgestattete, mit zahlreichen hübschen Abbildungen und einer Uebersichtskarte versehene Buch sei hiermit bestens empfohlen.

K.

---

**Jörn Uhl.** Von Gustav Frenssen. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1901.

Der „Jörn Uhl" ist etwas Kostbares. Etwas, das uns wie ein liebes Geschenk in die Hände gelegt wird, damit wir unsere Freude daran haben.

Ausgewählte Kapitel des Lebens. Alles darin wird uns ruhig und ohne Hast erzählt, alte wunderliche und tiefe Geschichten, die eine deutsche Hand in eine reine krystallene Schale gelegt hat. Frenssen läßt sich nie fortreißen. Er holt Alles nach einander aus dem großen Märchenschatz, den er schon längst, längst kennt und den er uns jetzt einmal zeigen will, weil er uns gern hat. Er ist ruhig, weil er viel erlebt hat; und er hat ein prächtiges Herz in der Brust. Alle seine Menschen stehen in süßer Frische fest auf dem Erdboden, und doch wäre es ein Frevel, darum jene gespensterhaften litterarhistorischen Ausdrücke wie Realismus oder Naturalismus hervorzuholen.

Es ist ja unsere leidige Eigenschaft, zu jedem Dichter eine Parallele zu ziehen; Jeder soll schon einmal dagewesen sein, Alles will man schon irgendwo einmal gehört haben. Im Leben ist ja doch nichts neu, Alles war schon einmal. — Und doch ist eigentlich Alles wieder ganz anders.

Man hat bei Frenssen an Raabe erinnert und nennt dann als Unterschied, Raabe sei „Pessimist": der liebe Wilhelm Raabe wird wohl selber am wenigsten davon wissen, daß er „Pessimist" ist. Frenssen hat nicht die leise Ironie, er hat auch nicht das resignirte Kopfnicken, das Raabe eigen ist. Die Natur guckt ihm in die Fenster seiner Schreibstube, und seine Hand ist fest und sein Herz, in dem die Sonne auf- und niedergeht, ist jung wie ein schöner Tag im Frühling. Er hat vielleicht auch etwas mit Storm gemeinsam, und das ist das Nordische, der frische, starke Meerwind, der über die Marsch weht. Wir auch werden wohl an Gottfried Keller oder an unseren köstlichen Viktor Scheffel erinnert, denn jeder Große erinnert an einen anderen Großen, weil eben beide groß sind.

Im Grunde aber ist der Dichter des „Jörn Uhl" doch Gustav Frenssen und kein Anderer, und es wäre ein thörichtes Unterfangen, von ihm zu erzählen, denn wer ihn kennen lernen will, der gehe zu ihm, und er wird ihn liebgewinnen.

In Frenssens schöner kurzer Selbstbiographie, darin auch die Worte stehen, „Alle Poesie kommt aus Noth und Sehnsucht", heißt es, er habe 15 Jahre um eine Weltanschauung gefreit. „Davon ist in Jörn Uhl zu lesen," sagt er.

Der „Jörn Uhl" ist eine Geschichte von der Arbeit. Von jener Arbeit, die mit dem Sterben zu Ende ist.

Wo solche Arbeit ist, da zieht allmählich in das Herz die große Feierstimmung, da wächst das, was wir Weltanschauung nennen, von innen heraus.

Wir gehen durch Jörn Uhls Leben, wie man allein durch eine stille, schlichte Dorfkirche geht und besicht Alles und tritt leise und vorsichtig auf und setzt sich zuletzt noch ein wenig still in einen Stuhl gegenüber dem Altar.

Sein Leben ist kein geringes Menschenleben. Er hat zweimal von unten angefangen, ganz von unten. Das eine Mal auf seines Vaters Hof und das zweite Mal mit seinem neuen Beruf. Das erste Mal ist es ihm nicht geglückt. Er war ein Stiefkind des Lebens, dem die Sorge Pathe gestanden hat, und wie er unter der Arbeit alt geworden, da hat er vom Hof gehen müssen.

Und dann hat er zum zweiten Mal angefangen, da ist er ein Glücklicher geworden.

„Wenn es genau stimmen würde, würde es dünn klingen, Jörn; und wenn wir so gehen würden, wie die Mutter gerne wollte, würden wir glatt und platt werden, Jörn. Wir müssen Alle in Sandwege hinein, Jörn, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt."

„Das Leben ist lang genug, um Etwas aus sich zu machen, wenn Einer Zutrauen hat und starken Willen."

Aber ohne Narben ist es nicht abgegangen. Die Mutter ist ihm gestorben, da er ein Kind war, der Vater hat den Hof zu Grunde gerichtet und ist in Trunkenheit und Blödsinn verkommen; und die Brüder ebenso, der eine in irgend einer Schänke, der andere am Strick auf der großen Diele; und die Schwester ist mit dem lüderlichen Harro Heinsen über Nacht davon und nicht mehr zu finden. Er hat gegen Frankreich im Felde gelegen und dort seinen lustigen Geert Doose begraben; dann ist ihm sein Weib gestorben, das den ganzen Tag bei der Arbeit gesungen, und als er hiervon gesundete, hat ihm der Blitz die Uhl, die alte Hofstatt der Väter, als einen großen Aschehaufen vor die Füße gelegt.

„Du hast dem menschlichen Jammer in's Weiße des Auges gesehen und bist demüthig geworden."

Seine Geschichte ist eine Geschichte der Mühsal gewesen. Er hat seine Seele ausgebaut und sich aus dem Leben den Reichthum geholt. „Wo lernten wir am meisten? In den Schulen? In den Hörsälen? Von den Professoren? Wir lernten das Meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging."

Wenn wir das Buch zuklappen, drücken wir Jörn Uhl noch einmal zum Abschied die Hand. Wir wissen, er hat Nichts mehr zu fürchten, ihm kann das Leben Nichts mehr anhaben.

Und dann die Anderen:

Da ist Wieten Klook, die gute, alte Schaffnerin, das wandelnde Märchenbuch, oder Fiete Krey, der das Gold sucht und aus den Scherben zerschlagener Hoffnungen doch immer wieder den guten Muth hervorholt, oder der alte Thieß Thiessen, der Alles verkehrt anfängt und sich große Landkarten auf die Stubenwand malt, um hier Weltreisen zu unternehmen. Oder Heim Heidereiter, der Bücher schreibt und uns die wunderliche Geschichte vom Bootsmann erzählt, der zu Grunde ging, weil er ein Künstler war.

„Denn die Menschen haben die Gewohnheit, die Künstler aus der Welt zu ekeln. Vielleicht aber ist dies Hinausekeln garnicht der Menschen Bosheit, sondern Gottes heiliger Wille. Denn wenn der Kreisel nicht geschlagen wird, dann brummt er nicht."

Und wer mehr wissen will, der schlage den „Jörn Uhl" selber auf. Da wird er finden, daß Gustav Frenssen einer von denen ist, deren schlichte Größe das Erdenleben, deren große Weisheit das Verstehen ist. G. B.

---

# Bibliographische Notizen.

**Afrika.** Zweite Auflage nach der von Dr. Wilh. Sievers verfaßten ersten Auflage umgearbeitet und erneuert von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage von Prof. Sievers' vortrefflicher, s. Z. auch an dieser Stelle gewürdigter Landeskunde von Afrika ist nunmehr ein Jahrzehnt dahingegangen. Was dieser Zeitraum für den „dunklen", dieses Epitheton aber mit stetig sich mindernder Berechtigung führenden Erdtheil bedeutet, bedarf keiner Erörterung. Man weiß, welche gewaltigen Aenderungen die physische wie politische Karte Afrikas in diesem Zeitraum erfahren. Es sei nur im Anschluß an die Vorbemerkungen des Bearbeiters der zweiten Auflage darauf hingewiesen, daß die „weißen Flecke im Nigerbogen, im Somaliland und zwischen den abessinischen Bergen, dem Nil und dem Viktoriasee fast ganz verschwunden sind, so daß wir endlich die Vertheilung der afrikanischen Flußsysteme und Bergwasser klarer zu übersehen beginnen". Ausführlichere Würdigungen erheischten nunmehr Landschaften und Kolonialbesitzungen, die früher nur wenige Worte erfordert hatten. So stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den weitaus größten Theil des Werkes neu zu schreiben. Dieser Aufgabe hat sich, da Prof. Dr. W. Sievers durch anderweitige Thätigkeit in Anspruch genommen war, der Königsberger Prof. Dr. Friedrich Hahn mit bestem Gelingen unterzogen.

Er hat zugleich mit Rücksicht auf den Leserkreis des Werkes eine durchgreifende Umgestaltung desselben vorgenommen. An Stelle der sachlichen Anordnung der ersten Auflage, der zufolge in großen Kapiteln das Bodenrelief, das Klima, die Pflanzen-

welt, Thierwelt, die Bevölkerung und schließlich die Staaten und Kolonien behandelt wurden, ist hier — nachdem in den ersten beiden Hauptkapiteln (Die Erforschungsgeschichte Afrikas — Allgemeine Uebersicht) sowie im Schlußwort Afrika im Ganzen betrachtet worden, eine in sich abgeschlossene Darstellung der einzelnen Landschaften als zweckmäßiger gewählt worden. Von Süden nach Norden vorschreitend, durchwandern wir die geographischen Provinzen des Erdtheils, deren der Verfasser sechs aufgestellt hat (Südafrika; Ostafrika; Kongoland mit Angola und dem Ogowegebiet; Nordwestafrika vom Rio del Campo bis zur großen Wüste. Der Sudan; das Wüstengebiet Nordafrikas; die Atlasländer), denen als siebente sich die afrikanischen Inseln des Atlantischen und des Indischen Ozeans anschließen. — Die Darstellung der Nilländer, der Atlasländer, der großen Wüste ist gegen die erste Auflage wesentlich erweitert, desgleichen sind die Inseln ausführlicher behandelt. Auch das illustrative Material ist wesentlich bereichert worden. Die Zahl der Textabbildungen ist von 130 auf 173, die der Tafeln von 16 auf 21 gestiegen, das Kartenmaterial ist zum Theil erneuert worden. Das Verzeichniß der Hauptwerke der Afrika-Litteratur seit 1888 wird mit Dank begrüßt werden. Auch ein ausführliches Register fehlt nicht. Möge das werthvolle, vorzüglich ausgestattete Werk in seiner neuen verbesserten Gestalt viele neue Freunde gewinnen. —l—.

**Die Entstehung und Bildung des Sonnensystems.** Von Dr. Borckhardt. Odenkirchen, Dr. Breitenbach.

In der von der Verlagshandlung herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher darwinistischer Vorträge und Abhandlungen trägt das vorliegende Heft die Nr 4. Der Verfasser bespricht zunächst die Bewegungen der Weltkörper im Allgemeinen und geht dann auf den Bau und die Bedeutung der Nebelflecke, unter näherer Erörterung der Spectral-Analyse, über. In weiteren Kapiteln behandelt er die Kant-Laplace'sche Weltbildungstheorie, die Nebelhypothese und schließlich die Zukunft des Sonnensystems. Die ganze Darstellungsweise ist klar und anschaulich. An Abbildungen sind beigegeben: Der Orionnebel, der Omeganebel, zwei große Sonnenflecken, die Protuberanzen der Sonne und der Planet Saturn im September 1875. — Das Heft kann Allen, die sich kurzer Hand über Entstehung und Bau des Sonnensystems informiren wollen, empfohlen werden. K.

**Heidelberg und Umgebung.** Von Dr. Karl Pfaff. Mit 119 Abbildungen, 3 Plänen und 1 Karte. Zweite erweiterte Auflage. Verlag von J. Hörning in Heidelberg.

Das aus einem einfachen Führer hervorgegangene, aber nicht nur äußerlich, seinem Umfange nach, sondern auch innerlich weit über einen solchen hinausgewachsene schöne Werk, dessen erster Auflage wir unter Beifügung von Illustrationsproben seiner Zeit (Septemberheft 1898) eine angemessene Würdigung zu Theil werden ließen, liegt nun in zweiter Auflage vor. Sie bietet das Werk in erweiterter und umgestalteter, textlich wie illustrativ bereicherter Gestalt. Weiter zurückgesteckt ist der Ausgangspunkt, von welchem der Verfasser aus die Geschichte von Alt-Heidelberg, der feinen, durch die Zeiten bis zur Gegenwart durchläuft. Die Materialien zu dieser Ergänzung nach rückwärts boten dem Verfasser die von ihm mit den von der städtischen Verwaltung zur Verfügung gestellten Mitteln veranstalteten Ausgrabungen, die wichtige Aufschlüsse für die vor- und frühgeschichtliche Zeit Heidelbergs und seiner Umgebung gebracht haben; ferner ist die Entwickelung der Stadt in den letzten fünf Jahren berücksichtigt worden, desgleichen die neuen die Geschichte des Schlosses berührenden Funde und die Wiederherstellung des Friedrichsbaues; endlich haben einige Orte der Umgebung eine eingehendere Schilderung erfahren. So sind sämmtliche Abschnitte des Werkes weiter ausgestaltet, zugleich aber auch einheitlicher überarbeitet worden. Ein Buch über Alt-Heidelberg kommt zwar immer zur rechten Zeit, denn das Interesse für dieses von der Natur wie von Menschenhand mit so mannigfachem Zauber ausgestattete Städtekleinod ist ja allezeit lebendig, aber mehr als sonst wird es in unseren Tagen rege gehalten, in denen die Frage der Wiederherstellung der herrlichen Ruine die Gemüther in Spannung erhält, und andererseits ein Dichter, der bis dahin nur als Erzähler volle Erfolge geerntet, unter dem Zeichen Alt-Heidelbergs auch als Dramatiker gesiegt hat und noch immer von den Brettern, welche die Welt bedeuten, in unablässiger Wiederholung der Dreiklang: Heidelberg, Jugend, Liebe seine bezaubernde Wirkung auf Hunderte bewährt. Einer stärkeren Verbreitung des schönen und gründlichen Pfaff'schen Buches kann dies nur wünschenswerthen Vorschub leisten.

O. W.

**Im Reiche der Ausgeschiedenen.** — Aus den Memoiren des sibirischen Sträflings L. Melschin. Einzig berechtigte Uebersetzung von Heinrich Harff. Dresden, Leipzig, Heinrich Minden.

Bei dem Worte „Sibirien" erräth der Leser bereits, was für eine traurige Schilderung er zu erwarten hat. Der Verfasser hat eine lange Reihe von Jahren in Sibirien als dorthin Verbannter zugebracht und viel Schweres in dieser Gefangenschaft bei harter Arbeit, allerhand Entbehrungen und widerwärtiger Kost durchlebt. Die empfangenen Eindrücke, sowie überhaupt seine dortigen Erlebnisse hat er in dem vorliegenden Buch niedergeschrieben. In seiner Schilderung, deren bis auf's Kleine sich erstreckende Genauigkeit eine merkwürdige Gedächtnißtreue voraussetzt, geht er jedoch manchmal zu sehr in's Detail, was leicht ermüdend wirkt. Dagegen sind von hohem Interesse das Kapitel: „Gefängnißleben", die daran geknüpfte Betrachtung, sowie die in weiteren Kapiteln entworfene, oft drastische Schilderung der Mitgefangenen, ihrer Verkommenheit und Verworfenheit. Man wird von Mitleid ergriffen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie schwer das Gefängnißleben in Sibirien auf dem Verfasser gelastet hat. Wer dafür Interesse hat und kennen lernen will, wie es in der sibirischen Gefangenschaft zugeht, der lese das Buch. Demselben ist das Bild des Verfassers beigefügt.

K.

**Lang ist's her.** Heitere und ernste Erinnerungen aus dreißigjähriger Dienstzeit in Frieden und Krieg von Conrad Alberti, Oberstleutnant a. D. Berlin und Leipzig. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Dichtungen und Erinnerungen werden nur dann interessant, wenn sie so viel Leben enthalten, daß sie erwärmen und wieder Leben wecken. Diese lebendige und belebende Eigenschaft anregender Plauderei besitzt C. A. in hohem Grade. Sein in 16 Abschnitte getheiltes Buch fesselt von der ersten bis zur letzten Seite. Besonders wird es den alten und jungen Soldaten gefallen, aber auch für Alle, welche den bunten Rock des Kaisers nicht getragen haben, bietet es genug der heitersten Unterhaltung. Wie verlockend und vielversprechend klingen nicht folgende Ueberschriften der einzelnen Kapitel: Die kleine Garnison. Originale. Friedensdienst. Im Biwak. Die erste Schlacht. Vor Metz. Patrouillenritte. Ein Ueberfall. Erinnerungen an General v. Göben u. s. w. Nicht nur der sonnige Humor, der all seine Schilderungen verklärt, sondern auch die sich von jeder Prahlerei frei haltende militärisch knappe und doch gemüthvolle Wiedergabe der Erlebnisse machen den Erzähler liebenswürdig. Wie menschlich nahe bringt er z. B. den berühmten General v. Göben durch nachstehende Anekdote: „Bei der Beerdigung der bei St. Quentin Gefallenen hatte der Geistliche eine schöne Rede gehalten und dabei mehrfach den lateinischen Satz: dulce et decorum pro patria mori angewandt. Als wir nachher bei Tafel saßen, sagte der in tiefem Sinnen dasitzende General mit einem Mal ganz unvermittelt; dulce est et decorum pro patria! Ja, so sagte der Herr Pfarrer, und so sagen wir Lebenden. Wenn man aber die Todten fragen könnte, so würden sie wohl anderer Ansicht sein." N.

**Eine Schlacht im Jahre 2002.** Sämmtlichen Friedensengeln gewidmet von Josef Josefini. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Wie Bellamy in dem bekannten Rückblick aus dem Jahre 2002 Zukunft und Gegenwart vergleicht, so schildert der mit militärischen Angelegenheiten vertraute Verfasser in seinem Traumbilde eine künftige Schlacht und zieht dabei die heutige Friedensbewegung mit ihren oft wunderlichen Vorschlägen in's Lächerliche. Entspricht das anspruchlose Büchlein auch nicht durchweg der ästhetischen Forderung, die G. Chr. Lichtenberg mit den Worten ausspricht: „Die feinste Satire ist unstreitig die, deren Spott mit so weniger Bosheit und so vieler Ueberlegung verbunden ist, daß er selbst diejenigen zum Lächeln nöthigt, die er trifft" — so empfiehlt es sich doch durch seinen harmlosen Humor. N.

**Ludwig Uhlands sämmtliche Werke.** Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildniß des Dichters. Elegant gebunden Mk. 4.

**Theodor Körners sämmtliche Werke.** Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und einem Bilde des Dichters. Elegant gebunden Mk. 2.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Reihe ihrer durch erstaunliche Billigkeit wie innere und äußere Gediegenheit hervorragenden Gesammtausgaben deutscher Dichter hat die Deutsche Verlags-Anstalt wieder um zwei vermehrt, von denen wir

namentlich die Ausgabe von Uhlands Werken freudig begrüßen; wird doch mit dieser viel geboten, was dem deutschen Volke — das Wort selbst im engeren Sinne genommen — noch unbekannt geblieben ist. Ein jüngerer Litterarhistoriker hat jüngst von Uhlands „Unpersönlichkeit“ gesprochen. Das Wort ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, — denn daß Uhland eine festgeprägte Persönlichkeit als Mensch und Dichter war, ist natürlich nicht zu bestreiten — aber etwas Zutreffendes liegt in dem gemeinten Sinne des Wortes gewiß. Uhland tritt, wie wenige Dichter, so sehr hinter seine Werke zurück, daß der Leser wenig nach ihrem Erzeuger zu fragen angeregt wird; sie haben so etwas Selbstverständliches an sich; sind doch manche Lieder Uhlands Volkslieder im besten und reinsten Sinn geworden; schlicht war seine Persönlichkeit, die nicht mit hervorstechenden auffälligen Linien und mit räthselhaften Tiefen anlockte, schlicht und einfach spielte sich sein Leben ab. Nur Wenige suchten, die, reifer geworden, den unbekannten Freund ihrer Jugend in seiner stillen, kernhaften Männlichkeit verehrend erkannt hatten, auch dem Menschen näher zu treten und von dem „Unpersönlichen“ zum Persönlichen vorzudringen. Kein jäher Wandel, kein Bruch, keine Desillusionirung tritt in unserm Verhältniß zu dem Dichter in den Jahren der Reife ein wie andern Dichtern gegenüber; die Erkenntniß seines Werthes und seiner Eigenart wächst wohl; aber keine Aenderung tritt in der tiefen, stillen Wirkung jener Dichtungen ein, die uns in unseren Schuljahren erfreut, ergriffen und erhoben. Und nun ergreifen wir freudig die Gelegenheit, das kennen zu lernen, was uns bisher durch unsere Nachlässigkeit oder die Ungunst der Verhältnisse fern geblieben, wie z. B. die in der vorliegenden, für einen so überaus mäßigen Preis zu erlangenden Gesammtausgabe veröffentlichten dramatischen Fragmente und Entwürfe und Uhlands wissenschaftliche Arbeiten, welche neben denen der Brüder Grimm die Grundlage der germanischen Wissenschaft bilden. Ludwig Holthof hat in einer gewissenhaften, gründlichen Abhandlung des Dichters Leben und Schaffen gewürdigt.

Anders als bei Uhland liegt die Sache bei Theodor Körner. Hier ist es gerade die mit ihrem stürmisch-jugendlichen Wesen und ihren Lebensschicksalen sich uns aufdrängende Persönlichkeit, welche der Dichtung eine ihren absoluten Werth übersteigende Bedeutung und Dauer gegeben hat. Noch immer begegnet man bei den Biographen Körners einer unkritischen Ueberschätzung; die man sonst nur bei der Jugend antrifft und nur ihr nachsehen kann. Der Jugend auch ist allein eine vollständige Körner-Ausgabe von Nöthen; sie mag sich an seinen harmlosen Versschwänken und seinen „mit Schillers Wort, aber nicht mit Schillers Geist“ gedichteten Dramen erbauen. Wir Männer aber werden nur den Sänger der Lieder von „Leyer und Schwert“ — die wiederum oft einer unverdienten Geringschätzung verfallen sind, in denen aber doch trotz Heine kein „unschuldiges Strohfeuer knistert“, sondern eine mächtige, verzehrende Flamme loht — als echten und starken Dichter gelten lassen und lieben. — So sei diese wohlfeile Körner-Ausgabe vornehmlich der deutschen Jugend empfohlen.

O. W.

**Verhängniß und andere Geschichten.** Von A. Tschechoff. Aus dem Russischen übersetzt von L. M. Wiegandt. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Tschechoff ist so etwas wie ein russischer Maupassant — in seiner Art. Er hat ein scharfes Auge und die kühle, sichere Hand des Russen.

Esprit oder Eleganz wird man bei ihm vergebens suchen. Er ist immer sachlich, kein Zuviel und kein Zuwenig, und dabei ist er — interessant, mag er nun eine komplicirte Frauennatur oder einen kurzathmigen Phlegmatiker oder einen objektiven und erfrorenen Gelehrten oder die Wonne des Hasses schildern. Er faßt das Alles fest und sicher an wie ein guter Anatom. Kurzum — wenn er uns auch nie packt, er hat doch Eigenart. Und das bestätigen uns auch wieder diese kurzen Erzählungen.

G. B.

**Die Wildleute.** Erzählungen von Meinrad Lienert. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Die zwei Geschichten aus dem Schwyzer Bergland „Der Schellenkönig“ und „Zinmarstalden“, von denen die erstere im Jahre 1799 zur Zeit des Hirthemdenkrieges, die letztere im 5. Jahrhundert spielt, und die sich in ihren Süjets berühren, ja gewissermaßen ergänzen, sind kraftvoll erzählt. Gestalten und Sprache sind von echt Schwyzerischer Urwüchsigkeit, die sich mitunter freilich etwas selbstgefällig giebt. Jedenfalls thut diese derbe Kost nach den mancherlei raffinirten, gewürzten, mit Hautgoût lockenden Gerichten, nach Zuckerwasser und Absinth sehr gut.

O. W.

**Auf der Jagd nach dem Glücke.** Roman in drei Büchern von Elisabeth Paar. (L. Gies.) Berlin u. Leipzig, Friedrich Luckhardt.

Der Roman liegt uns in zweiter Auflage vor, diese Thatsache beweist, daß er Beifall gefunden hat und viel gelesen wird, wir hätten mancherlei kritische Einwendungen zu machen, aber so lange der Geschmack des lesenden Publikums derartige Erzeugnisse bevorzugt, werden die Autoren und ihre weiblichen Kolleginnen sich immer darauf stützen: „Erlaubt ist, was gefällt“.

mz.

**Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten.** Von Fr. Vorbeck. Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechhold und Co.

Fr. v. V. ist ein kurzweiliger Plauderer. Er beschwört in den fünf Erzählungen seines Buches mit Geschick und Laune lebende Bilder aus den längst vergangenen Tagen der Reifröcke und Schönheitspflästerchen, der Stöckelschuhe und Spieluhren herauf, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, aus den Tagen des Rokoko, von denen Friedr. v. Sallet singt: „Abgeschmackte Niedlichkeiten, drein der ganze Kerl verschnitzelt, waren Inhalt jenen Zeiten, die das Heilige frech bewitzelt.“ Ton, Sprache und Sitte der Zopfzeit sind gut wiedergegeben.

N.

**Todtentanz.** Von Karl Strecker. Aug. Harms, Hamburg.

Es sind ein paar Geschichten, einfache, kurze Geschichten. Strecker ist das, was man „ein Gemüth“ nennt. Er hat etwas von der rosigen Sentimentalität des Frühlingsabends, wo die junge Sonne in Schönheit stirbt. — Geschichten vom Tode. Ein Geschlagenwerden und eine verlorene Krone — ecce vita! Und dann das Verschwinden im Nichts. Die Menschen nennen es Tod. Der Pfarrer nennt es eine Erlösung, und der moderne Aesthet nennt es ein „Problem“. Und es giebt keine Antwort. Der Tod; — Holbein hat ihn gemalt; Rethel hat ihn gemalt. Der Tod als Freund. So malt ihn auch Strecker: Der Tod, der treu ist, treuer als alle Menschen, treuer als das Leben, — der das hält, was er versprochen hat und was das Leben nicht brachte, der Tod mit den tiefen Wunderaugen und der lockenden Sirenenstimme, die große Schönheit, die zum Schluß in das Menschenleben tritt.

Es sind kurze Geschichten; manche — wie „Zwischen Wald und Wiese“ — von elegantem Reiz. Und zum Schluß immer der Tod; der Tod, der die junge Schönheit zu sich nimmt oder das bleiche Elend küßt.

Wo zwischen den Zeilen immer eine große Frage uns anschaut, da fällt eine sogenannte „objektive Kritik“ schwer. Wir kennen ja Strecker; wir wissen, daß er etwas gläubig Jugendliches, etwas Erfrischendes hat. Sein Blick ist ernst, aber nie finster. Was er schreibt, das lebt er mit, und das ist ein schöner Zug an ihm.

Und sein „Todtentanz“ ist, wie ein gewissenhafter Feuilletonist sagen würde, eine schätzenswerthe Bereicherung unseres Ideenlebens.

G. B.

**Gott. — Und die Träume.** Dichtungen von Peter Baum. Umschlag und Buchschmuck von Th. Schinkel. Berlin. Verlag Axel Junker.

Nicht der ist ein Poet, der unerhörte Gedanken und Bilder ausklügelt, sondern der, dem es gelingt, die Bewegungen seines Gemüths so zu gestalten, daß sie durch den Zauber des Wortes in andern Seelen nachklingen. P. B. ist ein solcher Stimmungserzeuger. Leider herrscht bei ihm die Verstimmung vor. Der Schmerz war sein Lehrer. Dies beweisen in dem ersten Theil, den er Dunkelheiten nennt, die Ueberschriften: „Angst. Trübsal. Frost. Furcht. Seelenklage. Qualen der Reue. Verzweiflung“ u. s. w. In dem Gedicht Qual sagt er selbst: „In mir ist Gluth, die aus der Hölle stammt, unstät und flüchtig schweift mein Geist umher.“ — Auch in der zweiten Abtheilung: Läuterung und Liebe, überwiegen die trüben Bilder; erst der dritte und letzte Theil: Neues Fühlen zeigt den Dichter von einer heiteren Seite. Er schenkt der göttlichen Stimme Gehör, die ihm zuruft: „Du senke Dich in's duft'ge Blau und scheide von den dumpfen Dingen; dann wirst Du als ein reiner Thau in Schollen und in Herzen dringen.“ Schade, daß diese reine Stimmung durch die darauf folgenden Mißklänge: Wenn frech der Abend niederblickt; Da nun wieder Herbst geworden und Spaß schrill gestört wird. Als schön seien hervorgehoben: Ein Duft. Circe. Seelenklage. Begegnung. Dämmerung. Und doch. Erdenstimmung. In Abendgluthen. Abend. Andacht. Wintermorgen. Frühlingsnacht. Morgen. Das Leben aber ist doch groß und weit. Die Häuser steil im Dämmer stehn. Wechsel. In die Nacht. Christus. Ein Sterben.

N.

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

**Abstammungslehre, Zur Kritik der.** Von C. Schneider. Gesellschaft XVIII. 13.
**Ahnenproben auf Kunstwerken.** Von St. Kekulé von Stradonitz. Zukunft 10. 42.
**Björnsons „Maria von Schottland“.** Von P. Robert. Int. Litteraturberichte IX. 12.
**Bildenden Künste in Belgien, Die.** Von Pol du Mont. Nation 19. 39.
**Chamberlain als Erzieher.** Von S. Sänger. Zukunft 10. 42.
**Charpentier, Gustave.** Eine kritische Plauderei. Grenzboten 61. 27.
**Criminalität und ihre Bekämpfung durch die Strafe, Die.** Von W. Speck. Grenzboten 61. 28.
**Cultur und Bildung.** Kultur I.
**Ekstase, Ueber die.** Von P. J. Möbius. Zeit 406.
**Erziehung, Von der individuellen.** Von R. Busch. Türmer IV. 10.
**Hamsun, Knut.** Von K. Bienenstein. Litt. Echo IV. 21.
**Heukell, Karl.** Von H. Benzmann. Heimat V. 41.
**Jagd, Die.** Kulturstreifereien. Von H. Frank. Nord u. Süd. 1902. Oktober.
**Klingers Beethoven.** Von F. Schubring. Zeit (Naumann) I. 42.
**Kunst, Geist und Materie in der.** Von G. Göhler. Grenzboten 61. 29.
**Kunst im Heim.** Von C. G. Laurin. Wage V. 29.
**Kunst, Der Zufall in der.** Von E. von Mayer. Freie Wort II. 8.
**Kunsterziehung.** Von A. Burger. Zeit (Naumann) I. 42
**Kunstleben, Jung-czechisches,** Von R. Muther. Zeit 404.
**Litteraturkomödien, Deutsche.** Von H. Landsberg. Litt. Echo. IV. 21.
**Lombrosos Lehre.** Von R. Frank. Deutsche Revue 27. Aug.
**Maeterlink, Maurice.** Von G. Zieler. Westermanns Monatshefte 551.
**Montez, Lola.** Ein geheimer Bericht über Bayern im Jahre 1847. Von A. Fournier. Deutsche Revue 27. Aug.
**Neu-Romantik, Die.** Zur Psychologie der neuesten Litteratur. Int. Litteraturberichte 9. 14.
**Pariser Kunst.** Von J. Meier-Gräfe. Zukunft 10. 42.
**Pater, Walter.** Von Lyonel Johnson. Autorisirte Uebersetzung von Bertha Franz . . . Nord und Süd. 1902. Oktober.
**Presse und öffentliche Meinung.** Von A. Koch. Zeit 404.
**Psychologie des Kritikers, Zur.** Von K. W. Goldschmidt. Litt. Echo IV. 20.
**Rhythmische Künste der Natur.** Von O. Bie. Westermanns Monatshefte 551.
**Roffhack, Albert.** Von H. Lindau. Nord u. Süd 1902. Oktober.
**Romantik und Stimmung.** Von S. Lublinsky. Nation 19. 42.
**Schiller und das jüngste Deutschland.** Von Hess. Litt. Warte III. 11.
**Schlaf, Johannes.** Von St. Zweig. Litt. Echo IV. 20.
**Sittlichkeit in der Politik, Die.** Von M. Maurenbrecher. Türmer IV. 10.
**Skandinavische Litteraturbewegung in der Zeit des Naturalismus und Hans Jägers Christiania-Bohême, Die.** Von E. Bransewetter. Int. Litteraturber. 9. 14.
**Sprache, missbrauchte, missbrauchte Kunstform.** Von J. Wassermann. Zeit 406.
**Tschechoff als Dramatiker.** Von E. Höber. Litt. Echo IV. 20.
**Turiner Ausstellung, Von der.** Von E. Engels. Gesellschaft XVIII. 13.
**Wagner-Frage, Die.** Von G. Göhler. Zukunft 10. 43.
**Wanderjahre, Aus der Zeit meiner W.** Von Rudolf Genée. Nord u. Süd 1902. Oktober.
**Wellhausen'sche Theorie, Die.** Von W. Sarowy. Nord u. Süd. 1902. Oktober.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang 1902. Heft VII. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G.
**Amateur-Photograph, Der.** Monatsschrift für Liebhaber der Photographie. 1902. Heft 8. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (Rudolf Helm).
**Arens, Bernard,** Licht und Schatten. Erzählungen. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhdlg.
**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 15 u. 16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Braune-Rossla, Rudolph,** Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
**Busse-Palma, Georg,** Mord. Geschichten, die mein Dolch erzählt. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
**Byr, Bob,** Parodien. München, August Schupp.
**Cavazzutti, Dr. E. M.,** Projet d'Organisation du Mouvement Scientifique Universel en Anglais; Espagnol, Français, Allemand, Italien; dédié a Mr. Andrew Carnegie. Buenos Aires, Reconquista 417, Cooperativa Tipográfia.
**Deutsche Arbeit.** Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Jahrgang 1. Heft 10/11. München, G. D. W. Callwey.
**Fehlschlag, Hans,** Nach Feierabend. Verse. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
**Friedberg, Johanna,** Aus meiner Welt. Gedichte. Strassburg i./E., Josef Singer.

**Gardini, Dr. Carlo,** In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals von M. Rumbauer. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung u. Hofbuchdruckerei. A. Schwartz.

**Geist, Dr. Hermann,** Das freie Reingöttliche im Menschen als das Grundelement aller echten Moral. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.

**Grunwald, M.,** Portugiesengräber auf deutscher Erde. Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte. Hamburg, Alfred Janssen.

**Jerome, J. K.,** John Ingerfield und andere Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung von Johanna M. Lankau. Halle a. S., Hermann Genesius.

**Johannsen, Dr. Johann,** Gegen die Konfessionen! Eine Mahnung an die Gebildeten unter ihren Verfechtern in Gestalt einer Kampfschrift gegen den Professor der katholischen Theologie Albert Ehrhard in Wien und den Professor der protestantischen Theologie Adolf Harnack in Berlin. München, Franz Stein.

**Karstedt, Fritz,** Im Anfang. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Krisch, August,** Astronomisches Lexikon. Auf Grundlage der neuesten Forschungen, besonders der Spektral-Analyse und der Himmelsphotographie. Lieferung 16—20. (Schluss.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Laurent, Dr. Emil, und Paul Nagour,** Okkultismus und Liebe. Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen. Autor. deutsche Ausg. von Dr. med. G. H. Berndt. Berlin, H. Barsdorf.

**Matthey, Maja,** Neue Lieder. Mit dem Bilde der Verfasserin. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 13. 14. u. 15. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 7.—8. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

**Monatsblätter für deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Albert Warneke. 6. Jahrgang, 1901—1902. Heft 11. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Oscar, Carl,** Vom Menschen zum Tyrannen. Drama in vier Akten. Leipzig, Oswald Mutze.

**Presler-Flohr, Johanna,** Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Pudor, Dr. Heinrich,** Neues Leben. Essays. Dresden, Carl Reissner.

**Reinfels, Hans von,** Flammen der Liebe. Herzensgeschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Rosenberg-Lautensack,** Der Hofrath erzählt. München, August Schupp.

**Salomon, Ludwig,** Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Zweiter Band. Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft. (1792—1814.) Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlg. u. Hofbuchdruckerei. A Schwartz.

**Schluttig, A.,** Ein neues Lied. Romanze. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Seeliger, Ewald Gerhard,** Leute vom Lande. Schlesische Geschichten. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Seligmann, Julius,** Ein Ausflug nach Amerika. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Sienkiewicz, Henryk,** Briefe aus Afrika. Mit specieller Erlaubniss des Autors übersetzt von J. von Immendorf. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei. A. Schwartz.

**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Lieferung 2—8. Wien, A. Hartleben.

**Union.** Deutsche Badezeitung. 47. Jahrgang. No. 19. Ausstellungs - Nummer. Frankfurt a./M., Elbestr. 29. Geschäftsstelle.

**Volksbote.** Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1903. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 65. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung u. Hof-Buchdruckerei. A. Schwartz.

**Weddigen, Otto,** Die Favoritin des Königs. Ein Kultur- und Sittengemälde aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Weltall und Menschheit,** herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferung 9, 10 u. 11. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Wendtland, C.,** Drei Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke.)

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 46. Jahrg. 1902. No. 12. Heft 552. Braunschweig, George Westermann.

**Wilpert, Richard von,** Der Leibarzt oder Das vergnügte Krankenhaus. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Im Jungfernstift oder Der gezähmte Widerspenstige. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Irmgard oder Weibertreu. Vers-Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Mongkut oder Die Stiefgrossschwiegermutter. Vers-Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Naladi oder Königswild. Indisches Vers-Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

**Zabel, Eugen,** Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung u. Hof-Buchdruckerei. A. Schwartz.

— Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung u. Hof-Buchdruckerei. A. Schwartz.

**Zehn Worte an jedermann, (jung und alt, hoch und niedrig) für das tägliche Leben.** Königsberg i./Pr., Ostdeutsche Buchhandlung.

**Zerbst, Max,** Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Dresden, Karl Lingner.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Georg Hirschfeld

Schlesische Verlagsanstalt v. S Schottlaender in Bres[illegible]



# Kunst.

## Romandichtung.

Von

## Hubert Haberti.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

### V.

Die Ausstellung war seit Wochen eröffnet. Wie zu erwarten gewesen, hatte das Preisausschreiben Kettlers zahlreiche Arbeiten in der großen Rotunde des Ausstellungsgebäudes vereinigt. Das Venus-Problem, seit alten Tagen verschieden gesehen und zur Darstellung gebracht, machte den Eindruck einer auch heute noch stark umstrittenen Frage. Man hatte die eingelaufenen Werke nach Haltung und Richtung in Gruppen zusammengeschlossen, und deren Zahl war nicht klein.

Da war zunächst eine Gruppe Banal-Realisten und Nüchternheitsanbeter: von diesen Verehrern eines breitspurenden Trittes — sie behaupteten, die Erde des deutschen Vaterlandes erfordere ein besonders ausgiebiges Schuhwerk, und nahmen als Vorbild dafür mit Vorliebe die kräftig gediegene Arbeit niederländischer Marke — wurde die derbe Schnitterfrau und das beliebige weibliche Wesen, wenn es nur genügend banal war, als das wahre, für unsere Verhältnisse einzig zulässige Ideal der Frau Venus erklärt. Auch eine „Deutsche Venus“ — ein findiger Kopf hatte die sensationelle Bezeichnung einer Schönen vom Lande aufgenöthigt, die sonst ganz unbescholten schien und sich der Ehre, allein deutsche Schönheit zu repräsentiren, offenbar etwas unwürdig fühlte, — war in dieser Gruppe zu sehen.

Der nächsten Gruppe, naturalistische Romantiker mit theils socialem, theils phantastischem Anhauch, galt eine mehr oder minder originelle Häßlichkeit als das Hauptkennzeichen der Göttin der Schönheit und Liebe. Dämonisch düstere Gebilde, die einen von weiblichem, die übrigen von beinahe männlichem Typus, nicht selten an Walpurgisnachtsträume erinnernd, traten hier in die Erscheinung. Reiferes Alter, Spuren von überstandenen

Leiden, von Mühen und Sorgen des Lebens sprachen aus anderen Gestalten. Auch die Alterspräsidentin der ganzen Versammlung hatte hier ihren Standort. Ein junger Russe, dem die eigene Heimat noch kein abgeklärtes, lichtes Schönheitsideal darbieten konnte, dem dagegen das Düstere dieser naturalistischen Romantik gerade besonders zusagen mochte, hatte die würdige, in ihrer Art entschieden bemerkenswerthe Dame geliefert.

Eine weitere Gruppe, Materialisten, Fleischanbeter und Wirklichkeitsfanatiker, zeigte, jede Idee grundsätzlich verwerfend, überhaupt nur den Körper und begnügte sich, eine mehr oder minder gute Aktstudie zu geben. Was immer aber auch Lobenswerthes unter diesen Darbietungen sein mochte, ein Westwind hatte deren Leitgedanken herübergeweht; am Strande der Seine war das Einschlägige einstweilen noch geschmackvoller, diskreter und wohl auch besser zu sehen.

Die vierte Gruppe, Sensitive und nervöse Moderne, überbot sich in übersinnlich zarten, langgereckten, lilienschlanken Gebilden, die, so verschieden sie auch gestaltet waren, doch alle sogenannte präraffaelitische Familienzüge verriethen. Aber diese dürftigen, halbreifen, sentimental dekadenten, innerlich unwahren Gestalten schienen sich hier auf deutschem Boden entschieden unbehaglich zu fühlen. Und das war erklärlich. Denn ihre Heimat war England, und da gehörten sie hin.

Die folgende Gruppe machte auf den ersten Blick einen wahrlich befremdenden Eindruck. Man glaubte sich Ausgrabungsbruchstücken oder Mißbildungen gegenüber zu sehen. Bei näherem Zusehen erkannte man dann natürlich die Absicht und mit ihr die Feinheit. Diese Künstler, Neo-Impressionisten und Kunst-Analytiker, verachteten den wohlgerundeten, fertig gebackenen Kuchen, liebten dagegen die grotesken Bildungen des in der Form eben aufgehenden Teiges; sie jagten das Werden und Geschehen visionär an ihrem inneren Auge vorüber, rissen ein Theilchen aus ihm heraus und suchten es, so wie es sich im Blitzlicht in ihrer Seele gespiegelt, festzuhalten, zu formen und dem Beschauer zu zeigen. So müßte ein am Himmel in weiter Ferne mild leuchtendes Sternenwunder erscheinen, würde es mit einem Fernglas von übermenschlicher Stärke für einen Moment in die Erdnähe gerissen und erschiene so, gewissermaßen in den Geburtswehen gefroren oder versteinert, dem Auge! In Frankreich, dem diese Bestrebungen ihren Ursprung verdankten, konnte man übrigens auch diese Darbietungen einstweilen noch besser sehen und, weil besser gelungen, auch besser verstehen.

Die nächste Gruppe, Eklektiker mit allerdings vielfach in berühmten Mustern, besonders einer großen Vergangenheit wurzelndem Denken und Schaffen, fiel, wenn man von dem Mangel an Originalität absah — und freie Eigenart paart sich eben nur bei den Größten mit wahrem Kunstwert! — durch Gediegenheit, Würde, vornehme Ruhe und eine gewisse Zurückhaltung angenehm auf. Rückständige Beschauer und Leute, die über dem Hallo der wilden Hetzjagd unserer Tage noch nicht Hören und Sehen ver-

lernt hatten, fanden denn auch, diese von Vielen mit nachsichtigem Mitleid betrachtete Gruppe mache, gerade in solcher Umgebung, einen entschieden wohlthuenden und tüchtigen Eindruck.

Die letzte Gruppe — ihre Angehörigen hielten sich selbst für wirkliche Künstler und bezeichneten sich theilweise als Idealisten — brachte eine Sammlung sauber gearbeiteter Gestalten, deren gezierte Haltung und süßliches Lächeln man schon anderwärts ebenso gesehen zu haben vermeinte. Und in der That, man hatte es auch schon gesehen, aber selbstverständlich sofort wieder vergessen. Was nicht hinderte, daß man sie später mit derselben Geziertheit und Süße, mit der gleichen selbst dem Tadel wenig Angriffspunkte darbietenden Glätte und mit demselben merkwürdigen Anspruch auf künstlerischen Werth und Idealismus unentwegt wieder auftauchen sah.

„Langweilig und einseitig,“ so hatte ein bekannter Kritiker, sein Urtheil über die kleine Sonderausstellung zusammenfassend, geschrieben, „sei der Wettkampf um den Kettler-Preis jedenfalls nicht, und er beweise, daß es der Künstlerschaft weder an Ideen, noch an dem Streben nach Originalität der Leistungen fehle. Nur ein kleiner Theil der Bewerber habe in den Bahnen guter und theilweise auch schlechter alter Traditionen geschaffen. Die Mehrzahl — von Traditionen und Schulmeinungen übrigens keineswegs frei — zeige sich bemüht, ganz Neues, Eigenartiges und Unerhörtes zu bieten. Dieses Bemühen sei an sich gewiß nicht zu tadeln. Nur erscheine das Neue oft in recht krausem Gewande, eine gewisse Gequältheit, ein Haschen nach der Sensation und dem originellen Effekt hafte sehr vielen der Darbietungen an. Und man fühle sich dabei nicht selten unwillkürlich an die gedankenvollen Verse erinnert, die ein Hochmeister der Kunst in reifstem Alter zu Weimar geschrieben, und die da lauten:

„Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat sie höflich zu mir ein
Und sagte, sie sollten willkommen sein;
Da in der Mitte im heiteren Saal
Stünd grade ein hübsches Frühstücksmahl.
Wollt' Jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der Eine schlich in dichte Lauben,
Der Andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt,
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte: die stünden alle frisch
Zusammen drin auf rundem Tisch
Und wären ihnen gar schön empfohlen.
Sie aber wollten sie selber holen;
Auch war der Letzte, wie eine Maus,
Fort, wohl zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.“

„Diese Verse, die Altmeister Goethe vor reichlich sechzig Jahren an „Die Originalen“ gerichtet, schienen vorahnend einem größeren Theil der Bewerber um den Kettler-Preis wie auf die Kappe geschrieben. Denn auch sie verschmähten das im heiteren Saal bereitete, einfache, gediegene Mahl, kröchen in dichtes Gebüsch oder kletterten nach hohen Aepfeln und Trauben, auf die Gefahr, keine oder nur unreife Früchte zu finden. Thäten so, vielleicht weil ihnen die Anstrengung und Arbeit bei diesen Beschäftigungen besonders gefalle, vielleicht auch weil sie hofften, durch Kriechen oder Klettern die Blicke des Publikums leichter auf sich zu lenken.

„Habe demnach das Preisausschreiben seine Absicht im Wesentlichen gleichwohl erreicht und zu einem frischen, eigenartigen Wettbewerb die Anregung gegeben, der eine ansehnliche Bereicherung der Galerie des geschätzten Preisstifters verspreche, so sei doch das Eine dabei merkwürdig, zum Nachdenken anregend und nicht zu übersehen: So viele Gruppen eine Zeit wie die unsere, in der jeder ganz nette, harmlose Gedanke sofort, gewissermaßen epidemisch, zur Schul- und Gruppenbildung verführe, auch hier wieder an's Tageslicht gefördert habe, eine Gruppe sei eigenthümlicher Weise garnicht vertreten. Die Gruppe nähmlich von Künstlern, die durchdrungen zwar von Ehrfurcht, Verständniß und Hingabe an Alles, was die Gegenwart und Vergangenheit Großes geleistet, doch frei von jedem Dogma, frei von altem und neuem Buchstabenglauben, frei von jeder Schulmeinung oder Schablone, frei von jedem Vorurtheil, selbst von dem, das Maß und Zügel mit Vorurtheilen verwechselt — frei, mit einem Worte, von jedem nicht zur Sache gehörenden äußeren oder inneren Zwange, nur dem lauschten, was ihnen die eigene Künstlerseele eingebe und spreche, um dann in edler, stolzer Selbstsicherheit die That der Freiheit zu üben, in der die Kunstleistung doch vor Allem bestehe! Diese Gruppe, so wünschenswerth ihr Vertretensein, fehle vollkommen. Zwei Werke allerdings seien vorhanden, die etwas Besonderes darstellten und, wie die Kommission durch deren gesonderte Aufstellung auch gekennzeichnet habe, in den Rahmen der übrigen Darbietungen und Gruppen nicht paßten. Es handle sich — kein Geheimniß übrigens für aufmerksame Ausstellungsbesucher! — um Kurt Laßnigs „Ruhende Venus“ und den „Abendstern“ Harald Formers. Aber so werthvoll auch diese beiden Werke zweifellos seien, so sehr sie sich von den übrigen Arbeiten, die das Mittelmaß eben erreichten oder knapp überschritten, in ihrer den Durchschnitt überragenden Bedeutung auch unterschieden, so sehr sie mit Recht die Aufmerksamkeit der Kritik und des Publikums auf sich vereinten, auch sie seien, jedes nach seiner Art und nach verschiedener Richtung, nicht vollständig frei!“

Soweit die Kritik. — Mochten die Anschauungen der Leser über die Urtheile in dieser Kundgebung auch weit von einander abweichen, Niemand konnte bestreiten, das Thatsächliche war in zutreffender Weise gegeben. Wenn also Kettler den Wunsch geäußert hatte, daß auch die Oeffentlichkeit

in gewisser Weise an dem Urtheilsspruch Mitwirkung übe, so war diese Absicht erreicht: — Kritik und Publikum hatten in ihrer großen Mehrheit für Former und Laßnig entschieden.

Weniger einig als über die Vorfrage schienen die betheiligten Kreise über die Hauptfrage, wem von den beiden Batrachiern Preis und Siegerpalme gebühre. Viele waren der Meinung, Laßnig habe die größere Aussicht. Und nicht mit Unrecht. Sein Werk war populär wie er selbst; es wurde unter den sogenannten Perlen der Ausstellung an erster Stelle genannt. Ueberdies befanden sich unter den Preisrichtern mehrere seiner persönlichen Freunde, und es lag nahe, daß diese Herren, ohne parteiisch zu sein, geneigt sein würden, der Arbeit des Freundes besonderes Interesse und Wohlwollen zu widmen.

Doch nichts berechtigte einstweilen zu einem abschließenden Urtheil. Nur Eines schien sicher. Es war, als solle des Friesen Vorhersage zutreffend werden: das alte Haus der Batrachier schien in der That im Begriffe, sich mit neuem Ruhm zu bedecken.

* * *

Laßnig hatte anscheinend keinen Grund zur Beschwerde. Seine Aussichten lagen zum mindesten nicht ungünstig.

Von Vielen wurde er schon jetzt als Sieger beglückwünscht und war, wie gewöhnlich, verwöhnt und gefeiert. Aber des so schmeichelhaft im Mittelpunkt des Interesses stehenden Mannes hatte sich eine merkwürdige Verstimmung bemächtigt.

Wie eine akute Erkrankung sei es über ihn gekommen! — so grollte es in ihm unter allen Zeichen rathlosen Ingrimms. Diese Konkurrenz! Welcher böse Genius hatte ihn veranlaßt, sich mit ihr zu befassen! Hatte er es vorgezogen, sich vom Strome treiben zu lassen, war das Streben nach Erfolg für seine Richtung gewiß nicht ohne Einfluß gewesen; sein Künstlerthum war ihm doch einwandfrei, ehrlich und über jeden Zweifel erhaben erschienen. Und nun? Unselige Konkurrenz, unseliger Friese, der diese Generalprobe ersann.

Deutlich und höchst unerfreulich standen die Vorgänge jenes Morgens vor seiner Seele; noch jetzt fühlte er die ungeduldige Wallung, die ihn damals plötzlich und unwiderstehlich ergriffen. Bei ihm selbst hatten die Freunde wortreich bewundert, bei Former hatten sie ergriffen geschwiegen! Wie hell hatten Doblacher und Hausung, ehrliche Freunde, denen nichts ferner lag, als ihn herabsetzen zu wollen, bei Former, gelobt und wie schienen sie auch im Tadel ein Lob zu verbergen; wie mißtönig dagegen hatte das Lob geklungen, das sie der ruhenden Venus gesprochen, und wie bezeichnend war der fatale Tadel darin enthalten, den sie scheinbar verschwiegen!

Hatten Sie Recht? War er wirklich nur ein Werker, kein Künstler? War seine Arbeit in Wahrheit nur klug ersonnenes Handwerk? Würden

die Beschauer in seiner Venus wirklich mehr das Weib als die Kunstleistung sehen? Wahrlich, er war nicht gesonnen, sich für einen Handwerker, im besten Falle für einen Handwerkskünstler zu halten; war nicht gemeint, den Tänzerinnen und Balletschönen in das leichtgeschürzte Handwerk zu pfuschen!

Aber wie war es gekommen, daß er, der sich für einen Olympier gehalten, er, der früher jedes Urtheil, wie immer es gestaltet sein mochte, gelassen ertrug, in diesem Falle so rasch und widerstandslos dem Angriff erlag? Hatte der Stoß nur eine schon lange unter der Schwelle vorhandene schwache Stelle getroffen? War er unvermerkt an einem Wendepunkte seiner künstlerischen Entwickelung angekommen gewesen?

Olympier! — man konnte den schönen Gedanken mitleidig belächeln. Mit der Sicherheit eines Traumwandlers war er einhergeschritten auf seiner eingebildeten Höhe. Ein Wort, eine Geste hatten genügt, ihn aus seiner armselig-selbstgefälligen Täuschung zu reißen!

Wohl, er verwünschte diesen ganzen unerfreulichen Aufwand! Aber was immer er unternehmen, welche List er auch anwenden mochte, die Gedanken eilten mit jener fatalen Beharrlichkeit, die ihnen bei solchem Beginnen eigen zu sein pflegt, immer wieder nach der unerquicklichen Richtung. Wahrlich, es war Zeit, eine energische Anstrengung zu machen, um sich aus diesem mißlichen Kreislauf zu retten!

Vor Allem Klarheit! — Der aus den staubfreien Lüften olympischer Höhen unversehens erdwärts geglittene Mann entschloß sich, freiwillig noch ein Stück weiter nach unten zu fahren. Was er früher erhaben belächelt und mit Achselzucken von sich gewiesen haben würde, dazu verstand er sich jetzt: — seine Arbeit sollte anders sein, sollte in anderer Weise wirken als das Werk Formers; gut, er wollte hingehen, beobachten, vergleichen und sich selbst überzeugen.

Von da ab sah man den Schöpfer der ruhenden Venus häufig in der großen Rotunde der Ausstellung. Aber es wurde ihm nicht ganz leicht, seinen Zweck zu erreichen. Die stillen Stunden des Morgens und des Abends boten nur beschränkte Gelegenheit zu den Beobachtungen, die er anstellen wollte, während der Hauptbesuchszeit aber ließ man ihn selten allein. Wo immer der beliebte Meister sich zeigte, da war er, wenn ihn die Männer freiließen, sofort von einem Kranz eleganter Damen umgeben. Diese Damen aber wollten mit „ihrem lieben Meister“ umherwandeln, um mit ihm gesehen zu werden oder um Urtheile von ihm zu hören. Das aber hatte dieser liebe Meister doch eigentlich garnicht beabsichtigt. Er mußte zart besaitete Gemüther kränken, leise Verwunderung erregen, da und dort selbst ein Stück seiner Volksthümlichkeit dahingeben, um sich frei machen und seinen Plan zur Ausführung bringen zu können.

Leider war das Ergebniß seiner Beobachtungen nicht, wie er gewünscht und gehofft hatte, befreiend! Hatten Doblachers und Hansungs Worte seine Phantasie unrettbar vergiftet, war sein Blick nur schärfer geworden,

oder war es überhaupt nicht rathsam für Künstler, sich mit ihrem Publikum zu genau zu befassen? Er war gekommen, zu vergleichen, sich den Beweis zu liefern, daß der Beschauer in seiner Venus ebenso nur das Kunstwerk sehe, wie in dem Abendstern Formers: — doch was sah er?

Diese jungen und angejahrten Lebemänner, die mit so eigenartig abschätzenden, sachkundig entzückten Mienen seine Venus umkreisten; Roßkämme auf der Pferdeausstellung mußten in Haltung und Blick sich etwa in gleicher Weise gebärden! — Dann jene anderen — Knaben, oft kaum der Schule entwachsen; Männer nach Haltung und Kleidung der verschiedensten Herkunft, neben allerlei weltlichen Hüllen, manchmal auch im Gewand eines Priesters — warum kamen sie, blieben stehen, kamen dann scheinbar zufällig wieder, gingen von Neuem, kamen dann nochmals? Raubthiere, die eine etwas bedenkliche, aber doch unwiderstehlich anziehende Beute umkreisen, würden sich etwa in gleicher Weise benehmen! — Dann endlich Jene, Kunstfreunde, Künstler, Kritiker, dem Beobachter fast alle persönlich bekannt, standen sie nicht vor der Venus und studirten sie mit Interesse zwar, aber mit einer Nüance, die bedenklich an Doblachers Wort von der Handwerkskunstleistung gemahnte?

Wie anders doch erschien das Ergebniß der Beobachtung vor dem Abendstern Formers! — Viele, die bei der ruhenden Venus lange verweilten und säumten, gingen hier mehr oder minder achtlos vorüber. Erinnerungen an Roßkämme oder beutelüsterne Raubthiere aber erweckten sie nie! Auch die Sachverständigen gaben sich anders; der Beobachter hätte ihr Verhalten vor der eigenen Arbeit ähnlich gewünscht. Und endlich die Jüngeren, Akademiker und angehenden Künstler; — wie oft sah er sie lange, lange mit glühenden, sehnsüchtigen, hungernden, fast neidvollen Augen wie gebannt vor dem Abendstern stehen, als wollten sie dem Werk sein ganzes, ein Ideal für sie einschließendes Geheimniß entreißen —; vor der ruhenden Venus dagegen? Gewiß, auch hier verweilten sie, das Werk mit Aufmerksamkeit zu betrachten, aber sie sahen es an, wie etwas Bekanntes oder etwas, mit dem man unschwer bekannt wird — den idealen Hunger im Blick, die Sehnsucht im Auge zeigten sie nie!

Auf den Höhepunkt der Verstimmung führte den in so wirkungsvoller Selbstherabschätzung begriffenen Mann endlich ein kleiner Vorgang, den der frühere Laßnig eine Lustspielscene genannt oder den er vielleicht mit dem Auge gestreift haben würde, ohne Weiteres darüber zu denken. — Eine elegante Gruppe, zwei Herren und eine Dame, betraten die Rotunde und näherten sich der ruhenden Venus. Der eine der beiden Männer, der beim Eintreten den Vorzug des Armes genossen hatte und der Gatte der Dame zu sein schien, schenkte dem Werk einige Augenblicke beifälliger Betrachtung und ging dann weiter. Die beiden Anderen blieben. Während sie anscheinend gleichgiltige Dinge sprachen, blickte der junge Mann, eine wohlgepflegte, selbstgefällige Erscheinung, harmlos scheinbar, aber so lange, daß man die Absicht

bemerkte, mit gleichsam tastender Bewunderung, träumerisch langsam von der Büste hinabgleitend, auf die Formen der Göttin. Dann sah er auf und streifte in gleicher Weise, mit einem Blick, der die Hüllen nicht achtete, die schlanke Gestalt seiner Begleiterin. Hatte sie es bemerkt? Eine leichte Röthe stieg langsam über ihre Wangen bis unter die Stirnlocken herauf, und während ihr Mund scheinbar gleichgiltige Worte formte, redete ihr Blick, der dem seinigen Stand hielt, eine andere Sprache; der Schatten unter ihren Lidern wurde einen Ton tiefer, in ihrem Auge aber erschien plötzlich ein glimmendes Leuchten, und wie ein elektrischer Funke sprang ein verstehendes Lächeln von hüben nach drüben.

Mißmuthig — er wußte nicht, ärgerte er sich nur über sich selbst oder auch über Jene, deren Handlungen und Gefühle ihn doch eigentlich garnichts angingen, — wendete sich Laßnig in diesem Augenblick ab und entwich, ohne den gewohnten Vergleich vor dem Werk Formers zu ziehen. Er hatte es ja nicht nöthig, sich noch weiter in Unkosten zu stürzen, denn er wußte doch Alles, glaubte wenigstens mehr als Alles zu wissen! Seine vergleichenden Beobachtungen aber, die er plötzlich mit dem Kosenamen „unwürdig“ belegte, stellte er ein und ward von Stunde an nicht mehr im Ausstellungspalaste gesehen. —

Diese vergeblichen Versuche eines unversehens Entgleisten, den Rückweg zu den angenehmen, bequemen Pfaden von früher zu finden, konnten die Zeit, sie, die niemals entgleist, natürlich nicht hindern, einen weiteren Abschnitt ihrer Bahn zu vollenden. Sie ließ hinter sich, mit ihrem gleichgemessenen sicheren, fühllosen Schritt, Stunden, Tage und Wochen und führte endlich den Morgen herauf, dem bestimmt war, über Sieg und Niederlage im Wettkampf um den Venus-Preis zu entscheiden.

Feierlich und mit entsprechender Würde ging die entscheidende Sitzung in Scene und brachte die kunstfreundliche Veranstaltung zum Ziele. — Nach einem letzten gemeinsamen Rundgang der Preisrichter, denen auch Kettler sich anschloß, durch die Rotunde, führten bereitstehende Wagen die Herren nach dem Heim des Preisstifters hinaus. In der Skulpturengalerie der Villa, zwischen erlesenen Bildwerken, Springbrunnen und erfrischendem Grün, war die Frühstückstafel bereitet. Nach beendetem Mahl schritt man zur Abstimmung. Sie war nach den Bestimmungen des Ausschreibens eine geheime.

Der Hausherr selbst präsidirte dem Vorgang und öffnete persönlich die in einer Urne gesammelten Zettel. Unter allgemeiner Spannung verkündete er das Ergebniß: — Former war mit Stimmeneinhelligkeit Sieger!

Dieser Ausgang mit seiner Einhelligkeit war nicht nur für das Publikum und die Preisrichter, sondern selbst für die Parteigänger des Abendsterns eine wirkliche Ueberraschung. Der Friese, der aus rein persönlichen Gründen — er schämte sich dieser kleinen Schwäche nicht — ge-

wünscht hätte, Laßnig als Sieger aus dem Wettstreit hervorgehen zu sehen, eilte, sich an maßgebender Stelle Aufklärung zu holen und stellte als Ursache des merkwürdigen Ergebnisses etwa das Folgende fest.

Unter dem Eindruck der Berathungen und Vorbesprechungen hatten sich die Preisrichter gegenseitig im Verdacht einer gewissen Hinneigung zu Laßnig. In Wahrheit war bis zur Urtheilsfällung nicht einer vollständig mit sich im Reinen. Am liebsten hätte man Beide gekrönt; Jeden halb oder den einen drei, den anderen fünf Achtel. — Aber das war doch nicht möglich.

In dieser Noth, so berichtete ein Laßnig intim befreundeter Preisrichter dem Friesen, habe er, im Stillen der Annahme und Hoffnung, daß Laßnig doch die Mehrheit auf sich vereinigen werde, es vorgezogen, für seine Person sein Gewissen zu salviren und für Formers strenger gerichtete Arbeit zu stimmen. Das Gleiche hätten aber, soweit er habe feststellen können, auch die übrigen Richter gedacht und gethan; und so sei denn Laßnigs vollständiger Abfall und Formers einstimmige Krönung die nothwendige und logische Folge gewesen.

## VI.

Former, der „glorreiche Sieger" und in so schmeichelhafter Weise Gekrönte, freute sich seines Erfolges, aber er trug ihn mit Würde. Als Laßnig — seit der Generalprobe war die Verbindung zwischen den beiden Werkstätten wieder eröffnet und das Verhältniß begann wieder das alte zu werden — unter den Ersten drüben erschien, um seinen Glückwunsch zu sagen, behauptete der Sieger ohne Zögern und anscheinend ernsthaft, es müsse wohl ein Versehen der Preisrichter vorliegen. Der Abendstern sei ja gewiß keine ganz schlechte Arbeit, die ruhende Venus aber sei ein Meisterwerk; ein Meisterwerk, das ihm jeden Tag mehr imponire. Wäre er Preisrichter gewesen, er hätte für die ruhende Venus gestimmt.

Diese Kundgebung war Laßnig nicht ganz ernsthaft erschienen; er hatte erwidert, das sei doch wohl nur Scherz. Immerhin mußte er zugeben, daß es Former gelungen war, die edel-bescheidenen Worte mit vollkommen ernster Miene zu sprechen.

Trug der Sieger also seinen Erfolg mit diskreter zurückhaltender Würde, so konnte der „glorreich Besiegte" dagegen sich nicht gleich edlen Anstandes rühmen. Er befand sich in schlechtester Laune und schien auch durchaus nicht gewillt, der Mitwelt diese Laune zu hehlen. Es war ihm natürlich klar, daß es aus dekorativen Gründen für ihn zweckmäßig gewesen wäre, gerade jetzt ein heiteres Antlitz zu zeigen, aber er konnte sich nicht zu dem nöthigen Aufwand nach dieser Richtung entschließen. So glaubte die Mitwelt, die in ihrer großen Mehrheit für die ruhende Venus und gegen die Entscheidung des Preisgerichts war, einen durch seinen Mißerfolg in ihr unverständlicher Weise verstimmten Mann vor sich zu haben;

und das trug nicht dazu bei, seine Laune zu heben. Er konnte und wollte selbstverständlich nicht hingehen und sagen: Werthe Herrschaften, Genossen und Freunde, Ihr seid auf falscher Fährte! — aber die allgemeine Annahme war gleichwohl, wie so häufig, ein Irrthum. Sein Unheil lag nicht in dem äußeren Mißerfolg und dem Urtheil der Preisrichter, sondern in dem eigenen Zweifel an dem Werth seines Schaffens. Der Entgang der Preissumme aber konnte ihn, selbst wenn er gezwungen gewesen wäre, auf dergleichen Rücksicht zu nehmen, nicht mehr berühren. War er doch in der Lage, wenn er nur wollte, das Gleiche und mehr für sein Werk zu bekommen.

In der That war der Wettbewerb um den Besitz der ruhenden Venus schon ein sehr reger. Ein Kunsthändler der Hauptstadt hatte den Anfang gemacht. Nach ihm trat Fürst Tschikow, der bekannte in Wiesbaden ansässige Sammler, auf den Plan und suchte sich durch das Doppelte der von jenem gebotenen Summe den Vorrang zu sichern. Ein Amerikaner, der das Gleiche beabsichtigte, stellte zehntausend Mark mehr zur Verfügung. Tschikow erfuhr es und ging sofort um fünftausend darüber hinaus.

Schließlich war auch Michael Pherussi auf dem Kampfplatz erschienen. Ein Briefchen von seiner schweren, charakteristischen Hand hatte seinen sofortigen Besuch in Aussicht gestellt. Die Venus, schrieb er, müsse natürlich sein Eigenthum werden.

Hübsch, das Ganze, — genau wie beim Pferdehandel oder auf dem Markte der Sklaven! dachte Laßnig, als er dieses Schreiben, das er, im Begriff zum Mittagtisch zu gehen, in seinem Kasten gefunden, während einer Eßpause noch einmal überflog.

Seine Laune hatte sich in den jüngsten Tagen offenbar nicht entscheidend gebessert. Doch was half es? Als er vom Tische zurückkehrte, sah er Pherussis Gespann natürlich schon vor der Thüre.

Eben überlegte er, ob es nicht zweckmäßig wäre, einen kleinen Umweg zu machen, um den Anträgen des Gönners wenigstens für heute noch zu entfliehen, und unwillkürlich machte er schon eine Bewegung wie zur schleunigen Flucht: da erschien der Gewaltige, der drinnen verschlossene Pforten gefunden hatte, wieder unter der Thüre, erblickte ihn, eilte auf ihn zu, ergriff ihn am Arm und zog ihn unter lebhaften Gebärden mit sich in den Hausflur hinein.

„Abgefaßt, lieber Meister,“ rief er mit seiner etwas angefetteten Stimme, „abgefaßt! Nu, wie geht es? Vernachlässigen sträflich bewährteste Freunde! Lassen sich gar nicht mehr sehen! Was ist; — was haben Sie doch?“

Der dicke, bewegliche Mann nahm den Kneifer ab und rückte dem Künstler mit seinen Alles gewissermaßen ergreifenden knopfartigen Augen ziemlich nahe an das Gesicht. — „Ja,“ wiederholte er lachend, „abgefaßt! Berg kommt wieder einmal zu Mohammed, kennen den alten Witz . . ., denn wir nehmen nichts übel! Aber haben Sie vermißt; — alle! Gesell=

schaft vermißt Sie; ich vermisse Sie; Laura vermißt Sie! Sie aber verschwunden —; einfach verschwunden! Nun sagen Sie blos, was haben Sie denn?!"

„Was ich habe? Nichts, das ich wüßte, verehrter Freund und Gönner! Aber — wollen Sie nicht etwas näher treten?"

„Danke, danke; bin etwas pressirt! . . Haben nichts? Schön, schön, um so besser; dachte schon! . . . dann also zum Geschäft! Schrieb Ihnen: Venus! . . . Weiß schon, weiß schon, weiß Alles, natürlich! Drei Angebote; wie hoch bietet der Fürst?"

Laßnig zögerte einen Augenblick. Pheruſſi half ihm.

„Fünfunddreißigtausend," rief er, „weiß schon; will auch noch mehr geben! Ich aber gebe vierzig, vierzig und so weiter! Venus gehört natürlich mir; aus alter Freundschaft! Meine Freunde wollen sie; Laura will sie. Und ich, hä-hä" — er lachte vielsagend —, „ich will sie auch! Famoses Weib . . ., will sagen, famose Leistung! Beneide Sie, Verehrter, ja, beneide Sie wirklich! Haben das doch sicher nicht ganz aus der Phantasie geboren. Muß ein Modell sein . . . hä-hä! . . ein Modell! . . Könnten mir was darüber verrathen; aus alter Freundschaft! Uebrigens, eigne Schuld! Warum hab' ich so lange nicht im Atelier nach dem Rechten gesehen! . . Nu, hätten mir wahrscheinlich doch nichts gezeigt, kleiner Schäker! Verstehe, sind diskret! Aber das Weib . . ., will sagen, die Venus, muß ich natürlich haben. Vierzigtausend und weiter, wenn nöthig! Freunde wollen sie; Laura will sie; ich will sie —; vierzigtausend und mehr!"

Laßnig beschloß, sofort klare Stellung zu nehmen.

„Ihr Wunsch, verehrter Freund," sprach er, „soll mir Befehl sein! Vorausgesetzt . . . vorausgesetzt, daß ich überhaupt verkaufe, natürlich!"

Pherussi stand, als habe er nicht richtig begriffen.

„Nu . . . nanu," rief er, „Mann, was ist das mit Ihnen? Wußte doch: ist etwas nicht in Ordnung mit Ihnen! Weiß auch was! Geschichte mit diesem Kettler natürlich —"

„Mit Kettler, . . . welche Geschichte? Sie irren, Verehrter, es ist Alles in Ordnung!"

„Verstehe, verstehe; verstehe vollkommen! Wollen es nicht zugeben, natürlich . . . sollen auch nicht! Ist aber doch so! Die Gesellschaft weiß es; Laura weiß es; ich weiß es —"

„Was wissen Sie denn, geschätztester Gönner?"

„Alles weiß ich, mein Lieber, Alles natürlich! Ihr —" Michael unterdrückte gerade noch rechtzeitig das ominöse Wort „Durchfall" —, „Ihr Mißerfolg ist Ihnen in die Krone gefahren! Mit Unrecht, mit Unrecht, sage ich Ihnen! Handelt sich ja gar nicht um Sie! Gilt ja mir! Alles nur angestellt von diesem Kettler, um mich zu ärgern!"

Laßnig sah nicht übertrieben verständnißvoll aus. — „Um . . . Sie zu ärgern?"

„Jawohl! effektiv nur, um mich zu ärgern! . . . Der ganze Mensch ist überhaupt nur da, um mich zu ärgern!“

„Das ist ja merkwürdig!“

„Was merkwürdig! Sie glauben mir nicht?! Aber ich sage Ihnen, ist doch so! Alles, was der thut, stellt er nur an, um mich zu ärgern. Natürlich, Majoratsherr, Herrenhausmitglied —“

„Dafür kann er nicht!“

Pherussi sprühte. — „Kann er nicht?! Da kennen Sie den aber schlecht; der kann für Alles! . . . Und Alles, was er kann, thut er nur, . . . effektiv nur, um Pherussi zu ärgern . . . zu überstrahlen!“

Laßnig unterdrückte ein Lächeln. „Ich glaube,“ meinte er, „Sie thun Herrn von Kettler doch Unrecht!“

„Unrecht, diesem! Der Mann ist mein Unglück! Was ich nur denke, das thut er schon. Ich denke an eine Preiskonkurrenz, er macht sie! Ich habe Sie, Sie nehmen es nicht übel, gegründet; er gründet den Former —“

„Das haben die Herren Preisrichter gethan!“

„Ach! die Herren Preisrichter . . . das kennt man!“

„Die Herren haben ganz unparteiisch geurtheilt.“

„Nu, Kettler wird schon den nöthigen Hochdruck gebraucht haben! Aber passen Sie auf, jetzt bin ich an der Reihe. Jetzt mache ich meine Konkurrenz. Und den Preis darf Niemand erhalten, als Sie!“

„Dann ist es ja aber gar keine Konkurrenz.“

Pherussi nickte bedeutungsvoll. „Muß man zu machen wissen, mein Lieber!“

Laßnigs Gesicht war einfach ein Bild. — „Sie wollen die Herren doch nicht etwa be . . . einflussen?“

„Beeinflussen?! Ihr Künstler seid doch zu nette und harmlose Menschen. Warum denn so harte Ausdrücke gebrauchen? Beeinflussen?! Thun wir natürlich nie! Wir drücken durch. Wir sind Diplomaten! Ja —“ Michael kniff das linke Auge zusammen, was seinem Gesicht etwas ungemein Vielsagendes gab, — „noch mehr, wir sind die —“ er betonte das Wort, — „die Diplomaten! Es giebt nämlich, wie ich Ihnen verrathen kann, zwei Arten von Diplomaten. Die einen, die politischen, sagen, sie seien welche, sind's aber häufig nicht. Die anderen, wir von der Finanz, sind es wirklich, sagen es aber nicht. Beeinflussen?! Ach, Sie Unschuldslamm, wer sich dergleichen ablauschen läßt, der gehört nicht zu uns; fort mit ihm! Aber machen, — machen, durchdrücken —; das thun wir und Alles! . . . Und was wir machen, das können Sie mir effektiv glauben, das hat dann auch Hand und Fuß!“

Laßnig schüttelte etwas bedenklich den Kopf. „Ich glaube doch nicht,“ meinte er, „daß Sie dergleichen . . . durchdrücken können.“

„Und ich glaube, daß Sie in der Beziehung eben zu unschuldig sind, lieber Freund! . . . Nu also, die Venus gehört mir —; das ist das

Nächste! Vierzigtausend — und wenn es dem Kettler einfallen sollte, darauf zu bieten, jedesmal fünftausend mehr. Und sagen Sie ihm eventuell: ich ließe ihn grüßen, aber die Venus bekäme er nicht! . . . Dann Konkurrenz mit Ihnen als Gekröntem; machen wir —; machen wir Alles! . . . Vor Allem aber lassen Sie sich 'mal wieder sehen. Laura erwartet Sie. Werde Sie anmelden für morgen Abend! Und die Geschichte, den kleinen Reinfall mit diesem Kettler, schlagen Sie sich nur aus dem Kopf . . . ist ja doch Alles Mache!"

Der starke, bewegliche Mann legte dem Künstler beinahe zärtlich den Arm um die Schulter, wobei dem so Ausgezeichneten ein Seelenduft, gemischt aus Parfüm, Haaröl, leisem Fettgeruch und dem Nachhauch einer vortrefflichen mit Laffitte begossenen Mahlzeit, entgegenströmte, dann eilte er mit merkwürdig behenden Schritten dem Ausgang zu. — „Adieu, lieber Meister," rief er schon im Einsteigen, „und also morgen Abend! Werde Sie, wie gesagt, anmelden bei Laura! Und immer vergnügt und munter . . . ist ja doch Alles nur Mache hienieden!"

Die Pferde zogen an. Nach einem letzten freundlichen Nicken rollte Michael auf den leisen Sohlen seiner Gummiräder davon. —

Laßnig hatte den Flur wieder betreten und ging langsam und nachdenklich an dem jetzt einsamen Froschpfuhl entlang, um sich nach seinem Atelier zu begeben. Noch lag etwa die Hälfte des Weges vor ihm, da tönten von der Thüre her bekannte, gewichtige Schritte. Es war der Friese. Er kam von draußen und hatte Pherussi wegfahren sehen.

„Nun," forschte Wilms und schob seinen Arm vertraulich unter den des Genossen, „darf man gratuliren? Hast Du verkauft?"

„Verkauft, wieso? . . . weiß nicht, ob ich einstweilen überhaupt Lust dazu habe."

Der Friese that, wie vorher Pherussi. Er faßte den Urheber dieser ihm bedenklichen Worte schärfer in's Auge. — „Du weißt nicht, ob Du einstweilen überhaupt Lust dazu hast —"

„Nein."

„So?! . . . Jung, Jung, höre, Du gefällst mir nicht recht. Diese Konkurrenz ist Dir —"

„Was ist sie denn? Bei Minerva —" Laßnig legte die Hand beschwörend auf den Arm des Genossen —, „halt' ein! Oede mich nicht auch Du noch mit dieser fatalen Geschichte!"

„Das werde ich mir doch zunächst noch ein bischen überlegen!" knurrte der Friese. „Mensch, was machst Du uns da für unglaubliche Streiche!"

„Gar keine mache ich! Ihr aber, liebe Freunde, langweilt mich mit dieser Konkurrenz, und zwar in erheblicher Weise! Eben noch sang mir der edle Pherussi das gleiche reizvolle Lied —"

„Wird wohl seine Gründe gehabt haben; der Mann weiß sonst genau, was er will! . . . 's ist etwas nicht in Ordnung mit Euch!"

„Ich bin schlechter Laune, gewiß; aber aus anderen Gründen. Das ist das Ganze! Kann man denn nicht 'mal zufällig schlechter Laune sein?! . . . Außerdem trag' ich mich mit Reisegedanken."

Dem Friesen erschien diese Beweisführung zum Mindesten etwas sprunghaft. Abermals sah er forschend herüber. „Und darum willst Du Deine Werke nicht mehr verkaufen? Kind, ein Reisender braucht Geld. Also verkaufe dieses Mal noch!"

„Weiß noch nicht, was ich thue! . . . jedenfalls ist das Ding keine vierzigtausend werth!"

Der Friese hob die Augen zum Himmel. „Nicht vierzigtausend werth! Mein Kind, das sind Liebhaberpreise. Hast Du noch nie von Liebhaberpreisen gehört? Sei froh, daß man dergleichen für Deine Arbeit bezahlt!"

„Ich liebe aber diese Art von Liebhaberpreisen nicht."

„Du liebst diese Art von Liebhaberpreisen nicht?! . . . Freund, Du bist krank!"

„Mag sein, daß Dir das so vorkommt, und daß der Schein für Deine Annahme spricht! Aber Du irrst! Leider kann ich Dir jetzt die nöthige Aufklärung nicht geben."

„Dann gieb sie mir später! Inzwischen, mein Junge, laß Dich erweichen. Nimm den Liebhaberpreis und die Vierzigtausend diesmal noch mit! . . . Und was die schlechte Laune anbelangt, da weiß ich ein vortreffliches Mittel. Wollte Dich ohnehin schon davon unterhalten! Wann gedenkst Du das versprochene Convivium zu rüsten? Vielleicht gelingt es uns, Dich zu erheitern und Deine schlechte Laune zu bannen!"

Laßnig lächelte. „Das glaube ich schwerlich. Aber sei es darum. Ich habe mein Versprechen gegeben; also je eher, je lieber! . . . Morgen muß ich zu Pherussi. Laura, behauptet er, erwartet mich. Ich fürchte, sie könnte leicht etwas Besseres thun. Also übermorgen vielleicht —"

„Recht so! Wen wollen wir laden?"

„Kommst Du heute in den Verein?"

„Natürlich."

„Gut, dann will ich auch 'mal wieder erscheinen, . . . laß' uns dort das Nähere überlegen!"

* * *

Der Friese stieg nach der Werkstätte hinauf. Laßnig schickte sich an, die seinige zu betreten. Seine Haltung war zögernd. Er wußte, Lisbeth würde ihn, wie gewöhnlich, zum Kaffee erwarten, und er hätte vorgezogen, jetzt für einige Zeit sich selbst überlassen zu bleiben. Diese Gesellschaft war ja gewiß beneidenswerth und unter anderen Umständen reizvoll genug. Aber der Schöpfer der ruhenden Venus war in letzter Zeit durchschnittlich nicht in der Verfassung, das Urbild seines Werkes gebührend auf sich wirken zu lassen. Er neigte wenig zu Scherz und heiterem Plaudern; und auch

zum Schaffen — selbst bei so glänzender Anregung — war er nur selten in Stimmung. —

Kräftiges Aroma gut bereiteten Kaffees, vermischt mit dem Duft einer verständnißvoll gewählten Cigarette, empfing den Eintretenden. Der Kaffeetisch, Eleganz und Geschmack in der Anordnung verrathend, war im zweiten Empfangszimmer gerüstet. Lisbeth selbst ruhte in einem Amerikaner, rauchte und las.

„Nun," forschte sie mit einem raschen Blick auf des Eintretenden umwölkte Stirne, „immer noch in der Tragik?"

Der also Begrüßte lächelte etwas gezwungen. — „Ach, diese Tragik! Alle Welt spricht, scheint mir, von nichts Anderem mehr. Bei Dir wenigstens hatte ich Anderes zu hören gehofft!"

Franz Erdringers Tochter nahm einen Zug aus ihrer Cigarette und sah den Nähertretenden mit einem merkwürdig sachlichen, ruhig prüfenden Blicke an. Die letzte Entwicklung des Mannes gefiel ihr durchaus nicht. Für das, was sie unelegante Launen nannte, hatte sie, diese elegante Laune der Schöpfung, leider sehr wenig Sinn.

„Laß die Tragik fahren," meinte sie endlich langsam, dann hörst Du nichts mehr von ihr! Ich dächte, ein Mann wie Du, wäre über dergleichen doch wahrhaftig erhaben!"

„Ueber wessengleichen?"

„Ueber dergleichen!"

„Das verstehe ich nicht."

„Doch, Du verstehst mich; Du hörst nur nicht gerne davon! . . ." Ein Mann wie Du, ich wiederhole es, fühlt sich über dergleichen erhaben."

„Erhaben! Du ahnungsloser Engel, Du!"

„Ahnungslos? Du scherzest und citirst dabei absichtlich falsch! . . . Aber lassen wir das! Was brachte der Friese; ich hörte seine Stimme. War nicht auch Pherussi da?"

„Beide."

„Nun?"

„Pherussi wünscht die Venus. Wilms wünscht, daß ich ein Gastmahl rüste, das ich, wie Du weißt, einst unvorsichtig versprach."

„Und — giebst Du Venus und Gastmahl?"

„Die Venus behalt' ich einstweilen; das Mahl werde ich geben."

„Wann?"

„Uebermorgen Abend wahrscheinlich."

„Auch für die Damen?"

„Das will ich heute Abend mit Wilms überlegen. Sie waren dabei, als wir die Verabredung trafen —"

„Aber ihre Beiziehung ist nicht unbedingt nöthig?"

„Nein, unbedingt nicht."

Lisbeths Blicke fingen an, sich zu beleben. „Lasse sie weg," schlug sie vor, „dann will ich präsidiren!"

„Du? . . . würde Dir das denn Spaß machen?"

„Du heuchelst Verständnißlosigkeit! Natürlich wird es mir Spaß machen! Hier ist eine Gelegenheit zur Revanche! . . . Nimm Du die Gelegenheit und gieb mir die Revanche!"

„Hübsch gesagt, aber ich verstehe wieder nicht ganz."

„Dann heuchelst Du wieder! Nimm Dir ein Beispiel an mir, — ich bin die Offenheit selbst."

„Das Zweite dürfte . . . gelegentlich stimmen."

„Immer stimmt es! Du sollst Dich sofort überzeugen: — Dein Wesen in letzter Zeit ist, wie ich Dir nicht verhehlen will, in der That etwas angreifend! Es gleicht — furchtbarer Gedanke! — einigermaßen dem meines lieben Schwagers, dieses überaus langweiligen —"

„Danke! . . . und dafür soll ich Revanche geben?"

„Natürlich . . ., ein so heller Kopf wie Du müßte den Grund doch sofort begreifen; aber Du bist eben leider tragisch geworden!"

Lisbeth sprach es, erhob sich und schickte sich an, die Tassen zu füllen. „Komm," meinte sie überredend, „ergreife eines dieser vorzüglichen Polster zu behaglicher Ruhe! Hier ist Mokka, selbst bereitet; genieße ihn mit Verständniß und sei erhaben, groß, freundlich, friedlich und . . . nur etwas vernünftig!"

Laßnig war, unwillkürlich gefesselt, dem Reiz ihrer Bewegung mit dem Blicke gefolgt, jetzt lächelte er leicht. — „Erhaben, groß, freundlich, friedlich und etwas vernünftig, das ist etwas viel! Nun, ich will sehen! Jedenfalls, als ich Dich soeben Deines Amtes walten sah, fand ich, daß Du reizvoll bist und siegreich wie immer!"

„Siehst Du!"

„Ja," seufzte er, „möchte wohl wissen, warum man Euch so reizvoll, anscheinend so harmlos lieblich und doch in Wirklichkeit oft gar nicht so ganz . . . harmlos gestaltet hat!"

„Das möchtest Du wissen?"

„Ja."

„Ich auch!" lachte sie. „Uebrigens weiß ich etwas, das für Dich noch wichtiger wäre!"

„Darf ich das nicht auch wissen?"

„Gewiß! Was thäte ich nicht, um Dich zufrieden zu stellen! Du solltest," sprach sie harmlos und sah ihm mit einem ruhigen Blick in die fragenden Augen, „Du solltest Dich mehr um die Voraussetzungen bekümmern, unter denen wir, die Lieblichen und, wie Du so richtig bemerkst, so gar nicht immer ganz Harmlosen, Euch hold, gewogen und gnädig sind."

„So . . .?"

„Ja . . .!"

„Du bist eine . . . aufrichtige Freundin!“

Lisbeth ergriff eine Cigarette, rauchte sie an und reichte sie ihm. — „Gewiß, wie ich Dir sagte, das bin ich; die Offenheit selbst! . . . Doch nun nichts weiter davon! Laß uns die Arrangements für Dein Gastmahl besprechen. Ich will die Inscenirung gern übernehmen.“

„Nett von Dir!“ nickte Laßnig, denn dieser Vorschlag kam ihm gelegen. „Das nehme ich gerne an. Sprich mit meiner vortrefflichen Hausperle. Ich selbst bin bereit, mit Wilms als Eure Unterstützung zu fechten.“

„Aber Du mußt auch vernünftig sein! Laß die Grillen fahren —“

„Dergleichen meinte der Friese ungefähr auch —; er hofft, meine Stimmung durch das Gastmahl zu heben.“

„Siehst Du! . . . Der Friese ist ein vernünftiger Mann. Er soll Recht behalten. Ernst ist das Leben, heiter sei die Kunst!“

„Das paßt hier nicht recht; umgekehrt müßtest Du sagen!“

„Umgekehrt? . . . auch gut; Noch besser allerdings gefiele mir: Heiter sei das Leben, heiter auch die Kunst!“

„Die Heiterkeit der Kunst, mein Kind, ist eine tiefernste Sache!“

„Schwerfällig gewordener Mann! Kannst Du denn wirklich gar nicht mehr anders? Du warst doch früher nicht so!“

„Meinst Du?“

„Das weiß ich, sonst . . . und es stand Dir auch besser! Versuche es doch, wieder der Alte zu werden —; und sei inzwischen . . . etwas vernünftig!“

„Nur etwas?“

„O, das würde lange genügen!“

Lisbeth lachte, es war ein triumphirendes Lachen; und einen Augenblick erinnerte ihr Ausdruck überraschend an den der ruhenden Venus. — „Dein Fest,“ sprach sie melodisch, „soll groß werden, sage ich Dir! Ich selbst gedenke mich glänzend zu amüsiren. Deine Freunde sollen es auch! Und wenn Du, Kurt Laßnig, einst ein vernünftiger, liebenswürdiger Mann und mit Recht gefeierter Künstler, den eignen Vortheil und meine Gnade zu schätzen weißt, so thust Du desgleichen!“

## VII.

Lisbeth Erdringer hatte ihr Versprechen in glänzender Weise gehalten. Voll Talent und Geschick für Alles, was sie mit Eifer angriff, hatte sie, unterstützt von Laßnig und Wilms, die als Festraum dienende Wohnung des Gastgebers geschmückt und alle Vorbereitungen in sachdienlichster Weise getroffen und nahm nun selbst, mit der ihr eigenen eleganten Einfachheit und berückenden Grazie gekleidet, als Königin des Festes die Huldigungen des angeregten Künstlerkreises entgegen.

Auch die Stimmung des versammelten Volkes rechtfertigte vollkommen Lisbeths Wunsch und Erwartung; sie war von Anfang gehoben und blieb

es. — Nur der Hauptbetheiligte, Festgeber und Hausherr entsprach den von verschiedenen Seiten auf ihn gesetzten Erwartungen nicht. Es wollte ihm nicht gelingen, sich mit den Vergnügten ehrlich zu freuen, wollte ihm nicht glücken, wie Lisbeth von ihm wünschte: erhaben, groß, freundlich, friedlich und vernünftig zu sein!

Der Mann glich einem lange an abschüssiger Stelle in die Erde gebetteten Stein, der, durch einen ersten Stoß von der stützenden Scholle getrennt, nun jedem Antriebe folgend und bald dahin, bald dorthin geworfen, zwischen Rollen und Wiederbeharren die sichere Ruhe bedauert, die ihm der feste Standort von früher verlieh.

All' sein Bemühen, unbefangen heiter zu sein und, während er den Hausherrnpflichten nothdürftig genügte, sich wie einst wirklich heimisch bei dem Gelage zu fühlen, blieb fruchtlos. Selbst der Wein, dem er reichlicher zusprach, als es sonst wohl seine Gewohnheit war, konnte ihn nicht in die nöthige Stimmung versetzen. Deutlicher als je fühlte er die Veränderung, die sich so rasch und tiefgehend in ihm vollzogen! Hatte er nicht vor Kurzem noch bei ähnlichen Gelegenheiten, der Seßhaftesten einer, getagt oder genächtet? Also, was war inzwischen geschehen? . . . Noch war er nicht so weit, der Wahrheit, die er dunkel wohl fühlte, in nüchternen Worten den Ausdruck zu leihen. Aber Eins vermochte er sich doch nicht zu hehlen: alle Anderen schienen ihm hier am Platze, er allein kam sich fremd, überflüssig und unheimisch vor; und eine gewisse Befriedigung nur gewährte ihm der Gedanke an die Verwirklichung der Reisepläne, mit denen er sich seit kurzer Zeit trug.

So war es etwa elf Uhr geworden. — Um diese Zeit, als die Lust der Festgenossen sich ihrem Höhepunkte zu nähern begann, war auch die Unlust und Verstimmung des Festgebers ihrem Höhepunkte nahe. Der Stein, der seine feste Anlehnung einmal verloren, machte Anstalt, wieder zu rollen. Laßnig hatte das Gefühl, er müsse fliehen, fort, hinaus auf die Straße. Wohin? Ach, er kam sich besessen vor, aber er fühlte, wußte gewiß: — dem Steine gleich, der vergeblich versuchen würde, der Anziehung, die ihn dahinriß, sich entgegen zu stemmen, mußte er gehorchen und dahin gehen, wohin es ihn zog — in die Ausstellung!

In die Ausstellung, jetzt? Gewiß und sofort! Dort war er am Platze, hier bedurfte man seiner nicht. Lisbeth präsidirte; er hörte eben ihre Stimme, ihr dem Lerchentriller ähnliches Lachen. Das Weitere mochte Former besorgen. —

Der gute Harold zog ein etwas erstauntes Gesicht, als er, bald darauf vertraulich zur Seite gezogen, von diesem eigenartigen Plane des Hausherrn erfuhr. — „Du willst fort,“ meinte er, „Du, die Hauptperson?“

„Jeder ist hier Hauptperson! Du aber, siegreicher Mann, bist es besonders!“

„Wo willst Du denn hin?“

„In die Ausstellung!“

„In die . . . Ausstellung, jetzt? Was willst Du denn da?“

Laßnig lächelte. — „Mondscheinstudien machen!“

„Na hör' 'mal, das ist aber wirklich eine Idee! Entschuldige, wenn ich das nicht sofort in seiner ganzen Breite und Tiefe verstehe! . . . Uebrigens, wenn es nicht anders sein kann und Du durchaus hin mußt, ich will Dich gerne vertreten! . . . In die Ausstellung, jetzt!“ — ein prüfender, etwas bedenklicher Blick streifte den Genossen — „wirklich, das ist nicht übel. Der gute Kurtius wird sich wundern, wenn er Dir öffnet.“

„Er wird sich zu fassen wissen, denke ich; — also fühle Dich ganz als Laßnig, soweit Du das durchsetzen kannst; und vertritt mich, bitte, so glänzend als möglich! Auf Wiedersehen, — adieu!“

* * *

Former hatte den verdienten Schlüsselbewahrer und Hüter hauptstädtischer Kunst doch nicht ganz zutreffend beurtheilt. — Als Laßnig die Glocke an der Pförtnerwohnung des Ausstellungspalastes zog und dem bald darauf Oeffnenden, der bei Pfeife und Zeitung noch aufgesessen hatte, sein Vorhaben enthüllte, schien der Brave, wenn überhaupt, doch sicher nur sehr mäßig verwundert.

Einst lange Jahre Pförtner an der Akademie der Künste, und auf seiner jetzigen, leichteren Stelle gewissermaßen im Altentheil, stammte Kurtius aus einer Zeit, in der die Künstler sich noch nicht so weltmännisch korrekt zu kleiden und sich äußerlich noch nicht so zahm zu geben pflegten, wie durchschnittlich jetzt. Aus seiner Blüthezeit an ganz andere Dinge gewöhnt, brachte der sich gewißermaßen als Kollege und Kunstgenosse fühlende Alte der Absicht des späten Besuchers also volles Verständniß entgegen. Mochte der beliebte Künstler, der hier schon wiederholt Jurymitglied gewesen war, und den er, Kurtius, schon als Akademiker gekannt hatte, wenn es ihm Spaß machte, ruhig auch zur Nachtzeit diese Hallen besuchen. Ausstellung, Gast und eigene Hüterpflicht würden ohne Schaden aus der Sache hervorgehen.

Der aufrechte Weißbart schritt also bereitwillig voran nach der von Laßnig als Ziel seiner nächtlichen Wünsche bezeichneten großen Rotunde, fragte, dort angekommen, ob er die Laterne zurücklassen solle, empfing, als dies verneint war, gerne den Obolus für einen guten Tropfen am folgenden Morgen und zog sich dann wieder zurück. —

Laßnig blickte dem sich Entfernenden mit träumerisch abwesendem Ausdrucke nach, bis der Schein der Laterne allmählich erblaßte . . . endlich völlig verschwand. Dann setzte er sich und warf einen flüchtigen Blick in die Runde. — Dicht vor ihm ruhte die Venus, das Werk seiner Hand. Formers Abendstern stand, in den Linien eben erkennbar, etwas zur Seite. Im Hintergrunde aber, vor einer Nische in der Mitte der Wand, ragten

auf erhöhtem Sockel mächtige Umrisse empor: — die Idealfigur der Göttin der Kunst.

Noch regte sich Leben in den benachbarten Hallen. Kurtius sprach mit dem dort seines Amtes waltenden Feuerwächter, wohl um ihm von der Anwesenheit des späten Besuchers Mittheilung zu machen, und ging dann weiter. Der Wachtmann kam näher, blickte herein und zog sich, seinen Rundgang fortsetzend, wieder zurück.

Wie riesengroße, steile, tiefschwarze Lapidarschrift auf blendend weißer Fläche, hob sich der Laut seiner Schritte aus dem akustischen Schweigen hervor. Hallende, von der tonbegierigen, jeder Schwingung hundertfach antwortenden Stille in's Uebermenschliche gesteigerte Laute. Sie werden kleiner. Weicher. Undeutlich. Wie halbverwischte Züge, nur noch ein verschwommenes Rollen ganz in der Ferne. Dann tiefes Schweigen — — leer das Blatt!

Unwillkürlich hatte Laßnig den Tonbildern gelauscht, und was sein Ohr vernommen, war in gigantischer Linienführung vor seinem inneren Auge erschienen. — Welche Stille! dachte er jetzt; — eine odemlose, steinerne Stille!

Er blickte sich um. Ungewiß, flimmernd und trügerisch erschien ihm das Licht. Wie eine gewaltige gespenstische Spinne, zusammengeballt gegen die Mitte der Rotunde, und mit ihren Fäden die Säulen und Pfeiler umgreifend, lag die Dämmerung über dem weiten Raum. Die Bildwerke schienen wie gefangen in den Maschen des düsteren Netzes. Nur an einzelnen Stellen drang der noch tief stehende Mond durch die Spalten der Vorhänge, und wo er erschien, da zerriß vor seiner silberblitzenden Waffe das graue Gewebe, und ein hell belichtetes Antlitz, ein schimmernder Arm, ein Torso tauchte aus dem Dunkel hervor.

Welche odemlose, drückende Stille! — Laßnig war dem lauten Feste entwichen, als müsse er hier, am Ausgangs- und Endpunkte seiner Kämpfe, in stiller Sammlung die Lösung des Zwiespalts in seinem Innern finden; — zweckloses Bemühen! Auch hier war keine Befreiung; im Gegentheil, sein ganzes Sein schien unter dem Alpdruck eines magisch-unheimlichen Zwanges. In rettungsloser Oede beherrschte der Druck, dem er zu entfliehen gedacht hatte, seine nach Freiheit und dem unbefangenen Gleichgewicht von einst verlangende Seele!

Mehr Licht! Wie langsam der Mond doch heraufkam! Oben hatten sich die Schatten hier und dort unmerklich gelichtet; unten schien die Dämmerung noch dichter geballt. Schwer und beengend lastete, drückte die Luft. Schwüle und Eiseshauch wehte aus ihr!

Welche unerträgliche Stille! — Dem einsamen Mann wurde es eng vor der Brust; er wollte aufspringen, um den Ton seiner Schritte zu hören, um lebendige Bewegung zu fühlen. Vergebens; er war wie gebannt!

Hatte das scheußliche Unthier dort auch ihn mit seinen Fäden um-

sponnen? Wälzte es sich nicht näher auf ihn heran? Lähmte es ihn nicht mit seinen glühenden, phosphorescirenden, unheimlichen Augen?

Unsinn! — das waren ja die Augen seiner eigenen Schöpfung! — Fort mit dem Spuk!

Mit neu erwachtem Vertrauen nahm Laßnig seine Kräfte zusammen, um sich zu erheben, seinen Blick wenigstens zur Seite zu wenden; — vergeblich! Unheimlich, starr und bezwingend ruhten die entsetzlichen Augen auf ihm; — diese Augen, die er so wohl kannte, diese Augen, die er selbst geschaffen, diese Augen, die das Unthier von ihm und seinem Werke gestohlen — —

Da ging es wie ein Klingen und ein Springen, wie ein Schnitt mit demantharter Waffe durch den Saal, ein voller Strahl des Mondes drang durch das Oberlicht und theilte die Dämmerung, und eine tiefe, wohllautende Frauenstimme erklang:

„Triff sie, zertrümmere sie! . . . befreie Dich von ihr!“

Laßnig fühlte, wie der Bann von ihm wich. Ein Ruck, ein tiefer Athemzug; es gelang ihm, den Kopf zu bewegen. — Wer war hier? Wer hatte zu ihm gesprochen?

Voll ruhte der Strahl des Mondes auf der Nische der jenseitigen Wand. Die hohe Gestalt der Göttin der Kunst schien einen Schritt nach vorwärts getreten. Ernst und eindrucksvoll blickte ihr weißes Auge unter den Schatten der groß geschwungenen Lider herüber —

„Triff sie! Befreie Dich! . . . sühne!“ wiederholte jetzt ihre tiefe, gebietende Stimme.

Seltsam!

Laßnig fragte sich, ob er denn träume. Aber wieder hatte die Göttin gesprochen, und der Blick ihres Auges heischte gebieterisch Antwort. — „Wen soll ich treffen?“ brachte er mechanisch hervor.

„Jene dort,“ gebot die Göttin, „das Weib auf dem Felle!“

„Wie kann ich,“ lautete die noch unter dem Banne des Unbegreiflichen zögernd und unsicher gegebene Antwort . . . „wie kann ich sühnen, indem ich frevle an meinem Werk?“

„Du hast,“ klang es zurück, „gefrevelt, als Du sie schufst!“

„Ich that, wozu mein Genius mich trieb!“

„Dein Genius —!“

Mit einer großen Gebärde erhob die Göttin den Arm — und die Wand der Rotunde theilte sich, und man sah hinaus auf die Stadt mit ihren Häusern, Thürmen und Dächern.

„Sieh' hin,“ rief die Himmlische, und ihre Hand wies die Richtung, „treibt Dich Dein Genius zu diesem? . . . Sieh' dort den Knaben, ihn flieht die Ruhe. Lange hat er mit der Neugier unreifer Regung Dein Bildwerk umschlichen. In ungestümen Wellen brandet sein Blut! . . . Du hast es vergiftet!“

„Was kann ich für sein Blut!“

„Und dort, sieh' den Priester; er kniet vor der Mutter der Gnaden und fleht um reine Gedanken. Aber ein anderes Bild, das Bild Deiner Venus, das er hier in sich aufnahm, ist stärker als die Macht seiner Bitte! — Es läßt nicht von ihm!“

„Seine — nicht meine Schuld!“

„Und dort, sieh' den alternden Epikuräer! Mit träumerischem Wohlgefallen folgt sein Auge den Perlen des Weines, von dem er eben geschlürft. Dem duftigen Schaum am Rande des Kelches entsteigt das Haupt Deiner Venus! Glaubst Du, daß seine Träume, Träume reiner Kunstbegeisterung sind?!“ —

„Was gehen mich dieses Mannes Sektträume an!“

„Und dort, das junge Weib! Sie lauscht dem werbenden Wort eines Mannes. Ihr Gatte ist fern; sie wird ihn betrügen! Weißt Du, wo der Keim gelegt wurde zu dem, was sich dort zuträgt? . . . Kennst Du sie wieder?“

„Was habe ich mit dieses Weibes Treue zu thun! . . . Nicht ich trage die Verantwortung, o Göttin, für das, was Du mir zeigtest; jene selbst haben die Schuld! Willst Du mir Schuld geben, so begrabe die Schönheit, vernichte auch die Meisterwerke der klassischen Kunst!“

Die Göttin schüttelte das Haupt. — „Wolle nicht,“ rief sie, „die Meisterwerke der klassischen Kunst Deinem Werke vergleichen! Einer anderen Zeit, einer anderen Sonne, anderen Sitten sind sie entsprossen. Heute, in diesem Zeitalter, das die Formen verbirgt, unter diesem Himmel, der die Einhüllung gebietet, gilt es doppelt, die Schönheit des Leibes im Kunstwerk mit dem zarten Gewand der Unschuld zu kleiden. Ihr aber reißt dem Körper diesen Schleier ab! — und zwiefach entkleidet, selbst wo er halb verhüllt ist, wirkt er auf den Beschauer!“

„Wir Künstler sind nicht eingeschworen auf Tugend!“

„Rein, wie immer sonst sein Leben gestaltet sein möge, sei der Künstler beim Schaffen!“

„Aber sinnlich und sinnenschön zeige er sich beim Gestalten!“

„Sinnlichkeit und Sinnenschönheit, verblendeter Mann, werden zu leicht nur zur Kette. Doch die Kunst ist Befreiung! Ward je eine Kette geschmiedet, um Befreiung zu wirken?“

„Die Sinnlichkeit der Menschen ist, o Göttin, blind, häßlich und gemein von Natur. Es gilt, sie sehend und schön zu machen, sie zu veredeln durch den Anblick der Kunst!“

„Veredeln —?! Hat unreines Oel, in das Feuer gegossen, schon jemals eine Flamme veredelt?“

„Most muß gähren, wenn der Saft der Rebe Wein werden soll!“

„Aus gemeinem Most ist edler Wein noch niemals entstanden!“

„Wer sucht, der irrt! Ist ein Irrthum ein Frevel?“

„Euer Irrthum ist Frevel! . . . Nennt Ihr Euch nicht Priester an meinem Altar, nennt Ihr Euch nicht Priester der Kunst?“

„Priester wohl! . . . doch fehlbare Menschen!“

„Aber Ihr erhebt um Eurer Neigungen oder um des Erfolges willen Eure Fehlbarkeit als Ideal auf den Thron meines Tempels —“

„Auch in Deinem Tempel bleiben wir fehlbare Menschen!“

„O schweige! . . . Was würdest Du von einem Priester sagen, der da hinträte vor den Altar der Gottheit, um der Gemeinde der Gläubigen seine eigne Schwäche als das Ideal, als den Kern der Lehre zu künden?“

„Was soll er thun?“

„Hinausheben soll er sich vor dem Angesichte der Gottheit über sich selbst, dann nur ist er ein Priester; dann nur hat er das Recht, im Namen der Gottheit zu seinen Mitmenschen zu sprechen!“

„Die Füße der Menschen, o Göttin, werden das Irdische immer berühren!“

„Aber der Schwerpunkt sei oben! Doch Ihr verlegt ihn nach unten!“

„Wir können nicht ängstlich Grenzen ziehen!“

„Ihr zieht wohl eine Grenze, aber nach oben. Denn Euer Dichten und Trachten ist niedrig!“

„Wir sind Menschen, o Göttin, . . . irdische Unfreiheit, irdische Unvollkommenheit ist unser Loos!“

„Nun denn! . . . dann gebt es auf, Euch mit dem geheimnißvollen Nimbus des Genius zu schmücken; gebt es auf, Euch meine Priester, meine Propheten zu nennen!“

„Propheten oder nicht, wir sind Künstler! Wir klügeln nicht. Unser Werk wird; es wird aus uns geboren!“

„Ja! . . . und es gleicht Euch! Ohne Scham tretet Ihr in das Heiligthum vor die versammelte Menge, entblößt Eure Brust und ruft: — Seht, so unrein sind wir, so unrein sind unsere Gedanken! Die Göttin Eurer Kunst macht Ihr zur gefälligen Dirne! Noch mehr! Während die Menschen doch sonst sich nur heimlich zu gefälligen Frauen begeben, rühmt Ihr Euch auf offenem Markt des Verkehrs mit ihr, beredet Andere zu gleichem Gebahren, verkuppelt um klingenden Lohn Eure Kunst, dies leicht geschürzte, leicht wiegende Weib an die Menge! Euer Genius, sagst Du! Euch wäre besser, Ihr wäret blind und armlos geboren, da Ihr zum Unsegen verwendet, was Euch gegeben!“

Scharf und schneidend klangen, trafen die Worte. Laßnig erhob wie in unwillkürlicher Abwehr die Hand. — „Du verstehst uns nicht, o Göttin,“ rief er. „Du bist ewig, wir sind vergänglich; Du bist himmlisch, wir sind irdisch! Unter dem kühlen Hauch Deiner Erhabenheit würde lebendiges Kunstschaffen erstarren, würde —“

„O schweige doch!“ zürnte die Himmlische, und ihre Gestalt schien zu wachsen, „was Du lebendig nennst, ist faul schon, da es entsteht. Kein

Raum ist in diesen Hallen für solche Werke und ihre Schöpfer. Darum kehre um, sühne! Gieb dem Nichts zurück, was Du frevelnd gebildet. Und dann beginne von Neuem und schaffe, in Heiterkeit oder Ernst, wahrhaft Edles und Großes! Schaffe Werke wie jenes Bildwerk dort mit dem Stern!"

Die Göttin hatte geendet. Fortgetragen vom Echo, verhallte rollend ihre wohllautende, gebietende Stimme . . .

In Laßnig wogte es. Die Worte der Himmlischen hatten nur allzu gut vorbereitetes Erdreich getroffen; aber noch war die Vergangenheit mächtig in ihm. Wer war dieses Weib mit den zürnenden Worten und den hohen Gebärden, daß sie es wagen durfte, ihn zu verwerfen; ihn und sein Schaffen!

Noch zauderte er, noch hatte er nicht die ihm zusagende Antwort gefunden, da ertönte dicht vor ihm eine einschmeichelnde, bestrickende Stimme, und zwei glühende Augen hefteten sich heiß in die seinen.

„Nicht Jene," rief das Weib auf dem Felle, „ist Deine Göttin, ich bin es, bin es immer gewesen. Ohne mich kein Leben, ohne Sinnlichkeit und Sinnenschönheit keine lebendige Kunst! Bleibe mir treu, und ich will Dich groß machen vor Allen, will Dich vor Allen beglücken! Ehre, Ruhm, Gold, weiche Lippen und Arme will ich Dir finden und geben! Aber räche mich, räche Dich und Deine Vergangenheit an Jener, die uns beschimpft!"

„Was soll ich thun?" fiel es flüsternd von den Lippen des Künstlers.

„Dort!" — sirenenhaft weich warb die bestrickende Stimme, und das glühende Auge wies auf das Werk Formers — „dort, sieh' die öde, schattenhafte, reizlose Puppe, diesen Hohn auf lebendige, lebensvoll wirkende Kunst; sie ist ihre Erkorene! Triffst Du sie, so triffst Du auch Jene! Ein Schlag, und sie zerstiebt! Mit ihr zerfällt auch die Spukgestalt, die uns verhöhnte! Was ist Dir Jene, was war sie Dir, kann sie Dir sein? Mich aber kennst Du, sollst mich noch besser erkennen! Hoch habe ich Dich getragen, noch höher will ich Dich heben. Meine Arme habe ich Dir weich und wonnig geöffnet, noch weicher sollen sie Dich fürder umfangen! Den Becher habe ich Dir an die verlangenden Lippen gehalten. Feuer gab ich Dir, Lohe will ich Dir geben! Aber ermanne Dich jetzt! Räche mich; räche Dich! Triff die Puppe; — treffe Jene in ihr!"

Wie flüssiges Feuer drangen die heißen, von Leidenschaft bebenden Laute in die Seele des Hörers. Dämonisch hielten ihn die sengenden Augen umfangen; — sein Widerstand wich.

„Du hast Recht, Du hast Recht!" fiel es tonlos von seinen Lippen. — „Ich trotze Dir, Göttin," rief er dann laut, und wie Triumph, daß er die lang gesuchte, alte Sicherheit noch einmal wiedergefunden, klang es aus seiner Stimme, „ich trotze Dir, denn ich weiß es, Du irrst! Stein bist Du, leblos ist Dein Denken und Fühlen. Ich aber lebe! Wenn Du auch Leben hast, dann steige herab, um Deinen Liebling zu schützen!"

Mit wildem Triumph und schon aufrecht, hatte Laßnig die letzten

Worte gerufen. Nun eilte er vorwärts. Mit hastigen, unsicheren Schritten näherte er sich dem Bildwerke Formers. Sein Arm erhob sich. Der schwere Silberknopf seines Stockes blitzte im Mondlicht — —

Weiß, erhaben, unnahbar stand die edle, keusche Gestalt. Sie schien zu wachsen, — emporzuschweben! Hell schimmerte über ihrem Haupte der Stern. Gebietend und bedeutungsvoll, Mahnung und Abwehr in der Bewegung, reckte sich der Arm mit der Fackel empor!

Nichts regte sich. Der Angreifer stand wie zur Statue erstarrt. Vergeblich rang der zum Schlage erhobene Arm, sich zum Streiche zu senken; — er rührte sich nicht.

Da glitt ein himmlisch heiteres Lächeln verklärend über das Antlitz der Göttin. „Siehe,“ rief sie, „ich bin Leben! Du kannst sie nicht treffen! Auch ohne herabzusteigen, halte ich Dich; halte Dich gefangen durch sie! Denn sie ist Kunst! Kunst aber ist Freiheit und Herrschaft; — ist Gottesgewalt! Doch —“ ein verächtlicher Handwink wies auf die ruhende Venus, — „triff diese. Knechtschaft und Unfreiheit ist sie; diese geb' ich Dir preis!“

Einen wilden Zornesruf auf den Lippen und mit einer Anstrengung, die ihn groß genug dünkte, einen Berg zu versetzen, suchte Laßnig noch einmal, sich auf Formers Schöpfung zu stürzen —; er rang, schwere Tropfen traten auf seine Stirn — vergebens!

„So mag sie denn dahinfahren, die Unheilstifterin!“ stieß er mit rauhen Tönen hervor — und seltsam: der Bann wich von ihm; er fühlte sich frei!

Mit wenigen Schritten warf er sich gegen die ruhende Venus —; schon funkelte der schwere Knauf seines Stockes über dem kostbaren Marmor —

Da legte sich eine Hand mit festem Griffe um das Gelenk seines erhobenen Armes, und Formers wohlbekannte Stimme rief: „Mensch, halt' ein, was willst Du beginnen?“

„Hindere mich nicht,“ gab Laßnig geheimnißvoll flüsternd zurück, hindere mich nicht! . . . ich muß sie vernichten! Die Göttin will es!“

„Welche Göttin? Wach' auf, lieber Kurt; der Sekttraum spricht aus Dir!“ mahnte Former, und seine freie Hand griff, wie zu größerer Sicherheit, nach dem Knaufe des Stockes.

Laßnig suchte sich loszumachen. — „Was mischest Du Dich ein! . . . lasse mich; . . . ich wache!“ stieß er grollend heraus.

Formers Finger schlossen sich noch etwas fester.

„Höre doch! . . . das ist ja Alles Unsinn! . . . Du träumst! . . . wach' auf!“ rief er, etwas athemlos von der Anstrengung, und rüttelte in seiner Bedrängniß, unsanft und ohne die sonst übliche Zurückhaltung, den Arm des Genossen.

Das schien endlich zu wirken. Laßnig gab seinen Widerstand auf

und blickte etwas bewußter herüber. — „Du hier?“ sprach er, als bemerke er jetzt erst den Freund, „wie kommst Du hierher?“

„Wie ich hierherkomme?“ ein Seufzer der Erleichterung klang durch die Worte, „auf dem einfachsten Wege. Ich folgte Dir.“

„Sonderbar! Wie kamst Du auf den Gedanken?“

„Ganz einfach! . . . Ich war neugierig, welcher Art Deine Mondscheinstudien wohl seien; bat also den Friesen, mich im Präsidium zu vertreten, und begab mich hierher.“

„Du neugierig . . .“

„Nun ja, mir war, als ahne ich etwas wie Unheil! Und das war ja auch gut! Deine arme Venus; . . . was hast Du nur gegen sie?“

Laßnig zögerte. — „Mich dünkt,“ antwortete er dann langsam und mit einem vielsagenden Lächeln, „mich dünkt, ich hatte eigentlich mehr gegen die Deine! Der erste Angriff galt ihr; — er gelang mir nur nicht.“

„Unsinn, Unsinn!“

„Wieso Unsinn?“

„Weil Du das geträumt hast!“

„Woher weißt Du denn das?“

„Ich bin doch schon einige Zeit da; sah Dich sitzen, dann aufspringen, unmittelbar auf Deine Venus zueilen —“

„Da irrst Du, mein Bester!“

„Ach, Mann, wie kann ich mich irren! . . . Hier saßest Du, dort, kaum drei Schritte entfernt, stand ich; — ich sah Dich aufspringen —“

„Nun, dann wird es wohl so gewesen sein müssen,“ lächelte Laßnig nachgiebig, aber, wie es schien, keineswegs überzeugt. — „Uebrigens, ob's nun ein Traum war oder etwas Anderes; ich will es sicher nicht wieder versuchen. Hätte mir leid gethan um Deine schöne Arbeit! . . . Hoffentlich nimmst Du Versuch und böse Absicht nicht übel!“

„Fällt mir nicht ein! Du hast ja auch wirklich gar nichts versucht!“

„Um so besser!“

Former schüttelte bedenklich den Kopf. — „Du glaubst mir noch immer nicht?“ rief er. „Mir scheint, das liegt am Milieu und an der Beleuchtung! Komm', Du hast nun lange genug Mondscheinstudien getrieben! Etwas frische Luft wird Dir gut thun! Laß' uns heitereren Umgebungen zustreben und zu Deinen Gästen zurückkehren!“

* * *

Die späten Besucher hatten das Ausstellungsgebäude verlassen. — Langsam und von ihren Gedanken in Anspruch genommen, schritten sie nebeneinander. Nur das Echo ihrer Schritte, laut hallend in der nächtlichen Stille, begleitete sie. Sie sprachen wenig. Schon hatten sie ihr Ziel beinahe erreicht, schon blickten, wie freundlich grüßende Augen, vom Ende der langen Straßenzeile,

in die sie eben einbogen, die hell erleuchteten Fenster der Festräume zu ihnen herüber, da drängten sich Formers Gedanken auf seine Lippen.

„Eigentlich," sprach er langsam und sinnend, „begreife ich nicht, warum Dich der Ausgang dieses Preisrennens so aufregt."

„Ach, laß doch!"

„Ja wirklich; ich begreife Dich nicht! . . . Der Preis ist in meine Hände gekommen; das ist ja allerdings unbestreitbar. Geschmacksache der Herren Juroren! Aber Deine Arbeit ist doch mindestens ebenso werthvoll."

„Du willst Witze machen!"

„Aber durchaus nicht! Wahrhaftig, je öfter ich Deine Venus ansehe, um so besser gefällt sie mir; besser schon beinahe als meine! . . . Und dann dieser Erfolg beim Publikum und bei den kaufkräftigen Männern —"

Laßnig hemmte den Schritt und lachte herzlich; beinahe so herzlich wie früher. — „Und das sagst Du," rief er, „Du . . . na, das ist aber wirklich nicht übel!"

„Warum nicht übel? Du hast allen Grund, zufrieden zu sein. Man könnte Dich wirklich beneiden!"

„Wenn das Dein Ernst ist," meinte Laßnig tiefgründig und lachte nochmals ausgiebig, „dann ist es aber ein ganz vorzüglicher Witz! Uebrigens, um mal ein offenes Wort über dieses Preisrennen zu sagen: — natürlich habt Ihr recht, wenn Ihr annehmt, daß einigermaßen damit zusammenhängt, was mich verstimmt! Aber Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, die Entscheidung meiner Freunde, der Herren Preisrichter, sei mir etwa mißliebig. Denn davon ist gar keine Rede!"

Former überlegte. — „Gut gegeben," erklärte er, „nur leider, ich versteh' es nicht ganz!"

„Das ist auch nicht nöthig; . . . wenn ich's nur verstehe!"

„Willst Du nicht auch mir etwas Aufklärung geben?"

„Gern; aber es ist etwas weitläufig. Später also; später —; vielleicht, wenn ich von meiner Reise zurückkomme."

„Du willst wirklich Ernst machen mit dieser Reise?"

„Gewiß will ich das! . . . mich dünkt, sie rückt immer näher."

„Aber warum? . . . Mußt Du denn fort?"

„Ja — —!"

„Was heißt das?"

„Das heißt: mir scheint, ich werde wohl müssen!"

„Merkwürdiger Mann!"

„Findest Du? Nun, wir sprechen später darüber! . . . Jetzt laß' uns hinaufgehen und sehen, was sich da oben unter des Friesen Präsidium ereignet."

## VIII.

Das Fest war in vollem Gange und schien, auf dem Höhepunkte angelangt, sich in einem erfreulichen Beharrungszustande zu befinden, als die

Beiden durch Sieg und Niederlage glorreichen Männer wieder oben erschienen. Die Abwesenheit des Hausherrn und Festgebers hatte, wo sie überhaupt bemerkt worden war, die Fröhlichkeit offenbar nicht zu beeinträchtigen vermocht.

Former trat ein, und seine Gestalt verlor sich bald an einem der Tische. Laßnig blieb im Rahmen der Thüre und überblickte das Ganze.

Der Tabaksqualm drückte die Luft und nahm den Lichtern den hellen, freudigen Glanz. Röthlich schimmerten sie und schienen von Höfen umgeben. Den soeben aus der frischen Luft hereingekommenen Mann beschlich eine fatale Empfindung. Was wollte er hier? Ihn dünkte, auch die vom Bacchus röthlich strahlenden Köpfe seiner Freunde und Genossen seien von Höfen umgeben. Er selbst aber; — fremd, unheimisch und überflüssig kam er sich vor!

Nach einigem Zögern wagte auch er sich in den blauen Nebel hinein. Langsam ging er von Gruppe zu Gruppe, trank da und dort Bescheid und durchquerte so allmählich die Räume.

Anscheinend hatte noch Keiner der Freunde die Versammlung verlassen. Nur der Friese, nach Formers Weggang angeblich Präsident und Vertreter des Hausherrn, glänzte durch Abwesenheit. Ebenso fehlte der Bär. Auch Lisbeth, die Königin des Festes, war zunächst wenigstens nicht zu erblicken.

Ohne sich besonders neugierig zu fühlen, ging Laßnig mit dem stillen Gedanken weiter, wo sie wohl sei. Bald hatte er die Flucht der Räume durchwandert und befand sich vor der Thür eines liebenswürdigen, orientalisch ausgestatteten Raumes, den er gern zu allerlei Siesta benutzte, und in dem er manche angenehme Stunde mit Lisbeth, plaudernd, dämmernd und scherzend, gesessen.

Dort, hinter der herabhängenden schweren Portiere hörte er Stimmen. Er trat näher. Der weiche Teppich dämpfte den Ton seiner Schritte. Unhörbar, wenn auch ohne gewollte Vorsicht, trat er vollständig heran und warf durch eine Spalte der Vorhänge einen Blick in den Raum.

Richtig, sie war es! Und — ein merkwürdiges Lächeln umspielte die Lippen des Nähertretenden — bei ihr, beglückt offenbar, die Einsamkeit mit ihr zu theilen, weilte der Bär.

Hensing saß mit dem Profil gegen die Thüre. Er lag nicht wirklich auf den Knien vor seiner Dame. Aber er legte sich, wie er zu thun pflegte, mit huldigender Rede der Herrin zu Füßen.

Lisbeth selbst ruhte, von der Thüre abgewendet, mehr lauschend als sprechend, in einem bequemen amerikanischen Stuhl. — Wie hingehaucht umschmiegte das leichte, duftige Gewand ihre in den Linien so zarte und doch so kernstraffe Gestalt. Eine freudige Wärme ging von ihr aus; ein gewissermaßen wunschloses Behagen übertrug sich von ihr auf den Beschauer. So licht, so sonnenhaft duftig, so unberührt rein und von so köstlicher Herbfrische war die Erscheinung —; nichts schien jetzt an ihr, was an das Urbild der ruhenden Venus gemahnte! Es war, als sei ein Seraph

vom Himmel herniedergestiegen, um, angethan wie seine irdischen Schwestern, hier zu erscheinen und das Fest zu verschönen!

Gedankenverloren stand der Mann an der Thüre und träumte hinein in den traulichen, warm erleuchteten Raum. Noch einmal wurde die Vergangenheit mächtig, noch einmal sprach Frau Venus in ihm! Mit dieser Gefährtin, mit diesem erlesenen Urbild für seine Schöpfungen —; wie konnte er leben, was konnte er leisten und schaffen! Ihm schien, als sehe er vor sich einen weiten, sonnenbelichteten Weg, als winke ihm hier die Pforte zum Glück! Es zog ihn, es riß ihn hin; es lockte beinahe unwiderstehlich! Ihm war, als müsse er hineintreten, die reine, duftige Erscheinung, von der doch nur Freude, Segen und reuloses Glück ausgehen konnte, leise an sich ziehen; mit den Lippen berühren; sie an die Hand nehmen, sie führen in Räume mit noch fröhlicherem Licht —; und dann hinaus in das weite, weite, wonnige Land, dahin auf dem blumigen Pfade des Genießens des Glücks und des Ruhmes — —; tief, tief in die volle Sonnenfluth des Tages und Lebens hinein! . . .

Doch — es durfte nicht sein! Diese Sonne war nicht mehr seine Sonne, dieses Glück war nicht mehr sein Glück, dieser Ruhm war nicht mehr sein Ruhm, dieses Genießen war nicht mehr das seine! Sein Weg war ein anderer; — es galt, Abschied zu nehmen!

Abschied? So leicht war das nicht! Mit einem Blick, in dem eine Welt von Gedanken zitterte, grüßte er noch einmal den traulichen Raum, ruhte sein Auge, als könne es sich nicht losreißen, noch einmal auf der duftigen, schlanken Gestalt Lisbeths! Ach, wie schien das Alles so licht, so rein, so verheißungsvoll! Noch einmal lockte es: — Vergiß das Letzte, sei wieder der Alte! . . . Nein, es konnte nicht sein!

Nicht ohne einen gedämpften Seufzer, der Vieles sagte und Vieles verschwieg, riß sich der Lauscher endlich los, durchschritt geräuschlos das Zimmer und ging denselben Weg, den er gekommen, wieder zurück.

Einen letzten Blick, der einen Strich unter einen Lebensabschnitt bedeutete, warf er von der Thüre des großen Saales auf die fröhlich Versammelten, diese lieben, heiteren, trauten Gefährten — gestern noch, da er in den Niederungen und Anfängen war, Mitstrebende und Förderer; heute, da er Höherem zustrebte, leider ein Hemmschuh und die Gefahr der Verflachung für seine Entwicklung! — und auf die Räume, die ihn so lange umhegt, dann wendete er sich ab, gewann unauffällig die nach außen führende Thüre und begab sich nach seinen rückwärts gelegenen, von dem Fest nicht berührten besonderen Räumen hinüber.

* * *

Der Morgen dämmerte schon. Die Lampe im Schreibzimmer war fast vollständig ausgebrannt. Laßnig gab ein Glockenzeichen, um sie neu füllen zu lassen und um sich Sekt zu bestellen. Gierig trank er ein großes

Glas des anregenden Trankes. Dann setzte er sich, legte sich ein Briefblatt zurecht, schrieb, nicht ohne wiederholtes, längeres Zögern, etwa zwei Seiten, entnahm schließlich eine Anzahl blauer Scheine aus einer Kassette, brachte Beides, Briefblatt und Scheine, in einen Umschlag und drückte ein Siegel darauf.

Ein Blick der Befriedigung streifte das vollendete Werk. — Die Aufgabe war nicht ganz einfach gewesen. Zweck und Inhalt des Schriftstückes unterlagen wohl keinem Zweifel; aber Form und Inhalt hatten ihre Schwierigkeiten gehabt.

Sichtlich leichteren Gemüthes, gewährte sich der zu so später Stunde noch geheimnißvoll beschäftigte Mann jetzt ein zweites Glas Sekt und leerte es in bedächtigeren, langsamen Zügen. Dann stand er auf, holte einen Handkoffer hervor und fing an, ihn mit dem Nöthigsten, was er zunächst brauchen würde, zu füllen. Alles Weitere, gedachte er, sich unterwegs zu erwerben.

Auch diese weit weniger schwierige Aufgabe war beinahe gelöst, und der ganz in seine Arbeit Vertiefte überlegte eben, was er dem schon Untergebrachten etwa noch hinzufügen könne: da war es ihm, als dringe ein merkwürdiges Geräusch an sein Ohr. Es kam aus dem benachbarten Schlafzimmer und hörte sich an wie ein Schnarchen. Erstaunt blickte er auf und trat an die Thüre.

„Friese, Du?“ rief er, als er den Urheber der eigenartigen Töne auf dem Schlafsopha erblickte. „Nun, Du nimmst es ernst mit Deinem Versprechen, mich zu vertreten!“

„Thu' ich auch!“ entgegnete Wilms, wohlwollend und schlaftrunken, ohne die Augen zu öffnen. „Thu' ich auch; Alles in Ordnung! . . . Unser werther Gastfreund, liebe Genossen, läßt sich entschuldigen. Er ist für einen Augenblick an die Luft gegangen —“

Der angeblich an die Luft Gegangene lachte. — „Aber, mein Alter, der Augenblick ist ja schon lange vorüber. Und Du selbst —“

„Ruhe!“ donnerte der Friese, „keine Widerrede. Ich präsidire!“

„Ja, das scheint so! . . . Komm' zu Dir, altes Haus, Du schläfst nämlich!“

„Fällt mir nicht ein! . . . niemals war ich wacher als jetzt!“

„Da mußt Du aber sonst sehr schläfrig sein! . . . immerhin befindest Du Dich augenblicklich hier auf einem Sopha.“

„Daß ich nicht wüßte!“ erklärte Wilms mit behaglichen Tönen.

„Aber ich weiß es,“ scherzte Laßnig, „komm zu Dir, mein Alter!“

Der Friese verstand sich endlich dazu, den Kopf herüberzuwenden und etwas zu blinzeln. — „Wahrhaftig,“ knurrte er, „ich liege und, was unter mir ist, scheint mir ein Sopha! . . . Solltest Du recht haben?“

„Ich fürchte beinahe! . . . Jedenfalls hast Du mich glänzend vertreten!“

„Hab' ich auch; hab' ich auch —; übrigens bist Du jetzt wieder da, und Alles ist in vorzüglicher Ordnung! .

Wilms sprach es, schob die Beine langsam vom Sopha, erhob sich und bewegte seine mächtige Gestalt, noch traumbefangen und etwas schwerfällig, dem Schreibzimmer zu. Dort angekommen, erblickte er den zum Gebrauche vorbereiteten Koffer.

„Hör' mal, Kurtchen," begann er und wies auf das noch offene Gepäckstück, „was soll denn das heißen? Du willst wohl verreisen?"

„Das ist allerdings meine Absicht."

„Kleiner Ausflug, wie?"

„Nein, großer; — ich will nach dem Süden."

„Nach dem Süden mit diesem Gepäckchen? . . . Junge, Du hältst mich zum Besten!"

„Das würd' ich nicht wagen!"

„Na, na!" grinste Wilms. — „Aber warum denn so plötzlich?"

„Gefällt mir momentan nicht besonders hier; auch trag' ich mich, wie ich Dir ja sagte, schon länger mit dem Gedanken."

Der Friese, bisher immer noch in angenehmer Weinstimmung, blickte, anscheinend plötzlich ernüchtert, herüber; dann trat er näher. — „Kurtchen, Kurtchen," rief er, „es ist also wirklich Dein Ernst; . . . ausreißen willst Du? Diese mißliche Konkurrenz —"

„Laß' doch die Konkurrenz!"

„Laß' doch Du sie; — Dein Plan hängt doch sicher wieder damit zusammen!"

„Mag sein!"

„Siehst Du! . . . Junge, Mann, Mensch, Freund, Kurtchen," — der Gewaltige legte dem Genossen beschwörend die Tatze auf die Schulter — „wirklich, das ist aber ein ganz phänomenaler Unsinn!"

„Schmeichelhaft."

„Ein pyramidaler Unsinn im Quadrat, wenn Du das lieber hörst, . . . Diese Konkurrenzen und, was damit zusammenhängt, sind doch nichts als Dunst! Diesmal ist's Former; das nächste Mal bist Du's. Was ist da weiter! Und dann Deine mächtigen Kaufangebote —"

„Schweig' mir davon; . . . gerade die passen mir nicht!"

„Kind!"

„Jawohl! . . . glaubst Du, daß diese Herren sich aus reiner Kunstbegeisterung überbieten?"

„Man sollte es wenigstens annehmen!"

„Warum lassen sie denn den guten Former zufrieden?"

„Der Geschmack ist eben Privatsache; . . . übrigens ist Former ja auch nicht mehr zu haben."

„Bin ich denn für mehr als einen zu haben? . . . und doch wollen mich vier!"

„Freu' Dich doch!"

„Im Gegentheil —"

Der Friese machte ein Gesicht, als seien ihm eben mindestens sechs Zähne gezogen. — „Kurtchen, Kurtchen," mahnte er mit aufrichtig bekümmerter Stimme, „auf welchem Wege muß ich Dich sehen!"

„Auf einem falschen sahst Du mich; . . . auf einem besseren sollst Du mich sehen!"

„Aber Du bist ja schon auf dem besten!"

„Das ist es eben, was ich bezweifle!"

„Was hast Du denn auszusetzen?"

„Vieles!"

„Enthülle etwas davon!"

„Mein Publikum gefällt mir nicht!"

„Aber Du gefällst doch dem Publikum!"

„Gleichviel —; ich will andere Anhänger haben!"

„Du wirst keine bekommen und die Deinen verlieren! Mann, Mann, schätze die Gunst des Publikums, die Woge der Beliebtheit, die Dich leicht dahinträgt, nicht allzu gering! Vergeblich möchtest Du einst nach ihr aussehen —"

„Und wenn es mich nun reizte, mich ihr entgegen zu stemmen?"

„Bedauernswerther junger Mann, Du würdest es bereuen! Sieh'" — Wilms Stimme wurde wohlthuend warm, und sein Gesicht verschönte sich zusehends unter der aufrichtigen Bewegung, die aus ihm sprach —, „nimm Dir ein Beispiel an mir, lieber Freund! Ich spreche nicht gerne davon, aber da es sich um Dein Heil handelt, will ich's enthüllen! Glaubst Du, daß ich immer der war, als den Du mich kennst; der Friese, der künstlerisch dahinkümmernde, hochbequeme Mann, Neffe und voraussichtliche Erbe der Frau Amtsrath auf dem Gute bei Aurich? Mit nichten! Als Du in meinen Gesichtskreis tratest, da war der Kampf schon entschieden. Ich war besiegt, und nur der Gunst der gütigen Gottheit verdank' ich es, daß mir ein wenig Humor und eine gleichwohl ungestörte Verdauung geblieben! Vorher aber hatte ich's anders im Sinn. Leicht hab' ich es dem Schicksal ja auch nicht gemacht, mich unterzukriegen. Aber schließlich —; der Klügere giebt immer nach. Und ich war leider so klug, und das Schicksal ist leider meistens so dumm —"

„Na, na!"

„ — dummdreist und mißgünstig kannst Du auch sagen! . . . Denn, beim heiligen Bernward, ich war doch nicht ohne Talent, konnte was Rechtes und brannte vor Ehrgeiz. Pro nihilo, lieber Kurt! Was ich auch schuf, was ich auch machte, der Erfolg wollte nicht kommen. Und der Erfolg! . . . ich könnte Dir viel davon sagen. Du meißelst ein Bildwerk und fühlst es würdig, die Schöpfung eines Gottes zu sein; — die Menschen sehen es nicht! Blind sind sie, blind für Dich und Dein Werk! Blitze wirfst Du in den himmelanstrebenden Baum, um mit ragenden Flammenzeichen zu ihnen zu reden; — sie sehen es nicht. Stumpf stehen sie da,

blind für Dich, blind für Deine Blitze und Flammen! Eine Zeit lang kämpfst Du; dann erfaßt Dich der Grimm der Enttäuschung. Schließlich giebst Du es auf und beginnst zu verkümmern. Hüte Dich" — die sonst so humorvolle, heitere Stimme klang ernst, bewegt und eindringlich —, „hüte Dich also, mein lieber Freund! Dein Publikum ist sehend für Dich, sorge dafür, daß es Dir nicht erblinde!"

Die gute Meinung blieb nicht ohne Eindruck auf Laßnig. — „Du bist ein wackerer Mann und ein ehrlicher Freund, lieber Wilms," sagte er warm, „aber es hilft nichts; es muß doch dabei bleiben. Mein Publikum scheint mir blind, ich muß versuchen, ihm die Augen zu öffnen."

„Harmloser Jüngling," mahnte der Friese mit elegischen Tönen, „wer dem Publikum an die Augen greift, für den wird es blind. Es hat so sehr empfindliche Augen!"

„Bedaure, Alter! — aber ich muß es nun doch wohl auf dem Wege, den ich vorhabe, versuchen!"

„Was willst Du denn machen?"

„Besseres!"

„Sie werden behaupten, daß es schlechter ist!"

„Edleres!"

„Sie werden finden, daß es unedel ist."

„Meinst Du?"

„Ich weiß es! Enttäuscht werden sie sein; und das verzeihen sie nie! . . . Beim ersten Hieb wird es heißen: — ‚das ist kein Laßnig!'; beim zweiten werden sie Dich ‚leider zurückgegangen' finden; beim dritten werden sie Dich überhaupt nicht mehr sehen!"

„Aber die Kritik und die Genossen, die Künstler!"

„Die haben noch Keinen selig, noch weniger einen rund und fett gemacht!"

„Ich bin ja schon fett und mehr als gesättigt!"

„Freut mich zu hören!"

„Je nun, mich freut es eigentlich nicht; — am liebsten thäte ich den unredlich verdienten Mammon von mir!"

„Mensch, Du willst wohl verhungern?"

„Dazu wird es doch wohl nicht kommen!"

„Gut, dann wirst Du Mangels Anerkennung eben als Künstler verhungern; — Du wirst nichts mehr leisten!"

„Wie Viele haben ohne Anerkennung Großes geleistet!"

„Das sagt man wohl so. Wenn man näher zusieht, ist's Dunst wie so Vieles!"

„Nun denn, ich will es ausprobiren und Dir dann Mittheilung machen."

„Ich bin nicht neugierig . . . Du wirst schon sehen! Wann willst Du denn abreisen?"

„Ich denke, sehr bald!“

Das war zu viel. — „Auch dieses noch!“ stöhnte Wilms. — „Kind, Kind, was planst Du?! Beim heiligen Bernward von Hügelsheim, der Schreck ist mir ordentlich in die Glieder und auf die Kehle gefahren! . . . Gestatte, daß ich hinübergehe, um mich zu sammeln und etwas zu stärken.“

„Thu' das, mein Alter,“ antwortete Laßnig mit besonderer Wärme und mit einem Blick, dessen Bedeutung Wilms erst später verstand, „thue das —; und wenn Du Former zufällig siehst, so schick' ihn mir, bitte, herüber.“

* * *

Der Hausherr hatte das Zimmer verlassen, um mit seiner Wirthschafterin wegen der bevorstehenden Abreise Rücksprache zu nehmen. Als er nach kurzer Zeit wieder herüberkam, fand er Former schon vor.

„Nun,“ fragte Harold, indem er sich vom Fenster, dessen Vorhänge er zur Seite gezogen hatte, dem Freunde zuwendete, Du bist also wirklich entschlossen —; und der Koffer schon gepackt?“

„Ja,“ nickte der Eintretende, „Alles in Ordnung. Ich habe soeben, nicht ohne einiges Bedauern, der getreuen Perle gekündigt.“

„Du willst länger wegbleiben; die Zelte ganz abbrechen? . . . wann willst Du denn reisen?“

„Sofort.“

„Gleich auf der Stelle?

„Beinahe so; . . . wenigstens noch diesen Morgen.“

„So rasch? . . . das ist ja die reine Flucht!“

„Soll es auch sein! . . . Menschen, die sich irgendwo durchaus nicht am Platze fühlen, soll man nicht zurückhalten wollen!“

„Wer weiß! . . . nun, und kann ich etwas thun?“

„Gewiß! eben darum ließ ich Dich bitten.“

Laßnig holte das Schriftstück, das er vorher mit so löblichem Eifer gefertigt, aus der Mappe hervor. — „Hier,“ fuhr er fort, dieses Papiergefäß ist für Lisbeth Erdringer bestimmt. Es ist ein sogenannter Werthbrief. Willst Du ihn an die Adresse befördern?“

„Hast Du Dich schon von ihr verabschiedet?“

„Nein; . . . ich glaube, sie ist nicht sehr für Abschiedsceremonien.“

„Sie wird Dich hier behalten wollen.“

„Hier bleiben, . . . das geht nicht!“

„Du müßtest sie mitnehmen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber es wäre zwecklos; sie würde mir nach kurzer Zeit . . . durchgehen.“

„Meinst Du?“

„Ich fürchte, die Art, wie ich reisen werde, ist nicht die ihre. — Thut mir leid, daß auch diese Sache wieder in den Bahnen schlechten alten Herkommens endet. Nichts zu machen; . . . klüger sein und vorher bedenken!“

Former lächelte mit gutmüthigem Spott. — „Wenn ich mich nicht täusche," sprach er, so hatte ich es vorher bedacht —; erinnerst Du Dich?"

„Gewiß erinnere ich mich! . . . Du standest daneben. Und wer daneben steht, hält immer die Predigt. Der Betheiligte aber —"

„Woher weißt Du denn, daß ich nicht auch ein Betheiligter war?"

Ein überraschter und forschender Blick flog von Laßnig herüber. — „Du hast gepredigt," entschied er dann lächelnd, „also mußt Du unbetheiligt gewesen sein. Uebrigens, Du hattest ja so recht . . .; in jeder Beziehung! Thu' mir also jetzt den Gefallen und nimm' Dich ihrer an. Ich weiß zwar nicht, ob Dir der Auftrag gerade sympathisch ist; der Friese, den ich auch hätte bitten können, kennt sie ja lange, ist ihr aber nie näher getreten —; so muß ich Dir kommen! Willst Du? Bekümmere Dich etwas um sie, protegire sie, steh' ihr zur Seite! . . . Ich selbst kann, wie die Sache nun einmal liegt, nur in materieller Weise für sie eintreten. Etwas unelegant, aber leider nicht mehr zu ändern! Wie ich sie kenne, wird sie sich allerdings selbst helfen! . . . Jedenfalls beruhigt mich der Gedanke, Dich an ihrer Seite zu wissen."

„Sei vollständig unbesorgt —; ich werde gern das Meinige versuchen."

„Gut, danke! . . . wenn etwas nöthig ist, schreibe mir, ich schicke Dir meine Adresse."

„Soll ich ihr die Adresse mittheilen?"

„Meinst Du, daß sie besonders darauf brennt? Gewiß, kannst Du sie ihr mittheilen. Ich weiß nur nicht" — ein leichtes Lächeln begleitete die Worte — „ob sie davon Gebrauch machen wird."

„Schön! Werde mich bemühen, ganz in Deinem Sinne zu handeln."

„Danke; das wird mir den Marsch erheblich erleichtern! Und jetzt noch eine Bitte! Vertrete mich nochmals bei den Freunden. Du hast ja nach Schluß der Sitzung nur die Treppe zu steigen. Für Stoff ist gesorgt. Die Perle weiß Bescheid, sie wird auch hinter Dir abschließen."

„Du willst jetzt gleich fort?"

„Natürlich; . . . wie ich Dir sagte!"

„Man wird Dich sehr vermissen drüben; es war schon verschiedentlich Nachfrage nach Dir!"

„Dann mußt Du mich eben um so glänzender vertreten! . . . Sage den Freunden, ich sei gezwungen, plötzlich nach dem Süden zu dampfen —"

„Das werden sie nicht glauben!"

„Das macht nichts! . . . Füge hinzu, ich ließe sie bitten, noch einen besonderen Tropfen auf gute Reise für mich zu trinken. Dem Friesen aber, bitte, bring' es vor den Andern schon langsam und vorsichtig bei; er schien mir fast etwas geknickt vorhin, als er von der Absicht erfuhr. Und nun noch Eins. Lisbeth muß nach Hause gebracht werden —"

„Sie ist schon fort."

„So?"

„Ja!“

„Sprachst Du sie noch; hat sie Dir einen Auftrag gegeben?“

„Auch das! Sie bat mich, Dich zu grüßen; sie sei müde, habe Dich vergeblich gesucht . . .; der Bär begleite sie.“

Former hatte die letzten Worte mit einem forschenden Blick in das Gesicht des Freundes begleitet; aber Laßnigs Miene verrieth keine Bewegung. Eifersüchtig schien er nicht zu sein. — „Gut,“ meinte er gleichmüthig, „den Bären wollte ich eben durch Dich darum bitten lassen. Also Alles in Ordnung—; und bei dem Uebrigen bleibt es! Steh' ihr zur Seite, vielleicht entschließt sie sich, Dir wieder zu sitzen. Du findest kaum zum zweiten Male dergleichen.“

„Habe ich mir auch schon manchmal gedacht.“

„Wirklich?“ — Der forschende Blick kam diesmal von Laßnig. — „Nun, dann versuch' es! Nur müßtest Du Dich etwas mehr nach ihr richten. Sie haßt das Schwere, Gleichförmige und liebt das Heitere —“

„Ich müßte daran denken.“

„Laßnig lächelte. — „Nur, mach' es nicht zu heiter. Sonst —“

„Keine Gefahr! . . . wer weiß übrigens, vielleicht nimmt mir“ — der forschende Blick war diesmal wieder auf Formers Seite — „der Bär die ganze Mühewaltung ab.“

Auch diesmal blieb der freundnachbarliche Pfeil ohne Wirkung. — „Also,“ erwiderte Laßnig, die Bemerkung scheinbar überhörend, „ich verlasse mich ganz auf Dich! In zehn Minuten werde ich das Feld geräumt haben. Dann bringe es zuerst dem Friesen bei und nachher den Andern.“

Former gelobte Alles. Sie reichten sich die Hände. Dann schieden sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch waren die festgesetzten zehn Minuten nicht vollständig verflossen, da öffnete sich unten die Thüre, und Laßnig, an dem Handkoffer, den er selbst trug, als angehender Reisender erkenntlich, trat mit einem Gesichtsausdruck, wie man ihn lange nicht mehr an ihm gesehen, hinaus auf die Straße.

Eine kleine Zeitspanne weiter saß er im Zuge, der ihn fortführte, im Zeichen eines prächtigen Sommertages; — gen Süden!

(Schluß folgt.)





# Georg Hirschfeld.

Von

## Albert Heiderich.

— Brünn. —

Weshalb ich gerade über Georg Hirschfeld schreiben will? Aber muß denn der litterarische Kritiker auf solche Frage eine Antwort geben? Ich meine: Nein! Und eben deshalb, gerade darum will ich eine Auskunft nicht verweigern. Man wird mich bald verstehen.

Es giebt drei Haupt-Arten litterarischer Kritik. Erstens die philologische Kritik, das ist die Art, sich wissenschaftlich mit der Person oder den Werken eines Autors zu befassen. Die philologische Kritik giebt Antwort auf offene Fragen, löst gestellte Probleme, sucht Beziehungen, ordnet ein und verbindet nach oben und nach unten. Es giebt kein modernes Kulturvolk, das es auf diesem Gebiete der litterarischen Kritik weiter gebracht hätte, als die Deutschen. Wir haben Karl Justis „Winckelmann", den „Lessing" Erich Schmidts, Rudolf Hayms „Herder".

Zweitens die künstlerische Kritik. Sie giebt keine Beantwortung noch offen stehender Fragen, ungelöste Probleme sind ihr gleichgiltig. Nicht der verstandesmäßige Wille läßt sie entstehen, sondern das Gefühl. Sie ist nicht objektiv, sondern im höchsten Maße subjectiv. Der größte Gelehrte steht ihr oft fremd gegenüber, denn nur ein Künstler kann sich ihrer bedienen. Die künstlerische Kritik ist selbst eine Art Kunstwerk. Sie ist das Resultat einer künstlerischen Konception und reift allmählich, wie ein Gedicht, wie eine Symphonie ihrer Vollendung entgegen.

Großer Ausbreitung erfreut sich die dritte Art der litterarischen Kritik, die Reklame- oder die Freundschafts- oder die Feindschafts- oder die Pennyalinerkritik. Es ist die Dirne der Kritiken, viel gesucht und viel verachtet: Dirnenloos!

* * *

Vor einigen Wochen sah ich bei einer jungen Dame Georg Hirschfelds jüngste Novelle „Freundschaft" liegen. Ich lieh mir das Buch und las es. Eine prächtige Dialogstelle blieb mir im Gedächtniß. Anna Friburg, die junge blonde Norwegerin mit der bunten schottischen Mütze, findet sich im Gewühl der Großstadt Berlin nicht zurecht. Sie tritt an einen Dienstmann heran.

„Ach sagen Sie mir, wie komme ich wohl am besten in die Behrstraße von hier aus?"

Der Alte erwachte aus seinem Halbschlaf und sah sie an wie ein Nilpferd, das aus dem Wasser auftaucht.

„In wat for 'ne Straße? Behrstraße? Jibt et nich."

„Es giebt," sagte Anna.

„Na wenn se meenen, Freilein, denn jehn se man zu Kirschnern, der dhut Ihnen vielleicht den Jefallen."

„Kirschner? Wer ist denn das?"

„Sie sind woll nich von hier?"

„Nein, ich bin fremd. Sonst würde ich Sie doch nicht fragen."

„Ach so! Na sein se man jemithlich! — Nu kucken Se mal her, Freilein — und lassen Se man den Plan da in de Westentasche stecken, der nutzt Ihnen jarnicht, damit kommen Se hechstens noch unter de Elektrische. Sie meenen doch wahrscheinlich de Behrenstraße, nicht wahr?"

„Ja richtig, verzeihen Sie —"

„Na also, denn jehn Sie hier mal jradeaus durch de Leipzigerstraße bis links in de Wilhelmsstraße, da jehn Se bei'n Reichskanzler vorüber bis in de Behrenstraße, und wenn Se sich denn ooch noch verloofen haben, denn können Se sich immer noch 'n Taxameter koofen."

„Ich danke sehr."

„Bitte recht sehr — sehr jern jeschehen."

„Hier haben Sie —"

„Dank scheen, Freileinchen, det is mein Handjeld — na adjeh!"

Die kleine Scene hat mit der Handlung der Novelle nichts zu thun. Aus Freude an der Beobachtung und Schilderung des täglichen Lebens hat Hirschfeld sie in die Erzählung eingeschaltet. Eine Liebhaberei, aber eine kunstvolle. Da ist auch nicht ein Wort in der Rede des halb groben, halb gutmüthigen Berliner Dienstmannes, das anders lauten könnte. Scharfe Augen, scharfe Ohren! Die alte Rothmütze lebt.

* * *

Mir fiel aber noch etwas Anderes auf, als ich „Freundschaft" las. Und nachdem ich die Novelle zum zweiten Male gelesen hatte, da wußte ich, was das war, das war das vornehme Streben, im Alltäglichen über das

Alltägliche hinauszugehen, das Endliche in die Unendlichkeit zu erheben. Ueberhaupt Streben! Streben, Einsicht in die chaotische Fülle der Erscheinungen zu gewinnen, Streben, die Aufgabe und Bestimmung des Menschen und vor Allem des Künstlers festzulegen, Streben, das Leben in sittlicher und philosophischer Beziehung urbar zu machen. Es kann Einer ein Künstler sein, aber es fehlt ihm der Trieb, an sich, an seinem Menschenthum, an seiner inneren Ausbildung zu arbeiten. Seine Leistungen werden ephemer bleiben. Man muß was zu sagen haben, und das erfordert Nachdenken.

Ist Freundschaft, rein geistige Freundschaft zwischen einem Manne und einem Weibe möglich, wenn Beide noch dazu Künstler sind, die gemeinsame geistige Arbeit auf ein höheres Niveau erheben sollte? Hirschfeld sagt: Nein. Er sagt sogar zweimal Nein. Denn erst versucht der Mann die Grenze zu überschreiten, doch das Weib stößt ihn in's Land der Freundschaft zurück. Er wird ernüchtert und pflückt eine liebliche, harmlose Blume, die gerade an seinem Wege wächst. Jetzt erwacht in der Freundin das Weib. Sie bedauert ihre Härte, sie fängt an zu begehren, und in der Urkraft ihrer Triebe bietet sie sich dem Freunde an. Aber ihn fesselt schon der reine, friedliche Duft des Blümleins, Rieke geheißen. Anna Friburg glaubt fest an ihre eigene Sieghaftigkeit. Brander macht mit beiden Mädchen einen Ausflug nach Wannsee. Sie rudern auf das Wasser hinaus und lassen sich dann träumend von den Wellen treiben. „Anna hatte das brennende Evagefühl des Weibes, das weiß, jetzt ist es Zeit, jetzt muß er nach mir verlangen, jetzt muß er in mir die Erlösung sehen. Ohne daß ihr bewußt wurde, wie sie jetzt viel überlegter und rücksichtsloser nach seinem Besitz trachtete, als er damals nach dem ihrigen, streckte sie sich noch mehr im Boote aus, die rechte Hand in das goldene Haar geschoben, und lauschte, dem süßen Ausdruck ihrer blauen Augen zum ersten Male bewußt vertrauend, auf jede Bewegung, die er machte, ja, auf die stillen Athemzüge, die sie kannte. So lag sie eine ganze Zeit, und schließlich hörte sie nichts mehr, so daß es sie plötzlich dazu trieb, ganz leise und unauffällig über ihren ausgestreckten Leib hinweg zu Brander hinüber zu blicken. Und da sah sie, da sah sie — — Riekes Händchen lag in seinen Händen. Er war ganz leise an sie herangerückt und hatte wortlos ihr Verständniß gefunden. So traf nun Anna plötzlich der kalte Dolchstoß der Enttäuschung."

Anna ist schwer verletzt, und in ihrem zornvollen Schmerze flieht sie in die norwegische Heimat zurück. Hier lebt sie auf einer einsamen Insel zusammen mit ihrem blinden Bruder, der Susanna Kierkegaards Seele malt, und sie liest ihm Branders Gedichte vor, die ihr mehr sind, als seine Liebe. Sie hat verzichtet auf das gewöhnliche Menschenglück, weil sie eine starke, eine Künstlernatur ist. „Denn unser Reich ist nicht der kleine Friede, nicht das Haus, das uns Frau und Kinder schenken, unser Reich ist die Ver-

brüderung mit den Elementen, ist das, was wir hinaussenden über das Meer in die Ewigkeit und über den Tod hinaus.“

* * *

Sicherlich werde ich Hirschfelds „Freundschaft“ noch ein drittes Mal lesen. Wenn ich den Wunsch in mir fühle, mit einer nachdenklichen, vornehmen Natur zu plaudern. Von Brander heißt es einmal: „Den Tropfen Schwermuth aus seinem Blute, das Erbtheil seiner einsamen Jugend entfernen, mit den Fröhlichen fröhlich sein, er hätte es so gern vermocht, aber je tiefer er es wünschte, desto tiefer erkannte er auch, daß die Basis seiner Kunst gerade auf dieser Schwermuth, auf diesen fernen, leisen, unlebendigen Tönen ruhte.“ Ich denke mir, das ist zugleich auch ein Selbstbekenntniß Hirschfelds. So etwa stelle ich mir den Dichter der „Agnes Jordan“ vor. Dies Drama steht mir nahe, schon lange nahe, und als ich jüngst Hirschfelds letzte Novelle las, da habe ich viel an die „Agnes Jordan“ gedacht, und da tauchten wieder all die Fäden aus dem Nebel der Vergangenheit empor, die mein Herz und jenes Stück verbanden.

Eine meiner liebsten Theatererinnerungen ist „Agnes Jordan“! Vier Jahre mögen's her sein, ich war noch ein junger hoffnungsvoller Studio, da spielte man im Deutschen Theater zu Berlin Georg Hirschfelds „Agnes Jordan“. Es war gerade die Glanzzeit des Deutschen Theaters. Es agirte dort ein Ensemble bedeutender, trefflich mit einander eingespielter Kräfte, deren Zusammenspiel mustergiltig war. In denselben heiligen Räumen komödirt heute zumeist eine Schmiere. Die vier oder fünf Künstler, die noch Mitglieder des Theaters sind, treten langsam einer nach dem anderen zu auswärtigen Bühnen über. Damals spielte Emanuel Reicher den Jordan. Es war eine prächtige, lebensvolle Leistung, dieser schöne Gustav als Bräutigam, Mann und Greis. Frau Sorma verkörperte die Agnes. Frau Sorma? Natürlich die alte Frau Sorma, wie sie früher war! Nicht die kreischende Virtuosin! Ihre wundervolle, große Kunst kam an jenem Abend ganz zum Ausdruck. Sie war lieblich, rührend, hinreißend, das Herz bewegend. Gisela Schneider, jetzt Ueberbrettl-Diva, gab die Betty Wiener, die kluge, wenn auch etwas ungebildete, herzensgute Börsianerfrau mit der kleinen Berliner Vergangenheit. Rittner und Sauer spielten die erwachsenen Söhne. An die Besetzung der anderen Rollen erinnere ich mich nicht mehr, aber ich weiß, daß die Vorstellung damals einen tiefen Eindruck auf mich machte, und daß ich am Schlusse das intensive Gefühl hatte, hier spielte sich etwas Gewaltiges, Ewiges ab. Das schnürt mir immer die Kehle zu. Auch damals.

* * *

Bei Gott, das passirt mir nicht oft. Aber damals geschah es. Und dann noch einmal im Theater, als man Tolstois „Macht der Finsterniß“

aufführte. Der letzte Akt mit seinem wuchtigen, ehrlichen Optimismus fuhr mir in's Herz. Und dann selbst einmal mit einem Buche in der Hand: Jörn Uhl und Lea Tarn. Mehr nicht in soviel Jahren, in so jungen Jahren, in denen man sich so gern bewegen und aufrütteln läßt. Aber Georg Hirschfelds „Agnes Jordan" war darunter.

So zwei Jahre später hauste ich mit meinem Freunde Karl August zusammen, der nach Berlin gekommen war, um altfranzösische Volkslieder zu übersetzen und neuere deutsche Litteratur zu studiren. Ich empfahl ihm „Agnes Jordan": Er war begeistert, zu meiner großen Freude war er begeistert. Denn die Zeitungen hatten viel geschwafelt, und die Leute hatten klug geredet. „Wenn Ihr's nicht fühlt . . ." Doch Karl August war begeistert, wir hielten stundenlange Diskussionen ab über die Idee des Stückes, über die Menschen, die darin auftraten, über die Zeiten, in denen es spielte. Wie echt Karl Augusts Begeisterung war, bewies mir der Umstand, daß er das Buch seiner Mutter einsandte, sie sollte es lesen. Doch sicher, um sie zu ehren, wie Georg Hirschfeld in der „Agnes Jordan" die Frau, die Mutter in ihrem entsagungsvollen Loose geehrt hat. Später erfuhr ich, daß die Dame keinen Gefallen an dem Drama fand. Das ist mir verständlich. Wie ja auch Wassermanns „Renate Fuchs" nur von wenigen Mädchen und Frauen gewürdigt wird. Und jene Wenigen wird es traurig stimmen, das Buch von dem suchenden jungen Mädchen; denn die Wievielte findet ihren Agathon Geyer?

„Agnes Jordan" ist klarer, weniger verschleiert als „Renate Fuchs". Vielleicht liegt das an der dramatischen Form, in die der Stoff gegossen wurde. Er hätte einen wundervollen Roman geben müssen, und wenn die modernen Schriftsteller den in früherer Zeit garnicht so ungewöhnlichen Muth wiederfinden, zu den einmal geschriebenen Werken zurückzukehren, sie umzumodeln, sie zu feilen — wir wären dann um einige Meisterwerke reicher. Dann schenkt uns vielleicht auch Georg Hirschfeld seinen Roman „Agnes Jordan". Mich dünkt, hier liegt seine beste Kraft, hier ist der Boden, auf dem sein Lebenswerk so recht gedeihen könnte. Darüber will ich mich noch äußern, bei einer anderen Gelegenheit.

In fünf Akten führt uns „Agnes Jordan" durch das Leben eines Weibes, dreißig Jahre hindurch. Von ihrem Hochzeitstage bis zu der Zeit, da sie dem Leben wie dem Tode mit gleicher Ruhe entgegenschaut. Sie hat ihre Pflicht gethan, sie ist ihrer Natur treu geblieben, das Niedrige hat ihren Charakter nicht beschmutzen können, all die Leiden und Sorgen, die Gemeinheiten und Verdächtigungen haben sie von ihrem Wege nicht abzuschrecken vermocht. Wie Renate! Nach einem schweren, tiefgreifenden Konflikt faßt Agnes den Entschluß, zu ihrem verachteten Gatten zurückzukehren, um der Kinder willen. Und sie harrt aus, bis sie das Ihre gethan hat. Der Lohn bleibt nicht versagt, ihre Söhne verehren sie, denn sie wissen wohl, wem sie es zu verdanken haben, was sie geworden sind.

Und auch dem gealterten Gatten gegenüber hat die reife Agnes Jordan die Superiorität gefunden. Der eitle, alte Geck, der noch immer den schönen Gustav spielen will, wenn auch mit unechten Perlen, wird wie eine Art komischer Hausnarr von seiner Umgebung behandelt, an dessen Knurren man schon gewöhnt ist, und den man zur allgemeinen Ergötzung ruhig weiter brummen läßt. Die Kämpferin hat den Sieg errungen, ihr dürfen die Houris den Eintritt in das Paradies nicht verweigern.

* * *

„Agnes Jordan“ ist mir ein liebes Stück. Und als ich „Freundschaft“ las, da mußte ich wieder all der Beziehungen gedenken, die mich mit dem Drama verbanden. Und es wuchs und dehnte sich und wollte heraus: Ich mußte über Georg Hirschfeld schreiben.

Mein Versprechen, Auskunft zu geben, habe ich eingelöst.

* * *

Georg Hirschfeld, der bekannte Verfasser der „Mütter“, wurde am 11. Februar 1873 in Berlin geboren. So steht's im Kürschner. 22 Jahre alt, veröffentlichte er bei S. Fischer in Berlin zwei Novellen unter dem Titel „Dämon Kleist“. Das Buch ist Otto Brahm gewidmet, der sich unleugbar um Hirschfeld Verdienste erworben hat, da er die Erstlingsstücke des jungen, noch unbekannten Autors im Deutschen Theater, dessen Direktor Otto Brahm ist, zur Aufführung brachte. In der ersten Novelle „Dämon Kleist“ zeigt sich schon der künftige Dramatiker an dem häufigen, geschickt und charakteristisch geführten Dialog.

Die Novelle verräth, wenn man die Jugend des Verfassers bedenkt, viel Begabung. Aber eine gewisse altkluge Reife der Erzählung berührt eher peinlich als angenehm.

Die zweite Geschichte „Bei Beiden“ schildert in der Hauptsache den Besuch bei einem verrückt gewordenen Komponisten, der jetzt komponirt ohne das „blödsinnige Notenmalen“. Es wäre nicht schwer, Beziehungen zwischen dem geistig gestörten Komponisten und dem blinden Peter Friburg, der Susanna Kierkegaards Seele malt, herauszufinden. Man denke an Lessing: Auch wenn Raphael ohne Hände geboren wäre, er würde doch ein großer Maler geworden sein. (Bei diesem Lessing'schen Citate fällt mir stets ein, was einst ein bedeutender Maler M. L. von einem Fachgenossen, den er nicht gerade liebte, gesagt: „Und selbst wenn X. ohne Hände geboren wäre, er hätte doch die größte Sch . . z . gehabt).

1896 erschien bei Georg Bondi in Dresden „Der Bergsee“, eine Novelle von Georg Hirschfeld. Eine ganz merkwürdige Novelle, die wohl ihre Entstehung einem Aufenthalte des Dichters im Salzkammergut zu verdanken hat. Eine gefährliche Gegend, die sich dem Dichter zweimal ange-

schmiegt hat. Zwei Früchte trug die Vereinigung. Aber weder die eine noch die andere Frucht macht rechte, reine Freude.

Ich habe den „Bergsee“ zweimal gelesen, und zweimal habe ich mich gräßlich gelangweilt. Wo ist die scharf umrissene Plastik der Gestalten geblieben, die Hirschfelds eigenste Kunst und Kraft ist? Der junge Autor muß damals in die Fänge irgend eines Symbolisten, irgend einer Mystik gerathen sein. Er hat das Recht dazu, das ich ihm nicht streitig machen werde. Gott sei Dank ist er bald losgekommen. Es wird in der Novelle in einer bänglichen, drückenden, geheimnißvollen, untergährigen Stimmung gemacht.

So könnte es scheinen. Aber Hirschfeld ist viel zu anständig, um zu „machen“. Es liegt daran: Der Autor war von der Stimmung, die ihn erfüllte, ganz beherrscht, bedrückt, er war unfrei. So gab er auch Unfreies, Unklares, Bedrückendes.

Dann kamen 1896 „Die Mütter“. Und hatten einen großen Erfolg, der noch heute andauert. Nach sechs Jahren, man bedenke! Man möchte kaum glauben, daß „Der Bergsee“ und „Die Mütter“ von einem Verfasser herrühren. In den „Müttern“ zeigt sich, daß das Altkluge in „Dämon Kleist“ wirkliche Frühreife war. Häusliche Verhältnisse mögen daran Schuld sein. „Die Kindheit ist der Grundton für das ganze Leben“ heißt's in „Agnes Jordan“.

Die Charaktere sind klar und scharf umrissen gezeichnet. Mit Ausnahme des Helden Robert Frey. Der soll ein Unklarer, Unfertiger, Zerrissener sein. Dabei ein Egoist stärksten Kalibers. Ich kann mir nicht vorstellen, daß solch ein Mensch es zwei Jahre in einer niederen Sphäre, in einer Schweineschmalzumgebung aushält.

Frau Dora Frey, die Mutter, ist in ihrer Herbheit und Liebe eine lebenswahre Figur. Auch sie ist von ihrem Gatten geknechtet worden, wie Agnes Jordan. Aber sie ist eine harte Natur, hat Alles in sich hineingefressen und hat geschwiegen, als der einzige Sohn aus dem Hause flog. Aber als der Gatte gestorben ist, da drängt es die Mutter, den Sohn zurückzurufen. Sie will verzeihen, vergeben, will Robert und sein Mädchen aufnehmen.

Robert kommt. Das Mädchen weigert sich. Marie Weil ist eine vorzügliche Gestalt, die Else Lehmann einst wundervoll verkörpert hat. Liebend und leidend, aufopfernd und entsagend. Eine Heldin in der Dachstube, zu ihr hat sich Robert geflüchtet. Sie ernährt ihn, sie kleidet ihn, sie sorgt, daß er Ruhe hat zum Arbeiten, zum Komponiren. Sie schuftet vom frühen Morgen bis in die Nacht und polirt silberne Messer, damit ihr Robbe ja nichts vermißt. Ein Klavier will sie ihm sogar miethen, als er es mit dem Kneipier, bei dem er immer spielen durfte, verdorben hat. Mit der Absicht, Robert zurückzuholen, wagt sie sich in das Haus seiner Mutter. Roberts Schwester, Hedwig, empfängt sie herzlich und offen und

bringt der Proletarierin Achtung entgegen. Als Marie hört, daß Robert Sehnsucht nach dem Elternhause habe, daß er krank sei und unfertig, daß er noch viel lernen und studiren müsse, ehe er etwas leisten könne, da verzichtet sie auf ihre Rechte, ihre Mutterrechte. Denn nicht nur Geliebte war sie ihm, nein, eine zweite Mutter. Sie verschweigt dem jungen Manne das Geheimniß, das ihn unlöslich mit ihr verknüpfen würde. Sie geht und weiß, daß sie ihren Jungen für immer verloren hat.

Wir lernen noch einige andere Typen aus dem Proletarierquartier kennen, die alte Frau Prink, ihre vergnügungssüchtige, verwachsene Tochter Grethe, die alle Sonntag nach Halensee scherbeln geht, und den tölpelhaften lahmen Laufburschen Josef. Alle diese Figuren sind sicher und markant gezeichnet. Der Dialog ist lebendig und charakteristisch, das Berliner Milieu stimmungsvoll getroffen.

Ganz auf der Schilderung des Milieus beruht die Wirkung, die Georg Hirschfeld in dem Einakter „Zu Hause“ erstrebt und erzielt, der zwar schon im Winter 1892/93 entstanden war, aber erst 1896 bei S. Fischer in Berlin, der alle Werke Hirschfelds außer dem „Bergsee“ verlegt hat, erschien. Ein Stück Leben aus dem kaufmännischen Berlin W. Der Mann schuftet und müht sich, aber das Geschäft geht schlecht. Doch die Ansprüche der Frau wachsen eher. Jeden Abend Gäste, jeden Abend Scat, an dem der müde Mann theilnehmen muß, damit die Frau in Ruhe mit ihrem Liebhaber Stelldicheins verabreden kann. Der eine Sohn ist ein frecher Bengel, der die Situation überschaut und cynisch belacht. Der ältere ist schon Jahre lang abwesend. Er studirte und hat alle Examina mit Ehren bestanden. Beide Eltern rufen ihn nach Hause. Der Vater, weil er das elende Leben nicht mehr allein überwinden kann, die Mutter, weil sie will, daß der Sohn die Praxis des Sanitätsrathes Magnus übernehmen soll, um Geld zu verdienen, Geld für ihre Gelüste. Ahnungslos kehrt der junge Doktor heim und wird bald die Fäulniß gewahr. Er geht, um seiner selbst willen, um sich zu retten und rein zu halten.

Die Schilderung der trübseligen, zerrütteten häuslichen Verhältnisse steht im Vordergrunde. In „Dämon Kleist“ spielen die traurigen Vorgänge im Elternhause Wilhelms gleichfalls eine Rolle. In den „Müttern“ wird Aehnliches gestreift. In „Agnes Jordan“ bildet der geschäftliche Ruin von Jordans Schwiegervater Sommer einen Höhepunkt der Handlung, wobei die niedrige Gesinnung Jordans offen zum Ausdruck kommt.

Erst 1898 erschien wieder ein neues Buch Hirschfelds: das fünfaktige Schauspiel „Agnes Jordan“. Wir begleiten die junge Agnes durch's Leben. Hoffnungsvoll, rein und unwissend tritt sie in die Ehe. Sie hatte sich in den schönen Gustav, der im Geschäft ihres Vaters Reisender war, verliebt. Die Hochzeitsstimmung in ihrer wehmüthigen Freude ist gut getroffen. Agnes nimmt rührenden Abschied von ihrem Onkel Adolf, der sie heimlich liebt, aber zu den von der Natur wenig Begünstigten gehört. Das

benimmt ihm den Muth. Er ist der Leidende, der Entsagende. Agnes hat viel Verwandtes mit ihm. Das Verhältniß zwischen Onkel und Nichte ist zart und ergreifend.

Acht Jahre später spielt der zweite Akt. Im Ostseebade Heringsdorf. Agnes hat die große Enttäuschung erfahren. Ihr Mann ist so ganz anders wie sie. Egoist durch und durch, eitel, selbstgefällig, niedrig, ohne Vornehmheit. Er behandelt sie brüsk, poussirt aber mit Kindermädchen und der Frau seines Freundes. Für seine Frau hat er nicht das geringste Verständniß, ja er kommt sich in seiner verlogenen Sentimentalität sogar selbst als der Verkannte vor. Agnes hat aber die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben. Sie ist Mutter, und das Kind hält sie dem Gatten nahe, den sie so sehnlichst zu fesseln wünscht. Aber ihre Art ist viel zu fein, zu vornehm für den Plebejer. Die praktische Betty Wiener giebt ihr gutgemeinte Rathschläge. Aber Agnes vermag es nicht, ihrer eigenen Natur untreu zu werden. Onkel Adolf, der sehr gealtert ist, kommt, von Jordan eine einst geliehene Summe zu fordern, die er braucht, da er und Sommer dicht vor dem Bankerotte stehen. Es kommt zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf Jordan völlig mit den Verwandten seiner Frau bricht. In seiner Niedrigkeit und gemeinen Gesinnung glaubt er, Agnes werde durch ihre Familie gegen ihn aufgehetzt, und verbietet ihr den Verkehr mit ihren Angehörigen. Da empört sich das gequälte Herz der stillen Frau: „Nun ich, ich schwöre Dir bei Gott, ich halte zu ihnen jetzt mehr wie je. Einmal kommt ja für Jeden der Tag, wo es sich zeigen muß, ob etwas Echtes in ihm ist und ob nicht Alles nur Selbstsucht, Eitelkeit, Kleinlichkeit ist. Die Probe fühl' ich jetzt und will sie bestehen. Ich segne das Unglück dafür, das meine Eltern betroffen hat, denn ich kann mich erlösen, ich kann wieder Mensch sein, Mensch, und kann mich erheben, lieben und geben aus meinem Herzen, das ist Glück."

Der dritte Akt spielt 1882, also neun Jahre nach dem zweiten, bei Jordans in der Großbeerenstraße in Berlin. Ein Abgrund von Niedrigkeit eröffnet sich. Jordan beschmutzt sein eigenes Haus. Eine widrige, aber lebenswahre Scene zwischen dem Manne und dem Dienstmädchen. Mit Ekel nimmt Agnes das wahr. Sie ist ihrem Gatten ganz fremd geworden, und auch die beiden Knaben hat er ihr genommen, indem er die Befehle der Mutter stets durchkreuzt und den Jungen ihren Willen läßt. Der ältere, Hans, ist ein kränklicher verwöhnter Rüpel, der seine Mutter mit Gewalt von sich stößt. Der jüngere, Ludwig, ist ein stilles, gut geartetes Kind. Aber der wachsende Einfluß des Vaters muß auch ihm verderblich sein. Der alte Sommer hat Geburtstag, und Agnes will ihrem Vater eine Freude bereiten und die Kinder zu den Großeltern mitnehmen. Jordan verbietet es, er verdächtigt Agnes, unreine Beziehungen zu dem Hauslehrer zu haben, er beschimpft sie in der brutalsten Weise: Da verläßt Agnes das Haus ihres Mannes und geht zu ihren Eltern. Doch ohne die Mutter

sind die Kinder verlassen, Hans wird schwer krank, und Ludwig kommt, die Mutter zu holen. Der greise Vater redet der Tochter zu, ihrer Pflicht zu folgen. Agnes thut es: „Mein Weg ist weit, aber ich geh' ihn nicht allein. Es giebt ein Ziel, das hab' ich heut gesehen — — — komm, mein süßer Junge."

Der letzte Akt zeigt Agnes Jordan am Ziele. Die Kinder sind erwachsen, Hans ist ein tüchtiger Kaufmann geworden und hat sich mit der Tochter Betty Wieners, die längst im Grabe ruht, verlobt. Die alten Sommers sind todt, Onkel Adolf ist todt. Jetzt ist die Reihe an Agnes und Jordan. Ludwig ist ein Träumer, ein Künstler geworden. Auf beiden Kindern lastet die schwere, die traurige Kindheit. Aber sie verehren die Mutter, die ihnen Alles ist. Jordan ist der Lächerlichkeit anheimgefallen. Das Gute, das Edle hat gesiegt, und all die Mühe, die sich Agnes gegeben hat, das Leben und seine Pflichten zu überwinden, ist auch der Mühe werth gewesen.

1899 schrieb Georg Hirschfeld eine vieraktige Berliner Komödie „Pauline". Pauline König ist Köchin bei dem Maler Sperling. Hirschfeld hat sich in fast allen seinen Stücken bemüht, auch die Bewohner der Gesindestube selbstständig zu charakterisiren, ihre Eigenheiten zu erlauschen und zu schildern. Das Conventionelle hat er stets vermieden und den naiven Stubenmädchen, den dummschlauen Dienern auf der Bühne ein Ende gemacht. Seine Dienstboten sind eigenartige Menschen, wie sie in dem eigenartigen Milieu der Küche und des Vorzimmers geworden sind. Im „Dämon Kleist" wird eine Köchin Pauline erwähnt, in den „Müttern" tritt das Dienstmädchen Louise auf. Wie lebendig und fein differenzirt sind in dem Akte „Zu Hause" das feine, schnippische, superkluge, verderbte Hausmädchen Anna und die brave, dicke, rothe Landköchin Karoline gezeichnet. In „Agnes Jordan" ist die Scene zwischen Jordan und dem Dienstmädchen Amalie ein Kabinetstück der Charakteristik. Die alte Wilhelmine Prökelmann im „Jungen Goldner" dagegen ist eher konventionell gehalten und gehört zu dem altbewährten Geschlechte der Theaterwirthschafterinnen mit ihrer döfigen Anmaßung.

Die Köchin Pauline ist eine Natur, die Rasse hat. Ein Wesen, das sich seines Werthes und seiner Rechte wohl bewußt ist. Sie will das Leben genießen, hat ein ganzes Dutzend Liebhaber, tanzt gern und gut, ist dabei aber anständig durch und durch. „Sie will vom Leben nur das bischen Schlagsahne, und im Uebrigen weiß sie sich zu wehren, die Männer sind in ihren Augen blos zum Tanzen da," sagt der Dienstherr Paulinens von seiner Köchin zu der etepeteten Frau Sanitätsrath Suhr, die sich über Paulinens „unsittliches" Leben und ihre Unverschämtheit beschwert. „Dürfen Sie es denn für ausgeschlossen halten, daß es unter diesen Leuten Persönlichkeiten giebt, die ihren eignen Stiebel leben?" Pauline ist eine Individualität. Die Dienstboten sind eben auch Menschen, die man nicht wie

Sklaven knechten und unterdrücken darf. Aber nicht jede Pauline hat das Glück, zu Sperlings zu kommen, die allerdings von einer ungewöhnlichen Nachsicht sind. Künstler! Sie haben nichts dagegen, daß Paulinens Liebhaber sich oft und lange in der Küche aufhalten, und sie bewohnen selbst oft und gern Paulinens Reich, in das sie sogar ihre Gäste hineinführen.

Von den vier Akten der Komödie spielt der dritte im Tanzlokal von Klimsch in der Hasenhaide, die drei anderen spielen in Sperlings Küche. Wir lernen Paulinens Verehrer kennen, den starken, jähzornigen, schnell entschlossenen Kunstschlosser Radke, der für die „Rothe" schwärmt, den damligen Pferdebahnschaffner Bolle, den stillen, schüchternen Packetbriefträger Anton, den eleganten, verliebten, sinnlichen Schneider Fink und den noblen Turnlehrer Hippel. Alle sind verliebt, aber Alle sind auch böse auf Pauline, die sich kein Gewissen daraus macht, Einen nach dem Andern zu versetzen. Radke läßt sich am wenigsten bieten, er schnauzt Paulinen an, erklärt öffentlich, daß sie mit ihm verlobt sei, und schreibt an ihre Eltern, um deren Erlaubniß einzuholen. Pauline geräth in Zorn. „Ich thu', was ich Lust habe, das hab' ich immer gethan — ich will 'n Mann und den, den ich will!"

Bei Klimsch heißt Pauline die „Ballkönigin". Die Männer reißen sich um sie, und der Wirth macht gute Geschäfte. Großmüthig will er Paulinen das Entree erlassen. Aber die: „For nischt is nischt. Wenn ich mir amesiren will, denn will ich ooch dafür bezahlen, und wenn Se nischt mehr von mir nehmen wollen, denn sag' ich jleich adjö." Dieser Zug spricht für Vieles!

Im Tanzlokal treten auch nacheinander alle Herren Freier an. Es kommt zu Eifersuchtsscenen, zu einem Skandal. Eine solenne Prügelei bricht aus, Radke langt dem Turnlehrer Eine, ein Schutzmann kommt und führt die Streitenden ab, aber der Socialdemokrat Radke verschlimmert seine Sache, indem er der Staatsgewalt Widerstand leistet. Pauline fällt voller Freude ihrer Freundin Tine um den Hals: „Ich bin se los! Und Radke hat'n Denkzettel!"

Am Ende aber bekommt Pauline doch ihren Radke. Die zwei letzten Akte der Komödie sind die besten, weil sie die bewegtesten sind. Die zwei ersten sind viel zu zuständlich, um auf dem Theater wirken zu können. Ich berühre hier eine wunde Stelle im dichterischen Schaffen Hirschfelds. So glänzend Hirschfeld den Dialog beherrscht, so matt ist oft sein dramatisches, sein theatralisches Talent. Seine Aktschlüsse sind nie richtig pointirt, die Akte selbst meist ohne innere Steigerung. Der echte Dramatiker zeigt sich in der Beherrschung der Massen. Hier versagt Hirschfeld völlig. Es treten in seinen Massenscenen immer todte Momente ein, die dann von der Bühne herab einen lähmenden, beängstigenden Eindruck machen. So im dritten Akte der Pauline. So aber ganz besonders im vierten Aufzug des nächsten Stückes, das Hirschfeld schrieb.

1901 erschien „Der junge Goldner“, eine Komödie. Kein richtiges Lustspiel, aber doch stellenweise voll Humor. Auch Satire fehlt nicht, und am Ende erklärt die Jugend, die Wahrheit, die echte Kunst all ihren Feinden und Unterdrückern den Krieg. Eine wundervoll optimistische Figur enthält das Drama: den alten Leopold Goldner, den Redakteur des „Globus“, der selbst in seiner Jugendzeit dichtete und dessen Tragödie „Patroklos“ sogar in Chemnitz aufgeführt wurde. Durch seinen Optimismus wird der Alte naiv; er nimmt in seiner Zeitung einen Aufsatz seines Sohnes an, der sich gegen die künstlerischen Intentionen des allmächtigen Stadtrathes Jansen richtet, der, man bedenke, Eigenthümer des Globus und, man höre, ein langjähriger Freund des alten Goldner ist. Jansen findet die Handlungsweise seines Redakteurs empörend. Ich auch! Nun entwickelt sich Alles folgerichtig. Jansen ist der Hauptbegründer des Nationaltheaters seiner Stadt. Mit einem anonym eingesandten Stück „Nachtfalter“, das ein großes Talent offenbart, soll das neue Schauspielhaus eröffnet werden. Es stellt sich aber heraus, daß der junge Goldner der Verfasser des Stückes ist. Wer will es Jansen verargen, daß er nun gegen die Aufführung mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht protestirt? Das ist menschlich, das ist verzeihlich. Der Mann kann einfach nicht anders. Wohl aber hätte der Direktor des Nationaltheaters Dr. Hermann Rosenberg aus Berlin, ein berühmter, angesehener Schriftsteller, der zugleich ein inniger Freund Goldners ist, energisch für die Sache des jungen, talentvollen Autors eintreten können, nachdem er einmal das Drama „Nachtfalter“ als Eröffnungsvorstellung festgesetzt hatte. Aber Rosenberg ist ein feinsinniger Litterat, keine Kampfnatur. Er lavirt, er kompromissirt, er giebt nach. Die „Nachtfalter“ werden auf unbestimmte Zeit verschoben. Rosenberg handelt schwach, aber menschlich. Das Geschick des jungen Unternehmens stand auf dem Spiele, da Jansen mit seinem Rücktritte drohte. Es giebt zwar Naturen, die unter keinen Umständen nachgeben. Aber Rosenberg ist viel zu differenzirt, um rücksichtslos zu sein. Er empfindet, daß er unmännlich gehandelt hat, er bedauert es, er ironisirt sich selbst. Rosenberg ist die bestgezeichnete Figur des Stückes, die lebensvollste. Jansen ist verdorben, weil der Dichter ihn nicht objektiv, nicht kühl genug, sondern mit entschiedener Antipathie behandelte. In dem alten Goldner liegt viel Humor, viel Sonnenschein. Aber auch eine ganze Portion Theater. Für seine siebzig Jahre ist er bisweilen zu naiv.

Der junge Goldner ist Tendenzfigur. Er vertritt die junge Generation, den edlen Theil unter ihr. Er ist Kritiker und Dichter zugleich. Er meint es ehrlich mit seinem Beruf. „Wenn Jemand Romane schreibt für sieben Mark fünfzig, und sie sind nicht 'n Sechser werth, dann hau' ich zu, dann muß ich zuhauen. Und wenn's mein eigener Bruder wär'. Kunst ist 'ne Sache, die pendelt zwischen Hölle und Seligkeit, als Nebenverdienst hat sie der liebe Gott uns nicht gegeben.“ Jeder Kompromiß scheint ihm

Verrath. „Dazu haben wir uns nicht die Wahrheit in der Kunst erobert, um sie im Leben dafür zu verlieren. Dazu haben uns die großen Dichter nicht das Mitleid und das tiefe Sichversenken in fremde Seelen gelehrt, damit wir „objektiv" die ganze aufgewühlte Oberfläche nivelliren und sanktioniren, was schwächlich ist. Noch immer, solange Menschen leben und dichten, ist nichts Großes entstanden ohne sittlichen Halt und nichts Wahres ohne Unerbittlichkeit. Denn einsam kämpfen ist Alles! Alles! Man muß eine Stube haben, wo einen Niemand besuchen kann. Man muß zu jedem armen Hungerleider, der irgendwo in Anklam für die Kunst lebt, mehr Beziehungen haben, als zu sämmtlichen Stadträthen der Welt! Denn vor der Kunst sind wir Alle nur arme Hungerleider und Märtyrer für bessere Zeiten." Und auf dem Bankett im letzten Akte hält Fritz Goldner, der dort gleichsam als drohendes Mene Tekel erschienen ist und wie Bankos Geist die Festesfreude des Stadtrathes stört, eine wuchtige Rede auf die moderne, die „pietätlose" Jugend.

Von den Nebenrollen ist der eilfertige, geschäftige, etwas kriecherische Journalist Moritz Brandl eine Figur, die lebt. Der Typus gewisser österreichischer Zeitungsschreiber!

Man sagt, daß die Ereignisse, die sich im „Jungen Goldner" abspielen, die Gründung des Theaters, die Berufung Dr. Rosenbergs, die Annahme des anonymen Stückes und dessen Absetzung auf Wunsch des Vorsitzenden, auf wirklichen Geschehnissen beruhen. Möglich! Aber ich habe keine Lust, Futter für ein sensationslüsternes Publikum zu liefern. Die Komödie wirkt nicht übel auf dem Theater. Der vierte Akt aber, jene schon erwähnte Bankettscene, fiel ganz in's Wasser. Hirschfeld hat es nicht verstanden, die Massen zu bewältigen. Es spricht immer nur Einer, die Andern sitzen stumm und todt da, wie Wachsfiguren in Kastans Panoptikum.

Das letzte Drama, mit dem Georg Hirschfeld vor die Oeffentlichkeit trat, ist ein vieraktiges Salzburger Märchenstück „Der Weg zum Licht". (1902). Der Theatererfolg war minder stark als der des „Jungen Goldner". Hirschfelds Jugendnovelle „Der Bergsee" spielte schon im Salzburger Gebiet. Dort erzählt auch der alte, blinde Waland ein Märchen vom Bergkönig und seinem Sohne Menschenhaß. Aber es hat so gar nichts von einem echten Volksmärchen! Es ist nur Symbolik, ohne Leben, und weit entfernt, Ausdruck der Volksseele zu sein. Dem „Weg zum Licht" liegt gleichfalls ein Märchen zu Grunde, ein Salzburger Märchen, ein Gebirgsmärchen. Im und am Untersberge spielt die Handlung sich ab, jenem sagenumwobenen Berge, in dem Kaiser Karolus von seinen Ruhmesthaten ausruhen soll. Die schöne mitteldeutsche Kyffhäusersage ist bekanntlich erst von Salzburg aus zu uns gekommen.

Die Zeit ist die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Es tritt der bekannte Spruchdichter Reinmar von Zweter auf, der die kranke Tochter Mechthilde des Pfalzgrafen bei Rheine liebt. Aber weder Reinmar noch

sein Waffenträger Ortlieb, der nur ein matter Abglanz des alten Hildebrand, des Berners Waffenmeister, ist, sind fähig, uns die alte, die glänzende Zeit des letzten und genialsten Hohenstaufenkaisers heraufzubeschwören. Das Zeitalter der Minnesänger ist dem modernen Dichter Georg Hirschfeld nicht in seiner Pracht und Poesie, in seiner Zartheit und Ritterlichkeit aufgegangen.

Die Handlung ist kurz folgende: Der häßliche, rothbärtige, zwerghafte Dunkelelb Hahngikl, der im Untersberge als Bergmann arbeitet, ist ein Künstler. Er versteht es, aus dem Golde die wunderherrlichsten Geschmeide und Ketten zu formen. Und weil er ein Künstler ist, trägt er trotz seiner Mißschaffenheit die Sehnsucht nach Freude, Liebe, Jugend und Tanz im Herzen. Aber die Wildfrauen, so sehr sie seine Schmucksachen lieben, verschmähen ihn wegen seiner Häßlichkeit. Und der unglückliche Hahngikl muß sein liebedurstendes Herz, seine schönheitsuchenden Sinne weiter schmachten lassen, Frau Perchtl, seine Mutter, erzählt ihm, daß der Pfalzgraf mit Frau und Tochter in Salzburg eingetroffen sei. Die Jungfrau sei todtkrank, kein Menschenarzt vermag sie mehr zu retten. Frau Perchtl aber hat ein Mittel, das jedem Heil und Gesundheit bringt, so nah der Tod ihm auch schon sein möge. Sie giebt das grüne Fläschchen ihrem Sohne:

Bring' ihr den Trank, die um Genesung fleht,
Und ford're Dir zum Lohn sie selbst zu eigen,
Daß sie Dir folgt in Deine Bergeshöhle
Und dankt mit ihrem wundervollen Leib!

Hahngikl macht in der That die kranke Prinzessin gesund. Um Mitternacht will er kommen, um sie in seine Berghöhle zu entführen. Der Thor! Warum nimmt er sie nicht gleich mit? Natürlich will Mechtild, nachdem sie sich wieder an Gesundheit und Lebensgenuß gewöhnt hat, nicht mehr. Der stattlich schöne Reinmar und dessen christlich-eheliche Umarmung ist ihr lieber als das unheimliche moosige Hochzeitsbett im finstern Schlupfwinkel des Dunkelelben. Noch einmal kommt Hahngikl und mahnt die Genesene daran, daß sie um Mitternacht bereit sein müsse.

Der Beginn des vierten Aktes in seiner bänglich drohenden Spannung ist recht wirksam. Mechthilde ist Reinmars Eheweib geworden. Etwas eilig, muß ich sagen! Der Sänger führt seine junge Frau in sein Schloß, das dem Untersberge gegenüber liegt. Es sind nicht gerade Hochzeitsgedanken, die dem jungen, schönen Weibe beim Anblick des Berges aufsteigen. In ihrer Angst gesteht sie dem Gatten, wem und welchen Bedingungen sie die wiedergewonnene Gesundheit zu verdanken habe. Reinmar ruft seine Knechte und will dem Berggeiste Widerstand leisten. Thor und Thüren werden verrammelt. Da schlägt es langsam die zwölfte Stunde: Eins — zwei — drei — und mit dem zwölften Schlage springt die schwer verriegelte Altanpforte auf: Hahngikl steht draußen. Aller körperliche Widerstand ist vergebens, die Waffen prallen von dem Berggeiste ab, er ist unverwundbar. Hahngikl beharrt auf seiner Forderung. Aber Mechthilde zieht den Tod

seiner schaudervollen Umarmung vor und will sich vom Altan in die Tiefe stürzen. Der Zwerg hält sie auf: „Bin ich der Tod Dir, Weib, weil ich Dich liebe?" Da regen sich edlere Gefühle in Hahngikls Herz. Die Alles besiegende Liebe der Menschenkinder macht ihn staunen und rührt sein Herz:

Ihr achtet nicht das Trugbild Eurer Schönheit,
Ihr stürzt sie freudig in die Tiefe nieder,
Nur weil Ihr wißt, für wen sie untergeht.

Ja, wenn uns Einsamkeit verliehen wäre
Und jene Kraft, sie selig zu ertragen,
Dann hätten wir die fürchterliche Schwere
Der Sehnsucht nicht und könnten ihr entsagen.

Doch zu stolz ist er, um Bettlergaben anzunehmen: „Besitzen muß ich, was ich mir erwähle". So verzichtet er denn, und wie er die Liebenden erst verflucht, so segnet er sie jetzt, Abschied nehmend. Die Wunder des Wodansberges will er ihnen offenbaren:

Ich hab' mich siegend mit mir selbst versöhnt!
Regiert der Geist, so muß der Körper weichen!
Ich bin's und kann's! Ich will's, ich will's erreichen!

Der Gedanke wird Wahrheit und That: Der häßliche Zwerg verwandelt sich in einen jugendlich schönen, edlen Lichtelb, der bald in dem Mondlichte auf dem Bergesgipfel verschwindet. Jetzt kommen auch die Wildfrauen, die ihn früher verschmähten, und begehren seiner. Aber Hahngikl, geläutert und gereinigt, weil er sich selbst überwunden hat, strebt an ihnen vorbei: „Nach Himmelslicht! Nach Einsamkeit! Nach Thränen!" — „losgelöst und lächelnd" heißt's einmal in der „Agnes Jordan".

Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee dieses Märchendramas edel und schön ist. Die Sprache ist ihr wohl angepaßt. Es freut Einen, zu sehen, daß Hirschfeld nicht nur Dialekt und Jargon beherrscht, sondern auch Edles edel und in dichterischen Bildern auszudrücken weiß. Alles in Allem ist „der Weg zum Licht" keine üble Talentprobe. Hahngikl ist eine lebensvolle Figur, Symbol und Individuum zugleich. Die übrigen Personen sind allerdings recht farblos, und die Handlung im Grunde matt und mager. Es könnte Einen eigentlich wundern, daß Hirschfeld, der Dichter des modernen Lebens, sich an Märchenstoffe heranmacht. Neulich hörte ich, daß er sogar schon wieder ein Märchenstück, das einen indischen Stoff behandelt, schreiben will. Aber man sollte die Dichter, selbst die, deren Kraft in der Schilderung des täglichen Lebens liegt, ruhig ihre Märchen schreiben lassen. Denn derartige Stoffe zwingen, von allem Beiwerk abzusehen und in die Tiefe der Idee, des Problems hinabzusteigen. Sie zwingen auch, Seelen zu schildern, keine Puppen. Hier ist Hirschfeld zum Theil entgleist.

Etwa gleichzeitig mit dem Drama erschien Hirschfelds Novelle „Freundschaft" von der ich schon ausführlich genug gesprochen habe. Und so wären

wir denn das bisher geleistete Werk des jungen Dichters durchgegangen, das noch kein fertiges freundliches Haus ist, das ganze Familien und Generationen beherbergen kann. Aber doch schon ein stattlicher, ein solider Unterbau!

* * *

„Ach Gott, das Publikum. Das Publikum ist doch was Sekundäres. Fritz soll nur schreiben, was er auf dem Herzen hat“ (Der junge Goldner, Seite 25).

Ibidem (Seite 141) sagt Fritz von einem Stück, von dem er bereits 370 Verse geschrieben hat: „Das wird 'n langes Vergnügen. Dabei für die Bühne unmöglich. Aber das macht nichts. Das macht nichts. — — Nein nein, es ist mir egal! Mich hat's gepackt! Das genügt mir! Ach Bertha, Bertha, es ist doch ein verrücktes Leben.“

Wie Georg Hirschfeld!

Daher auch eine ganze Reihe von Theaterstücken, die eigentlich keine, oder besser noch keine sind.

In der Verachtung des Publikums ist Hirschfeld von Hauptmann'scher Größe. Alle Achtung z. B. vor „Michael Kramer“. Liest sich fein und anregend. Aber von der Bühne herab? Einschläfernd!

Man ist noch lange kein Sklave des Publikums, wenn man bühnenwirksam schreibt. Die Bühne stellt nun einmal gewisse Anforderungen, wie Zuspitzung der Handlung, pointirte Aktschlüsse, Fallen und Steigen der Vorgänge. Innerhalb eines jeden Aktes muß auch wirklich etwas geschehen, und zwar etwas Interessantes! Herr Gott, das ist doch Alles nur rein äußerlich, rein technisch und läßt sich mit einiger Vernunft erlernen. Man schaue doch, wie viele Kunstkastraten die Bühne beherrschen.

Die dramatische Form ist eben gewissen Gesetzen unterworfen, die nicht vom Willen des Pöbels diktirt worden sind. Sie erlernen und sie beobachten muß Jeder, der für die Bühne schreibt. Wer sie mißachtet, wird eben nie ein gutes Drama schreiben können, ein so großer Künstler er auch sonst sein mag.

Ich ehre Georg Hirschfelds vornehme Reserve. Aber ich bekämpfe sie. Nicht dem Publikum zu Liebe. Georg Hirschfeld zu Liebe.

* * *

Ich eile zum Schluß und bitte alle Diejenigen, die dem etwas langgedehnten Aufsatze bis hierher vom Anfange an gefolgt sind, sich an die Mutter meines Freundes Karl August zu erinnern. Jene Dame, der die „Agnes Jordan“ nicht solche Begeisterung erweckt hat wie dem Sohne.

Die meisten Stücke Hirschfelds spielen in einem eigenartigen Milieu, für das nicht Jeder Verständniß mitbringt. Am wenigsten Kleinstädter. Am allerwenigsten der christlich-germanische Kleinstädter!

Ob Georg Hirschfeld Jude ist, weiß ich nicht, da ich ihn nicht kenne.

Aber er ist der Beobachter und Schilderer der Juden, der großstädtischen Juden, der Berliner Juden. Er übertreibt nicht, und er beschönigt nicht. Er strebt nach Wahrheit. Neben dem Onkel Frey der „Mütter" steht der edle, feinsinnige Onkel Adolf in „Agnes Jordan", der dem gereinigten Hahngikl in der Seele verwandt ist. Neben Frau Dörgens steht Agnes Jordan selbst, neben dem Schlingel Arthur der verständige Ludwig. Goldners sind Juden, Dr. Rosenberg, der Direktor des Nationaltheaters, ist Jude, vielleicht auch Stadtrath Jansen. Es wäre auch ein Leichtes, in dem ungestalten Zwerge und schönheitsdurstenden Künstler Hahngikl eine Art Symbol für das unterdrückte Volk Mosis herauszufinden.

Es giebt Kritiker, die Hirschfelds künstlerische Schilderungen der Berliner Juden verdammen und verspotten.

Mit Unrecht! Die Thoren!

Mir scheint, Hirschfeld ist in dem Milieu, das er wiedergiebt, aufgewachsen. Wenigstens kennt er es genau, beherrscht er es vollkommen. Es ist der Boden seiner Kraft und Stärke.

Das Judenthum bildet im Leben Berlins ein unleugbar wichtiges Ferment. Die Weltstadt ohne die Juden wäre ein Nichts, eine Null! An der Spitze der Künstler, der Gelehrten, der Industriellen, der Kaufleute stehen die Juden. Mit unglaublicher Leichtigkeit haben sie sich nach der Emancipation alle Gebiete des Kulturlebens erobert. Vor einiger Zeit wurden die Juden in einem Aufsatz der „Zukunft" der neue Adel, die neue Aristokratie genannt. Und mit Recht! Für den tiefer Blickenden mit zweifellosem Recht. Denn wenn das Alter des Stammes und die Reinheit der Rasse für den Adel entscheidend ist, stehen die Nachkommen Salomos und König Sauls, der ob allem Volke ragte, oben an. Dann aber sind sie fähig. Und im Grunde sind sie aristokratisch durch und durch. Sie sind zwar heute noch häufig unter den Socialisten anzutreffen. Aber nur der Noth gehorchend. Weil sie im Druck leben, machen sie gemeinsame Sache mit den Proletariern. In Wahrheit sind sie konservativ, konservativ mit einer unglaublichen Ausdauer. Sechstausend Jahre sind sie den peinlichsten, unbequemsten Vorschriften treu geblieben.

Im modernen Kulturleben spielen die Juden eine große Rolle. Und sie haben eine Zukunft. Deswegen darf man es nicht tadeln, wenn ein Dichter seine Stoffe und Vorbilder im Leben der großstädtischen Juden sucht. Ist es doch wahrhaftig eigenartig und poesievoll genug.

So haben Hirschfelds Dichtungen auch kulturelle Bedeutung, die in einer späteren Zeit, da die Ausgleichung schon weitere Kreise gezogen haben wird, ihre Wichtigkeit als historische Dokumente nicht verleugnen werden.

Viele rümpfen die Nase über das jüdische Milieu.

Viele blicken verständnißlos drein, weil sie keine Ohren haben für die eigenen Töne, die dort angeschlagen werden.

Viele poltern und lärmen.

Das aber wird den Künstler in der Gestaltung dessen, was sein Herz bewegt, was seine Phantasie beschäftigt, nicht hindern. „Das Publikum ist doch was Sekundäres.“

Wenn Hirschfeld das so auffaßt — salve!

* * *

Das Resümé: Georg Hirschfeld ist ein Ernster, ein Strebender, ein Vornehmer!

„Agnes Jordan“ hat bewiesen, daß er Herz hat, daß ihm das große Mitleid nicht fehlt, daß er echte Rührung zu erwecken versteht, deren sich ein bärtiger Mann nicht zu schämen braucht. Hirschfeld spekulirt nicht auf die Thränendrüsen. Mit seinem Herzblut hat er geschrieben, das Schreiben hat ihm weh gethan.

Zuversichtlich: Er wird auch gute Theaterstücke schreiben. Ob ihm gute, kritische Freunde fehlen, die ihm helfen könnten in der Erlernung dramatischer Technik?

Vielleicht mangelt auch noch die klare Erkenntniß, die oft allein ohne fremde Beihilfe regulirt und berichtigt.

Hirschfeld pflegt noch Alles, was er sagt und schreibt, zu ernst, zu wichtig zu nehmen. Das ist ein Stück Dilettantismus. Schreiben, ausstreichen, wieder schreiben, feilen, besser machen! Im Einzelnen und im Ganzen. Man bedenke! Gustav Frenssen hat seinen „Jörn Uhl“ dreimal geschrieben! Dreimal den Jörn Uhl!

Die Kunst ist die Königin. Alles, was sie sagt, ist heilig. Aber Verstand ist verantwortlicher Minister.

Weder was mühelos aus dem Herzen quillt noch was sich ihm in qualvollem Weh entringt, ist nothwendiger Weise fertig. Erst der denkende Künstler giebt dem Stoff die vollendete Form.

Im Kleinen wird sich Hirschfeld schon nicht verlieren. Davor werden ihn seine Märchenstücke bewahren. So erwarten wir denn Großzügiges von ihm. Mitten aus dem bewegten, geschäftigen Leben der Großstadt, die ihre Menschen nach eigenen Gesetzen formt. Das kann er, das muß er können. Sei es ein Drama, sei es ein Roman.

Daß er zu den Berufenen gehört, hat er bewiesen. Vielleicht ist er auch ein Auserwählter!





# Die erste Aufführung der „Maria Stuart."

Von

## Eduard von Bamberg.

— Leipzig. —



Nachdem das „Wallensteingeschäft" zum Abschluß gekommen war, litt Schiller sechs Wochen unter der Qual, „bestimmungslos im luftleeren Raum zu hängen". Tragisch mußte sein nächster Stoff sein, aber der Soldaten, Helden und Herrscher überdrüssig, glaubte er einem rein menschlichen Konflikt in freier Erfindung nachgehen zu sollen, und um nicht in der ersten Instanz einen Mißgriff zu thun, sollte Goethe über verschiedene Gegenstände sein Urtheil abgeben. Ob derselbe ihm nun abrieth, oder ob der Erfolg des Wallenstein den Ausschlag gab, genug, er kehrte wieder zur Geschichte zurück; aber die angeschlagene Stimmung wirkt nach, indem er über politisches Getriebe und welthistorischen Zusammenhang hinweg nach leidenschaftlichen Momenten ausschaut und trotz der gegebenen Grundlage auf das „freie Phantasiren" nicht Verzicht leistet. Schon in Bauerbach hatte ihn neben Imhof, Konradin und Don Carlos der Prozeß der schottischen Maria beschäftigt, der inzwischen durch das Schicksal Marie Antoinettes erneutes Interesse gewonnen hatte. Jetzt schaute er denselben mit frischen Augen an und fand neben tragischen Hauptmomenten „sehr viele dankbare Seiten" und die beste Gelegenheit zur Anwendung der „Euripideischen Methode". Die Schilderung eines verirrten großen Herzens, das sich durch standhaft ertragenes Leiden und reuevolles Bekenntniß zu früherer Unschuld zurückläutert, war nach seiner Ansicht des tragischen Mitleids sicher, wenn sein Schicksal, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden, dadurch nicht aufgehoben wird, alle Versuche, menschliche Vergeltung abzuwenden, erfolglos verlaufen und der schließliche Untergang ebenso verdient wie freventlich veranlaßt ist. In diesem Sinne sah er in dem Ver=

hältniß der Gefangenen zur Machthaberin, um mit Wieland zu reden, die Geschichte vom Lamm und Wolf, und ganz von selbst boten sich bei beiderseitiger Leidenschaft die wirksamsten Kontraste an: hier eine anmuthige, dort eine herbe Schönheit, hier eine gutmüthige, sich gehen lassende, offne, unüberlegte, dort eine hartherzige, sich beherrschende, versteckte, überlegte Natur. Da Leicester zu beiden Königinnen in Beziehungen gestanden hatte, eignete sich Niemand besser, die im dramatischen Interesse nothwendige Zusammenkunft zu bewirken; natürlich mußten jene dann umgestaltet werden, und der beiderseitig Liebendgeliebte konnte nichts Anderes werden, wie ein sich bald beherrschender, bald gehen lassender, bald zum Guten, bald zum Bösen geneigter, „temporisirender" Hofmann. Endlich lieferte die Geschichte Welsinghams und Babingtons mit dem Mordanschlag auf Maria und der Verschwörung zu ihrer Rettung zwei weitere Motive; während aber der Fanatiker kraft seines bewegten Charakters wie aktiven Eingreifens auf den ersten Plan übertrat, fanden sich auf dem zweiten die Staatsmänner, der Hüter und die Vertraute zusammen, welche gleichfalls nach dem Gesetz des Kontrastes auszuführen waren. Alles, was später auf Grund der damals vorliegenden Quellen gegen diese Vergewaltigung der Geschichte gesagt worden ist, wußte der Dichter ebensogut; die erdichtete Intrigue paßte aber nicht nur in seine damalige Stimmung, sondern sie war unerläßlich, um eine „vollständige Darstellung des Zustandes" zu erreichen, welche er für die reinste dramatische Form hielt. An eine Verknüpfung von Schuld und Strafe hat er nie gedacht, und von letzterer nahm er auch nur den letzten Theil von der Verurtheilung bis zur Enthauptung, welcher nach ihm zwei Tage umfaßt und es unumgänglich machte, „den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen."

Wirklich konnte er bald melden, daß sich seine Absichten leichter verwirklichen ließen, wie beim Wallenstein, der zwar eine vortreffliche Schule gewesen war, aber Schwierigkeiten genug ungelöst gelassen hatte. Wie die tragische Formel schließt sich auch die koncentrirte Form des neuen an das vorhergehende Stück an, doch sollte die Komposition strenger arten und die Rücksicht auf die Bühne unverletzliche Schranken ziehen. Deshalb fordert die Ausarbeitung des Plans ein tüchtig Stück Arbeit, den ganzen Mai 1799 verbringt er damit und seufzt am Ende auf, wie wenig die allezeit-fertigen Urtheiler (Kritiker) und die leicht fertigen Dilettanten (Publikum) die Mühen kennten, die es koste, ein ordentliches Werk zu erzeugen. Das hindert ihn freilich nicht, sobald das Schema der ersten Akte in Ordnung und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht ist, „mit Lust und Freude" das Opus zu beginnen (4. Juni). Bald glaubt er sich durch Anschauung eines historischen Stücks, „wie es auch sonst beschaffen seyn möchte", bald durch die Lektüre einer griechischen oder französischen Tragödie, bald durch Beschäftigung mit Lessings Dramaturgie anregen zu müssen, aber gewissenhaft wird ein tägliches Pensum eingehalten, und so kommt er zu

der immer stärkeren Ueberzeugung von der tragischen Qualität seines Vorwurfs — „und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Scenen sieht und indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird," d. h. daß der Untergang unausweichlich erscheint und die Intrigue den Keim der Auflösung in sich selbst trägt. Immerhin ging es mit der Exposition langsam voran, weil in ihr „der Grund zum Ganzen gelegt und der poetische Kampf mit dem Stoffe ausgefochten wird." Reichhaltig wie derselbe ist, wollte er auch eine reichhaltige Fabel geben, konnte aber nur aufnehmen, was sich mit der vorgefaßten Form und Idee vereinte, suchte, wie er sich selbst ausdrückt, alle brauchbaren Motive der Geschichte in Besitz zu nehmen, ohne sich die Freiheit der Phantasie rauben zu lassen. Immer stand das „blos Leidenschaftliche und Menschliche" im Vordergrund, und so sehr er auch anfangs durch Lektüre das Charakteristische befördern wollte, eine intimere Zeit- und Lokalfarbe, ein treueres Bild von Volk und Hof wird man vergebens suchen und in dieser Beziehung dem Wallenstein den Vorrang einräumen. Was auf die Seite zu bringen war, mußte natürlich in den Expositionsscenen der zwei ersten Akte behandelt werden, aber sowohl die Trockenheit der historischen Vorgänge als seine Unbekanntschaft mit den alten Rechtsformen machte ihm viel zu schaffen, und so ist es auch weder bei dem Prozeß noch den politischen Motiven zu einem poetischen Umguß gekommen, die Vorgänge wurden vielmehr durch eingewobene Daten, Gesetze, Rückblicke beglaubigt und dazu auch Pikanterien wie das von Nichols geschilderte seltsame Turnier beigefügt. Diese Ornamente waren indeß von vornherein nur auf den „nachdenkenden und instruirten Leser" berechnet*), während eine Bearbeitung für das dem Eindruck des Moments hingegebene Publikum, wie sie Wallenstein nöthig gemacht hatte, außer Ansatz blieb. Alle Scenen waren theatralisch gedacht und sollten auch die bühnenmäßige Ausdehnung nicht überschreiten, kurz, Schiller wollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne mit dem Handwerk ein für allemal auf das Reine zu kommen und feste Normen für die Komposition im Ganzen und Einzelnen aufzustellen.

Mit kurzer Unterbrechung, welche ein Aufenthalt in Weimar veranlaßte, blieb er beständig bei der Arbeit, obschon ihm der Genius im Juli nicht so zu Diensten war wie im vergangenen Monat. Endlich — am 28. Juli**) war das „Schwerste vom Ganzen" gethan, und nun ging es ohne Aufenthalt an den zweiten Akt, den er am 26. August abschloß, um am 3. September vor dem Streit der Königinnen inne zu halten, einer „an sich moralisch unmöglichen Situation", zu deren poetischer Bewältigung eine Erholungspause angebracht erschien. Zugleich machte die Arbeit für den Musen-

*) Bei der Aufführung fiel II, 1. ganz fort; I 7, II 2 und 3 waren stark gekürzt, das Uebrige der Exposition passim.

**) Fälschlich nennt man nach Hoffmeisters Vorgang gewöhnlich den 24. Juli.

almanach eine lyrische Stimmung nothwendig, und von den Vorbereitungen dazu datirt die Absicht, nach griechischem Vorbild auf der Scene das Versmaß zu wechseln, um das Publikum „an Alles zu gewöhnen". Merkwürdig, daß er nach seiner Gewohnheit, mitten im Stück an ein neues zu denken, den Warbeckstoff vornimmt (20. August), sodann über die unausrottbare prosaische Trockenheit der historischen Sujets und die dadurch bewirkte Lähmung der Phantasie Klage führt (26. September) und neuerdings eine Disposition der Malthesertragödie entwirft (22. Oktober); noch merkwürdiger, daß bei alledem unser Stück am 12. Oktober „schon sehr weit gediehen" ist. Nun aber kommen „unglückliche Zerstreuungen," häusliche Sorgen, die Uebersiedelung nach Weimar, Krankheit, anderweitige Arbeiten, und erst im April 1800 sehen wir ihn wieder „ganz in seinem Geschäfte". Einen Monat später sind die vier ersten Akte sowohl im Buch als Theatermanuskript abgeschlossen, während er absichtlich nicht zum fünften übergeht, weil er dazu einer „eigenen Stimmung" bedarf, die er in seiner Häuslichkeit und bei den mannigfachen Störungen durch Einheimische und Fremde nicht zu finden vermag.

Soweit das Manuskript reichte, wurde es nunmehr dem Souffleur-Rollenschreiber übergeben, der in Weimar eine besonders wichtige Person war, insofern er jede mißbräuchliche Benutzung zu verhüten hatte, Niemandem die Kenntnißnahme auch nur einzelner Stellen gestatten durfte, am allerwenigsten dem „Allerweltsfreund und Sykophanten" Böttiger, der trotzdem auch in diesem Falle wieder etwas zu erschnappen wußte. Nächstdem las Schiller den Schauspielern die vier ersten Akte vor — es war am 11. Mai — und machte sich in freudiger Erwartung des Erfolges mit ihnen einen guten Tag oder richtiger, eine fröhliche Nacht*). Um fünf Uhr waren alle Gäste versammelt, einen ausgenommen, der indeß seine Ladung für eine spätere Stunde erweisen konnte. Der Grund war nicht schwer zu finden, denn obwohl Aerzte und Freunde dem Dichter das Nachtwachen streng verwiesen hatten, fand er doch immer neue Vorwände, seiner alten Gewohnheit zu huldigen. So wurde denn geplaudert und gegessen, getrunken und geplaudert, bis man endlich gegen Mitternacht dem eigentlichen Zweck näher trat; und da der Autor Alles ohne Strich und mit häufigen Unterbrechungen zum Vortrag brachte, so ward es Morgen, als sich die Sitzung auflöste. Der praktische Werth bestand in Erledigung der Besetzungsfrage, welche bezüglich der beiden Hauptrollen keineswegs einfacher Natur war, da für jugendlich tragische Aufgaben**) eigentlich nur Dem. Jagemann zu Verfügung stand. Elisabeth war in der Hand einer Novize unmöglich, doch schien es auch wieder gefährlich, die Hauptperson zum Versuchsobjekt zu machen; end-

---

*) Weimars Album 2c. p. 150.

**) Nach Schiller (Brief an Iffland vom 22. Juni 1800) ist Maria im Stücke 23 und Elisabeth höchstens 30 Jahre, „eine junge Frau, welche Ansprüche machen darf," und sollte durchaus von einer Liebhaberin gespielt werden.

lich entschied die geistige Kraft der Jagemann für die schwierigere Rolle, während Maria, auf deren physisches Wesen überall Rücksicht genommen ist, der Mad. Vohs zugedacht wurde, die über ein reizendes Aeußeres verfügte, aber sich im tragischen Fach weder versucht hatte noch dafür beanlagt erschien. Bei den beschränkten Verhältnissen mußte man überall aus der Noth eine Tugend machen; nur gegebenen Falles behielt sich Schiller vor, beide Damen alterniren zu lassen, um die weitere Oeffentlichkeit über seine Intentionen nicht irre zu leiten und den Weimaranern allmählich eine vollendetere Gesammtdarstellung zu bieten. Wenn Becker, dessen Stärke im Komischen lag, für den Burleigh ausersehen wurde, so waren früher gelungene pathetische Darstellungen dafür ausschlaggebend, und noch selbstverständlicher gestaltete sich die Vertheilung der übrigen Männerrollen. Nur bei Vohs durfte man im Zweifel sein, ob er nicht besser den Leicester übernommen hätte; indeß gab der Dichter diesen lieber einem Anfänger, als daß er seine zweite Favoritrolle verdorben und Mortimers Zuspiel für Maria gefährdet gesehen hätte. Schließlich hat sich Amalie Malcolmi, die später Mad. Wolff, nicht für die Kennedy „erboten“, mußte sich vielmehr in Ermangelung einer regelrechten Vertreterin in die Bresche stellen, nachdem sie schon aus und mit Noth die Herzogin von Friedland kreirt hatte.

Inzwischen war der fünfte Akt noch ungeschrieben, der für jeden Dramatiker die zweite große Crux bildet, hier aber noch die motivische Schwierigkeit barg, daß sich die tragische Entsühnung auf religiösem Fundamente erheben sollte. Man weiß, welche äußere Reizmittel der routinirte Laube anwandte; es darf also nicht befremden, wenn Schiller, der sich auch allerhand „Bemühungen“ leistete, hier eine besondere Hilfe nöthig zu haben glaubte und seinen alten Scherzwunsch, auf einer schönen Bergfeste in gemüthlicher Haft zu sitzen, nachdrücklich wiederholte. Unzweifelhaft war es Goethe, der eine annähernde Erfüllung vermittelte: der Herzog gab dem Dichter im Ettersburger Schlosse gastliche Unterkunft, und ganz allein von seinem Bedienten begleitet, flüchtete er direkt nach der Aufführung des Macbeth in die Waldeinsamkeit (15. Mai). Allerdings machte ihm zuerst das rauhe Wetter zu schaffen, mit dem Spazierengehen war es nichts, und die Wohnräume ließen sich kaum erheizen. Als die Sonne aber durchbrach, rückte auch die Arbeit fort, und zufällige Besuche wie der Steins und des Herzogs bildeten eine angenehme Unterbrechung. So ging er am 23. Mai in bester Stimmung nach Weimar, um die Leseprobe der vier ersten Akte zu leiten, an der Goethe theilzunehmen verhindert war. Hier pflegte Schiller nicht mit Korrekturen zu sparen und durch Besprechung der Charakteristik für das Studium ein sicheres Fundament zu legen; diesmal war aber das Resultat lückenhaft, denn die Jagemann hatte ihr Erscheinen abgelehnt, da sie für die Elisabeth keine Befähigung besitzen wollte. Die erste Verstimmung stammte von Macbeth her, wo sie die ihr zugedachten Rollen mit der Bemerkung zurücksandte, sie werde im Schauspiel nur auftreten, wenn „Bestreben und Fleiß gefordert

wird, eine wichtige, ausgezeichnete Rolle würdig darzustellen, zu welchen Rollen wir jezt an unserem Theater Niemanden haben". Dann hatte sie sich über einen neuerlichen Klatsch der Vohs geärgert und konnte es nicht verwinden, daß diese jetzt mit einer Rolle bedacht wurde, welcher offenbar das Publikum im Sturm zufallen mußte. Da in diesem Fall von einem Befehl nicht die Rede sein konnte, was war mit der renitenten Primadonna zu beginnen?

Am anderen Tage kam Cotta an, und wahrscheinlich hat Schiller ihm zu Ehren die „Abendvorlesung" der Maria veranstaltet; jedenfalls fand dieselbe für eine Gesellschaft statt, denn er spricht von „verzetteltem Lesen", bei dem das Beste verloren gehe, und wünscht deshalb Goethes Anwesenheit nicht, dem er am 16. September die ersten beiden Akte gelesen hatte und nun den ganzen Rest auf einmal vorlegen wollte*). Dagegen hatte er die Jagemann geladen**), um ihr durch Andere beweisen zu lassen, wie sie sich selbst Unrecht thue und die Gelegenheit zu rühmlicher Auszeichnung zurückweise. Zunächst schmollte dieselbe aber noch und ließ ihr Erscheinen im Ungewissen. „Es ist weder Zierung noch irgend ein Geschäft," schrieb sie***), „was mich verhindern könnte, Ihre gütige Einladung anzunehmen und heute Abend zu erscheinen. Aber ich darf Ihnen gestehen, das ich mich jezt gewöhnt habe, selbst das Vergnügen in mir nur allein zu suchen. Erst seit Kurzem finde ich es auf dießem Wege. Ich habe Ursache, zu fürchten, nicht frey zu seyn unter vielen, wenn mir auch die Einzelnen unendlich werth sind. Gern möchte ich nicht den ruhigen Gang meiner Ideen und Empfindungen durch irgend etwas Ungewohntes unterbrechen. Und so leugne ich nicht, muß ich mir noch etwas zureden, um heute, wenn ich komme, Ihren freundlichen Zweck, mir einen angenehmen Abend zu gönnen, nicht zu vereitlen. Darf ich Ihnen, lieber gütiger Herr Hofrath, diesen Nachmittag erst bestimmte Antwort sagen lassen? Sie sey auch, welche sie wolle, meine Hochachtung und Verehrung gegen Sie werden Sie nie verkennen." Durch welche Umstände die Zusage schließlich herbeigeführt wurde, ist gleichgiltig, genug, das „Jagemännchen" erschien, wurde von der Frau Hofräthin, die sie auch für die nächste Zeit mit Einladungen bedachte, zuvorkommendst empfangen und von den Gästen mit Lobsprüchen überhäuft. Allgemein war man der Ansicht, daß die künstlerisch am höchsten stehende Rolle der Elisabeth ohne sie

---

*) Der bezügliche Brief an Goethe (Jonas VI p. 160) kann unmöglich vom 10. Juni 1800 datirt werden. Vier Tage vor der Aufführung fand in Weimar keine Leseprobe statt, dazu stützt sich das oben für dieselbe in Anspruch genommene Datum auf Schillers Aufzeichnung im Kalender p. 94. So ist also der Brief auf den 23. Mai anzusetzen, und Schillers Anspielung auf „Faustische Erscheinungen" scheint das im Vergleich mit Goethes Eintrag im Tagebuch („22. Mai, Faust") ausreichend zu bestätigen.

**) Frau v. Wolzogen in Weimars Album l. c. konfundirt das mit der Vorlesung am 11. Mai.

***) Urlichs Briefe an Schiller p. 359.

nicht zur Geltung kommen könne, und so erklärte sie sich schließlich bereit und ging in der Folge sogar „mit einer wahren Leidenschaft“ an das Studium, um den Erwartungen zu entsprechen und womöglich die Vohs, mit der sie noch oft genug karambolirte, zu verdunkeln. Gleichwohl hielt sie an ihrer Meinung fest, daß sie nach Talent und Persönlichkeit unrichtig verwandt worden sei, und hat die Elisabeth auch schon 1801 abgegeben, dagegen die Maria fünfundzwanzig Jahre lang festgehalten (1803—1828). Die gerühmte künstlerische Selbstverleugnung war also nicht gerade klassisch, und selbst die Autorität des Dichterdramaturgen ging nicht weiter, als einen offenen Streit um die Hauptrolle zu vermeiden, wie er seitdem manchem Direktor den Kopf warm gemacht hat.

Am 25. Mai ist Schiller Abends wieder in Ettersburg, kommt aber in der Folge nicht mehr so gut voran. Bald stört ihn ein selbstgeladener Besuch, bald die Ankündigung eines ihm zugedachten, dann chikaniren ihn wieder Kleinigkeiten, „deren Schwierigkeiten Niemand einsieht“, und schließlich findet er, die Einsamkeit mache es nicht allein, er habe sich zu Hause oft weit mehr sammeln können. Ueber einen Punkt scheint er freilich bald in's Klare gekommen zu sein. Ursprünglich bestand nämlich die Absicht, im Schlußakt zwei Gräfinnen Douglas auftreten zu lassen, um Maria als sorgliche Mutter zu zeigen und so wenigstens vorübergehend das Moment aufzunehmen, welches die Zeitgenossen in dem Verhältniß Wallensteins zu Thekla so außerordentlich angezogen hatte. Wohl mag sich Schiller auch jetzt noch nicht davon überzeugt haben, wie Unrecht er Goethe gethan hatte, als er den Vater Egmont auf dem Kothurn sehen wollte; aber in dieser Komposition fand eine Episode keinen Raum und am allerwenigsten im Schlußakte. Uebrigens war die eine Gräfin als Naive, die andere des im Stücke durchweg eingehaltenen Kontrastes halber als Sentimentale beabsichtigt. Fanny Caspers, die spätere Freundin Thorwaldsens, die keine üblen Anlagen für das erstere Fach zeigte, sollte hier Verwendung finden; und damit man einen Begriff davon bekommt, zu welchen verzweifelten Mitteln die Weimarische Bühne ihre Zuflucht nehmen mußte, sei beigefügt, daß diese blutjunge, zarte Anfängerin ohne jede heroische Qualität später in Vertretung der Jagemann die Elisabeth geben mußte. Mad. Vohs, bei welcher die Verhältnisse nur um wenige Grade besser lagen, wurde wenigstens für die Maria eingeschult; Schiller ließ sie am 29. Mai mit ihren Gegenspielern Vohs, Becker und Haide sogar nach Ettersburg kommen. Freilich geschah zunächst nicht allzuviel — „die Zeit ist verschwatzt worden, anstatt zu probiren“ — das Beste mußten die Gesammtproben thun, denen sich der Dichter nach seiner Rückkehr eifrig, wohl auch das eine und andere Mal in Goethes Anwesenheit, widmete.

Am 2. Juni war er in Weimar eingetroffen, und am folgenden Abend kam der Freund zu ihm, um von der zweiten Hälfte des Stückes Kenntniß zu nehmen. Abgeschlossen war dieselbe indeß noch nicht, das geschah erst am

9. Juni, nachdem Goethe für den 8. notirt hatte: „Nachmittags mit Herrn Hofr. Schiller spatzieren, dann mit ihm zu Nacht gegeßen". Nur glaube man nicht, daß Anderes wie die Darstellung zur Berathung stand, denn diesmal war Schiller vom ersten Plan bis zur letzten Probe der alleinige Thäter seiner That. Dafür zeugt auch die Art, wie Goethe einen Wunsch des Herzogs übermittelt, der (von der Jagemann) gehört hatte, daß „eine förmliche Kommunion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde", und jedes Aergerniß dabei vermieden sehen wollte. „Vermuthlich soll sie katholisch seyn," schreibt derselbe*), „und sich vielleicht mit der in den Jesuiten**) entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der Jesuiten die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Kruzifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei Maria Stuart der Fall sey; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit nach Schlegel'scher Terminologie dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neueren Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigstens einen sogenannten, hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz der Zuhörer zu rühren." Diesen Gedanken nahm Goethe lebhaft auf und bildete ihn flugs weiter, denn während der Herzog nur eine andeutungsweise Darstellung verlangt, ersucht er, „die Funktion zu umgehen", und das nicht etwa aus Liebedienerei, sondern weil er der Vermischung von Heiligem und Profanem im Allgemeinen abgeneigt war und, wenn es sein mußte, besondere Vorkehrungen für nöthig hielt. So bekennt er denn, daß ihm bei der Kommunion (auf der Probe) nicht wohl zu Muthe gewesen und, da man schon im Voraus protestire, dieselbe in doppelter Hinsicht nicht räthlich sei; Schiller möge ihm den Schlußakt mittheilen und sich noch am Morgen (12. Juni) zu einer Besprechung bei ihm einfinden.

Dieser war nun zwar wie kein Zweiter zu Koncessionen bereit, wenn sie der Verbreitung seiner Stücke zu Gute kamen, diesmal aber schnitt ihm der Einwurf in's Fleisch, denn da Maria nun einmal katholisch büßte, war das Abendmahl die Sühnung und ohnedem die beabsichtigte Rührung, „ähnlich der von Richardson bei Clarissens Tod und Begräbniß erzielten", nicht möglich. Es mag merkwürdig erscheinen, daß er, eben von Macbeth herkommend, diese Wirkung vom tragischen Schlusse verlangte, aber innerhalb der Grundidee des Stücks wird man ihm nachfühlen müssen, daß er sich den Höhepunkt nicht nehmen lassen wollte. Im Moment war er sehr gereizt und sagte zu Haide (Melvil): „Ich werde noch einmal ein Stück

*) Am 11. Juni 1900.
**) Von Hagemeister.

schreiben, worin der Heldin geschieht, was der Maria von Bothwell geschehen ist. Sie müssen zusehen!" Er hatte die Scene „mit warmer Vorliebe" einstudirt und sich von Haide als Katholiken den kirchlichen Ritus erklären lassen, und soweit es mit den Worten übereinstimmte, sollte derselbe genau zur Darstellung kommen. Das ließ er nach, um sich dem Wunsche des Herzogs anzubequemen, im Uebrigen ging er aber auf Goethes Vorschlag, die Absolution direkt an die Beichte anzuschließen, nicht näher ein. Derselbe scheint auch seiner impulsiven Aeußerung, wie Schillers Worte an Iffland bestätigen, keinen Nachdruck gegeben, vielmehr den Gescheidten gespielt und die Entscheidung vom Publikum abhängig gemacht zu haben, kurzum Brot und Kelch wurden in der ersten Aufführung wirklich gereicht, und Melvil hatte da auch die Weihen noch nicht empfangen, sondern versprach sie nur zu nehmen. Das ist durch Heinrich Schmidt, Genast und einen Anonymus*) ausdrücklich bezeugt, außerdem aber schreibt Schiller am 22. Juni bei Uebersendung der Einrichtung, wie sie „auf unserem Theater vor acht Tagen gespielt worden ist", an Iffland: „Sollte man auf dem Berliner Theater nicht so weit gehen dürfen, als ich in der 6. Scene des 5. Aktes gegangen bin und hier in Weimar gehen durfte, so ist mit einigen Strichen geholfen, die ich ihnen ganz überlasse." Dem widerspricht nicht, daß er Körner gegenüber von einer Aenderung dieser Scene (3. Juli) spricht, welche „bei der Vorstellung" gemacht worden sei, denn hier meint er nicht die erste, sondern die jüngstvergangene, die zweite. Nachdem sich das Publikum gegen das Abendmahl erklärt hatte, nahm er nämlich keinen Anstand, Goethes Rath zu befolgen; und mit welcher Gelassenheit, das zeigen abermals die Worte an Iffland. Wenn Goedeke**) meint, jene Aenderung habe — nicht in der Streichung des Abendmahls, sondern — in Unterdrückung einiger sozusagen freilreligiöser Stellen bestanden, vornehmlich jener über Melvils Laienthum, so hätte ihn schon Körners Antwort eines Besseren belehren können. Daß es zwar unwürdige Begriffe von der Schauspielkunst verrathe, wenn man „religiöse Gegenstände" auf dem Theater nicht vertrage, unterdessen aber das geschont werden müsse, was Jemandem heilig sei — solche Worte lassen sich schlechterdings nur auf die Darreichung von Brot und Wein beziehen, während die angezogenen (in der kritischen Ausgabe mitgetheilten) Stellen in zweiter Linie standen und, um gründlich aufzuräumen, gelegentlich des größeren Striches weggelassen oder verändert worden sind. Frau von Staël hat aber ganz Recht, daß die Kommunion von den deutschen Theatern damals „größtentheils" unterdrückt worden sei, denn merkwürdigerweise theilten die kleineren nicht die Rücksichten ihrer hofbegünstigten Kollegen. In Regensburg setzte sich Melvil neben die knieende Maria, trat nach der Absolution vor den in der Mitte des Hintergrundes stehenden

*) Einige Briefe über Schillers M. S. Jena, 1800, p. 92.
**) Schiller-Körner'scher Briefwechsel II. p. 348 Anm. 1.

Tisch, wendete den Rücken und konsecrirte, während die Kommunikantin hinzutrat und wieder niedersank, und hob vor der Darreichung Kelch und Allerheiligstes hoch empor. Anderswo zog er gar zwei Wachskerzen vor, zündete sie an und stellte sie auf den Tisch, den er durch ein weißes Tuch zum Altar bereitete*), ja, G. W. Becker, der die erstere Nachricht übermittelt, mag Recht haben, daß die Theater, je niedriger sie standen, desto mehr diese Scene detaillirten und stets außerordentlichen Beifall damit ernteten. Seit den zwanziger Jahren ist aber das Abendmahl auf keinem deutschen Theater mehr gereicht worden, obwohl von einem polizeilichen Verbot nirgends etwas vorkommt.

Wenden wir uns wieder zu den Proben zurück, so konnten die Schauspieler die Liebenswürdigkeit, mit der sie Schiller leitete, nicht genug rühmen. Für die mimische Grammatik besaß er weder die Aufmerksamkeit noch Geduld wie Goethe und hatte auch nicht dessen Auge für die scenische Bildwirkung, aber auf Ausdruck und Charakteristik legte er den höchsten Werth, daneben auf getragenes Pathos und melodische Fülle. „Ich bedauere nur," schrieb die Jagemann als Matrone**), „daß ich nicht zu Papier gebracht habe, was er für herrliche Sachen sagte, es wäre das Beste gewesen, was man über jene Zeit erfahren könnte"; auch bemerkte man damals in Weimar „die Fortschritte des Theaters, seit Schiller hier ist," recht gut und wünschte, „da Goethe durch andere Geschäfte abgehalten wird, so wie er könnte auf das Theater zu wirken, daß Schiller diesen Theil der Direktion übernähme, denn so könnten wir eins der ersten Theater Teutschlands erhalten***)". Eine — verhältnißmäßig — so reiche Ausstattung wie beim Wallenstein konnte man diesmal nicht erwarten, da festlicher Anlaß und kriegerischer Prunk fehlte, doch „hatte die Direktion nichts gespart, was den äußeren Glanz vermehren konnte". Wie einfach freilich gegen heute! Neue Dekorationen waren unnöthig, da nur ein Zimmer mit den üblichen drei Thüren, Saal und Garten vorgeschrieben waren, und wenn z. B. im ersten Akt der unvermeidliche Schrank — diesmal ein veritabler — auf der einen und die nöthige Sitzgelegenheit auf der anderen Seite vorhanden war, so war für Anregung der Phantasie genugsam gesorgt. Etwas besser stand es mit dem Kostüm, und auch diesmal gab es neue Stücke zu bewundern. Burleigh und Shrewsbury gingen durch alle Akte schwarz, und schwarz war auch Alles gekleidet, was im Schlußakt zu Maria kommt†), nur diese selbst hatte das bisherige schwarze Gewand, zu dem in der Parkscene ein Schleier und Mantel hinzutrat, gegen ein weißes getauscht, dessen Schmuck in der Buchausgabe genau beschrieben ist. Trotzdem war bei der

*) Morgenblatt 1823, p. 1023.
**) s. u.
***) Einige Briefe rc. p. 97.
†) Brief an Iffland, bei Jonas VI. p. 163.

Vohs Alles einfach ausgefallen, auch trat sie stets „ohne neidisch verhüllende Hals= und Busentücher, ohne Streifkragen und Gekräusel" auf; nachdem Berlin historischer verfahren war, wollte die Jagemann später nicht zurück=stehen, und ihr zweites Kostüm wurde als „imponirend schön" gerühmt. Dagegen trug sie zuerst als Elisabeth durch das ganze Stück nur eine, nicht besonders königliche Robe, die durch Krone und Königsmantel (bei der Staatsscene), Schleier und Umhang (in der Streitscene), Diadem und Schmuck (in der Hausscene) verändert wurde, und zwar hauptsächlich, um die Pausen nicht unnöthig zu verlängern. Schiller sah immer auf rasche Akt=folge und nicht übermäßige Spieldauer; bei den $3\frac{1}{4}$ Stunden, welche die erste Vorstellung währte, war ihm schon das Viertel zu viel, und sofort ging er mit dem Wöchner an eine entsprechende Kürzung. Hätte aber vor dem 3. Akt noch eine Umkleidung stattgefunden, so hätte man auch Noth=wendiges streichen müssen, denn die Damen waren damals noch viel um=ständlicher und beanspruchten, wie auch in dem Briefe an Iffland zu lesen steht, für einen Toilettenwechsel ganze zwanzig Minuten. Auf einen solchen wollten sie aber sehr bald nicht verzichten, und so spielte das Stück regel=mäßig bis elf Uhr. So unschuldig Schiller daran war, schrieb man doch diese Marter auf sein Konto; Henriette von Knebel meinte, man sehe, daß er für das Tragische geboren sei, und Wieland brummte, der Besuch eines hübschen Mannes von fünf Fuß drei Zoll erfreue ihn, aber bei einem von zehn Fuß sechs Zoll laufe er davon.

Nachdem Schiller den Schauspielern auch den Schlußakt vorgelesen hatte, nahmen die Bühnenproben elf Tage in Anspruch, während die Vor=stellungen an sechs Tagen ausfielen; endlich am 14. Juni fand die „Reprä=sentation" statt, von der man sowohl im Hinblick auf die Dichtung wie die Darstellung etwas mehr wie Gewöhnliches erwartete. Sofort sprang in die Augen, wie bedeutend Schillers Ruhm seit Wallenstein gewachsen war, denn aus vielen benachbarten Städten kamen Besucher, selbst Landleute fehlten nicht, die Jenenser Burschen aber zogen in Schaaren herbei, und zwar aus Mangel an hinlänglichen Wagen meist zu Fuße. Das Haus war wieder bis auf den letzten Platz verkauft, und die Wirkung gestaltete sich zu einer „im Ganzen außerordentlichen", denn trotz der drückenden Sonnerschwüle hielt die Aufmerksamkeit bis zuletzt vor, und wo ein Wort zündete, nahmen die Kundgebungen einen enthusiastischen Charakter an. Nur an zwei Stellen wurde eine entgegengesetzte Stimmung laut, bei der Liebeswerbung Mortimers und der Abendmahlscene. Dort theilte sich „eine bis zur Angst getriebene" Aufregung dem ganzen Zuschauerkreise mit, als ob man dazu gezwungen werden sollte, einem conatus stupri violenti beizuwohnen; hier war ein Theil ob der Kühnheit, von der öffentlich nicht das Geringste bekannt ge=worden war, geradezu sprachlos, ein anderer sah sich in seinen Gefühlen beleidigt oder wenigstens unangenehm berührt, ein dritter dagegen erlebte eine wunderbare Wirkung, um später zu erklären, daß eine ähnliche in der

modernen Tragödie nicht erreicht worden sei. Natürlich strahlte der Glanz der Dichtung auf die Schauspieler zurück, und obwohl bei manchen „die Hindernisse, die sie zu bestreiten hatten“, nicht übersehen werden konnten, fand man Einzelnes über Erwarten gut und Haltung wie Abtönung des Ganzen vortrefflich. Körner erklärt Letzteres, wie selbstverständlich, durch die einheitliche Leitung, und Schiller gesteht ihm ohne Weiteres zu, daß hervorragende Talente, wie Christ und Ochsenheimer bei Seconda, nicht vorhanden wären. Auch in der Dankepistel, welche er nach seiner Gewohnheit an den diensthuenden Regisseur (Becker) richtet, betont er das vortreffliche Ganze, das sich „so anständig, würdig und bedeutungsvoll“ dargestellt habe, daß man keck jede andere deutsche Bühne zum Wettstreit herausfordern dürfe. Dann aber kann er seinen Mitarbeitern eine unschuldige Schmeichelei nicht verweigern: Becker, der die größte Mühe gehabt hat, erhält das Zeugniß untadelhafter Darstellung, und Goethe wird aufgefordert, Allen das verdiente Lob auszusprechen. Beinahe komisch schließt derselbe das Kapitel: „man hat alle Ursache mit der Ausführung sehr zufrieden zu seyn, so wie das Stück mich außerordentlich erfreut hat;“ aber so geht's, wenn sich flüchtige Billets gedruckt präsentiren.

Wägt man die verschiedenen Urtheile über die Einzelleistungen kritisch ab, so wird sich ungefähr das folgende Resultat herausstellen. In einem Punkte war es Mad. Vohs gelungen, die Maria zu decken: durch ihre anmuthige Haltung und den naiven Ton machte sie, von der Bedeutung der Dichtung gehoben, das gutmüthige und schwärmerische, für den Glauben entflammte und für Liebeslust empfängliche Weib glaubhaft. Den Ausdruck tiefen Schmerzes, leidenschaftlicher Aufwallung, heroischer Größe suchte man dagegen vergebens; nur ist zu bedenken, daß bei dem Mangel eines tragischen Stils die neuen Aufgaben damals zunächst aus der Routine heraus gelöst wurden, welche man sich im bürgerlichen Schauspiel gebildet hatte. So stellte Mad. Vohs die Dulderin in den Vordergrund, setzte in der Scene mit Paulet sehr weich ein, vermochte sich auch Burleigh gegenüber nur unbedeutend zu erheben und gab überall, wo Leidenschaft durchblickte, eine erhöhte Empfindsamkeit. Schiller hatte sich Mühe gegeben, in den Eingangsversen des dritten Aktes einen dithyrambischen Anflug zu erzielen, die Darstellerin blieb bei ihrem klagenden Ritardando; in der Parkscene wimmerte sie bald, bald war sie prosaisch, flüsterte die leidenschaftlichen Anklagen erst, um die Ueberwindung auszudrücken, ihrer Gegnerin verstohlen zu und rief dann mit einem gezwungenen Fortissimo den Eindruck einer Zänkerin hervor. Am Schlusse erschien sie von Jammer erdrückt, ganz in Thränen gebadet; einen Theil hätte man ihr wohl erlassen, doch fand die Auffassung immerhin Anklang, da auch das Publikum der Rührkomödie noch nicht entwöhnt war. Nur die Kenner störte der Mangel an echtem Pathos, und selbst diese ließen mildernde Umstände gelten, denn Schönheit bändigt bekanntlich allen Zorn. Mit ihrem reizenden Gesichtchen und prächtigem dunklen Auge,

dem trotz aller Ueppigkeit schlanken Wuchs und der Grazie, welche sie selbst im Weinen nicht verleugnete, war sie unstreitig die schönste Maria ihrer Zeit, und kein Geringerer wie Tieck hat ihr das poetische Denkmal gesetzt. Unter dem idealisirenden Einfluß der Erinnerung preist er sie zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum glücklich,

die die Camönen
Mit Anmuth wollten krönen,
Die jedes Herz entzückte,
Als Jugendreiz sie schmückte . . .
Die Schillers Freundschaft ehrte,
Die Goethe selbst belehrte*),
Als sie im Jugendglanze
Zum ersten Mal das Dulden,
Das Leiden und Verschulden
Der Königin uns wies;
Die Goethe, Schiller pries,
Wie ihr im Zwist, dem herben,
Verzweifeln, bittern Sterben,
Nur Adel, Schönheit, Sitte
Gefolgt auf jedem Schritte.

Für die Elisabeth verfügte Dem. Jagemann zwar über keine imponirende Gestalt, aber das antike Profil und die scharfgeschnittenen Züge, die geistvollen, großen blauen Augen und das sonore Organ waren für den Ausdruck kalter Strenge und erhabener Hoheit vorzüglich geeignet. Dazu hatte sie sich genug in den obersten Kreisen bewegt, um über einen tadellosen Anstand zu verfügen, vor Allem aber faßte sie Schillers Ideen, der denn auch mit dem Prädikat „recht gut" nicht zurückhielt. Die Heuchelei war bei ihr niemals niedrig, sondern von einem tyrannisch selbstbewußten Willen vorgeschrieben und so ihre zweite Natur geworden, daß sie nur in der Parkscene einen genaueren, keineswegs genauen Einblick in ihr Inneres gestattete. Als sie Leicesters Vorschlag zur Zusammenkunft annahm, wurde die habituelle Strenge nicht durch die befriedigte Eitelkeit verdrängt, wenn man nicht das häufige Seitwärtswenden dahin deuten wollte, und Mortimer gegenüber war sie wohl „schnell mit dem Auge" und immer herablassender in der Rede, aber kein Mensch konnte zweifeln, daß es sich nur um ein Ködern handelte und der Preis ernstlich nicht gemeint war. Trefflich präsidirte sie in den Staatsscenen, dem Triumphe ihrer Diplomatie, und eine Unzelmann mußte ihre Gegenspielerin werden**), damit die Parkscene nicht eine der Dichtung entgegengesetzte Wirkung äußerte. Wenn dann die Herbheit zu Anfang und Ende des Monologs womöglich noch stärker wurde, der Mittelsatz dagegen eigenthümlich nervöse Töne zeigte, so gelangte sie auf den Höhepunkt ihrer Darstellung, denn alle Mühe scheitert in der Schlußscene an der die Strafe paralysirenden neuen Falschheit. „Warum soll Elisabeth," schrieb sie, wahr-

*) Wie wir sahen, diesmal gerade nicht.
**) Sowohl in Weimar als Berlin.

scheinlich 1842 an Fräulein Schwabhausen*), „nicht ein Mannweib zu nennen seyn? Nur eins, das so eitel und liebestoll ist wie ein Weib, und dies aller Welt, auch den Recensenten gegenüber versteckt wie ein Mann. Mit dem Hofherrn Leicester ist sie, eine Tyrannin, nicht in einem Athem zu nennen, denn sie schwankt nur einmal, in dem wichtigsten Entschluß ihres Lebens, und nicht aus Charakter, sondern weil sie mit sich über die beste Heuchelei noch nicht einig geworden ist. Liehs, was die Staël geschrieben hat, dann hast Du Schillers Meinung, und kehre Dich nicht an seyn sollende Geistreichigkeiten. Ein neues Gemälde war aber Maria auch, und was noch alles, das Schiller in Weimar gemacht hat. Rhetor und Deklamator! Wer hat denn das Theater große Menschen gelehrt? Man weiß nicht mehr, wie damals Trauerspiele nur Ehren halber gegeben wurden und so wie es im Hamlet heißt, als ob Tagelöhner der Natur Menschen machten. Erst als Schiller der Liebling wurde, kam wieder Charakter in das (große) Drama, und als er noch lebte und als er schon todt war, hat er andere, auch Goethen, auf die Bretter gebracht. Es war was Merkwürdiges, wie er die Menschen leibhaftig anschaute und wir lauschten auf Offenbarungen, wenn er ihre Miene, ihren Ton beschrieb und was in ihrer Seele vor sich ging. Da war kein charme de vers, aber Poesie steckte drin, und doch war es nichts als Wahrheit" . . . Solche Worte können zur Bestätigung dienen, daß sich die Jagemann bemühte, ein Charakterbild zu geben; wenn aber alle Darstellerinnen der Weimarischen und Wiener Schule den Eindruck einer gewissen Passivität nicht verwischen konnten, so war sie jedenfalls die reservirteste, daneben auch die hoheitsvollste Elisabeth. Wie an passender Figur, so auch an abgeschliffener Technik und Charakteristik der Einzelheiten hat sie schon die Wolff übertroffen, noch ungleich mehr — von Ersterem abgesehen — Sophie Schröder, und die Berliner hatten ganz Recht, bei aller Anerkennung ihrer Intentionen „Degagement der Bewegung und frischen Wechsel der Sprache" zu vermissen. Der alte Genast nimmt freilich für alle Mitwirkenden eine „tadellose" Technik in Anspruch, in Wahrheit war aber nur das Streben tadellos und das Resultat fragwürdig genug. Die, welche sich, wie die Vertreterinnen der beiden

---

*) Von Maltzahn in einer Abschrift Boxbergers mir mitgetheilt.

**) De l'Allemagne cp. XVIII: „C'est une peinture toute nouvelle que celle d'une femme tyran. Les petitesses des femmes en général, leur vanité, leur désir de plaire, tout ce qui leur vient de l'esclavage, enfin, sert au despotisme dans Elisabeth; et la dissimulation, qui naît de la faiblesse est l'un des instruments de son pouvoir absolu. Sans doute tous les tyrans sont dissimulés. Il faut tromper les hommes pour les asservir; on leur doit, au moins dans ce cas, la politesse du mensonge. Mais ce qui caractérise Elisabeth, c'est le désir de plaire uni à la volonté la plus despotique, et tout ce qu'il y a de plus fin dans l'amour-propre d'une femme, manifesté par les actes les plus violents de l'autorité souveraine."

Hauptrollen, von dem neuen Stilprincip tragen ließen, posirten und deklamirten nach Herzenslust und haben es auch ihr Lebtag nicht verlernt, sodaß die Jagemann mit ihrer alternden Marie der Ziererei beschuldigt und die Vohs, welche in Dresden zur Elisabeth aufgerückt war, von dem gutmüthigen Böttiger wegen ihres Skandirens getadelt wurde.

Ihr Ehegemahl, der eben den Macbeth kreirt hatte, holte sich als Mortimer neue Lorbeeren, und die nothwendigen Erfordernisse für einen Schiller'schen Liebhaber — denn dafür galt er damals und wie lange noch — besaß er allerdings in nicht geringem Maße: schönes Aeußere, anmuthige Haltung, gutes Organ, feuriges Temperament. In den ersten Scenen machte er damit guten Eindruck, zumal er einer der „Studirten" des Kreises war, jede Bewegung überlegte und klar zum Ausdruck zu bringen suchte. Dagegen reizte er, wie gesagt, in dem 6. Auftritt des IV. Aktes das ganze Publikum gegen sich auf, und es wird sich nur fragen, ob er oder der Dichter größere Schuld trug. Falk, der sich auf des Künstlers Tagebücher und die Erinnerungen seiner Wittwe stützte, giebt in seinen handschriftlichen Collektaneen*) eine Darstellung der Einzelheiten. „Vohs begann," erzählt er, „mit der zarten Hingebung, die der Liebe eigen ist, und gerieth erst durch die Entrüstung über Leicester und die Darlegung der blutigen Entschlüsse in Eifer. Auf die Worte „man schleife mich nach Tyburn" legte er einen besonderen Druck, näherte sich dann der Königin und suchte sie sanft an sich zu ziehen. Darauf erklärte Schiller, Mortimer sei durch den Ausgang des Gesprächs der Königinnen in Verzückung gerathen und komme in diesem Zustand angerast. Wie er später die Märtyrerin Maria als seine Heilige anbete, so wolle sein Fanatism nicht blos die Religion in der Verfolgten schützen, sondern auch die Reize der Geliebten besitzen. Die Liebe sei keine selbst thätige Leidenschaft bei ihm, sondern nur der höchste Punkt seiner Schwarmgeisterei. Maria aber solle in ihr ein Fegefeuer durchmachen, ihre Sünden im Bilde erblicken und ihr Elend in seiner Schwere fühlen, indem Jeder von der ehemaligen Buhlerin für seine Dienste Liebesdank fordern zu können glaube. So nahm also Vohs den ganzen Auftritt in Ekstase, schrie und tobte wirklich wie ein Unsinniger und schloß Marien glühend in die Arme, als er schwur, sie besitzen zu wollen. Von da ließ er sie nicht mehr los, so sehr sie sich sträubte, wurde bei der Malerei ihrer Reize immer begehrlicher und drängte sie bei der Erinnerung an ihre früheren Buhlschaften weiter vor nach den Gebüschen hin. Sie hat nur kurze Seufzer und Ausrufe, das paßte nicht übel zu der Vertheidigung, die er ihr aufzwang. Der Ringkampf, welchen Siegfried mit Brunhilden aussicht, wurde nur begonnen, aber das Ende wäre nicht zu vermeiden gewesen, wenn nicht die Amme dazu

---

*) Aus dem Nachlaß von Falks Amtsnachfolger in der Direktion des Weimarer Waisenhauses benutzt.

gekommen wäre. So hat es Jedermann im Theater aufgefaßt, und deshalb war der Tadel allgemein. Schiller bat auch Vohs, die ganze Aktion milder zu halten, und so geschah es, aber weder er noch Haide hat den Wahnsinn als „stillen" behandelt. Iffland dagegen strich nicht nur den liebeathmenden Mund und die warme Brust, sondern den ganzen Schluß, und zwar soll Mad. Unzelmann, die die Welt doch wahrlich nicht kalter Strenge zeiht, die Veranlassung gewesen sein. Sie behielt diese Aenderung auch bei ihren Gastspielen bei, hier freilich paßte sie sich der Gewohnheit an." Dazu ist nur zu bemerken, daß die Unzelmann von der Ansicht ausging, ein Darsteller, der sich an die Worte halte, könne eine brutale Wirkung nicht vermeiden, und diese müsse das Opfer ästhetisch erniedrigen; Schiller dagegen blieb dabei, das Motiv als eine Nothwendigkeit für das Ganze zu betrachten, und schrieb ein Mißlingen der Unbeholfenheit der Schauspieler zu. Böttiger und nach ihm Zimmermann deutete das dahin, daß der verliebte Wahnsinn idealisirt werden müsse, und Klingemann meinte gar, an Stelle der sinnlichen Gluth müsse glühendste Begeisterung treten, so daß Mortimer das Ideal seiner Phantasie schaue und in Wirklichkeit höchstens den Schleier der wirklichen Geliebten auf einen Augenblick erfasse. Wo bleibt aber da das Fegefeuer und die Entsündigung? Offenbar hat sich Schiller den Forderungen des Publikums und der Ausdrucksfähigkeit der Schauspieler anbequemt, im Ideal aber eine nervöse Ueberreizung gefordert, die vom sinnlichen Triebe Zeichen entlehnt — die Heftigkeit einzelner Bewegungen namentlich beim Nähertreten und Anfassen — dieselben aber kurz und plötzlich vollführt und im Uebrigen mehr mit dem Auge malt, als mit der Hand nachhilft. Der „stille" Wahnsinn welcher Falk in die Irre führte, soll nur den Uebergang zu einem krampfhaften Flüstern markiren, und wenn derselbe weiter passend angewandt wird, so verliert die Handlung allerdings von dem grellen Anstrich, ohne die dichterische Absicht zu beeinträchtigen. Mit anderen Worten, Mortimer soll nicht als Liebhaber, sondern als Charakterfigur, nicht als normaler Leidenschaftsmensch, sondern als pathologische Excentricität aufgefaßt werden, was aber von den damaligen Schauspielern und Kritikern Niemand verstand — Iffland hat ihn die männliche Eboli genannt!

Wenn wir nun Becker als Burleigh nennen, so kannte man seine ausdrucksvolle Mimik und das Bestreben, Sinn und Vers in Einklang zu bringen, mit Vergnügen an. Wie es aber damals auch bedeutenden Darstellern ging, die sich vor einem hochtrabenden Pomp fürchteten: bald wurde er bürgerlich, bald warf er die Worte zu rasch hin, ließ nothwendige Accente unbeachtet und häufte dieselben wieder ungebührlich. So war die große Rede an die Königin klar, aber bureaukratisch, in der Scene mit Leicester konnte er seine Sarkasmen nicht schnell genug loswerden, und Paulet wog er wieder jedes Wort bedachtsam zu, um ihm schließlich mit Heftigkeit den Rücken zu kehren. Er war nicht der große, für seine Ziele begeisterte

Politiker, sondern der fanatische Hofmann; das Mißverständniß, welches diesem Charakter anhaftet, beginnt also unmittelbar unter Schillers Augen. Sehr viel tiefer stand Cordemann, ein wohlgewachsener junger Mensch, aber ohne Schliff und Charakterisirungsvermögen und mit allen Fehlern des Anfängers behaftet. Sein Leicester war bald Dutzendliebhaber, bald Theaterbösewicht; die Vertheidigung ging noch am ehesten, aber in der Schlußscene bot er „reine Karikatur". Freilich ist auch der große Fleck hier verunglückt, und Talma erklärte später in Weimar die Scene für so schwierig, daß er sie ohne das Zuspiel eines Vertrauten nicht gewagt haben würde. Cordemanns kindliche Unbeholfenheit verdiente also die Nachsicht, die ihm Schiller angedeihen ließ; nach vielen Versuchen ließ derselbe von seinen Forderungen ab und schloß: „'s ischt a Kreiz, wenn mers weiß und kanns nich mache —" ein Wort, das von den Schauspielern seitdem citirt wurde, wenn einer vollständig im Dunkeln tappte. Graff, dessen Neigungen die Verstragödie zusagte, deklamirte „schön" und durchlief die ganze Skala auf und nieder, ohne den weichen Ton für Shrewsbury zu finden. Auch Haide war ein gebildeter Mann und hatte Freude am Rhythmus; zum würdigen Priester fehlte ihm aber der Schwung, und seine eigenthümlich eckigen Bewegungen wirkten sogar verletzend*). Am allerwenigsten konnte sich Malcolmi von der Ifflandischen Welt trennen und gab demgemäß den Paulet als braven Pfahlbürger; die Ehrerbietung und Schonung, die er der Maria entgegenbrachte, war sehr groß, der Catonismus Burleigh gegenüber beinahe lächerlich. Wenn schließlich seine Tochter (Kennedy) bei guten Gefühlsansätzen die Jugend nicht verleugnen konnte, so war das verzeihlich, und daß Davison in der Hand eines Operisten zum sentimentalen Hasenfuß wurde, Aubespine weinerlich, Bellievre geziert auftrat, ließ sich schlechterdings nicht ändern. Es war mit solchen Rollen auch an größeren Bühnen nicht viel besser bestellt; genug, daß man das Stück herausbrachte und überall das Mögliche geleistet war.

Die Nachwirkung der ersten Aufführungen — die zweite folgte schon am 16. Juni — war sehr lebhaft, denn viele Wochen lieferten sie für litterarische und nichtlitterarische Kreise den hervorragendsten Unterhaltungsstoff. Als Schröder Ende Juni nach Weimar kam, fand er das zweite Paar der führenden Geister, Herder und Wieland, an der Spitze der Opposition: jener zergliederte seinen Gästen das Stück mit gewohntem Scharfsinn, um ein Uebergewicht an Fehlern festzustellen, dieser machte sich bei der Herzogin-Mutter in Tiefurt über Einzelheiten weidlich lustig**). Nach Böttigers Bericht war Herder unwillig, daß Schiller Maria zur Sünderin „verfälscht" habe, und hielt eine solche Heldin zur wohlthätigen

*) Er spielte den Melvil auch noch nebenbei weiter, nachdem er den Mortimer übernommen hatte.

**) Meyer, Schröder II p. 187.

Reinigung der Affekte, wie sie Aristoteles vom Trauerspiel verlangt, für unfähig. Mörder der Melpomene, tragische Kuppler nannte er später mit deutlichem Hinweis auf unser Stück die Dichter, welche das tragische Mitleid für Buben und Dirnen abzufordern suchten; von der idealistischen Grundirung des Charakters und dessen angeblicher Rückkehr zur Unschuld hielt er also blutwenig, konstruirte sich vielmehr die dem Ermessen des Zuschauers überlassene Schuld im ungünstigsten Lichte. Ein anderer Litterarhistoriker fügt hinzu, daß er wohl einen Oedipus, Hamlet, Macbeth zu würdigen gewußt habe, damals aber mit Schiller gespannt gewesen und überdem durch den Katholicismus und die Verwendung der christlichen Mysterien verletzt worden sei; er habe an Ifflands Aeußerung gedacht, daß jetzt die Schaubühne die Stelle der Kanzel vertrete, da sich die Kirchen leerten und die Theater füllten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob er Schillern und der Bühne etwas am Zeuge habe flicken wollen; daß aber Weltanschauung und Stimmung auch bei dem objektivsten Kritiker mitsprechen, ist nicht zu leugnen. Sicherlich sind die Aussprüche, welche von ihm zu Gunsten der Abendmahlscene angeführt werden, erfunden; sagt er doch in der Adrastea, daß christliche Mysterien nicht auf's Theater gehörten und auch die hellenischen nicht daselbst dargestellt werden durften. Ebenso erklärte Wieland den Schauspielern, er würde künftig das Theater verlassen, wenn die Beichte komme, hatte zwar Vielerlei zu loben, konnte aber hinsichtlich der Charakteristik der Hauptpersonen seinen Spott nicht verhehlen. „Ein bischen Ehebruch und ein bischen Mord," läßt ihn Falk plaudern, „wären allerdings jugendliche Fehltritte, die den Ruf unnöthig verdürben, darum hätte Maria nicht fromm zu werden brauchen. Glücklicherweise nehme sie es nicht gar so ernst, sondern stehe ihrer Schwester Elisabeth nicht viel nach, die einen hübschen Jüngling nur zu sehen brauche, um Feuer zu fangen. Ein Schäferstündchen vorzuführen, wäre deshalb sehr passend gewesen, nur hätte Schiller eine unbewachte Stunde wählen sollen, dann hätte Maria auch nicht die Zerline zu spielen brauchen. Theater spiele sie nämlich für ihr Leben gern, den abschreckendsten Beweis gebe der prunkvolle Abschied und die gespreizte Beichte. Und während sie das ‚in manus tuas' lalle, finde sie noch Zeit und Kraft, von ihrer letzten ‚aufrichtigen' Liebe zu sprechen und Freund und Feind zu begeifern!"

Aber auch manch ernstes Wort ist damals über den Mangel an Eigenthümlichkeit in Leidenschaft, Gesinnung und Sprache der Hauptperson, manch derbe Bemerkung über Widersprüche in Elisabeth, Leicester und Mortimer gefallen, die man für unangenehme, letzteren außerdem für eine übertriebene Rolle erklärte. Das Meiste davon beruhte auf der Forderung einfarbiger Charaktere und psychologischer Unkenntniß; Einzelnes ist aber ganz richtig aufgefaßt worden, da man vom bürgerlichen Schauspiel her gewohnt war, den Charakter aus der Situation intakt hervorgehen zu sehen. So ließ sich der Studiosus Heinrich Schmidt von seiner Begeisterung nicht

abhalten, dem Dichter eine heilsame Aenderung vorzuschlagen. „Daß Maria," erzählt er*), „sich schon ganz vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zugewendet hat, und nun doch bei Leicesters Anblick noch einmal in die Scene zurückkehrt, um ihm sein Vergehen mit Bitterkeit vorzuhalten, hatte das jugendliche Gefühl beleidigt. Ein beim Hinausschreiten nach kurzem innerem Kampfe ihm mit reiner, jeden Rückfall überwindender Erhebung zugerufenes ‚Ich verzeihe dir', meinte ich, würde eine bessere Wirkung hervorbringen und Marias Stimmung und Situation angemessener sein. Schiller ließ mir durch einen Freund sagen, daß ich ihn besuchen möchte, wenn ich wieder nach Weimar käme, eine Einladung, der ich nicht lange widerstehen konnte. Sehr nachsichtig und gütig sagte er mir, daß ich meinem individuellen Gefühl nach nicht ganz Unrecht hätte, daß ihm aber die geschichtliche Maria habe vorschweben müssen." Dieses Wort ist nicht ohne Werth, insofern es bestätigt, daß Schiller den historischen Charakter der Maria so richtig sah, wie nur ein Realist sehen kann, aber durch die übermäßige Ausbeutung der Situationen schädigte. An sich ist der Abschied Marias von Leicester gewiß eine der schönsten theatralischen Situationen, wie die Staël sagt; wenn aber der kleine Studiosus geantwortet hätte, daß dieselbe in einem Moment unmöglich ist, wo der historische Charakter historisch aufhört, so würde er dem großen Dichter gegenüber Recht behalten haben.

Die theatralische Wirkung war übrigens das Hauptmoment, welches die Lobredner in's Treffen führten, und schon damals ist es ausgesprochen worden, daß das deutsche Theater kein besseres Stück und der dritte Akt das non plus ultra von Bühnenwirkung besäße. Dazu der feierliche, trotz epischer und lyrischer Anklänge zielbewußte und geschlossene Gang, die neue, schwulstlose und schwunghafte Sprache, die hohe Sphäre aller Charaktere! Höchstens vermißte man ideale Totalfiguren wie Max und Thekla und gab zu, daß sich der Dichter bei der Zank- und der Sturmscene dem „Ueberfluß des Herzens" überlassen habe; im Uebrigen dürfe man die Charaktere nicht von einem übertriebenen Standpunkt beurtheilen, was dem Einen wenig Freude mache, sei wohl dazu angethan, Andere zu entzücken, und wären diese leichter abgefunden, so dürften sie vielleicht weniger verständig, aber sicher glücklicher sein. Es scheine, schließt der Bramstedter Meyer, der Maria auf der Bühne wie im Leben zu ergehen, indem einige vorzügliche Köpfe kleine Flecken für Fehler anrechneten, sinnlichere Beobachter dagegen, von ihrer Schönheit hingerissen, sie trotz, zum Theil sogar wegen dieser Flecken liebten. Im Wesentlichen war das auch Böttigers Standpunkt, der als gelehrter Philologe gern an die Alten anknüpft und damit einen für Schiller wichtigen Punkt berührt. In diesem Falle fand er nicht nur in der Komposition den Euripides wieder, sondern auch in den lyrischen Versuchen und der Schlußaktion Leicesters, der wie ein antiker Bote das im Hause

*) Erinnerungen p. 98.

Geschehene zur Anschauung bringe, konnte aber nicht umhin, alle diese Neuerungen als vollständig gelungen zu feiern. Dazu sei das Schuldig-unschuldige der Heldin so nothwendig für die Tragik wie die Zusammenkunft der Königinnen für die Entwicklung, und in dem Untergang von Freund und Feind des unglücklichen Opfers werde dem zitternden Zuschauer das Walten des Schicksals gegenständlich. Da die „Obrigkeit" das Abendmahl gestrichen hatte, drückte Böttiger seine abweichende Meinung öffentlich in einer für ihn äußerst charakteristischen Weise aus; er meinte nämlich, daß eine vollendete Darstellung des Stücks eine Wirkung wie bei der festlichen Gottesverehrung der Alten äußern und die spielende Kurzweil des modernen Theaters ausschließen müsse. Die Recension im Journal für Luxus und Moden*) ist übrigens kurz genug, da das Publikum zur vollkommenen Würdigung noch nicht den rechten Maßstab besäße; später hat sich der Verfasser wiederholt ausführlich geäußert, und interessant ist es, daß er für die Zusammenkunft der Königinnen Schillers „verbannet ist der Sitten falsche Strenge" citirt, den Mortimer kunstreich motivirt, den Abschied Marias von Leicester erhaben findet, nur Burleigh und Paulet wegwünscht und sich bezüglich der Schlußscene Elisabeths Schlegels Meinung anschließt.

Gesagt muß es aber werden, daß Schiller von der „Weimarischen Lärmtrompete" — dies ist ein weiterer Spitzname Böttigers — großen Vortheil zog, und daß selbst die Berliner Kritik anfangs Mühe hatte, vor ihren Krafttönen zu Worte zu kommen. Trotz aller Aversion fühlte sich der Dichter denn auch verbunden, ihm hin und wieder seine Meinung zu verdeutlichen, und auf unfruchtbar Land sind solche Worte nie gefallen. Der Brief „aus Jena" (?), welcher der Recension gefolgt sein soll**), ist zwar nach Stil und Ausdruck sehr verdächtig; da aber die Gedanken entschieden schillerische sind, mag es sein, daß das Original verloren gegangen ist, und der Adressat dasselbe aus dem Gedächtniß wiederzugeben versucht hat. „Eine Schuldlose," heißt es daselbst, „möchte der Empfindsamkeit gewisser Menschen freilich besser zugesagt haben. Ich hätte eine solche für mein Trauerspiel nimmermehr brauchen können. Man bringt ganz ungereimte Vorstellungen von der Schicksalsfabel zur Sache. An diese habe ich im antiken Sinn hier gar nicht denken können. — Auch werde ich mich durch Alles, was die Schotten zur völligen Rechtfertigung ihrer Königin aus Papieren und Muthmaßungen zusammenkleben, in meiner Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß Maria, welche durch Darnleys Undank und Frevel auf's Tiefste gekränkt und wie alle schönen Weiber veränderlich war, dem Bothwell sich nicht freiwillig hingegeben und seinen Plänen selbst bis zur Blutschuld sich gefügt habe. Doch das gehört vor ein anderes Forum. Es bleibt klar: nur die reuevolle Schuldige war für die Bühne geeignet. Ich

*) 1800, p. 359 f.
**) Minerva 1813 p. 70 f.

möchte wohl sehen, wie Jemand die Schuldlose zu einem erträglichen Stück verarbeiten möchte. — Sie lassen die Nothwendigkeit gelten, die mich gleichsam zwang, die beiden Königinnen zusammen kommen zu lassen*). Dasselbe mag von dem gewaltigen Andringen Mortimers auf die geängstigte Maria gesagt werden. Was die Konventionsmenschen, die nur an Salons und geregeltem Repräsentationswesen kleben, als unanständig stempeln, ist zur Sühnung und Entsündigung der Unglücklichen, die sich einst hingab, um so nothwendiger, als auch sonst nicht leicht etwas anders gefunden werden möchte, was die Schrecknisse ihrer Lage stärker malen könnte. Die plumpe Unbeholfenheit des Schauspielers kann freilich der Dichter nicht verantworten. — Traurig genug, daß die Verhandlungen unsrer Schaubühnen und die kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten. Das haben wir den Kirchenvätern und ihrer pompa Satanae zu danken. Soll aber darum Niemand je eine Vereinigung der Getrennten versuchen? Was waren denn im christlichen Mittelalter die Autos sacramentales und die dramatisch vorgestellten Mysterien anders als wohlberechnete Versuche, die Schaulust des Volks durch fromme Schauspiele zu heiligen und das alltägliche, frivole mit Religion zu durchdringen? Wie unverständig ist also das Geschrei, daß durch meine Beicht- und Abendmahlsscene die Mysterien des Christenthums entweiht würden. Der Kapellmeister, der uns eine Missa in Opernmusik giebt, mag mit Recht gezüchtiget werden. Umgekehrt ist der Fall gar nicht gedenkbar. Auch nimmt kein vernünftiger Katholik Aergerniß an dieser Scene. Ihm ist ja alles in der Ordnung. Nur die Protestanten schreien Feuer! Der einzige Vorwurf, der mich treffen kann, ist, daß ich den Unmündigen schon für mündig hielt. Läßt man die Beichte und streicht das Abendmahl weg, so vermauert man das Thor und läßt die Schildwache davor stehen."

Werfen wir schließlich noch einen Blick nach Jena hinüber, so läßt sich aus A. W. Schlegels späteren Vorlesungen schließen, daß derselbe wesentlich Böttigers Standpunkt theilte. Er fand zwar den Streit der Königinnen stilwidrig und Mortimers Leidenschaft übertrieben, dazu die an Elisabeth geübte Gerechtigkeit unnöthig und erkältend**), nannte aber die letzten Scenen Marias wahrhaft königlich, die religiösen Motive würdig, die Komposition wohl abgewogen und die Wirkung unfehlbar. Auch Tieck bewunderte das Ganze und die Maria als Schillers gelungensten weiblichen Charakter insbesondere, kam aber über die subjektiven und reflexiven Elemente seiner Dichtweise mit Schlegel in Streit, wobei ihm Karoline Schlegel***) sekundirte und den „gesammten schlechteren Wallenstein" wiederfand. „Die

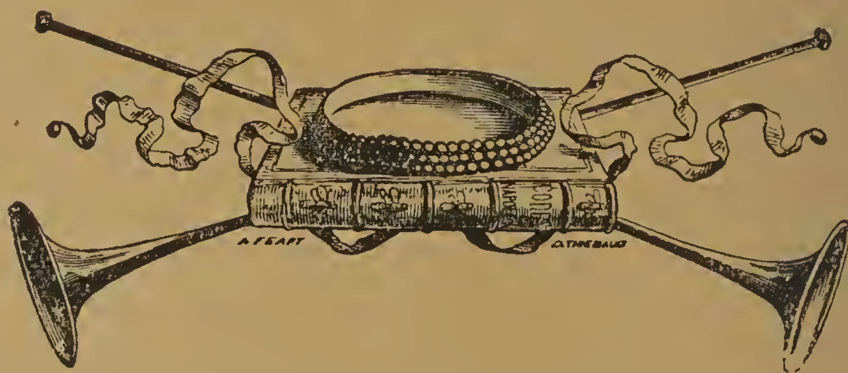
---

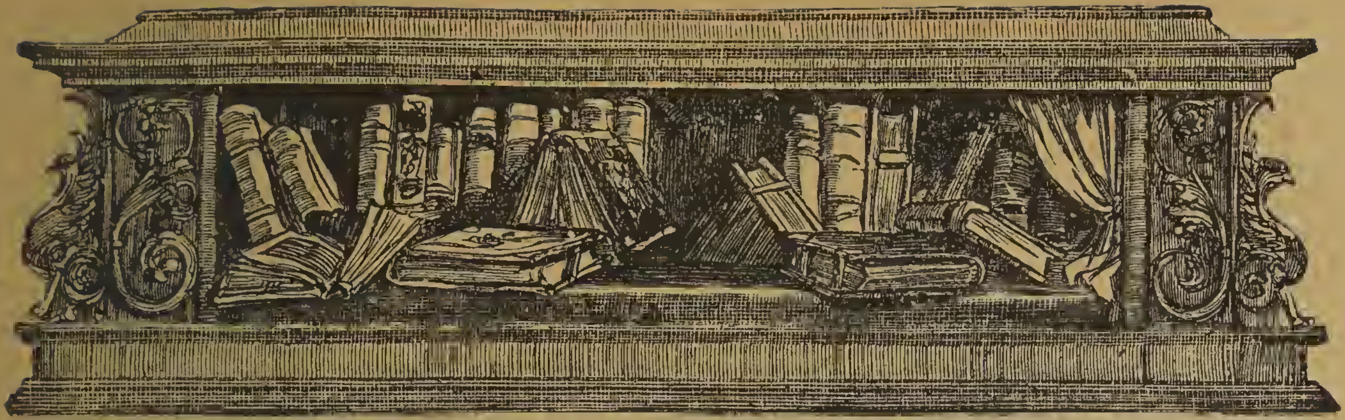
*) Es folgt noch: „Aber eben darum darf auch im steigenden Briefwechsel (Wortwechsel ?) kein Wort wegfallen."

**) Auch Goethe scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, wenigstens wurde bei den Aufführungen seit Schillers Tode V, 11 f. regelmäßig fortgelassen.

***) Karoline v. Waitz II. p. 82.

wenigen lyrischen Stellen," schreibt sie an Schlegel, „sind hübsch — o ja — aber mit dem Ganzen schlecht verbunden. (. . . Wie Maria in's Freye kommt, so ist da eine Art Kantate, die [mir gar nicht Tickisch (wie ihr fandet) vorgekommen ist, sondern] mich eher an Rammlers Ino erinnert haben würde.) Das Interesse für Maria ist durchgehends zu sehr geschwächt, es sieht aus, als sollte das objektiv gemeint seyn, aber ist nichts ächtes damit, blos nachgemachte Patent-Objektivität. Denken kann ich mir wohl, daß es sich auf dem Theater ganz gut macht. Die Scene, wo Melvil sein priesterlich Haupt entblößt, ist eine der vorzüglichsten und eine sehr gute Schlußerscheinung der Maria. Der lezte Auftritt endet genau wie beym Wallenstein mit einem Epigramm — Fürst Piccolomini! — „Lord Lester schifft nach England". Das Politische darinn hat auch die Deutlichkeit einer Deduktion nicht los werden können . . . Wie fällt Mortimer mit seiner Katholizität wie mit der Thür in's Haus. Er müßte durchaus nicht psychologisch darthun, wie er katholisch geworden ist, sondern blos mit Eifer sprechen: ich bin's. Mir ist es ganz klar, daß alles poetische Drum und Dran dieses Stückes in der Summe keine Poesie macht." Hier haben wir weitere Ansätze zu einer Kritik, welche später von Otto Ludwig in umfassender Weise durchgeführt wurde; Tieck selbst trat aber damals mit seiner Meinung litterarisch nicht hervor, sondern überließ Huber und Merkel das Feld, von denen jener als befreundeter Zunftgenosse urtheilte, dieser nach Jean Pauls Wort als Spinne den großen Kraken bekroch.





# Gedankenschrift als internationales Verständigungsmittel.

## Eine Skizze älterer und neuerer pasigraphischer Versuche.

Von

**F. Walther Ilges.**

— München. —

Wir Europäer lesen eigentlich — so sonderbar die Behauptung auch klingen mag — mit den Ohren. Nehmen wir ein beliebiges Wort: Baum zum Beispiel; was sagen uns die vier Buchstaben b a u m über die Natur, das Aussehen des Gegenstandes, den sie in ihrer Zusammensetzung bezeichnen? Nichts, rein gar nichts! Sie rufen nur in unserem Gedächtnisse die Erinnerung an gewisse Laute wach, mit denen wir Deutsche wenigstens die Vorstellung eines Baumes zu verbinden pflegen. Einem Franzosen dagegen bleibt das geschriebene oder gedruckte Wort „Baum" eine sinnlose Folge von vier Buchstaben. Will ich ihm auf schriftlichem Wege die Vorstellung eines Baumes geben, so muß ich entweder durch Zusammenstellung der Buchstaben arbre die Erinnerung an den Lautklang des in seiner Sprache für Baum angewandten Wortes wecken, oder eben ich muß, so gut es gehen will, ihm einen Baum auf das Papier zeichnen. Das letztere wäre dann eine Schrift für das Auge, eine Schrift also, die bei Jedem, mag er Deutscher, Franzose oder selbst Zulukaffer sein, die Vorstellung des Gegenstandes geraden Weges durch das Auge vermittelt, ohne den Umweg durch das Ohr zu machen.

Eine solche Schrift für das Auge besitzt zum Beispiel der Chinese. Will er seine Gedanken niederschreiben, so kümmern ihn die Laute, in welchen die gesprochenen Worte in seinem Ohre erklingen, überhaupt nicht; er malt einfach Begriff für Begriff auf sein Papier — zwar nicht

in einer Jedermann verständlichen und „lesbaren" Naturtreue, sondern in genau vorgeschriebenen Zeichen, die nur dem Eingeweihten entzifferbar sind, von diesem sich aber als Zusammensetzungen von Sonnen-, Monden-, Erden-, Menschen-, Bäumen- u. s. w. Bildern entwirren lassen. Es ist klar, daß die Schrift des Chinesen sich nicht mit den vierundzwanzig Buchstaben unseres Lautalphabetes begnügen kann, sondern für jeden Begriff auch eines eigenen Zeichens oder einer Zusammenstellung verschiedener Zeichen bedarf. —

In dieser eben skizzirten kurzen Ueberlegung glaubte ich eines Tages das Ei des Kolumbus gefunden zu haben; ich sagte mir nämlich: wenn nun unabhängig von einander ein Deutscher und ein Franzose sich die Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen in ihrer eigenen deutschen bezw. französischen Sprache einprägen würden — (wozu keiner der Beiden auch nur ein Wort chinesisch zu lernen brauchte, da diese Schrift ja unabhängig von der chinesischen Sprache besteht) — so könnten sie ihre Gedanken gegenseitig durch diese chinesischen Zeichen austauschen. Mit Recht habe ich „wenn . . ." gesagt, denn die Arbeit, auch nur die Schriftzeichen der gebräuchlichsten dreitausend Worte auswendig zu lernen, wird man keinem vernünftigen Menschen zumuthen können. Aber, so schloß ich weiter, sollte es nicht möglich sein, eine andere „Gedankenschrift", also eine Schrift, in welcher wie im Chinesischen die Gedanken unabhängig von der Sprache des Schreibenden aufgezeichnet werden, zu erfinden, die ohne jede Gedächtnißvorarbeit und ohne Zeichentalent von Jedermann im internationalen Verkehr — nicht nur dem brieflichen, sondern auch dem telegraphischen — praktisch angewendet werden kann? Diese Frage glaubte ich bejahen zu können. Das war wenigstens mein erster Gedanke.

Mit dem ersten Gedanken geht es einem manchmal recht sonderbar. Lessing sagte, die ersten Gedanken seien anderer Leute erste Gedanken, und mit anderer Leute ersten Gedanken bliebe man am besten zu Hause. Diese Erfahrung konnte ich an mir selber wiederholen. Nach kurzem Herumstöbern in der Bibliothek mußte ich betrübt feststellen, daß ich mit meinen schönen Gedanken einige Jahrhunderte zu spät gekommen war und das schon vor mir gründlich beackerte Feld der Pasigraphie, der „Weltschrift"*) betreten hatte. Wenn, wie es heißt, Schadenfreude die reinste Freude ist, mußte mich aber die Wahrnehmung trösten, wie so viele meiner zahlreichen Vorgänger stolz der Welt verkündigt hatten, jetzt käme eine „funkelnagelneue Erfindung", umwälzend wie die der Buchdruckerkunst oder der Dampfmaschine.

Welch ungeheure Geistesarbeit haben diese Versuche, durch eine Gedankenschrift ein internationales Verständigungsmittel zu bilden, schon ge-

*) Natürlich nicht mit „Pasilalie", „Weltsprache" zu verwechseln, zu der z. B. das einst so gefeierte und heute vergessene „Volapük" gehört!

kostet; zahlreiche Gelehrte wie Laien haben ihnen ihr ganzes Leben geopfert, einige sind durch Ueberanstrengung dem Wahnsinn nahe gebracht worden. Dickleibige Quartanten, bändereiche Grammatiken und Wörterbücher von Weltschriftensystemen verstauben vergessen in den Bibliotheken. Sollte alle diese unsägliche Mühe ganzer Geschlechter wirklich verloren sein wie die Versuche der Quadratur des Zirkels, oder wird sich wenigstens ein brauchbarer Gedanke darin finden, der einen Weg zur Lösung des Problems giebt? Das Bedürfniß nach einem einfacheren Verständigungsmittel, als es mühsam zu erlernende fremde Sprachen sind, macht sich in der heutigen Zeit des Weltverkehres immer fühlbarer bemerkbar; Verständniß für die Bestrebungen dieser Erfinder ist also wohl das Mindeste, was man heute voraussetzen darf. —

Auf verschiedene Art und Weise versuchte man die Aufgabe zu lösen. So gab schon im Jahre 1668 der Engländer J. Wilkins ein Werk heraus, welches deshalb besonders interessant ist, weil der Verfasser darin in einem einzigen System nicht nur eine Weltsprache, sondern gleichzeitig eine unabhängig von dieser zu lernende Weltschrift auf rein philosophischem Wege konstruirte. Wir beschäftigen uns hier nur mit der letzteren, welche genau so, wie wir es oben vom Chinesischen gesagt haben, den Begriff direkt mit den Augen aus den Zeichen abzulesen gestattete. Da diese Zeichen bei Wilkins aber auch keine Zeichnungen der Begriffe waren, so konnte eine Anwendung der Wilkins'schen Weltschrift nur nach gründlicher Durcharbeitung seines philosophischen Systems erfolgen. Er theilte alle Worte zunächst — und darin folgte er eigentlich den Chinesen — in eine Anzahl (40) Hauptgruppen, deren Kopfwort ein einfaches Zeichen erhielt, wie z. B. Gott, Welt, Baum. Jede Hauptgruppe zerlegte er wieder in neun „Unterschiede" (differences), welche durch Anbringen von geraden oder schrägen Strichen an der linken Seite des Hauptgruppenzeichens kenntlich gemacht wurden, und jeder „Unterschied" bestand wieder aus neun Arten, die in gleicher Weise auf der rechten Seite des Hauptgruppenzeichens gezeichnet werden mußten. Abwandlungsformen, Eigenschaftswörter, Einzahl, Mehrzahl u. s. w. stellte er mittels Punkten, Haken und Kreisen an vorgeschriebenem Platze dar. Wer nun die Wilkins'sche Gedankenschrift schreiben wollte, mußte also zunächst im Gedächtnisse die Begriffe nacheinander in das philosophische System einordnen und danach die Zeichen wortweise zusammenstellen, während der „Leser" umgekehrt aus der Form der Zeichen zunächst erkennen mußte, an welcher Stelle der Hauptgruppen, Unterschiede und Arten das Wort zu finden war, und es dann seinem Gedächtnisse überlassen blieb, ob er auch wußte, welches Wort an jener Stelle stand!

Trotzdem Wilkins noch keine 3000 Begriffe in seinem philosophischen System gebrauchte, könnte man die Richtigkeit seiner Behauptung bezweifeln, seine Weltschrift sei vierzigmal so schnell zu lernen als Latein, und wenn

er selber auch keine Gelegenheit zu diesbezüglichen Versuchen gehabt habe, so zweifle er nicht, daß „Jemand mit guter Auffassungsgabe und gutem Gedächtniß“ eine gute Fertigkeit, sich auf diesem Wege auszudrücken, lernen werde. Leibniz erzählt im Gegensatz dazu, daß außer dem Erfinder selbst nur ein Mensch, Robert Boyli, das Wilkins'sche System zu lernen und anzuwenden vermocht habe. — Als Beispiel lassen wir das Vaterunser in Wilkins'scher Weltschrift folgen:

Wilkins war zwar nicht, wie man vielfach liest, der Erste, welcher überhaupt eine Weltschrift zu erfinden versuchte, wohl aber der Erste, der die Aufgabe auf philosophischem Wege lösen wollte. Es ist interessant, zu sehen, daß ein so umfassender und bedeutender Geist wie unser Leibniz den Gedanken aufgriff und in seiner Weise durchdachte. In einem lateinischen Briefe vom Jahre 1714 äußerte er sich zu der Frage folgender Weise: „Eine Zergliederung der Begriffe in ein Gedanken-Alphabet, wie ich es nennen möchte, muß auf eine ganz andere Art verfaßt werden: sie wird mit der Algebra Aehnlichkeit haben müssen. Diese würde aber auch eine Anleitung zu einer allgemeinen Sprache oder Schrift geben, welche der chinesischen weit vorzuziehen wäre, welche nicht nur leicht würde begriffen und behalten werden können, sondern auch eine Art von Rechnung wäre, so zwar, daß die Uebung in dieser Sprache eine Uebung nach gewissen Formeln wäre, und derjenige, der in der Sprache Fehler machte, nur dadurch Fehler machte, weil er die Formel nicht traf, was freilich weder die Chinesen, weder Wilkins noch Andere, welche eine allgemeine Sprache wollten erfunden haben, erreichten. Und doch gäbe ich die Hoffnung nicht auf, dieses neue Formular — es wäre einem Gedanken-Teleskop ähnlich — anzufertigen, wenn ich die Jahre und die Gehilfen dazu hätte.“

Die Anregung von Leibniz hat in der Folgezeit bis in's 19. Jahrhundert immer wieder zu neuen Versuchen, nicht nur Weltsprachen, sondern auch Weltschriften zu erfinden, gereizt. An philosophischen Systemen nennen wir zunächst das von Georg Kalmar, einem ungarischen Adligen, der seine Methode in einer 1772 zu Berlin veröffentlichten Schrift darlegte. Er benutzte im Ganzen nur vierhundert der Chemie, Algebra u. s. w. entnommene Zeichen und Buchstaben; so hieß zum Beispiel der Mensch

M. y., die Zeit t., die Segnung b., die Schrift r. Noch weniger Zeichen, nämlich nur zwölf verwandte der bis heute unbekannt gebliebene deutsche Verfasser eines 1797 zu Paris über diese Frage erschienenen Werkes, dessen Vorwort der bekannte Pariser Taubstummenlehrer Sicard geschrieben hatte (der deshalb auch in Litteraturangaben fälschlich als Verfasser genannt wird). Der Erfinder versichert, er habe viele Jahre lang an der Ausarbeitung seiner Methode bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte gearbeitet, und wenn wir einen prüfenden Blick in das Werk werfen, glauben wir diese Versicherung ihm gern. Um mit den zwölf Zeichen zur pasigraphischen Darstellung aller Worte auszukommen, hatte er Schlüssel nöthig sowie eine Eintheilung des gesammten Sprachschatzes in ein „Verzeichniß“, einen „großen Namengeber“ und einen „kleinen Namengeber“. Das Verzeichniß enthält zwei Tabellen, der große Namengeber zehn und der kleine zwölf Tabellen; jede Tabelle wiederum hatte sechs Kolumnen, jede Kolumne sechs Strophen, jede Strophe sechs Zeilen und jede Zeile höchstens drei Worte. Nach dieser Eintheilung war alsdann jeder Begriff zuerst „umzuformen“ und wurde nach den verwickelten mit ihm im Geiste vorzunehmenden „Durchknetungen“, könnte man fast sagen, endlich als „rohe Goldstange“, wie es der Verfasser nennt, mittels drei, vier oder fünf Zeichen, die untereinander und mit ihren Schlüsseln so verbunden wurden, daß eine neue Figur entstand, pasigraphisch ausgedrückt. Dabei behauptete der Erfinder noch, diese ganze Weltschrift ließe sich, da sie nur zwölf Zeichen gebrauche, in zwölf Stunden lernen! Zwei Jahre später setzte ein gewisser J. S. Vater in das System des Anonymus statt der Zeichen Zahlen ein, ohne es dadurch brauchbarer zur praktischen Verwendung zu gestalten. Gott z. B. hieß jetzt 51111, Vernunft 53114, Kamin 71253 und Uhr 91161.

Daß trotz der Umständlichkeit ihrer Systeme die Erfinder von deren praktischer Anwendbarkeit überzeugt waren, ist menschlich erklärlich. Etwas komischer berührt uns dagegen die Selbstüberhebung, mit welcher manche der Herren die Bewunderung von ihren Zeitgenossen zu fordern sich berechtigt glauben. So erzählt der gleich zu erwähnende Professor Schmidt im Jahre 1807 von einem gewissen Anton Otto Schellenberg in Arnheim, der als entschieden praktisch veranlagte Natur kurzer Hand im Reichsanzeiger die Anzeige erließ, er habe eine ganz neue Pasigraphie erfunden und sei bereit, sein Geheimniß gegen die Auszahlung der Kleinigkeit von anderthalb Millionen Guineen zu verrathen. Später war er dann zwar so großmüthig, den Preis um 500 000 Pfund zu ermäßigen, leider aber zeigte keiner seiner undankbaren Zeitgenossen das nöthige Verständniß für die Wichtigkeit der Erfindung, sodaß wir nicht in der glücklichen Lage sind, etwas über diesen von seinem Urheber so hoch eingeschätzten Plan mittheilen zu können. Herr Schellenberg hat, wie es scheint, sein Geheimniß mit in's Grab genommen.

Auch von dem Entwurfe einer Weltschrift, wie sie der genannte

Professor Schmidt vom Königl. bayerischen Lyceum in Dilingen in einer wegen seiner Rückblicke auf die Geschichte der Pasigraphie werthvollen Schrift vom Jahre 1807 ankündigte, wissen wir keine Einzelheiten. Der Professor sagt von seinem Plane, daß er „der Idee des großen Leibnitz unter allen bisher gemachten am meisten gleichkommt.“ Er sei auf die Denkgesetze gegründet und benutze 250 Zeichen, „alle ganz einfach und alle so eingerichtet, daß man sie diktiren und nach einer leicht faßlichen Ordnung finden kann.“ Schmidt fährt dann fort: „Es kommt wohl bei der Erlernung derselben sehr viel auf Talent und Fleiß an, aber ohne etwas Außerordentliches zu fordern, kann ich versprechen, daß nur einige Stunden erfordert werden, um mit meinem Gedankenverzeichniß lesen und schreiben zu können, und daß, wenn man drei Monate (ich rede aus Erfahrung) hindurch so viel Zeit und Mühe verwendet, als man auf die Erlernung der französischen oder einer anderen Sprache verwendet, man schon mit ziemlicher Fertigkeit schreibt und liest, was aus was immer für einer fremden Sprache pasigraphirt werde.“ Weiter bemerkt der Erfinder, der mit seiner als Vortrag gedruckten Schrift nur eine Einleitung zu Vorlesungen über sein Weltschriftsystem giebt, daß, je mehr Sprachkenntnisse der Schüler besitze, desto schneller seine Fortschritte in dieser Pasigraphie, die nur von Eingeweihten angewendet werden könne, sein würden. Dafür verspricht er sich von seinem System aber nicht nur einen Nutzen für die Kaufmannschaft, sondern auch für „Unterricht, Künste und Wissenschaften“ und träumt schon von einer auf diesem Wege herzustellenden „Universalbibliothek“ mit den Uebersetzungen der besten Werke aller Litteraturen in seiner Weltschrift.

Es ist klar, daß, wenn man an ein internationales Verständigungsmittel derartig hohe Anforderungen stellt, wie z. B. die Verwendbarkeit zur Wiedergabe von Dichtwerken, seine Konstruktion — gleichgiltig ob es sich um Weltsprachen oder Weltschriften handelt — immer so künstlich werden muß, daß seine allgemeine Anwendung von vorne herein ausgeschlossen ist. Wer erst Monate lang studiren und alle möglichen Worteintheilungen, grammatikalische Regeln und gar neue Zeichen auswendig lernen soll, wird lieber mit den bisherigen Verständigungsmitteln, den fremden Sprachen selbst, sich weiter behelfen, namentlich auch, weil er so wenigstens sicher ist, von der andern Seite wirklich verstanden zu werden. Gäbe es freilich einen Weg zur internationalen Verständigung, den jeder Laie ohne jedes Vorstudiren in jedem Augenblicke benutzen könnte, so wäre damit die Aufgabe der Lösung näher gebracht, da es sich dann nur noch darum handeln würde, die Bewohner der verschiedenen Länder zur Benutzung dieses Weges zu bewegen. Von diesem rein praktischen Gesichtspunkte haben nun eine Reihe anderer Erfinder Versuche zur Konstruktion internationaler Verständigungsmittel unternommen, Versuche, die der Zeit nach noch bis vor Wilkins zurückreichen. Daß auch hierbei irgendwo ein Haken bei

der Sache ist, läßt sich denken, denn aus nichts wird nun einmal nichts Anderes als nichts. Kein Vernünftiger kann verlangen, daß eine Weltsprache oder Weltschrift gefunden werde, die man nicht zu studiren braucht und die man trotzdem so fließend wie die eigene Muttersprache beherrschen und gebrauchen kann. Hexen können auch die Erfinder nicht, und irgendwelche Arbeit wird schon von dem Schüler geleistet werden müssen — es fragt sich also nur, ob die Größe dieser Arbeit im Verhältniß zu dem zu erwartenden Nutzen steht. Die Arbeit bei den dieser zweiten Klasse angehörenden Weltschriften wird nun nicht oder kaum in einem der Anwendung vorausgehenden Studium des Systems gefordert, sondern während der Uebersetzung, d. h. es handelt sich um Methoden, welche nur mit Hilfe von Wörterbüchern benutzt werden können.

Welchem Bedürfnisse sollen die künstlichen internationalen Verständigungsmittel überhaupt entgegenkommen? Sollen sie geeignet sein, alle Kulturerrungenschaften einschließlich der Litteraturwerke eines Volkes dem anderen zu vermitteln, oder ist ihre Aufgabe beschränkter? Wir meinen das letztere. Wer zum Beispiel die Arbeiten der russischen Dichter kennen lernen will, muß entweder Russisch lernen oder sich mit dem matteren Bilde, wie es ihm in deutschen Uebersetzungen vorliegt, begnügen; auch die beste „philosophische" künstliche Sprache oder Schrift vermöchte den Reiz der Originale nicht besser wiederzugeben als z. B. die der deutschen Denkweise doch wohl am besten entsprechende deutsche Sprache, und beide Uebersetzungen werden das Original wohl nie ganz zu erreichen vermögen. Anders liegt die Sache, wenn Jemand schriftlich oder telegraphisch eine Waarenbestellung in Rußland machen oder einem Russen eine Nachricht zukommen lassen will, bei der es ihm nur darauf ankommt, verstanden zu werden. Hierfür wird ihm jedes Verständigungsmittel willkommen sein, das dem genannten Zwecke entspricht, selbst wenn es in keiner Weise die Biegsamkeit der Umgangs- oder gar Litteratursprache besitzt. „Ein Hund ist in der ganzen Welt ein Hund, ein Ochs in der ganzen Welt ein Ochs," sagte Professor Schmidt in seiner Schrift, es kommt also nur darauf an, sich dem Ausländer verständlich zu machen, daß man einen Hund meint — ob und wie dieser Hund als Wort deklinirt werden kann, ist für derartige Fälle der Praxis dann ganz gleichgiltig.

Eine diesen Anforderungen des Verkehrslebens entsprechende Weltschrift schlug nun schon vor Wilkins der Deutsche Johann Becher aus Speyer in seinem 1661 zu Frankfurt a. M. erschienenen lateinischen Werke „Character pro notitia linguarum universali" vor. Er numerirte alle Worte eines (lateinischen) Wörterbuches der Reihe nach mit fortlaufenden Zahlen, deren er so 10 238 benutzte; so erhielt der Hund (canis) die Zahl 1150, trinken (bibere) die Zahl 939, die Bibel 940, die Viper 9200 und der Mann (vir) 9201. Für die anderen Sprachen — er selber wandte sein System auf das Lateinische, Griechische, Hebräische, Arabische,

„Sklavonische“, Französische und Deutsche an — sollten gleichnumerirte Wörterbücher hergestellt werden, und Jeder wäre im Stande, eine beliebige Nachricht aus der eigenen Sprache in Zahlenschrift zu übersetzen, aus der sie der einer beliebigen anderen Nation angehörende Empfänger in seine eigene Sprache zurückübersetzen könnte. Beide, Schreiber wie Leser, müssen natürlich — ebenso wie bei den folgenden Systemen — Wort für Wort in ihrem Zahlenbuch nachschlagen, können aber, durch Vereinfachung ihres Stiles, in kurzen Sätzen den größtmöglichen Inhalt zusammendrängen, so daß trotz der Nothwendigkeit des fortwährenden Nachschlagens die Arbeit nicht länger dauert als für den in fremden Sprachen nicht ganz Sattelfesten die Abfassung eines grammatikalisch richtigen oder auch nur verständlichen fremdsprachigen Briefes. In welcher Weise Becher die Grammatik seiner Weltschrift festgelegt hat, war mir leider nicht möglich nachzuweisen, es scheint aber, daß sie einfach war, da erst später die Zeltische Akademie in Paris neben der Herabsetzung der von Becher gebrauchten Worte auf 1354 die besondere Kennzeichnung von Zahl, Geschlecht, Zeit, Art und Gattung in sein Weltschriftsystem einzuführen versuchte. Auch die Engländer Solbrig und Sethward hatten das Becher'sche Wörterbuch auf einen geringeren Umfang zu bringen erstrebt.

Auf gleicher Grundlage entstanden nun mit der Zeit eine Anzahl ähnlicher Systeme, meist nur durch die mehr oder weniger einfache Grammatik von einander verschieden. Wir nennen unter Anderen die Pasigraphie von M. Paic (1859). Die Anordnung der Zahlen, mittels deren „Wort für Wort, Begriff für Begriff“ übersetzt werden soll, ist derart, daß grammatikalische Biegungen und die gebräuchlichsten Eigennamen durch die Zahlen 1 bis 1000 und durch die höheren Zahlen die übrigen Worte ausgedrückt werden. So heißt z. B. ich 11, du 21, er 31, wir 011, ihr 021, sie 031, wie denn durch 0 überhaupt die Mehrzahl ausgedrückt wird. 3129 heißt lieben und, da die zweite Person der Gegenwart durch 102 bezeichnet wird, lautet „du liebst“: 102—3129 und „du bäckst“ (von backen = 3281): 102—3281.

Einen Fortschritt können wir in dieser Weltschrift gegenüber der Becher'schen Methode ebensowenig finden, wie in dem späteren System von Bachmaier, welches dieser einstige „Président de la société centrale de pasigraphie à Munich“ im Jahre 1868 beschrieb. Für Bachmaiers Weltschrift gaben seine Freunde W. Stephanus und Gangengigl „Probeexemplare“ von (unvollständigen) Wörterbüchern in achtzehn Sprachen heraus, darunter sogar solche auf Arabisch, Chinesisch, Japanisch, Mandschurisch, Mongolisch, Persisch, Türkisch und Tibetanisch — allerdings wohl mehr zur Reklame, da diese exotischen Sprachen meist nur durch ein paar Dutzend Worte vertreten sind! Dabei ist das Bachmaier'sche System durch und durch unpraktisch und z. B. zum Telegraphiren gar nicht zu verwenden. Die grammatikalischen Regeln, die er aufstellt, verlangen die Be-

zeichnungen der Abwandlungen, der Unterschiede der Geschlechter, der Haupt- und Eigenschaftswörter, der Fürwörter u. s. w. durch Unterstreichen, Unterschlängeln einzelner Ziffern oder ganzer Zahlen, durch Anbringen von Linien, Doppelpunkten über- und nebeneinander, Accenten u. s. w. — Es ist klar, daß, wenn man aus praktischen Gründen auf eine der Ausdrucksfähigkeit unserer eigenen Sprache gleichwerthige philosophische Weltsprache verzichtet, man auch wirklich das Einfachste an Konstruktion verlangen darf und nicht wieder mit dem Verlangen, weitschweifige Regeln auswendig lernen zu sollen, geplagt sein will. Mein eigener Plan ging deshalb dahin, in meiner Zahlen-Weltschrift die ganze Grammatik zu beseitigen und von den Leuten, die pasigraphisch schreiben wollen, nur zu verlangen: schreibt — da es sich doch in diesem Falle nicht um Herzensergüsse, sondern wohl meist um Geschäfte handelt — schreibt in ganz kurzen Sätzen „Subjekt, Verbum, Objekt"; alle Zusätze, Maße, Eigenschaftsworte u. s. w. stehen hinter dem Worte, zu dem sie gehören; die Mehrzahl eines Wortes wird entweder durch die beigesetzte Zahl (z. B. „Tonnen drei" = drei Tonnen) oder durch Nachsetzen des Wortes „Mehrzahl" gebildet, ebenso die Formen der Zeitwörter durch Nachsetzen der Worte „Gegenwart", „Zukunft" oder „Vergangenheit". So hieße also: „Ich werde bezahlen" = „Ich bezahlen Zukunft" und „ich habe geschickt" = „Ich schicken Vergangenheit", wenn nicht ein bestimmter Zeitpunkt an Stelle von „Zukunft" u. s. w. tritt. Der so von vornherein in kurzen, klaren Sätzen niedergeschriebene deutsche Text würde durch Nachschlagen im Wörterbuch in Zahlenschrift umgesetzt, was jeder Lehrling mit Volksschulbildung besorgen kann und vom Empfänger in gleicher Weise mit Hilfe des Wörterbuches in seine Sprache zurückübersetzt. Ich schlage ferner vor, die Null (0) in der Zahlenschrift nur als Worttrennungszeichen und die Doppelnull (00) als Satztrennungszeichen zu verwenden. Eine Null käme also in dem ganzen Wörterbuch nicht vor, dagegen wäre durch ihr Einschieben zwischen die Worte der Zahlenschrift jedes Mißverständniß, das etwa durch Zusammenziehen mehrerer Zahlenworte beim Schreiben oder Telegraphiren vorkommen könnte, unmöglich gemacht. Ein Telegramm des Sinnes „Ich werde das Geld nächsten Dienstag schicken," könnte also, wenn ich die zur Uebersetzung erforderlichen Zahlen als gegeben annehme, so aussehen: „3 0 5293 0 3144 0 4861 0 2248 00" d. h. also: „ich schicken Dienstag nächster Geld."

Natürlich wären auch z. B. Fragesätze in derselben einfachen Weise auszudrücken, einfach durch Vorsatz von „ich frage".

Daß auf diese Art ein internationales Verständigungsmittel für gewisse eng beschränkte Zwecke gefunden wäre, möchte ich bejahen; es käme, da die Beschränkung im Satzbau und das Aufschlagen einzelner — wenn auch noch so weniger — Worte im Zahlenwörterbuch Mühe macht, natürlich nur für die Fälle in Betracht, in denen jedes andere zu wählende

Verständigungsmittel noch größere Umstände verursacht. Bedenkt man andererseits die umständlichen Chiffrir- und Dechiffrirmethoden, mittels deren fast alle diplomatischen Aktenstücke der Botschafter u. s. w. an ihre Regierungen in Geheimschrift und zwar nicht Wort für Wort, sondern Buchstabe für Buchstabe umgesetzt werden, ohne eine erhebliche Verzögerung in der Erledigung zu erleiden, so wird die Uebersetzung kurzer, inhaltsreicher Sätze in eine Wort-Zahlenschrift uns wohl kaum mehr schrecken können, vor Allem, wenn wir uns vorstellen, daß die dazu nöthigen Wörterbücher der zur Anwendung gelangenden paar tausend Begriffe nur dünne Hefte sein würden. —

Die lange Reihe der pasigraphischen Systeme ist mit den bisher genannten noch nicht abgeschlossen. Einige ganz besonders originelle Vorschläge von internationalen Verständigungsmitteln haben wir noch zu betrachten. Zunächst die von Johann Zacharias Näther im Jahre 1805 vorgeschlagene Weltschrift. „Schrift" ist eigentlich hier eine falsche Bezeichnung, denn Herr Näther, der bei seinen Mitmenschen ganz wunderbare Talente vorausgesetzt haben muß, verlangt nichts mehr und nichts weniger, als daß man seine Gedanken — malen soll. Jawohl, malen. Hören wir ihn selbst: „Die Namen der Bäume, Früchte, Thiere, Vögel, Fische, Kräuter, Gewürme werden fast allemal am besten durch ihre eigenen Bildnisse pasigraphirt. Bei großen Thieren kann man auch nur den Kopf mit dem Abstraktionspunkte bei den fehlenden Theilen zeichnen . . . Bei Kräutern ist es das Sicherste, folgende vier Stücke als sichere Unterscheidungszeichen so deutlich wie möglich anzugeben: nämlich Blatt, Blume, Samenbehälter, Wurzel. Hat man gute Farbenstifte zur Hand, so läßt sich diese Schwierigkeit am besten heben". Natürlich wird es trotz der guten Farbenstifte manchmal nicht leicht sein, einen Gedanken in Näther'scher Bilderschrift wiederzugeben, so z. B. wenn es ganz schlicht heißt: „Er führt ein frommes und rechtschaffenes Leben." Doch auch hierfür weiß der Erfinder Rath, man zeichne einfach: „seine Füße gehen auf dem Wege der Gerechtigkeit einher." Ich bedauere es sehr, den Lesern keinen Brief in dieser Pasigraphie vorlegen zu können. Die Miniaturgenregemälde dürftem manchmal wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit den Kladderandzeichnungen des kleinen Moritz gehabt haben. Und dabei konnte man nicht einmal darunter schreiben, was es darstellen sollte!

Einen nicht weniger sonderbaren Weg beschreitet der Franzose J. Rambasson, der 1853 sein Werk über die von ihm erfundene „Langue universelle, langage mimique, mimé et écrit" herausgab. Er schlug vor, in allen Schulen des In- und Auslandes eine Geberdensprache nach seiner Erfindung zu lehren, mittels deren eine internationale Verständigung zu ermöglichen wäre und zwar nicht nur eine Verständigung zwischen persönlich zusammentreffenden Personen verschiedener Völker, sondern auch eine schriftliche, da alle Zeichen der Geberdensprache in einfachster

Art auch aufgezeichnet werden könnten. Sein System ist trotz der praktischen Unverwendbarkeit wirklich geistreich: er theilt die Worte des Sprachschatzes in einzelne Klassen einer streng philosophischen Anordnung; jeder Hauptbegriff, wie z. B. Gebäude erhält ein bestimmtes feststehendes Zeichen; alle diesem untergeordneten Begriffe werden durch Beifügung eines zweiten Zeichens, das die Unterscheidungsmerkmale ergiebt, ausgedrückt:

| Name | Allgemeines Zeichen | Besonderes Zeichen |
|---|---|---|
| Gebäude | Gebäude | — |
| Palast | " | reich |
| Hütte | " | klein |
| Bibliothek | " | Bücher |
| Kirche | " | Gott |
| Sternwarte | " | Stern |
| Krankenhaus | " | krank |
| u. s. w. | | |

Als besonderen Vortheil bezeichnet es Rambasson, daß die Geberdensprache und also auch die von ihr abzuleitende Weltschrift immer nur ein Zeichen für das vom gleichen Begriffe abgeleitete Hauptwort, Zeitwort und Eigenschaftswort besitzt. Ebenso sind die Synonymen durch ein gemeinsames Zeichen darzustellen, das nur je nach Bedeutung stärker oder schwächer zu markiren wäre. —

Wieder einen anderen Weg, der aber fast schon zu den Weltsprachen führt, schlägt P. Steiner in seinem 1885 gedruckten Vortrage über diesen Gegenstand vor: er läßt die Wörter der einzelnen Sprachen, wenigstens der Hauptsache nach, ruhig bestehen und verlangt nur eine „neutrale Grammatik" als neutrales Feld zwischen den bestehenden Sprachen. So nimmt er denn, sei es im Deutschen, Französischen, Schwedischen oder Spanischen, die einheimischen Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter in ihrer Wurzel und bildet alle mit ihnen zur Herstellung von Sätzen vorzunehmenden Abwandlungen u. s. w. nach bestimmten der lateinischen und griechischen Grammatik entnommenen Regeln, die er sich anheischig macht, auch einem Nichtlateiner in zwölf Stunden beizubringen. Jeder schreibt also in seiner eigenen Sprache, aber mit anderen Flexionssilben und Artikeln als sonst; die Hauptarbeit fällt dem Empfänger des Briefes zu, der in dem Wörterbuch der angewandten Sprache, also der Spanier z. B. im deutschen Wörterbuch die Begriffe der Wurzeln nachsehen muß; hat er diese gefunden, so kann er mit Hilfe der Steiner'schen „neutralen Grammatik" die Bedeutung jedes Wortes im Satze sich klar machen. (Steiner empfiehlt übrigens, was aber schon ganz in das Kapitel der Weltsprachen gehörte,

gleichzeitig die Konstruktion eines „Neulateins“ auf moderner Grundlage.) Als Beispiel seines Systems giebt er folgende originelle Probe:

Anzeigen in einem Postbureau:

1) Tas bureauas schliesates tas abendis ad ta octava uhra.

2) Pro tas telegrammas süsan adressaseisüs ad ta schaltera quarta et pro tas briefmarkas ad ta schaltera secunda.

Ferner die Anzeigen auf einem Bahnhofe:

1) Ta zuga frankfurtadea habita verspätun de deas quinquas minutas.

2) Nullo persono non dienstapio bleibaseïto sur ta perrona.

3) Esitu verbitatu tu gehasir super tas railas.

4) Tos strangeros invitatersitos tu zeigasir tasan passasan.

5) Nachtis ab decima una uhra ta restaurata fermatesita.

Steiner sagt zwar, daß sein System eigentlich nur für Gebildete berechnet sei; trotzem möchte man bezweifeln, daß er durch die „neutrale Grammatik“ der Lösung der Aufgabe näher gekommen sei, denn ohne linguistische Kenntnisse in einer fremden Sprache die Wurzel eines Wortes zu erkennen dürfte auch für Lateinkundige meist unmöglich sein. Warum dann nicht lieber, wenn doch das Originalwörterbuch benutzt werden soll, die Worte ohne Abwandlung hintereinander schreiben? Der Leser hat sodann wenigstens die Möglichkeit sie im Wörterbuch zu finden und mag aus der Satzstellung u. s. w. den Sinn der Aufeinanderfolge erkennen. Oder warum dann nicht nicht lieber zu der schon im 18. Jahrhundert (1797) von dem Deutschen Wolke, der als Erzieher in Petersburg lebte, vorgeschlagene Weltschrift zurückkehren, die auf demselben Gedanken fußend, die Aufgabe in einfacher Weise löst*). Er schlägt nämlich vor, Wörterbücher in allen Sprachen gleich zu drucken und Seiten und Zeilen gleich zu numeriren und mittels der Verweise auf Seiten und Zeilen die einzelnen Worte zu pasigraphiren. Im Grunde kommt dieses System aber wieder auf die früheren Zahlenweltschriften hinaus.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß im Jahre 1900 ein Herr Oskar Lehmann in einem Aufsatze der „Breslauer Zeitung“ den Vorschlag machte, nicht die Wörterbücher, sondern zunächst die Bibel, die in mehr als 300 Sprachen gedruckt sei, Wort für Wort zu numeriren und dann durch Zusammensetzung der entsprechend ausgewählten Stellen die internationale Verständigung zu ermöglichen. Später, meint er weiter, ließe sich dann vielleicht eine Handelskorrespondenz in gleicher Art durch

---

*) Nach den Angaben von Prof. Schmidt. Wolkes Werk war mir leider nicht zugänglich.

Numerirung pasigraphisch verwenden. Wenn er dann aber behauptet, daß „spätere Geschlechter sich vergeblich die Frage vorlegen werden, wieso es möglich war, daß man so lange gebraucht hat, um auf einen so nahe liegenden Gedanken zu kommen," so möchten wir diese Selbsteinschätzung der Lehmann'schen Erfindung als etwas zu hoch gegriffen ansehen.

Der besondere Vortheil, daß hier die „lebendige Sprache" statt der Wörterbücher numerirt wird, dürfte doch nur von denen empfunden werden, weche gerade die vorräthigen Sätze benutzen können, während jeder Andere sich doch wohl lieber eines Wörterbuches bedienen wird, statt z. B. die Anfrage „ob der fremdländische Geschäftsfreund ihm Kupfer verkaufen wolle und zu welchem Preise", zusammenzustoppeln aus 1) Jakobs Frage an Esau: „Verkaufe mir heut Dein Erstgeburtsrecht, 2) aus dem Worte „Kupfer" und 3) aus den Worten Labans zu Joseph: „sage an, was soll Dein Preis sein". So wenigstens schlägt es Herr Lehmann vor!

Die Wiedergabe ganzer Sätze durch „Siegel" ist übrigens in der Handelswelt längst üblich, und ebenso bedienen sich Zeitungen und Telegraphenbureaus schon lange ähnlicher Abkürzungen im Telegramm- und Kabel-Verkehr, ohne daß deswegen die Einführung einer Weltschrift gefördert worden wäre. Im Gegentheil sprach sich noch die am 18. Februar 1901 in Berlin zusammengetretene Postkonferenz gegen die Einführung des vom internationalen Bureau in Bern verfaßten Wörterverzeichnisses aus. Wir können uns also nicht entschließen, Herrn Lehmann zuzustimmen, der in der stolzen Freude über den „ersten Gedanken" ausruft: „Es ist das (nämlich sein System) vielleicht das Ei des Kolumbus, aber es mußte gefunden werden. Auch die Buchdruckerkunst hat eine große Zahl von Vorläufern gehabt, im alten Egypten hat man die Augen der Götzen durch Dampfkraft bewegt, und doch wird man die Verdienste eines Gutenbergs und eines Watts nicht schmälern wollen. Der Beweis, welcher unendliche Fortschritt gerade in der Numerirung gesprochener (!) und geschriebener Werke liegt, wird sich bald allenthalben zeigen." — — —

Wir befürchten, es bleibt trotz interessantester Versuche beim Alten, und erst dann wird ein internationales Verständigungsmittel zur Benutzung gelangen, wenn eine Behörde wie die Post es einführt. Dazu wird aber erforderlich sein, es so einfach und praktisch wie möglich zu gestalten: man vergesse nie, daß es in einer Zeit, wo das Wort: time is money immer mehr an Bedeutung gewinnt, dem vielbeschäftigten Kaufmann oder Industriellen die Arbeit erleichtern und nicht erschweren soll. Die Tage der stillen beschaulichen Philosophen sind wohl endgiltig vorbei, da man Weltschriften und Weltsprachen als Diener der Weltverbrüderungsidee erträumte, die Tage, da man eine Idealsprache zu finden hoffte, befreit von allen Schlacken und bestimmt als reines Sammelgefäß der höchsten Kulturblüthen aller Völker. —

Für unmöglich halten wir aber die Lösung der Aufgabe, ein praktisches internationales Verständigungsmittel heute zu konstruiren, schon deshalb nicht mehr, weil wir gelernt haben, die an dasselbe zu stellenden Anforderungen auf das denkbar kleinste Mindestmaß zu beschränken und von allen nicht unumgänglich nothwendigen Nebenzwecken zu entlasten.

Eine Weltschrift ist übrigens schon seit fast vierzig Jahren im internationalen Gebrauch — die von England eingeführte und heute von den Seeleuten aller Völker angenommene Signalsprache. Möge ihr bald eine praktische Weltschrift zur Seite treten.





# Zur Sprachwissenschaft.

Von

## Herman Jacobson.

— Dresden. —

Doch einmal im Jahre fänd' ich's weise,
Daß man die Regeln selbst probir',
Ob in der Gewohnheit trägem Gleise
Ihr' Kraft und Leben sich nicht verlier.

Der zweite Band der Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner, sein Beitrag „Zur Sprachwissenschaft“ ist, lang erhofft, noch immer früher erschienen, als wir selbst nach den Versprechungen des Verfassers erwarten durften. Die schnelle Erfüllung unseres Wunsches kräftigt unser Vertrauen. Mauthner hatte bereits in der Vorrede zum ersten Band die Hoffnung ausgesprochen, den zweiten und dritten binnen Jahresfrist vorlegen zu können. Die Großartigkeit des Mauthner'schen Wollens mag Manchem, dem sie in dem veröffentlichten Bruchstück vor Augen trat, Schwindel erregt haben; er mochte bange geworden sein, ob ein zweiter und dritter Gigantenwurf demselben Arm gelingen würde. Die Thatsache der fast unmittelbaren Aufeinanderfolge der beiden Bände zeigt unwiderleglich, daß zu der Großartigkeit des Zieles ein ebenso großbemessener Anlauf genommen wurde — ein Anlauf, der die Zeit eines ganzen Mannesalters erfüllt hat. Mauthner reicht uns heute die Ergebnisse seines Lebens, zu dessen Erben er uns mit seinem Eintritt in sein Mannesalter eingesetzt und das er als sein eigener rührend getreulicher Testamentsvollstrecker verwaltet hat.

Das Geschenk Mauthners heute schon und an dieser Stelle bewerthen, kritisiren zu wollen, erscheint unangebracht, zum Theil unmöglich; nur eine flüchtige Inventaraufnahme erlaubt mir der Raum und die eigene Unzulänglichkeit.

Wir sind um eine Fragestellung bereichert; der in der Geschichte der Wissenschaften Bewanderte wird wissen, wie viel das bedeutet, dem Unkundigen erklärt es ein Bild. Seiner feinsinnigen und wohlwollenden Besprechung des ersten Bandes Mauthners hat Hans Lindau an dieser Stelle folgende Charakteristik zweier Forschertypen vorangestellt: „Vermessenes Selbstbewußtsein, tollkühner Uebermuth kennzeichnet einige der denkenden Heerführer, andere wiederum, still und bescheiden, blicken in die Ferne mit einer mehr friedlichen Hoheit.“ Abgesehen von der Verurtheilung einer in der Nothwendigkeit erzeugten Wesensrichtung als vermessen und tollkühn, kann man die Unterscheidung annehmen und erklären, daß die beiden Richtungen einander bedingen und durch die Ergänzung fördern. Jeder Forscher trägt die Erkenntnißsehnsucht im Herzen; nur klopft das des Einen schneller in der Erwartung des Zieles; er jagt mit wunden Füßen voran und achtet nicht des steinigen wegelosen Dickichts. Er erspäht eine Lichtung — langsam folgen ihm zuerst die Augen der Anderen, dann beginnen sie in stiller und bescheidener Arbeit den Wegebau zu dem von ihm gesteckten Ziel. Die Rodung ist schwer, lang, manchmal Jahrhunderte dauernd; Geschlecht nach Geschlecht hat über die Arbeit gebeugt das Ziel fast aus den Augen verloren, diese Arbeit selbst ist ihnen lieb geworden, denn sie hat ihnen eine Freude geschenkt. In der Arbeit haben sie die Entdeckung gemacht, wie sie am besten zu verrichten, wie dieser Weg in seiner besonderen Lage am besten zu bauen sei. Und in regelmäßiger Wiederkehr ersteht dann wieder Einer, der die Bauregeln nicht kennt, nicht will, nicht braucht, weil er mit leichten Füßen über die Dornen, die Steine springt; den sein bang und froh, wild und laut klopfendes Herz ihrer nicht achten läßt, auch wenn sie ihn verwunden. Er verläßt den Weg und läuft und fliegt in das Dickicht und fast hindurch — bis zum Blickpunkte einer anderen, breiteren Lichtung und kehrt zurück, ermüdet, gealtert, von der Reise auf unbetretener, unbetretbarer, wegloser Bahn, um Kunde den Wegarbeitern zu bringen. Ihn trug Begeisterung dem Ziele ein Stück näher, sie wollen es nicht glauben, daß ihre Liebe sie trog. Wer immer harrte, will nicht, daß sein Harren ihn narrte.

Mauthner zeigt uns eine neue Lichtung, wo wird wieder Einer den Enkelgeschlechtern eine andere weisen?

Bereits im 16. Jahrhundert hatte Philippo Sassetti die theilweise Gemeinsamkeit der europäischen Sprachen und des Sanskrit in ihrem Sprachschatz bemerkt. Durch die Eroberungen der Engländer in Indien kam dann im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eine größre Kenntniß des Sanskrit nach Europa. Die Möglichkeit einer eindringlicheren Vergleichung mit den europäischen Sprachen war gegeben. Zugleich lernte man auch die Grammatiker des alten Indiens kennen, Grammatiker, nicht nur in unserem Sinne als Lehrer der Wortbeugung und Satzfügung — sondern auch der Wortbildung.

Und wieder sah man eine Lichtung. Es sollte gelingen, die Entwickelung der europäischen Sprachen aus dem Sanskrit und damit die Gesetze dieser Entwicklung aufzudecken. Die altindischen Grammatiker hatten gelehrt, daß sich ihre Worte aus Wurzeln zusammensetzten. Die Wurzeln bildeten die ursprüngliche Sprache, vielleicht daß man in dieser Ursprache der sogenannten indogermanischen Sprachen überhaupt die Ursprache aller Sprachen oder erst in einer aus ihr mit den durch die Beobachtung der Sprachentwicklung anscheinend gefundenen und zu findenden Gesetzen die Ursprache nachschaffen würde. Man stand vor dem Anfang des Worts, im Anfang war das Wort.

In rührender Sorgfalt, mit selbstvergessenem Fleiße haben die Sprachforscher an der Herstellung der Straße zu diesem Anfang, dieser Lichtung gearbeitet. Nun zeigt Mauthner die Trostlosigkeit auch dieser Wissenschaft.

Zunächst sind die Gesetze der Sprachentwicklung nicht zu finden. Ich brauche hier nicht näher auf die Frage einzugehen, ob wir uns mit der Anwendung des Wortes „Gesetz“ auf den Zusammenhang der Erscheinungen in der Wirklichkeitswelt — zu denen doch wohl auch die Sprache gehört — nicht eines argen Anthropomorphismus schuldig machen. Allein die sprachliche Entwicklung können wir nicht wie andere Vorgänge aus der Tausendfaltigkeit ihrer Beziehungen in der Wirklichkeitswelt aus- und einschalten. Daß auch ihr Geschehen nothwendig sei, können und müssen wir annehmen. Es ist möglich, daß die eine Erscheinung unter derselben Bedingung erfolgt sei, wie eine andere ihr ganz ähnliche, aber wir überschauen diese Bedingungen nicht, ebensowenig wie wir nachzuweisen vermögen, warum dieselbe Aehnlichkeit in einem dritten Fall, wo wir sie nach unsern sonstigen Sprachbeobachtungen erwarten, nicht eingetreten ist.

Mauthner faßt einmal den Gedanken von der Unmöglichkeit, die Gesetze der Sprachentwicklung zu finden, zusammen, indem er von den Lautwandelgesetzen — man hat auch solche des Bedeutungswandels mitsammt den Gesetzen der dazu gehörigen Ausnahmen gefunden — sagt:

S. 258: „Das große Wort von der Konsequenz der neu entdeckten und neu zu entdeckenden Lautgesetze ist also nichts weiter als eine edle Sehnsucht, das allgemein waltende Kausalitätsprinzip hie und da auch in der Sprachwissenschaft wiederzufinden . . . der ideale Sprachforscher müßte sämmtliche Sinneseindrücke aller unzählbaren Menschen, die in unzählbaren Jahren auf der Erde gelebt haben, vollständig übersichtlich und gleichzeitig in seinem Gehirn vereinigen, um das Entstehen aller Worte und Satzgefüge beschreiben zu können, die am heutigen Tage irgendwo auf Erden gesprochen werden. Es würde sich für diesen Idealforscher aber sofort die merkwürdige Schwierigkeit herausstellen, daß er vor lauter Reichthum an Thatsachen gar nicht auf den Einfall kommen könnte, Gesetze abzugrenzen. Ich möchte kühn behaupten, daß nur die Armuth an Thatsachen Gesetze zuläßt, wie sie Ge-

setze fordert. Die Wirklichkeit in der Sprache wie in aller Natur ist gesetzlos, trotzdem sie nothwendig ist."

Allein, selbst wenn man die angeblichen „Gesetze" der Sprachentwicklung, wenigstens wie sie sich in den letzten zweitausend Jahren vollzogen hat, aufzudecken vermöchte, so hätten wir doch nur einige sehr reizvolle Beobachtungen vor uns — wie diese ja auch schon vorliegen —. Das Gesetz der Sprachentwickelung wird Niemand finden, weil es nicht besteht. Die Laute der Sprache ändern sich mit den Werkzeugen, die der Mensch zu ihrer Hervorbringung benützt. Auch die kleinste Veränderung in der Mundhöhle, den Athmungsorganen beeinflußt Tonhöhe und Klangfärbung der Laute.

Es mag einige Bedingungen geben, die nur auf das Sprechen Bezug haben, weil sie erst vom Sprechen selbst erzeugt sind, allein diese werden durchkreuzt, aufgehoben in ihrer Wirkung durch andere Bedingungen, die nur in mittelbarem Zusammenhange mit der Sprache stehen. Das Sprechen als Ausstoßen von Lauten geschieht durch Organe, die zugleich Werkzeuge der Ernährung im weitesten Sinne, die außerdem die alleinigen Vermittler zweier wichtiger Sinne, der Geruchs- und Geschmacksempfindungen sind.

Der Bau und die Zusammensetzung, das Lage- und Größeverhältniß dieser Organe hat sich im Wandel der Jahrtausende immer und immer wieder verschoben nach Bedingungen, die mit dem Sprechen garnichts zu thun haben; für sie waren auch Entwicklungsursachen der Kampf um das Nahrungsmittel und die Art, in der das gefundene, erjagte, in Viehzucht oder Ackerbau gewonnene Nahrungsmittel schließlich in Jahrhundert langer Gewohnheit zugeführt wurde. Die Uebergänge vom Jäger zum Hirten und Ackerbauer, von roher zu gekochter Speise waren Ursachen von Veränderungen in der Mundhöhle, vielleicht unmeßbar, unbemerkbar kleinen Veränderungen, die aber gewaltigen Einfluß auf Tonhöhe und Klangfarbe der Sprachlaute übten und üben.

Standen diese Ursachen schon außerhalb der Entwicklung der Laute, waren sie also zufällig für diese und nicht gesetzlich, so gilt das in noch weiterem Maße für ihren Inhalt, die Bedeutung. Mauthner beleuchtet den Wandel der Bedeutung sehr scharf, indem er die Erscheinung des Hlonipa und des Tepi u. A. als Beispiele anführt. Das Ereigniß des Todes eines Stammgenossen oder einer Thronbesteigung hat bei einigen Stämmen die Folge, daß der Name des Todten oder des neuen Fürsten und alle ähnlich klingenden Worte aus dem Sprachgebrauch ausgemerzt werden. Insbesondere ist der erstere Gebrauch so weit verbreitet, daß man ihn als allgemein bei unkultivirten Völkern betrachten kann, während der Tepi in Einzelerscheinungen auch bei uns vorhanden ist (1. Gebot. Vermeidung bei Flüchen den Namen des Teufels auszusprechen).

Das sind Einzelfälle und daher besonders zu Beispielen geeignet, aber Geschehnisse wie die Entstehung unserer europäischen Staaten, das beständige Wachsen unseres Verkehrs an Ausdehnung und Schnelligkeit, sind jedesmal

zureichende Ursachen für Veränderungen in der Bedeutung der Worte, sprachgesetzlich sind sie nicht wirksam gewesen; den Einblick in die Nothwendigkeit des Bedeutungswandels haben sie uns getrübt, theilweise unmöglich gemacht.

Ohne die Kenntniß dieser Vorgänge in historischer Zeit ist der Bedeutungswandel der Worte nicht erklärbar, der Zusammenhang des jüngeren mit dem älteren, des germanischen mit dem romanischen Worte nicht zu erkennen.

Trotzdem wollte man aus den Sprachgesetzen Kunde aus einer für uns geschichtslosen Zeit erlauschen. Ja, man hat sogar bereits aus ihnen eine stolze Geschichte der Indogermanen, der Arier aufgebaut. Gern lacht man mit und nach Mauthner über den wissenschaftlichen Werth dieser Phantasterei.

Der Versuch mit einem so gewichtslosen Senkblei wie der Sprache auf den Grund der Menschheitsgeschichte zu tauchen, um die Ursprache heraufzuholen, erscheint heute als Narrenthat. Aller Anfang hat sich uns in ein Geschehen aufgelöst, dessen verschiedene Richtungen sich so allmählich und leise von der Hauptlinie abtrennen, daß wir an einen Trennpunkt nicht mehr zu denken wagen. Wir müssen uns bereits in einen uns fremden Anschauungskreis versetzen, ebenso wenn wir unter der schönheitsgewaltigen Erschaffung Adams von Michel Angelo stehen, wie wenn uns Geygers Radirung ein Lächeln über die grübelnden Affen abnöthigt, die rathlos die unbegreifliche Mißgeburt einer dekadenten Aeffin, den ersten menschlichen Säugling, betrachten. Es ist uns seit etwa zwanzig Jahren klar geworden, daß nie zwei Wesen gefunden werden, versteinert oder in ihren Knochenresten erhalten, von denen das eine als der letzte, höchste Affe von dem anderen als dem ersten niedrigsten Menschen zu unterscheiden wäre. Psychologische Beobachtungen haben uns gelehrt, daß Unterschiede erst für uns bemerklich werden, wenn sie eine bestimmte Größe erreichen, daß sich aber die Zwischenstufen unserer Beobachtung entziehen. Unsere Sprachforschung ist jedoch von den historischen Wissenschaften, nicht von der Psychologie ausgegangen. Sie baut noch an der Sackgasse zu der Ursprache.

Der neue Weg, den Mauthner einschlägt, nachdem er die Unmöglichkeit des alten dargethan, ist die psychologische Forschung. Er sucht die Ursprache nicht mehr, und seine Freude über seine eigenen Beobachtungen ist gedämpft durch den nagenden Zweifel. Mit der äußersten Zurückhaltung spricht er selbst von seinen Ergebnissen, die er nicht als Erklärungen, kaum als Beschreibungen, nur als Dichtung bringt. Allein Mauthners Dichten fügt sich so genau unseren anderen Beobachtungen, füllt eine Lücke im Zusammenhange unseres Wissens so trefflich, daß es über kurz oder lang — nein hier keine phrasenhafte Voraussage nach der Kritikerschablone.

Wir haben zwei Möglichkeiten, die Sprache in einem weit vor aller Geschichte liegenden Stadium zu betrachten. Freilich ein gut Stück menschlichen Hochmuths muß auf dem einen Weg niedergerungen werden. Vor-

aussetzung ist das Eingeständniß, daß die Sprache nicht Alleinbesitz des Menschen ist, daß jeder thierische Laut, der eine Mittheilung enthält, als Sprache, als — gebrauchen wir das Bild — als Zelle der menschlichen Sprache zu gelten hat. Daß Mittheilungslaute bei den Thieren — bei fast allen Wirbelthieren — vorkommen, ist unbestritten. Das allmähliche Aufsteigen des Menschen aus der ihm nächst niederen Art ist ein wesentlicher Bestandtheil unserer Weltanschauung. Der Mensch brachte bei seinem Eintritt in die Welt phylogenetisch als Erbtheil seiner affenähnlichen Vorfahren Mittheilungslaute mit. Die Geschichte der menschlichen Sprache hat also ihren Beginn „in der Sprache der den Menschen vorangegangenen Art, und so weiter zurück bis zu dem ersten Laut, den ein Wasserwesen (zur Mittheilung) von sich gab, als es ein Landthier wurde und durch Lungen athmete.“

Die zweite Möglichkeit, eine Ergänzung der ersten, ist die ontogenetische Betrachtung. Der berühmte Satz Haeckels: „das Individuum durchläuft in seiner Entwicklung abgekürzt die Entwickelung seiner Art“, die Ontogenesis ist ein Abriß der Phylogenesis, hat nach allen unseren Beobachtungen soviel Wahrscheinlichkeit für sich, daß wir ihn als wahr, als Voraussetzung annehmen können. Das Sprechenlernen des Kindes giebt uns einen Abriß der Entwickelung der Sprache.

Jedoch die Entstehung der Sprache beobachten wir ebenso wenig wie je einer das Protoplasma hat entstehen sehen. Von den hierüber aufgestellten Theorien sind alle bis auf die Reflextheorie psychologisch unmöglich und mit unsern sonstigen Erfahrungen unvereinbar, sodaß ein näheres Eingehen auf sie überflüssig erscheint. Auch die Reflextheorie giebt Mauthner nur mit allen Vorbehalten als Dichtung und Phantasie, aber trotz aller Vorsicht schimmert aus seiner Darstellung seine Freude hindurch, hier wenigstens die Möglichkeit eines Glaubens gefunden zu haben.

Meines Erachtens ist hier Mauthner allzu vorsichtig verzagt, und ich setze getrost an Stelle der Möglichkeit die Wahrscheinlichkeit.

Unter Reflexbewegungen versteht man Muskelbewegungen, die von Empfindungen einzelner Nerven hervorgerufen werden, ohne daß diese Empfindung die ganze Bahn bis zu einem Centralnervensystem, dem Gehirn oder dem Rückenmark, und zurück durchläuft oder zu durchlaufen braucht; derartige Bewegungen kann man bei Thieren selbst nach Entfernung eines Centralnervensystems hervorrufen. Gewisse Schreibewegungen, z. B. Lachen und Weinen, gehören zu den Reflexbewegungen.

Leider trennte die ganze Anlage des Mauthner'schen Werkes die Darstellung der Reflextheorie weit von den phylogenetischen Betrachtungen über die Entwicklung der Sprache, sodaß der Leser leicht über die phylogenetische Stufe, auf der die Reflexlaute in Mittheilungslaute übergehen, in Irrthum geräth.

Daß dies längst vor den Menschen geschehen, ist sicherlich auch Mauthners

Ansicht, die sich aus seinen phylogenetischen Betrachtungen ergiebt; an dieser Stelle verfährt er jedoch nur ontogenetisch, und so wird seine Konsequenz etwas verschleiert.

Aus der Kehle eines Thieres, das sich zerfetzt unter den Fängen eines anderen windet, lösen sich ungewollt Schmerzenslaute. Später, vielleicht erst nach einer langen Entwicklung der Art löst schon das Angstgefühl im Anblick des herannahenden Feindes denselben Laut in dem Thiere aus. Und wieder eine Weile später vielleicht von ein paar Millionen Jahren, erweckt schon ein fallendes Blatt, ein irgendwas die Vorstellung und damit möglicherweise, immer noch unwillkürlich, den nämlichen, vielleicht etwas abgeschwächten Schrei in dem geängsteten Thier. Ebenso möglich, daß statt äußerer Reize solche innerhalb des Körpers, etwa Nahrung- oder Geschlechtshunger, oder beide zusammen diese Entwicklung hervorgerufen haben.

Aber noch immer bleibt der Uebergang zu dem willkürlich ausgestoßnen Mittheilungsschrei etwa um Hilfe gegen den Feind, noch später zur Warnung vor dem Feind, oder der Liebesruf nach dem andersgeschlechtlichen Artgenossen zu erklären.

Und hier giebt Mauthner für die Entstehung der Sprache die erste befriedigende Hypothese.

Sieht man zu, worin das Wachsthum der Sprache in unsrer und der vor uns gelegenen, aber der Beobachtung zugänglichen Zeit besteht, so bemerkt man, daß sie allein gewachsen ist und noch heute wächst, sagt Mauthner, ohne anscheinend widerlegt werden zu können, „durch Uebertragen eines fertigen Wortes auf einen unfertigen Eindruck, durch Vergleichung also, durch diesen ewigen Akt des ewigen à peu près, durch dieses ewige Umschreiben und Bildlichreden, das die künstlerische Kraft und die logische Schwäche der Sprache ausmacht.“ — Die Sprache wächst, nährt sich durch die Metapher.

„Was das Wachsthum (Erhaltung und Fortpflanzung der Sprache) ausmacht, das wird wohl ihre Entstehung veranlaßt haben,“ fährt Mauthner fort und giebt hiermit der Forschung die neue Richtung.

Es wird nicht ausdrücklich gesagt, daß die Sprache entstanden sei, indem dem Reflexlaut oder mehreren metaphorische Bedeutung anwuchs. Aber diese Anschauung ergiebt sich ohne Weiteres als der augenblickliche Ruhepunkt. Jedoch Mauthner treibt weiter. Zweck und Nutzen seiner Verlegung des uralten aristotelischen Schnittes zwischen Form und Stoff, wie Lindau seine annähernde Gleichsetzung von Sprache und Denken anschaulich nannte, ergiebt sich nun.

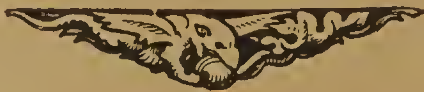
Wir haben aus Mauthners erstem Bande gelernt, daß der Verstand, die Abstraktion sämmtlicher Denkvorrichtungen — die Unterscheidung von Verstand und Vernunft, die Mauthner im Sinne Schopenhauers noch beibehält, lasse ich als unfruchtbar bei Seite — Gedächtniß ist. In eine

unendliche Ferne ist durch seine veränderte Fragestellung die Frage selbst zurückgedrängt.

Wie kam Gedächtniß in die organisirte Materie, wodurch wird und wurde die chemisch physikalische Veränderung in der Nervensubstanz Empfindung? Wir haben eine wahrscheinliche Hypothese über die Entstehung der Sprache, eine wenigstens glaubhafte Dichtung von der Entwickelung ihrer Laute aus den Reflexlauten erhalten. Und schon nagt an der Freude über das kaum Errungene die Frage, woher kommt die Empfindung, die die Reflexbewegung auslöst, d. h., wie entstehen die Wahrnehmungen, von denen auch die einfachste Sinneswahrnehmung ohne Gedächtniß unmöglich ist? Als Antwort stellt Mauthner unsere Gedächtnißarbeit unter das Gesetz von der Energie und schafft mit diesem Wort als Erster die Möglichkeit der Vorstellung, daß im geistigen Leben keine Empfindung ganz verloren gehen kann, wie im animalischen Leben kein Reiz und in der physischen Wirklichkeit keine Kraft. Mit der ihm eigenen Zurückhaltung weist er aber dann darauf hin, daß wir das Gesetz von der Erhaltung der Energie einzig und allein als physisches Gesetz kennen und garnicht ahnen können, in welcher Form es etwa einmal ein Ausdruck für geistiges Leben werden möchte.

Es ist ein flackerndes Licht, das hier zu dem nie erreichbaren Grund des tiefsten Schachtes am Senkfaden hinuntergleitet. Es beleuchtet nur die Dunkelheit. Aber es brennt und zeigt die Tiefe. Zum ersten Mal ist hier für eine der letzten Fragen ein Ausdruck gewonnen, der das Denken nicht nur in einer der beiden Linien des Materialismus oder des Idealismus forttreibt. Wie der Grund des Schachtes ist, wissen wir nicht, ein Stückchen des Wegs erhellt das Licht wenigstens seine Wände. Die Beschaffenheit der Tiefe werden wir solange nicht kennen, als bis wieder von einer anderen Stelle das Grubenlicht hinuntergelassen wird, „als bis wieder Jemand die Frage nach dem Gedächtniß besser gestellt haben wird.“

Wir danken es Mauthner, daß er uns neue Forschungsweisen gegeben, nachdem er uns gezeigt, daß die alten in träger Gewohnheit Gleise wieder einmal ihre Kraft erschöpften.





# Der neue Strindberg.

Von

## Josef Theodor.

— Breslau. —



Vor neun Jahren*) veröffentlichte Laura Marholm in diesen Blättern einen kritischen Aufsatz über August Strindberg, voll feiner Bemerkungen und treffender Zeichnung. Ein bischen zu sehr, wie das nicht anders möglich war, mit den Augen der Frau gesehen, wenn auch einer sehr ungewöhnlichen Frau, deren Stimme sich scharf abhob in dem wüthenden Unisono der Frauenäußerungen jener Jahre. Aber die Arbeit zeugte von liebevollem Verstehen. Das ist Strindberg nun eigentlich recht wenig häufig vorgekommen in Deutschland: gut verstanden zu sein, und gar erst, mit Diskretion liebevoll empfangen zu werden. Nicht Wenige waren es, die nicht aufgehört haben, ihn zu schmähen. Er war einem ganzen Geschlechte fast so etwas wie die Verkörperung des leibhaftigen Bösen. Er selbst sagt viel später von sich: die Mütter fluchten mir, daß ich die Gedanken ihrer Kinder vergiftet habe. Das allein wäre Zeugniß eines ungewöhnlichen und starken Geistes.

In diesen wenigen Jahren, die seit jenem Aufsatz verstrichen, ist August Strindberg aus dem Grunde verändert auf den Schauplatz der europäischen Geistesbewegung und Litteratur getreten. Die Unverständigen, die ihm einst fluchten, könnten ihn gut als einen Heiligen ansehen. Diese Zeilen möchten nur bezwecken, eine Brücke zwischen diesen beiden Perioden des Lebens dieses genialen schwedischen Schriftstellers zu zeigen und eine tiefere Theilnahme und ein liebevolleres Verständniß für ihn zu wecken.

*) „Nord und Süd", Juli 1893.

In der Litteratur des letzten Vierteljahrhunderts ist der Name Strindbergs einer der glänzendsten Europas. Zählt man an den Fingern einer Hand die ganz Großen dieser Zeit, so nennt man ihn darunter. Er war einmal nicht mehr und nicht weniger denn die idealste Verwirklichung jenes höheren, kämpferischen Menschtypus, den Nietzsche im Uebermenschen erträumte. Er war es, der wie ein absolutistischer König ohne Rücksichten auf Ueberkommenes sein Ich ausleben konnte; darum blieb seine Entwicklung in stetem Flusse, und es that seiner Selbstherrlichkeit nichts, heute die Weisheit von gestern zu leugnen, einer höheren und freieren Erkenntniß entgegenstrebend. Entwicklung war Trumpf. Aus der Herrschaft des Ich wurde ein Kultus, eine maßlose Subjectivität. Und dieser Herrenmensch, der durch ein Vierteljahrhundert in die Kämpfe seiner Zeit mit höchstem Nachdruck eingegriffen hat, bricht vor unseren Augen mit einer furchtbaren Plötzlichkeit zusammen. Dieser ganze Riesenbau wankt, ohne daß man vorher die Ursache gesehen hätte, und stürzt in Trümmer. Im Sturze aber noch den mächtigen Eindruck des Gigantischen bietend. Eines Mannes, der von Anfang außerhalb der Alltäglichkeit und Mittelmäßigkeit stand.

Strindberg war einmal Herold des Socialismus. Die Zerrissenheit und Tragik der modernen socialen Gesellschaft hatte einst in seiner Brust einen vollen Widerhall gefunden. Flammend, mit dem ganzen tollen, siegerischen Sturm seiner Leidenschaft, schien er der Welt ein neues Evangelium verkünden zu wollen. Resignirte er an solcher Aufgabe? Oder revoltirten eines Tages alle Instinkte seiner dämonischen Herrennatur gegen dieses Nivellement der Menschheit? Das Letzte hat das Wahrscheinliche, denn in seiner ganzen Entwicklung hat bis heut augenfällig sein Herrenstolz die Ursache gegeben. — Die Emancipation der Frau wurde in Europa in Scene gesetzt, ein Schauspiel, das oft genug als eine Komödie oder eine fratzenhafte Posse sich vor uns aufrollte. Die größten Dichter der Zeit werden mit Willkür und Leidenschaft für diese Sache mit Beschlag belegt. Kein Geringerer als Ibsen soll mit der „Nora" den Stein in's Rollen gebracht haben. Man acclamirte diese Tragödie, deren menschlicher Vorwurf mitten aus den Gesellschaftslügen hervorgeholt scheint, auf das Lebhafteste als eine Schrift für die Rechte der gemißhandelten Frau. Ibsen, der die guten Europäer so boshaft an sich herumerklären ließ, mag über dieses Thun wieder mit neuer Bitterkeit gelächelt haben. Er, der nichts weiter als die Tragödie einer gefesselten Persönlichkeit, die nur ein zärtlicher Zufall in Weiberkleider steckte, hat geben wollen. Da entstand diesem Kampfe der Frauen in Strindberg ein furchtbarer und rücksichtsloser Gegner. Man will sagen, daß ihn Erbitterung dazu verführt hat, aus seinem „individuellen Pech" mit seinen zwei Frauen eine Anklage gegen das ganze Geschlecht zu schmieden. Das ist natürlich ohne Spur von Psychologie gesagt. Zum ersten Mal ist es mit aller Anschauung der Welt und des Lebens niemals anders: als aus dem Individuellen ein Typisches zu machen. Darin be-

steht im tiefsten Grunde das Wesen aller Philosophie und aller Kunst: Strindberg hatte also wohl ein gewisses Recht dazu. In der Hauptsache aber: Er hat ja gar kein individuelles Pech mit seinen Frauen gehabt. Wenn dieser Mann, wie wir ihn in seiner ganzen, mächtigen Geschlechtlichkeit kennen, einen ganzen Harem gehabt hätte, so wären seine Erfahrungen doch wohl kaum um ein Haar andere geworden. Die Frau ist dem Mann, was er in ihr sieht. Ein ganz bestimmt geartetes Temperament sieht alle Dinge auf das Gleiche an. Wenn der Teufel in ihm rumorte, so könne kein Engel des Himmels ihn zur Milde und himmlischer Einfalt sänftigen. Und umgekehrt.

Strindberg ist ein ganz vereinsamt stehender Fall höchster Männlichkeit. Nach einem so stark betonten Manne (als Geschlecht) mag man in den Litteraturen lange suchen. Erziehung, Kinderreligiosität, Ueberkommenes, das Alles wird kein Sterblicher vollkommen in sich abtödten. Diese Elemente haben in Strindberg den Wunsch und das Bedürfniß nach Ehe wachgehalten. Man kennt ihn noch heut in Deutschland als den „Weiberfeind"; es ist an der Zeit, Urtheil und Kenntniß zu revidiren, denn dieses Schlagwort charakterisirt den Mann nicht mehr im Entferntesten. Man denke, daß er, an dessen absoluter Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit ernsthafte Psychologen nicht einen Augenblick zweifeln werden, von sich bekennt, daß ihm die Liebe nur in der geheiligten Form der Ehe einen Reiz bot, daß er Ausschweifungen und Abenteuer als etwas Unreines verabscheute und daß er sich immer der Legitimität zuwandte, wenn er rein bleiben wollte. Wenn er am Weibe litt, so litt er an nichts Anderem als an einem ganz beispiellos gesteigerten Mannempfinden. Er stieß schließlich das Weib aus einem Gefühl „männlicher Jungfräulichkeit" von sich, denn in der Legitimität war zugleich etwas Unreines. Dann steigert sich der Widerwille zum schwärzesten Hasse. Seine Tyranneninstinkte geriethen in Empörung. „Meine schöne Kerkermeisterin, die Tag und Nacht meine Seele belauert, meine geheimsten Gedanken errathen und voll Eifersucht auf meine Liebe zur Erkenntniß, den Lauf meiner Ideen überwacht hatte." Wieder sein Herrisches hätte nie eine Verschmelzung, wie die ideale Ehe sie will, gestattet. Selbst von seinem Geliebtesten, seinem Töchterchen, nach Kinderart voll anspruchsvoller Wünsche, fühlt er sich gepeinigt, zum Sklaven erniedrigt. Das süße Nachgeben hat in seiner Herzenseinsamkeit keine Stätte gefunden. Wer Hinneigung von ihm fordert, mißbraucht seine Rechte. („Inferno.") Das Alles hat er aus sich als Kunst herausgestellt, ohne Schämigkeit und ohne Rückhalt. Er hat seine Tragik zur Tragödie der Welten gemacht, wie in der grandiosen „Fräulein Julie", und er hat aus dem Persönlichen seines Kampfes ein Typisches gemacht, das allein seinen Namen unsterblich machen könnte. Ich meine hier die Tragödie „Der Vater". Kein Mann wird sie, ohne sich von ihr verändern zu lassen, lesen können. Hier wird ein klassisches Beispiel von dem Zwecke und der Wirkung der Kunst mit aller

Eindringlichkeit uns vor Augen gebracht, indem das Werk thätig wieder in das Leben der Menschen eingreift, aus dem sein Schöpfer es sich geformt hat. Dieser Tragödie wird jeder Mann sich lebendig und beeinflußt zu erinnern wissen, wenn ihm das Leben Zweifel an der Frau und an ihrer Rolle in der Familie beschert.

Und nun hat ihn sein tolles Temperament dazu gebracht, in das Extrem zu fallen. Der neue Strindberg! der über Nacht gekommen ist mit dem geisterhaft blassen Gesichte der vierten Dimension, um Europa zu erschrecken. Seine ganze Herrlichkeit, auf die er bis dahin so selbstverständlich pochen durfte, zu leugnen und zu verfluchen. Mit einem großen Prozesse der Läuterung und der Ausrottung seines alten Ichs beginnt seine neue Entwicklung, die eine Fülle neuer Werke hervorbrachte und noch immer nicht zum Abschlusse gekommen ist.

Seine ganze neue Entwicklung bedeutet etwa den Sieg des niedergetretenen, metaphysischen Wunsches, der ihn plötzlich erfüllt und verwandelt.

Nach einer langen Zeit des Stillschweigens erschienen vor etwa fünf Jahren seine furchtbaren Bekenntnißbücher „Inferno“*) und „Legenden“**). Er lebte in Paris, gejagt von den Erinnyen, gepeinigt von heimtückischen Geistern, die ihn zur neuen Gläubigkeit hetzen. Kein Psychiater würde den Verfasser dieser Schilderungen für normalgeistig halten, so klar und eisern auch die Vernunft neben diesen Wahnvorstellungen waltet. Strindberg war früher Naturwissenschaftler strengster Observanz. Ihm entsprach das besser als jede andere Anschauung, über seinem vermessenen, rechenschaftlosen Thun nicht einen Herrn und Meister zu wissen, der im Himmel etwa lebte zu strafen und zu rächen. Die Kühnheit, mit der er einst alle Brücken zum Glauben hinter sich abbrach, wirkte in der That imposant ohne Gleichen. War es nun nicht so ungeheuer für ihn bezeichnend, daß er alle Exaktheit der Wissenschaft mit einem Male vergaß und sich aus diesem Gebiete ausgesprochener und kältester Empirie doch auf ein Spekulationsgebiet eigener Art warf? Er betrieb mit all' dem stürmischen Eifer, dessen nur er fähig ist, alchemistische Versuche und wollte in aller Wissenschaftlichkeit Gold machen. Das allein giebt seiner Erscheinung etwas von der Dämonie mittelalterlicher Zauberer. Auch in diese Versuche tappen ihm die Manifestationen der Geister. Er verfällt Swedenborg und der Theosophie; endlich will er an den Pforten eines belgischen Klosters um einen Ruhesitz klopfen. Es ist, als wäre er, der protestantisch Geborene, bereit, gläubiger Katholik zu werden. Er hätte nicht das erste Beispiel gegeben. Huysmans, die Marholm selbst, Ola Hansson sind diesen merkwürdigen Weg gegangen. Freilich war bei

---

*) Bei Georg Bondi, Berlin, Uebersetzung von Christian Morgenstern.

**) Wie alle folgenden Werke in der Gesammt-Ausgabe bei G. Pierson, Dresden. Uebersetzung von Emil Schering.

ihnen allen die ästhetische Sensationslust das Ausschlaggebende. Die Mystik, der betäubende Weihrauchduft und die schweren Harmonien der Orgel haben es ihnen angethan; sie sind Katholiken aus Decadence geworden. Strindberg war von solcher seelischen Gebrochenheit fern. Selbst in jenen Momenten, in denen sein Tiefstes zum Glauben bereit war, lebte ein alter Trotz in ihm, das störrische Herrenhaupt nicht zu beugen. Wenn der Glaube an den Erlöser ihn zum Sklaven erniedrigen wollte, so bäumte er sich dagegen auf. Das Evangelium, dessen Stimme jedem anderen Bußfertigen so süße klingt, wurde ihm ein Martyrium, dessen bittere Schmerzen er mit knirschenden Zähnen und drohend geballten Fäusten über sich ergehen ließ. Von Werk zu Werk läßt sich diese Entwickelung verfolgen, da seine neue Produktion außer den hochbedeutsamen Geschichtsdramen nur lyrische Werke enthält.

Zuerst entstand die Doppeltragödie „Nach Damaskus", deren Symbolik und unverhüllte Lyrik allein erschüttern können. Dieses Werk schildert in zahllosen, in einander gereihten Bildern seinen Weg zur Buße und Reinigung. Es ist voll von einer grandiosen, oft unheimlich dämonischen Phantasie, wie überhaupt die Phantasie, die Vorstellungskraft Strindbergs unerhört ist und sich immer prächtiger, bezwingender und dämonischer ausgebildet hat. Nach unsäglicher Mühsal und einem dornenreichen Wege ist er müde und gehetzt genug, um den Priester heranzuwinken. Aber damit ist nicht etwa die Erlösung gemeint. Es folgte die Tragödie des Sündenfalls „Rausch", in der er mit außerordentlicher und intensiver dramatischer Bewegung eine Epopöe seines Leidensganges giebt. Das Leben schickt ihm die Verführung, vor der er eine Rettung nicht findet. In der Ahnung des drohenden Unheils will er fliehen, doch seine Füße sind gelähmt. Und nun prasselt es auf ihn herab: Eva bricht den Apfel, reicht ihm davon, und sie werden aus dem Paradiese verjagt, indeß ihm zur Strafe sein geliebtes Kind stirbt. Wieder winkt die Kirche, wieder steht der Priester bereit, ihn als einen Vernichteten zu empfangen. Doch wie immer ist auch hier eine Halbheit, ein Rückverlangen, ein mächtiger Weltwunsch der Schluß.

Immer dringender mag er, der den ganzen Glauben nicht hat finden können, so innig er ihn ersehnte, die Selbstgeißelung haben wirken lassen wollen. Bereit, anbetend und andächtig niederzusinken zu den Füßen des welterlösenden Heilandes, mit jener Bereitwilligkeit jedes modernen Menschen, dem man den alten Gott einmal erschlagen hat, und der dennoch irgend eine neue, übersinnliche Heiligkeit sich ersehnt. Bereit dazu und dennoch sich gegen diese Vernichtung seines Hochmuths und Stolzes mit aller Kraft wehrend. Da hat er das wundervolle Mysterium „Advent" geschrieben, ein Lehrgedicht. Die bösen Menschen darin werden bestraft und die schuldlos Leidenden mit himmlischer Gnade beschenkt. Wieder diese glühende Phantasie, die darin eine Hölle voll Grausen und beziehungsreicher Wirklichkeit schafft. Diese Höllenphantasie ist etwa Shakespearischen Wuchses, nicht mehr und

nicht minder. Alles Licht fällt auf die zarten Kinder, eingedenk des Bibelwortes: So Ihr nicht werdet wie die Kindlein . . . Man kann sich kaum einen ergreifenderen Gegensatz denken als das düstere Höllengemälde zu den Scenen der Kinder, denen sich ein Himmelsbote als Tröster gesellt. Das wird nur noch von den Eleonoren-Scenen aus „Ostern" übertroffen, zu dem das Problem nun übergegangen ist.

Dieses Passionsdrama ist das Erschütterndste, das die Religionslitteratur besitzt. Hier hat sein Glaubenswunsch die tiefste Veränderung bekommen. Man begreift, daß die Religion des Gottessohnes von Nazareth nichts für Strindberg sein kann, von ihr ihm nicht das Heil einer endlichen Erlösung kommen wird. Elis, der Held, ein armer Schlucker, dem das bischen Lehrergewerbe kaum das trockne Brot abwerfen kann, soll, wenn er anders noch aufrecht stehen will, Schulden bezahlen, die sein verbrecherischer Vater gemacht hat. Auf seine Hilfe wartet die alte Mutter, die lebenslustige Braut und die in halbem Verzückungswahn befangene Schwester, während er diesen Forderungen ohnmächtig gegenübersteht. (Dieser eigenthümliche, verengte Stil des Dramas hat „Bezahlen", „Fordern" und diese realen Dinge zu übertragenen Symbolen gemacht!) Die Schwester Eleonore hängt an dem Evangelium als einer reinen Flamme. Ihr Glauben ist voll kindlich-priesterlicher Brunst. Ihm aber scheint das Gotteswort nicht zu gelten: Dies ist mein Blut, das vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden. Kein Lichtblick fällt in seine dunkle Verzweiflung, Dem einflußreichsten Manne der Stadt, dem Landeshauptmann, ist er Feind. Der Mann ist der Dunkelmann, der „Hinderer" der neuen freiheitlichen Bewegung. Sein ehemaliger Freund Petrus gleicht auf's Haar jenem Petrus der Bibel, von dem geschrieben steht: daß er Jesum in der Gefahr vor dem dritten Hahnenschrei zu dreien Malen verleugnete. Auch dieser Petrus hat von Elis gesagt: Ich kenne den Menschen nicht. — Elis bricht in die verzweifelnden Worte aus: „Verstehst Du dies, daß der Versöhner für unsere Schuld gelitten hat, und wir dennoch fortfahren müssen, zu bezahlen? Niemand bezahlt für uns."

Leid auf Leid fällt auf Elis. Voll schwerer Düsterkeit ist der zweite Akt, der Charfreitagsakt. Der Gläubiger schleicht um's Haus; der Athem stockt Elis, der das Unheil nahen fühlt. Und im Akte des Ostersonnabends bricht es auf ihn ein. Soll er lachen, soll er weinen? Der gefürchtete Gläubiger zerreißt, so noth ihm das Geld thäte, sein Dokument. Nur um den Armen ein fröhliches Ostern zu bereiten. Wohl verlangt er was dafür. Nicht eben viel. Ein wenig Demuth, Herabwürdigung, Gemeinmachung. Dem Landeshauptmann die Ehrerbietung zu erweisen und Petrus die biedere Rechte verzeihend zu drücken. Elis bricht unter dieser Last der Erlösung, in diesem Malstrom christlicher Liebesforderungen zusammen. Dieser Ostergedanke hat ihn im Tiefsten und Besten gebrochen, am Tage der Auferstehung des Heilands. Die ganze bittere Schwere dieser Tragik

begreift erst, wer neben ihr die unendlich rührende Gestalt Eleonorens erblickt, die rastlos voll des christlichen Gedankens und der reinen Liebe ist. Es giebt kaum etwas, das gleich erschütterte und ergriffe, wie diese in's Kindliche übersetzte Glaubenssehnsucht, diese biblische Einfalt und Größe. Eine Gestalt, die aus den schmerzlichsten Thränen ihres Schöpfers herauskrystallisirt ist.

Und dann dieser gleiche Vorgang, das Problem der gewaltsamen Demüthigung noch einmal in ganz andere Beleuchtung gerückt: „Mitsommer". Ein Volksstück mit unendlich herabgeschraubten Lebensbeziehungen. Eine Welt tiefster und harmlosester Bescheidenheit. Das Drama, das ich wie einen großen Theil der im Folgenden Erwähnten durch die Freundlichkeit des Uebersetzers im deutschen Manuskript habe lesen dürfen, ist in der deutschen Ausgabe noch nicht erschienen. Es ist übrigens Strindbergs schwächste und konventionellste Arbeit, aber durch die eigenthümliche Betrachtung des Problems gerade ungemein interessant. Die Tragödie aus „Ostern", in's Ironische geschlagen. In diesem Volksstück, in dem dieser absichtsvoll auf das Aeußerste vereinfachte Stil nicht mehr bannt, ist es grade diese untragische, mehr von Außen herein lächelnde Problemstellung, die auf ein ungleich schwereres, tragisches Erleben in der Seele des Autors schließen läßt. Man kann sagen, daß sich zwischen der tragischen Problemstellung in „Ostern" und der ironischen in „Mittsommer" in Strindberg unausgesagt eine ganze Dramenreihe abgespielt haben mag.

Das letzte seiner lyrischen Dramen ist der vielleicht stärkste, verzweifeltste Ausdruck seiner Qual geworden, „Der Todtentanz", wieder eine Doppeltragödie. Dieser „Todtentanz" ist wieder voll von seiner alten dämonischen Kampflust, voll von prachtvoll herausgebildeten Einzelzügen. Als Problem gesehen, bildet er den mächtigsten Aufschrei seiner genialen Persönlichkeit, die sich gegen die ihr aufgezwungene Demuth aufbäumt. Der wunderliche und mit Absicht stark verdunkelte Lebensrahmen, in dem das Schauspiel sich entrollt, scheint zu den ungeheuerlichen, stoffhuberischen Mißdeutungen geführt zu haben, mit denen sich der größte Theil der schwedischen Kritik vor dem Werke blamirte. Die barocke Mischung von Realität und Uebersinnlichkeit, die übrigens ganz virtuos und lebendig durch einander gehen, giebt nur den dämonischen Hintergrund ab. Die Stoffhuber haben herausgesehen, daß da ein Kapitän stirbt und noch nach seinem Tode in greifbarer, unheimlicher Realität ein Vampyrleben weiterführt. In Wirklichkeit hat Strindberg mit vollendeter Meisterschaft das Alles im Ungewissen gelassen; dadurch ist etwa der Eindruck einer welterleuchtenden Gespenstigkeit, einer furchtbaren Dämonie beabsichtigt und glänzend erreicht. Dieser Kapitän, ein unfruchtbarer, aber gerade in seiner Unfruchtbarkeit furchtbarer Typus, hängt sich an einen vertrauensseligen Vollmenschen, den er mit erfindungsreichem Raffinement und unheimlicher Zähigkeit aller Früchte des Lebens beraubt. Gehen wir einen Schritt weiter, und wir erschrecken vor

der verkappten Anklage, die der in die Heimat zurückgekehrte Strindberg gegen Schweden erhebt. Aus diesem Weltfahrer schreit eine furchtbare Verlassenheit mitten im Leben der Heimat, zu der er mit vollem Herzen sich endlich wiedergefunden hat. Eine Verlassenheit und eine flammende Empörung gegen das Nivellement, in das ein neues Leben einen Riesenkerl seines Wuchses zwingen will. Daran erkennen wir den alten Strindberg wieder, wenn auch sein Held (der „Held" ist hier der Ausgeraubte natürlich und nicht der räuberische Kapitän) mit stummer Gelassenheit alle diese Qualen über sich ergehen läßt. Es lebt auch wieder der Geschlechtskampf hier auf, aber sehr bemerkenswerth ist, daß Strindberg die Lichter und Schatten gerechter und bedächtiger vertheilt. Die Scene, in der Kurt und Alice sich in flüchtiger Liebe begegnen und er das Weib in die weiße Gurgel beißt, zeigt doch wieder die Klaue des Löwen.

Uebrigens sind alle seine Motive in diesem „Todtentanz" angeschlagen; das giebt dem Werke eine Lebensfülle, die nicht vollkommen ausgedeutet werden kann. Voll von sprühendem Leben, voll von wundervollen Begleitakkorden ist denn überhaupt seine ganze neue, unerhört fruchtbare Produktion, die an vierzehn große Dramen und zwei Romane umfaßt. Das deutet auf eine bewunderungswürdige seelische Schnellkraft und Robusticität. Hämische Neider in seiner Heimat haben, in totaler Verkennung seiner ganzen imponirenden Genialität, sich nicht entblödet, ihm diese Fruchtbarkeit als Vielschreiberei aufzumutzen. Soll die deutsche Kritik Schweden erst lehren, auf diesen großen Sohn stolz zu sein? Schweden ist ein Land feiner Kultur, und das Stockholmer Publikum hat die Würdigung seines stolzesten und tiefsten Dichters anscheinend besser verstanden und ihm einen schönen Erfolg auf den Bühnen bereitet. Das bei Stücken, vor denen die Masse des deutschen Publikums ganz verständnißlos ist. Man bekommt Respekt vor der ästhetischen Erziehung der Stockholmer.

Das schönste Ruhmesblatt, das Strindberg seinem Vaterlande geschrieben hat, bilden seine historischen Dramen, die übrigens in ihrer tiefmenschlichen, typischen Problematik auch uns auf das Innigste ansprechen. Nicht zu verkennen ist in fast allen dieser Dramen, wie stark seine Glaubenskämpfe hineinspielen, wie in „Gustav Wasa" und „Gustav Adolf". In allen aber zeigt sich Strindberg auf der Höhe seiner bildnerischen Kunst. Wer so quellend-üppige Bilder des Lebens hervorbringen kann, der ist nicht so ganz gebrochen, dessen reiche Stärke scheint der Auflösung zu spotten. Hier rollen sich mit aller Kraft in wenigen Sätzen mächtige Weltgemälde auf, bebt in jeder Scene ein ungeheures Temperament. Wer die teuflische Schilderung des Kanzlers Göran in „Erich XIV." so restlos versteht oder so bewunderungswürdig den Athem einstiger Nordmannsherrlichkeit in den „Gustav Wasa" bannen kann, oder die Materie so meisterlich zu beleben weiß in der „Folkungersage", der ist in der That ein ganzer und großer Kerl. Das Herrlichste von Allen aber ist der „Gustav Adolf", eine der

gewaltigsten Geschichtstragödien der Weltlitteratur. Dieser Gustav Adolf ist von unvergleichlichem Wuchse, mit einem historischen Blick gesehen, mit dem der große Heinrich von Kleist die Historie gesehen hat. Alle Geniebrunst hat Strindberg auf diese Figur verschwendet. Es ist in der That, wenn dieser König erscheint, als ließe die Sonne ihr ganzes Licht auf ihn fallen, ihn strahlend von der Menge zu scheiden. Ein Genie, das ein Kind ist: das stellt Gustav Adolf dar, der mit blinden, unbeirrten Blicken auf einem strengen Pfade vorwärts taumelt. Von Erfolg zu Erfolg, von starker Lebensmeisterung bis in den königlichen Tod. Brunst und Wehmuth hat er dem Helden in starker Pracht gegeben. Wir lieben ihn, wie er ihn von seinen jungen Generalen geliebt werden läßt, die von ihm sagen: „Er ist zum Lichte geboren . . . Ich denke immer an die Sonne oder an Gold, wenn ich meinen Helden sich nähern sehe.“ Dieser Gustav Adolf hat in der That etwas von Baldur, und wie dieser Gott fällt er in der prangenden Blüthe seines reinen Strebens. Hier hat sich der Glaubenswunsch zum Ergusse der Liebe einen strahlenden Helden ersonnen.

Wenn im ersten Akte die Generale zu Gustav Adolf kommen, so ist es wirklich, als zöge, dämonisch in andeutende Worte gebannt, die ganze schwedische Geschichte an unserem Blicke vorüber. Das historische Milieu ist unendlich glücklich getroffen, das Lagerleben in seiner bewegten Fülle mit einer vollendeten Meisterschaft gestaltet. Die Episode des kleinen Tambours setzt ein feines, melancholisches Licht an das Ende. Das Alles giebt dem Werke die Schauer einer Abenddämmerung, einer unaufhaltsam heranbrechenden Gespensternacht.

Gerade die historischen Dramen in ihrer mächtigen Vitalität, gerade die letzten lyrischen Dramen („Ostern“, „Todtentanz“) verrathen Anzeichen einer neuen Morgenröthe für Strindberg, der immer noch als ein mächtiger Riese in Europa dasteht. Welches auch seine neue Entwicklung werden möge: er ist einer ehrfürchtigen Liebe, eines ernsten Mitgefühls und einer begeisterten Hochschätzung bei allen feinen Geistern gewiß.





# Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert.

Von

**Kurt Walter Goldschmidt.**

— Berlin. —

Man kennt Heines, des angeblichen Franzosenknechts, abfälliges Urtheil über die französische Lyrik. „Parfümirten Quark" hat er sie ein bischen drastisch, nach übertreibender Poetenmanier, genannt. Und ein Körnchen Wahrheit steckt, wie in jedem Paradoxon, auch in diesem brüsken Spruch. Denn von dem schlichten Gemüthszauber, der süßquellenden Innigkeit und der packenden Gefühlsfrische des deutschen Liedes ist die französische Lyrik als Produkt eines ganz anderen, kühleren, reflexiveren, künstlicheren Nationalcharakters natürlich weit entfernt. Aber die Lyrik einer Nation verwerfen heißt ihre Litteratur schlechthin entwerthen.

Denn aus dem lyrischen Element — dem dionysischen, wie Nietzsche sagen würde, — ist alle Kunst erwachsen. Eine innere Befreiung, eine Gefühlsentladung des Künstlers: das ist Urtrieb und Urzweck alles künstlerischen Bemühens. Goethe hat all sein Dichten in diesem Sinne für „Gelegenheitsdichtung" erklärt, und Hebbel hat die „Symbolisirung seines Inneren" als Aufgabe seines Lebens bezeichnet. Ja, selbst in den objektivsten, vom persönlichen Empfinden des Dichters scheinbar völlig losgelösten Schöpfungen des Geistes zittert diese lyrische Gefühlswelle nach. Man kann die „Weber" oder das „Hannele" nicht dichten, ohne mit den Webern und dem Hannele zu fühlen. Eben darum ist die Lyrik als unmittelbarste Aeußerungsform einer dichterischen Empfindungswelt der Prüfstein einer Litteratur. Nun erreicht das französische Schriftthum freilich nicht die stolze Gipfelhöhe des griechischen, englischen und deutschen — aber es hat doch im Laufe der geschichtlichen Entwickelung eine Fülle vielseitiger Anregungen ausgestrahlt, und es besitzt eine stattliche Reihe starker — nicht zum wenigsten auch lyrischer — Künstler. Schließlich soll man auch nicht vergessen, daß man zu abstrakten Rassenscheidungen heut überhaupt nicht mehr berechtigt ist, daß es dem Blute des modernen Galliers doch auch nicht an dem germanisch-fränkischen Beisatz fehlt. Bei Musset, Verlaine und vollends Maeterlinck (der ja allerdings als Vlame der germanischen Kulturzone sehr nahe steht) überrascht oft eine fast deutsch anmuthende „Inbrunst der Töne". Und gerade diese komplicirten Grenznaturen sind für den vergleichenden Volks- und Kunstpsychologen von besonderem Reiz und Werth.

Es kommt endlich noch hinzu, daß die eigentlichen Leitmotive moderner Dichtung übernational und gemeineuropäisch sind, daß die einzelnen Nationallitteraturen diese Leitmotive nur variiren und speziell die Lyrik eines Volkes bei aller noch so ausgeprägten Rasseneigenart doch nur ein Photogramm der europäischen Seele darstellt. Denn darüber darf uns die neuerdings beliebt gewordene „Heimatkunst"-Parole, die als Reaktion gegen eine überwuchernde „Großstadtkunst" ja immerhin eine gewisse Berechtigung haben mag,

doch nicht hinwegtäuschen, daß alle große Kunst zwar im Engsten wurzelt, aber in's Weiteste hinausreicht. Ueber alle nationalen Zollschranken und Schlagbäume fluthet rücksichtslos der Austausch der Ideeen, Weltanschauungen und Ausdrucksformen hinweg, und ein zartes heimliches Wechselspiel gegenseitiger Befruchtung und Erneuerung verknüpft dauernd die Litteraturen aller Kulturvölker. Die Lyrik einer fremden Nation studiren heißt daher soviel wie einen altbekannten Inhalt in neuer, schillernder Gewandung grüßen, einen neuen ästhetischen Reiz und eine neue wissenschaftliche Vergleichsmöglichkeit zugleich gewinnen.

Zu solch heiklen, aber lohnenden Betrachtungen regt ein schönes Buch Sigmar Mehrings an, das in einer Fülle meist sehr gelungener Verdeutschungen mit begleitendem kurzen Kommentar die Gesammtentwickelung der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert illustrirt (erschienen bei Baumert und Ronge, Großenhain und Leipzig, 1900). Mehrings, des eleganten Formkünstlers, stärkste Seite ist, wir wissen es längst, die Uebersetzung. Auch hier schmiegt sich seine nachdichtende Kraft feinfühlig zugleich dem Geiste des Originals und dem der Muttersprache an. Den socialen Lyrikern weiß er den schrillen kecken Kampfton, den Symbolisten und Dekadenten die weiche Schwermuth ihrer Melodik abzulauschen. Und siehe da! Plötzlich sprießt die liebevoll mit allen Würzelchen ausgegrabene kleine Pflanze mit vollsäftigen Blüthen aus fremdem Boden einer fremden Sonne zu. So mancher Autor würde die allerliebste Hexerei mit frohbewegter Brust begrüßen, wie einst der alte Goethe, als er „wundersam sein Lied in fremder Sprache vernahm". Man glaubt es gern, daß diese mit jener Sorgfalt im Kleinen, die das Gewissen des Künstlers ist, gearbeiteten Uebersetzungen das Lebenswerk zweier Decennien darstellen. Wenn wir nur auch ein Publikum für solche allen Musen und Grazien wohlgefällige That besäßen!

Aber wer kauft in Germaniens kulturgesegneten Fluren überhaupt Lyrik, wer kauft gar übersetzte Lyrik! So etwas liest man doch, selbst wenn man nie einen deutschen Gedichtband in die Hand nimmt, von Anstandswegen im Original! Und schließlich kann der mitteleuropäische Normalmensch auch ganz ohne Lyrik leben . . . Gegen solch' pharisäische Bildungsprotzerei oder amusisches Banausenthum darf man nachdrücklichst Verwahrung einlegen. Daß die Lyrik die intimste aller Künste, daß sie geradezu ein Prüfstein auch des kritischen Feingefühls ist (weil sie nicht in demselben Maße wie z. B. Roman und Drama gleichzeitig durch unkünstlerische Mittel — Spannung, Effekt — zu wirken vermag) — das braucht man unter Kulturmenschen nicht erst zu erörtern. Daß ferner die vollendete Beherrschung einer fremden Sprache dazu gehört, um die Finessen ihrer Lyrik verstehend zu genießen, ist ebenfalls unbestreitbar. Und wie Wenige dürfen sich einer wirklich intimen, über die Bedürfnisse des praktischen Gebrauchs hinausreichenden Kenntniß eines fremden Idioms rühmen! — Aber von alledem ganz abgesehen, ist es an und für sich eine künstlerische That, ein anderen Kultur- und Sprachbereichen angehöriges Kunstwerk durch möglichst vollendete Nachdichtung für die eigene Litteratur zu gewinnen. Und es hat zu allen Zeiten specifische Uebersetzer-Talente, ja Uebersetzer-Genies gegeben, die diesen werthvollen Vermittler-Dienst leisteten. Es scheint, daß diese Fähigkeit auf zwei eigenthümlich verknüpften Eigenschaften beruht: einer schmiegsamen künstlerischen Femininität, die sich nachschaffend an der Stütze fremder Produktionskraft emporrankt, und einem hochentwickelten, fein ausgeprägten und vielseitigen (mindestens doppelseitigen!) auf der schwanken Grenze zweier Gefühls- und Ausdruckswelten elegant balancirenden Stilgefühl. Was dann zu Stande kommt, ist sicher nicht das Original in fremdem Gewande, sondern ein eigenthümlich Neues, in dem gleich viel vom Geiste des Autors wie des Uebersetzers, vom Wesen der fremden wie der Muttersprache enthalten ist; einer chemischen Verbindung vergleichbar, in der die Elemente zu einem neuen Ganzen verschmolzen sind. Die Individualität des Uebersetzers und der fremden Sprache bedingt es zugleich, daß gegenüber dem Original in der Uebersetzung immer ein Minus, ein Rest bleiben wird. Je vielseitiger und stilgewandter der Uebersetzer, je ähnlicher die Idiome sind, desto geringer kann dieser Rest werden. Ganz wird er nie verschwinden. Auch hier

ist die **Persönlichkeit** die eigentliche Kraft, aber auch die ewige Fehlerquelle alles menschlichen Erkennens und Schaffens . . .

Geht man mit diesen allgemeinen Maßstäben an Mehrings Uebersetzungen heran, so wird man zu fast durchweg erfreulichen Resultaten kommen. Im Allgemeinen liegt Mehrings Natur wohl die sociale Dichtung besser als die Stimmungslyrik der Symbolisten und Dekadenten; trotzdem ist seine Uebersetzer-Intuition stark genug, um auch deren Dichtungen stilgerecht zu verdeutschen. So sind z. B. einige Gedichte von Baudelaire („Lethe", „Hymne an die Schönheit"), Verlaine („Es weint mein armes Herz"), Maeterlinck („Unbehagliche Jagd") sehr fein gelungen. Viele Gedichte lesen sich, populär gesprochen, geradezu „wie das Original", d. h. sie kommen dem Ideal der Uebersetzungskunst sehr nahe, wirken wie heimischer Scholle entblühter Eigenwuchs und sind doch zugleich von jenem exotischen Schimmer überglüht, der wie ein schmeichelnder Duft aus fremden Welten die empfänglichen Sinne kost . . . Ich setze als Probe von Mehrings erstaunlich flotter Verstechnik Victor Hugos kleines Gedicht „Das Kartenspiel" hierher, das sich wirklich ganz „wie das Original liest":

„Der Herr und Satan spielten.
Was sie in Händen hielten,
War irdisches Gezücht.

Zum Tische flog die Karte, —
Da kam hier Bonaparte,
Dort Maffëi an's Licht . . .

Ein Pfäfflein wenig rühmlich, —
Ein Prinz glücksritterthümlich, —
Zwei Buben . . . kein Gewinn!

„Der Stich ist unbeträchtlich,"
Rief Gott und schob verächtlich
Das Paar dem Teufel hin.

Der schnitt die schönste Fratze,
Griff zu mit hast'ger Tatze:
„Dank, daß Du **die** mir gabst!"

Zog ab und ließ auf Erden
Den einen Kaiser werden,
Den andern aber Papst."

Was dem Buche Mehrings aber seinen besonderen Werth verleiht, das ist, wie ich schon andeutete, das große Gesammtbild der Entwicklung, das es vor uns aufrollt. Die nationale und die universelle Note: beide kommen hier zu ihrem Recht. Man lernt den französischen Rassencharakter vielleicht besser daraus kennen, als aus gelehrten Abhandlungen, und man sieht zugleich die Wandlungen des europäischen Gefühlslebens in dem Empfindungs- und Formwechsel dieser kleinen Kunstwerke sich spiegeln. Zwischen den beiden Polen des mitleidig-socialen und des verfeinert-individualistischen Empfindens schwingt auch hier die moderne Seele hin und her. Anfangs klingt uns die politische und sociale Satire noch in schelmischen Chansontönen entgegen, z. B. in Bérangers reizend übersetztem „Der König von Yvetot":

„Ein König war in Yvetot, —
Kaum kennt ihn die Historie, —
Spät stand er auf, kroch früh in's Stroh
Und pfiff auf Pomp und Glorie.
Als Krone reichte ihm Jeanette
Ein weiß gesticktes Schlafbarett
In's Bett.
Hoho, Hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
Pah, pah!"

Später, bei Dupont, Clément, Mérat, Pottier und vor Allem Richepin wird die Satire herber, düsterer, zorniger. Prächtig verdeutscht ist hier auch Richepins „Lumpenkönig" (Ballade du roi des gueux):

„Ihr von der richt'gen Rüpelbande,
Ihr, die Ihr dreist auf's Ganze geht, —
Kommt her! Ich stamm' aus Eurem Stande:
Ein Lumpenfürst ist der Poet."

Und wie echt ist Bruants Pöbellyrik, aus der das sociale Mitleid in gesucht grotesken Rüpeltönen spricht, in den dem Pariser Argot entsprechenden berlinischen Jargon übertragen:

„Vater war een feiner Knopp
Mit 'n pomadirten Kopp,
Und er schlief uf eener Diele
In Belleville.
Abends ging er mit zwee Kinder
Spielen in's Café chantant
Vor die jung'n und alten Sünder
In Ménilmontant." — — —

Ganz, ganz anders klingt die Melodie in der anderen, individualistischen Entwicklungsreihe der modernen französischen Lyrik. Mannigfach sind auch hier die Variationen, immer gleich das Leitmotiv der bewußt vom rohen Haufen sich scheidenden künstlerischen Persönlichkeit, des wollüstig in tausend Raffinements der eigenen Seele schwelgenden Geistesaristokratenthums. An die Spitze gehört Musset, der Romantiker, der große Ahnherr der französischen Décadents. Sein berühmtes keckes Jugendgedicht „Die Andalusierin" ist hier vielleicht zum ersten Mal lesbar übersetzt. Seine wundervoll keusche, seelenvolle Dichtung „An Ninon", ein Ausdruck höchst verfeinerter und vergeistigter Sinnlichkeit, könnte fast von einem deutschen Lyriker stammen.

„Ich liebe, doch ich weiß mich zu bezähmen.
Ich liebe, — Keinem sei es kund gethan.
Mein Leid ist groß, doch lass' ich's mir nicht nehmen.
Ich liebe, wunschlos — nichts als einen Schemen,
Und bin doch glücklich, denn ich darf Euch nah'n."

Und dann die typischen Décadents: Baudelaire mit seiner glühenden, seines Wesens Mark verzehrenden Sinnlichkeit:

„Ich suche Dich, weil ich vor Martern muß,
Und wärest Du ein Abgrund unermessen.
Auf Deinem Mund wohnt seliges Vergessen,
Und Lethe sauge ich aus Deinem Kuß —"

dann Verlaines in entzückenden Rhythmen ausströmende Schwermuth:

„Das Schlimmste ist's des Leides,
Nicht wissen, was uns quält.
Haß fehlt und Liebe — beides!
Doch ist mein Herz voll Leides . . ." —

oder Greghs charakteristisches Liebeslied eines Dekadenten mit seinen geschwächten und verfeinerten Instinkten, seiner Illusionslosigkeit und seinem ewig nach ausfüllender Liebe dürstenden Verlangen:

„Ob ich Dich liebe oder nicht, —
Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.
Doch da Du eingriffst in mein Leben,
Unhörbar leise, sanft und schlicht,
Hat Dir das Glück Geleit geben."

Und endlich Maeterlincks und Mallarmés oft bis zur Uebertreibung mystisch-kunstvoller Symbolismus, der das geheimste Leben und Weben der Seele nur noch im Symbol der Ahnung zu vermitteln sucht. Nirgends sondern sich wohl die Richtungen klarer als hier in der französischen Lyrik. Und auch sie harrt des Messias, des universellen Genius, der, wie in einem Brennpunkt, alle Strahlen in sich vereinigt. Von alledem erzählt Mehrings feines und lehrreiches Buch. Man soll es lesen! —



# Zufall.

## Ein Frauen-Schicksal.

Von

## Theodor von Sosnosky.

— Kremsmünster. —

Die Baronin Wildegg saß mit ihrer Tochter Nora und deren Bräutigam, dem Dragoner-Leutnant Alfred von Liancourt, auf der Veranda ihres Schlosses, wo sie den schwarzen Kaffee getrunken hatten und plauderten.

Seit einer Viertelstunde kam aus dem Park unter ihnen ab und zu das Schnauben, Stampfen oder Scharren des Pferdes, das im Schatten der Veranda gesattelt seines Reiters harrte.

Da erhob sich der Leutnant, indem er sagte:

„Jetzt muß ich mich aber auf den Weg machen, die Kitty wird schon ungeduldig.“

„Geh, bleib' noch ein Bisserl,“ bat seine Braut und blickte ihn aus ihren schönen dunklen Augen liebevoll bittend an.

„Recht gern würd' ich's,“ erwiderte er, zärtlich ihre Hand küssend, „aber schau', es geht nicht. Ich hab' mich so schon verspätet, ich sollt' um drei in Lanna sein, und jetzt ist's gleich drei, und ich bin noch immer hier.“

„Das macht dem Nedlicky doch nichts!“ wandte Nora leicht schmollend ein.

„Oh, da kennst Du ihn schlecht, mein Herz! Du weißt nicht, wie pedantisch und empfindlich er ist.“

„Zur Jause sind Sie aber wieder hier?“ fragte die Baronin.

„Ganz bestimmt, liebe Mama, ich komme, sobald ich nur kann, je früher, desto lieber.“

„Aber die schöne Claire wird Dich nicht fortlassen wollen,“ meinte Nora zweifelnd und setzte dann mit erkünstelt ernster Miene hinzu: „Ah, jetzt weiß ich, warum's Dich so hinzieht! Du willst halt zur schönen Claire. Weißt Du, daß ich, als Braut, es Dir eigentlich verbieten sollte, hinzugehen?“

Ihre lachenden Augen ließen aber keinen Zweifel daran, was er von ihrer Eifersucht zu halten habe.

Und er zweifelte auch keinen Augenblick, denn er wußte, daß seine Braut von derselben beglückenden Ueberzeugung erfüllt war wie er selber, daß sie sich seines Herzens eben so sicher fühlte, wie er des ihren. So ging er denn lustig auf ihren Scherz ein und entgegnete lachend:

„Ja ja, die schöne Claire ist eine gefährliche Frau, da hast Du recht! Ich muß mich wirklich in Acht nehmen.“

Unterdessen hatte er sich den Säbel umgeschnallt, Mütze und Handschuhe ergriffen und küßte der Baronin, die sich ebenso wie ihre Tochter erhoben hatte, die Hand, wobei er klirrend die Sporen zusammenschlug.

„Also auf Wiedersehen zur Jause,“ sagte sie mit freundlichem Lächeln und zog sich mit unauffälliger Diskretion zurück, um das Liebespaar ohne Zeugen von einander Abschied nehmen zu lassen.

Die beiden jungen Leute traten in den Hintergrund der Veranda, wo sie vom Garten aus nicht gesehen werden konnten, und umarmten einander mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

„Uebermorgen, mein Herz, übermorgen!“ sagte er zwischen zwei Küssen bedeutungsvoll, und sie wiederholte, ein seliges Lächeln auf den halbgeöffneten kußdürstenden Lippen leise und hingebend: „übermorgen“, während sie die schönen Augen wie verzückt schloß und den Kopf gegen die Schulter des Geliebten lehnte. Der Abschied würde ohne Zweifel noch länger gedauert haben, wenn das ungeduldige Stampfen des wartenden Pferdes sie nicht aus ihrem Gekose aufgeschreckt und ihn zum Aufbruch gemahnt hätte.

Noch ein langer Kuß, dann griff Liancourt zur Reitgerte und setzte die Mütze auf, Nora aber nahm ein paar Stückchen Zucker aus der Dose, und Arm in Arm stiegen sie Beide die Treppe hinab in den Garten.

Als das Pferd die Tritte vernahm, wandte es den Kopf zurück und spitzte die Ohren. Dabei warf es unaufhörlich den kurz gestutzten Schweif hin und her, um die lästigen Bremsen zu verscheuchen, die es selbst hier im Schatten nicht in Ruhe ließen. Sein Besitzer erschlug ein paar dieser geflügelten Quälgeister, richtete etwas am Sattelzeug und zog die Handschuhe an, während Nora der Stute auf der flachen Hand ein Stück Zucker nach dem andern reichte, ihr den glatten, schlanken Hals klopfte und sie schließlich auf den Nasenrücken küßte, nicht so sehr des Pferdes selber wegen, sondern weil es *sein* Pferd war.

Der Leutnant drückte noch einen Kuß auf ihre Hand, entnahm dem Groom die Zügel und schwang sich elastisch in den Sattel. Ein salutirender Griff an die Mütze, ein leichter Zungenschlag, und fort ging's in frischem Trab über den knirschenden Kies der Gartenwege aus dem tiefschattigen Fleck vor dem Herrenhause in den grellen Sonnenschein hinaus.

Nora eilte wieder auf die Veranda hinauf, um ihm von deren Höhe besser und länger nachschauen zu können.

Für den Augenblick entzog ihn eine Baumgruppe ihren Blicken, aber alsbald tauchte er außerhalb des Parkes auf der Landstraße auf. Die

Sonne entlockte seiner Säbelscheide blitzende Reflexe und ließ das Goldfuchshaar seines Pferdes wie Atlas schimmern. Er winkte herüber und rief „Addio!", und sie winkte und rief zurück „Addio!". Dann setzte er sein Pferd in kurzen Galopp und sprengte die Landstraße entlang, deren grelles Staubweiß die sattgelben goldig schimmernden Getreidefelder durchschnitt, auf denen zahlreiche männliche und weibliche Arbeiter mit dem Schnitte beschäftigt waren. Aus seinen wiederholten Griffen an die Mütze entnahm sie, daß ihn die Leute grüßten; sie wußten ja, daß er der künftige Gatte ihrer jungen Herrin war und wohl einmal selber ihr Herr werden würde.

Jetzt kam er zu der Stelle, wo er sie zum letzten Mal zu grüßen pflegte, wenn er zu Pferde schied, und zum ersten Mal, wenn er zu Pferde kam. Sie schwenkte ihr weißes Batisttuch, als gälte es einem für lange Scheidenden, und auch er winkte mit dem Tuche.

Nun wandte er sich, noch ein paar Augenblicke leuchtete das Blau seines Waffenrocks aus der ihn umgebenden weißlichen Staubwolke, dann verschwand es darin.

Sie bemerkte, wie eine der Feldarbeiterinnen, die Hand dachartig über die Augen gelegt, ihm nachblickte. Vermuthlich eine junge Person, der er gefiel und die sie um ihn beneidete. Ein Gedanke, der ihr Vergnügen bereitete, so beschämend kindisch sie ihn selber fand. Auf die Balustrade gestützt, blieb sie lauschend noch ein Weilchen stehen: er mußte gleich an dem Wäldchen vorbeikommen, das bei günstiger Luftrichtung das Echo aller des Wegs kommenden Fuhrwerke und Reiter herübersandte. Und richtig! da klang auch schon das flüchtige Trapp-Trapp Kittys so laut und nah, als käm' es aus unmittelbarer Nähe; aber nur für wenige Sekunden, dann verstummte es mit einem Mal, und sie vernahm nur das Dengeln der Sensen und das Rauschen der sinkenden Halme.

Unschlüssig sah sie in den Sonnenschein hinaus. Sie wußte nicht, was sie jetzt thun sollte. Da fiel ihr ein: sie wollte in den Park hinab und für Alfred die schönsten Marillen aussuchen; er aß sie so gern und sollte sich zur Jause daran erquicken.

Bis dahin hätte es wohl lange noch Zeit gehabt, und es war nicht gerade verlockend, jetzt in der glühenden Nachmittagshitze der Julisonne längs der schattenlosen Spaliere zu gehen, wo die Marillen reiften; aber sie fühlte das dringende Bedürfniß, sich wenigstens mittelbar mit dem geliebten Manne zu beschäftigen. Sie ließ sich also Gartenhut und Obstkörbchen holen und begab sich in den Park hinab. Unbekümmert um die brennenden Sonnenstrahlen wählte sie mit prüfender Sorgfalt die schönsten, reifsten Stücke aus, herrliche Früchte, wie aus orangefarbenem Sammet, mit purpurn angehauchten Bäckchen. Sie sahen so verlockend aus, daß sie sich nicht enthalten konnte, eine davon zu genießen, wobei ihr der goldige Saft über die feinen weißen Finger floß. Alfred hatte Recht: es war ein köstliches Obst, auch sie hielt es für das beste.

Nachdem sie eine genügende Anzahl von Stücken beisammen hatte, kehrte sie nach der Veranda zurück, stellte das Körbchen auf den Tisch, der indessen abgeräumt worden war, und ließ sich matt und schwer in den Schaukelstuhl fallen, in dem sie mit Vorliebe zu sitzen pflegte. Die ungewohnte Beschäftigung im Sonnenbrande hatte sie müde gemacht; aber nicht unangenehm müde, es war eine wohlige Erschlaffung, die ihr die Glieder löste und sie träge machte, so daß sie sich nicht aufzuraffen vermochte, um sich ein Buch zu holen oder deshalb dem Mädchen zu läuten. Uebrigens hatte sie eigentlich auch keine rechte Lust zu lesen; so gern und viel sie sonst zu lesen pflegte, in der letzten Zeit hatte sie's nicht gefreut. Sie las zerstreut und ohne Lust. Ihre Gedanken wanderten immer von dem fort, was sie las oder womit sie sich sonst beschäftigte, und eine erwartungsvolle Unruhe ließ sie bald dies, bald jenes anpacken; am liebsten aber legte sie die Hände in den Schooß und träumte vor sich hin. Und wenn sie ihren Gedanken nachforschte, wenn sie in den Grund ihrer Seele blickte, erkannte sie immer wieder, daß die Gedanken, die Unruhe und die Träume einer einzigen, stets derselben Sache galten: ihrer Hochzeit.

Jetzt trennten sie kaum mehr zwei Tage von ihr, denn sie war für übermorgen angesetzt. Und je näher der Zeitpunkt herangerückt war, desto sehnsüchtiger und ungeduldiger war sie geworden; mit allen Fibern ihres Seins verlangte sie darnach, dem Manne anzugehören, den sie liebte wie Niemanden und nichts sonst auf Erden. Und ihre Liebe besaß nichts von der mimosenhaften Schüchternheit und Schämigkeit, noch von der backfischartigen Lüsternheit so vieler Mädchen und Bräute, sie liebte leidenschaftlich und tief wie eine reife Frau.

Ihr Herz war lange völlig unberührt geblieben, und ihre Sinne waren nur flüchtig erregt worden, so groß und abwechslungsreich die Schaar der Verehrer, die sie seit ihrem sechzehnten Jahr umschwärmten, auch gewesen war. Rang und Reichthum, die ihr seitens ihrer Freier zu Gebote standen, lockten sie nicht, denn sie besaß Beides selber und wünschte sich nicht mehr. Was sie wollte, war ein Mann, den sie um seiner selbst willen lieben konnte; sie war ja in der glücklichen Lage, sich diesen Luxus gestatten zu können. Da tauchte Alfred von Liancourt in ihrem Lebenskreise auf, und von dieser Stund' an war's um sie geschehen. Das war der Mann, dem sie Gattin sein wollte! Und als ihr die beglückende Gewißheit wurde, daß ihre Liebe von ihm erwidert wurde, da stand es bei ihr fest: dieser und kein Anderer sollte ihr Gatte werden! Wer sollte sie daran auch hindern! Die Mutter in ihrer Güte stellte sich ihr sicher nicht in den Weg, einen Vater besaß sie nicht mehr, und um die Andern bekümmerte sie sich nicht. Wohl war Alfred von Liancourt keine sogenannte „gute Partie“, denn er besaß nur knapp so viel, daß er in seinem eleganten Regiment ohne Entbehrung dienen konnte; wohl mußte sie auf die siebenzackige Krone verzichten, denn er war nur ein einfacher Edelmann; wohl hatten ihre gräflichen Groß-

tanten ihr Beides beschwörend vorgehalten und Alles aufgeboten, sie an einen knickebeinigen Roué zu verkuppeln, der zwar eine Markgrafenkrone besaß, aber keine Zähne: doch sie hatte sich nicht irre machen lassen. Was that's, daß er kein Vermögen besaß! Hatte doch sie eines! Was that's, daß sie nicht mehr Baronin war! Frau von Liancourt de Longeuil klang wahrlich nicht übel. Aber auch wenn sie arm gewesen wäre, wenn er nicht einen so klingenden ritterlichen Namen geführt hätte: sie würde ihn trotz Allem genommen haben, denn sie liebte ihn.

Die Tanten suchten sie zwar glauben zu machen, er nehme sie nur ihres Geldes wegen, oder doch hauptsächlich dessentwegen, aber sie wußte, daß das eine Lüge war, daß sie auf seine Liebe bauen konnte. Wär' es ihm nur um ihr Geld zu thun gewesen, so hätte er bei seinem glänzenden Aeußeren, seinem liebenswürdigen, lautern Charakter, seinem bestechenden alten Namen sicher mehr als ein reiches Mädchen gefunden, das mit Vergnügen bereit gewesen wäre, Frau von Liancourt zu werden, trotz seiner Vermögenslosigkeit; wußte sie doch, wie die Mädchen und Frauen aus ihren Kreisen für ihn schwärmten. Und ebenso wußte sie, daß er sich nichts aus ihnen machte. Nicht etwa, daß sie geglaubt hätte, er wäre immer jeder weiblichen Versuchung wie ein Heiliger aus dem Wege gegangen, nein, sie zweifelte nicht, daß er die Gelegenheit, wenn sie ihm dessen werth erschienen war, auch nicht ungenutzt gelassen hatte; sie dachte zu frei und wußte vom Leben zu viel, als daß sie ihm das verübelt hätte; im Gegentheil, einen solch' fischblütigen Traumichnicht würde sie gar nicht gemocht haben: seit er sie kannte aber, seit er sich um sie bewarb, war kein anderes weibliches Wesen für ihn vorhanden als sie, davon war sie überzeugt. Darum fühlte sie sich auch durchaus nicht davon beunruhigt, daß er sich jetzt auf dem Wege zur „schönen Claire“, dieser berüchtigten Circe, befand oder schon dort weilte — deren Gatte, Baron Nedlicky, bedurfte seines Rathes in einer Pferdekaufangelegenheit. — Und ebenso war sie dessen sicher, daß er zur Jause wieder zurück sein werde, mochte man ihn dort noch so sehr festzuhalten trachten.

Wenn die Stunde doch schon dagewesen wäre! Je länger sie mit ihm verkehrte, desto mehr vermißte sie ihn, wenn er nicht bei ihr war. Wie schade, daß er nicht den ganzen Abend bleiben konnte, daß er noch in seine Garnison zurückreiten mußte! Von übermorgen an aber brauchte sie sich nicht mehr von ihm zu trennen. Uebermorgen . . . ach, übermorgen! . . .

Da waren ihre Gedanken wieder dort angelangt, wo es sie stets so übermächtig hinzog: bei ihrer Zukunft. Mit einem leisen Schauer der Ehrfurcht dachte sie an die Feierlichkeit der Trauungsceremonien, an das bedeutsame „Ja“, an die erhebenden Orgelklänge und die festlich gekleidete Menge. Und ein Schauer anderer Art durchrieselte sie, als sie des verschwiegenen, geheimnißvollen Glückes der Brautnacht gedachte. Und wie entzückend würde die Hochzeitsreise nach Tirol und in die Schweiz sein!

Sie träumte von blauen Seen und schimmernden Gletschern, die in der Abendsonne rosig erglühten, von rauschenden, dunklen Wäldern und duftenden, üppigen Matten. Und inmitten dieser bezaubernden Natur sie allein mit ihm, dem Liebsten, Schönsten, Besten! Allein unter all' den Fremden! Lieber noch ganz allein irgendwo in einem versteckten schönen Bergwinkel, wo der Touristentroß nicht hinströmte. Und zu denken, daß dies nicht ein müßiger Traum war, daß Alles binnen Kurzem zu noch schönerer Wirklichkeit werden sollte! Wie glücklich war sie doch, wie beseligend glücklich! . .

Die Lider geschlossen, so daß sich die langen, dunklen Wimpern auf dem tiefgetönten Rosa ihrer heißen Wangen scharf abhoben, die dunkelrothen Lippen leicht geöffnet, als dürsteten sie nach einem Kusse: so lag sie in ihrem Schaukelstuhl und träumte ihren bräutlichen Traum. Um sie war tiefe Stille, nur die Fontaine plätscherte einförmig, und manchmal trug ein Lufthauch von den Feldern ein paar verlorene Worte der Arbeiter herüber oder das Dengeln der Sensen und das Rauschen der sinkenden Aehren. Die Rosen auf dem Tische vor ihr hauchten einen starken, köstlichen Duft aus. Es waren jene tiefpurpurnen Rosen, die sie als „Rosen aus dem Süden" zu bezeichnen pflegte, weil sie — warum wußte sie selber nicht recht — mit ihnen untrennbar die Erinnerung an den so betitelten Strauß'schen Walzer verband, diesen Walzer, der ihr der liebste von allen war, weil es der erste gewesen, den sie mit Alfred getanzt hatte. Auf den wiegenden Fluthen dieser Melodie war ihr Herz dem seinen zugeeilt. Wenn sie so mit geschlossenen Augen den Duft dieser Rosen einathmete, glaubte sie sich in den Armen des Geliebten dahinschweben.

Die tiefe Stille, das einschläfernde Plätschern des Brunnens, die Schwüle und der Rosenduft im Vereine mit dem sanften Auf und Nieder ihres Schaukelstuhles wiegten sie allmählich in Schlummer. Noch einmal hob sie zur Hälfte die schlafschweren Lider, so daß sie einen Streifen blendenden Sonnenlichts gewahr wurde, dann ließ sie sie wieder sinken. Die Bilder vor ihrer Seele verloren ihre klaren Umrisse und Farben und begannen kaleidoskopartig durch einander zu wogen. Noch vernahm sie die drei Schläge der Kirchenuhr aus dem Dorf unten, die zitternd und langsam in der Nachmittagsstille verklangen, noch besann sie sich, daß dies dreiviertel vier Uhr bedeutete, daß vielleicht schon in einer Stunde der geliebte Mann wieder bei ihr sein könne: dann war sie eingeschlummert . . .

Im Schlafe vernahm sie mit einem Mal Pferdegetrappel, das näher und näher kam, um dann plötzlich zu verstummen. Das ist Alfred, dachte sie, der da im Galopp zurückkommt! Wie er sich beeilt, um wieder bei mir zu sein! Sie wollte sich erheben, um ihm entgegenzugehen, aber sie vermochte es nicht; die Beine waren ihr schwer wie Blei . . . und dann war es auch gar nicht nothwendig, es war ja gar nicht Alfred, der da zu Pferde gekommen, er konnte es gar nicht sein, es hatte ja erst dreiviertel Vier geschlagen! Vor Fünf konnte er kaum zurück sein! Nein, es war Baron

Nedlicky, der jetzt auf sie zutrat und sie, indem er ihr einen Strauß dunkelrother Rosen überreichte, bat, mit ihm die „Rosen aus dem Süden“ zu tanzen. Wie komisch! Der Baron, der wegen seiner eingebildeten Leiden nie tanzte, und hier auf der Veranda! Das war gewiß ein Einfall der „schönen Claire“, die ihn hergeschickt hatte, um mit Alfred allein sein zu können. Aber es sollte dieser falschen Schlange nicht gelingen, ihn zu bestricken! . . . Merkwürdig! Da stand die Feldarbeiterin im rosa Rock und blickte, die Hand schirmend über die Augen gelegt, die staubige weiße Straße entlang; ihre Züge aber glichen ganz denen der „schönen Claire“. Offenbar wartete sie auf Alfred, der des Wegs geritten kommen mußte . . . Da rief es in der Ferne: „Nora!“ und der Ruf wurde immer lauter, kam immer näher. Es war Alfred, der sie rief! . . . Aber nein, es war eine andere Stimme, eine wohlbekannte, aber welche nur? . . . Da rief es wieder, diesmal ganz nah und laut: „Nora!“ und nun wußte sie's: es war die Stimme der Mutter.

Mit einem jähen Ruck fuhr sie aus dem Traum und umklammerte mit den Händen krampfhaft die Lehne des Schaukelstuhls, der durch diese heftige Bewegung arg in's Schwanken gerathen war.

Vor ihr stand ihre Mutter und zwar, wie sie trotz ihrer Schlaftrunkenheit gleich erkannte, mit verstörtem, bleichem Gesicht.

„Was ist?“ fragte sie erschreckt und bemüht, ihre noch traumbefangenen Gedanken zu sammeln.

„Ein Unglück,“ erwiderte die Baronin tonlos.

„Ein Unglück?“ wiederholte Nora wie von einem eisigen Wasserstrahl begossen und völlig ernüchtert.

„Ja, ein schweres Unglück. Du mußt Dich fassen, mein Kind.“

Da wußte sie's: es handelte sich um ihren Bräutigam! „Der Alfred?“ rief sie — es klang wie ein Schrei — und schnellte so jäh empor, daß der Sessel fast umkippte.

Ihre Mutter nickte stumm.

„Er ist todt?“ Klanglos kam es von ihren farblos gewordenen Lippen, in fragendem Ton, obgleich sie wußte, wie die Antwort lauten würde.

Die Baronin gab diese aber nicht geradezu, sie sagte nur: „Mein armes, armes Kind!“ und brach in lautes Schluchzen aus.

Er war also wirklich todt! Nun gab's keinen tröstenden Zweifel mehr. Ein ungeheures, furchtbares Weh erfüllte mit einem Mal ihre Brust, als wollte es sie sprengen, und drängte sie, sich in einem wilden, übermächtigen Schrei Luft zu machen. Sie öffnete die Lippen, aber kein Laut kam über sie, denn es schnürte ihr die Kehle wie mit eisernem Griff zu. Der erstickte Schrei aber drückte ihr mit seiner bleiernen Wucht fast das Herz ab. Rings um sie begannen alle Dinge zu schwanken, und dann schwankte sie selber. Sie tastete nach einer Stütze, . . . da war auch schon ihre Mutter an ihrer Seite und ließ sie sanft in einen Fauteuil gleiten.

Einen flüchtigen Augenblick hindurch war sie ohne Besinnung, dann kam diese wieder mit vollster Klarheit zurück, und sie wußte, was geschehen, daß Alfred todt und sie noch am Leben war.

Warum, fragte sie sich, konnte sie nicht auch sterben? Warum hatte sie wieder erwachen müssen, nachdem sie für eine Sekunde von jedem Bewußtsein befreit gewesen war? Warum war sie so stark und gesund, daß dieses Unglück sie nicht auf der Stelle tödtete?

Mit farblosem Gesicht und erloschenen Augen starrte sie ein Weilchen vor sich hin, während ihre Mutter sie unter Thränen und Liebkosungen zu trösten bemüht war. Dann machte sie einen Versuch, sich zu erheben, und fragte:

„Wo ist er? Ich will zu ihm!“

„Das kannst Du jetzt nicht, liebes Kind,“ erwiderte die Baronin, sie sanft auf den Sessel niederziehend, „er ist nicht hier, er liegt im Winzerhaus, in Lanna drüben.“

„Er ist gestürzt?“ fragte Nora.

Die Baronin bejahte und erzählte, was ihr der Bote, der von Nedlickys zu Pferde herübergesandt worden war, berichtet hatte:

Dem Landbriefträger war auf der Straße aus der Richtung von Weidenhof, dem Gute der Baronin Wildegg, ein gesatteltes, herrenloses Pferd begegnet, das in sichtlicher Aufregung einhersprengte und sich von ihm nicht fangen ließ. Eine Strecke weiter hatte er den abgeworfenen Reiter gefunden — Alfred — der regungslos, aus einer Kopfwunde blutend, neben einem Meilensteine lag. Mit Hilfe einiger in der Nähe beschäftigter Feldarbeiter hatte er den Verunglückten in das nächste Haus — das des Nedlicky'schen Winzers — getragen, zugleich war in's Herrenhaus und in den Ort, zum Arzt, geschickt worden. Dieser hatte sich bald eingefunden, aber nur den Tod in Folge Genickbruches feststellen können. Baron Nedlicky, der in Begleitung seiner Frau sofort zum Todten geeilt war, hatte dann den reitenden Boten abgeschickt, der all' dies in Weidenhof berichten sollte. Wodurch das Unglück verursacht worden war, darüber konnte man nur Muthmaßungen anstellen. Entweder hatte das offenbar nervöse Pferd, plötzlich erschreckt, einen dem Reiter unerwarteten Sprung gethan, oder es war durch Bremsenstiche scheu gemacht worden, was bei der herrschenden Hitze und Bremsenmenge am nächsten lag.

Nora hörte dem traurigen Bericht der Baronin thränenlos, fast theilnahmlos zu; die Worte schienen ihr wie aus weiter Ferne zu kommen. Nun wußte sie, wer der Reiter gewesen war, den sie im Traume gehört hatte! Im Uebrigen war es ihr ziemlich gleichgiltig, wie das Furchtbare geschehen war; es vermochte ja nichts daran zu ändern, daß Alfred todt war, todt und kalt, daß sie nie wieder an seinem Herzen ruhn, nie wieder in sein treues Auge blicken, nie wieder seine liebe Stimme hören sollte! Nie wieder! . . . Wie furchtbar grausam war das doch! Und dabei gar

nicht zu fassen: vor kaum mehr als einer Stunde hatte sie ihn in blühender Jugend und Kraft vor sich gesehen, scherzen und lachen gehört, seinen lebenswarmen Kuß auf ihren Lippen gespürt, und nun sollte er stumm, kalt und bleich daliegen, ein Todter, eine Leiche! . . . Und warum? Wegen eines unvernünftigen, ungebärdigen Pferdes, wegen einer blutgierigen Bremse! . . . Aber warum mußte gerade sein Pferd von einer Bremse gestochen werden, warum gerade sein Pferd so empfindlich sein, warum gerade er so unglücklich stürzen? Warum? Oh warum? Sie rief laut, was sie dachte, und ihre Mutter erwiderte besänftigend:

„Das darfst Du nicht fragen, mein Kind, dafür giebt es keine Antwort, keinen Grund. Es ist ein unglücklicher Zufall, und der Zufall ist eben blind.“

Ja, blind und dumm! In seiner blinden Stupidität vernichtete er mit einem Schlage zwei Menschenleben, das eine, indem er es tödtete, das andere, indem er es, schlimmer noch, für immer unglücklich machte! Und er wußte selber gar nichts davon, er war ja nur ein Begriff, ein Wort, an dem man sich nicht rächen konnte. Es war eigentlich schrecklich unsinnig, so sehr, daß man darüber fast lachen mußte. Bei diesem Gedanken überkam sie ein seltsamer, krampfhafter, ihr ganz fremder Lachreiz, und sie mußte an sich halten, um nicht laut zu lachen.

Aber nein, der Zufall war gar nicht so blind und dumm, wie man ihn fand, wenigstens nicht nur blind und dumm; er war voll ausgesuchter Bosheit, voll bittersten Hohnes: war es nicht eine furchtbare Ironie, daß sie das Pferd, das den Tod des Liebsten, was sie besaß, verursacht, vorher geküßt hatte, daß sie sich seit Monaten und mit aller Kraft ihres Herzens nach dem Tage gesehnt hatte, der übermorgen kommen sollte? Uebermorgen hätte ihr das höchste Glück zu Theil werden, hätte sie die Gattin des über Alles geliebten Mannes werden sollen, und übermorgen würde man ihn zu Grabe tragen: statt der Trauung das Begräbniß, statt des Hochzeitsbettes der Sarg! Ein Witz des Zufalls, ein wahrer Theatercoup, über den man lachen mußte.

Wieder kam jener seltsame, unheimliche Lachreiz über sie, aber stärker, unabweisbar, als wäre der erlösende Schrei, der ihr vorhin in der Kehle gleichsam erstarrt war, wieder lebendig geworden und verlangte nun stürmisch nach Luft. Sie suchte ihn zurückzuhalten — umsonst: ein jäher glucksender Laut quoll aus ihrem Munde hervor, und unaufhaltsam brach es nun los, ein gräßliches, gellendes Lachen, das immer lauter wurde.

Entsetzt sprang ihre Mutter auf sie zu und fragte, was ihr sei; aber sie antwortete nicht, sie lachte nur. Vergebens boten die Baronin und das zu Hilfe gerufene Mädchen Alles auf, um das furchtbare Gelächter zu stillen.

Die Hände krampfhaft geballt, den Kopf zurückgebogen, das schöne Gesicht häßlich verzerrt, lag sie im Fauteuil und lachte und lachte . . .

---



# Wir andern Menschen.

Eine psychologische Skizze.

Von

**Paul Riesenfeld.**

— Heidelberg. —

Der Vollmond goß durch die fast regungslosen Zweige sein magisches Licht herab. Kräftig und süß strömte die aromatische Frische der erwachenden Nacht; immer feierlicher wurden die fernen Töne des verklingenden Abends und das tiefe Schweigen. Immer zahlreicher begannen am dunkelgrünen Himmel die Sterne zu leuchten. Felix Rosen, der Ex-Referendar aus der Residenz, betrachtete sie durch das geheimnißvoll zitternde Blattwerk und sog und trank in vollen Zügen die frische Stille des Waldes ein. Das war wieder einmal ein Abend, so ganz geschaffen für sein Sorgenkind, die Sehnsucht, das er selbst verzärtelnd hegte und pflegte. Die Natur schien sich förmlich daran zu erfreuen, wie das anfänglich spärliche Flämmchen in ihm sichtlich gedieh und schließlich hell auflodernd seine ganze Ueppigkeit entfaltete. Die neun Schläge der Dorfkirchuhr verhinderten die weitere Ausbreitung des Feuers, das der junge Mann in sich glühen fühlte. Sie rissen ihn gewaltsam aus seinen Träumen und mahnten ihn an die Verabredung mit dem Doktor, bei dem er sich wieder einmal Rath holen wollte über die Behandlung seines inneren Menschen. Sein Mentor war einer von den Medizinern, die sich, nicht gerade aus übergroßer Liebe zu ihrem Berufe, ungezählte Semester dem Studium ihrer Wissenschaft hingeben, um dann schließlich, selbst mit Verzicht auf den akademischen Titel, in einem Gebirgsorte den paar Sommerfrischlern Recepte zu verschreiben oder die Entbindung einer Bäuerin zu leiten. Er war ein jovialer, biederer Herr, im Besitze aller der Schwächen und niedlichen Vorzüge des philiströsen Einsiedlers. Stets zeigte er sich als der kulturferne Spießer, der theils gleichgiltig den Strom der Zeit an sich vorbeirauschen ließ, theils aber höchst erbittert gegen „die verrückte Moderne“ zu Felde zog. Er besaß nicht eigentlich das, was man einen freien Horizont nennt, am allerwenigsten aber die Fähigkeit, für so reich und zart verästelte Gewächse wie die Seele des Referendars etwas Verständniß übrig zu haben. Der mochte ihn aber doch wohl leiden. Den jungen Mann ergötzte des Doktors Unbeholfenheit den Offenbarungen gegenüber, die in seinem vertrauensseligen Bestreben, das schwere Gemüth zu entlasten, ihren Ursprung hatten. Manchmal schien es fast, als ob das ärztliche Original durch übertriebenes Unverständniß sich seinem Patienten gegenüber verstellen wollte. Vielleicht hatte der Doktor die Absicht, auf den ihm anvertrauten Sohn seines „alten, lieben Rosen“ erziehlich zu wirken. So war das Verhältniß des „reifen Mannes“ zu dem ebenso traditionell „unreifen Jüngling“ interessant für beide Herren. Die ehr-

liche Ungezwungenheit ihres Verkehrs äußerte sich zuweilen auch in rücksichtslosen Neckereien und Verulkungen.

Gleichwohl sah Felix nach jedem Gespräche mit dem Arzte deutlich genug die unüberbrückbare Kluft, die ihn von dem Doktor schied. Aber es erfüllte ihn mit einer stolzen Befriedigung, wie jeder Offenbarungsversuch den Strich verstärkte und verlängerte, den er zwischen sich und den Andern zog. Auch auf die Erträgnisse der heutigen Unterhaltung freute er sich beim Anblick des Doktorhauses, brauchte er doch wieder eine Bereicherung seiner Skizzenmappe, ein neues Stück fruchtbaren Bodens für seine Satire.

Vor lauter Reflexion hatte er nicht gemerkt, daß das Ziel seiner Promenade erreicht war. In dem fahlen Scheine der Chausseelaterne glänzte das Schild des Doktors: Max Fischer, prakt. Arzt ꝛc. Hastig ging er hinauf.

„Guten Abend, Herr Doktor.“

„'Nabend, 'nabend, lieber Justizrath. Wie geht's, wie steht's?“

„Wie stets! Schlechter, als ich's verdiene. Diese Nacht giebt mir den Rest, einfach scheußlich!“

„Ich meine das Gegentheil. Eine wunderbare Nacht, dies.“

„Eben, eben, das sag' ich ja. Sie ist viel zu schön, direkt gräßlich.“

„Sie reden wieder 'mal in Räthseln, bester Herr. Sind überhaupt selbst so'n Räthsel . . .“

„Das seiner Auflösung harrt, und wie gesagt, der heutige Abend scheint sie verursachen zu wollen, der giebt mir den Rest. Dieser listig lockende Mondschein! Das lieblich kosende Licht überfluthet die ganze Landschaft und scheint sie in einen zarten Zauber zu tauchen. Ueberhaupt diese ganze Sommernachtssinnlichkeit, Nachtigallenschlag und Heimchenzirpen und das eintönige Froschquaken. Dazwischen das Lachen lustwandelnder Sommergäste, das Knarren eines fernen Landauers, die echoweckenden Klänge eines Hornes, das den Wonnemond verherrlicht, vor dem die Winterstürme wichen. Das schlummerbringende Rieseln der Bäche, das geheimnißvolle, leise Beben und Weben ringsum. Und vom Gipfel des Reifberges winkt das flatterhafte Licht der Schneefeldbaude einen gespenstischen Gruß aus ferner Zauberwelt. Und immer wieder das melancholische Horn! Wissen Sie, Doktor, es wird einem so . . . man möchte so gern . . . so . . so . . . Ach! wir sind unglückselige Kreaturen, wir andern Menschen!“

Der Doktor machte ein Gesicht, wie wenn ihm Jemand einen Vortrag über die Zend-Avesta gehalten hätte. Aber er fühlte sich bemüßigt, doch wenigstens etwas zu sagen. „Aha! Sie machen wieder 'mal einen Ausfall gegen das Heer der Vielzuvielen, gegen die . . . na, wie sagen Sie doch gleich? ich konnt's ja mal fast auswendig . . . ‚gegen die philiströsen Heerdenthiere, vulgo Menschen genannt, die bar sind jedes Erkenntnißdranges, jeder Individualität, die, im Moraste der Konvention steckend, jedes eigenen Seelenlebens und Denkvermögens entbehren, die verständnißlos feineren Gefühlsregungen und Gedanken gegenüberstehen und keine Spur einer Aesthetik oder Ethik haben.‘ — Dabei giebt's aber so Viele, von denen Sie sicherlich auch höchst gering denken, die eine gesunde und werthvolle Ethik besitzen.“

In dem Bewußtsein ein großes Wort ausgesprochen zu haben, drückte der kleine Herr sich wieder in seinen Sessel, von dem er sich im Eifer der Erwiderung erhoben hatte. „Sie verwechseln eben Ethik und Etiquette, Herr Doktor, Sie werfen Ideal und Idol in einen Topf. Ich wenigstens hege von jeher ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alle die Auch-Daseins-Berechtigten. Und wissen Sie, wie Nietzsche sagt . . .“

„Das verrückte Huhn,“ warf der Doktor vergnügt ein.

„Das Ei darf nie klüger sein wollen als das Huhn, selbst wenn dieses verrückt ist,“ entgegnete Felix scharf pointirt. Und ohne auf Fischers in Mißmuthsfalten gelegte Stirn zu achten, fuhr er fort: „Nietzsche sagt also: ‚Die Erde ist eine große Haut und

die Menschen sind ihre Geschwüre.' Aber bitte, lassen wir doch das Alles, ich bin meinetwegen zu Ihnen gekommen."

„Nu ja, wie steht's denn da? Los, Sündenregister!"

Der Doktor setzte sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurecht und erwartete mit gemüthlicher Herablassung die Beichte des Referendars.

„Ach, was soll ich denn schließlich auch Neues sagen?" begann Rosen in resignirtem Tone. „Wenn ich nur nicht so schrecklich unausgefüllt wäre! Ich fühle mich so entsetzlich leer, so . . ."

„Ja, essen müssen Sie freilich, mein Bester. Zeigen Sie doch 'mal Ihre Zunge! — Goldklar! Die Hauptsache ist: tüchtig essen und trinken, d. h. vernunftgemäß, verstehen Sie? — Und so lange, bis Sie satt werden."

„Das kann ich eben nicht sein! Stets bin ich durstig und hungrig, und da ich der Nahrung ermangele, muß ich mich selbst verzehren. — — Aber wenn ich gar etwas in mich aufnehme, ich kann nichts rein genießen . . ."

„Denn nich', mein Schatz! Wozu haben wir denn unsre ganz vorzüglichen Präparate? Vielleicht ein Zusatz von Maggi für die Suppe oder . . . äh . . . ein Zusatz von Plasmon für . . ."

„Sie setzen mir genug zu, Doktor, dadurch, daß Sie mich durchaus mißverstehen."

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich!"

„Ich meine — eine ewige Reflexion trübt mir den reinen Genuß der Beschaulichkeit, verbittert mir den Geschmack an allen Erzeugnissen der Erscheinungswelt. Da kann Maggi meiner Ansicht nach nichts helfen. Und dann überhaupt dieses Feuer in mir! Doch das ist nicht auf die Unsummen von Abbas manoli und Kyriazi frères zurückzuführen, die ich täglich in Asche verwandle," fügte er ironisch hinzu. Aber der Doktor blickte apathisch den blauen Verschlingungen nach, die aus dem dunkelbraunen Pfeifenkopf in die Höhe tändelten. „Ich fühle, wie das Alles wallt und wühlt, wie der Ueberschuß in meinem Innern sich entladen will. Die Flamme in mir bedarf der Nahrung, sie will sich ausbreiten, ringsum Wärme spenden. Aber ein Theilchen ihrer Kraft vernichtet höchstens einmal ein kleines Strohfeuer. Denn Strohköpfe sind es meist, an die sie sich verschwendet. Meine Seele möchte nach der drückenden Hundstagschwüle, nach dem ewigen Mittagsonnenbrand die wohlthuende Milde herbstlicher Abenddämmerung empfinden. Aber alles das ist und bleibt eben nur Sehnsucht. Sie ist nun einmal der melancholische Grundbaß, der zitternde Orgelpunkt, über dem sich die Molldissonanzen meiner Seele erheben."

„Sie lassen halt immer den Künstler 'raushängen," warf Fischer ein.

„Daß ich mich nur als solcher fühle, ist vielleicht mein größtes Unglück. Denn zu gewaltig ist das Mißverhältniß zwischen dem Empfinden, dem Denken, und der künstlerischen Genesis. Meine Muse fühlt nur die furchtbaren Qualen der Geburtswehen, aber nie die Freuden an den Kindern selbst. Ja, dieser Entstehungsprozeß! Ich möchte, daß all' die Töne, die in meinem Innern erklingen, sich von selbst zu rauschenden Harmonieen verbinden, daß alle meine Gedanken und Empfindungen Zungen hätten, daß alle die Schattenbilder, welche meine Sinne umgaukeln, freiwillig feste Gestalt annehmen und zu einem farbigen, vielstimmigen Reflex meiner Seele werden. Eine ewige, große Symphonie von Farben, Tönen und Worten möchte ich komponiren, um das Unaussprechliche da drinnen zum Schweigen zu bringen."

Inzwischen hatte sich das Landschaftsbild verändert.

„Sehen Sie, Herr Doktor, was für schwere schwarze Wolken sich am Himmel zusammengezogen haben!"

Bald darauf rieselte ein kräftiger Regen hernieder.

„Die glücklichen Wolken! Sie können sich ihre Last abschütteln, sie erleichtern sich durch Thränen. Ich kann nicht einmal weinen."

„Darüber lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen. So was ist immer

noch besser als das Gegentheil, die Fistel, die ja bekanntlich auf Caries der den Thränenschlauch umgebenden Knochen beruht.“ — —

In unzähligen Rinnsalen floß das Wasser in den dumpf rauschenden Waldbach. Die Erde athmete frischen, feuchten Regengeruch, doppelt wohlthuend nach der Schwüle des Spätsommertages.

„Wie das rieselt und raschelt,“ begann Felix. „Wie die Tropfen auf unsre Marquise prallen und auf die Steine klatschen. Sehen Sie, da! Wie der Mond schüchtern aus seinem dunklen Versteck wieder hervorlugt, und . . . sehen Sie doch blos ’mal auf den Kirchhof ’rüber . . . mit seinem schmalen Lichtstreif dort die vom Regen getränkten grauen Grabsteine trifft und tausend silberne Splitter auf sie zaubert.“ Er streckte die Hand in’s Freie. „Es regnet auch nicht mehr. Wie still’s jetzt geworden ist. Die Luft hängt voll von Schlummerfrieden und Sommernachtssinnlichkeit. Schrauben Sie doch Ihre Lampe höher, Herr Doktor. Dieses fahle, müde Licht im Balkonzimmer! Und das Kreisen und Summen der Fliegen! Und dazu das schwerfällige Ticken der Wanduhr! Lassen Sie sie doch schneller laufen, bitte!“ — —

„Das thue ich blos, wenn ich ’mal ’n unangenehmen Besuch habe.“

„Ehrt mich außerordentlich — — aber sehen Sie: Alles das drückt eine gewisse Stimmung aus, die mich verstimmt. Giebt’s denn da gar nichts dagegen?“

„Nein, mein lieber Rosen.“

„O, wie weit zurück ist doch die Medizin!“

„Das sollen Sie nicht ungestraft gesagt haben,“ meinte der Doktor etwas pikirt; denn die Standesehre schien ihm verletzt zu sein. „Hören Sie mich an! Hier heißt’s: Entweder — Oder. Man muß radikal verfahren bei Ihnen. Vor Allem — nehmen Sie Ihre frühere rationelle Thätigkeit wieder auf, auch wenn Sie auf den Tod schwören, daß Sie vor Aktenstaub ersticken. Das hilft Alles nichts. Ich habe auch arbeiten müssen und feste, das können Sie mir glauben. Ich bin auch erst der Max Fischer geworden. Und mein Vater hat mir nicht so und so viel hingelegt monatlich, damals herrschte noch nicht diese . . . diese moderne . . .“

„Ich glaubte, Sie wollten mir einen Rath ertheilen,“ unterbrach ihn Rosen ungeduldig. „Vielleicht soll ich Bäder nehmen?“

„Gewiß, gewiß, unsre vorzüglichen Bäder. Am besten Morgens. Dann ruhen Sie sich ein paar Stunden in der Hängematte aus, ohne Ihr Gehirn anzustrengen. Tüchtig essen nach einem von mir entworfenen Diätzettel, Spirituosen vermeiden, kräftige Milch bevorzugen, täglich kalte Brausen und zeitig schlafen gehen. Und alle die Nachtwandlungen, Gedichte und andere . . . gefährliche Jugendsünden lassen Sie man hübsch bischen beiseite. Und wenn dann noch nichts sein sollte, schicke ich Sie zur Nachkur in’s Sanatorium Kupferberg vom Kollegen Hertel. Vorige Woche ging eine meiner Patientinnen, die Gräfin Rochow, dorthin — die Frau vom Oberst, der ein Duzfreund von mir ist. Und übermorgen fährt der Geheime Kriegsrath Richter hin, den ich von einer schweren Krankheit befreit habe. Der Mann war wochenlang bei Gerhardt in erfolgloser Behandlung . . .“

„O, es ist ja schon so spät,“ fiel ihm Rosen interesselos in die Rede.

— — — „Sie sollen übrigens ’mal sehen, wie frisch, wie gesund, wie rothwangig Sie die Anstalt verlassen werden, dort werden Sie Ihren ganzen Krämpel los, hä, hä, hä — —“

„Ich gehe nicht zu Hertel,“ erwiderte Felix sehr bestimmt.

Fischer war perplex. Er brauchte eine geraume Zeit, um etwas zu entgegnen. „Hm, hm,“ meinte er ironisch, „so so — Sie wollen gewiß Ihr sogenanntes Leid weiter tragen?“

„Ja, Doktor, es ist ja so schön!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Arzt war sprachlos. Auch Felix hüllte sich in resignirtes Schweigen. Nur ab und zu unterbrachen des Doktors Kraftanstrengungen, den verglimmenden Tabak wieder glühend zu machen, die unbehagliche Stille. Schließlich ermannte sich Fischer zu der Aeußerung: „Sie sind mir zu konfus, ich verstehe Sie einfach nicht.“

„Ja, das glaub' ich schon. Es giebt aber doch Momente, wo ich über mich völlig im Klaren bin, wo meine Seele so deutlich redet, daß ich den Zustand prägnant bezeichnen und auch Ihnen verständlich machen kann.“

„Na, kommen Sie also wieder, wenn das der Fall sein wird. Ohne bestimmte Diagnose kann ich auch nicht prognosticiren.“ Und gähnend fügte er hinzu: „Entschuldigen Sie, daß ich jetzt — zur Nachtordnung übergehen muß.“

Felix belohnte seine Bemerkung mit einem gekünstelten Lachen und verabschiedete sich. „Besten Dank, Herr Doktor.“

„Gar keine Ursache, mein lieber Referendar.“

„Gute Nacht.“

„Gut' Nacht, gut' Nacht!“

Felix mußte auf seinem Wege vom Doktorhause noch einen Schwall hygienischer Ermahnungen, besonders hinsichtlich der Diät über sich ergehen lassen. Die letzten Worte jedoch verloren sich in dem frisch wehenden Winde, der den Wipfeln der hohen Tannen und Fichten gespenstische Laute entlockte. Eine Nachtigall schien die erregten Naturgeister wieder in ihren Schlummer einzulullen. Nur noch leise zitterten die harz- und regengeschwängerten Luftwellen um den nächtlichen Wanderer. Auch der Mond trieb nicht mehr blos sein kokettes Spiel mit dem Irdischen; er wurde zutraulicher und küßte wieder herzhaft die Bäume und Sträucher, die Wiesen und Wege wie vorher. Das melancholische Horn ließ sich ebenfalls wieder vernehmen und sandte gedämpften Tones in die Nacht hinaus: „Du bist die Ruh', der Friede mild.“ Felix wiederholte mechanisch die Anfangsworte des Gedichtes und blickte sinnend in die verschwimmende Ferne, gleichwie um das zu suchen, was das Lied in weihevollen Tönen verherrlichte — — — Ja, die Ruhe! Er ersehnte es, daß die Dämonen in der Brust endlich Frieden schlössen mit seiner Seele. Wenn sie ihr wenigstens einen kurzen Waffenstillstand gewährten, damit er ruhen könnte, schlafen und träumen. Alles ringsum erfreute sich an dem süßen Frieden des Schlummers. Nur die Geister in seinem Busen wachten mit hundert Augen und quälten ihn mit ihrer Red-Unseligkeit. Sie trieben ihn gewaltsam fort und fort und schürten in ihm das Feuer seines Begehrens an. Wonach verlangte er eigentlich? Er wollte . . . sehnte sich so . . . so . . . Ach! . . . Gleichsam wie auf das wüste, wild wogende Meer fühlte er sich versetzt, fern von der Küste und den Menschen. Vergebens bemühte sich sein ruheloses, mit den Wellen ringendes Fahrzeug, ein Ziel, einen sicheren Busen zu erreichen. Auch er selbst suchte tagein, tagaus (und oft ganze Nächte hindurch!) nach einem Busen, an den er sein müdes Haupt schmiegen, wo er ruhen, schlafen und träumen könnte. Wie wollte er diesen Busen lieben! Ja, das war es! Das redete eine so deutliche Sprache in ihm, das allein lebte jetzt inmitten der todtenähnlichen Stille; seine Liebe lebte und lohte — und litt. Die helle Flamme seiner Liebe verlangte nach Befriedigung und verzehrte sich selbst, da sie der Nahrung ermangelte. Erschöpft setzte er sich an den Rand des silberhell schimmernden Weges, auf den die mondverschleierten Bäume schattenhaft ihre vollen Zweige zeichneten. Und wie er da ausruhte in dem tiefen Frieden der Nacht, verwandelte sich all sein nagender Schmerz in stille, wunscherfüllte Resignation, lösten sich die quälenden Dissonanzen in eine einzige große klingende Harmonie auf, die von seinen bebenden Lippen in die schweigende Nacht hinausdrang:

. . . „'s ist ja nicht viel, was ich verlange,
Ein Tröpflein nur von Deinem Wundersaft
Zur Züglung einer ungezäumten Kraft,
Die sich verzehrt in ihrem eignen Drange;
Ein leises Lächeln linder Lenzesluft

Zur Kühlung dessen, was im Busen brennt,
Ein einziger, tiefer Athemzug vom Duft
Der Wunderblume, die man Liebe nennt.
Ein kleiner Schluck nur vom Genesungstrank
Schließt mir für ewig meine Wunden;
Ich litt genug, noch immer bin ich krank,
Drum flehe ich und lieg' vor Dir im Staub:
Gieb mir den Frieden, sei nicht länger taub,
. . . Laß mich gesunden."

Es war die letzte Strophe eines an das unbeugsame Schicksal gerichteten Gedichtes, das ihm sein nächtlicher Streifzug eingegeben hatte. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen und verlieh dem ernsten nervösen Gesicht einen geläuterten Ausdruck. Plötzlich, von einem entscheidenden Gedanken durchzuckt, sprang er auf und setzte mit derselben fieberhaften Erregung wie vorher seinen Marsch nach der entgegengesetzten Richtung fort. — —

Da war er ja schon wieder am Hause des Arztes. Er riß an der Nachtklingel. Bald darauf hob sich in dem Scheine der spärlich leuchtenden Chausseelaterne ein robuster Frauenkopf von dem dunklen Fenster ab.

„Was wollen Se denn, Männeken?"

„Den Herrn Doktor sprechen."

„Der hält aber Nachts keine Sprechstunde, da schläft er nämlich. Sind Se denn krank?"

„Schwer krank, unheilbar krank!"

„Da warten Se man bissel."

Einige Sekunden später vernahm Rosen des Doktors schlaftrunkene Stimme: „Er soll sagen, worum sich's handelt!" —

„Se sollen sagen, was los is!" —

„Ich will's aufschreiben."

Und er warf unter dem Schutze des heftig flackernden Lichtes die Worte Zarathustras auf das Papier:

„Nacht ist es, Nacht! Nun reden lauter alle
Springenden Brunnen, und auch meine Seele
Ist ein springender Brunnen.
Nacht ist es, Nacht! — Nun erst erwachen
Alle Lieder der Liebenden, und auch meine
Seele ist das Lied eines Liebenden. — —

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir,
Das will laut werden; eine Begierde nach
Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache
Der Liebe. — Nacht ist es, Nacht! —"





# Meine Rosen.

Von

**Valeska Tomaszewski.**

— Breslau. —

„Daß Du die Rose gebrochen
Für mich — ich will's verzeihn.
Doch kann ich auf Deinem Feste
Mit Dir nicht fröhlich sein.

Ich muß heut Kränze winden,
Die gehen weit — so weit!
Das sind die letzten Blüthen
In dieser Spätherbstzeit.

Du weißt, er hat die Stämmchen
Gepflanzt mit eigener Hand,
Drum schmück' ich mit den Rosen
Sein Grab im fernen Land.

Ich geize mit jeder einzigen,
Bin selbst dem Winde gram —
Wenn er zu losem Spiele
Der Rosen eine nahm.

Nun geh und laß mich pflücken
Für ihn die letzte Pracht."
Sie sprach: „Schau hier die Knospen!
Sie blühen auf zur Nacht.

In junger Morgensonne
Stehn sie in prangender Pracht.
Komm mit zu meinem Feste! —
Sie blühen auf zur Nacht."

* * *

Die Paare schwebten im Reigen,
Bei lustiger Melodei —
O du fröhliches seliges Leben!
Und ich — ich war dabei.

Sprach Einer: die dunkle Rose
Im Haar, die stünde mir gut —
Und sah mich an so eigen
Und sah meiner Wangen Gluth.

Er sprach, es sei recht schade,
Daß ich so selten zu seh'n —
Er fragte: darf ich hoffen
Auf baldiges Wiederseh'n?

* * *

Eine dunkle Blüthe am Boden
Sah mich klagend an —
Da wich von mir die Freude,
Ich weiß nicht, was ich sann.

Meine arme zertretene Blume
Erzählte mir traurige Mär.
Jetzt fegten die seidenen Schleppen
Sie hin und her.

* * *

Und als ich daheim auf dem Lager
Mit fiebernden Pulsen lag —
Halb wach — halb schlafergeben,
Umdämmert von Nacht und Tag —

Da sah ich, wie im Traume,
Ein ödes Todtenland;
Auf seiner morschen Pforte
Das Wort „Vergessen" stand.

Da hört' ich eine Stimme,
Die war mir wohlbekannt,
Doch war's, als ob sie käme
Aus fernem Geisterland:

Sie klang: „Ich war beim Feste
Ein unerkannter Gast,
An Deiner Seite weilt' ich,
Den Du vergessen hast.

Bei Deinen Freuden litt ich —"
Da schrie ich auf in Qual;
Auf meinem Bette spielte
Der erste Morgenstrahl.

Im Garten bog die Zweige
Ein ungestümer Nord,
Der trug mir alle Freude
Und trug meine Rosen fort.

—



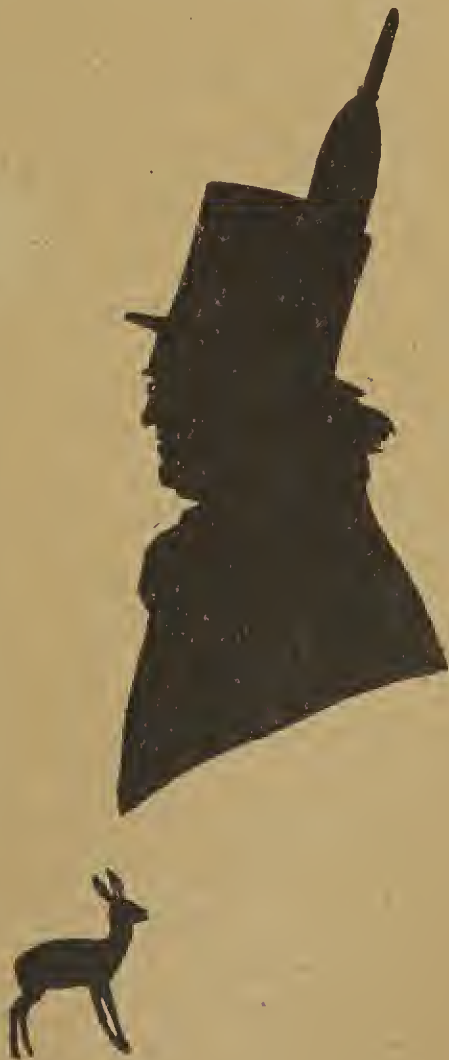
Ludwigsburg im Anfang des 19. Jahrhunderts.
Aus: Karl Fischer, Eduard Mörike. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

# Illustrirte Bibliographie.

**Eduard Mörikes Leben und Werke.** Dargestellt von Karl Fischer. Mit vielen Abbildungen. Berlin, B. Behrs Verlag. (E. Bock.)

**Eduard Mörike.** Sein Leben und Dichten. Dargestellt von Harry Maync. Mit Mörikes Bildniß. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf.

Als Mörike, der am 8. September 1875 seinen 70. Geburtstag ohne Sang und Klang verbracht hatte, im Juni des folgenden Jahres aus dem Leben schied — „wie wenn ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre", — da meinte der, welcher diese schönen Worte sprach, Gottfried Keller: „Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten." Aber der Dichter, der in der Eigenart seines Wesens und Schaffens, in seinem gegenwartsfremden, idyllischen Träumen und seiner romantischen Verklärung des Lebens als ein Anachronismus in seiner Zeit dastand, die, für reine Lyrik unempfänglich, auf die dröhnende Tendenzdichtung des jungen Deutschland horchte, der es nicht verstand, seine Muse in den Dienst des Tages zu stellen, und ferne vom lauten Markte des Lebens und von der Arena der Tageskämpfe den leisen Stimmen der Natur und des Innern lauschte, dessen Dichtung still und langsam reifte und sich mit ihren Blüthen nicht prunkend aufdrängte, und der gegen Rückert und Lenau nicht aufzukommen vermochte, — er ist auch nach seinem Tode noch lange genug seinem Volke, das dem glatten Geibel und dem glatten Bodenstedt zujubelte, fremd geblieben, mochten auch die besten und feinsten Geister für Mörike eintreten, ihn als Lyriker für den Erben des großen Wolfgang erklären. Indessen ist in letzter Zeit sichtbar ein erfreulicher, wenn auch nur langsam vorschreitender Wandel zum Besseren eingetreten. Die sich mehrenden Stimmen von Enthusiasten, von künstlerischen Zunftleuten und Kunstverständigen, auf die



Eduard Mörike. Von Paul Konewka.
Aus: Karl Fischer, Eduard Mörike. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

man zu hören und zu schwören geneigt ist, sind nicht ohne Wirkung geblieben; das Eintreten der Musiker für den Poeten — ich denke hier namentlich an des, freilich selbst zu seinem Unglück zu spät gewürdigten Hugo Wolff herrliche Kompositionen Mörike'scher Gedichte — half dabei nicht unwesentlich mit, und so beginnen denn auch die so lange nur von einer kleinen Gemeinde gekannten und genossenen Werke*) des schwäbischen Dichters und Pfarrers in steigenden Auflagen weiter in's Volk, d. h. in die gebildeten, für echte, tiefe, stille Kunst empfänglichen Kreise zu dringen; denn auf eine Massenpopularität, wie sie etwa Bodenstedt-Mirza Schaffy mit seinen geschickt aufgeputzten Nichtigkeiten genossen hat und noch genießt, darf ein Mörike bei dem Volke der Dichter und Denker nicht rechnen. Auch die Litteraturgeschichte, die sich Mörike gegenüber Vernachlässigung und Verkennung hat zu Schulden kommen lassen — man denke an das ungerechte und lieblose Urtheil Heinrich Kurz', in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" — beeifert sich ihr Unrecht gut zu machen. Fast zu gleicher Zeit sind zwei gediegene biographische Werke erschienen, die das Leben und die Persönlichkeit des liebenswürdigen Dichters schildern. Beide Biographien haben eigenthümliche Vorzüge, so daß keine durch die andere entbehrlich



Gesammtansicht von Urach.
Aus: Karl Fischer, Eduard Mörike. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

gemacht wird, sondern beide sich in erfreulicher Weise ergänzen. Der litterarische Fachmann wird der kritischeren, mit philologischer Gründlichkeit gearbeiteten Biographie Harry Maynes, welche auch die einzelnen Werke des schwäbischen Dichters eingehend analysirt und gewissenhaft in ihren Beziehungen zu des Dichters Leben, in ihrer Genesis, ihrer litterarhistorischen Stellung, ihrem ästhetischen Werthe und ihren Schwächen beleuchtet, den Vorzug geben; ohne deshalb das viele Werthvolle, was auch Fischer ihm bietet, zu übersehen; der gebildete Laie und Schöngeist wird sich von der warmen Begeisterung und Liebe, mit welcher der Wiesbadener Gymnasialdirektor Karl Fischer, den gelehrten Apparat möglichst verbergend, das Leben und Wesen des Dichters darstellt, dessen Werke er nur im Zusammenhange damit behandelt und kurz charakterisirt, ohne sie einzeln eingehender zu untersuchen, besonders gefesselt und zu dem Dichter hingezogen fühlen; wie

*) Mörikes Werke sind in vier Bänden im Verlage von G. Göschen in Leipzig erschienen. Sie umfassen Gedichte (Bd. 1), Erzählungen (Bd. 2) und den Roman Maler Nolten (Bd. 3 u. 4) und kosten zusammen 20 Mk., doch sind auch die einzelnen Abtheilungen zum Preise von 5 resp. 10 Mk. erhältlich.

denn auch äußerlich schon Fischers Buch durch seine Ausstattung, den reichen illustrativen Schmuck, die Aufmerksamkeit leichter auf sich lenkt. Während Maync's Buch nur ein gutes Bild Mörikes in Stahlstich aus dem Jahre 1856 bringt, wird Fischers Biographie durch eine Anzahl hübscher und interessanter Illustrationen ergänzt, welche uns Bildnisse des Dichters und der ihm verwandtschaftlich oder freundschaftlich nahe stehenden Persönlichkeiten, Ansichten der Stätten, an denen er geweilt und gewirkt, auch einzelne Zeichnungen zu seinen Dichtungen, darunter einige von des Dichters eigener Hand, wiedergeben. Wir sind durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung in der Lage, einige Bilder aus dem Fischer'schen Buche diesen Zeilen beizufügen, darunter den köstlichen, überzeugend charakterisirenden Konewka'schen Schattenriß Mörikes, der mehr Leben athmet als manches sorgfältig ausgeführte Werk anspruchsvoller Portraitmalerei. Das ist der biedere, weltunkundige Landpfarrer, der schlichte, in beschränkten Verhältnissen lebende Stuttgarter Professor, der Träumer, der mit „bunten Zaubergläsern" in's Leben sah, in dessen rauher Wirklichkeit er sich so schwer zurechtfand und in dem er sich keinen rechten, sichern Platz zu erobern wußte. Man kann das Leben dieses Mannes, wie es uns Fischer und Maync, auf zuverlässige gedruckte, schriftliche und mündliche Quellen gestützt, erzählen, nicht ohne Wehmuth und Rührung lesen. Von ferne gesehen, mochte es als stille, friedliche Idylle erscheinen — und doch war es voll von inneren Kämpfen, voll Zweifel und



Tübingen: Das Stift.
Aus: Karl Fischer, Eduard Mörike. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

nur mühsam nach Nebel und Stürmen erreichter Klarheit. Ohne Kraft und Energie, sein Leben mit mächtig gestaltender Kraft aufzubauen, gab er diesem doch dadurch, daß er seiner Passivität nichts seiner Natur Widerstrebendes abtrotzte, daß er in seiner weichen, „poetischen Apathie" — die ein geistlicher Amtsbruder auf gut Deutsch Faulheit nannte — eine organische Einheit und etwas, das uns trotz Allem wie Harmonie anmuthet. „Nur nichts forciren" war sein Wahlspruch. Es mußte ihm Alles von Innen kommen und von selbst still reifen und wachsen; das außer ihm Liegende in den Dienst seines Lebens und Dichtens zu zwingen, lag ihm ferne. Niemand war weniger dazu geschaffen, die Poesie zu kommandiren, oder gar die Wirklichkeit. Aber seine Phantasie umkleidete diese mit allem Zauber. Als Knabe gilt er in der Schule als Träumer und fühlt er beglückt die Poesie der Rumpelkammer; als Klosterschüler in Urach sucht er die Einsamkeit der Natur auf und baut sich halb in den Berg hinein eine abgeschiedene Hütte, in der er bei künstlicher Beleuchtung alten Träumen nachhängt; in Tübingen, in dessen Stift Mörike, der nie ein guter und leistungsfähiger Schüler gewesen, nur mit Vorbehalt aufgenommen worden, baut er sich gleichfalls eine Robinsonhütte und erfindet die wunderbare Insel Orplid. Und wunderbar genug trat die Romantik, die er in das Leben hineindichtete, selbst verhängnißvoll und doch vorübergehend beglückend und befruchtend in sein Dasein in Gestalt der geheimnißvollen Fremden, die M. als Peregrina verewigt hat,

und deren Räthsel wir bei Fischer und Mayne nicht in völliger Uebereinstimmung gelöst finden. Eine Sturm- und Drangzeit folgte, in welcher der für den geistlichen Beruf ausgebildete und bestimmte und doch sich zu solchem nicht berufen und geeignet fühlende Jüngling, der die verschiedensten Anlagen, poetisches, musikalisches, schauspielerisches Talent besitzt, ohne die concentrirende Kraft und Energie, eines davon zum sicheren Fundament seiner Existenz zu machen, die verschiedensten Versuche macht, die theologischen Fesseln abzustreifen, aber, nachdem er seine Unfähigkeit, einen redaktionellen Posten auszufüllen und regelmäßige schriftstellerische „Tagelöhnerarbeit" zu verrichten, erkannt hat, seine Vicariatsthätigkeit wieder aufnimmt. Nicht minder irrte er sich über seine eigentliche poetische Begabung; lange glaubte er zum Dramatiker geboren zu sein und schmiedet Plan auf Plan, ohne ihn ausführen zu können. Ein Irrthum war auch seine Liebe zu Luise Rau, von der er sich nach vierjähriger Brautzeit loslöst. Nach achtjähriger Wanderschaft von einem Pfarrhause zum anderen, darf er endlich selbst als wohlbestallter Pfarrherr mit Mutter und Schwester in Cleversulzbach einziehen. Aber seine Kränklichkeit und die erwähnte „poetische Apathie", seine nervöse Scheu, die ihm das Predigen zu einer Qual und seine wiederholte Vertretung nothwendig machten, führen schon nach neunjähriger Thätigkeit zu seiner Pensionirung. Nach einer Zeit wohlthuender Ruhe, die günstig auf sein poetisches Schaffen einwirkte, beginnt die Sorge um Schaffung einer neuen Existenz, da ein spätes Liebesglück ihm Verpflichtungen auferlegt. Aber kein friedliches Heim war dem Vielgeprüften, der 1851 am Katharinenstift in Stutgart eine bescheiden dotirte Stellung gefunden, beschieden. Fischer vermeidet es absichtlich, auf die Schatten, die Mörikes Eheglück trübten, hinzuweisen, während Mayne diese Zurückhaltung verschmäht. Ehren blieben nicht aus; 1852 ward ihm der Doktortitel verliehen, 1856 ward er zum Professor ernannt. Aber die Beschränktheit seiner pekuniären Verhältnisse, die sich tragikomisch in dem geborgten Festfrack dokumentirt, welchen des Dichters Freund Mährlen Jahrzehnte lang hergeben mußte, mindert sich erst ein wenig durch die Hilfe der Schillerstiftung, die im Jahr 1862 Mörike eine Ehrengabe überreichte und eine Jahrespension von 900 Mk. aussetzte. Als er sich 1866 als Lehrer des Katharinenstiftes pensioniren ließ, wurde ihm sein volles Gehalt von 350 Fl. (600 Mk.!) mit Rücksicht auf seine Verdienste als deutscher Dichter als Gnadenpension aus der kgl. Kasse bewilligt. Nichtsdestoweniger waren es dürftige Verhältnisse, in denen der Dichter, dem seine 1873 in den Göschen'schen Verlag übergegangenen Werke keinen nennenswerthen Ertrag gebracht hatten, den Rest seiner Tage, getrennt von seiner Gattin, verlebte. Aus der Stumpfheit, die sich des greisen Poeten bemächtigt hatte, weckte ihn das gewaltige Jahr 1870 auf, ohne doch den Dichter in ihm zu beleben. Den 70. Geburtstag beging er in stiller Einsamkeit; aber Abends vernimmt sein Ohr geheimnißvolle Musik: „Uhland'sche Sterbeklänge". Krank und lebenssatt schloß im folgenden Frühling der Sänger von „Schön-Rohtraut", vom „Verlassenen Mädchen", der Dichter des „Maler Nolten" für immer die müden Augen.

Nicht mehr volle zwei Jahre trennen uns von dem Zeitpunkt, an welchem das deutsche Volk den 100. Geburtstag des großen Lyrikers feiern kann. Möge es sich dann zeigen, daß er die Stelle in dem Herzen seiner Landsleute endlich errungen hat, die ihm gebührt, und daß die schöne verdienstvolle Arbeit, welche Fischer und Mayne in ihren Biographien geleistet, ihre Wirkung weit über der Kreis der litterarischen Fachleute hinaus geübt hat. Mögen unter den litterarischen Festgaben, die man bald wieder unter den Weihnachtsbaum legen wird, auch die beiden Mörike-Biographien recht häufig vertreten sein.

O. W.

---

**Handbuch der Frauenbewegung.** Herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer.
IV. Theil: Die deutsche Frau im Beruf. Mitarbeiter am IV. Theil: Dr. Robert Wilbrandt, Lisbeth Wilbrandt. Berlin, Verlag W. Moser.

In Adolf Wilbrandts, des sonnigen Poeten, Sohn lebt etwas fort von dem väterlichen Geiste, aber es ist doch auch wieder anders und neu: einem edlen Idealismus begegnen wir hier wie dort, aber bei dem einen scheint er uns mehr in dichterisch künstlerischem Sinne reich entfaltet, bei dem andern knospenhaft verschlossen unter der Hülle des vorsichtig zurückhaltenden, besonnen urtheilenden Gelehrtenthums. Das vorliegende Werk des fleißigen Ehepaars Wilbrandt ist ein im tiefsten Grunde sittliches Buch. Es be-

handelt sociale Probleme mit dem großen, treuen Ernste, den die Größe der Aufgabe unbedingt erfordert. Die Sprache ist thatsachen- und gedankenschwer, doch klar und schön, und ähnlich dem gedrungenen, wohlgeformten Vortrage in Karl Büchers Schriften bewegt sie sich öfters in glücklichen Bildern. In der Kritik zeigt sich Robert Wilbrandt nachdenklich weise; vor einer kräftigen Zurückweisung scheint er gelegentlich nicht zurückzuschrecken, doch überwiegt im Allgemeinen ein weitherziges Wohlwollen, und wir fühlen uns dem lauten Tageslärm entrückt in seiner Nähe.

Das Geschick lieh dem Vater „der Dichtung Schleier", daß er damit die holden Goethewunder wiederhole, jede Lebenswelle zu besänftigen und den Tag lieblich, hell die Nacht zu gestalten. Dem Sohne ist mit der Gewohnheit der bedachtsamen Forschung eine ähnlich wirkende Gabe zu Theil geworden. Auch der sittenstrenge wissenschaftliche Geist wirkt beruhigend, wohlthuend.

So ist das Buch, das er uns in die Hand gegeben, ein stilles, friedliches Werk. Keine bunte Parteiflagge weht darüber. Die eindringlich sachlichen Erörterungen werden sich nicht zu wirksamen Deklamationen für einen Augenblickserfolg verwenden lassen. „Vornehm" nennt man vielleicht eine solche Stilart. Man könnte sie wohl auch „bescheiden" nennen. Der ehrliche Forscher weiß immer, wie wenig er weiß, und behält das Problematische gewissenhaft im Auge. Seine Darstellungskunst wird daher dem weichen Anschlag eines guten Klavierspielers gleichen, und in der Zurückhaltung vielleicht beredter sein als ein nachdrücklicheres, aber minder zartes Verfahren. Es ist so schwer, die Welt der socialen Erscheinungen richtig zu interpretiren, viel, unendlich viel schwerer als ein noch so schweres Tonstück vorzutragen. Und auch hier hilft, wie man sagt, kein Mundspitzen, es muß gepfiffen werden.

Wie Robert Wilbrandt, der das vorliegende Werk in der Hauptsache selbst verfaßt hat, — (der allerdings sich durch die ganze Arbeit als breites Band hindurchziehende unsagbar viel Mühe und Sorgfalt verrathende Theil über das Ausbildungswesen ist von Frau Lisbeth Wilbrandt, und wieviel ihrer geistigen Mitarbeit sonst zu danken ist, deutet der Autor im Vorwort an) —, wie Wilbrandt die schwere Aufgabe, über die deutsche Frau im Beruf wissenschaftlich Rechenschaft zu geben, gelöst hat, wird natürlich von genauen Kennern der einschlägigen Verhältnisse allein zureichend gründlich beurtheilt werden können.

Man hat da in einem neuen Erdatlas geblättert. Karten lagen vor einem aufgeschlagen, deren Bedeutung zuvor nicht geschätzt wurde. Die statistischen Tabellen sind allerhand kunstgemäße Querschnitte durch die wirkliche Welt, aber wer kann sie lesen? Dieser Atlas ist nicht ganz so mühelos zu verstehen wie ein geographischer im engeren Sinne. Da hilft uns nun Wilbrandts Buch im Einzelnen durch. Er deutet die Zahlen, weist uns auf ihren relativen Werth und Unwerth hin, und er zündet uns so ein Licht nach dem andern an, daß wir uns in der socialen Wirklichkeit mehr und mehr orientiren können.

An der Hand kundiger Vorgänger eröffnet er uns Ausblicke über die historischen Zusammenhänge hinein in's längst Vergangene. Er durchmißt den weiten Umkreis der verschiedenartigen Berufsthätigkeiten, die gegenwärtige Lage der Frauenarbeit in Deutschland, von der Landwirthschaft bis zu den wissenschaftlichen Arbeitsgebieten. Dann aber werden die Zukunftsfragen liebevoll errörtert, und man fühlt durch, es ist klares männliches Denken, dem doch allenthalben tiefes weibliches Naturgefühl zu Grunde liegt: es ist nicht das Elaborat eines einseitigen Verstandes, sondern die Frucht herzlichen Einverständnisses der beiden edelgesinnten Mitarbeiter. H. L.

---

# Bibliographische Notizen.

**Astronomisches Lexikon.** Auf Grundlage der neuesten Forschungen von Aug. Krisch. — Wien, Hartleben.

Mit den erschienenen Heften 11—20 liegt das Werk nunmehr abgeschlossen vor. Was der Verfasser erstrebt hat, das gesammte Material der astronomischen Wissenschaft in Form eines Wörterbuches kurz und populär zusammenzustellen, ist ihm vollständig gelungen. Natürlich konnte, bei selbst noch so gemeinverständlicher Darstellung das Gebiet der Mathematik, mit der die Astronomie eng verknüpft ist, nicht umgangen werden. Aber auch hierin hat der Verfasser

es verstanden, wie z. B. beim Kapitel „Trigonometrie“, dieses dem in der Mathematik weniger Bewanderten in leicht faßlicher Weise zugänglich zu machen. Wie schon bei früherer Besprechung hervorgehoben, haben die neuesten Errungenschaften, namentlich auf dem Gebiete der Himmelsphotographie und der Spectral-Analyse, Berücksichtigung gefunden. In einem Anhange sind am Schluß die Bahnelemente der kleinen Planeten, sowie ein Verzeichniß der berechneten Kometen nebst Bemerkungen hierzu beigefügt. Das gut ausgestattete, mit zahlreichen Illustrationen versehene Werk sei hiermit empfohlen. Bei dem großen Interesse, das der Astronomie auch von Laien entgegengebracht wird, wird sich das Werk sicherlich viele Freunde erwerben. K.

**Jahrbuch der bildenden Kunst 1902.** Unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz, Dresden. Herausgegeben von Max Martersteig. Verlag der Deutschen Jahrbuchgesellschaft m. b. H. Berlin 1902.

Das Jahrbuch, das als Fortsetzung des früheren Almanachs für bildende Kunst und Kunstgewerbe angekündigt wird, ist dazu bestimmt, einen Ueberblick über das Kunstschaffen des abgelaufenen Jahres, die in ihm hervorgetretenen Tendenzen zu bieten, die Fragen, die in ihm aufgetaucht, zu beleuchten, die Meister und die Neulinge des Jahres zu würdigen und der Verstorbenen zu gedenken, und durch Kunstbeilagen und Illustrationen einerseits einige der bedeutsamsten Werke des Jahres der Anschauung zu übermitteln, andererseits damit zugleich dem Fachmann und Laien Proben der reproducirenden Künste zu geben. In zweiter Linie soll das Jahrbuch auch praktischen Bedürfnissen dienen und Auskunft geben über derzeitige Organisationen, Sammlungen, Schulen, die mit der Kunst verwandten Gewerbe und Industrien, über die Künstler, die deutschen Stammes, oder in Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz ansässig sind. Das Jahrbuch wird diesen seinen Zwecken schon in seinem ersten Bande in anerkennenswerther Weise gerecht, es braucht, um seine Aufgabe noch erschöpfender zu lösen, nur den mit richtigem Blick gewählten und mit Glück verfolgten Weg weiter schreiten. Der Jahrgang 1902 bringt Berichte über die Kunstausstellungen des Jahres, über die Ausstellung der Darmstädter Kunstkolonie (von Hans Schliepmann), über die Denkmäler des Jahres (von Fr. Schumacher), über die graphische Kunst 1901 (von Max Lehrs), über die Kunst im Handwerk (von H. Obrist, V. Merk u. A.), über die „Deutsche Baukunst um die Wende des Jahrhunderts“ (von A. Hoffmann) u. s. w. Den drei Siebzigjährigen: Reinhold Begas, Constantin Meunier, Ernst Stückelberg sind besondere Aufsätze gewidmet. Heinr. Arn. Schmid hat über Böcklin geschrieben und Hugo von Tschudi über Ignaz Zuloaga u. s. w. Die vortrefflich reproducirten Kunstbeilagen (15 an der Zahl) und die 63 Textillustrationen, sind ein hervorragender künstlerischer Schmuck des vornehm ausgestatteten, dabei billigen Werkes, das in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde jene Verbreitung finden möge, die es verdient und die sein Fortbestehen und seine Vervollkommnung zu sichern vermag. O. W.

**Lord Byron und die englische Gesellschaft in ihrer wechselseitigen Beurtheilung.** Von Richard Timm. Inauguraldissertation. Rostock, 1902. Winterbergs Buchdruckerei.

Die interessante Rostocker Inauguraldissertation Richard Timms über Lord Byron bringt den Verehrern des großen englischen Dichters einen werthvollen Beitrag zur Kunde von den Urtheilen des Poeten über die zeitgenössischen Landsleute und dieser wiederum über ihn. Timm gelangt zu der Ueberzeugung, daß der Lord für die Gesellschaft ein oft sehr scharfer, selten ungerechter Richter gewesen, dagegen habe sie den genialen Künstler vielfach hart und unbarmherzig verurtheilt. H. L.

**Die Weltherrin und ihr Schatten.** Von Felix Auerbach. Ein Vortrag über Energie und Entropie. Jena 1902. Fischer.

Auerbachs Vortrag ist überaus geistreich in der Form, sehr fesselnd im Inhalt und anregend wie belehrend. Der Jenenser Professor stellt darin, freilich in beruhigender Ferne, eine recht unangenehme Katastrophe, nämlich das Einschlafen aller der freudigen, thatkräftigen Energie im Weltall, von der der Redner sich selbst viel angeeignet, in Aussicht. Er thut es aber nur im Scherze. Noch braucht man nicht bange zu werden; denn erstens sind bis dahin noch viel neue Theorien möglich, und zweitens läßt die Anmerkung 25 schon für die Lebenserscheinungen Besonderes erhoffen. H. L.

**Kloster und Herd.** Von Charles Read. Deutsch von Margarete Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.

„Liebesglück, Trennung, Verzweiflung, Gottentfremdung, Lasterleben, Selbstmord-

versuch, Reue, religiöse Schwermuth, Buße, Weltentsagung und Verzichtleistung auf jedes Erdenglück" — in diese Worte faßt der Autor selbst einmal die Schicksale und den Entwicklungsgang seines Helden Elias Gerhard zusammen, der uns als der Vater des großen Erasmus von Rotterdam — um unser Interesse zu beleben — vorgestellt wird. Aber die Worte geben bei aller Inhaltsfülle und all ihren Kontrasten keine Vorstellung von dem bunten, wilden Reichthum, der in den beiden Bänden des Romans ausgeschüttet wird, in verwirrendem Durcheinander kostbare Schmucksachen in edelster Form, interessante Antiquitäten, werthvolle Raritäten, aber auch täuschende Imitationen und falsches Gestein, das nur Kinder und Unerfahrene erfreuen und blenden kann, bietend. Und weiter charakterisirt der Autor seine Erzählung mit ihren inneren und äußeren Gegensätzen folgendermaßen: „In Italien ist sie voll wilder Abenteuer, heftiger Leidenschaft, Gotteslästerung, Sünde, Buße, willenloser Ergebung und heiliger Läuterung. In Holland sehen wir das einfachste Alltagsleben sich vor uns abspielen, aber es birgt in seiner reinen Menschlichkeit eine ewige Jugendfrische." Man wird auch der Darstellung dieses Alltagslebens Frische und Wärme und poetische Durchleuchtung zusprechen müssen; man kann dem überreichen Lobe, das in der Vorrede (der Uebersetzerin oder des Verlegers?) dem Roman gespendet wird, insofern beistimmen, daß man die satten, lebensvollen Farben des hier entrollten Zeitgemäldes, die Plastik der ihm treu entsprechenden Gestalten rühmt — ohne auf die Zeitechtheit jedes einzelnen Zuges schwören zu wollen; man wird auch die Feinheit in der Schilderung weiblichen Seelenlebens und die Kraft in der Darstellung des Konflikts, der erschütternden Erlebnisse und mächtigen inneren Kämpfe, aus denen der Held schließlich geläutert hervorgeht, anerkennen müssen; — aber verhehlen darf man auch nicht, daß von „wilden Abenteuern" uns so viel Zweckloses und Merkwürdiges aufgetischt wird, daß nur naive Leser daran ihre Freude haben können, und man stellenweise ein Buch für die „reifere Jugend" zu lesen glaubt. Das drückt denn doch die Bedeutung des Werkes auf ein niedrigeres Niveau, als die Vorrede ihm zuweist, herab. Immerhin bietet die Geschichte, die, nach der Versicherung des Autors einer alten lateinischen Chronik des 15. Jahrhunderts entnommen, nur „verbürgte Thatsachen" (?) enthält, mit ihrer lebendigen Darstellung einer bunten und reichen äußeren Welt und einer bedeutsamen inneren Entwicklung eine fesselnde Lektüre, die sowohl den Stoffhunger naiver Leseratten, wie die Ansprüche der nach tieferem gedanklichen und seelischen Gehalt verlangenden kritischen Leser nicht unbefriedigt läßt.

O. W.

**Recipe.** Heitere Aufzeichnungen aus dem Taschenbuche eines Arztes. Von Dr. Julius Florian. Berlin, Berlinische Verlagsanstalt.

Schon aus dem Titel und der Widmung: „Allen Harrenden in den Wartezimmern der Aerzte" läßt sich erkennen, daß dies Büchlein nur eine kurzweilige Unterhaltung beabsichtigt. Der Verfasser, einer der beliebtesten schlesischen Badeärzte, erreicht diesen Zweck in der launigsten und liebenswürdigsten Weise. Ueberzeugt von der probaten Lebensanschauung: Glückselig aber ist der Mann, der sich zur Freiheit lachen kann! erzählt er mit prächtigem Humor 21 heitere Erlebnisse und erzielt dadurch die angenehme Wirkung, daß die Leser am Schluß lachend und zugleich bedauernd ausrufen: Schade, schade, daß ein so köstliches Recept uns nicht öfter verschrieben wird!

N.

**Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit.** Edith Nebelong. Von Mieze Wichmann. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Axel Punker.

Der Fall ist doch zu pathologisch, um typisch sein zu können; — ein junges Mädchen wächst auf dem Lande auf, ohne mütterlichen Einfluß, von zwei Männern erzogen, dem Vater und dessen Bruder, einem alten Junggesellen, und ohne regelrechten Unterricht. Halbreif kommt sie nach der Stadt in den Kreis junger Männer und junger Mädchen, dort findet ihre Originalität Beifall, sie verliebt sich und verlobt sich, sie liebt ihren Bräutigam und entflieht ihm zwei Mal, weil sie in seiner Nähe es nicht aushält und wiederum die Trennung nicht erträgt. Als er das Verhältniß löst und eine Andere heirathet, verlobt sie sich zum zweiten Male mit einem jungen Mann, den sie eigentlich nicht mag, dem sie sich aber doch hingegeben hätte, wenn er es gewollt, aber er will sie zu seinem angetrauten Weibe, doch vor den Fesseln der Ehe hegt sie Abscheu, und so löst sie das Verhältniß, zumal der Bräutigam nicht gestatten will, daß sie sich der Schauspielkunst widmet und öffentlich auftritt.

Bald darauf erkrankt sie an einer Blinddarmentzündung, weil sie einen Pflaumenkern verschluckt hat, und stirbt

daran — im Fieber redet sie viel wirres Zeug und Manches, was sehr tiefsinnig ist, aber es wäre traurig um unsere Zeit bestellt, wenn das Leben unserer jungen Mädchen dem Leben dieses einen gliche.

mz.

**Ilse Bleiders.** Von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Wer einen spannenden Roman erwartet, wird dieses Buch enttäuscht aus der Hand legen, wer aber Freude daran hat, einen tiefen Blick in das Seelenleben einer gemüthvollen Frau zu thun, wird es mit Vergnügen lesen.

Der Reiz der Frauenseele, wie sie die Verfasserin hier schildert, ist das Mütterliche. Die Sehnsucht des Mannes ist das Weib, aber es ist ihm nur Mittel zum Zweck, er will sein Leben genießen und es zum höchsten Kunstwerk gestalten; die Sehnsucht der Frau ist das Kind, sie selbst betrachtet sich nur als Mittel zum Zweck, sie vervollkommnet sich, damit sie fähig werde, das Leben ihres Kindes zum Kunstwerk zu gestalten. Dieser Gedanke ist der rothe Faden, der sich durch die Handlung der Erzählung schlingt und die Heldin, Ilse Bleiders, in die schwierigsten Konflikte verwickelt, die aber von der Verfasserin harmonisch gelöst werden.

Rühmend erwähnen müssen wir, in welch feinem Kontraste die Verfasserin die männlichen und weiblichen Eigenheiten einander gegenüberstellt, ihre Berechtigung erklärt und in ihrer Ergänzung die schönste Lösung des Lebensproblems findet. mz.

**Sonnenfunken.** Novellen und Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Leipzig, Paul List.

Die Verfasserin der „Gänseliesel“ erfreut sich bekanntlich einer unerreichten Beliebtheit bei den jüngeren weiblichen Jahrgängen. Das vorliegende Buch wird daran nichts ändern. Welcher Backfisch wird nicht Verlobungsgeschichten wie „Auf Feuer“ und „Wie sie sich fanden“ einfach „süß“ finden und nicht in entzücktes Erstaunen über so unbegreiflich wunderbare Fügungen des Schicksals, wie es in der Erzählung „Gisela“ dank Natalys weiser Lenkung waltet, gerathen. Diese wie auch die Erzählung Kwang-scheng sind nebenbei hochaktuell, denn sie spielen in China während der letzten Christenverfolgungen und kriegerischen Wirren. Die letztgenannte Geschichte ist übrigens durch die Einfachheit der ernsten Handlung und schlichten Darstellung erträglich; und die das Buch abschließende, auf das Gebiet der Ahnungen führende spukhafte Schloßgeschichte, ist mit ihrem Anlehnen an wirklich Erlebtes sogar nicht ohne Stimmung — so daß sie wenigstens relatives Lob verdient.

O. W.

**Lachende Lieder** von Richard Schmidt-Cabanis. Mit zwei Bildnissen des Verfassers, einem Kunstdruck nach der Skizze von Anton Schöner und einem seelischen Selbstportrait. Erste Auflage. Berlin, 1902. Boll und Pickardt.

Schmidt-Cabanis hat seine „Lachenden Lieder“ mit einem, wie er hofft, sprechend ähnlichen Selbstporträt in Versen, zu dem das „Erkenne-Dich-Selbst“-Album die Schablone geliefert, eröffnet. Das lustige Temperament, die zierliche Wortgewandtheit und der kräftige gesunde Menschenverstand, diese Eigenschaften, die wir hier gleich am Anfang antreffen, bilden eine vortreffliche charakterisirende Ouvertüre für das ganze heiter frische Werk. Ridendo dicere verum! Warum soll man's nicht, meinte Horaz. Das hat sich Schmidt-Cabanis nicht zweimal sagen lassen. Er lacht in seinen Liedern und spricht dabei doch aus, was ihm am Herzen liegt. Ueberraschende formale Begabung dient dem Humoristen zur Hervorbringung von Wirkungen, die ihm nicht so leicht nachgemacht werden können. Man möchte an Théodore de Banville denken. Doch hier redet zu uns ein echtes Berliner Kind. Er verleugnet die Vaterstadt nicht. Sein Gruß an diese Heimat athmet das Behagen des Bürgers, der stolz auf sein engeres Vaterland ist und dessen tieferen Herzschlag wohl empfindet.

H. L.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

**Architektur, Ueber moderne.** Von H. Harries. Zeit (Berlin) I. 45.

**Bourget, Paul.** Von G. Ransotoff. Nation XIX. 44.

**Capitalismus vor Gericht, Der.** Von F. Naumann. Zeit (Berlin) I. 44.

**Deutschland und die Schweiz.** Von F. Vetter. Zukunft X. 45.

**Dichtermonumente, Echte und unechte.** Von A. Bettelheim. Nation XIX. 44.
**Gedankenschrift als internationales Verständigungsmittel.** Von F. W. Ilges. Nord u. Süd 1902. November.
**Goethes persönliches und litterarisches Verhältniss zu Kotzebue,** Von R. Schlösser. Westermanns Monatshefte 1902. 12.
**Hartmann, Hugo, Friedrich.** Von M. Kempff. Gegenwart 62. 31.
**Heine. War H. französischer Bürger?** Von E. Elster. Deutsche Rundschau 28. 11.
**Hirschfeld, Georg.** Von A. Heiderich. Nord u. Süd 1902. November.
**Kleists „Guiskard" u. Hebbels „Moloch".** Von W. Waetzold. Grenzbote 61. 35.
**Kunst, Die Heilkraft der.** Von H. Driesmans. Wage V. 32.
**Kunst, Moral, Cultur.** Von J. Volkelt. Zeit (Wien) 32. 409.
**Kunstgewerbe in Russland.** Von J. Norden. Westermanns Monatshefte 1902. 12.
**Künste, Die Umwerthung der.** Von J. Gaulke. Gegenwart 62. 31.
**Kunstgewerbe in der capitalistischen Wirthschaftsordnung.** Von J. Gaulke. Gegenwart 62. 35.
**Kunstgewerbe und moderner Geschmack.** Von F. Poppenberg. Türmer IV. 11.
**Lenau.** Von O. Stoessel. Wage V. 33.
— **Nikolaus.** Von O. F. Walzel. Deutsche Rundschau 28.
— Von R. Lothar. Nation 19. 46.
— **Nikolaus.** Von F. Lienhard. Türmer IV. 11.
— **magyarischer Genius.** Von M. Arpad. internat. Litteratur 9. 17.
**Lyrik, Die französiche L. im 19. Jahrhundert.** Von K. W. Goldschmidt. Nord u. Süd 1902. November.
**Maeterlincks, M., Weltbetrachtung.** Von A. v. Gleichen-Russwurm. Nation XIX. 43.
**Mahler, Gustav.** Von H. v. Friedlaender-Abel. Gegenwart 62. 35.
**Maria Stuart, Die erste Aufführung der.** Von E. v. Bamberg. Nord und Süd 1902. November.
**Medicin, Die kulturellen Aufgaben der.** Von J. Marcuse. Kultur I. 5.
**Mensch und Affe, Der fossile.** Von E. Dennert. Türmer IV. 11.
**Philosophie des Lebensraumes, Zur.** Von E. Sokal. Gegenwart 62. 32.
**Scheffel, Josephine. Die Mutter des Dichters.** Von A. v. Freydorff. Deutsche Monatsschrift I. 11.
**Shelley.** Von K. Federn. Zeit (Wien) 32.409/10.
**Simrock, Karl und Heinrich Heine.** Von A. Kohut. Kultur I. 5.
— Von R. M. Meyer. Nation 19. 47.
**Situation und Sprache.** Von F. Mauthner. Zukunft X. 46.
**Sport und Erziehung.** Von O. Herschmann. Zeit (Wien) 32. 409.
**Sprachwissenschaft, Zur.** Von H. Jacobson. Nord und Süd 1902. November.
**Stenographie, Die Reform der deutschen.** Von M. Richter. Gegenwart 62. 32.
**Strindberg, Der neue.** Von J. Theodor. Nord und Süd 1902. November.
**Wagner, R., Zur Psychologie W.** Von F. Kögel. Kultur I. 5.
**Wagner-Frage, Die.** Von G. Göhler. Zukunft X. 44.
**Welti, Albert. Ein deutscher Maler.** Von H. E. Kramer. Deutsche Heimat V. 44.
**Wundt. Wilhelm.** Von Th. Achelis. Westermanns Monatshefte 1902. 12.
— Von R. Eisler. Deutsche Rundschau 28. 11.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Amateur-Photograph, Der.** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 9. September 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag.
**Amoureuse. Amitié,** Die Liebe ist meine Sünde. Deutsch von Eugénie Mayer. Illustrirt von Hans Stubenrauch. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger.)
**Asmus, Martha,** Der Liebe Launen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
**Becquers Gedichte, G. A.,** Uebertragen von L. Darapsky. Leipzig, Ernst Heitmann.
**Ber, Eva,** Der Andere. Novelle in Briefen. Berlin, Gebrüder Paetel.
**Bloem, Walter,** Heinrich von Plauen. Tragödie. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung.
**Bulcke, Carl,** Silkes Liebe. Roman. Dresden, Carl Reissner.
**Casanova, Nonce,** Messalina. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Autoris. Uebers. von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm.
**Coester, B. S.,** Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreissiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.
**Dahn, Felix,** Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
**Deutsche Alpenzeitung,** Illustrirte Halbmonatsschrift II. Jahrgang 1902/1903 Heft 11. Festschrift zur Generalversammluug des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins in Wiesbaden. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung. Gustav Lammers.
**Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 1. Jahrgang. Heft 12. Naturforscher-Heft. München, G. D. W. Callwey.
**Deutsche Juristen-Zeitung.** Herausgegeben von Prof. Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein, Dr. H. Staub. Festgabe zum 26. Deutschen Juristentage in Berlin am 10.—12. September 1902. Berlin, Otto Liebmann.
**Deutsche Kunst und Dekoration.** 6. Jahrgang. Heft 1. Oktober 1902. Darmstadt, Alex. Koch.
**Deutschland.** Monatsschrift für die gesammte Kultur unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies herausgegeben von Graf von Hoensbroech. No. 1. Oktober 1902. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
**Diemar, A. von,** Wie feiern wir Polterabend? Erster Theil. Vorträge für eine Person ohne besonderes Kostüm. Stuttgart, Schwabacher-sche Verlagsbuchhandlung.
**Die Völker der Erde.** Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 8—16. Herausgegeben von Dr. Kurt Lampert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Duncker, Dora,** Sie soll Deine Magd sein. Roman. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. 1.—10. Tausend. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger.)

**Erhardt, W.,** Zeitgemässe Gasthäuser. Einige Vorschläge zur zweckmässigen Anlage. Frankfurt a/M., Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau u. Waldschmidt.

**Gerhard, Adele,** Pilgerfahrt. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Gottschall, Rudolf von,** Ariadne. Berlin. Gebrüder Paetel.

**Graeser, Erdmann,** Das schlanke, blasse Mädchen. Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Haake, Paul,** König August der Starke. Eine Charakterstudie. München. R. Oldenbourg.

**Hausrath, Adolf,** Die Albigenserin. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Heugel, Carl von,** Entgöttlichte Seelen. Realistischer Roman. Zürich, Caesar Schmidt.

**Hymmen, Ernst,** Das Paradies der Bibel, der arischen Völker und Götter Urheimat, ultima Thule sowie das varianische Schlachtfeld mit Hilfe niederrheinisch-bergischer Mythenforschung aufgefunden in den Rheinlanden. Zweite Auflage. Leipzig, Kommissions-Verlag: Gustav Fock G. m. b. H.

**Hölzke, Hermann,** Das Hässliche in der modernen deutschen Litteratur. Eine kritische Studie. Braunschweig, Rich. Sattler.

**Jensen, Wilhelm,** Der Schleier der Maja. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**Juraschek, Prof. Dr. Fr. von,** Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 51. Ausgabe für das Jahr 1902. Frankfurt a/M., Heinrich Keller.

**Kellen, Tony,** Die Noth unserer Schauspielerinnen. Studien über die wirthschaftliche Lage und die moralische Stellung der Bühnen-Künstlerinnen, zugleich Mahnwort und Wegweiser für junge Damen, die sich der Bühne widmen wollen. Leipzig, Otto Wigand.

**Kuylenstjerna, Elisabeth,** Abhängigkeit. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Helene Vogt. Dresden, Carl Reissner.

**Lienert, Meinrad,** Der Strahler. Erzählung. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

**Lockroy, Eduard,** Von der Weser bis zur Weichsel. Briefe über das deutsche Seewesen. Uebersetzt von Loppe. Berlin, J. W. Spaeth.

**Maline, Charles,** Le Commençant. Ein Lehrbuch der französ. Sprache zur schnellen Erlernung derselben durch Selbstunterricht. Berlin, Rosenbaum & Hart.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 16. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 9. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

**Monatsblätter für deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Albert Warneke. 6. Jahrgang, 1901—1902. Heft 12. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Müller, Dr. Carl Friedrich,** Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volksthümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Leipzig, Max Hesses Verlag.

**Neue Bahnen.** Halbmonatsschrift für Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Ottokar Stauf v. der March und Karl M. Klob. II. Jahrgang. 17—18 Heft. 15. September 1902. Wien, VIII., Wickenburggasse 5, Schriftleitung u. Verwaltung.

**O' Monroy, Rich.,** Soldatenliebe. Autoris. Uebers. von J. v. Immendorf. Budapest, G. Grimm.

**Otto, Berthold,** Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig. K. G. Th. Scheffer.

— Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

**Raff, Helene,** Modellgeschichten. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik.** XXV. Jahrgang. 1902/1903. Heft 1. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft, Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Schmidt, Heinrich,** Haeckels Biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Mit 16 Abbildungen. (Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 5.) Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

**Schmidt-Cabanis, Richard,** Lachende Lieder. Neue Dichtungen. Mit zwei Bildnissen des Verfassers: einem Kunstdruck nach der Skizze von Anton Schöner und einem seelischen Selbstportrait. Vierte, vermehrte und vom Verfasser neu durchgesehene Auflage. Berlin, Boll & Pickardt.

**Skram, Amalie,** Frau Ines. Erzählung. Einzige, von der Verfasserin autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 9—10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Stuhran, J.,** Ueber die Nothwendigkeit oder die Nichtnothwendigkeit des Krieges. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der Kriegsfrage. Leipzig, A. Wehner.

**Vaudère, Jane de la,** Die Amazone des Königs von Siam. Roman. Autoris. Uebers. von Theodor Wolfgang. Budapest, G. Grimm.

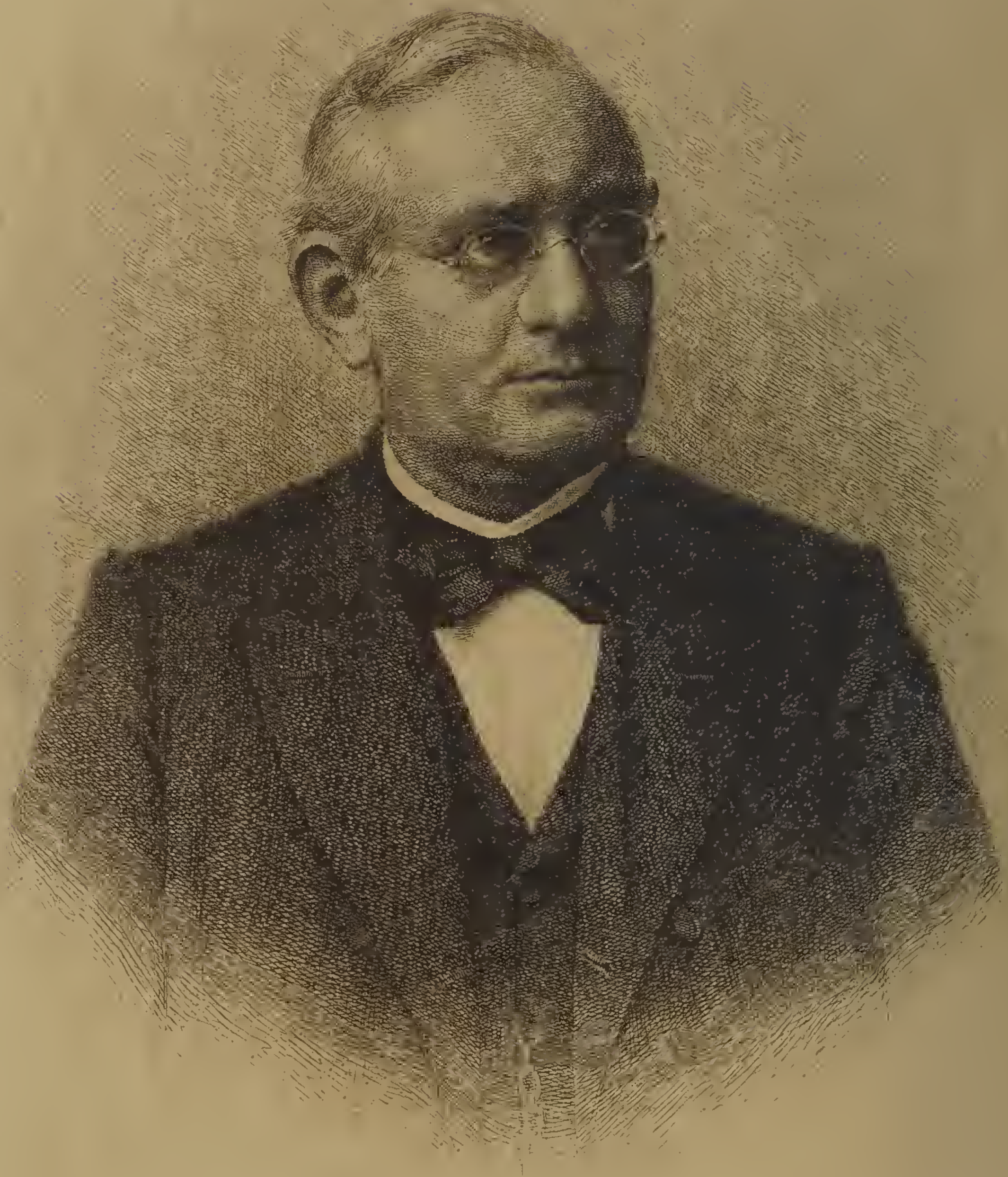
**Wenden, Henry,** Die Todte. Eine Artistengeschichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Weressàjew, W.,** Bekenntnisse eines Arztes. Einzige vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Heinrich Johannson. Mit dem Bildniss des Verfassers. Stuttgart, Robert Lutz.

**Wichert, Ernst,** Der zerbrochene Krummstab. Novelle. Dresden, Carl Reissner.

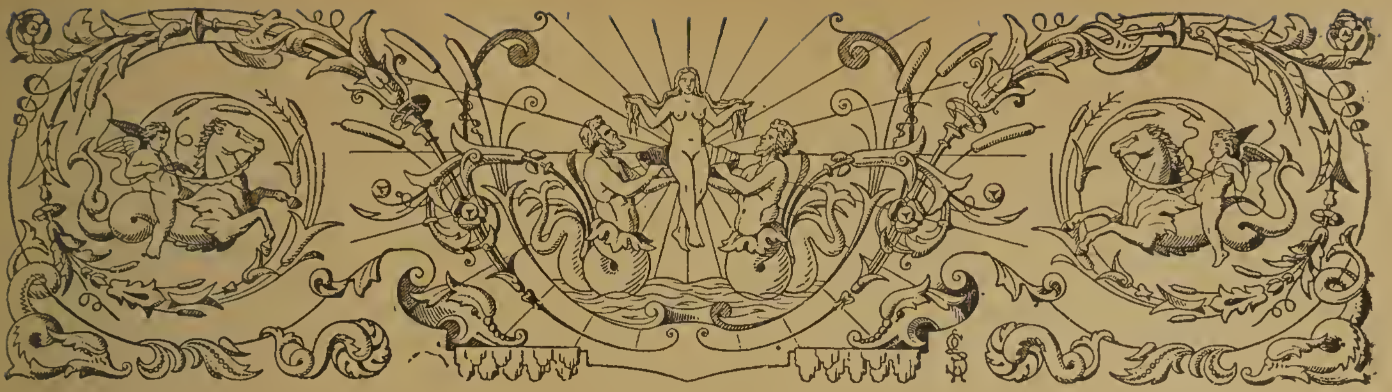
---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Paulsen

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



# Kunst.

## Romandichtung.

Von

**Hubert Haberti.**

— Berlin. —

(Schluß.)

### IX.

Ueber ein Jahr war seit der Flucht des nordischen Bildhauers nach dem Süden verflossen. Es war Herbst geworden, Frühling und dann abermals Herbst.

Der Flüchtling hatte die Heimat inzwischen nicht wiedergesehen. — Ueber Mailand, wo er den ersten Halt gemacht hatte, war er, Genua, Pisa, Siena berührend, zunächst nach Carrara gegangen. Dort, wo er schon früher der Marmortechnik beflissen gewesen, hatte er in der Werkstätte eines ihm von seinem ersten Aufenthalte her befreundeten Künstlers Einkehr gehalten, den Meißel gehandhabt, sein Können bereichert und mit des erfahrenen Freundes Hilfe eine Anzahl Blöcke, von trefflichem Material und entsprechendem Ausmaß, ausgesucht und unter günstigen Bedingungen käuflich erworben. Aber nur einen der kostbaren Steine hatte er jetzt schon — einige kleinere wurden zu Kopien verarbeitet — zu einer größeren Arbeit verwendet. Es war aus ihm eine „Psyche“, das einzige selbstständige Werk dieser Epoche entstanden, das, nach seiner Fertigstellung nordwärts gesendet, seinen Schöpfer auf der Jahresausstellung in der Heimat vertrat. Nach Beendigung der Studien in der Stadt des edlen carrarischen Marmors war ein kleiner Vorstoß südwärts mit dem Endpunkt Neapel-Pompeji gefolgt. Dann aber war es wieder nordwärts gegangen an's Ziel der Fahrt, nach Rom, das von da ab Standquartier blieb.

Laßnig hatte, seit er die Heimat verlassen, viel nach den alten Meistern geformt und gezeichnet, noch mehr aber nur mit dem Auge gearbeitet. Ihm war, als habe er jetzt erst sehen gelernt. Entschlossen, von seinem neuen Standpunkte aus einseitig zu sein, hatte er was ihn klein dünkte — denn

das wirkliche Kunstwerk ist doch viel seltener, als man gemeinhin annimmt, und auch die Antike hat es nur in Feierstunden geboren! — ruhig bei Seite gelassen, um sich ganz dem, was ihm groß schien, hingeben zu können. Tage, Wochen, konnte er vor den ihn wahrhaft groß dünkenden Werken, für die er sich entschieden hatte, verweilen und immer wieder zu ihnen zurückkehren, um sie zu befragen, bis die herrlichen Schöpfungen für ihn Leben und Sprache gewannen und ihm — denn welchem Irdischen hätten sie sich jemals ohne Rückhalt erschlossen? — einen Theil ihres göttlichen Geheimnisses enthüllten.

Während so die Wochen und Monde in ernster, fruchtbringender Arbeit dahingingen, hatte der Flüchtling, mit den Ergebnissen seines Aufenthaltes mehr als zufrieden, auch das verlorene Gleichgewicht seiner Stimmung unmerklich wiedergefunden. Es dünkte ihn, er führe doch ein paradiesisches Dasein! Er lebte und webte ganz in seiner Kunst —; und wenn er müde war von Arbeit und Schauen, dann machte er Fahrten hinaus in das Land, um das Auge zu ruhen und sich zu erfrischen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne eines sommerlich schönen Herbsttages — man schrieb die erste Woche des Oktober — hatte den glücklichen Mann hinausgelockt in die Gegend von Orbetello, die er gerne und häufig besuchte.

In bester Laune hatte er auf der Station einen Imbiß und den Kaffee genommen und war dann hinausgewandert, um sich auf bekannten, ihm lieb gewordenen Pfaden etwas müde zu gehen. Gegen Spätnachmittag lenkte er die Schritte zurück und gedachte nun, an einer günstigen Stelle des weit in das Meer hinausragenden, von den Fluthen umspülten und mit seinen Hängen die Wasser beherrschenden Monte Argentario die ihm bis zur Rückfahrt noch verfügbare Zeit zu verbringen.

Mit der Oertlichkeit seit lange vertraut, fand er bald, was er suchte, einen vor dem Winde geschützten, von der Sonne nur in wohlthuender Weise schräg bestrichenen Platz —: nach seit- und rückwärts die einförmige in vollem Tageslicht dämmernde Verlorenheit der Campagna, der selbst dieser Sommertag nur ein schwermüthiges Lächeln ablocken konnte; nach vorwärts in unendlichem Blau, das lebensvoll fluthende Meer! . . .

Oben war es vollständig einsam; nur unten zwischen Abhang und Ufer regte sich Leben. — Man sah grasende Ziegen. An einer geschützten Stelle, im Schatten ruhend, die Hirtin. Und vor ihr, bräunlich und schlank, ein junger Fischer, anscheinend bestrebt, sich angenehm zu machen und der Huldin die Stunden zu kürzen.

Dämmernd und gedankenverloren sah Laßnig auf die Wasser hinaus. Wie schön es doch war! . . . O Blick in die Natur; — Glück ohne Reue!

Die angenehme Müdigkeit, die ihn beherrschte, und das geheimnißvolle Rauschen der Fluthen hatte dem Rastenden leise die Lider geschlossen —; ein plötzlich auftauchender Gedanke ließ sie ihn wieder aufschlagen und führte

ihn zu den Ereignissen des irdischen Daseins zurück. Er griff in die Seitentasche und entfaltete einen umfangreichen Brief, den man ihm heute, als er im Begriff war, sich zur Bahn zu verfügen, in Rom übergeben, und den er nur überflogen und dann zu sich gesteckt hatte. Es war ein Gruß aus der Heimat und kam von Wilms, dem Einzigen, mit dem der nach Süden Entwichene eine allerdings etwas unregelmäßige Korrespondenz unterhielt.

Der Friese schrieb:

„Min leiwe Fründ!

Gruß und Handschlag zuvor! Für Deine letzten Nachrichten danke ich Dir, nicht minder für den in gewohnter Freundschaft beigefügten Beitrag, bestimmt, mit den übrigen Silberlingen in des Hauswirthes nimmer zu ersättigende Hände zu wandern. Ich habe die Summe, die mir als erneuter Beweis Deiner unveränderten Zuneigung höchst werthvoll ist, diesmal zu Deiner Verfügung zurücklegen können. Nicht aus Stolz und Pracht oder gemeiner Hoffart, wie Du Dir sofort denken wirst, sondern weil ich inzwischen in die zweite Klasse der Wähler aufgerückt bin. Doch davon später!

Zunächst von Dir und Deinen Angelegenheiten! — Der Schlüsselgewalt über Deine Wohnung (daß Du das Atelier aufgabst, empfinde ich immer noch als einen schmerzlichen Riß!) habe ich, Deinem Wunsche gemäß, inzwischen auch weiter nach besten Kräften gewaltet. Wir dringen von Zeit zu Zeit, begleitet von dem nöthigen Personal und bewaffnet mit entsprechendem Vorrath an Besen, Wischtüchern, Putzlappen und Eimern, hinein, sorgen für Luft und gehen der Ansammlung von Staub und sonstigem irdischen Unfug nach Kräften zu Leibe. Alles in bester Ordnung! Keine Motte hat sich ein Heim gründen können — und Deine Rückkehr könnte jederzeit erfolgen. Du aber, lieber Junge, scheinst daran ja durchaus nicht zu denken! Mehr als achtzehn Monate sind nun dahin, seit Du uns im Morgengrauen ohne Pomp und Aufsehen entschwandest, und hätte ich nicht ein sehr gutes Gedächtniß für dergleichen, ich könnte mir wirklich kaum mehr vorstellen, wie Du aussiehst. Hast Du Dich eigentlich sehr verändert da unten? Schreibe mir darüber und theile vor Allem mit, was Du planst! Deine Wohnung hast Du ja zu meiner Freude bisher nicht aufgegeben, noch deren kostbaren, jetzt um die Schätze des Ateliers bereicherten Inhalt auf Abbruch verkauft; doch fürchte ich immer, plötzlich bezüglichen Auftrag von Dir zu erhalten. Und doch — laß es Dir im Vertrauen mittheilen — wir Alle vermissen Dich, und ich besonders vermisse Dich sehr! Jedes Mal, wenn ich unten an Deiner einstigen Arbeitshöhle vorbeigehe, die jetzt der Bär mit den Gebilden seiner Muse bevölkert, ist es mir, als müsse ich eintreten, um Dir die Hand zu drücken und Einiges mit Dir zu plaudern wie einst. Im Ernst, lieber Freund, der Friese gesteht es: — Du fehlst ihm!

Was Dich forttrieb und immer noch fernhält, hatte ich schon, ehe Du uns entschwandest, geahnt. Jetzt, seit ich die Psyche, die Du zur Ausstellung spendetest, oft und — kam sie doch von Dir! — mit liebevollstem Auge betrachtet habe, weiß ich, daß ich damals das Rechte getroffen!

Leider hat sich aber auch meine Vorhersage hinsichtlich des Erfolges nur zu sehr bewahrheitet! Das thaufrische, bei seiner Entstehung, man sieht es, von der Sonne des Südens besonders freundlich angeblickte Gebilde hat vielen Künstlern und Kennern gewiß sehr imponirt. Der große Erfolg Deiner früheren Werke aber ist der schönen Arbeit versagt geblieben.

Die bessere Kritik, die Dich früher im Ganzen schätzte, im Einzelnen aber gerade in Deiner Eigenschaft als ein „Laßnig" dann und wann freundlich bekriegte, war Dir (ich schicke einige Ausschnitte zu Deiner Erbauung mit) nicht gerade ungünstig, aber begriffen hat sie Dich offenbar nicht und schien mir doch ziemlich enttäuscht, so ohne Weiteres einen Anderen in Dir zu finden. Die Einen sprechen von einem interessanten Experiment, das sie, wie zwischen den Zeilen steht, übrigens für etwas verfehlt betrachten oder nicht recht verstehen. Die Anderen finden es gewiß lobenswerth, wenn ein Künstler sich bestrebt, auch mal andere Gleise zu wandeln. Eine dritte Sorte ist eigentlich über die Maßen entzückt, nur scheint ihnen Gattung und Auffassung doch etwas stark akademisch; wieder Andere reden ein Breites über den Einfluß des italienischen Aufenthaltes auf die Künstler im Allgemeinen und auf Dich im Besonderen. Im Ganzen stehen die Herren Deiner Wandlung doch ziemlich erstaunt und etwas verstimmt gegenüber; warm werden sie nicht, und ich fürchte, sie wären Dir insgesammt dankbar, wenn Du ihnen Lob und Tadel erleichtern und das nächste Mal wieder ein echter, handlicher „Laßnig" sein wolltest.

Beim Publikum liegt die Sache theilweise noch schlimmer. — Was sich für Kunst und Zubehör interessirt, die Ausstellungen jährlich besucht, die Aussteller kennt und die kleinen jährlichen Aenderungen ihrer Hutform beobachtet, war erstaunt, beunruhigt, verstimmt, theilweise sogar beleidigt. Denn erstens erkennt man jetzt in Deiner Arbeit nicht sofort Deine Handschrift, und das ist doch unbequem und etwas verdrießlich; und zweitens gefiel der frühere, der eigentliche Laßnig, eben doch besser.

An Kaufangeboten hat es demnach, wie ich Dir in Ergänzung meiner früheren Berichte leider mittheilen muß, auch in den letzten Monaten vollständig gefehlt. Und wäre nicht Kettler kurz vor Thorschluß von einer längeren Reise zurückgekehrt und hätte Deine Arbeit ohne Besinnen (er war und ist ganz angethan von Deiner jüngsten Entwickelung und will Dich nächstens persönlich aufsuchen) für seine Schatzkammer erworben; das Unglaubliche wäre geschehen —; Du hättest unverkauft wieder abziehen müssen. Trotzdem, bei mir, mein Bester, bist Du mächtig gestiegen. Du warst schon früher ein Mann, jetzt aber bist Du erst recht einer geworden. Was Du gethan hast, thut man nicht alle Tage; was Du hingeworfen hast,

wirft nicht Jeder hin! Du bist ein ganzer Kerl, lieber Kurt, und ich drücke Dir auf nordwestdeutsche Weise die Hand. Leider kann ich das einstweilen nur aus der Entfernung markiren, wenn Du aber wieder hier sichtbar wirst, will ich's in Wirklichkeit ordentlich nachholen.

Was meine persönlichen Angelegenheiten betrifft, so hat sich, wie Du aus meiner eingangs gemachten Andeutung schon entnommen haben dürftest, die Tante Amtsrath unter Hinterlassung eines für mich sehr erfreulichen Testamentes empfohlen. Ich bin also jetzt wohlbestallter Besitzer eines recht ansehnlichen Stückes vaterländischer Erde nebst Zubehör an durchschnittlich ziemlich thörichten Thieren und höchst nützlichen Sachen; habe Baargeld und zahlreiche hübsche Papiere an mich genommen, das werthvolle Land aber einstweilen sehr günstig an den bewährten Inspektor der Frau Tante verpachtet und gedenke nun, einige Jahre, meinen Freunden frühere Liebe zurückgebend, in Frieden hier zuzusehen, ehe ich mich etwa dazu entschließe, meinen Besitz zu bewohnen und dann dort zu verschimmeln.

Wenn ich mich aber einmal dazu verstehe, dann mußt Du — schon jetzt sei es Dir feierlich angedroht, — oft und lange mein Gast sein, und kommst Du nicht willig, so hol' ich Dich mit Gewalt! Beschäftigung findest Du. Wir gründen eine Künstler-Kolonie und nennen sie „Wilmswede“. Das weckt angenehme Erinnerungen, wird darum leichter behalten und bildet so den Anfang des Ruhmes!

An weiteren Neuigkeiten von hier habe ich nun nicht mehr viel zu berichten. — Donna Laura Pherussi hatte, wie ich Dir wiederholt mitzutheilen mich für verpflichtet hielt, ihre Blicke lange sehnsüchtig nach dem Süden gerichtet. Wenn Du aber nun nicht bald wieder erscheinst, so wird sie, wie man mir andeutet, sich den Trousseau bestellen, eine vom Papa auf's Schönste vergoldete Grafenkrone wird ihr neues Monogramm überragen, und die sonst für Dich zu bauende Villa wird für einen Anderen hergestellt werden.

Merkwürdiger Mann übrigens, dieser Papa, unser geschätzter Pherussi! Erst konnte er, wie er mir beinahe klagend gestand, trotz heißem Bemühen den Nerv für Deine Psyche nicht finden. Dann, als er erfuhr, daß Kettler die Erwerbung des Werkes betreibe, war er (verstehst Du's; ich versteh's nämlich nicht) mit einem Male geradezu Feuer und Flamme dafür. Natürlich war es nun aber zu spät; vorher hätte er die Geschichte so leicht haben können. Ich deutete ihm das an und fragte, ob ihm denn der Nerv für Deine Arbeit jetzt plötzlich gewachsen sei. Er aber murmelte nur etwas von Kettler, blieb sonst ziemlich dunkel, war aber ohne allen Zweifel recht wüthend. Da es nun aber anscheinend zu seinen berechtigten Eigenthümlichkeiten gehört, wenigstens einen Batrachier unter seinen Schutz und Fittich zu nehmen, so hat er sich dazu jetzt unseren Former erkoren. Der läßt sich das denn auch mit Grazie gefallen.

Der gute Harald hat sich überhaupt ganz merkwürdig entwickelt.

Seine Arbeiten fanden in diesem Jahr auf der Ausstellung, wie Dir vielleicht schon bekannt ist, ganz überraschenden Anklang — und auch in seinen persönlichen Beziehungen hat sich manches verändert. Da ich indessen der diskrete Mann bin, als den Du mich kennst, muß ich es ihm selbst überlassen, Dir über diesen Punkt Aufklärung zu geben.

Daß Du den Gedanken, Deinen gesammten, aus Deiner früheren künstlerischen Thätigkeit erübrigten Mammon für eine Stiftung oder dergleichen von Dir zu thun, nun endgiltig aufgegeben hast, befriedigt mich sehr. Du hast Recht, man könnte hinter dieser Großmuth in der That eine versteckte Reklame vermuthen, und ich selbst habe, offen gesagt, den Gedanken immer etwas mißfarbig gefunden. Behalte, was Du besitzest, Du weißt nicht, wozu es noch nützt. Und lassen Dich Deine Skrupel und edlen Anwandlungen nicht in Ruhe, so steht es Dir ja frei, ihnen Zugeständnisse in anderer Weise zu machen!

Damit habe ich meiner Berichterstatterpflicht für heute, dünkt mich, genügt und mir auch alles Uebrige von der Seele geredet! Ich stelle mir vor, Du seiest bei mir, säßest hier an diesem Tisch mir gegenüber, und wir hätten vergnüglich wie einst mit einander geplaudert.

Alle Batrachier, Männlein und Weiblein, lassen Dich herzlich grüßen. Man hofft, Dich — und sei es auch nur auf einen kurzen Ausflug! — bald einmal hier auftauchen zu sehen. Große Ovationen sind Dir sicher von allen Freunden und besonders, mein alter lieber Junge, von

Deinem Friesen.

Nachschrift. Willi, der berühmte Erfinder der Farben-Arie und der Koloraturmalerei, gegenwärtig (diese jungen Leute entwickeln sich wie der Sturmwind, sind gestern so, heute so, und morgen schon wieder anders!) Vertreter der hochgereckten, von sanftem Tremolo dämmernd-verschwommener Töne smorzando eingehüllten Vertikal-Linie, tritt eben herein, sieht mir mit gewohnter Diskretion über die Schulter, bemerkt, daß ich Dir schreibe, und verlangt stürmisch, daß ich Dir von der weltgeschichtlichen Thatsache seiner Anwesenheit Mittheilung mache. Deine Flucht und Dein langes Ausbleiben erklärt er als raffinirteste Bosheit. Der junge Mann übertreibt wie gewöhnlich, aber er wünscht, daß ich Dir seine Willensmeinung ohne Abschwächung melde. Er liebe Dich, behauptet er, trotzdem zärtlich, lasse Dich grüßen und hoffe, Dich — und zwar möglichst plötzlich — wiederzusehen. Wird er vergeblich hoffen?

Dein Wilms."

Der beneidenswerthe Zielpunkt so vieler Zuneigung schloß die Blätter, überflog die von Wilms beigefügten Zeitungsausschnitte, deren Inhalt ihm theilweise ein Lächeln entlockte, und steckte das Ganze wieder zu sich.

Die geringe Volksthümlichkeit seiner jüngsten Schöpfung schmerzte ihn nicht; das Werk war ja schließlich vor Thorschluß doch noch in die besten Hände gekommen.

Auch in materieller Beziehung war er mit der Gestaltung seiner Lage vollständig zufrieden. Den unedlen Mammon von einst hatte er seit seiner Flucht nur für gelegentliche Aushilfen an Freunde, für die Miethe der Wohnung in der Heimat, deren kostbaren, in Jahren gesammelten Inhalt er nicht ohne Weiteres preisgeben wollte, und endlich für die in Carrara erworbenen Blöcke in Anspruch genommen. Für seine persönlichen Bedürfnisse sorgte bei der Einfachheit seiner Lebenshaltung der mäßige Ertrag des väterlichen Erbes und der Verkauf einiger der zum Theil in Marmor ausgeführten Kopien, die durch die Art ihrer Entstehung und ihre intime Vollendung einen besonderen Seltenheitswerth besaßen, und die stets schon vor der Fertigstellung in feste Hände gelangten, wenn ihr Schöpfer sich zur Hergabe entschloß. Schließlich hatte der Verkauf der Psyche die verfügbaren Mittel noch um eine sehr ansehnliche und redlich erworbene Summe bereichert.

Aber selbst wenn dieses Werk unverkäuflich geblieben wäre; selbst wenn seine Kopien keine Abnehmer gefunden hätten — er würde vorgezogen haben, sich noch mehr einzuschränken und von der kargen Rente seines Vermögens oder gelegentlichen, sei es selbst, wirklich handwerksmäßigen Arbeiten zu leben, als noch einmal die alten Pfade zu wandeln. Seine Leistungen von vordem, die ihm jetzt so anfechtbar vorkamen, waren ehedem gerechtfertigt für ihn, denn sie waren wenigstens ehrlich! Heute, da er die Sache anders verstand, hätte er mit kühlem Blute unehrlich werden müssen, hätte er für Gold und Erfolg mit Bewußtsein seine Ueberzeugung geopfert! — Das aber wollte er nicht. —

Der Friese war ein wackerer Freund. Auch er selbst hätte dem Braven gerne wieder die Rechte geschüttelt. Aber würde er hingehen? Kaum! Zu reich war das Leben hier unten.

Ein liebevolles Lächeln des Schöpfers hatte einst in den Tagen des Werdens auf diesem Himmelsstriche geruht und ihm seinen besonderen Zauber verliehen. Noch heute lag der Abglanz dieses Lächelns auf ihm; und näher fühlte man sich hier den väterlich geöffneten Armen der Gottheit als irgendwo sonst! . . .

Der einsame Mann auf dem beherrschenden Platze warf einen Blick in die Runde. Ach, er fand keine Worte, er konnte nur sehen, hören, empfinden!

Er sah die wie aus Duft, Licht und Azur gewobene unendliche Kuppel des Himmels; sah das weite, räthselvolle, tiefblaue Meer; sah den schaumigen Schnee auf den leicht bewegten, spielenden Wassern; sah die sprühenden Lichtfunken auf den Kuppen der Wogen —; folgte mit sehnsüchtigem Blick den schlanken Segeln, die so leicht dahinglitten über die Fluth, schwanenweiß wie die jugendlichen Gedanken der Menschen, ehe sie das Allzuirdische trübt! Er hörte das unendliche geheimnißvolle Rauschen der Wogen; hörte den Sang des erfrischend vom Meer gegen das Land herüberstreichenden Windes,

lauschte lange dem Spiel der im Wechsel heranfluthenden und wieder zurückweichenden Wasser, die, wie Krystall an Krystall, mit melodisch anklingendem Finger das Gestein und die Zacken des zum Meer abfallenden Ufers berührten!

Wundersam ruhig, wohlthuend verschieden von der Unruhe und Unrast, die das Leben und Weben der Menschen begleitet, war das großartige Tonbild. Laßnig schloß die Augen und lauschte, lauschte —; und vor seinem inneren Auge formten sich die Töne zum Bilde: — zum Bilde des Ewigen, der einst in den Tagen der Schöpfung, über den Wassern dahinschwebend, den rauschenden Wogen seine Sprache verlieh, um sie dahinzutragen im Wehen des Windes und im Brausen des Sturmes; und der noch heute in besonderen Feierstunden des Lebens seinen Auserwählten über den Fluthen erschien, um durch den Mund der geheimnißvoll rauschenden Wasser Geheimnißvolles zu ihnen zu reden.

So saß der glückliche Mann —; ihn dünkte, lange! Minuten, die wie Augenblicke dahinflogen; Augenblicke, die wie lange Stunden erschienen! Ungern endlich — ihm war, als müsse er aus dem dämmernden Frieden eines Heiligthumes hinaus — entschloß er sich, die Lider wieder zu öffnen.

. . . Wahrlich, er war zur guten Stunde gekommen! — War sein Auge geschärft, oder lag es an der Luftspiegelung? — was vorher ferne war, schien nun viel näher!

Die kleine Insel zur Linken, vorher nur im Umriß erkennbar, war jetzt ganz nahe. Deutlich sah man die helle Mauer über dem steil abfallenden Felsen. Deutlich die Marmortreppe, die blendend weiß sich hinabneigte zum Meer. Deutlich den von Pinien und Cypressen beschatteten Tempel. Deutlich die Säulengänge zu beiden Seiten des Baues, mit den Bildern der Götter: Apollos zur Rechten, Minervas zur Linken. Deutlich in der offenen Mittelhalle des Tempels, ragend auf prächtigem Stuhle, das Standbild Zeus', des Vaters der Götter und Menschen!

Weiß, mit traumhaftem Reize geschmückt, entstieg das geheiligte Eiland den Fluthen.

Leise nur wagte der Wind, mit dem Laub der ernsten Cypressen und den Wipfeln der schlanken Pinien zu flüstern.

Einhalt thaten in Ehrfurcht die Nymphen und Wellenjungfrauen ihrer neckischen Laune, dämpften die ausgelassene Lust ihres heiteren Spieles; flüsternd nur und behutsam umkreisten sie Hand in Hand die gesegnete Insel, und nur dann und wann erhob sich höher ein muthwillig lächelnder Kopf, silberschimmernd das Haar und wie mit flüssigen Diamanten vom sprühenden Thau überrieselt, um neugierig schalkhaft über Treppe und Mauer nach oben zu spähen, dann rauschend hinabzutauchen und an anderer Stelle wieder hineinzugleiten in den Reigen der Schwestern.

Oben auf der Insel aber huldigte die Sonne, die große Künstlerin,

den unsterblichen Göttern. Weiß, wie durchsichtig schimmerte unter ihren leuchtenden Blicken der Marmor des Tempels; tiefer zeichneten sich die Schatten, heller die schlanken Linien und edlen Konturen des Baues; reizvoll spielten die Lichter auf dem leise bewegten Laubwerk der Bäume —; und mit warmem Strahl küßte die Himmlische Apoll und Minerva das Antlitz und schmückte mit leuchtendem Goldroth die Stelle, an der sie die Füße des Vaters der Götter und Menschen umschlang.

Ein Bild, wie geträumt in gesegneter Stunde, wuchs das begnadete Eiland aus der krystallklaren Fluth! — Lautlos und feierlich walteten Priester und Priesterinnen ihres Amtes an den Altären — blau und duftig stieg der Rauch der Opferbrände zum Himmel empor. Weit und breit kein menschlicher Laut! — Nur die Elemente sprachen und sangen, — dichteten in ihrer wundersamen, weihevollen, erhabenen Weise!

Doch horch! Dumpfe Töne, Posaunen- und Hörnerklang, Gesang und Zuruf zur Rechten! — Vom Hange herabsteigend nähert sich dem Ufer auf der Wallfahrt nach der heiligen Insel ein festlicher Zug.

Jünglinge mit Posaunen und großen Hörnern voraus; dann blumenstreuende, singende Mädchen. Nach ihnen in kostbaren, wallenden Gewändern die Pilger, — Künstler, umdrängt und begleitet von der Gemeinde ihrer Verehrer.

Erhobenen Hauptes, Schultern und Arme mit Geschmeide und Spangen, die aussahen wie Ketten, beschwert und geziert, schritten die Männer mit stolzen, selbstbewußten Gebärden einher. Jedem der Meister folgten, von Dienern auf geschmückten Gerüsten getragen, die Weihgeschenke für den Tempel der Götter: — Bildwerke aus edlem Gestein.

Nahe schon war die Spitze des Zuges. Deutlich erkennbar ragten die Bildwerke, Gestalten und Gruppen, über den Häuptern der Pilger und ihres Gefolges hervor. —

Ach, wie waren sie weltlich! Wie schienen sie käuflich; aus irdischen Beweggründen entstanden und berechnet für den irdischen Trieb! Allzumenschlich und doch nicht echt menschlich! Wie gemahnten sie an die unehrliche, berechnete List einer Sklavin, die ihre Reize, Launen, Witze und Künste spielend entfaltet, um die Erste zu sein in der Gunst des Gebieters!

Gestalten, nicht mit den Augen, sondern mit den Sinnen; Formen, nicht als Theile einer herrlichen Architektur, sondern als Träger des Reizes gesehen! Schönheit, die das Bleibende zurücktreten ließ oder verschwieg und nur das Vergänglichste zeigte! Weibliche Reize, wie sie der Alkoven und das Lotterbett kennt, wie sie den Träumen üppiger Sinne entsteigen. Männervolk, wie der Arena des Jahrmarktes oder der Singspielstätten entflohen! Steingewordene lebende Bilder! Gebilde, wie sie der blöde, von keinem Strahle göttlichen Feuers erleuchtete Blick des Alltagsmenschen gewahrt! Häßlichkeit, Härte, Niedrigkeit, um die Sinne des Beschauers zu peitschen, mit häßlichen, harten, niedrigen Augen gesehen! Werke, nicht

würdig, den Tempel der edlen Minerva, nicht würdig, die Halle der schaumentstiegenen Aphrodite, nicht würdig, den Hain des Fernhintreffers Apollo zu schmücken; sondern geeignet nur für die Zelle des Fauns — und selbst für diese nicht natürlich genug! Götzen der Lust, der Wollust, der Unlust und des Entsetzens der Sinne —; nicht Menschen, nicht Götter.

In langem Zuge, umdrängt und umjubelt von der Gemeinde ihrer Verehrer, zogen die Künstler den Hang herab gegen das Ufer. — Laßnigs Blicke hingen an den Werken und ihren Schöpfern. Ihm war, als sähe er da und dort ein ihm vertrautes Gebilde, als bemerke er da und dort ein ihm bekanntes Gesicht. —

Dort! — wie schienen ihm des eben vorüberschreitenden Mannes Züge bekannt! Merkwürdig, war das nicht er selbst? — und das Bildwerk auf den Schultern der Träger — war das nicht die Venus? Doch nein, diese ruhte auf einem Schwan! Und die Gruppe, die man hinter der Venus einhertrug, offenbar ein Werk des nämlichen Meisters: — ein Jüngling und ein Mädchen im Kusse vereinigt; diese kannte er nicht. Und der Künstler selbst, sonderbar, war das denn nicht Former?

Laßnig beugte sich unwillkürlich mit rascher Bewegung nach vorwärts, um besser zu sehen; — zu spät! — eben verschwanden Künstler und Kunstwerk in einer Mulde des Hanges. — Und schon drängten Andere nach.

In zunehmend beschleunigtem Zeitmaß, hinabgedrängt und fortgerissen von der sie begleitenden bacchantischen Menge, die sich am Wein aus mitgeführten Mischkrügen und an der eigenen Erregung berauschte, näherten sich die Pilger in der Richtung des Hafens dem Meere.

Schlanke Galeeren lagen bereit, Pilger und Troß hinüberzuführen nach der heiligen Insel. — Bald schwammen die buntbewimpelten Schiffe auf der nur leicht gekräuselten Fluth. Glückliche Fahrt schien den rasch dahingleitenden Fahrzeugen zu lächeln. Schon waren die ersten dem Eiland nicht mehr ferne —

Da geschah Wundersames! — Zeus hob gebietend die Hand! — wie ein zum Sprunge sich krümmendes Raubthier ebbten die Wasser und strömten vom Ufer des Festlandes gegen die Insel. Mit fortgerissen näherten sich die Galeeren in beschleunigter Fahrt ihrem Ziele —

Doch ein zweiter Handwink des Gottes! — Hochaufschäumend, brüllend warfen, stürzten sich die Fluthen zurück gegen das Ufer und die Felsen der Küste! Zertrümmert die Fahrzeuge, zerschellt die Bildwerke! Entsetzt, verwundet, geschlagen, wie von Furien gejagt, flohen Pilger und Troß den Hang wieder empor, wo in der Ferne allmählich ihr Lästern, Hadern und Wehklagen verklang . . .

Doch noch hatten die Letzten die Höhe nicht wieder erklommen, da näherte sich, von oben herabsteigend, ein anderer Zug. — Auch dort waren Künstler, auch dort wurden Kunstwerke als Weihgeschenke getragen; auch

dort drängte sich erregt eine lärmende Menge. Aber nicht so zahlreich waren die Meister. Und die Menge jubelte nicht, sie glich einer verfolgenden Meute — nur eine kleine Gemeinde, Männer und Frauen, hielt an den Seiten der Pilger und ihrer Werke die Wacht und wehrte dem wüthenden Ansturm des verfolgenden Trosses.

Entschlossen, aber nicht so satt und selbstgenügsam wie jene, schritten die Meister einher. Ihre Augen leuchteten, aber nicht so selbstgefällig waren die Blicke. Einfach war ihre Haltung; einfach, nicht mit Ketten und Spangen belastet, war ihr Gewand.

Auch die Bildwerke waren von anderer Art! — Niemals hatte die Arena der Jahrmärkte und der Singspielhallen solchen Formenadel, solche Gruppen in lebenden Bildern gezeigt! Niemals hatten, weder in der ärmlichen Hütte noch im prunkenden Haus, verschwiegene Wände solche Frauenschöne erschaut. Niemals hatte ein anderes als ein Künstlerauge solche Offenbarung hinter der gemeinen Wirklichkeit Maske geahnt! Schönheit, die mit einem Abglanz der ewigen Jugend der Götter geschmückt, nur das Bleibende zeigte! Formen, Theile schlanker, straffer, edel bewegter Architektur: — siegreiche Kraft, die über den Stoff triumphirte! Erdenleid, Erdenniedrigkeit und dämonische Leidenschaft, aber, ein Gleichniß der aus Katastrophen geborenen Harmonien der Welten: — von Schmutz und Schlacken befreit, erlöst und im göttlichen Feuer des Genius geläutert! — Schöpfungen, nicht in sklavenartiger List auf Gunst oder Erfolge berechnet, sondern mit dem leidenschaftlichen, jeder äußeren Fessel spottenden Wollen des echten Genius, ohne Wanken hinaufgetragen zu jenen Höhen, zu denen die Unsterblichen ihre Adler herabsenden, dem Künstler ihre Flügel zu leihen und ihn zu führen in weite, beherrschende Fernen, die ein irdischer Fuß schreitend niemals erreicht! — Werke, würdig der hehren, aus dem Haupte des Zeus geborenen Göttin; würdig der strahlenden, in thaufrischer Schöne dem Schaum des Meeres entsteigenden Aphrodite; würdig des ernsten Fernhintreffers, der einst die faunische Selbstüberhebung eines Marsyas strafte! — aber nicht Lockspeise, nicht Schaugericht, nicht gängige Waare für den Markt und die Menge!

Langsam zwar und vielfach gehemmt durch den wüthenden Troß, aber unaufhaltsam schritten die Meister, diese merkwürdigen Männer, die sich herausnahmen, Kunst als Gottesdienst anzusehen und in einer Sache heiliger Ueberzeugung eine eigene Ueberzeugung zu haben, in der Richtung des Zieles zum Meere. Schon hatte die Spitze das Ufer erreicht; — aber weit und breit war kein Schiff, kein Fahrzeug zu sehen!

Hohn und Spott auf den Lippen, wies die feindliche Menge auf die unerbittlich trennende Fluth — —

Doch das Wundersamste geschah! — Zeus hob gebietend das Haupt, und das Meer theilte sich und fluthete seitwärts zur Rechten und Linken. Wie ein Wall, eine Furt zur Insel freilassend, standen die Wasser.

Furchtlos betraten die Meister die gefährliche Brücke und schritten von der kleinen Gemeinde ihrer Anhänger gefolgt, zwischen den drohenden Wasserbergen hinüber.

Sprachlos stand der Troß und starrte auf das kühne Beginnen. — Doch als die Wortführer sich aufrafften und sich anschickten, hinüber zu folgen, da wogte es und rauschte drohend auf in den Wassern und sprang und rollte und schäumte gegen das Ufer — wie ein Verderben drohender Wall schlossen sich hinter den Auserwählten die Fluthen.

Drüben aber auf der heiligen Insel stiegen die Meister mit ihrem Gefolge zum Tempel empor, grüßten huldigend Apoll und Minerva, die freundlich herabsahen, und sammelten sich dann vor dem Heiligthum in der offenen Halle, um ihre Werke niederzulegen, darzubieten als Weihgeschenke vor dem Angesichte der Gottheit.

Gnädig blickte Zeus auf die Künstler, ihre Werke und ihr Gefolge herab. — Leise nur, — leise bewegte er die ambrosischen Locken, daß es den Huldigenden melodisch tönte wie Sphärenmusik, dem gaffenden Troß am Ufer des Festlandes aber wie fernes Donnerrollen erklang, dann zog — es war, als bräche ein blendender Sonnenstrahl plötzlich durch kühle, ernste Schleier des Nebels — ein heller Schein über sein gigantisches Antlitz, ein himmlischer Reiz umspielte die wundervoll gewölbten, bogenförmigen Lippen, und dann lächelte er, lächelte sein ewiges Lächeln.

Und aufflammte wie in zehnfachem Glanze die Sonne. Aeolus schlug, daß es wie Orgelton weithin erklang, machtvoll die Harfe. Brausend fuhren seine geflügelten Boten daher und sangen ihre frischfröhlichen Weisen. Meermänner hoben die schilfbekränzten, schaumumrieselten Köpfe, tauchten heraus aus der Fluth und bliesen in ihre Muscheln, daß es lustig dahinrollte über die Wasser. Meerfrauen schwammen, lachend und jauchzend, in langen Reihen heran und wälzten mit breiter, gesunder Brust die blauen Wasser und die weißbekrönten Wogenberge gegen die Insel. Meermädchen trieben in ausgelassener Lust ihr neckisches Spiel in den Wellen, tauchten glatt und schlank da und dort auf und rasch wieder unter, daß die Wasser sprühten und die Schaumperlen dahinrollten über silberglänzendes Haar und weiße Nacken und Arme . . . Weihevolle Weisen sangen die Priester. — Und leise und sanft dazwischen ertönte lieblicher Flöte Gesang —

Was war das?

Laßnig fuhr auf. — Wahrhaftig! —

„Gut,“ dachte er lächelnd, „daß Former nicht hier ist, er würde behaupten, ich hätte wieder geträumt. Und doch hab' ich's erlebt. Die Flötentöne“ — ein Blick über den Hang hinab begleitete die Worte — „kommen ja jetzt allerdings von dem Fischerjungen da unten, der seiner geliebten Hirtin ein kleines Abendständchen bringt. Auch die Insel scheint um ein Kleines entfernter. Und der Tempel . . . Aber möglicherweise ist

das eben jetzt Traum, und das Andere war Leben. Vielleicht ist auch Beides nur Traum! Welcher Irdische möchte sich vermessen, dergleichen zu entscheiden in diesem von Traum und Räthsel umsponnenen Leben!"

* * *

Der junge Fischer hatte seinen Flötenvortrag beendet. — War er nicht zum wirklichen Leben zu rechnen, so bemühte er sich jetzt augenscheinlich, dem Stück Traumleben, zu dem er gehörte, eine möglichst anziehende Staffage zu geben. Er beugte sich nieder, umschlang die Hirtin, zog sie an seine Brust und küßte sie im Angesichte des Meeres und der untergehenden Sonne. —

Mit noch träumenden Augen und lächelnden Lippen blickte Laßnig auf den fröhlichen Vorgang hinab. — Die alte Gewohnheit machte sich geltend, und die Neigung regte sich, die hübsche Anekdote aufzuschreiben, um sie später vielleicht zu einem Werk zu gestalten. Doch nein! Noch fühlte er sich nicht stark genug, sich wieder an Dergleichen zu wagen. Um einem Kuß im Bildwerk die Weihe rein menschlicher Schönheit zu geben, mußte man beinahe ein Halbgott sein. Allerdings, auch Faune waren ja Halbgötter; und in deren Zeichen formte man mit Vorliebe dergleichen. — Was dabei zu Stande kam, trug denn auch deutlich genug den Stempel dieser Entstehung.

Gleichviel; noch einmal glitt ein freundlicher Blick nach dem Gestade hinab. — Das Bild dort aber war inzwischen überraschend ein anderes geworden. Der Hilfeschrei einer verstiegenen Ziege, der eindrucksvoll, aber wenig melodisch, von einem entfernten Steilhang herüberdrang, hatte dem Traumstillleben ein jähes Ende bereitet. Der Fischer war in die Höhe gefahren und stand schon zum Sprunge bereit! Ein kurzer, lebhafter Gedankenaustausch mit seiner Begleiterin; — dann setzte er sich in Bewegung und flog, sich durch helltönende Einsilber, die er dann und wann ausstieß, begeisternd und angefeuert durch ähnlich lautende Rufe der Hirtin, unten am Gestade entlang und dann hinauf zur gefährlichen Stelle . . .

Wie elastisch die jugendlich schlanke Gestalt in dem malerischen Gewande dahineilte! — wie die Muskeln sich strafften, wenn sie zum Sprung ansetzten, und wie weich sie nachließen, wenn sie den Boden wieder berührten. Wie das kraftvoll und schön war; wie edel, zweckmäßig und überzeugend es schien! Wie es einheitlich war und doch so vielfältig! — wie es bewegt war und so ruhig groß in der Bewegung! Eine Offenbarung für das Auge des Künstlers! . . . Die Schönheit des Pfeiles, der so zielsicher fliegt; die Schönheit der Brücke, die über Abgründen sich wiegt; die Schönheit des Adlerflugs, der den Sturmwind besiegt! Die Schönheit, die herrisch wie ein Heldengedicht, die Schönheit der Thatkraft in des Menschen Gesicht!

Laßnig war ganz Auge und verlor keine Bewegung. — Sonderbar, wo hatte er doch Aehnliches, noch Schöneres erst kürzlich gesehen? —

Wahrlich, die Bildwerke im Zug nach der heiligen Insel, denen die Gottheit gnädig gelächelt! Das war es —!

Blitzartig zündete der Gedanke in Laßnigs Seele! . . . Endlich die Eingebung, die er geahnt und erhofft, auf die er in schweigender Arbeit seit langen Monden geharrt und gewartet! . . . Der Gott hatte gesprochen —; hier war sein Weg!

Nicht die weicher geformte, leidende Schönheit des Weibes, das, bestimmt, der Mutter Erde Kinder zu schenken, in dem Beschauer die von der Allmutter ausgehende irdische Sehnsucht erweckte; sondern die himmelanstrebende, straffere, handelnde, im Ringen mit der Allmutter gehärtete männliche Schönheit sollte zunächst das Ziel seiner Darstellung sein! Da wollte er einsetzen, versuchen, ausstreichen, mitleidlos verwerfen, von Neuem beginnen und — denn was half es, ein hübsches an ein nettes, und ein nettes Machwerk an ein hübsches zu reihen! — nicht eher ruhen, bis die Hülle, die schablonenhafte Maske, die dem Stümper und Handwerkskünstler schon als das Ziel seiner Arbeit erschien, stückweise absprang; bis er sich seinem hohen Berufe gerecht geworden fühlte, bis die Gottheit selbst ihn aus seinem Werke anblickte: — bis er ein wirkliches, neues, ein nur ihm eigenes ganzes Kunstwerk geschaffen!

Und hier nahe der Stätte, an der ihm die Verheißung geworden, wollte er seine Werkstätte aufschlagen! Sein Urbild aber sollte der junge Fischer sein, der ihm die Eingebung vermittelt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war Zeit geworden, an den Rückweg zu denken. Laßnig erhob sich. Ehe er zum Bahnhof hinabstieg, wollte er noch mit dem Fischer, der eben mit dem befreiten Thiere von drüben zurückkehrte, Rücksprache nehmen und sofort auch nach einer Werkstätte Umfrage halten. —

Noch einen langen Blick aus beglückten, leuchtenden Augen warf er auf das tief-tiefblaue, vom Strahl der untergehenden Sonne mit Purpurstreifen geschmückte Meer . . . noch einmal folgte sein Auge sehnsüchtig den jetzt zahlreichen, lichten, leicht dahingleitenden Segeln! . . . Dann riß er sich los und schritt den Abhang hinunter.

## X.

Es dunkelte schon, als Laßnig sich auf dem Rückwege zum Bahnhof befand. Er hatte seine Absicht in vollem Umfange zur Ausführung gebracht und war sehr befriedigt.

Beppo, der Fischer, war gegen das Versprechen angemessener Vergütung als Urbild für die beabsichtigten Arbeiten gewonnen. — Anfangs hatte er allerdings einige Bedenken geäußert. Sein Handwerk, meinte er, sei doch kein Sonntagsspaß, den er Wochentags an den Nagel hängen und einfach vernachlässigen könne. Und dann einfach so, wie ihn der liebe Herrgott er-

schaffen, sich abbilden lassen, das scheine ihm doch auch etwas bedenklich. Jedenfalls müsse er zunächst 'mal mit dem Prete Rücksprache nehmen.

Die Hirtin hatte schließlich den Ausschlag gegeben. — Fromm sei ihr Zukünftiger wohl, erklärte sie auf einen bezüglichen Einwurf Laßnigs, aber den Pfarrer schütze er immer nur vor, wenn ihm etwas nicht passe. Er sei wahrscheinlich zu bequem, um lange zu stehen. Sein Handwerk und die Fische aber liefen ihm auch nicht davon. Kurz, sie wolle schon dafür sorgen, daß er das schöne Geld der Eccellenza nicht leichtfertig verschmähe!

Und dabei war es geblieben. — Auch eine passende Werkstätte hatten die neuen Freunde anzugeben gewußt; es hätten schon wiederholt Pittori da oben gehaust und geschaffen.

Beppo selbst war mitgekommen, den Weg nach oben zu weisen. Die Lage auf halber Anhöhe mit dem Blick auf das Meer hatte Laßnig sofort gewonnen; und auch die Räumlichkeiten erwiesen sich als entsprechend. Aber auch hier kam die Einigung erst nach einem kleinen Umweg zu Stande.

Mit Würde und einem Lächeln, das von Zuvorkommenheit förmlich überfloß, nannte der Besitzer des Landhauses zunächst eine Summe von verblüffender Höhe als Miethpreis. Auf etwa dem dritten Theil des Geforderten war man sich schließlich begegnet. Der Proprietario hatte auch für diesen Ausgang die gleiche Würde und das zuvorkommendste Lächeln in Vorrath. Er machte ein Gesicht, als habe er natürlich nur diesen Ausgang erwartet, als sei nie von etwas Anderem die Rede gewesen, und als habe er überhaupt nicht daran gedacht, den Fremdling zunächst auf die Probe zu stellen und in landesüblicher Weise ein kleines Geschäft — una piccola combinazione! — zu machen. —

So mit Allem im Reinen und sehr befriedigt, kehrte der angehende Bewohner Orbetellos in den Wartesaal des Bahnhofs zurück.

Einen kurzen Blick nur gönnte er der allen Reisenden wohl bekannten, des Abendschnellzuges von Genua harrenden, hübsch geschmückten Tafel, dann nahm er an einem kleinen Seitentische Platz, bestellte einen Fiaschetto Toskana und trank hastig einige Male, denn der lange Weg und die Wärme hatten ihn durstig gemacht.

Erquickt durch den feurigen Trank, ruhte er einige Zeit und dehnte behaglich die etwas ermüdeten Glieder. Dann griff er in die Tasche, holte den Brief des Friesen hervor und las ihn aufmerksam noch einmal durch.

Mochte Laura Pherussi die Grafenkrone, von der Wilms berichtete, ruhig an Stelle des Ruhmeskranzes, den sie mit ihm erworben hätte, ihrem Golde hinzufügen; ihn grämte es nicht! Gold war ja gewiß eine angenehme, nützliche Sache, doch um diesen Preis, nein; es formte sich zu leicht nur zur Kette! . . . Mit Geschmeide und Spangen waren die von den Göttern verworfenen Künstler belastet gewesen; mit Geschmeide und Spangen, die ausgesehen hatten wie Ketten! Mit Gold belastete, mit goldenen Ketten lenkte die Menge ihre Erwählten. Frei aber, selbst ein Lenker und Herr,

mußte der Künstler schalten beim Schaffen; denn die Kunst war Befreiung! Nur wer sich selbst beim Schaffen zu befreien vermochte von der öden Noth des irdischen Daseins, war ein Künstler; nur er wirkte auch bei dem Beschauer die gleiche Befreiung! Wie aber konnte befreien, wer in Ketten einherging; — wie konnte er den befreien, dessen Ketten, sein Sklave, er trug!

Wahrlich, würde nur Jeder, der nicht durch Armuth, Elend oder Willensschwäche zu anderem Handeln verdammt war, dieses Herrengesetzes gedenken, es müßte wohl öfter ein Herr, ein Großer erstehen auf dem Gebiete der Kunst!

Jede gesunde Entwicklung führte doch nothwendig, wenn auch auf Umwegen, nach aufwärts! Doch hier? ... Die alte Kunst sei todt, sagten sie. Wo aber lebte die neue?!

Wohl gab es auch jetzt noch vereinzelt Heroen der Kunst! ... Warum aber richtete der ehrlich suchende Blick sich doch unwillkürlich immer nach rückwärts, um wahre Kunst bewundern zu können? War unsere Zeit, so reich an Reden und Gesten, so reich an geräuschvollen Versuchen auf dem Gebiete, denn wirklich so arm an wahrhaft ragender Leistung, daß sie in die Vergangenheit flüchten mußte, um sich ganz zu erbauen?

O Herr! — Laßnigs Auge leuchtete auf, und wie ein heißes Gebet zog es durch seine Seele — o Herr, lasse mich den Weg finden, der hinaufführt zu wirklicher Größe! Lasse mich wirklich werden, was man mich jetzt schon gedankenlos nennt! Lasse mich würdig werden des königlichen Namens, den jeder Kunsthandlanger, Zeichner, Pinselschwinger oder Thonkneter, der einen Witz hinter der Stirne und eine gefällige Hand hat, ihn zu gestalten, sich schon jetzt leichtfertig beilegt —; lasse mich werden — ein wirklicher Künstler!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein schriller Pfiff, ein dumpfes Rollen und Schnauben, das plötzlich einsetzte, sich rasch verstärkte und mit einem Schlage wieder verstummte, dann lautes Rufen, gefolgt von dem wirren Zusammenklang zahlreicher disharmonischer Stimmen, weckte den Sinnenden aus seinen Gedanken. Der Schnellzug war eingelaufen und hatte die Käfige geöffnet, um seinen durch lange Fahrt und Hungergefühle etwas raubthierartig gewordenen Inhalt zu kurzer Erquickungspause von sich zu geben.

Laßnig blickte auf und sah zerstreuten Auges, wie die zumeist etwas abgenützt aussehenden Reisenden hereineilten, um die Tafel im Sturme zu nehmen. Wie Jeder seinen Kellner für sich allein haben, zuerst bedient sein, zuerst essen und trinken und eigentlich schon wieder fertig sein wollte. Wie die Einen ergrimmt über die unvermeidliche Verzögerung des Beginns ihrer Mahlzeit, die Anderen trotzdem in menschenfreundlicher Stimmung; die Meisten, sichtlich angeregt durch die Hoffnung auf verdiente Erquickung, den guten Dingen, die da kommen sollten, entgegenharrten, und sich inzwischen

mit lebhaften Gesten und einem Stimmaufwand, als seien alle Anwesenden mehr als halbtaub, in allen möglichen Sprachen der Welt unterhielten.

Das heitere Bild — der Saal schien plötzlich festlich, die Lichter schienen heller geworden — weckte freundliche Vorstellungen aus jüngst und länger vergangenen Zeiten in Laßnig.

Halb verwischte Erinnerungen wurden plötzlich lebendig und zogen durch seinen Sinn. — „Orbetello," klang es in ihm, „lagunenumgürtete, fischreiche Etruskerstadt, sei mir gegrüßt! Sei mir besonders gegrüßt, freundliche Fee, die ich so oft, müde vom Wandern, in der Halle des Bahnhofs belauscht! Einen festlichen Tisch rüstetest Du; Gedecke, Blumen und Kerzen auf vielarmigen, silbernen Leuchtern. Noch aber fehlen die Gäste! Doch Du winkst mit dem Stabe: — ein Rollen und Rauschen, aufflammen plötzlich die Lichter, die Blumen duften, und ihre Farben erglühen; — aus allen Windrichtungen, denn sie sprechen die verschiedensten Sprachen der Welt, eilen Deine Gäste herbei. Du winkst wieder. Dienstbare Geister füllen die Tafel mit Deinen Gaben und spenden reichlich, Deine Gäste zu laben. Hoch und höher gehen die Wogen: Gläser klingen, Teller, Besteck und heitere Stimmen; — Alles tönt und athmet einen Lobgesang auf die Freude des Lebens! Doch Du winkst wieder! Auf springen die Tafelnden und eilen fluchtartig zum Ausgang —".

Sonderbar; wie kam er heute gerade darauf? . . . Diese Prosa war von Franz Erdringer. So oder mit ähnlichem Wortlaut stand sie in den „Italienischen Skizzen". Einst häufig gelesen, hatte sie sich in das Gedächtniß geschmeichelt und wurde, dann lange vergessen, jetzt wie mit einem Schlage wieder lebendig. Franz Erdringer! . . . Was wohl die Tochter machte? Lange war auch ihre Gestalt dem Gedächtniß entschwunden gewesen; nun war auch sie plötzlich da. Wie es ihr gehen mochte?

Gleichviel! . . . Laßnig griff nach dem Glase und leerte den Rest des Toskaners. Nun noch eine kleine Cigarette, um sich die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges zu —

„Cameriere, zwei Tassen . . . nein, eine Tasse und eine Fiaschetto Chianti!"

Diese Stimme! Laßnig ließ die Cigarette, wo sie war, und sah sich um. Bei dieser Bewegung stutzte auch der Besteller von Kaffee und Chianti, der in Begleitung einer Dame rasch herangetreten war, und warf einen eigenartigen Blick auf den Tisch, dem er sich ahnungslos zugewendet, als mache er ihm irgend etwas Geheimnißvolles zum Vorwurf. Dann faßte er sich. — „Wahrhaftig, Kurt," rief er und streckte die Hand aus, „bist Du es wirklich?"

Der Angeredete, offenbar zunächst die Beute einer ähnlichen Seelenregung, streifte die ihn umgebenden Wände mit einem Ausdruck, als hoffe er, einen ungeahnten Ausgang für einen eleganten Rückzug zu entdecken.

Dann sprang er auf. — „Former, Du!“ rief er, „das ist aber wirklich 'mal eine Ueberraschung! Wahrhaftig —“

Was „wahrhaftig“ war, blieb für immer Geheimniß. Laßnig brach plötzlich ab. Er hatte einen Blick auf die Begleiterin des unvermuthet aufgetauchten Freundes geworfen; und diese Begleiterin, kein Zweifel, war die, deren er soeben, nach langer Pause, wieder gedacht; — war Franz Erdringers Tochter!

In der That, sie war es und ganz! Und wie reizvoll sie aussah! So einfach und doch nicht wie die Andern! — Wie das vom Schneider gemachte Kleid so chik und ohne Zurschaustellung der Formen so vortheilhaft saß. Wie geschmackvoll Amazone und Schleier gewählt waren. Wie unbefangen sie blickte und wie gelassen sie schien! Vergangenheit?! Ach, die war ja schon lange vorbei!

Lächelnd, ganz ruhig, bot sie Laßnig die Hand, setzte sich und lud die Herren ein, ihrem Beispiel zu folgen. „Nicht wahr,“ sprach sie, „es ist doch eine der schönsten Freuden, in der Fremde unvermuthet Freunde zu finden?“

„Gewiß,“ bestätigte Laßnig, der es für angezeigt hielt, ihre Worte als ganz ernsthaft zu nehmen, „gewiß, es ist eine der schönsten! . . . Und was, wenn die Frage nicht indiskret ist, verschafft mir diese Freude? Kommen die Herrschaften direkt von Norden —; eine Studienreise?“

Former genehmigte sich einen Schluck des eben gebrachten Chianti. — „Studienreise, gewiß,“ antwortete er, „pflicht- und bestimmungsgemäß, wie Dir ja bekannt ist, von dem Ertrag der Preisarbeit zu unternehmen; — doch auch Erholung und Vergnügen natürlich —“

„Das Nützliche und das Angenehme also.“

„Stimmt! . . . Meine Verhältnisse hatten sich, wie Du vielleicht gehört hast, in der günstigsten Weise geändert. Ich selbst war etwas ab, denn ich hatte tüchtig geschuftet. Einige größere Aufträge lagen allerdings vor, aber sie waren nicht dringend. Da kam Lisbeth auf den guten Gedanken, von einer Reise nach Italien zu sprechen —“

„Also Ihre Idee?“

„Ja,“ nickte sie, „der Vorschlag schien mir zeitgemäß.“

„Und mir leuchtete er ein; wir beschlossen also, die Koffer zu packen und unsere . . . Hochzeitsreise aus dem Ausflug zu machen.“

„Hochzeitsreise . . .?“

„Vertragsehe; Kündigung vorbehalten!“ erläuterte Lisbeth mit einem auf Selbstverständlichkeit des Gesagten hindeutenden Tonfall.

Laßnig war nicht leicht zu verblüffen, aber diese Wendung war ihm doch überraschend. Indessen, sie war Lisbeth Erdringers würdig; und es galt Gleichmuth und volles Verständniß zu zeigen. — „Also Vertragsehe,“ sprach er gelassen, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache, „gratulire! Und soll die . . . Hochzeitsreise lange ausgedehnt werden?“

„Nicht allzu lange, lieber Kurt," berichtete Former mit einem menschenfreundlichen, behaglichen Stimmklang, der darauf hindeutete, daß ihm die unvermuthete Begegnung Freude zu machen begann, „nicht allzu lange! Man muß sein Eisen schmieden, so lange es warm ist. Ich bin nun gerade in Mode und wünsche nicht, daß man mich wieder vergißt!"

Laßnig streifte mit einem kurzen, vielsagenden Blick Formers überraschend weltmännisch gewordene Haltung und Kleidung. — „Du denkst und sprichst," meinte er dann harmlos, „ja sehr vernünftig und praktisch."

„Ja, Gott sei Dank, das thut er!" ließ sich Lisbeth ebenso harmlos vernehmen. — „Nun aber," fuhr sie fort, „genug von uns, lieber Freund! Verzeihen Sie, daß wir Sie nur von uns unterhalten. Jetzt von Ihnen! Ich bin sehr neugierig; wie leben Sie; — wie geht es Ihnen?"

„O bitte, bitte," lehnte der durch so freundliche Fragen Beglückte, dem es keineswegs darum zu thun war, hier Bekenntnisse zu leisten, merkwürdig beflissen ab, „ich habe noch lange nicht genug von Ihnen erfahren! Ich bin nämlich auch sehr neugierig —"

Die kluge Eva durchschaute seine Absicht. „Das würde mir," lächelte sie fein, „ja sehr an Ihnen gefallen! Aber ich fürchte, Sie scherzen nur."

„Doch nicht, verehrte Freundin."

„Nun denn, worauf sind Sie wohl besonders neugierig?"

„Wie sind die Herrschaften mit den bisherigen Ergebnissen ihrer Reise zufrieden?"

„O, es ist köstlich, ganz köstlich!" rief Lisbeth, und das abgegriffene Wort klang merkwürdig sympathisch aus ihrem Munde.

„Und das ist Alles, was Sie darüber mittheilen wollen?"

„Ach, was ich sonst sagen könnte, würde voraussichtlich doch etwas abgeschmackt klingen! . . . Sagen Sie mir lieber, auf was Sie außerdem neugierig sind. Wer sehr neugierig ist, muß noch mehr wissen wollen!"

„Gewiß, verehrte Freundin, Sie haben vollkommen Recht! Ich müßte mich ja für den unhöflichsten aller Menschen halten, unterließe ich es, mich von dem Wohlergehen der Ihrigen zu überzeugen! . . . Wie geht es doch, wenn die Frage angenehm ist, Ihrer Frau Mutter?"

Lisbeth zeigte die Andeutung eines malitiös-humorvollen Lächelns. — „Mama," antwortete sie, „o danke; es geht ihr, Gott sei Dank, gut! Ihr dramatischer Unterricht blüht jetzt endlich und nimmt sie sehr viel in Anspruch. In der Zwischenzeit hat sie manchmal mit ihrer, auch Ihnen, dünkt mich, nicht unbekannten jüngsten Tochter zu schelten. Doch das dauert nie lange; sie liebt dieses Unglückskind allzu sehr."

„Das ist nur begreiflich! . . . und wie befindet sich Ihre Frau Schwester?"

Lisbeths Lächeln wurde etwas deutlicher. — „Marie? o danke! . . . Nach ihrer eigenen Meinung, glaube ich, geht es ihr gut; nach meiner ist sie sehr zu beklagen!"

„Ja . . . ist sie denn leidend?“

Jetzt endlich gestattete sich Lisbeth ein freies, schickliches Lachen. Goldhell klang es und weckte verblaßte Bilder in der Erinnerung der beiden Hörer. — „Leidend?“ sprach sie, „nein; aber jedenfalls ist sie sehr zu bedauern! . . . Denn jeden Morgen, gleichviel, ob die Sonne scheint, ob es regnet, ob es Frühling ist oder Winter, immer das birnenförmige, selbstzufriedene Gesicht dieses Kitschner aus den Kissen auftauchen zu sehen“ — sie lachte nochmals melodisch — „es muß fürchterlich sein!“

Die beiden Herren konnten ein verständnißvolles Lächeln nicht unterdrücken. — „Verändert hast Du Dich nicht!“ dachte Laßnig. Er wollte etwas erwidern; doch ein Blick auf die noch eben so festliche Tafel ließ ihn davon abstehen. Dort hatte inzwischen ein fluchtartiger Rückzug begonnen. — „Die Fee winkt wieder,“ recitirte er lächelnd, mit einem besonderen Blick für Lisbeth, „aufspringen die Tafelnden und eilen fluchtartig zum Ausgang —“

Lisbeth verstand ihn. Soweit ihr dergleichen möglich war, liebte sie das Andenken des Vaters. — „Erinnern Sie sich wirklich?“ sprach sie mit einem auffallend warmen Blick. „Wie kommen Sie darauf?“

„Zufällig! . . . eben vorhin, gerade ehe Sie eintraten, kamen mir die Zeilen seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in den Sinn.“

„Hübsch von Ihnen, daß Sie auch mir dieses Gedenken vermitteln! . . . Der gute Papa! Sie sehen, er hat noch immer Recht —“

„Ja, in der That, er hat Recht,“ scherzte Former. „Die Fee ist zwar ein kleiner, häßlicher, schwarzer Stationsbeamter, der zum Einsteigen abruft, sonst aber stimmt es . . . man wird übrigens gut thun, der freundlichen Einladung zu folgen.“

„Schade,“ seufzte Lisbeth, „nun ich daran erinnert bin, scheint es mir beinahe heimatlich hier. Der gute Papa, der es so sehr liebte! Wie lange ist er mir nun schon entrissen; — und er verstand mich so gut —“

Laßnig, obwohl selbst nicht ganz ohne Schuld an der Entwicklung dieses Lebensganges, der sich ohne ihn übrigens wohl auch nicht viel anders gestaltet hätte, empfing von dieser Bemerkung einen beinahe tragikomischen Eindruck. „Ob er Dich wohl,“ dachte er, „noch ebensogut verstünde, wenn er Dich so sähe? In seinen Büchern konnte er dergleichen ja allerdings loben und als These verfechten, aber im Leben, an seiner Tochter —“

„Gehen wir also,“ unterbrach Lisbeth diese Gedanken und erhob sich. Sie war offenbar weit von ähnlichen Bedenken entfernt. Im Gegentheil, auch dieses mußte ihr dienen! . . . Ein an ihr doppelt auffallender, fast zärtlicher Blick trank förmlich das ihr durch des Vaters Schilderung seit lange vertraute Bild, und während ihre Lippen, träumerisch und besonders betont, als gälte es auch, einen Abwesenden zu grüßen, die Worte formten: „Orbetello, lagunenumgürtetes, sei mir gegrüßt!“ — ging sie in der bewegten,

gehobenen Stimmung, welche eine warme Herzensregung auch sonst kühlen Naturen verleiht, dem Ausgange zu.

Die Herren hatten ihre kleine Rechnung beglichen und folgten ihr. Laßnig, der etwas zurückgeblieben war, konnte nicht umhin, Lisbeth in's Auge zu fassen und mit einem eigenartigen Blick, in dem Bewunderung, Erinnern und noch manches Andere lag, dem eleganten Anstand ihrer Gestalt, ihrer Haltung, ihrer Bewegung und ihrer Kleidung stumme Anerkennung zu zollen.

Nahe dem Zuge wandte sich die Voranschreitende zu den Herren zurück. Sie hatte ihre Bewegung offenbar schon überwunden. „Nun haben wir aber," sprach sie zu Laßnig, „gar nichts von Ihnen gehört!"

„Verehrte Freundin, da ist auch nichts zu berichten."

„Doch! . . . wie leben Sie? Wie geht es Ihnen? Ihr Humor scheint gut! Sie sehen wohl aus; etwas verbrannt . . . kommen Sie auch mit nach Rom?"

„Gewiß."

„Sehen Sie, wie schweigsam Sie waren . . . ich dachte, Sie hätten hier Werkstätte und Wohnung!"

„Dann haben Sie beinahe richtig vermuthet."

„Wie das?"

„Ich werde hier wohnen und zwar schon morgen . . . für heute war ich noch Gast!"

* * *

Der Zug hatte Orbetello verlassen und eilte südwärts dem nicht mehr fernen Ziele zu.

Es war Laßnig gelungen, der Aufforderung zu gemeinsamer Fahrt eine schickliche Ablehnung entgegenzusetzen. Die Herrschaften, gab er vor, würden nach der langen Reise doch sicher der Ruhe bedürfen, und er selbst fühle sich gleichfalls etwas ermüdet.

Lisbeth und Former drangen nicht weiter in ihn. Dank dem Schaffner, dessen Fürsorge sie zu gewinnen gewußt hatten, stand ihnen eine Wagenabtheilung des nicht übermäßig besetzten Zuges allein zur Verfügung; und sie waren nicht abgeneigt, diese Annehmlichkeit entsprechend zu schätzen.

Lisbeth besonders, obwohl nicht eigentlich ermüdet, war ganz damit einverstanden, die Gunst der Lage auszunützen und etwas zu ruhen. Sie machte es sich bequem, schloß die Augen; und es dauerte nicht lange, so schlief sie den ruhigen Schlaf eines Kindes. —

Former saß an der anderen Seite des Wagens am Fenster, beobachtete seine Gefährtin, gedachte des Freundes, den er heut so unvermuthet getroffen, — und sann.

Er dachte an eine düstere Vorfrühlingsnacht. — Wie Lerchenjubel und Sonnenbotschaft war damals in graue, finstere Gedanken hinein ein gold-

helles Frauenlachen aus Laßnigs Werkstätte zu ihm herübergedrungen. Fern, unerreichbar, wie Kunde aus einer anderen, ihm unzugänglichen, durch eigne Schuld verschlossenen Welt hatte das damals geklungen!

Und nun? Was damals so ferne und hoch schien, er hatte es an sich gerissen! Die Braut war sein und mit ihr Sonne und Lachen! Auch der Preis, den er schon verloren gegeben, war ihm geworden. Noch mehr: — der große Erfolg, das volle, fluthende Leben war sein!

Ach, die Kunst! . . . sie blieb doch nur unbefriedigendes Stückwerk für den, der zu hoch hinaus wollte; und wurde zum leicht gewonnenen Meisterwerk für den, der sich klüglich beschränkte! Eine große Komödiantin war ihre Göttin, wie die des Lebens! . . . Wer das Leben tragisch nahm, dem machte es ein finsteres Gesicht; und wer ihm heiter nahte, dem lächelte es zu! Und wer die Kunst ernst und tragisch umfreite, wer auf sein Künstlerthum pochend ihr Herrenrechte abtrotzen wollte, für den hatte sie einen Faustschlag in's Gesicht, der ihn ganz niederwarf, oder einen Blitzstrahl aus kalten, dämonischen Augen, der seine Schaffenskraft lähmte, im günstigsten Fall gönnte sie ihm einen Kuß auf die Stirne von steinernen Lippen! Wer sie aber leicht nahm und sie ohne zu ernste Ansprüche umwarb, wer ihr die Schleppe trug, sie umschmeichelte und zum Tanze begehrte, dem konnte sie lächeln, zu dem konnte sie sich gnädig herabneigen, zu dem konnte sie sich so finden, daß er warmes Leben fühlte in seinen Armen und wohl auch dann und wann einen Kuß erhaschte von gluthvollen Lippen im wildfröhlichen Gewoge des Reigens!

Große Kunst! — ach, was in dieser Welt war denn überhaupt groß? . . . Groß war das Streben, klein war die That! Groß war das Wollen, klein das Vollbringen! Groß war das Werdende, klein das Gewordene! Groß war der Theil, und klein war das Ganze! Groß war der Funke, armselig die Flamme! Groß war der Augenblick, und klein war — das Leben!

Wahrlich, der arme, irdische Thor, der da allzu hoch hinaus wollte, der blieb doch ewig klein; groß aber war der, der klüglich klein zu werden verstand!

Er selbst, wie groß hatte er einst sein wollen, und wie klein doch war er gewesen! Ein dürftiger Schüler war er durch das Leben geschlichen! Jetzt hatte er dem Irrlicht dieser eingebildeten Größe entsagt, hatte sich entschlossen, muthvoll kleiner zu sein —; und siehe, er war ein selbstbewußter Mann, ein stolzer, kräftig einherschreitender Meister geworden!

Ja! — mit Jubel fühlte er sie in sich, die Gewißheit — es war seines Lebens Meistertag, dessen Frühsonne ihm jetzt so verheißungsvoll lachte, und ein Meister wollte er sein, ihn ganz zu genießen!

Mit Entzücken blickte Former in die mondbelichtete Landschaft hinaus: — sah die Telegraphenbäume, die lustig und hastig auftauchten und wieder verschwanden; lauschte dem unermüdlichen, geschäftigen Rollen der Räder,

die ihn dahintrugen im Flug durch das klassische Land, das er einst, ein Schüler, mit so ärmlichem Fühlen durchwandert! Und dann blickte er hinüber zu ihr, die sich ihm zu eigen gegeben; zu ihr, die ein ganzes Meisterwerk; — ein Meisterwerk der Natur! Denn sie hatte die Allmutter selbst, die unerschöpfliche Meisterin, sich zum Triumphe gebildet! Und als das Werk fertig war, da hatte sie ihr die Zauberworte, die ein Mensch doch niemals zu seinen Gebilden zu sprechen vermochte: Sei jung, lebe! — als Siegwaffe mitgegeben auf ihren Weg!

Formers Brust hob sich stolz und weit. — Ich grüße Dich, jubelte es in ihm, Du mondbelichtetes, klassisches Land! Ich eile mit Euch, Ihr hastig und lustig vorübergleitenden Schatten! Ich fasse Dich und verstehe Dich, Du geschäftiges Rollen und Raunen der Räder! Ich halte Dich, Augenblick, und fühle mich Meister! Ich grüße, grüße, grüße Dich, wunderwirkende, unerschöpfliche Meisterin, hehre Natur! — ich grüße Dich, grüße Dich in Deinem unerreichbaren Werk!

Der sinnende Mann sprang auf. — Eins mit sich in diesem stolzen Augenblick und hingerissen von dem sonnensichern Flug seiner Gedanken, eilte er zu Lisbeth hinüber und ergriff ihre Hand. Behutsam schob er Armband und Aermel etwas zurück. — Dann drückte er einen langen Kuß auf die weiche, duftige, blühende Haut . . .

Lisbeth erwachte. Traumverlorenen Ausdrucks, die Wangen vom Schlaf anmuthig mit leiser Röthe geschmückt, blickte sie zu ihm empor. — „Was ist,“ fragte sie, „was thust Du?“

„Verzeih',“ entgegnete er, „über der Schönheit vergaß ich der Rücksicht!“

Sie lächelte weich. „Dann hast Du ja,“ sprach sie, „Lob und nicht Tadel verdient! Dein Lohn sei Besseres! . . . Komm und hole es Dir!“

Nach diesen Worten hob sie mit einer leise verträumten, berückenden Bewegung den Kopf, sah ihm mit einem Blick, in dem etwas von dem goldenen Sonnenstrahl lebte, den unergründliche Wasser zitternd zurückwerfen, sekundenlang in die bewundernden Augen; und während das uralte Räthsel des Zaubers irdischer Reize wie etwas ganz Neues vor ihm erstand und ihn gefangen nahm; — bot sie ihm lächelnd die attisch geschnittenen, lebensvollen, leicht geöffneten Lippen zum Kusse.

— — — — — — — — — — — — — — —

Etwas weiter gegen das Ende des Zuges, in einem Wagen, den er, ohne besonders zu wählen, bestiegen, saß, zwischen anderen Reisenden, die geschlossenen Auges dämmerten und ihn also nicht störten, zur selben Zeit Laßnig.

Auch er blickte gedankenvoll durch das Fenster hinaus, sah die Schatten flüchtig dahinhuschen, hörte das geheimnißvoll-geschäftige Rollen der Räder, grüßte, wenn der Zug sich der Küste näherte, mit warmem Blick das im Mondlicht flimmernde Meer und sann dann wieder lange in die stille römische Maremma hinaus, über die selbst der Mondstrahl nur leise, auf

leichten Sohlen dahinhuschte, als wolle er den tiefen Schlaf der großen Vergangenheit, die hier ruhte, nicht stören.

Auch der freiwillig einsame Mann im rückwärtigen Wagen befand sich in gehobener Stimmung. — Er sah im Geiste die Werkstätte, die er erkoren, das Landhaus am Hang über dem blauenden Meer; sah die edle, kraftvolle Schönheit, die ihm die Gottheit selbst heute enthüllt und entschleiert; fühlte, wie es sich durchrang in ihm, wie es Gestalt gewinnen wollte, endlich, um was er nun seit langen, langen Monden gerungen! —

O Sonnentags-Land, o gesegnete Sonne! O weißes Landhaus über dem blauenden Meer! O läuterndes, beseligendes Ringen um den ewig grünen Lorbeer der Götter! O glücklicher Mann, dreifach glücklicher Künstler, ahnst Du die Sonne dort hinter dem dunklen, schwer zu ersteigenden Berge? Siehe, die Morgenröthe steigt Dir herauf; der Tag bricht an: — der Meistertag Deiner Kunst!

## XI.

Es war spät geworden; nahe an Mitternacht. Laßnig, etwas hungrig von dem langen Wege und in Ansehung der hinausgeschobenen Tischzeit, hatte sich vom Bahnhof geradeswegs nach einer toskanischen Trattoria in der Nähe der Via Sistina, die er wegen ihres guten Weines, wegen ihrer trefflichen Verpflegung und wegen der dort verkehrenden anspruchslosen Gesellschaft liebte, begeben.

Er hatte Lisbeth und Former nach der Ankunft in Rom nicht mehr gesprochen. Die unerwartete Begegnung in Orbetello war doch nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben. Verblaßte Bilder hatten frische Farbe gewonnen, gewisse Erinnerungen waren in ihm geweckt. Er hätte nicht der sein können, der er als Mensch und Künstler thatsächlich war, wäre es anders gewesen. Aber er hatte durchaus keine Neigung, diesen Erinnerungen den Schlaf noch mehr aus den Augen zu reiben. Von einem gewissen neugierigen Interesse in Bezug auf die überraschende persönliche und künstlerische Entwicklung Formers wußte er sich allerdings nicht vollständig frei. Befriedigende Auskunft darüber konnte er indessen doch nur von einem Gespräch unter vier Augen erwarten. Nach einem Diner zu Dreien aber, das man ihm wahrscheinlich vorgeschlagen hätte, gelüstete ihn nicht. Er hatte demnach den Bahnhof ohne Umsehen verlassen, um nach den vielen edleren Genüssen des Nachmittags nun auch sein leiblich Wohl etwas zu Worte kommen zu lassen.

Nachdem er dieses Vorhaben unter dem wohlwollenden Auge des zu dieser vorgerückten, geschäftsruhigen Stunde mit seiner Gesammtfamilie — ein anheimelnder, eßlustfördernder Anblick! — gleichfalls hinter dampfenden Schüsseln tafelnden Padrone löblich zu Ende geführt hatte, brach er erfrischt wieder auf und schritt zur Via Sistina, um über die Trinità und den

spanischen Platz nach der Via Balbuino, wo er Wohnung und Atelier hatte, hinüberzuwandeln.

Ehe er die spanische Treppe hinabstieg, wendete er sich in lieber, alter Gewohnheit nach rechts, um noch etwas heranzutreten an die Balustrade und hinabzublicken auf das in der Stadtmitte noch wachende, im Umkreis aber schon schlummernde Rom.

Der beherrschende Platz vor der hochgelegenen Kirche der Dreieinigkeit pflegte um diese späte Stunde verlassen und einsam zu sein. Nur ein Polizeimann auf der Runde tauchte wohl dann und wann auf. Heute aber war schon ein anderer später Besucher anwesend, und zwar stand er gerade an der von Laßnig bevorzugten Stelle.

Der Fremde, eine hohe Gestalt in eleganter Kleidung, drehte sich, als habe er den Herankommenden erwartet, bei dessen Annäherung plötzlich herum und zeigte sein Gesicht. — „Sei mir gegrüßt,“ sprach er feierlich, „Du hast mich gerufen; hier bin ich!“

„Du bist es, Harold!“ rief Laßnig und ergriff des Freundes dargebotene Hand. — „Ich bin mir zwar nicht bewußt, Dich gerufen zu haben, aber ich dachte an Dich und freue mich, Dich hier zu sehen.“

„Genau so,“ lächelte Former, ging es und geht es mir . . . darum stieg ich herauf!“

„Aber, — wie konntest Du ahnen?“

„Ganz einfach! . . . Du warst mir diesen Abend auf der Bahn sozusagen aus den Fingern geglitten; und da wir einst um ähnliche Stunde so oft gemeinsam an dieser Stelle geweilt, schmeichelte ich mir, Dich vielleicht hier oben wieder zu greifen! . . . Lang, lange ist's her, daß wir hier zum letzten Male selbander gestanden!“

„Ja lange, und Manches hat sich inzwischen verändert!“

Laßnig sprach es halb ernsthaft, halb im Scherz, und ein kurzer Blick streifte abermals die auffallende Sorgfalt in Haltung und Kleidung des alten Genossen. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „bin ich befugt, Dir, mein Bester, in ausgiebiger Weise zu grollen. Du hast mir von den, gestehe es, etwas verblüffenden Veränderungen in Deinem Leben nicht das Geringste berichtet!“

„Aber, Bester,“ erwiderte Former, der sich nach dieser Richtung offenbar unschuldig fühlte, „Du hast mir den Weg zu Dir doch einfach barrikadirt! Nach meinem ersten Brief, in dem ich Dir über eine gewisse Angelegenheit Beruhigendes mittheilen konnte, schriebst Du mir einmal, und dann warst Du verschwunden; einfach verschwunden! . . . Der Friese hatte anscheinend wohl manchmal Nachricht von Dir, aber er verschwieg, wo Du weiltest.“

„Dann war der gute Wilms eben allzu diskret.“

„Na, na . . . wie ich ihn kenne, wird er wohl seine Gründe gehabt haben! Uebrigens, hier bin ich —; Du siehst mich bereit, Dir auf Alles Rede und Antwort zu stehen!“

„Schön von Dir. Also laß hören! . . . Du hast Deine Natur, scheint mir, einigermaßen geändert.“

„Im Gegentheil; meine wahre Natur ist zum Durchbruch gekommen! . . . ich war des trocknen Tons schon lange gründlich satt!“

„Merkwürdig, daß mir das gar nicht aufgefallen ist . . . damals.“

„Du warst eben zu sehr mit der eigenen Künstlerkrankheit beschäftigt! Dich machte sie blind, mich machte sie sehend! Denn Deine Venus, die Dich auf Abwege führte, hat merkwürdiger Weise den Anstoß zu meinem Glück, zu meiner Befreiung gegeben!“

Laßnig lächelte eigenthümlich. — „Dann hätte ich mich also,“ meinte er, „sehr verdient gemacht, sozusagen! Aber willst Du Dich nicht etwas näher erklären?“

„Gewiß, ich bin ja eben dabei! . . . Du kannst mir glauben, schon vor der Preisarbeit hatte ich dann und wann meine Zweifel, fühlte dunkel, daß mein Weg nicht der richtige, daß er vielleicht nicht ganz der meinige sei. Den Abendstern machte ich . . . man ist eben doch sehr abhängig von der Gewohnheit! . . . gleichwohl noch im alten Gleise. Dann kam die Ausstellung, und das Sonderbare geschah: — ich wurde gekrönt und mußte mir sagen, daß Deine bei den Preisrichtern durchgeglittene Arbeit eigentlich die bessere sei!“

„Sehr merkwürdig!“

„Aber Thatsache! Das Weitere war einfach; — Du hattest Dein schönes Werk, das so Viele zu kaufen begehrten, schließlich dem Amerikaner gegeben —“

„Ganz recht; — ich wünschte, daß es in den Hinterwäldern verschwinde.“

„Der edle Pherussi aber war untröstlich darüber; etwas Aehnliches, schwor er, müsse er haben. In dieser Noth kam er zu mir —“

„Warum gerade zu Dir?“

„Warum? ja, das verstand ich auch nicht genau. Ich glaubte Anfangs, er meine, es sei etwas von Deiner künstlerischen Persönlichkeit durch die Verbindungsthüre zu mir herübergedrungen. Thatsächlich that er es aber aus Unliebe gegen Kettler. Hatte der eine Venus von mir gehabt, so wolle er nun auch eine — eine ganz andere — auch von mir haben; das werde den . . . ärgern! So sagte er wenigstens. Die tiefere Feinheit des Gedankenganges habe ich allerdings nicht genügend begriffen —“

„Ich kenne sie; er hat sie mir einmal entschleiert . . . Und weiter?“

„Nun, ich hatte natürlich durchaus keinen Grund, unsern Freund und Gönner Kettler zu ärgern; den Auftrag abzulehnen, aber auch eigentlich keinen. Noch schwankte ich, da kam ein Zufall der Entscheidung zu Hilfe! . . . Der Abendstern-Weis' und des trocknen Tones war ich, wie ich Dir sagte, lange schon satt. Aus dieser künstlerischen Nothstimmung und angeregt durch den Neid auf den Reiz Deiner Venus, waren mir einige Ent-

würfe entstanden: Venus, den Arm auf den Flügel eines Schwanes gestützt. Pherussi kam, sah die Dinger und war sofort Feuer und Flamme. Das sei ja, was er wünsche, das müsse er haben!"

„Venus mit dem Schwan . . . merkwürdig!"

„Was meinst Du?"

„O nichts; mir ging nur etwas durch den Sinn! . . . also, Du machtest die Venus —"

„Gewiß! . . . findest Du das so merkwürdig? Ich sage Dir, es war gar nicht merkwürdig; im Gegentheil, es war sehr in der Ordnung, denn es lag mir famos! . . . Mein Auftraggeber war entzückt und machte sofort noch eine Bestellung; eine Gruppe, Amor und Psyche, sollte es sein. Auch darauf ging ich ein und hatte bald meine Idee! . . . Ich stellte die beiden Vielberufenen hin, wie sie sich küssen —"

„Wie sie sich küssen . . . merkwürdig!"

Former sah etwas zweifelnd herüber. — „Höre mal," meinte er, „ich weiß aber wirklich nicht, was Du daran wieder merkwürdig findest. Du bist etwas geheimnißvoll geworden hier unten; das Klima, scheint mir, bekommt Dir nicht recht! Nun, gleichviel; . . . also, meine beiden Arbeiten gediehen, wurden fertig, kamen auf die Ausstellung und machten, sage ich Dir, einfach Furore! Mit einem Schlage war ich entdeckt und berühmt und bekam Aufträge, soviel ich nur wollte. Die Nachbildung des ‚Pherussinischen Götterkusses', wie mein edler Mäcen das Ding in seiner bekannten Bescheidenheit nannte, wurde mir schon in den ersten Wochen dreimal bestellt. Michael sonnte sich; nein, er war vollständig Sonne! Was mich betrifft, so freute ich mich selbstverständlich des materiellen Erfolges; etwas Anderes aber war mir noch lieber. Es ist doch schön, nach langem, vergeblichen Harren zu fühlen, daß man das allgemeine Empfinden getroffen, daß man das Glück gehabt hat, dem dunklen Drange der Masse in schönen Formen den Ausdruck zu finden!"

„Das allgemeine Empfinden, mein Lieber," erwiderte Laßnig nach einer kleinen Pause trocken, „ist meistens gemein! . . . Vorher hattest Du den nicht gemeinen Beifall der Besten unter den Genossen, warst ehrlich beneidet von ihnen —"

„Ach, was kümmert mich der Beifall der werthen Genossen! Als Freunde sind sie mir lieb; als Richter sind sie mir . . . Schnuppe! Ihr Neid! . . . ach, die beneiden Dich nur so lange, bis sie Dich nachmachen können! . . . Da lob' ich mir besser die naive Huldigung der Menge, die mich bewundert und an das Nachmachen nicht denkt!"

„Das Beste, mein Lieber, was Du zu geben hast, kann doch überhaupt nicht nachgemacht werden. Uebrigens; — gratulire Dir nachträglich zu Deinen Erfolgen und Thaten! Und nun . . . verzeihe meine Neugierde: Dein Leben, Lisbeth! . . . Hast Du Lust, auch hier etwas den Schleier zu lüften?"

„Natürlich! Du bist ja ohne Zweifel berechtigt, danach zu fragen; — nur sage mir Eines vorher! Du warst wohl sehr überrascht? . .. ist es Dir peinlich? . . . nimmst Du es krumm?“

„Krumm, nein; — ich gab sie ja frei.“

„Schön“ — es klang merklich erleichtert —, „dann kann ich auch darüber in Ruhe berichten. Also, Schuld bist eigentlich Du an der Geschichte!“

„Ich —?“

„Ja, Du hattest sie doch meiner Obhut empfohlen!“

„O Kind, so energisch war das denn doch nicht gemeint!“

Former lächelte. — „Na ja; Anfangs war es ja auch gar nicht energisch.“

„Aber später?“

„Nun, später kam es dann wirklich dazu. Aber langsam und auf einem ziemlichen Umweg.“

„Willst Du diesen Umweg auch mir zugänglich machen?“

„Sofort; er gehört mit zur Sache. — Also, die Trennung von Dir nahm sie, wie ich Dir berichten konnte, gnädig auf und residirte einige Zeit bei der Mutter. Auch ich stellte mich — Dir zu Gefallen! — zeitweise dort vor. Nach einiger Zeit willigte sie ein, mir zu meiner Venus zu sitzen —“

„Auch mir zu Gefallen?“

„Ich glaube, mehr der Abwechselung wegen. Meine neue Richtung gefiel ihr. Sonst blieb Alles beim Alten. Dann kam der Kuß —“

„Welcher Kuß?“

„Der Pherussinische; die Gruppe!“

„Sie hätte Dir Gruppe gesessen?“

„Du machst Witze; — fiel ihr nicht ein!“

„Nun, Gott sei Dank!“

„Für den Entwurf und den Rohbau hatte ich Modell von Beruf. Dann sprang sie ein. Einzelmodell und Gliederpuppe. Aber das Haupt der Puppe imponirte ihr offenbar doch nicht genügend. Mit der Kopfstellung zum Kuß wollte es auf diesem Weg nicht recht gelingen. Was wollte ich machen? . . . ich trat selbst in die Bresche!“

„Ach so.“

„Ja, sie entschloß sich, die Stellung mit mir zu versuchen. Der Friese umkreiste uns mit der Kamera. Die Aufnahmen gelangen vorzüglich; und ich hatte nun meinen Anhalt für die Korrektur ihrer Stellung —“

„Und dann?“

„Ja, mein Bester! . . . dabei hatte ich dieses Meisterwerk der Natur einmal in den Armen gehalten. Das war eine Offenbarung! Mich dünkte, ich müsse sie unbewußt schon lange geliebt haben; . . . von da ab warb ich um sie.“

„Und sie?“

„Nun, es gelang mir, sie schließlich zu rühren! . . . Große Worte macht sie ja, wie Du weißt, nicht über dergleichen. Sie äußerte gelegentlich, ich hätte mich doch sehr zu meinem Vortheil verändert; nannte mich ein großes Kind —; und Aehnliches mehr. Allmählich erwärmte sich ihr kühles Herz doch wohl an der Flamme, die sie bei mir entzündet; — das Weitere ist Dir bekannt!“

Laßnig hatte nachdenklich eine Weile geschwiegen. — „Du scheinst mir,“ sprach er dann langsam, „soviel ich sehe, ja sehr mit ihr liirt; — hast Du auch schon an die Zukunft gedacht?“

„Zukunft! . . . was kümmert mich die! Du müßtest sie fragen, wie sie darüber denkt. Und sie denkt eben gar nicht darüber; es liegt nicht in ihr.“

„Und — Du nimmst das hin?“

„Was will ich denn machen? . . . Sie ist die Jugend, die Schönheit, die Wonne! Sprich der Jugend von der Zukunft, sie wird altern; sprich der Schönheit von ihr, sie wird verblassen; sprich der Wonne von ihr, sie wird Dir entschwinden!“

„Du wirst ja förmlich zum Dichter! . . . und Du selbst also hast keine Gedanken darüber?“

„Ich hätte wohl deren; aber sie sind ja doch zwecklos! . . . vielleicht erhört sie später den Bären und wird Freifrau von Hensing.“

„Wirbt er noch immer um sie?“

„Ehe wir abreisten, that er's in meiner Gegenwart mindestens wöchentlich zweimal. Jetzt schreibt er ihr und versichert die Unwandelbarkeit seiner Gefühle.“

„Und sie?“

„Nun, sie antwortet ihm; — die Gefühle läßt sie ohne Erwähnung.“

„Ich verstehe Dich nicht! . . . wenn Du sie doch so hoch stellst, warum suchst Du nicht selbst sie dauernd an Dich zu fesseln?“

„Fesseln! . . . sie läßt sich eben nicht fesseln; das weißt Du doch auch! Uebrigens, sprechen wir nicht weiter davon. Was gilt mir die Zukunft!“

Laßnig schüttelte leise den Kopf. — „Mein lieber Harold,“ sprach er ernst, „Du hast den ausgetretenen Saumpfad, auf dem die übrigen Grauthiere wandeln, wie mir scheinen will, recht gründlich verlassen. Alles in dieser Welt aber hat seinen Preis. Hüte Dich also! Du möchtest sonst plötzlich pfadlos hoch oben vor Abgründen stehen oder Dich unten in den Niederungen verirren, wo es sumpfig ist und der Boden weicht —“

„Das fürchte ich nicht,“ rief Former und hob abwehrend die Hand, „das fürchte ich nicht! Und selbst wenn Du recht hättest, was kümmert es mich! . . . Der Künstler muß ganz leben, um Ganzes schaffen zu können!“

„Armer Freund! . . . Du glaubst also wirklich auch an diese ab-

gegriffene Phrase? Nein, lieber Harold, wir sind keine Götter! Wenn wir auf der einen Seite besonderen Aufwand machen, so fehlt uns auf der anderen die Kraft; und wenn wir auf dieser Großes leisten wollen, müssen wir Haus halten auf jener!"

„Du sprichst wie ein Moralprediger und beinahe . . . wie ein Philister!"

„Soll ich aus Angst, Philister oder Moralprediger gescholten zu werden, bessere Einsicht verleugnen?"

„Das nicht! . . . was mich betrifft, bist Du aber ohne Zweifel im Irrthum. Ich lebe mich aus, habe erst jetzt ganz zu leben gelernt —: und niemals stand meine Kunstleistung höher als jetzt!"

„Glaubst Du? . . . bist Du nicht jetzt schon herniedergestiegen? Hast Du nicht jetzt schon die strenge Arbeit und Selbstzucht von einst, hast Du nicht Deine alten Ideale verleugnet?"

Former lächelte nur. — „Du sprichst von Idealen! Mit dieser Erfindung lendenlahmer Menschen kann ich nichts machen. Ich besitze sie nicht, habe sie niemals besessen!"

„Du? nun, das ist stark! . . . Auch Du, mein Lieber, hast Dich lange genug dieser Erfindung bedient!"

„Zu meinem Unglück that ich es einst! . . . Du meinst, daß ich meine Ideale verleugne! Umgekehrt, umgekehrt! Mein wahres Ich hatte ich um ihretwillen verleugnet. Anerzogen, angelogen waren sie mir! Glücklicherweise kam ich schließlich dahinter und bin nun wirklich ich selbst. Ich will nicht fliegen — und brauche kein Ideal!"

Laßnig blickte mit ernsten Augen herüber. — „Mein lieber Freund," antwortete er, was auch immer kommen möge, meine Gefühle für Dich bleiben natürlich die gleichen. Das hindert aber nicht, daß ich Deine letzte Entwicklung bedaure."

„Du sprichst mir aus der Seele," erwiderte Former, „genau so geht es mir nämlich mit Dir! Deine Psyche —; nun ja, sie ist ja nicht übel. Aber die Venus, da steckt doch etwas Andres dahinter!"

„Ansichtssache, mein Lieber!"

„Leider! . . . Und jetzt bist Du wohl mit vollen Segeln daran, die Kunst und das Publikum zu reformiren?"

„Ich will nichts reformiren, es sei denn mich selbst! Ohne Rücksicht auf den Erfolg, ohne in Hochachtung oder, wie manche unserer lieben Jüngsten, in vorgeblicher Verachtung nach dem Publikum zu schielen, will ich versuchen, in meiner Art das Höchste zu geben!"

„Die Welt wird Dich darüber vergessen!"

„Dann wird mich vielleicht die Nachwelt wieder entdecken!"

„Was gilt Dir die Nachwelt!"

„Mehr als die Welt! . . . Ist es denn wirklich etwas so Großes um den Beifall der Welt; ist es denn wirklich so sehr verlockend, Nummern

für ohnehin überfüllte Ausstellungen zu liefern, die meistens gerade da, wo sie der Welt am besten gefallen, doch nichts weiter sind als Sammlungen, bestimmt, über das wahre Wesen der Kunst irre zu führen! Sammlungen bunter, hohler Muscheln, herausgeschleudert auf den sandigen Strand von der steigenden Hochfluth handlangenden, handwerksfrohen, aber kunstverlassenen Schaffens!"

„Auch an bunten Muscheln, selbst wenn sie hohl sind, erfreuen sich die Kinder dieser Welt. Sie sind Menschen, begierig, Menschliches mit menschlichen Augen zu sehen!"

„Leider bevorzugen sie es vielfach, Thierisches mit thierischen Augen zu schauen!"

„Was heißt thierisch? . . . leicht beflügelt gleitet des Menschen Phantasie nach oben und unten —; unsere Aufgabe ist es, das Reich dieser Phantasie den Zeitgenossen im Bilde zu spiegeln!"

„Mit allen Verirrungen?"

„Auch mit diesen; . . . sie zeigen den Abweg!"

„Hast Du jemals einen Gecken oder Thoren gesehen, der sein Spiegelbild als einen Abweg betrachtet? Im Gegentheil —"

„Mag sein! . . . wir wollen die Welt ja auch nicht belehren, nicht bessern, noch sie veredeln; — wir wollen erquicken!"

„Hat ein Gifttrank jemals wirklich erquickt?"

„Ich ahne Dich wohl; . . . Du stellst die sittliche Forderung an die Kunst."

„Ich stelle keine! . . . Sittenlose Kunst bietet zwar, dünkt mich, statt eines Heiltranks fressendes Gift! Aber sei es! Hat die Kunst mit der Sittlichkeit nichts zu thun, so braucht sie darum doch nicht grundsätzlich — sittenlos und unsittlich zu sein!"

Former schwieg; er schien zu überlegen. — „Mein alter Freund," mahnte er dann, „das Alles scheint mir wahrlich bedenklich! . . . Willst Du denn wirklich in die Speichen rollender Räder hineingreifen? Glaubst Du wirklich, es werde Dir gelingen, der Welt den wahren Zweck der Kunst zu enthüllen?"

Laßnig schüttelte unmuthig den Kopf. — „Aber ich will doch überhaupt nichts enthüllen! Meine Werke sollen reden, soviel an ihnen ist; ich selbst aber will schweigen. Allzu redselig ohnehin ist unsere Zeit! Riesen im Wort, sind wir Zwerge im Handeln!"

„Je nun, die Welt ist den redseligen Erklärern hold, sie wird die Sprache Deiner Werke nicht verstehen wollen oder sie überhören! . . . Ueberdies liebt sie die Wärme. Dein Streben, fürchte ich, ist ihr zu kühl."

„Auch im Dome ist's kühl; und die Menschen besuchen ihn doch!"

„Aber sie bevorzugen die Wärme des Tanzsaals! . . . Glaube mir, Du wirst Alles hinwerfen, um schließlich zu spät einzusehen, daß Dein Opfer ein nutzloses war!"

„Nun denn; — laß' es mich abwarten! Solltest Du aber Recht behalten, dann . . . ja, dann will auch ich reden. Dann“ — Laßnig erhob unwillkürlich die Stimme, und rollend, wie mit zustimmender Betonung, warf das Echo einzelne seiner Worte von den Wänden der Kirche zurück —, „dann will ich den Genossen zurufen, doch aufzugeben das Gerede von der Heiligkeit unserer Kunst; dann will ich sie auffordern, doch abzuthun die feierlichen Prophetengewande und, ohne Heuchelei, offen und ehrlich, in die lustige Tracht des höheren Haushofmeisters oder Spaßmachers zu schlüpfen!“

„Laß' doch den armen Spaßmachern ihre harmlose Freude!“

„Gewiß! . . . mögen sie ihre Spiele in Ruhe betreiben. Aber sie sollen lassen aus diesem Spiele das Heiligste, was wir besitzen, sollen nicht lästern; sollen ablassen, sich für Künstler, ihre Scherze und Witze für Kunst auszugeben!“

„Mein lieber, alter Freund,“ sprach Former bedenklich, „wenn ich Dir einen Rath geben darf, versteige Dich nicht zu hoch!“

„Zu hoch —!“

Laßnigs Augen loderten, und er wendete sich mit einer raschen Bewegung herüber —: „Als ob unsereins jemals in die Gefahr käme, sich zu hoch zu versteigen! . . . Wenn ich bilden will, muß ich mir nicht die Hände mit Thon beschmutzen? muß ich nicht im Staube baden, wenn ich dem Gestein mühsam Gestalten abringe? . . . Zu hoch hinaus meinst Du? Als ob wir nicht Alle den Erdenkloß mit uns herumschleppten! . . . Und ich, mein Lieber, ich habe einen ganzen Klumpen davon! Nenn's, wie Du willst—; nenn's Hang zum Wohlleben und Ueberfluß, Neigung zum süßen Nichtsthun und zur Gesellschaft anmuthiger Frauen; — nenn' es Bequemlichkeit, Muthlosigkeit, Feigheit, wenn Du so willst! Denn das mußt Du doch wissen, das wirkliche Kunstschaffen ist kein Spiel, keine gefällige Freude, es ist ein hartes, oft grausames, selbstzerfleischendes Ringen! . . . In Sphinxgestalt lauert das Irdische vor dem Pfade nach oben, sucht Dich mit schmeichelndem Auge, mit dem Zauber ihres Antlitzes, mit dem Trug ihrer weichen jungfräulichen Büste zu umstricken und zu bethören, daß Du das Ziel verleugnest und zur Seite weichest, dahin, wo der Weg Dich wieder nach abwärts geleitet. Widerstehst Du ihr aber, willst Du ihr trotzen und suchst, an ihr vorbei, dennoch hinauf zu gelangen, dann bannt sie Dich mit dem plötzlich hart gewordenen Sphinxblick ihrer furchtbaren Augen und hebt die Pranke, um Dir die Brust zu zerfleischen! . . . Zu hoch hinauf, meinst Du? . . . Mein lieber Harold, Du siehst, ich möchte wohl — —; ich kann nicht allzu hoch hinauf!“

„Sonderbar,“ meinte Former, der aufmerksam zugehört hatte und den Genossen von einst mit Interesse und einigem Staunen betrachtete, „sonderbar, wohin Menschen gerathen können, wenn sie erst einmal sich zu versteigen beginnen! . . . Besinne Dich,“ mahnte er, „kehr' um, lieber Kurt,

es ist nicht so schlimm, wie Du annimmst! Sieh mich —; mir wird die Arbeit leicht!“

„Natürlich! . . . glaubst Du, das wüßte ich nicht? Dein Leben fließt Dir leicht; das Werk pflegt dem Leben des Künstlers zu gleichen! . . . Doch mißtraue dem Werk, das Dir allzu gefällig gelingt!“

Former lächelte beziehungsvoll. — „Mich dünkt,“ sprach er, „einst sagte ich Dir Aehnliches, nur hatte ich die Schlußfolgerung anders gezogen! Ich mahnte; — Du aber hörtest mich nicht!“

„Ich weiß es,“ antwortete Laßnig langsam, mit schwerer Betonung, „ich weiß es! . . . Ich hörte Dich nicht und fürchte, auch Du wirst mich nicht hören! Schade —!“

„Warum schade? . . . ich freue mich meines leicht dahinfließenden Lebens, freue mich meiner gefälligen, gedeihlichen Kunst, freue mich, daß mir Beides so leicht wird —“

„Und ich würde mich gerne mir Dir freuen. Aber bedenke —“

„Was soll ich bedenken?!“

Former trat ganz nahe heran und legte seine Hand mit festem Griff auf den Arm des Genossen. — „Hier stehe ich,“ rief er, „ein Mann und ein Meister, wo ich einst ein ärmlicher Schüler mit ärmlichen, armseligen Gefühlen gestanden! Stehe hier auf der fröhlichen Fahrt zwischen Genua und der Südspitze dieser klassischen Halbinsel gerade inmitten! Und wenn ich morgen wieder hinausziehe in das gesegnete Land, dann begleitet mich die erlesenste Frau, die von Phryne das wunderbare Ebenmaß der Gestalt, von Aspasia den Geist, die kluge Rede und die Freiheit von jeder Enge besitzt! . . . Freude, Frieden und Glanz ist in mir; von Freude, Frieden und Glanz soll mein Kunstwerk den Mitmenschen erzählen! Denn ich will sie nicht bessern; ich will sie erlaben, erquicken! . . . Ach, Freund, wenn Du wüßtest, mit welchen Gefühlen ich heute dahinfuhr zwischen Orbetello und Rom! Ahnst Du, was es heißt, sich auf der Höhe, sich Meister des Lebens zu fühlen? Nun denn“ — Former richtete sich unwillkürlich auf, und wie ein Jubelschrei brach es aus ihm hervor —, „eins mit mir in meinem Leben und Schaffen, fühlte ich mich auf sonniger Höhe —; fühlte mich Meister, — — fühlte, der Meistertag meines Lebens begann!“

Gedankenvoll und verstehend hatte Laßnig den stolzen Worten gelauscht. — „Freue Dich des Tages,“ sprach er dann nicht ohne Bewegung, „ich bin der Letzte, Dir die Freude daran zu vergällen oder zu neiden! Aber vergiß nicht ganz, das Leben hat auch Nächte und Träume —“

„Was kümmert mich die Nacht,“ erwiderte Former mit triumphirendem Tonfall, „auch Nacht und Träume sind taghell für mich! . . . Du aber, lieber Freund,“ mahnte er, „höre ein gutes Wort! Mich jammert, Dich zu sehen, wie ich Dich finde! Laß' die Phantome, die Dich verlocken, um Dich dann zu verrathen. Kehr' um, und sei wieder der Alte! Laß' uns wieder zusammen arbeiten wie einst!“

„Geht nicht, lieber Harold!"

„Aber Du brauchst doch nur zu wollen; — der Erfolg war doch früher schon Dein! . . . Ich fürchte keinen, Dir aber geb' ich den Preis; — wenn Du willst, bist Du mir über!"

„Es geht nicht, lieber Harold!"

„Es geht nicht? . . . warum denn? Du hast doch nichts zu thun, als anzuknüpfen, wo Du einst — leider! — aufgehört hast!"

„Ich wäre unwahr."

„Ach was, unwahr! . . . Worte!"

„Doch nicht, lieber Harold! . . . Das Leben ist oft unwahr; muß es vielleicht sein —! laß' der Kunst wenigstens Wahrheit!"

„O Kind! . . . was bist Du so verzweifelt verstiegen!"

„Sei's drum," antwortete Laßnig mit einem ernsten, bebenden Lächeln. — „Sei's drum, ich bin verstiegen; es ist unser Loos! Aber ich suche wenigstens den Ausweg nach oben!"

Former lächelte etwas gezwungen. — „Schade, schade; — wirklich schade! Ich meinerseits," scherzte er, „gehe zunächst mal nach unten. Ich gedenke, hinabzusteigen, hier über die spanische Treppe! . . . Besuchst Du uns morgen?"

„Bedaure! . . . ich beginne morgen mit dem Frühesten den Umzug nach Orbetello."

„Beginne übermorgen!"

„Leider unmöglich; — es ist schon Alles verabredet draußen."

„Das läßt sich doch aufschieben! . . . Ebbene, Du willst nicht! Nun denn, wenn Du nicht kommst, dann müssen wir eben kommen. Wir besuchen Dich draußen, ehe wir nach der Heimat zurückkehren."

„Schön; ich will auf dem Bahnhof Bescheid sagen, daß man Euch den Weg nach meiner Werkstätte weist."

„Wir werden nachfragen! . . . Und nun noch ein Wort. Aufrichtig —; entferne Dich, lieber Kurt, nicht allzu sehr von dem früheren Laßnig!"

„Aehnliches möchte ich Dir rathen! Ebenso aufrichtig —; vergiß Du, lieber Harold, nicht ganz den früheren Former!"

Sie reichten sich die Hände. Obwohl sie lächelten, waren sie Beide doch ernst.

Ein Händedruck, ein „Auf Wiedersehen!" von Beider Lippen. Dann wendete sich Former und stieg die spanische Treppe hinunter.

* * *

Gedankenverloren sah Laßnig hinab auf den spanischen Platz. Sinnend war sein Auge dem sich entfernenden Freunde gefolgt; nachdenklich haftete sein Blick jetzt an der Stelle, an der jener verschwunden.

Wahrlich! . . . leicht beweglich wie die Welle des Meeres war doch des Menschen Trachten und Schicksal!

War Jenem der Anfang des Aufstieges einst zu leicht gemacht worden? Mußte er wieder hinab, um sich den Weg nach oben, mit Mühe und besser, neu zu erzwingen?

War es Menschenlos, nur unter vielfachem Irren, unter Opfern und unter Hingabe theurer Güter, den rechten Weg nach oben zu suchen? War der gerade Aufstieg zum Ziele Keinem vergönnt?

Zum Ziele?

Laßnig blickte unwillkürlich empor. — Das Ziel, wo war es; gab es verschiedene Ziele? Hatte Former vielleicht doch recht, wenn er vor dem Steilaufstieg zu den kühlen Höhen reiner, göttlicher Schöne zurückwich, um unten auf den blumigen Matten zu bleiben und, ein freundwilliger Führer, dem der Grazie entbehrenden Empfinden der Menge in Schönheit den ihr verständlichen Ausdruck zu suchen? War es vielleicht doch der Mühe werth, auch denen zu dienen, die in der Kunst eine anmuthige Nebensache, eine leichte Erholung; einen frohen Farbenzauber für geschäftsmüde Blicke, eine Sensation für nach Neuem begierige Augen, den belebenden Reiz eines Spiels oder eines Glases Schaumwein erblickten? War es vielleicht doch auch verdienstliches Werk, während im stillen Heiligthum Auserwählte den Auserwählten den Weg wiesen nach oben und ihnen in besonderen Feierstunden den Schleier lüfteten von dem Angesichte der Gottheit, draußen im lauten Vorhof den Vielen, die da berufen und nicht auserwählt waren, die das Himmlische selbst nicht zu erfassen oder seinen Anblick nicht zu ertragen vermochten, in der ihnen verständlichen Sprache Sein und Art der Gottheit zu künden?

Gleichviel! . . . Former war aus dem rechten Holze gefügt. Die Stunde, in der er die blumige Matte auf halber Höhe zu niedrig erfand, würde auch ihm einstmals schlagen! Mochte er inzwischen sich seines Glückes und des sonnigen Tages erfreuen —; die Träume würden schon kommen!

Die Träume — —!

Der Einzige, der noch wachte auf dem wundersamen, beherrschenden Platz, der so vieler Geschlechter Kommen und Gehen gesehen, blickte hinab auf die Stadt.

Auf dem Korso leuchteten noch, zeitweise aufzuckend in hartem bläulichen Strahl und nur leicht gedämpft durch die allmählich dichter werdende Dunsthülle des Nebels, die elektrischen Flammen. Murmelnd, rauschend, raunend, rollend, wie auf einem nie endenden, langsam sich abspulenden Bande ineinander verwoben, sandte, einem fernen Wasserfall vergleichbar, das noch wache Leben da unten seine Töne zu dem Beschauer empor.

Im weiteren Umkreis des Geländes diesseits des Tiber herrschte schon Zwielicht und Schweigen. Nur da und dort tauchte ein schärfer ge-

zeichneter Umriß, ein Giebel, ein Dach, ein Thurm oder ein aufblitzendes Licht aus dem Dunkel hervor und verrieth die Lage der Stadt.

Drüben aber über dem leoninischen Stadttheil ragte, das ganze Stadtbild beherrschend, wie ein Symbol des nach schönheitsvoller Gestaltung drängenden, schöpferischen Gottesgedankens im Menschen: — der Dom von St. Peter auf dem vatikanischen Hügel empor!

Hingerissen blickte der Künstler auf das traumhaft schöne, von den Strahlen des eben aufgehenden Mondes weich und verklärend belichtete Bild —! Und er fühlte sich in den Tiefen ergriffen von dem Geheimniß der schönheitvollen Harmonie des Weltganzen, das wir ahnend bewundern und nachschaffend fühlen, ohne es jemals ganz zu verstehen!

Denn war nicht alle Schönheit, die uns umgiebt und umfluthet, die uns erhebt, wenn wir sie empfangend genießen, und die uns Flügel verleiht, wenn wir sie selbstschaffend gestalten: — in den Ursachen ihres Seins und ihrer Wirkung tiefes Geheimniß?

St. Peters Dom! — warum hatte man ihn erdacht und, während Generationen kamen und gingen, in gigantischer, unermüdlicher Arbeit erbaut und gestaltet; so licht und ruhig, so groß und gewaltig? . . . Geheimniß!

Warum wirkte die Majestät und Gewalt der äußeren Form des Bauwerks zugleich als adeligste Schönheit auf den Beschauer? . . . Geheimniß!

Warum flog die Seele mit der himmelanstrebenden Harmonie der Linienführung des Innern schönheitstrunken empor? . . . Geheimniß!

Warum fühlte Jeder, da da hineintrat, Jeder, der diese in dem hochragenden Kreuz wie in ein Gebet ausklingende, gewaltige Künstlerdichtung erschaute, sich bewundernd ergriffen und aufgerüttelt in den Tiefen des Seins? . . . Geheimniß!

Ja, soviel auch Menschenwitz schon darüber gegrübelt: — alle Wirkung der Form, aller Zauber der edel zur Harmonie eines zweckmäßigen Ganzen zusammenklingenden Theile blieb im Grunde doch von Schleiern umhüllt! Geheimniß vor Allem blieb, warum der Mensch diese Harmonie als Schönheit empfand! Geheimniß des Ursprungs, Sang, Klang und dunkle Sage von einer lichten, größeren Heimat, die nicht begrenzt mit dieser dämmerigen, engen Welt! Sangbare Weise, aber kein sprechbarer Satz! Nächtiges Dunkel für den Verstand, der, kurzsichtig und irdisch bedingt, auf den Krücken der Begriffe armselig tastet und grübelt; doch flammendes Licht für den Abglanz göttlichen Denkens: — das hellsehende, beflügelte, souveräne Gefühl!

Laßnigs Blick flog zum Himmelsgewölbe empor! . . . Wie feierlich selig und strahlend sie war, die gewaltige, schauerumwitterte, aus Katastrophen geborene und doch so vollendet harmonische Schönheit der außerirdischen Sphären!

Die Brust wurde dem Hinaufblickenden weit, wie einst in den Tagen der Jugend! Ein unendliches Sehnen, die große Allsehnsucht des Menschen

kam mit unwiderstehlicher Gewalt über ihn. Ihm war, als müßten ihm jetzt Flügel wachsen; als könne er jetzt, jetzt diese Flügel entfalten, um sich hinaufzuschwingen in das schönere Reich seines Sehnens und sich zu baden in der krystallklaren Fluth von Aether und Licht!

Ach! er war auf diese Erde gebannt, und nur seine Blicke flogen hinauf; . . . aber diese Blicke seines Künstlerauges — unauslöschlich und begeisternd fühlte er die Ueberzeugung in seine Seele gegraben — waren auch seine Flügel!

Ja, so war es! . . . Auch der Ballsaal mit seinen Lichtern hatte gewiß seine Reize, aber diesen Reiz streifte echte Kunst doch kaum mit flüchtiger Sohle! Denn das wahre Kunstwerk mußte wirken wie ein Blick tief hinein in den Himmel mit seinen Sternen, mußte wirken wie der Aufgang der Sonne nach banger, düsterer Nacht; mußte wirken wie Sphärenmusik —; mußte wirken wie das Brausen des Sturms und das geheimnißvolle Rauschen der Wipfel im Walde — —; mußte wirken wie die Stimme des Schöpfers über den ruhelos brandenden Wassern des Meeres!

Ein Herr und mächtiger König im Reich der Gefühle — wohl ihm, wenn er sie weise lenkte! —; ein Seher und ein Bekenner: — ein Harfner der Gottheit! — stand der Künstler auf hoher, gebietender Warte, und göttliche Weisen mußten, goldhell und doch geheimnißumwittert, seiner Leyer entschweben! Denn nicht mit dem prickelnden Reiz der Form seiner Töne dem Ohre zu schmeicheln, sondern mit dem Gehalt seiner Weise die Seele des Hörers in den Tiefen zu fassen; wie ein Lied, das von einer höheren Heimat berichtet, die große Allsehnsucht, das beflügelnde Heimweh nach dem einheitlichen Ausgangspunkte alles Schönen in den zwiespältigen, hier und dort heimischen Erdengeschlechtern zu wecken, das allein konnte Ziel sein der hohen, der wirklichen Kunst!

Wahrlich, die Aufgabe war schwer, aber der Lohn war auch groß!

Dort stand der lichte Dom, den Künstlerhände einst zum Himmel gethürmt! Wie das mächtige Bauwerk noch ragte, da die Meister selbst schon lange dahin, da Geschlechter, Jahrhunderte gekommen und wieder gegangen, so war es, ein beneidenswerthes Geschenk des Himmels an seine bevorzugtesten Söhne, dem Künstler gegeben, dem allgemeinen Gesetze rascher Vergänglichkeit trotzend, noch der fernen Zukunft zu leben!

Denn alles Andere, was diese Erde Großes gebar, es zerstob vor der Zeit, wie Spreu vor dem Winde! . . . Von großer Männer großen Thaten kündete wohl ein Lied, erzählte die Sage, sprach die Geschichte; ihr Mund war verstummt! Dem Künstler aber war es verliehen, das Lächeln der Sonne ewiger Schönheit und Weltenschöne, wie es sich gerade in seinem Auge gespiegelt, in Bild und Stein zu verkörpern und so, wenn er selbst schon lange dahin, noch gegenwärtig zu sein, noch vernehmlich zu sprechen und — ein berufener Zeuge des schöpferischen Gottgedankens im Menschen!

— den Hochschlag des eigenen Herzens noch nachzittern zu lassen in den fernsten Geschlechtern!

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war sehr spät geworden. — Laßnig riß sich los. — Noch einmal grüßte sein Blick den Dom von St. Peter! Wie abschiednehmend umfaßte sein Auge noch einmal das herrliche, den Himmeln huldigende Bauwerk, das wie ein Gleichniß menschlichen Ringens und Strebens aus nebelumhülltem Land verheißungsvoll aufragte! . . . Und als er dann im Hinabsteigen die Blicke zum Himmel erhob, da grüßten wie Freundesaugen, beruhigend, ermuthigend und Sieg dem Kämpfer verheißend, die Leuchtfeuer, welche die Ewigen selbst in überirdischer Schöne da oben entzündet: — die Sterne zu ihm hernieder!





# Friedrich Paulsen.

Von

## Hans Lindau.

— Berlin. —



Zunächst eine Vorklage. Es geschieht nicht ohne Bangen, wenn ich mich an die Charakteristik Paulsens heranmache. Im Banne seiner besonnenen schönen Schriften habe ich während der Lektüre dankerfüllt gestanden, und wenn es dafür eine Schuld abzutragen gälte, dürfte es mir erlaubt sein, zu sprechen. Aber so einfach liegt die Sache leider nicht.

Vielmehr will gerade gegenüber diesem Gegenstande das Gemüth des Schreibenden lähmende Verzagtheit beschleichen, als vernehme es aus den Werken des gewissenhaften Mannes ein stilles Mahnen zu verschärfter Umsicht und Treue, eine Seelenpredigt zwischen den Zeilen, die Jeden sich prüfen heißt, ob er einen Beruf habe zu dem, was er unternehmen möchte.

Und zwischen dem kritischen Verstande, der einen abschlägigen Bescheid ertheilt, und der Sehnsucht sich zu äußern entspinnt sich ein Streit, der endlich durch die That geschlichtet scheint.

Ueber alle strenge Erwägungen hinaus ruft das Gefühl einen höheren Gerichtshof an, zu dem es sich selber die freundlichen Richter gewählt hat. Aus Herz und Vernunft errichtet es sich die verehrungswürdigste Instanz und meint von hier aus, was ihm so lieb, zu hören, — daß auch dem jeweilig Unzulänglichen eine Art Daseinsberechtigung zugestanden werde.

* * *

Das erste Werk, das mir von Paulsen zu Gesicht kam, und das mich zu näherem Studium reizte, war sein System der Ethik. Es stand neben anderen guten Büchern in der kleinen Handbibliothek des Psychologischen

Instituts in Leipzig und wurde häufig gelesen; doch durch Schuld und Schicksal kam ich damals nicht dazu, mich recht hinein zu vertiefen; giebt es doch so viel zur arbeiten, und wenn dann noch Lindenduft sich einmischt und zum Nichtsthun verleitet, so wird nicht Alles fertig, was man sich vorgenommen hat.

Dann kamen Jahre der Abwesenheit von Deutschland, in denen sich mir all das genossene Universitätswesen durch die Entfernung zu etwas Einheitlichem zusammendrängte, etwas Schönem und Liebem. An den großen Lehrerpersönlichkeiten wurde das Unterscheidende über dem heimatlich Gemeinsamen vergessen. In der dankbaren Erinnerung verdichtete sich Alles zu einer wohlthuenden Totalität reicher, inniger Freuden. Da waren Alle friedlich beieinander: Ernst Haeckel und Wilhelm Wundt, Karl Lamprecht und August Schmarsow, Friedrich Ratzel und Karl Bücher, — mochten sie sich nun wirklich freundschaftlich ergänzen, oder mochte das harmonisirende Element lediglich in der Phantasie des unkritischen Schülers liegen; ja vielleicht würzte der Mangel an sichtendem Verstande die allgemeine Stimmung zu um so schmackhafterem Behagen. Ein Traum mag diesen Zustand bildlich verdeutlichen.

Mir träumte, ich ginge im alten Frankfurt spazieren, natürlich voll Verlangen, dem Göttersohne Goethe dort zu begegnen. Da kam ich auch vor das bewußte Haus, fand aber das Innere seltsamer Weise neu bewohnt von verehrten Lehrergestalten. In den unteren Räumen, die der Königsleutnant inne gehabt, wurde gerade unter Wundts Leitung experimentirt, und obwohl mich das sehr interessirte, so ging ich doch, weil ich ja nicht deswegen hier eingetreten war, eine Treppe höher. Aber auch hier keine Spur von Goethe. Dagegen waren die Wände bedeckt mit wunderlichen Zerrbildern, wie ich sie nie zuvor gesehen. Es schienen dabei ganz sauber ausgeführte bunte Tafeln zu sein, so wie sich deren Haeckel zur Demonstration bediente. Und richtig, da kam er auch schon heran, legte den breiten Schlapphut bei Seite und ließ mich durch seltsam geschliffene Gläser die Wände betrachten. Da erschien nun Alles ganz rund und schön, wie plastische geographische Darstellungen, und ich war sehr entzückt davon.

Immerhin blieb mir doch diese ganze Umgebung einigermaßen erstaunlich, und ich wollte weiter suchen gehen nach Goethe, den ich hier wiederzusehen mir so ernstlich versprochen hatte. Ich blickte ein bischen wehmüthig aus dem Fenster auf eine weite Wiese, sah da Kinder spielen . . .

Doch das gehört ja nun nicht mehr hier herein. Die Unterbringung der verschiedenen ehrwürdigen Gelehrten in dem pietätvoll betrachteten Goethehause erschien mir jedenfalls nachträglich, so verrückt sie war, als eine die gefühlvolle Verknüpfung, von der ich oben sprach, drastisch illustrirende Idee. In meiner Erinnerung wohnten doch Alle nun im gleichen, lieben Goethehause. — Goethe hat durch seine Universalität und Güte etwas fried-

lich Verbindendes. Es ist, als lasse schon der bloße Gedanke an den Reichthum seines Wesens einen Einheitsstrom durch sonst getrennte Kettenglieder laufen.

Und in dieser Geistesverfassung greift man wohl besonders gern zu ethischen Büchern. Das polemisch Laute kleiner Gelegenheitsschriften gewährt keine Befriedigung. Dicke friedliche Bände möchte man lesen. Ich erinnerte mich dunkel, daß unter Anderen Paulsen so etwas liebenswürdig Schlichtendes in dem Wenigen, das ich kannte, gezeigt hatte, und es zog mich an, das aufzusuchen. Paulsens Ethik wurde wieder zur Hand genommen, eine Arbeit, die, wie ich nach und nach gewahr wurde, zu dem unübertrefflichen Werke Wilhelm Wundts von der Ethik überaus reizvoll kontrastirt.

Man führe den Wanderer in einen mächtigen Nadelwald, lasse ihn auf Höhenzüge gelangen, wo der Blick frei schweifen kann weithin über unabsehbares Gelände. Da laufen die Silberfäden der Flüsse im Thal dem Meere zu; und immer höher hinauf steige der Unermüdliche, ein klares schier unendliches Weltbild wird ihm beschieden. Ihr glücklichen Augen!

Aber jetzt wechsle die Landschaft. Statt der Fichten und Tannen in ihrer aufstrebenden, schlanken Kraft und Schönheit, umfließe weiches Laubesgrün die suchenden Blicke von allen Seiten, und goldene Sonnenflecke schimmern dazwischen, lieblich anzuschauen. Zarte Wölkchen hängen als gelockertes Abbild irdischer Schwernisse über den Wipfeln. Auch das ist ein Trost den Augen! . . .

Paulsens Ethik ist gemüthvoll innig, aber im Profil weniger edel gehalten, Wundts Ethik hat weniger Traulichkeit, ist aber ungemein klar und rein wie Höhenluft und Gebirgswasser. Keine möchte man missen, und keine schließt die andere aus, so wenig wie Bach'sche Präludien und Fugen etwa Robert Schumann unerwünscht machen. Wundt ist klassischer und umfassender als Paulsen. Sein vollendet ebenmäßig dahinfluthender Stil entbehrt eher der sinnlichen Anmuth, hat aber immer Größe. Ich kenne in dieser Art nichts Besseres. — Paulsens Diktion ist gefällig freundlich, dabei auch schlicht und einfach und von intimem Liebreiz. Sie ist knapp und kräftig im Ganzen. In einzelnen Wendungen der Ueberleitung tritt der Autor persönlich vor uns hin. Das giebt einen behaglichen Ton. Die hohe Besonnenheit des Urtheils stempelt in gleicher Weise beide Bücher zu wahren Bibeln menschlicher Weisheit. Auch kommt die Zeit, wo ich mir kein anderes Werk als das Paulsen'sche zum Begleiter wählen möchte.

Wundts Ethik, wenn ich mir ein neues Bild gestatten darf, hat gleichsam den Charakter antiker Architektur. Es ist etwa ein herrlicher Säulenbau, ergreifend stilrein, klassisch, ergreifend monumental und majestätisch. Dagegen nimmt sich das andere System der Ethik, ich möchte sagen, mehr deutsch mittelalterlich aus, wie ein Bauwerk aus dem lieben Nürnberg mit

Giebeln und auf buntem, reizvoll beschränktem Marktplatz. Liest man Wundt, so wird das Herz erfüllt von einem großen humanen Pathos. Eine Bewegung frommer Seelenerhebung dem Unendlichen gegenüber theilt sich uns mit. Still, beschaulich und zart fließen des Anderen Worte in's Gemüth. Sie reden von denselben hohen Dingen, aber das Gefühl liebevoller Vertiefung in die Poesie und den Reiz eines tüchtigen, schönen und glücklichen Einzellebens giebt doch hier den Ausschlag, während dort der ganze Zauber unaufhörlicher Steigerungen der Menschheitsentwickelung sich erschließt.

Robert Schumann erzählt einmal von einer Aufführung der verschiedenen Fidelio-Ouvertüren hintereinander. Beim Vergleiche einer früheren mit einer späteren Leonorenouvertüre sagt er, was ich, mutatis mutandis, für die verglichenen Bücher hersetzen will: „Wie gern möchten wir die beiden Werke Schritt vor Schritt verfolgen. Dies gelingt mit den Partituren in der Hand mit Genuß weit besser als mit Buchstaben auf dem Papier, weshalb wir nur in Kurzem die wesentlichen Unterschiede berührten."

Ich kann es mir hier nicht als Aufgabe stellen, das ganze System der Ethik im Einzelnen durchzunehmen; an einige Züge nur sei im Vorbeigehen erinnert. Die Zeiten Hegels, da man nach dem Schema: These, Antithese und Synthese so oft geschickt und glücklich verfahren durfte, sind vorüber. Man hat die logischen Kategorien zur Konstruktion kulturgeschichtlicher Weltbilder nicht mehr gerne, aber das psychologisch Richtige und für die Darstellung Brauchbare, das dem Begriffsgerüst zu Grunde liegt, wird von gescheidten Leuten nach wie vor geschätzt. In Langes Geschichte des Materialismus wird die Entwickelung der Philosophie in Gegensätzen sehr fein beleuchtet. Ideen, die vorher im Tiefen schwammen, bekommen Oberwasser, andere sinken herab, aber in der Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt leben die Ergänzungshälften der Wahrheit nebeneinander.

Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, diese Hauptepochen der Menschheitsgeschichte im gröbsten Umriß, hat man oft in ihren Kontrasten gegeneinander geschildert. Die Neuzeit schien seit der Renaissance und dem Humanismus ein Wiederaufleben der Antike unter Beibehaltung des unschätzbar seelisch Werthvollen des Christenthums zu sein. Wo die dem Weltlichen abgewandte zarte Herzenskultur der Kirche sich schüchtern zum ersten Male wieder hie und da der blühenden Lebewelt in mehr positivem Sinne zuwendet, wo mittelalterliche Kunstwerke von eigenartiger Herrlichkeit entstehen, bei Dante, Wolfram von Eschenbach, spüren wir fast schon einen Hauch des modernen Geistes. Friedrich Paulsen hat in seinem sehr klug und reinlich durchdachten System der Ethik den sittlichen Tüchtigkeitssinn der antiken Welt und in scharfem Gegensatz dazu, ja mit bis in's Einzelne geistvoll durchgeführter Klarlegung der damaligen Umwerthung aller Werthe das Christenthum geschildert. Er zeigt, wie Tapferkeit und Ehrsinn, Reichthum, Kunstliebe und Staatsgefühl im Lichte der neuen weltabgewandten

Lehre ihren Glanz verlieren, wie sie aus Tugenden oder doch begehrten Eigenschaften zu verachteten Lastern und Teufelswerk werden. Paulsen hat uns diesen interessanten Uebergang überaus lebendig und überzeugend vor Augen geführt. Er umschreibt ein fesselnd pointirtes Bild der beiden einander geradezu entgegengesetzten Denkweisen. Wir meinen noch den alten Hader, der damals manches Gemüth bestürmt, in uns selbst wieder zu erleben; so kräftig eindringlich rückt uns das Urchristenthum und die kontrastirende Heidenwelt vor die Seele. Hie Welt, hie Himmel! Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher dieser Welt in den Christenhimmel gelange.

Paulsens Ethik bringt uns indessen nach dem aufreibenden Zwiespalt auch die Beruhigung und Versöhnung. Gerade er, der tief und stark den gesunden Lebenssinn des Alterthums empfindet und dessen Herz doch zugleich, wie aus jeder Zeile hervorgeht, nicht lassen kann von der seltsam hohen Geistesentwickelungslinie, die über Plato und den Nazarener zu Spinoza führt, gerade er war der geeignete Mann, mit fester, breiter Stellung Fuß zu fassen im modernen Geiste, dem Koloß von Rhodos gleich, heimisch auf der antiken Männererde und heimisch zugleich in dem duftig holden Märchenlande der christlichen Kultur im weitesten Sinne, dem Paradiese der Liebe und des Friedens, die da höher ist als alle Vernunft. Mag das die liebe Einfalt immerhin unausgeglichenen Dualismus schelten, wir wissen es besser, was es mit solcher Duplicität auf sich hat. Sie war zu allen Zeiten das Erbtheil der besten Menschen auf Erden. Durch die heilige Mischung von Weltsinn und himmlischer Idealität ist alles Gute in der Welt möglich geworden: Leibniz, Goethe, Darwin und wie die wohlthätig vermittelnden Gestalten zwischen erstarrter Religion und lebendigem Religiositätsgefühl in neuer Fassung sonsten heißen mögen, man ist bei ihnen immer gut aufgehoben.

Und nun noch zwei Dinge, die Paulsens Ethik auszeichnen. Da ist erstens der Abschnitt über den modernen Socialismus rühmlich hervorzuheben. Diese immerhin auf engem Raum zusammengedrängte Skizze der Bewegung zeugt von fleißiger Kenntnißnahme der wichtigsten Erscheinungen wie von taktvoller und freimüthiger Auffassung. Man wird vielleicht in späten Zeiten noch einmal nicht ohne Rührung lesen, was hier ein braver Deutscher an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts seinen Zeitgenossen schlicht und ernst zu sagen für gut fand. Paulsen hat sich da ein beneidenswerthes Denkmal gesetzt. Mögen es ihm Viele nachmachen.

Sodann eine allgemeine Bemerkung. Es ist mir mehrfach sympathisch aufgefallen, wie ganz wunderhübsch Paulsen citirt. Viel gelesen zu haben ist ja heutzutage kaum noch ein redenswerthes Verdienst, aber mit so viel Einsicht und Geschmack immer gerade so liebenswürdig Reizvolles im Gedächtniß zur rechten Zeit disponibel zu haben, das trägt sehr zur Erhöhung der angenehmen Wirkung eines Buches bei. Man freut sich, wenn Einem bei der Lektüre der Name eines mit Unrecht halbvergessenen Bekannten be-

gegnet, und der Name ruft Einem Mancherlei in den Sinn, das vielleicht oft genug dem soeben Gelesenen verstärkend zur Empfehlung dient, oder wo das garnicht beabsichtigt ist, jedenfalls wieder behaglich an ein liebes Menschenantlitz mehr in der Welt erinnert.

Das dem Umfange nach bedeutendste Werk Paulsens ist dies System der Ethik nun aber nicht, sondern die „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart"*). Der erste Band behandelt den gelehrten Unterricht im Zeichen des alten Humanismus 1450—1740, der zweite den gelehrten Unterricht im Zeichen des Neuhumanismus 1740—1892. Im September 1894 erschien ferner von Paulsen in der „Deutschen Rundschau" ein vortrefflicher Aufsatz über „Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung". Und in besonderen Brochüren wurden „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung" (Berlin, Hertz), „Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert" (Braunschweig, 1901) und „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt" (Braunschweig, 1902) beleuchtet.

Ich kann die in diesen Schriften berührten Probleme nur streifen und möchte hervorheben, daß das Wort des Mannes, der die Vergangenheit der betreffenden Institutionen genau studirt hat, dem es also an Verständniß der historischen Bedingungen nicht fehlen kann, besondere Aufmerksamkeit in einschlägigen aktuellen Fragen verdienen dürfte.

Es handelt sich um eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staates, um die geistige Ausbildung der Jugend, vor allen Dingen die Art und Weise der Einrichtung höherer Lehranstalten. Wie soll sich Schule zu Universität verhalten? Wie sollen die Lehrer wirken? Ist es förderlich, daß bei der Auswahl der Lehrkräfte die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit oder das pädagogische Talent den Ausschlag giebt?

Paulsen bespricht das interessante Gymnasialproblem, inwieweit die Ausbildung in den klassischen Sprachen erwünscht sein, inwieweit die juristische und medicinische Fakultät dem Realgymnasium Zugeständnisse machen könnte. Er geht des Näheren auf die Stellung der philosophischen Fakultät zu ihren Schwestern ein. Die Stellung des Lehrerstandes wünscht er in hohem Ansehen zu sehen. Uebel angebracht erscheint ihm die Sparsamkeit an diesem bedeutsamen Punkte. „Es ist zu hoffen, daß die Ueberzeugung mehr und mehr sich Bahn bricht, daß wohlfeiler Schulunterricht nicht eine haushälterische Form der Sparsamkeit ist."

Ueberall bemerken wir ein treues Prüfen und Wägen. Die praktischen Gesichtspunkte kommen in reifer Sachlichkeit zur Sprache. Zwischen den Zeilen aber kann uns vielleicht eine gefühlvollere Betrachtungsweise dieses

---

*) Zweite Auflage, 2 Bde. 85 Bogen. Leipzig, 1896. Vgl. Bibliographie über Paulsens Universitäten.

Terrains anschauen. Unausgesprochen läuft der Gedanke von dem hohen Werth der Dinge, um die es sich handelt, ja immer mit. Große Fragen stehen auf dem Spiele. Es ist hier immer, als wenn sich eine ungeheure Versammlung von Vätern über die Zukunft ihrer Söhne beriethe. Da möchte jeder dem seinen das Beste, was er selber im Laufe seines Lebens erfahren, gönnen und möchte ihm gern unnütze Irrwege, die er vielleicht selbst gewandelt, ersparen. Die Jungen sollen es besser als wir haben. Das tönt doch immer hindurch. Manchmal freilich will es scheinen, als ob ein bisheriger Studiengang sich auch ein wenig allzu hemmend auf die schöpferische Phantasie der Väter legte, als ob sie den Ihren ein zu analoges Geschick wünschten. Es ist ja so erklärlich und dabei auch so rührend menschlich schön. Diesem konservativen Element ist viel zu danken. Freilich oft muß aber doch der Sohn in's Unbekannte fahren. Schon stirbt Latein und Griechisch vielfach dahin. Der Bildungsstoff älterer Generationen wird verdrängt durch neu aufwachsenden Wissensreichthum. Die Naturwissenschaften werden schöner mit jedem Tag,

„Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden."

Ach, Wilhelm Bölsche hat, im Gefühl davon, schon manch prächtiges Bilderbuch der modernen Jugend in die Hand gegeben. Vielleicht schütteln die verständigen Alten darüber gar nicht mehr die Köpfe. Entwicklung heißt das wolkenscheuchende Losungswort der Gegenwart. Ein lieber Freund schrieb mir jüngst, was wohl Vielen aus der Seele gesprochen: „Ohne den Evolutionsgedanken wäre es mir wirklich gar nicht wohl auf der Welt."

Der Blick in die Vergangenheit bestätigt es, daß wir im Grunde nichts wissen können von der bevorstehenden Gestaltung der Dinge auf irgend einem Gebiete. Wir sehen, daß die historische Kette der Ereignisse in unberechenbarer Weise nach Form und Stoff sich verändert und vermannigfaltigt. In die Zukunft zu schauen ist keinem Sterblichen beschieden. Schon der Rückblick ist schwer, ja, beinahe unmöglich, wenn die Anforderungen einigermaßen hoch gestellt werden. Und doch liegt ein unwiderstehlicher Antrieb dazu in unserm Gemüth. Es gelüstet Jeden, sich Rechenschaft abzulegen von dem Zug der Begebenheiten, die zu dem Jetzt und Heute geführt haben. Der historische Trieb scheint unausrottbar. Er hat sich bei den Kulturnationen allerdings allmählich ungemein verfeinert und gesteigert. Man könnte in diesem Sinne die Neuzeit jedoch bereits etwa bei Thukydides beginnen lassen.

Daß ein Denker und schaffensfroher Systematiker wie Paulsen mit dem Hange des Historikers begabt erscheint, versteht sich beinahe von selbst. Auch ihn lockt es mächtig, hinunterzusteigen in dies Mütterreich jenseits der Gegenwart und das längst nicht mehr Vorhandene wieder auferstehen zu lassen vor des Geistes durchdringendem Blicke; und sei es auch nur hie und da ein kleines Ecklein entschwundener Wirklichkeiten, dankbar wird es auf-

zunehmen sein, zumal von dem, der gezeigt hat, daß es ihm am großen Ueberblick über das Weite und Ganze niemals mangelt.

Paulsen stellte in dem geschichtlichen Theil seiner Ethik, wie wir sehen, ein Weltbild in Bausch und Bogen vor uns hin. Die Vertiefung in die zahllosen Einzelheiten der intimen Sonderexistenzen, das anziehend Individuelle wurde da nicht geboten, wo es in erster Linie auf einen raschen Umriß gewaltiger Totalverhältnisse ankam. Es müßte sonderbar zugehen, wenn wir nun aber das, was wir dort gern entbehren, nicht anderorts mit liebevoller Ausführlichkeit behandelt antreffen sollten. Wir wenden uns jetzt zu einigen solchen historischen Porträtskizzen des Meisters.

„J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens“ *) lautet so eine kleine, sorgfältig modellirte Arbeit des Geschichtsschreibers Paulsen.

Auch dies ist ein Kapitel aus der Geschichte des gelehrten Unterrichts. Es handelt sich um die Stellungnahme der Universität zu einem ihrer würdigsten, freilich auch kühnsten Vertreter aller Zeiten.

Der Sachverhalt ist oft erzählt worden. Kurz und bündig erinnert uns Paulsen daran. Die Universität Jena kann den „Atheismus“ Fichtes nicht dulden. Fichte seinerseits piqué au vif entrüstet sich über die Universität Jena und schleudert ihr in hell auflodernden Zorn ein Glaubensbekenntniß entgegen, das nicht dazu angethan ist, erregte Gemüther zu beruhigen. Im Hintergrunde sehen wir die Gestalt des weisen Goethe, wie er halb lächelnd, halb wehmüthig resignirt den Kopf schüttelt über dies eilfertige Wesen.

Paulsen unterscheidet in dem kleinen Drama drei Typen, den eifrigen Prometheus Fichte, die eifrigen Dunkelmänner hüben und die Politiker drüben, die die Angelegenheit weniger tragisch nehmen und eine vermittelnde Richtung einschlagen möchten. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, Paulsen sympathisirt augenscheinlich mehr mit Fichte als diesen letzteren. Was er in aller Knappheit von dessen Anschauungen wiedergiebt, athmet etwas von jenem sieghaft schneidigen Geiste, der eben Fichte war. Aber zu schwer fällt auf der anderen Seite nur der eine Name Goethe in's Gewicht, um an die bedingungslose Richtigkeit dieser Meinungen oder der Art ihrer Vertretung endgiltig zu glauben.

Auch Paulsen kann sich, obwohl das ganze „Gedenkblatt“ Fichte ehren soll, am Ende nicht völlig von einer gewissen Goethestimmung frei machen. Goethe liebte nicht das stürmische Vorgehen leidenschaftlicher Geister; er, der die stillen Wirkungen der Natur so innig zu schätzen wußte, sah in dem blinden Drauflos des Philosophen wohl einen Mangel an feiner Selbstzucht, an ruhiger Bildung. Und besonders, wo es sich um Gott handelt, mochte ihm wohl aller Fanatismus als etwas Bedauernswerthes und Unreifes erscheinen.

---

*) Deutsche Rundschau, April 1899, dann in der Philosophia militans.

Aber auch Fichtes Ungestüm hat nichts häßlich Unliebenswürdiges. Im Gegentheil: der unendlich vertrauensvolle, glaubensselige Muth, der all' die schonungslos kräftigen Aeußerungen durchweht, hat entschieden etwas durchaus menschlich Gewinnendes. Er ist ein Kind im Vergleich zu Goethe, und ein unartiges, dürfte man bisweilen glauben, aber der ganze Charakter hat im Grunde doch so viel natürlichen Adel und eine so reine, aller Kleinlichkeit abholde Ehrlichkeit, daß man ihn lieb behalten möchte.

Mit großem Geschick ist Paulsen auf eine Darstellung der Persönlichkeit und der aus ihr entspringenden Philosophie Schopenhauers eingegangen. Eine glückliche Nebeneinanderstellung dreier Arbeiten über den Pessimismus: Schopenhauer, Hamlet und Mephistopheles, zu denen sich als Anhang ein zartsinniger Vortrag über das Ironische in Jesu Stellung und Rede gesellt*), bewirkt es, daß das geschilderte Phänomen um so deutlicher hervortritt. Jeder der Aufsätze wirft Licht auf die andern. Das Gemeinsame ist der Unmuth über das Böse in der Welt. In dreifacher Steigerung und einem ich möchte sagen himmlischen Höhepunkt wird es uns vorgeführt. Schopenhauer ist der Philosoph des Aergers. Sein Unwille gegen sich selbst, seine ätzende Kritik der Menschen, das Lästerliche an ihm wird hell beleuchtet, dabei die geniale Künstlerschaft unumwunden und mit feinstem ästhetischen Gefühl anerkannt. Schopenhauer hätte gewiß selbst nichts an dieser Charakteristik auszusetzen. Wir können uns kaum einen Schriftsteller vorstellen, der mit bessern Fähigkeiten zum Lebensgenuß im vornehmsten Sinne ausgestattet war, so weit es sich aber doch eben immer um Genuß handelt, als Schopenhauer. Und doch wie unfroh! Es besteht ein eigenthümlicher Kontrast zwischen diesem so eminent auf Genuß angelegten Feinschmeckerthum des Wissens, diesem hohen Gefühl freien, sicheren Schaffens, das der Denker besaß, so daß er jeder von ihm geschriebenen Zeile einen deutlichen Werth selbstzufrieden beilegen durfte, und dem nörgelnden Lebenshaß, der Unluststimmung, darin ihm schließlich die ganze Welt höchst unersprießlich erschien. Und es ist nicht minder ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen seinem todessüchtigen Hange nach Auflösung, gänzlichem Dahinschwinden in's wünschenswerthe Nichts und der lebendigen Wirkungsfülle, die aus diesem Dasein nach allen Seiten ausstrahlt. Wie sehr würde dieser eine Mann uns fehlen, wenn sein Bild aus der Reihe der bedeutenden Menschenköpfe ausgelöscht würde, wie tief hat er sein Wesen in die Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eingegraben. Da steht er fest und breit auf dem tragenden Mutterboden, von dem er sich ätherisch selbstlos gern für immer verflüchtigt hätte. Sein Wunsch, nicht dazusein, sich auszustreichen aus der Liste der Geschöpfe, ja, die ganze Schöpfung ungeschehen zu machen, dies seltsame Hirngespinnst, in dem so feurig das dunkle Blut der Erdenschmerzen rollt, wie wunderlich nimmt das sich aus, wenn man

*) Stuttgart u. Berlin, 1901. Zweite Auflage.

überblickt, wohin sein wirkliches historisches Leben rann, wenn man erwägt, daß aus den mit klugen Fingern hergestellten ausdrucksvollen Erzeugnissen seines Könnens sich die Menschheit weithin Geschmack an guten Dingen holen sollte. So sehr ist auch die Negation in der Welt eine positive Sache!

Schopenhauer kann nicht ohne Liebe richtig erfaßt werden, wie überhaupt die Menschen alle, und Paulsen hat es meisterhaft verstanden, ohne gefährliches Abweichen von den höchsten Idealen der Sittlichkeit der scheinbar hassenswürdigen Gestalt spürsinnig nachzugehen auf ihren unbequemen Wegen und, bei allem Abscheu vor dem Verwesungsduft, den das Sterbenswerthe umweht, das tiefe Göttliche des Originals herauszuholen und an's Licht zu stellen.

Paulsen ist zugleich ein Freund Schopenhauers und der edlen Gaben, die Schopenhauer in hohem Grade abgehen. In dem folgenden Aufsatz über Shakespeares Hamlet tritt das noch kräftiger zu Tage. Hier begegnen wir nämlich wiederum demselben Geiste der virtuosen Menschenverachtung. Mit rühmenswerther Schärfe hat Paulsen ein, wie ich glaube, durchaus zutreffendes kritisches Bild des Hamletcharakters in moralischer Beleuchtung entworfen. Shakespeare aber ist größer als Hamlet. Wir haben die Empfindung, als sei das ein Fortschritt über Schopenhauer, der selbst noch ganz Hamlet bleibt, hinaus.

Und ein abermaliger höchster Fortschritt zeigt sich bei Goethe. Sein Mephistopheles ist bereits ganz abgetrennt von der goldnen göttlichen Lebensanschauung der Goetheschen Faustdichtung. Das Pessimistische ist immer kleiner, das Sonnenhafte immer größer geworden, dafür hat freilich das Dunkle an Intensität zugenommen. Aber nun ist es ein kleines, schwarzes Ungeheuer, das durch einen Tritt völlig hinausbefördert werden kann. Es scheint fast Menschenkräfte zu übersteigen, dieses Teuflische völlig los zu werden.

Da läßt sich im Anhang nun Paulsen noch einmal vernehmen. Man erwartet nach Goethe nichts mehr, und doch, wer Muth zu sehen hat, kann auch hier noch über ihn hinweg den Meister erblicken, der so rein und lauter scheint, daß es dem Gefühl beinahe widerstrebt, ihn allzu dicht in die Nähe Sterblicher zu setzen. Paulsen hat es denn auch taktvoll vermieden, was er zuletzt noch auf dem Herzen hatte, der Reihe seiner Arbeiten über den Pessimismus einzuverleiben.

Wir haben die Hölle der Schopenhauer'schen Weltanschauung durchschritten, das Fegefeuer Shakespeare-Goethe an der Hand des kundigen Führers durcheilt. Sollte sich nun hier auch noch ein Himmel aufthun? Ist der Blick in eine Denkweise, die mit dem Bösen vollständig aufgeräumt hat, die Alles im Lichte des Edelsten erschaut, uns Erdenkindern vergönnt?

Was uns jetzt geboten wird, ist nicht mehr Kunst und Wissenschaft, sondern Glaube. Kunst und Wissenschaft bewegen sich mit endlichen Erfolgen im Endlichen, aber den Glauben engt nichts Endliches ein. Er übersteigt

das Beschränkte mit unwiderleglichen Hoffnungen. Wir treten damit ein in ein Reich, das nicht von dieser Welt erscheint. Wohl hat die Sehnsucht unseres Herzens ihre Wurzeln in der psychophysisch diesseitigen Existenz, aber diese Existenz ist uns im tiefsten Wesensgrunde ein ewig unlösbares Welträthsel. Wir wissen nicht, von wannen wir kommen und wohin wir gehen. Die Antworten, die uns ehrliche, wissenschaftliche Forschung auf die letzten Fragen ertheilt, sind keine rechten Antworten, sondern Hinweise auf den Glauben. Von der unendlichen Zukunft und unendlichen Vergangenheit kann die scharfsinnigste Gelehrsamkeit nichts aussagen. Ihre Arme reichen nicht weit in's Vergangene zurück und nicht weit in's Künftige hinaus, auch wenn wir alle gut begründeten Hypothesen treulich gelten lassen. Und kein Instrument vermag die unermeßlichen Weiten des Weltalls in's Große hinaus und oie unerforschlichen Tiefen ins Kleine hinein endgiltig klar zu legen, denn hier giebt es kein Ende.

Auf der Basis dieser Einsicht aber baut sich auf unser unerschütterliches Vertrauen auf das, was größer ist als Menschenwitz und -Kunst. Wir fühlen: mit unserer Macht ist doch schließlich „nichts gethan", und es kann nicht darauf ankommen, auf Macht und Wissen zu pochen. In uns fühlen wir die Aufforderung, angesichts des Ewigen und Unerforschlichen, Alles ernst und heilig zu nehmen und uns mit dem, was wir heute und jetzt als irdische Pflicht erkennen, nicht ohne starkes inneres Befriedigungsgefühl, fromm zu bescheiden. Aus dieser Gesinnung entspringt dem Bösen gegenüber nun nicht mehr ein medisantes und erbittertes Verhalten, sondern ein ätherisches Leichtnehmen. Es ist die Ironie Jesu, von der uns Paulsen in seinem Anhang zu den Aufsätzen über den Pessimismus ein duftig liebes Bild giebt.

Nach zwei Seiten hin nimmt Paulsen das Recht einer idealistisch freien philosophischen Weltbetrachtung gegenüber bedräuenden Einengungen für die Menschheit in Anspruch: einmal gegen den dogmatischen Klerikalismus, dessen Auffassung an einer zu großen Aengstlichkeit, es könne durch die Wissenschaft Unersetzliches vernichtet werden, krankt, sodann aber gegen eine Art des Dogmatismus innerhalb der Wissenschaften selbst, den man als naturalistischen Materialismus bezeichnen kann. Beide Gegner feinden sich unter einander an, aber die Philosophia militans in ihrer Mitte möchte die berechtigten Forderungen beider Richtungen erfüllen.

„Philosophia militans"*) nennt Paulsen eine Sammlung solcher Kampfartikel seiner Philosophie. Die gerüstete Minerva, die burgschirmende Göttin, scheint ihr Symbol zu sein. Mit der strahlenden Lanze weist sie dem Materialismus gegenüber aufwärts in's Unbekannte, dem Klerikalismus gegenüber aber stützt sie sich stolz auf ihren Schild, in den Perseus das

*) Berlin, 1901.

schreckenerregende Medusenhaupt eingehämmert, ein besiegtes Feindesantlitz zur Warnung, ihr nicht abermals unzulängliche Opposition zu machen.

Zwei Männer haben insonderheit das Verdienst, gegenüber dem Autoritätssystem der Kirche sich auf innerlichere Faktoren der Menschheitsentwicklung mit tiefstem Nachdruck besonnen zu haben: Luther und Kant. Für Martin Luther schien gegen das verweltlichte Christenthum Alles auf eine Wiedererneuerung des echten Evangelismus anzukommen. Hierzu führte ihn sein lebendiges moralisches Gefühl. Kant steht geistig auf einer späteren und höheren Stufe als Luther. Noch weiter weggestoßen hat er von sich das äußerlich Fesselnde fremder Autorität. Ihn bindet auch nicht mehr der Wortlaut der Bibel. Mit wundersam rührender Schlichtheit und Größe ist er bemüht, reinen Tisch zu machen für das, was wahrhaft Werth hat. Seine Arbeit setzte, wenn auch nicht den ungeheuer begeisternden heroischen Muth Luthers in einer Welt von Gegnern, so doch einen noch abgeklärter tiefen Glauben an das Unvergängliche alles wahrhaft Guten voraus. Dieser selbstverständliche unausgesprochene Glaube macht sein kritisches Lebenswerk so ungemein menschlich bedeutend in reinstem ethischen Sinne. Paulsen nennt ihn mit feiner historischer Beziehung den Philosophen des Protestantismus. Er selber hätte das gewiß kaum erwartet, es ist aber, wie mir scheint, vollkommen geschichtlich richtig gesehen und in der Art, wie Paulsen es durchführt und begründet, überaus geistreich.

Wer heute den Typus schätzenswerthester Aufrichtigkeit und Gewissenstreue ausmalen will, dem wird der seelenvolle Blick der blauen Augen Kants durch das Gemüth scheinen wie ein lieblicher Sonnenstrahl. Daran kann biographische Kleinkunst doch nichts ändern. Das Wesentliche des Mannes ist in seinen Werken niedergelegt. Wohl sind sie bisweilen verzwickt und verschroben diese Schriften, Paulsen selbst, ein ausgezeichneter Kantkenner*), wird das zugeben, aber Eines läßt sich nicht leugnen, es geht ein Wahrheitssinn und eine Stimmung herzensreiner Unbescholtenheit durch Alles hindurch ohne Gleichen.

Diese Arbeit würde an einer allzu schwer erträglichen Unvollständigkeit leiden, wollte ich nicht noch der eingehenden Kantstudien Paulsens wenigstens in Kürze gedenken. Seit dem Erscheinen der Geschichte des Materialismus von Friedrich Albert Lange ist Kant mehr und mehr in den Vordergrund der wissenschaftlichen Diskussion gerückt. An ihm orientirt sich die Philosophie der neusten Zeit. Eine schier unermeßliche Litteratur legt davon Zeugniß ab. Wie stehst Du zu Kant? ist wieder die entscheidende Frage geworden.

---

*) Vgl. besonders Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kant'schen Erkenntnißtheorie, Leipzig 1875, sodann in der Sammlung Frommann: Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre, ferner Kants Verhältniß zur Metaphysik, sowie „Was uns K. sein kann?" in der Vierteljahrschrift für wiss. Philosophie. S. auch Wundts Ergänzung.

Paulsens Stellung hat nun in dieser so wichtigen Sache für den Anfänger in der Philosophie, und ein solcher ist der Schreiber dieser Zeilen, etwas ungemein Gewinnendes. Er vertritt den Standpunkt einer weitherzigen idealistischen Metaphysik, von dem aus sich die kritische Denkweise des erhabenen Philosophen nicht sowohl als schroffer Gegensatz zu aller metaphysischen Spekulation der Vorgänger, sondern vielmehr als eine eigenartige Weiterführung des Platonismus ausnimmt. Kant selbst bietet zu dieser Interpretation vielfache Handhabe, und es scheint, daß er hierdurch in seiner positiven Richtung schön gewürdigt wird, die bei einer einseitig dem Negativen zugewandten Auffassung seiner Ideen leicht zu kurz kommt. Auf diese Weise erhalten wir für die sogenannte Metaphysik a posteriori, also Schopenhauer, Fechner, Wundt und Paulsen selbst, Fühlung mit Kant, dessen eigene aprioriſche Fragestellung dergleichen freilich, nicht zum Vortheil, völlig ausschloß*). Vielleicht giebt Paulsen mit solchen Andeutungen dem Leser der Kritik der reinen Vernunft, diesem labyrinthischen Bauwerk, das einer vielfach umgestalteten Kirche gleicht, einen Ariadnefaden in die Hände, mit dem er sich besser durch- und endlich glücklich hinausfindet. Vortrefflich dient zum Luftschöpfen übrigens auch ein gelegenliches Erfassen der lichten entwicklungsgeschichtlichen Ansicht**), wie denn überhaupt wohl den Studirenden der kritischen Schriften Kants ein Ausruhen auf Gesichtspunkten von der Art der vorkritischen und jugendfrischen Periode ihres Meisters gut thut.

Sehr schlicht und schön hat Paulsen auch das Leben Kants dargestellt.

Scharf ist Paulsen gegen den Klerikalismus zu Felde gezogen, als ein wackrer Kämpe für zunehmende Geistesfreiheit. Vielleicht kann ihn ein guter Katholik kaum ohne Herzleid lesen, wofern er sich nicht zu muthiger Entsagung der ihm ehrwürdigen Tradition entschließt. Aber es hatte doch auch an versöhnlichen Momenten nicht gefehlt; ist doch gerade die Tugend der Gerechtigkeit und weithin gehender Nachsicht bei Paulsen zu finden.

Und scharf ist Paulsen auch gegen Haeckel zu Felde gezogen. Was Bölsche einmal scherzhaft von Carl Vogt sagt, es sei sein Glück gewesen, daß ihn nicht ein Philosoph vom Schlage der Lange befehdet hätte, das kann hier umgekehrt gelten. Ernst Haeckel ist einem Philosophen vom Schlage der Lange in die Hände gefallen, und das war für ihn kein Glück. Dem erkenntnißtheoretischen Rüstzeug des Verfassers von so und so viel Kantschriften steht der große Naturforscher sozusagen wehrlos gegenüber, und da Haeckel leider in seinen Welträthseln über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß hinausgegangen ist und dabei nicht die rechte Zurückhaltung, die Nägeli so weise anempfahl, bewahrt hat, wird er kräftig und mit im Grunde ehrenvoller Schonungslosigkeit angegriffen.

Aber auch hier fehlt das Versöhnliche keineswegs völlig. So wenig

*) Vgl. dazu Paulsen, J. K., Sein Leben und seine Lehre, S. 223 und 244.
**) a. a. O. S. 172 oder 202 f.

wie Paulsen Miene macht, den Katholicismus zu verachten, so wenig verschließt er sein Auge gegen den Glanz, der von Haeckels wunderbarer Arbeitskraft ausgeht. Man mag an das Lied von der Wolke denken, die die Sonne verhüllt; verhüllt sie sie auch zeitweilig, die Sonne steht am Himmelszelt. In den Welträthseln findet sich freilich allerhand polemisches Gewölk, aber das zieht vorüber, und die strahlenden Verdienste des muthigen und künstlerisch schaffenskräftigen Mannes bleiben stehen zur Freude der Gegenwart und zur Freude kommender Generationen.

Mit wenig Worten will ich noch bei dem alle Vorzüge des Paulsen'schen Geistes in reichem Maße vereinigenden Werke, das ein Seitenstück zu der Anfangs erwähnten Ethik bildet, der „Einleitung in die Philosophie*)“ verweilen. Ich habe oben Paulsens Ethik mit derjenigen Wundts verglichen, und ein entsprechender Vergleich liegt hier nahe; denn auch Wilhelm Wundt hat neuerdings eine — wie es ja nicht anders sein kann — in ihrer Art nicht zu übertreffende „Einleitung“ geschrieben. Aber Paulsens Werk korrespondirt eigentlich weniger mit dieser Schrift Wundts als seinem „System der Philosophie“, auf welches Buch denn auch häufig sehr anziehend Bezug genommen wird**). Paulsens Einleitung enthält eine fleißig ausgearbeitete Metaphysik, wie sie auf der Grundlage des heutigen Wissensmaterials sich erheben darf. In diesem Sinne ist diese Einleitung also etwas mehr, als ihr Titel verspricht.

Blättert man in dem weite Belesenheit und energisches Denken verrathenden Bande, so fällt einem hie und da, durch den Druck sofort erkennbar, eine eingestreute poetische Reminiscenz, ein paar hübsche Verse von dem und jenem Dichter, auf. Das theilt dem gelehrten Opus so eine liebenswürdige gemüthliche Wärme mit. Es ist, als begegne man auf einer bisweilen etwas anstrengenden Gletscherpartie gelegentlich einem einladenden Rastorte. Wir wissen dem Verfasser dafür Dank.

Der Dichter, der von Paulsen am öftesten citirt wird, dessen Mephistopheles er eine eingehende Studie gewidmet hat und dessen ethische Anschauungen er jüngst in einem Weimaraner Festvortrag***) eingehend gewürdigt, er, dessen Haus in Frankfurt den Ausgangspunkt meiner Paulsenbetrachtungen bildete, soll auch das Ende machen.

Paulsen erörtert die Goethe'sche sittliche Weltauffassung in ihrem Verhältniß zu Christenthum, Spinozismus, Griechenthum. Aus der unendlichen Fülle des hier zu Gebote stehenden Stoffes hat der Philosoph mit Kunst und Weisheit einige wesentliche Dinge herausgegriffen. Es ist ein behagliches Umschauen auf fruchtbarem Gefilde. Aus dem klugen Redestrom aber bleibt insbesondere Eins dem Hörer haften.

---

*) Achte Auflage, Berlin 1901.

**) In der zweiten Auflage des Systems (S. 201) übernimmt Wundt die von Paulsen geprägte Bezeichnung Voluntarismus.

***) Goethe-Jahrbuch 1902.

Es ist das Thema dieser Goethesymphonie, eine edle musikalische Figur, sie klingt erst leise an, dann kommt sie in lang anwachsendem Crescendo zur Geltung: bene agere et laetari, Spinozas Motto, gut handeln und froh sein. — Alles Freudige und Tüchtige, Rüstige und Gesunde, Frische, Tapfre, Glückliche vereinigt sich in dem prachtvoll daherbrausenden göttlichen Goethewesen.

Dies vernehmlich fühlbar gemacht zu haben, ist die reife und gute Frucht, die aus dem Paulsen'schen Vortrage emporblüht. Und dieser Goethevortrag Paulsens selbst blüht empor aus allen seinen schönen Werken. Das ganze Thun des Mannes giebt den Werken die eigenthümliche unnachahmliche Klangfarbe.

* * *

Mit Lust und Bangen habe ich mich meiner Aufgabe unterzogen. Ich fühle wohl, daß sich die Charakteristik endlos vertiefen ließe. Doch möge das Gesagte genügen, anderer Prüfung anzuregen, und möge es Manchen veranlassen, sich Philosophie in Paulsens Sinne zu erwerben, um sie, sich und Andern zur Freude, zu besitzen.





# Noch Einiges über den Lärm.*)

Von

## Theodor Lessing.

— München. —

„Es sind vermeidbare Uebel, an denen wir kranken." —

Sehr verehrte Redaktion. — Ich bitte um Erlaubniß noch einmal auf ein Thema zurückkommen zu dürfen, welches ich in Heft 289 in Ihrer Zeitschrift in längerem Essay behandelt habe. Jener Aufsatz brachte mir manche Zuschriften in's Haus, Zustimmungsäußerungen, Anfragen nach der Bezugsquelle guter Antiphone u. dergl. — Sogar aus Amerika vermittelte die „New-Yorker Staatszeitung", welche den Artikel nachgedruckt hat, mir die Bestätigung, daß es eine allgemeine, internationale Kalamität ist, über die ich damals gesprochen habe; von Allen empfunden, welche mit Gehirn und Nerven pflügen müssen . . .

Auf Austausche von Klagen einzugehen, den gerechten Zorn und Jammer unseres Kulturelends in Protesten zu erschöpfen, wäre zwecklos.

Ich weiß, daß ich hier nur eine Specifikation des Hamletcharakters später Kulturepochen vor mir habe: eine der staatlichen Bevormundung und patriarchalisch-bureaukratischer Beglückung entwachsene Gesellschaft hat wohl Sehnsucht und Einsicht, gegen ihre Leiden geräuschvoll zu protestiren; nicht aber Muth und Thatkraft, um in rationeller Selbsthilfe die Bedingungen jenes Lebens zu schaffen, das sie begehrt und nöthig hat.

Zeitungsschreiberei, Aufklärung, öffentlicher Disput wäre hier nur eine nutzlose Energievergeudung. Es würde auch der sichersten Wahrheit nicht anders ergehen als, (um ein nahes Beispiel anzuführen), der Sache der Buren. Unter fanatischen Protesten von halb Europa, Zeitungstheorien, Professorenrhetorik und dem patriotischen Vergnügungslärme politischer Versammlungen verbluten sie. Jede Stunde, die wir reden, opfert einen tüchtigen Menschen nutzlos auf . . . Jener zarte, blasse, mitleidende Souvarine aus Zolas „Germinal", der Anarchist, aus dessen Munde niemals ein heftiges Wort kam und der nur ein Mal sich in gigantischer Verbrecherthat seiner hoffnungslosen Gedanken entäußert, erscheint da fast als einzig konsequenter Denkertypus! . . .

Ich wünsche die Aufmerksamkeit lediglich nochmals auf einige Schäden zu richten, welche durch planvolle Koalition oder Einfluß auf Gesetze leicht abzustellen wären, unter deren ungeschwächter Last aber gegenwärtig alle, und besonders werthvollste und feinste Menschen unserer

*) Der Aufsatz, der schon vor geraumer Zeit bei der Red. einlief, konnte Raummangels wegen erst in diesem Hefte zum Abdruck gelangen.

Kulturgesellschaft hinsiechen. — Zunächst möcht' ich noch als Ergänzung zu meinen früheren Ausführungen die Klavierpest denunziren ... Das unregulirte, der Laune und Willkür überlassene Ausüben von Instrumental- oder Vokalmusik ist ja eine Hauptplage, ein Hauptthinderniß intellektueller Kultur ...

Ich rede hier ganz und gar nicht von guter, maßvoll geübter Hausmusik. Noch weniger von der schöpferischen musikalischen Kunst. Wenn ich diese in meinen Ausführungen damals als niedrigste und primitivste aller Künste bezeichnet habe, so geschah es nur in einem Zusammenhange, welcher die reinästhetische Apperzeption überhaupt als relativ-niedere und primäre, der intellektuellen Auffassung entgegengesetzte Form der Weltvermittlung bewerthet.

Man kann das wissen, ohne darum den Künsten abhold zu sein. Vor Allem hat diese subtile Frage nichts zu schaffen mit einem empirischen Kampfe gegen das zwecklose, als künstlerische Leistung werthlose Vollführen von häuslichem Musiklärm.

Wenn ein großer Komponist, ein außerordentlicher Künstler meine eigene Ruhe und Arbeit stören würde, so vermöchte ich vielleicht mit dem feinen Dichter zu denken:

„In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh Dein Geigenspiel erweckt,
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet!"

Aber nur Begabung und Beruf berechtigen auf Kosten nothwendiger, vielleicht wichtigerer Verrichtung der Nachbarn, die eigene Stimmung oder Langeweile in Musiklärm willkürlich abzutödten.

Kant hat vollständig Recht, wenn er von der Musik sagt: „Es hängt der Musik ein gewisser Mangel an Urbanität an, daß sie, vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente, ihren Einfluß weiter, als man ihn verlangt (auf die Nachbarschaft) ausbreitet und so sich gleichsam aufdrängt, mithin der Freiheit Anderer außer der musikalischen Gesellschaft Abbruch thut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht thun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will. Es ist hiermit fast so, wie mit der Ergötzung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein parfümirtes Schnupftuch aus der Tasche zieht, traktirt Alle um und neben sich wider ihren Willen und nöthigt sie, wenn sie athmen wollen, zugleich zu genießen, daher es auch aus der Mode gekommen ist." — —

Man hat diese Entäußerung Kant's gern als persönliche Rache am Musiklärm, der ihn in subtiler Gedankenarbeit gestört habe, ausdeuten wollen; aber wir finden bei romantischen Philosophen, wie Nietzsche und Rousseau, bei Halbromantikern, wie Schopenhauer, welche Kunst und vor allen Künsten die Musik am höchsten einschätzen und selbst

Musik ausübten, die gleiche scharfe Gegnerschaft gegen das musikalische Geräusch.

Dazu kommt aber, daß die Physiologie uns zur Erklärung der durchschnittlichen musikalischen Expektoration, unter der wir leiden müssen, einen sehr nüchternen Fingerzeig giebt: es handelt sich bei dem meisten Musiklärm zunächst um Entäußerung einer aus der Sexualität vermittelten Emotion. — Für hunderttausende denkungewohnte Menschen; für unbefriedigte, alternde Existenzen ist Musik, ganz wie Religion, emotionelles Anregemittel, sexuelles Surrogat.

Wenn Schiller sagt, daß Andacht Wollust sei, so kann man beifügen, daß Musik Andacht ist. Aber der Psychologe hat in dieser diabolischen Erläuterung wohl nur schwachen Trost, wenn er unter Musiklärm stöhnt, den Herr Fischer oder Frau Müller von nebenan in müßiggehender, unzufriedener Langeweile aus ächzenden Tasten furios hervorlockt . . .

Jener psychophysischen Herkunft der gemeinen Musikwüthigkeit entspricht ein merkwürdiges empirisches Gesetz. Es besteht in Großstädten eine Art Kompensation zwischen Musiklärm und Kindergeschrei. — Der unverheirathete, junge Mensch, ein müßiggehender, unbefriedigter Hagestolz, die kinderarme, sterile Frau vollführen den meisten Musiklärm. Wo aber Musik aufhört, da werden wir „durch Kindergeschrei schwer genug dafür gestraft, daß auch wir einige Monate unseres Lebens so geschrieen haben".

Der Denker hat somit in den Großstädten eine schwere Wahl zwischen Klavier und Kindergeschrei.

In den Vorstädten, unter ärmerer, also kinderreicherer Bevölkerung ebbt die Klavierpest; aber der Lärm der Wickelkinder und Gassenjungen ist um so penetranter.

Wo aber wiederum in Villengegenden dieser Kinderlärm aufhört, beginnt aus angeregtem psychischen Motive die Pest jener leider noch unbesteuerten erotischen Emotionskasten, welche man aus Ironie nach dem Recepte lucus a non lucendo Pianinos oder „Leiserchen" genannt hat.

Wenn dazu das im Uebrigen ja empfehlenswerthe Offenhalten der Fenster „ausübenden Musikern" unentbehrlich scheint, so ist auch die erlesenste Nachbarschaft von Denkern und Dichtern gezwungen, ihre anderweitige Beschäftigung so lange zu inhibiren, bis ein musikalischer Anfall sich gelegt hat. Worauf dann sicherlich aus einem anderen Winkel die Emotionen eines anderen Nachbarn den Frieden der Gegend entweihen, beharrlich wie der balzende Auerhahn, wenn er in tagelangem Werbegesange psychophysische Spannungszustände zu entäußern weiß, bis er das gewünschte Nest zu betreuen hat. —

Kann man da noch jenem modernen Dichter zürnen, welcher so wunderlich schön alliterirt, daß „gräulicher Gröhlerei brüllende Brandung" diene, „stumpfer Stupidität Dickfellstimulation" zu üben? —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Verfügung der römischen Pandekten, nach welcher im alten Rom kein Kupferschmied in eine Straße ziehen durfte, in der ein Professor wohnte, wäre in unserer Kultur analoge Vereinbarung zu wünschen über Bedingungen, unter denen Musikinstrumente in Privathäusern gehalten werden dürfen; insbesondere aber wäre die Besteuerung des Klavierluxus berechtigter, als jede andere direkte und indirekte Steuer, unter der moderne Völker zu darben haben.

Man hat mit Recht genauere Specifikationen zum groben Unfugsparagraphen gefordert. Dieser kautschukartig allgemeine Paragraph (§ 360, 11 R.-St.-G.-B.) vertrüge eine ortspolizeiliche Ergänzung über den Lärm; eventuell könnte auch im Polizeistrafgesetzbuch eine strenge Strafvorschrift vorgesehen werden. — In dieser muß erstens festgesetzt werden, daß zu bestimmten Stunden das Musiciren in Privathäusern (also ohne Gewerbeschein und polizeiliche Dispensation) überhaupt verboten sei; zweitens, daß für die Dauer des Uebens auf weithin tönenden Instrumenten die Fenster der Privatwohnungen zu schließen seien, widrigenfalls Geldstrafen, Haft oder Konfiskation des benutzten Instrumentes zu erwarten stehe.

In manchen Privathäusern dürften sich heute schon die Hauswirthe entschließen, das Musiciren nach 9 Uhr Abends und vor 8 Uhr Morgens zu untersagen, wozu noch ein den englischen Verordnungen über Sonntagsruhe analoges Verbot für die Sonntagvormittage hinzukommen dürfte, deren kurze Erholungsfrist für Hunderttausende durch den Lärm der Klaviere, Biermusiken und Frühschoppenkonzerte illusorisch wird.

Wie gröbere Organe durch patriarchalische Autorität vor üblen Gerüchen, vor gefälschten und verschlechterten Nahrungsmitteln, oder — man denke an die lex Heintze — vor unzuträglichem Augengenusse beschützt werden sollen, so sollte unser wichtigstes und zartestes Organ, das Ohr, endlich vor dem geistbetäubenden und nervenzerrüttenden Gelärm, vor nächtlichem Skandaliren, Hundegekläff, Wagengerassel durch rationale gesetzliche Hygiene behütet sein. —

* * *

Ich hab' noch einen zweiten Vorschlag auf dem Herzen, welcher eine der Musikpest überlegene, ja, vom medicinischen Gesichtspunkte aus unvergleichliche Schädlichkeit betrifft.

Es handelt sich um das Klopfen der Teppiche, Betten und Polstermöbel. Doch muß ich hier weiter ausgreifen, da es eine mit dem Lärm indirekt verbundene schwere Schädigung der Kulturmenschen betrifft . . .

Die moderne Bakteriologie giebt uns seit wenigen Jahren sichere Anhaltspunkte über die Verbreitung von Infekionskrankheiten, welche zu hygienischen Vorkehrungen führen werden.

Man hat z. B. neuerdings sichere Urtheile gewonnen über die tuberkulose Infektion, welcher früher etwa jeder siebente Mensch zum Opfer

fiel, welche insbesondere die Arbeiterbevölkerung so schwer betraf, daß einst jeder zweite deutsche Arbeiter vor dem dreißigsten Lebensjahre starb. — Man hat gefunden, daß die Verbreitung der Tuberkulose hauptsächlich das Kindesalter angehe. Insbesondere bringt das unbeholfene Kind beim Herumkriechen auf Fußböden, Trottoiren, Treppensteigen die Händchen fortwährend in Berührung mit virulentem Auswurfe kranker Menschen; ganz abgesehen von dem Einfluß, den Eisenbahnpolster, Pferdebahnen, Droschken, Omnibusse, bei dem allgemein geübten widerlichen Spucken auf Fußböden und Pflastersteige, auf Verbreitung der Infektionsstoffe haben. Das Kind, welches Alles betastet und zum Munde führt, auf dem Boden spielend, seine Fingerchen an die Lippen bringt, nimmt in seinen widerstandsunfähigen Organismus in der Regel mehr Krankheitskeime auf als die meisten Erwachsenen. Es verfällt in tuberkulöser Umgebung schutzlos einer Infektion, vor der es durch Separirung und energische Isolirung der Kranken bewahrt werden kann, selbst dann, wenn etwa seine Eltern Phthisiker waren, da seine Schwindsucht, (selbst wenn sie organische Disposition voraussetzt), doch nicht als solche im Mutterleibe erworben, sondern erst nach der Geburt durch infektiösen Auswurf übertragen wird ... Man hat die Tuberkulose bei einigen Theilen der Bevölkerung stark, bei anderen unvergleichlich seltener gefunden. So ist vor Allem ein gewisser Unterschied zwischen „Blutmenschen“ und „Nervenmenschen“ zu machen, von denen die Ersteren mehr zu Erkrankungen der vegetativen Organe, die Anderen mehr zu Krankheiten des Nervensystems neigen; auch scheinen die blonden („abgeblaßten“) und die schwarzen (pigmentirten) Menschen ungleiche Nosotropie zu haben (wenn ich dies Wort bilden darf). So ist z. B. Tuberkulose bei blonden, arischen Individuen häufiger als bei Juden, welche dagegen größere Neigung zu Nervenleiden haben. Aber es fragt sich noch sehr, ob hier erworbene typische Unterschiede oder aber Umgebungsdifferenzen im Spiele sind.

Man hat in Tunesien während vieler Jahre bei der arabischen Bevölkerung eine ca. 12 Mal so große, bei der arischen, europäischen eine ca. 6 Mal größere Schwindsuchtssterblichkeit beobachtet, als unter Juden. Und man hat die Ursache für diese Erscheinung nicht in konstitutioneller Anlage, sondern einzig in verschiedenartiger hygienischer Gewohnheit gefunden. Insbesondere darin, daß die dortigen Juden wenig Vorhänge, Teppiche und Polstermöbel in Bet- und Privathäusern benutzen, ferner niemals trockene Besen zur Reinigung verwenden; dafür aber alle Gebrauchsgegenstände mehrmals am Tage mit feuchten Lappen abzustauben pflegen ...

Es ist nun für mich medicinischer Glaubensartikel, daß Uebertragung infektiöser Keime in allererster Linie durch die heute übliche Art des Teppich-, Polstermöbel- und Bettenklopfens begünstigt wird.

Die entsetzliche Sitte, Polster und Teppiche in ganz engen, menschenüberfüllten Höfen oder auf kleinen Balkonen der Miethskasernen, oder gar

im Treppenhause trocken auszuklopfen und auszuschütteln, vermittelt Tausenden schweres infektiöses Siechthum.

Alle, welche ihr Leben lang Treppen zu steigen haben, im Dienste anderer Menschen tagaus, tagein auf den endlosen Stiegen der großstädtischen „Wolkenkratzer“ einherklettern, Geschäftsboten, Hausirer, Briefboten, Gerichtsvollzieher, Privatlehrer, Agenten, Aerzte u. s. w., sind Infektionsgefahren ausgesetzt, indem die beim Steigen heftiger arbeitenden Lungen eingeschluckten trockenen Staub in dem meistens ungelüfteten Treppenhause massenhaft verarbeiten und in die Blutbahn bringen.

Ein anderes Bild, das wir täglich hundertfach sehen, ist dieses: Auf Küchenbalkonen eines Vorstadthauses hat eine Partei ihre Milch oder Mittagssuppe zum Abkühlen im offenen Topfe stehen; im Hofe darunter wird ein Teppich geklopft; aus den Fenstern darüber ein Bettstück ausgeschüttelt, in welchem etwa ein diphtherie- oder masernkrankes Kind oder gar ein Schwindsüchtiger oder Krebskranker gelegen hat. Man meint nun allerdings, daß der Magen, wenn er gesund ist, die meisten Krankheitskeime vernichten könne, darf sich also guten Appetit zu nachbarlichen Auswürfen wünschen; aber die Erfahrung zeigt, daß gerade auf diese Weise viele unvermittelt akute Infektionen entstehen, welche in Vorstadtbezirken Dutzende plötzlich dahinraffen, vielleicht auch manches unerklärliche, Jahrzehnte dauernde Siechthum veranlaßt haben. —

Gegenüber dieser schlimmeren Gefolgschaft des Möbelklopfens ist die grenzenlose Qual, welche das wüste, unaufhörliche Geklopfe von Betten und Teppichen, früh und spät, denkenden, auf die Energie des Gehirns und der Nerven angewiesenen Menschen bereitet, noch gelinde zu nennen.

* * *

Wenn ein verwöhntes Dichterlein wie Horaz sich beklagt über Störung seines Morgenschlafes durch Gezwitscher früherwachter Vögel, was sollen wir armen, sorgenvollen, im Qualm und Schmutze moderner Riesenstädte festgenagelten Gehirnarbeiter sagen, die wir ohnmächtig dem rücksichtslosen Gewimmel und wüsten Geklopfe der dumpfen, sich im Lärme betäubenden, nur lärmend wohlfühlenden Masse ausgesetzt sind? —

Es giebt neben dem Verbrauch an Wasser und Seife keinen besseren Gradmesser der Kultur, als die Lärmgröße, mit der der Mensch auftritt und sich bethätigt. — Es giebt Menschen, die mit all' ihrem Wesen lärmen wollen, und wenn sie nicht reden können, sollen ihre Kleider, Bewegungen, Blicke, ihre Bücher oder ihre Gemälde schreien und Bewußtsein übertäuben. Es giebt Andere, deren ganzes Leben Flucht vor Lärm, deren Glück Einkehr und Schweigen ist. Wie schon der vor tausenden werthvoll und ehrwürdig ist, welcher einer Wissenschaft, einem Gesprächsstoff, einer Wahrheit gegenüber, die ihn klein macht, stumm zuhört und aufnimmt;

etwa einen durch Geburt oder Wissen überlegenen Menschen lieber sprechen hört, als daß er sich vor ihm bemerklich macht; vor einem schönen Kinde oder reizenden Thiere still stehen bleibt, statt wie das Volk sich sogleich mit jedem reizvollen Objekt in Kontakt zu bringen, zu betasten, bestreicheln und zu reizen ... so wird Selbstzucht und Innerlichkeit nur durch Lautlosigkeit bewiesen. Wie er schweigt, nicht was er redet, charakterisirt den Menschen. Wo viel Bewußtheit, da ist viel Schweigen. — Nur unrationale Naturen reden viel. Nicht durch die Sprache, sondern durch Schweigen unterscheidet sich der Mensch vom Thiere. Noch der Naturmensch schreit und reagirt auf jeden Reiz; der Kulturmensch stirbt und schweigt. So sind gute Bücher nur jene, die viel zu verschweigen haben. Es giebt zu viel Bücher, welche schreien. Zeitungen und Journale sind auch nur eine Art öffentliches Teppichklopfen, Entäußerung des menschlichen Lautbedürfnisses, Verlangen nach rhythmischem Lärm, welcher Bewußtsein übertäubt. Wir sind noch zu laut zur Kultur.

... Es mag nun immerhin dickhäutige Geistesarbeiter geben, die wie Lichtenberg jeden Lärm für erträglich halten, wenn man seine Zwecke beurtheilen und übersehen lernt. Man würde dann etwa eine Schaar lärmender Jungen weniger störend finden in dem Gedanken, daß ihre schreiende Energie einmal die Franzosen oder Russen aus dem Felde schlagen könne. Indessen sind sicherlich nicht eigentlich schaffende Geister unter diesen Duldsamen, vielleicht die geistreichen oder lauten, nicht die Wissenden.

Auch haben diejenigen, welche so reden, vielleicht genug Mittel, um sich den Großstadtlärm ferner zu halten, etwa einen Theil des Jahres in Ferien auf dem Lande zu sitzen. — Der größere Theil der Menschen aber lebt wie in einem Maschinenhause, im Lärme der Großstadt, vor dem ein Kannibale kleinlaut verstummen würde. Er ist ihnen gefährlicher als Nikotin und Alkohol und gleich diesen beiden Nervengiften nur Betäubungs- und Erregungsmittel des großen Haufens, ein Narkotikum gegen wachen und bewußten Geist. —

Aber erst in den letzten Jahren hat der großstädtische Lärm durch Hochbahnen, elektrische Bahnen, Dampfwagen, Automobile und andere malthusianische Decimirungsmittel jenen Gipfelpunkt erreicht, auf welchem subtiles, geistiges Arbeiten unmöglich und der erwünschte halbbewußte Dämmerdusel der Mediokritäten dauernd gesichert zu sein scheint. — Nun erst sehen sich lokale Behörden zu kleinen Reformen veranlaßt.

So wurde an mehreren Orten eine Verfügung gegen das Peitschenknallen erlassen; so wurde in New-York ein Gesetz durchgeführt, wonach ein Kutscher, der einen Wagen mit Eisenschienen oder Baumstämmen fährt, verpflichtet ist, die Enden des Eisens oder des Holzes mit Tuch und Stroh zu umwickeln zur Vermeidung des Aneinanderschlagens; widrigenfalls aber 25 Dollar Strafe zu zahlen.

Auch hat man endlich angefangen, Schulen und Lehrinstitute nur in

einsame Gartengegenden auf's Land und vor die Städte zu verlegen. Auch ist neuerdings in einigen Großstädten den Anwohnern der lauten Verkehrsstraßen ein öffentlicher umzäunter Platz zum Teppich- und Möbelklopfen vom Magistrate zur Verfügung gestellt; eine Neuerung, die aber noch wenig beachtet wird. Den Versuch, das aufdringlichste aller Geräusche, das fortwährende um 5 Uhr Morgens beginnende Geläut von Kloster-, Kapellen- und Kirchenglocken zu untersagen, hat meines Wissens nur ein vernünftiger Großgrundbesitzer in seinen Bezirken gemacht, dafür aber nur Schmähungen der durch Glockengeläute sich noch in jede menschliche Verrichtung, Hochzeit wie Tod, einmischenden Geistlichkeit erfahren.

Es wäre aber wirklich zu viel verlangt, wenn in jeder kleinen Familie die einzige Dienstmagd, oder die geplagte Frau selber, etwa auf einem Handkarren Bettstücke, Treppenläufer, Matten und Teppiche auf ein vorgeschriebenes, vor der Stadt gelegenes Terrain täglich hinausfahren sollte, um dort nach Herzenslust zu klopfen. — Andererseits ist die Atmosphäre von Staub und Krankheitsgiften, welche dank dem täglichen Klopfgeschäft über städtischen Wohnungen schwebt, so schädlich und verderblich, daß ich jede Leistung der Hygiene gering anschlage gegenüber der Aufgabe, die Menschheit aus der Sklaverei ihrer Möbelstücke zu befreien. —

Zunächst wäre einfaches Auskunftsmittel, daß das Geschäft der Hausreinigung theilweise centralisirt wird. Das Ausklopfen von Teppichen und Polstermöbeln könnte ein eigener Beruf sein, dessen Ausüber täglich in den Morgenstunden durch die städtischen Straßen führen, um die für den Tag zu reinigenden Möbelstücke und Teppiche in Karren abzuholen, auf den Klopfplatz zu fahren und umgehend zurückzuliefern. Hierdurch würde eine Entlastung der armen „Hausfrau" erzielt. Die Abgabe des Betten- und Teppichklopfens erspart Arbeitskraft und Gesundheit. Dabei könnte der Unternehmer guten Gewinn erzielen, selbst wenn er für jedes geklopfte Stück nur ein paar Pfennige bekäme . . .

Man hat bei fast allen Arbeitern, welche zu lange in einer Kesselfabrik gearbeitet haben, eine eigenthümliche Krankheit konstatirt, die man „Kesselmacher-Taubheit" genannt hat. Das Trommelfell verdickt sich unter der Wirkung des Hammerlärmens; das Gehör wird schwächer; schließlich tritt Taubheit ein. Dies ist nur eine Schutzvorrichtung des gequälten Organismus. Die dauernde Reizung eines einzelnen Sinnes theilt sich ausnahmslos dem gesammten Nervensystem mit; es ist daher zweckmäßig, wenn ein überreiztes Organ degenerirt. Insbesondere ist der unbestimmbare, vage Name Neurasthenie in vielen Fällen eine Bezeichnung für durch dauernden Lärmeinfluß erzeugte alyktische Verfassung des Nervensystems.

Eine zweckmäßige Schwächung der Hörfähigkeit, damit aber auch eine Zerstörung des Musiksinnes ist beim Durchschnitt der Großstadtbevölkerung gegenüber der Landbevölkerung zweifellos zu konstatiren.

Uebrigens führt die bei städtischer Bevölkerung häufige Abnahme der Gehörfähigkeiten zunächst zur Verstärkung des Lärmes. Jeder schreit um so mehr, als er selber unempfindlicher und schwerer verstanden wird. — Man gewöhnt sich an Lärm wie an Opiate; aber ein durch Lärm zerrüttetes Nervensystem empfindet seine Schwächung erst, wenn es in Abgeschlossenheit und Stille geräth. — So leidet ein Pariser oder Berliner oft ernst unter der Ruhe einer weltfernen Gebirgsalm. Er stürzt sich vielleicht um so lieber in Lärm, als er durch Lärm schon geschwächt ist. So findet man, daß Personen, welche täglich die Börse besuchen, zu ihrer „Erholung" sich am liebsten in Massenversammlungen stürzen, „wo es laut und lustig zugeht". Auch schreien sich solche Menschen noch in zartesten Privatgesprächen an . . .

* * *

Ich bin mir endlich nur zu wohl bewußt, daß die hier vorgeschlagenen Selbsthülfen — Einschreiten gegen die Klavierpest durch Pression auf maßgebende Behörden und Erweiterung des groben Unfugsparagraphen; Einschreiten gegen die Klopfseuche durch Festlegung der Klopfstunden und Klopfplätze und durch theilweise Centralisation der Hausreinigung — nur vorläufige und halbe Maßregeln sind. Der Praktiker hat sich aus Diplomatie wohl zu hüten, andere als nah erreichbare und auch dem plumpesten Verstande einleuchtende kleine Reformen zu beanspruchen. — Der Theoretiker weiß genau, daß die abzustellenden Schäden untrennbar verbunden sind mit der heute giltigen, vom Mittelalter übernommenen Form der Einzelwirthschaft und des Familienhaushalts. In ihr sehen eben die meisten Menschen noch die „Poesie des Familienlebens", die Blüthe des Individualismus und der individuellen Gemüthlichkeit, ja, die einzig mögliche Form eines „intimen und differenzirten" Zusammenlebens gleichgestimmter Menschen. Erst ein kleiner Theil hat die alte Wirthschaftsform als die unindividuelle Versklavung des Menschen an die Tyrannei todter Objekte, an Möbel, Kochtöpfe, Feuerherde, Wäscheschränke empfunden. Insbesondere wird die Frau unter dieser Last kleinlicher Sorgen, traurigsten Unbehagens und Herumplackens in der Schmutzerei und Dunstigkeit der geliebten Familienküchen niemals zu einer individuellen Entwicklung ihrer charakterischen und intellektuellen Anlage fortschreiten. Höchstens kommen die Geschmackspapillen des Herrn Gemahls zu „individueller" Entwicklung.

So kann nur rationelle, radikale Frauenbefreiung, welche langsam zum Zusammenbruch der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung führen muß, uns von vielen Torturen erlösen, welche die Vereinzelung des zur Socialisirung noch zu primitiven und individualitätslosen Menschen über die feineren Elemente der Gesellschaft verhängt hat. —

Der Mensch, der noch dem Zufalle überläßt, mit welchen Elementen

er unter den rothen Dächern der Menschenställe zusammengewürfelt wird, hat alle feineren und werthvolleren Güter der Individualität den gröbsten Bedürfnissen des Lebens geopfert. — Erst wenn wir nach Gleichheit der Interessen, nach Verwandtschaft der Lebenshaltung und Lebensstimmung unsere Umgebungen selbst bestimmen, in großen, kleineren und kleinsten Wirthschaftsgemeinschaften in vernünftiger Arbeitstheilung alle Kräfte, auf dem ihnen angemessenen Gebiete, discipliniren, werden wir uns schließlich auch von der Pest des Lärms zu befreien wissen. Eine Familie, welche zu ihrer Lebensführung Ruhe und Abgeschlossenheit nöthig hat, wird ihr Wohnhaus, ihre centralisirte Hausküche, ihren centralisirten Baderaum nur mit verwandten Elementen von gleichen Bedürfnissen theilen . . .

Wenn man mit den geläufigen Phrasen von „Freiheit des Menschen", „Individualität", „Persönlichkeit" u. dergl. erwidern sollte (welche von einigen Seiten gegen unsern früheren Aufsatz über den Lärm geäußert sind), so könnte das — abgesehen davon, daß über Worte wie „Freiheit" und „Individualität" außerhalb erkenntnißkritischer Bestimmtheit nicht zu discutiren ist — in Bezug auf Lärm nur heißen, daß Disciplin und ethische Lebensform dem impressionistischen Belieben jedes Rüpels unterzuordnen sei. — Es würde in Bezug auf Vertiefung und Verschönerung des Heimatlebens heißen, daß Leibgerichte des Familienpatriarchen, besten Falles Geschmacksgewöhnungen und Familiengourmandisen des Herrn Papa und der Frau Mama so ausschließlich lebenswichtig seien, daß jedes intimere Bedürfniß des Menschen ihnen geopfert, und insbesondere der Dilettantismus des Hausfrauenthums erhalten werden müsse.

Aber unsrer kleinen Gelegenheitsepistel würde es wenig anstehen, schwere sociale Probleme behandeln zu wollen, zu denen die Noth des überflüssigen, vermeidbaren Lärmes nur als unschuldiger, leichter Specialfall hinzutritt. Hier grenzt eben unsre Betrachtung an weite Gebiete, auf die, wie wir hoffen, vielleicht aus einer in Vorbereitung befindlichen wichtigeren Arbeit von ungewohnter Seite her einiges Licht kommen möge. Für unsre beiden Lärm-Jeremiaden erübrigt nur um Verzeihung zu bitten, alle, die durch eigene nothwendige Lebensthätigkeiten zum Lärmmachen gezwungen sind, nicht minder jene, die sich durch das Superlativische und Laute eben unsrer eignen Philippika wider den Lärm verletzt fühlen sollten; denn um in all' dem Lärme überhaupt gehört zu werden, ist es leider nöthig, die Stimme so laut als möglich zu erheben, das heißt deutlich, deutsch und grob zu reden . . .

---



# Ein Gedicht von Martin Leberecht De Wette.

Aus seinem letzten Lebensjahre (geb. 14. Jan. 1780, gest. 16. Juni 1849).

Mitgetheilt von

## Friedrich Thudichum.

— Tübingen. —

Das nachstehende Gedicht, im Januar 1849 entstanden, als ganz Europa einem stürmischen Meere glich, zeigt den 69jährigen hochverdienten Theologen in einer wehmüthigen, wenn auch nicht hoffnungslosen Stimmung. Das Bezeichnende in seiner Herzensergießung ist die Selbsttäuschung und die Unklarheit. Die Glaubenseinheit, welche De Wette bei seinem Auftreten verschwunden fand, in der protestantischen Welt natürlich, hat niemals bestanden, und die Fähigkeit, den Streit über religiöse Auffassungen jemals schlichten zu können, wird nur ein Mann sich zutrauen, der sehr wenig mit den Gründen der Glaubensverschiedenheit und mit der Geschichte der Menschheit vertraut ist. Wer nun gar selber bekennt, daß er wenig wisse, und daß ihm gar Vieles dunkel geblieben, taugt gewiß am wenigsten zum Schiedsrichter.

Der Dichter bezeichnet es als den Gewinn seiner Bestrebungen für sich selbst: sich den Glauben gerettet zu haben, der ihm nun gegen alle Zweifel feststehe; er hat ihn aber erst von Wahn und Trug losringen müssen. Dieser sein Glaube wird — wenn er nämlich erst allgemeine Annahme findet — Gerechtigkeit, Freiheit, Glück und Frieden in die Welt bringen. So wenig, wie sich errathen läßt, was der Dichter unter dem von ihm überwundenen Wahn und Trug versteht, so wenig erhellt der Begriff seines Glaubens. Mit diesen Mängeln versöhnt dann wieder der warme Preis der Liebe, mit dem das Gedicht endigt und zu erkennen giebt, daß neben anderen großen Gaben religiöse Duldsamkeit eine hervorragende Zierde des ernsten Forschers gewesen ist.

Das Gedicht wurde im Jahre 1855 von der Wittwe de Wettes dem Herrn Karl Thudichum zu Genf behändigt; es ist unseres Wissens bis jetzt nicht weiter bekannt geworden, verdient aber gewiß, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nicht weit ist's mehr zum Ziele hin
Mit Wehmuth blick' ich auf mein Leben.
Was nehm' ich mit mir als Gewinn?
Wie eitel war mein Thun und Streben!

Mit Wahrheitsdurst, rastlosem Fleiß
Hab' ich der Forschung Werk getrieben:
Wie wenig ist's nun, was ich weiß,
Wie viel ist dunkel mir geblieben!

Den Samen hab' ich ausgesät;
Doch wo ist nun die reiche Ernte?
Wie selten, daß man recht versteht
Und recht benutzet, was man lernte.

Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseintracht war vernichtet:
Ich mischte mich mit in den Streit,
Umsonst, ich hab' ihn nicht geschlichtet.

Für Freiheit und Gerechtigkeit
Ward und wird noch der Kampf gestritten —
Mir Herzensangelegenheit:
Gern hätt' ich mehr dafür gelitten.

Noch ist errungen nicht der Sieg,
Die Waffe klirrt, Parteien toben:
Wenn auch einmal das Gute stieg,
Stets ist das Schlechte wieder oben.

Für Lieb' und Freundschaft schlug mein Herz,
Zum Schönen, Edlen hingezogen:
Ich hatte Freude, mehr noch Schmerz;
Des Glückes Traum hat mir gelogen.

Und dennoch, mein Gewinn ist groß!
Gerettet hab' ich mir den Glauben:
Ich rang von Wahn und Trug ihn los,
Der Zweifel kann ihn mir nicht rauben.

Des Glaubens holde Schwester steht
Die Hoffnung freudig mir zur Seite:
Sie weissagt, was kein Aug' erspäht,
Den Sieg, die Ruhe nach dem Streite.

Was alle Weisheit dieser Zeit,
Was List, Gewalt nicht kann erringen:
Der Glaube wird Gerechtigkeit,
Freiheit und Glück und Frieden bringen.

Was Glaub' erkennt für alle Zeit,
Was Hoffnung schaut als künft'ge Blüthe,
Das lebt die Lieb' in Wirklichkeit
Im edlen menschlichen Gemüthe.

Im Alter ist erloschen nicht,
Nur reiner glüht ihr heilig Feuer;
Und mit der schönen Seele flicht
Den Bund sie inniger und treuer.

Sie liebt, was in sich rein und schön,
Sie liebt in Freude wie in Trauer,
Sie liebt, was nicht kann untergeh'n:
Drum kennt sie nicht des Todes Schauer!





# Ibsen-Studien.

Von

**Helene Zimpel.**

— Breslau. —

## I.

## „Kaiser und Galiläer."*)

### Eine psychologische Studie.

„ . . . Was mich freut,
Ist, daß der Geist doch mehr ist, als ich glaubte;
Denn flieht er gleich auf einen Augenblick,
An seinen Urquell geht er nur, zu Gott,
Und mit Heroenkraft kehrt er zurück."
(Kleist, „Familie Schroffenstein", II. 2.)

ch gehe, ich weiß nicht, wohin" — nordische Nebelluft, der Hauch aus Niflheim, der das Werk des tiefsinnigen Skandinaven umzittert.

Doch als Ibsen im Süden war, da war ihm über den Nebeln der Finsterniß eine große, leuchtende Sonne aufgegangen, eine Sonne, welche den Weg zeigte hinauf in den Tag, den Weg durch Nacht zu Freiheit und Licht. So entstand das weltgeschichtliche Schauspiel „Kaiser und Galiläer", und „der Bruder in Unglauben und Blindheit", mit dem der Dichter der Sonne nachgeht, ist eine weltgeschichtliche Persönlichkeit: Prinz Julian, Kaiser Julian, Julian Apostata ist der Held des Stückes.

Gespenster spuken auch im Süden, einem fürstlichen Jüngling schattengleich zugegeben: gespenstische Schatten der Sünden seines Geschlechts, eines Herrschergeschlechtes, so ehrgeizig, so lasterhaft, daß in ihm die Bruderschaft Keinen vor dem Brudermorde schützt. In Prinz Julian ist also auf eine pathologische Natur zu rechnen: eine perverse Anlage wird vorhanden sein.

*) Henrik Ibsen. „Kaiser und Galiläer." Ein weltgeschichtliches Schauspiel in zwei Theilen. 1. Theil: Cäsars Abfall. Schauspiel in fünf Akten. 2. Theil: Kaiser Julian. Schauspiel in 5 Akten. Deutsch von Paul Herrmann. Berlin 1888. S. Fischers Verlag.

Günstige oder auch nur normale Verhältnisse hätten diese Anlage eindämmen, vielleicht sogar überwinden können; doch Alles entscheidet für die volle Entwicklung derselben: wie einst die Kindheit, so schleppt Julian die Jünglingsjahre hin in goldener Sklaverei, immer über sich den Kaiser und Verwandten, den Mörder im Purpurkleide, dem elf Häupter fielen, des Vaters, der Mutter Haupt . . . elf Leichen — in einer Nacht! Immer über sich diese „Macht außerhalb seiner, erschreckend, wenn sie handelt, noch erschreckender, wenn sie ruht", — stets gleich gehaßt. Und küssen muß der Prinz diese weißen, kühlen, allmächtigen Mörderhände; wie Rosenblätter müssen sie ihm sein, Rosenblätter in der Mondscheinnacht! So hat sich die angeborene Nervosität Julians voll entwickeln müssen, und Julian ist geworden, wie er eben ist, und zwar schon als Jüngling ist. Linkisch, auffallend und heftig sind seine Geberden: er schlägt mit der Hand aus vor Ekel und Abscheu, er ballt die Fäuste vor Aufregung und im Zorn, er hält sich die Ohren zu voll Grauen, er faßt den Anderen entsetzt am Arm, am Mantel. Er weicht zurück vor unerhörter Voraussetzung, vor einem Vorschlage auch, der ihn wie eine Offenbarung trifft; er geräth in lebhafte Bewegung, wenn ihm Verständniß entgegengebracht wird. Liebe heischend greift er nach der Hand des Anderen; stets auf der Hut, führt er ihn, vorsichtig Umschau haltend, beiseite. Angstvoll angespannt lauscht er auf jedes Geräusch, und er vernimmt den Vogel, der im Gebüsch sich regt, er hört das Boot, das, anderem Ohre unvernehmbar, am Meeresstrande anlegt. In steter Bewegung ist sein Gesicht: fein unmerklich lächelt es, scharf blickt es, dann wieder zerstreut, verwirrt, zerstört; jäh erbleicht es, jäh werden die unruhigen Augen aufgeschlagen, um doch auch mit langbetrachtendem Blick das „geliebte Eigenthum", die Gestalt des spät erkannten Freundes, zu umfassen oder gedankenvoll dem Scheidenden nachzusehen. Und dieser jetzt schwärmend träumende Blick vermag doch mit zwingender Gewalt des Anderen Verborgenstes in Auge und Miene zu locken: dann hat Julian in ihn die ganze Intensität seines Willens gebannt. Diese nervöse Anspannung der Jünglingsseele, ihre tiefgehende Bewegung, ihre elastische Beweglichkeit spiegeln sich in Ton und Stimme gleich unmittelbar: leicht schreit Julian auf, leicht entflieht seinen Lippen ein „Ach!" des Schreckens oder der Erschütterung, bang oder andächtig dämpft er die Stimme; er fragt athemlos, spricht hastig, und dann wieder ringen sich dem sonst so Zungengewandten die Worte plötzlich schwer los, oder er läßt sich, fortgetrieben durch seine eigene bilderreiche Sprache und die Macht der ihn beherrschenden Vorstellungen, zu einem Ausdruck von Unbändigkeit hinreißen; er antwortet in Gedanken, er schweigt bedeutsam. Der Empfindsame, Phantastische, Sprunghafte, der mit der ganzen Intensität seines Ich Lebende ist also, wie das Rohr dem Windhauch, jedem Eindruck widerstandslos hingegeben, ob er ihm von Menschen kommt, ob von der Natur: von einem glänzend gewählten Bilde in der Rede des Anderen läßt er seine Seele gefangen nehmen; nach Sternen

schaut er hinaus, die hinter Cypressen niederfallen, nach Sternen, die in's Meer sinken, und besonders zur Vollmondzeit ist der Geist wunderbar wirksam in ihm: das Haus füllt sich ihm an wie mit Sturmeswetter, Vorhänge heben sich flatternd empor, lieblicher Gesang tönt ihm über das Meer. Er hat Gesichte, und er glaubt an Gesichte.

Anormal und daher interessant ist der fürstliche Jüngling; er kann gefährlich werden — durch seine Nervosität. Denn sollte dieser Anlage nicht die verhängnißvolle Kraft innewohnen, alle anderen Anlagen, gute wie schlechte, in's Ungemessene zu steigern? Schon haben bei Julian, wenn er auch noch dagegen ankämpft, Eitelkeit, die der Eitelkeit benachbarte Kainssünde des Neides und vor allen Dingen Mißtrauen, welche menschliche Thorheit und menschliche Sünde frühe ausgesät in die allzu empfängliche Seele des an den Stufen des Weltthrones geborenen Knaben, eine erschreckend krankhafte Färbung angenommen. Wie, wenn die perverse Anlage dieser Natur Schrecklicheres vermöchte? Wie, wenn sie, zu ihrem Ursprung, dem Verbrechen, zurückkehrend, sich wandelte in schreckensvollen Wahn, in wahnsinnsvolle Schreckensthat? Wie, wenn Julian, Verbrechen gegen Verbrechen setzend, die gehaßte und verderbenschwangere Macht außerhalb seiner in der Person des Konstantius zerbräche, um sie an seine eigene Person zu reißen? Noch hat er es nicht gethan, weil er noch eine andere Macht kennt, noch eine andere Furcht, eine gewaltigere Macht noch, eine bindendere Furcht. Denn nur darum lebt Julian in der Furcht des Kaisers, weil er in der Furcht des Herrn lebt, gelebt hat seine ganze peinvolle Jugendzeit hindurch. Und wenn er vorwärts wollte, weil sich seine Seele zusammenzog in wühlendem, verzehrendem Haß gegen den Mörder seines Geschlechtes, da trat er ihm entgegen, der furchtbare, räthselvolle, schonungslose Gottmensch, er trat ihm entgegen mit seiner unbedingten, unerbittlichen Forderung: Liebe deinen Feind. Und dieser überwältigende Christenglaube, der immer über das Erdenleben hinaus zeigt, hat um des Gesalbten verbrecherische Person eine unsichtbare Leibwache aufgerichtet, welche einen sichereren Schutz bietet für den Kaiserthron, als jede Leibwache mit Spieß und Schild ihn bilden könnte. Noch sieht Julian diese Leibwache, noch scheut er sie. Doch schreckt sie ihn minder und minder, denn die Thaten der Christen schreien gegen die Christenforderung. Da geschehen Wunder, christliche Wunder an der Leiche von Julians ehebrecherischer Gemahlin Helena, und zu dem Sarge, in dem die Widerliche, Scheinheilige mit der Frucht ihrer Sünde ruht, tönt hoch oben von der Wölbung der Kirche, Keiner weiß, woher sie kommt, eine Stimme nieder: „Heilig, heilig ist das reine Weib!“ So hat nicht nur Helena, Gott selbst hat gelogen. Und Julian bricht mit dem Christenthum. Was hat er denn für ihn gethan, der so große Forderungen stellt, und was hat er ihm gegeben? Steine für Brot, eine Lüge für das Leben. Leben aber will Julian, leben, leben in Schönheit wie Sokrates, wie Plato, wie Alkibiades gethan.

Und das Leben hat ihn wieder und die alten Götter. Die aber lasten auf Keinem: ferne sind sie, und keine Leibwache steht um Konstantius länger. O, über das griechische Glück frei zu sein, das die Wehrfähigkeit des Willens zurückgiebt, das erlaubt, von geistreichem Wortgefecht zu bedeutsamer Handlung überzugehen — hinweg über das Wort: „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist." Und der Apostat entreißt dem Gefährlichen die verbrecherische Macht, und sein, Kaiser Julians, ist nun das Reich.

So hat endlich auch Konstantius Unrecht leiden müssen, damit er nicht länger Unrecht thue: durch ein Verbrechen hat Julian sich und die Welt von dem großen Verbrecher befreit, und wie er das Reich hat, so wird er auch die Kraft haben und die Herrlichkeit, ein Held und ein Glückspender. War doch auch sein Vorfahr, der große Konstantin, gewandelt in Kraft und in Herrlichkeit, einer der bahnbrechenden Führer der Menschheit, und hatte doch seine Mutter in der Nacht vor seiner Geburt geträumt, daß sie den Achilles gebar. „Aus der Verwesung Reiche lockt er gern Blumen der Schönheit hervor", der Schöpfer, und einer solchen Blume, einer Blume am Abgrund getrieben, glich die Seele des Knaben. Denn Gott war stark in ihm, daß er andere Knaben aus dem Dunkel des Heidenthums zog und ihnen Licht gab für alle Zeiten; ein Lobgesang war ihm in der Luft, eine Leiter zwischen Himmel und Erde, und sein war das Feuer und die Poesie des Wortes — der Knabe schon ein Achilles des Geistes. Denn da er in Kappadocien dem Christengotte Jünger warb, indem er mit Geistesverzückung auf den Gräbern der Galiläer die Lehre, für welche sie in den Tod gegangen, verkündete, übernahm er doch zugleich die Sache der heidnischen Götter in scherzhaftem, redegewandtem Wortgefecht, vertheidigte er sie mit Schönheit und Anmuth — gegen den Galiläer. Das ist bezeichnend für den fürstlichen Knaben, den fürstlichen Jüngling. Denn wenn ihm die göttliche Gabe des Wortes verliehen ist im höchsten Maße, so daß seine Sprache sich völlig anpaßt auch den einander entgegengesetzten Anschauungen, so ist das eben doch nur der Fall, weil diese Seele selbst, deren Ausdruck die Sprache ist, in erstaunlicher Elastizität sich von der einen Auffassung weg zu der entgegengesetzten zu schwingen vermag: nur zu weit ist dieser im Widerstreit verschiedener Weltanschauungen gewonnene Gesichtskreis, zu groß dieser Geist, zu schön, zu phantastisch, zu weltfremd nur diese Seele; zu unersättlich nur ist sie in ihrem ungemessenen Verlangen nach dem Ewigen, dem Grenzenlosen. Und zu ehrlich.

So schwebt sie in einer äußersten Gefahr: Schranken braucht sie, und Schranken werden ihr fallen.

Die erste ist gefallen. Als für Julian keine Leibwache länger um Konstantius stand, so daß er nach der äußeren schrankenlosen Macht griff, war es, weil der hütende Engel des christlichen Glaubens von seiner Seele in himmlische Höhen entwichen war.

Daß sie bestehen bliebe, die Schranke, die griechischer Götterglaube um des Apostaten schönheitsschwärmende Seele webt!

Auch sie muß fallen! Wenig Gewinn kann Julian finden bei den räthselfrohen Träumen eleusinischer Mysterien; Schönheit der Dichtung hatte er mit Forderungen des Lebens verwechselt; Harmonieen gesucht, wo keine zu finden, und wenn die neue Wahrheit nicht länger wahr ist, so ist die alte Schönheit nicht länger schön.

„Quo vadis?“ — Ich gehe, ich weiß nicht, wohin. Da entzünden sich diesem Geiste Fackeln der Mystik, und Statuen der Mystik lächeln ihm: „geheimnißvoll aus dunklen Reichen hat eine Hand ihn angerührt.“ Und die verlangende Seele folgt auf den neuen Weg, auf den Weg zu der dritten, der unbekannten Größe.

Fackeln hatten sich Julian entzündet und Statuen ihm gelächelt; es war ein flackerndes Leuchten gewesen und ein irres Lächeln, und die Fackeln leuchten ihm hinein, und das Lächeln zieht ihn hinab in die Nacht des großen Wahns: zur Wahrheit wird, was von Anfang an eine schreckliche Möglichkeit schien.

Hat doch der Weg über Eleusis weiter geführt, weiter, weiter, dahin, wo man sagt, daß Helios geboren ward, in das Paradies an des Euphrats Ufer, sich zu verbergen dort mit ihr, die Moses versagt war und Jesus von Nazareth, welche kein Weib kannten, welche kein Weib kennen durften, die Alexander zwar kannte, aber nur behaftet mit der Sünde der Erde, die ihm aber, Julian, versprochen ist so gewiß, wie sie ihm in Helena nicht gegeben war — mit dem reinen Weibe, sich zu verbergen dort mit ihr, wie die Gottheit sich verbirgt, in die Einsamkeit des Sonnenreichs. Und mit dem reinen Weibe stellt Julian die verscherzte Gleichheit mit der Gottheit wieder her, und dann, o, Herrlichkeit! — dann zieht ein neues Geschlecht über die Erde in Schönheit und Harmonie.

So sind sie zu neuem Leben erwacht jene Harmonien aus Adams Hain? Oder selige Geschlechter bekränzen auf's Neue den harmonischen Tempelbau griechischer Gottheit? Und er, Jesus von Nazareth, in dem der reine Adam fast vollkommen war, er, der Eine, um dessentwillen diese Götterwelt vergehen mußte? Es wäre so gut, als wäre er nie gewesen? So gut, als hätte er es nie gesprochen, das Wort: „Stirb hier ab, um jenseits zu leben“? — Nein, zerronnen nur sind diese Ideale, um im Vergehen sich zu neuem Leben zu verbinden. Und dieses Neue ist die unbekannte und nun gefundene Größe, ist das dritte Reich.

Dieses Werdende aber soll mehr vom Geiste als vom Fleische empfangen; vergehen soll das grobe Fleischgeschlecht, und nur soviel soll hinübergenommen werden von dem Körperlichen in diese neue Welt, als das Geistige braucht, um sich selbst darstellen zu können in Schönheit und Harmonie.

„Es ist die Freude, welche die Sinne adelt.“

Und der Zweiseitige, der herrschen soll in diesem dritten Reich?

Er ist es, der in seinen irren Phantasien es schon heraufzuführen glaubt: Julian. So ist Platos Ausspruch verwirklicht: „Nur ein Gott kann über Menschen herrschen," und auch das tiefe zweiseitige Wort des Galiläers erfüllt sich in Julian zur Einheit: „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Denn er, Julian, ist der Kaiser-Gott der Gott-Kaiser; Kaiser im Reich des Geistes und Gott im Reich des Fleisches. Der Messias ist Julian, nicht der Messias des Judenvolkes: er ist der Messias der Welt. Im Reich ist er und nicht außerhalb; gleich jenem wunderbaren Vogel steigt er empor aus der Asche untergegangener Welten: der Gott der Erde und der Kaiser des Geistes; in Einem, in Einem, in Einem: Logos in Pan, Pan in Logos! —

An das All hat Julian seine Seele verloren, aber er ist nicht ein anderer Spinoza, sondern ein Verwundeter, ein Kranker. Und dem Kranken „haften nirgends die unsicheren Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde". Durch Julians Größenwahn bricht je und je der Zweifel: ist er denn wirklich der Herr der Welt, der Herr, dem die Menschen Leben und Blut freudig als schuldigen Tribut darbringen? Mehr, der Herr, der über den Willen, über den Sinn der Menschen herrscht? Ja, über die sichtbare Welt herrscht Julian, er, der auch die Perser zu seinen Füßen sehen wird; aber herrscht der Herr, der die sichtbare Welt besitzt, da auch über die unsichtbare? Nein, hierin steht Julian jener Jesus von Nazareth entgegen und macht ihm die Gewalt streitig. Und doch hatte es der große Konstantin verstanden, sich mit dem Galiläer zurechtzufinden, und Julians Vorgänger ebenfalls. Aber Julian ist ein Anderer als Jene: nicht wie Konstantin, der ihm zu Unrecht „der Große" heißt, vermag er die Grenzen eng zusammenzuziehen um Geist und Willen, und nicht wie sein Vorgänger, der mehr Sklave als Kaiser war, kann er bei dem Namen „Kaiser" stehen bleiben. Und besitzt Julian denn in der That nicht blos den Namen des Kaisers, wenn die Galiläer in aufrührerischem Sinn, in Trotz und in Hohn es wagen dürfen, den Tempel der Fortuna in Cäsarea niederzureißen und dem Erdboden gleich zu machen? Den Tempel einer so ausgezeichneten Göttin, deren Gunst Julian gerade die Thaten verdankt, wovon selbst die fernsten Völker reden? Und erfrechen sich die Rasenden nicht, den Venustempel bei Antiochia, den der Kaiser selbst eben wieder in Stand gesetzt, zu schänden? Mehr: greiser Galiläermund verflucht ihn, seine Augen und seine Hände, sein Haupt und all sein Thun, ruft wehe! wehe! wehe! über ihn, Julianus Apostata! Und Jesus von Nazareth, der nie etwas für Julian gethan, — wie auch die Götter, die zuweilen zu schlummern oder überhaupt nur wenig in die menschlichen Verhältnisse einzugreifen scheinen, nie etwas für ihn gethan haben, der doch so viel für sie gethan hat — die Worte des blinden Lästerers bestätigt er mit seiner ganzen Macht. Denn Jesus von Nazareth gebietet wie über die Seelen der Menschen, so über die Elemente, und unter donnerndem Krach sinkt vor den Augen

Julians der Apollotempel, den er eben betreten will, nieder, das glänzende Haus des Sonnenkönigs unter Staubwolken, eine Ruine.

Da rüstet sich der Herr des Leibes zum Kampfe gegen den Herrn der Seele; der Erde Herrscher wird des Himmels König stürzen: Kaiser Julian befiehlt, den Tempel zu Jerusalem, den der Fürst zu Golgatha verflucht hat, wieder aufzubauen in der Pracht und Herrlichkeit salomonischer Tage, und er wird seine Götter hineinstellen, Götter aus Marmor und aus Gold; zum Lügner soll er werden, der Jude, der gekreuzigte Zimmermannssohn, und nicht länger wird der Galiläer Gott sein, erst jetzt der Kaiser in Wahrheit Gott!

Aber es geschehen Zeichen und Wunder, und das Wort des Herrn erfüllt sich an diesem Tempelbau: „Wahrlich, ich sage euch, es soll nicht ein Stein auf dem andern bleiben!“ Der Tempel stürzt ein mit seiner Bilderpracht.

„Menschen-Götter, von Gold so schön, —
Ihr sollt in Staub und Asche vergeh'n! —“

Und es ergeht des Kaisers Gebot über das Reich und die ganze Welt: Jeder Strich, der von Christus handelt, soll von der Erde und aus dem Gedächtniß aller Gläubigen entschwinden; blind soll der letzte Gläubige in sein Grab gelegt werden, und von der Stunde an soll Golgatha von der Erde verweht sein wie die Stätte, da Edens Hain lag. —

Von bleichen Lippen tönt leise ein feierlicher Sang; er durchdringt das Licht, das Julian herrlich umzittert, die Luft, geschwängert mit dem Dufte frischer Kränze:

„Selig zu leiden, selig zu sterben,
Selig nach Schmerzen geh'n himmelan.
Selig den Blutzeugen-Tod zu erwerben,
Selig den Märtyrerkranz zu empfah'n.“

Sie sind es, die Märtyrer, sie, die Julian mit „blut'gen Rosen kränzte“, sie, „die frischen Grabduft streuend, zum Fest für die Gewürme niedergeh'n.“

Nicht zu brechen ist des Galiläers irreleitende Macht: zu Marter und Tod gehen die Wahnsinnigen für ihn; warm thront er in gläubigen Herzen, ein König der Liebe, und sein Wort, das der Kaiser hat verbrennen lassen, dort brennt es — in den Herzen der Menschen bis auf den jüngsten Tag!

Bis auf den jüngsten Tag? Und nie mehr wird sie werden, was sie war, ehe der Todeshauch aus des Galiläers Munde über sie hinwehte, die schöne Erde, das Heim des Lichtes und des Lebens, das Heim des Glückes, der Freude und der Schönheit?

Und immer werden sie im Herzen hegen die brütende Todessehnsucht? Immer werden sie gehen und gehen und gehen, sich vorwärts windend, zwischen Dorn und Dickicht längs steinigem Strom, nicht wissend, daß sie einen engen

Himmel über sich haben, und daß es Höhen giebt, wo er größer erscheint? Immer werden sie leben, diese Menschen, nur um zum Sterben zu kommen?

So wird es sein, so lange der gekreuzigte Jude lebt. Und er wird ewig leben.

Ja, im Traum — da sieht Julian das Galiläerthum getilgt von der Erde, bis auf die Erinnerung, auf des Kaisers Gebot. Und Geister kommen und dienen ihm, und sie heften Schwingen an seine Sohlen, und Julian schwingt sich hinaus in den endlosen Raum. Und er setzt seinen Fuß auf eine fremde Erde. Ihre Rundung war größer, sie hatte einen gelberen Lichtschimmer, und mehrere Mondscheiben drehten sich um sie. Und Julian sah nieder auf seine eigene Erde, des Kaisers Erde, die er galiläerlos gemacht, und sahe an Alles, was er gethan hatte, und siehe da, es war gut. Und Julian wendet den Blick wieder auf die fremde Erde — da kommt leibhaftig der Galiläer einhergeschritten, bleich und doch voll Frieden, — das Kreuz über der Schulter. Und der Kaiser ruft ihm zu: „Wohin, Galiläer?“ Der aber wandte sein Antlitz ihm zu, lächelte, nickte langsam und sagte: „Zur Schädelstätte.“ Also ganz wie damals auf Golgatha bei Jerusalem, und jene That scheint gleichsam auf der Durchreise in einer freien Stunde verübt. So geht er und geht und leidet und stirbt und siegt auf's Neue von der einen Erde zur andern?

Der Galiläer hat gesiegt, er wird siegen. Es ist mehr als eine Lehre, was er über die Welt verbreitet hat: es ist ein Zauber, der die Seelen ewig gefangen hält.

Ja, wenn Julian das Schwert des Caligula besäße, um mit einem Streich der Menschheit den Kopf vom Rumpfe zu trennen, oder wenn er in irgend einem schwarzen Gewässer spurlos von der Erde verschwände, und die Sage sich vielleicht verbreitete, Hermes wäre zu ihm gekommen und hätte ihn entführt, und er wäre in die Gemeinschaft der Götter aufgenommen! Das wäre schön. Denn er verzehrt sich vor Heimweh nach dem Licht und der Sonne und allen Sternen, und die Menschen wüßten dann nichts von der Niederlage in Jerusalem, noch von den anderen Niederlagen. Aber „zu denken, daß Jahrhundert auf Jahrhundert folgen wird, und daß in ihnen alle Menschen leben werden, die wissen, daß ich es war, der unterlag, und er, der siegte!“

Welch' grandioser Schmerz für diese große, kranke Seele! Aber auch welch' grandioser Sieg über sich selbst, welche Erkenntniß! Und trotz Allem und in letzter Stunde trägt Julians großer Geist — „. . . der Geist, ist doch mehr, als ich glaubte“ — den Sieg davon, so daß sich sein Wahn in Wahrheit löst. Wenn der Kranke in seinem Wahn einem Rohr glich, das der Wind hin- und herweht, so festigt sich bei dem Sterbenden das Schwankende der Anschauung zu der Sicherheit der Auffassung und zwar einer Auffassung von der größten Weite, so daß der sterbende Julian die Erfüllung scheint von dem, was der Knabe einst zu werden versprach,

da er die Heidengötter vertheidigte und doch auch dem Christengotte Jünger warb.

Denn die Erkenntniß, die Julian gewonnen, ist das Resultat seiner Persönlichkeit, seines Kampfes, seines Schicksals und kann sich also nicht darauf beschränken, noch darin gipfeln, daß der Galiläer ihn besiegt hat, ihn in der Erinnerung der Menschen allezeit besiegen wird. Von Erkenntniß zu Erkenntniß vielmehr springt dieser verlangende Geist in seinem Todesflackern. Wohl hat der Galiläer gesiegt, aber nur, weil der Weltenwille es also gewollt. Denn es giebt eine geheimnißvolle Macht außerhalb unser, etwas Unergründliches von außen her, es giebt einen Weltenwillen. Und auch das ist noch nicht die letzte Erkenntniß, welche Julian aus dem großen Lebenskampfe davonträgt, und nicht das einzige Vermächtniß, welches er hinterläßt.

Das werthvollste zwar, wenn der Werth eines Besitzes in seiner Sicherheit liegt. Doch nicht nur bei Kant steht neben der „Kritik der reinen", die der „praktischen Vernunft"; oft ist dem Menschen der unsichere Glaube des Herzens mehr als die sichere Ueberzeugung des Verstandes, und noch hat er recht, der sagte: „Les grandes pensées viennent du coeur." Und eine Unsicherheit ist Julian theurer als jede Sicherheit, die er gewonnen, eine hoffende Erkenntniß zwar nur, aber in dieser hoffenden, leuchtenden Erkenntniß liegt alles Tiefe seiner Seele, in ihr gipfelt sein ganzes Ich, sie ist ihm das große Facit alles von ihm Gefundenen. Der Galiläer hat gesiegt, weil es der Weltenwille also gewollt. Das für Julian Unerhörte, Unmögliche ist geschehen; unergründlich ist der Weltenwille. Doch nicht nur in dem, was er hat geschehen lassen, auch in dem, was er geschehen lassen wird: ich kann nicht wissen, was der Weltenwille für nothwendig erachtet oder will; ich kann also auch nicht ergründen, ob er nicht das will, was ich für nothwendig erachte und daher will oder gewollt habe. Eine Frage enthält der Begriff der Unergründlichkeit, eine Frage, auf die der Pessimismus die Antwort geben kann und heute auch gegeben hat, auf die aber auch der Optimismus die Antwort geben kann und vielleicht einst, morgen schon vielleicht, geben wird. Ich kann nicht wissen, aber darf ich nicht hoffen?

„Keine Klagen. Lieben wir nicht Alle die Weisheit? Und lehret uns nicht die Weisheit, daß die höchste Glückseligkeit mit dem Leben der Seele und nicht mit dem Leben des Leibes verbunden ist? So weit haben die Galiläer recht, obwohl . . . „Und in diesem „So weit", in diesem „Obwohl" liegt erst für Julian der Weisheit letzter Schluß. Ueber ihn hat der Galiläer gesiegt, wird aber der Galiläer ewig siegen? Es wären in seiner Lehre alle Bedingungen für das Heil der Menschheit enthalten, für Zeit und für Ewigkeit? Nein, nur daß des neuen Ideales Stunde noch nicht gekommen war. Aber sie wird kommen. Muß er auch gehen,

der Achilles des Geistes, den eigne Größe in die Ferse stach, kommen wird dennoch das dritte Reich, es wird kommen, und es ist nahe. —

Nicht ihm kommt es, nicht ihm ist es nahe. Seine Zeit ist um. Und nicht einmal hineinsehen wird er in das gelobte Land, das selige Sonnenreich. Und er ist doch noch so jung, der sterbende Fechter!

„Alexander konnte seinen Einzug halten — in Babylon. — Ich will auch — — Schöne laubbekränzte Jünglinge — tanzende Mädchen — aber so weit entfernt — —“ „Schöne Erde — schönes Erdenleben“ — und mit dem letzten weiten Blick: „O Sonne, Sonne, warum betrogst Du mich?“

Ja, warum? Und das ist der Schmerz seines Sterbens. Warum betrogst Du mich? Sie alle sterben so, die, verführt von einem unerreichten Ideal, ihm nachgejagt in den Tod, sie alle, die „zurücktreten vor Einem, der noch nicht da ist, und sich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste beugen.“

So ist ihr Loos, das Loos des großen Julian, der sich vermaß, sich von allem Leben zu lösen, um alles Leben in sich vereinigt darzustellen, nichts Anderes als allgemeines, armseliges Menschenloos. Denn der tiefe Schmerz alles Sterbens, die große Resignation auf Vergangenes und Künftiges, der Schrei auch der armseligen Kreatur, die ein Ich ward zu ihrer unsäglichen Qual, in der erhabenen Klage strömen sie aus: „O Sonne, Sonne, warum betrogst Du mich?“

Und doch sterben sie anders, die Großen der Erde, weil sie anders gelebt. Denn nicht leiden heißt leben, nicht glücklich sein und auch nicht kämpfen allein; Leben heißt Kenntniß abstrahiren von Erfahrenem, Erkennen. Und sie wären betrogen, die „den Stein schon wachsen sehen,“ für den Größeren, der kommen soll? Sie wären betrogen auf jener Höhe des Empfindens, wo Erkennen, Entsagen, Hoffen in ein Himmlisches zusammenfließen? Und Julian wäre ein Betrogener, er, bei dem sich trotz Allem die Größe der Erkenntniß mit der Größe der Erfahrung deckt? — Nein, eine Gloria von oben umschwebt dieses Sterben, Versöhnung, Gerechtigkeit: „Wahrlich, ich sage euch, Ihr sollt den Sonnenkönig der Erde sehen!“

## II.

## Wenn wir Todten erwachen.

### Ein Ibsenkommentar.

Verstehst Du auch, was Du liesest? Welchem Ibsenleser richtete sich die alte eindringliche Frage nicht doppelt groß, nicht doppelt eindringlich vor der Seele auf bei der Lektüre des „dramatischen Epilogs“ „Wenn wir Todten erwachen“? Denn als tief mystische Elegie ist diese „letzte“ Dichtung von Ibsen empfangen, so daß die Aufführung derselben zwar Anregungen zu geben vermag, dennoch aber, oder gerade in diesen Anregungen, zur einsamen Lektüre zurückdrängt.

Aber: Verstehst Du auch, was Du liesest? Und wird nicht der Spottvogel Logau:

„Leser, wie gefall' ich Dir?
Leser, wie gefällst Du mir?"

noch beinahe übertroffen in seinem Spott eben von Ibsen, und zwar gerade in dem „dramatischen Epilog"?

„— — — — — — — — — — — — — — —

Professor Rubek (kurz und abweisend). Nichts weiß die ganze Welt. Nichts versteht sie.

Frau Maja. Nun, so ahnen sie doch zum Mindesten etwas —

Professor Rubek. Was gar nicht da ist, ja. Was mir nie im Sinn gelegen hat. Siehst Du, darüber fallen sie in Verzückungen."

Doch, wer spottet, der lockt auch, wie die Rattenmamsell spottet und doch lockt.

Auch Ibsen-Rubek spottet und lockt zugleich. Alle, Alle hat Rubek gelockt und verlockt: als Knabe die Nachbarskinder, später Maja, und — wie Maximus den Julian geliebt und doch verlockt, — so hat Rubek Irene geliebt und verlockt, wie sie Alle, Alle. Denn wollte er sie nicht Alle mitnehmen auf einen hohen Berg und ihnen von dort alle Herrlichkeit der Welt zeigen? Aber eine Redensart war's, von der Schulzeit her.

Doch auch um den Leser wirft die Redensart ihren lockenden, verlockenden Bann: wie denn, wenn das Wort ihm gälte, gerade ihm?

Und so lockt es höher, immer höher den Berg hinan: vielleicht, daß nach schwieriger Bergfahrt ihm, gerade ihm, dem Wanderer, dort oben die Sonne aufgeht, vielleicht, daß der Dichter ihm hoch, hoch oben auf schwindelndem Grat, hoch oben auf dem Berge der Verheißung alle Herrlichkeit zeigen wird der Welt, alle Herrlichkeit auch seines Werkes, wenn anders der Wanderer niederfällt und ihn anbetet?!

Und trotz allen Spottes hat der Dichter der Spekulation eine feste Grundlage gegeben in der Unterschrift des Titels: ein dramatischer Epilog, d. h. ein Drama, das den Epilog bildet zu der ganzen dramatischen Arbeit des Dichters. Diese Unterschrift weist also zweifellos auf eine rückschauend-zusammenfassende Dichtung hin, auf eine Dichtung zugleich, die wie der Schlüssel ist zu dem winzig kleinen Schrein, in dem das zarte Etwas verwahrt liegt, dem Ibsen alle seine Bildnerträume entsponnen hat, feine und immer feinere Gespinnste, „Wenn wir Todten erwachen," ein letztes Gespinnst, ein feinstes!

Denn mit einer Hand, der Jugendübung Meisterschaft verliehen, mit einer auch in seinen Gesellschaftsdramen nicht erreichten Grazie weiß der Dichter hier tiefgründigste Probleme überreichsten Inhalt in knappste dramatische Form zu bannen.

„Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf." Ist das

gegen Goethe gerichtete Kleist'sche Wort wie geprägt auf die Ibsen'schen Gesellschaftsdramen in ihrem Verhältniß zu den vorher liegenden Dichtungen, so kann man es in seiner Umkehrung auf den Epilog anwenden: hier hat der Dichter diese vereinzelten Strahlen noch einmal zu einem einzigen, kräftigen Strahl zusammengefaßt, und wenn er einst gesagt hat: „Leben ist Krieg mit den Geistern im Gewölbe von Herz und Hirn; und Dichten — das ist Gerichtstag über sich halten," so hat er hier alle diese Geister aus Herz und Hirn, mit denen er Krieg geführt sein Leben lang, zu einem letzten großen Gerichtstag geladen.

Und ehe er sie entlassen kann, ehe auch sie ihn entlassen, ehe das ‚Pax vobiscum' über die Parteien niederklingt, da hat er den großen Rechnungsabschluß zu machen, da zieht er das Facit seines Lebens und seines Dichtens.

Zwar nicht alle Motive, welche seine Dichtungen bewegen, (sämmtliche bei Ibsen zu findende Motive dürften, vollzählig wohl, sein: die Heimat, das Vaterland, die politischen Interessen seines Vaterlandes; der Atavismus in verschiedenen Erscheinungsformen; der religiöse Fanatismus; die gesellschaftliche Lüge als Zerstörerin wie als Erhalterin, die Emancipation der Frau; das Problem der Erziehung; die Frau nicht nur als Geliebte und Gattin, sondern, und das kann wegen der darin sich aussprechenden Originalität nicht genug betont werden, die Frau auch als Mutter, Schwester und im Verhältniß zu dem fremden Kinde, die kinderlose Frau; die Kunst in ihrer Beziehung zu dem Dichter wie zur Kultur; die Sehnsucht nach einer neuen Kultur, und das Idealbild einer solchen) läßt Ibsen hier gleichsam noch einmal Revue passiren; vielmehr hat er höchst denkwürdigerweise alle ihm von außen und durch die Zeit zugetragenen als von poetischem Minderwerth für diesen letzten und höchsten Zweck ausgeschaltet. Denn hier in diesem letzten und höchsten Gedicht konnte nur eine Stätte finden, was dem Dichter die Tiefe eigensten Gemüthslebens, der Schmerz persönlichster Erfahrung gegeben: jetzt, wo die Zeit sich anschickt, Abschied von ihm zu nehmen, jetzt, wo es so still um ihn geworden, daß er die Stille zu hören vermeint, da steigt noch die ewige Musik seiner Seele empor an sein Ohr, die Melodie, die von Anbeginn in ihr war, und bei der, wenn anders es einen Auferstehungstag giebt, diese Seele im Jenseits von den Todten erwachen wird.

Sie nahen sich wieder, die „schwankenden Gestalten", und ein Zauberhauch umwittert ihren Zug, und aus Dunst und Nebel steigen sie auf um ihn, den Dichter, Ideale lang vergangener Zeit.

Das Vaterland, die Heimat.

Und in der Heimat liebe Schatten alter halbverklungener Erinnerung: Weihnacht, und die Märchen der Mutter und ihr Tod, und eines Todtmüden Heimkehr. Noch einmal klagt Agnes, die Verlassene, in dem Pfarrhause unter Gletschern:

„Weihnacht ist der Kinder Zeit! —
Trägt vielleicht ein Engelsflügel
Meinen Alf zu mir noch heut?“ —

(Brand, IV. 138.)

Noch einmal Peer Gynt am theuersten Sterbebett; heut erzählt er der Mutter ein Märchen: die Fahrt

„Zum Schloß von der Sonne westlich,
Zum Schlosse östlich vom Mond;“

(Peer Gynt, III. 64.) —

da ist er gethan, der letzte Ritt. Noch einmal beklagt Peer Gynt, daß er zu spät der Heimat Glück erkannt hat:

„O tiefes Leid, unendliches Klagen,
Die ganze weite Welt durchjagen
Und sterbend den Fuß nach Hause tragen!“

(Peer Gynt, V. 152.)

Nach Hause, in den Schooß der Muttererde, in's Vaterland. Welche Sehnsucht erweckt das Vaterland, und auch welche Wünsche und Schmerzen! Glich es doch der Geschichte des Einen, der seine Lieder ungesungen, der seine Gedanken ungedacht, der seine Thaten ungethan ließ: der Geschichte Peer Gynts, dem die Schuld heiser im Halse sitzt. Dann aber der leuchtende Königsgedanke Hakon Hakonsons: „Norwegen war ein Reich; es soll ein Volk werden; Alle sollen Eins werden, und sollen's wissen bei sich selber, daß sie Eins sind!“ (Die Kronprätendenten IV, 88). Und die Prophezeiung Blankas:

„Dem Grab entsteigt dann
Nordland hell und hehr:
Zur Geistesthat auf des
Gedankens Meer!“

(Das Hünengrab. 33.)

So klärt er, der Spielmann, der Sänger, Norwegs Träume und all' seine gährenden Gedanken. (Olaf Liljekrans III. 322.) Denn er ist ein Dichter: empfing er nicht die Gabe des Leids, auf daß er ein Dichter würde? (Die Kronprätendenten IV. 92.) Kein Zweifel mehr daran (Die Kronprätendenten, IV. 95): mächtig und mächtiger steigt es vor ihm empor, das Ideal seines Lebenswerkes, an das er „unerschütterlich glaubt, von dem er weiß, daß Gott es ihm auferlegt hat.“

Sein Lebenswerk: die Kunst! Ha, wie er auf eignen Flügeln die Fahrt wagt (Komödie der Liebe, I. 47), wie ihn nicht Glück, nicht Liebe emportragen! Auch die Liebe nicht. Denn nur ganz oben dort, ganz ferne, eine holde Muse und eine hehre zugleich, schwebt das Weib über des Entsagenden Schöpfung, ihre Krone. Wie es ihn anstrahlt noch einmal, das unvergängliche Dreigestirn: Solveigh und Hjördis und Agnes! Denn dreimal und dreimal anders war ihm der Genius der Liebe erschienen, und dreimal und dreimal anders hat er ihn im Weibe zum Ausdruck gebracht, begnadet von der Fernen, und sie begnadet von ihm.

Solveigh, die ein Leben lang harrende, Alles verzeihende Liebe:

„Eine, die gedacht — und
Einer, der vergessen!
Eine, die entsagt — und
Einer, der vermessen!“

Solveigh, die nicht einmal fühlt, daß sie entsagt:

„Du hast mir zu einem
schönen Gesang
Das ganze Leben gemacht, —
o Dank!
Dank, daß Du kamst,
währt's noch so lang! —

Ein Gesang, in Schönheit war ihr das Leben dahingeflossen, denn zu hüten hatte sie, was ihr das Schönste war, des Geliebten Bild. Und so ruht es im Herzen der Braut, der Greisin noch wie einst im Muttergemüth: ungebrochen, ganz und noch von Gottes Glanz umstrahlt.

„Umstrahlt von Gottes Glanz“ sieht auch Hjördis (Die Helden auf Helgeland), die Heidin, die Ungestüme, Leidenschaftliche, die kraftvoll Genialische, jeden Tag, jede Stunde das Bild des Mannes vor ihrem sehnenden Herzen stehen, der geboren ward, damit sie in ihm Alles fände, was sie für groß und herrlich hält, für den auch sie geschaffen ward, damit ihr starker Sinn ihn erhebe und trage in schweren Zeiten. Und hat er das heimliche Gespinnst der Norne zerrissen und zwei Leben verspielt, indem er sie seinem Freunde gegeben, besser so für sie, deren Seele mächtiger als ihre Sinne: es giebt ein Jenseits. Und dort oben, in jenem Wolkensaal erfüllt sich, was hienieden nicht gewesen: das Idealbild des geliebten Mannes, dort oben werde es Wahrheit durch die Kraft ihrer Liebe. „Hinweg aus diesem Leben, Sigurd! Auf des Himmels Königsstuhl will ich Dich setzen und mich selbst Dir zur Seite!“

Wie hoch den Dichter die Fahrt auf eignen Flügeln getragen, und wie sie ihn noch höher trägt! Denn steigert sich nicht ideale Liebe in Liebe zum Ideal, ist diese Steigerung nicht sogar ihre natürliche und letzte Konsequenz? Und dieses Höchste, in Agnes hat er es verwirklicht. Siegreich hat sie „Grab und Tod und Verzweiflung überwunden,“ „Alles fiel der Pflicht zum Raube,“ — aber der Sieg hat ihr das Auge schwer gemacht, zu Ihm fliegt ihre Seele, der allein sie ganz erfüllen kann, und Ihn schauend, darf sie im Tode zu Ihm eingehen: zu Gott.

Weltflucht also! Und des Ideals Flucht zu Gott! Und auf Erden nichts? Liebe nicht, und nicht Glück, für den Einzelnen nicht, und nicht für das Ganze? Nein, für den außerordentlichen Menschen nicht, und noch nicht für das Ganze. „Genießen macht gemein.“ Peer Gynt erlebt's. Entsagen also, stolzes, selbstbewußtes Entsagen? In Wahnsinn taucht die Seele Brands, des großen Opferers. So ist nicht länger wahr, was wahr

gewesen, nicht länger schön, was einst für schön erkannt. Da — und die Hand erhebt sich zum Schutze für das geblendete Auge — sieht der Dichter, der Prophet ferne von des Euphrats Ufern, aus paradiesischen Gefilden ein neues Geschlecht ziehn in strahlender Pracht, nicht nur nach Norwegs Fjorden, nein, — o Herrlichkeit! — über die ganze Erde zieht es in Schönheit und Harmonie, eines Kaisers und eines reinen Weibes leuchtend Erzeugte. Das Kaiserreich des Geistes wird gegründet, und nicht länger ein Sonnebetrogener ist Julian. (Kaiser und Galiläer. Cäsars Abfall. III. 73.)

Das sind die alten Ibsen'schen Ideale, und diese Idale seiner Jugend werden ihm am Schluß seiner Laufbahn noch einmal lebendig: die Ideale des Vaterlandes und der Heimat, das Ideal seiner eigenen Lebensbestimmung, die Kunst, die Krone dieser Kunst, die Frau, und das Idealbild einer neuen Kultur, wie es des Dichters schwärmend hingegebener Seele in schwankenden Umrissen vorgeschwebt. Sie drängen sich zu, sie begleiten ihn hinan den Weg seines Lebens und seines Werkes, sie locken ihn weiter und weiter bis hinauf auf den Berg der Verheißung. Dort oben zeige er ihnen, was er einst versprochen: alle Macht und Herrlichkeit, ausgegossen über die Welt durch sie.

Oder wär's „eine Redensart gewesen, von der Schulzeit her“? Und sie wären in Nacht gegangen, die Ideale, nachdem sie ihm gedient, nachdem sie seinen Namen berühmt gemacht und sein Kind, sein geistiges Kind, durch aller Herren Länder getragen?

So übertönen Geisterstimmen die große Stille rings oben um ihn her, sie füllen die Zeit aus, die sich anschickt, Abschied von ihm zu nehmen, sie sind ihm treu, die Phantasiegestalten. Denn sie wollen festgehalten sein. Und er hält sie fest, der Dichter, der Herr und Gebieter, zum letzten Mal.

Und ein anderer Moses, eine andere Gesetzestafel in der Hand, dichtet er seine Ideale in kalten Stein, in ewigen Marmor, und wie das räthselvolle Sphinxvolk in Bildern sprach, so Ibsen sein letztes Wort in einem Bildwerk.

Das nennt er „den Auferstehungstag“. Und zu dem Bildwerk schreibt er einen Text, der heißt: „Wenn wir Todten erwachen.“ Da liegt verstreut, in Worte gefaßt, der Sinn der marmornen Allegorie. Und fliegt mitschaffend die Phantasie des Beschauers in Freiheit um das Bildwerk, sein Verstand wird durch das Gedicht in festere Bahnen gelenkt. Und steht da kein kategorisch Unverkennbares: Du sollst, Du sollst nicht, so steht hier nicht minder klar: Das wünschte ich, das erfuhr ich, und das darf ich nun hoffen.

Aber was? —

Zunächst: wie hat der Künstler den Tag dargestellt, der an der Grenze der Zeiten liegt, den Auferstehungstag? Wie hat er in demselben seine Idee verkörpert? So deucht es ihm am schönsten und wunderlieblichsten:

als ein junges, unberührtes Weib, von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht, das edelste, reinste, idealste Weib der Erde, das nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes erwacht, ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes oder Ungeahntes, aber voll einer heiligen Freude darüber, sich selbst unverändert wieder zu finden, sich, das Weib der Erde, in den höheren, freieren, froheren Regionen, aller Flecken und Schlacken ledig, zu Licht und Herrlichkeit. Also schuf der Meister den Auferstehungstag. Nach dem Bilde des Weibes schuf er ihn. Und im Anblick dessen, was aus seiner Schöpferhand hervorgegangen, im Anblick des reinen Weibes, so wie es ihm da am Auferstehungstag vor Augen steht, fühlt er sich voll jubelnden Glücks.

Nur einen Augenblick: denn ein Irrthum war's, ein Irrthum idealer, weltfremder Jugend, hochstürmender Mannesjahre. Doch war er nicht weltklug geworden in den Jahren, die folgten? Daher muß sich seine Vorstellung vom Auferstehungstage wandeln, und mit ihr wandelt sich die Darstellung desselben.

Etwas Umfassenderes, etwas Vielfältigeres muß der „Auferstehungstag" werden, und so macht sich der Künstler auf's Neue an's Werk. Und also schafft er es um. Der kleine runde Sockel, auf dem das Frauenbild schlank und einsam stand, der bietet nicht mehr Raum für Alles, was er noch hinzudichten will; denn Alles, was er rings um sich in der Welt mit seinen Augen sah, das muß er nun mit im Bilde haben. Und siehe, er erweitert den Sockel, so daß er groß und geräumig wird, und legt darauf ein Stück der gewölbten, berstenden Erde. Und aus den Furchen, da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Thiergesichtern, Männern und Weibern, wie er sie aus dem Leben kennt. Und etwas abseits vom Schwarm, vorn an einer Quelle, da sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erdrinde nicht ganz loszukommen vermag; er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser, um sie rein zu spülen, und krümmt sich und leidet bei dem Gedanken, daß es ihm nie gelingen wird. In alle Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen: immer und ewig muß er in seiner Hölle sitzen. Und auch das junge Weib in lichter Himmelsfreude, das ursprünglich das ganze Bild ausmachte, erfährt eine Veränderung: denn der Künstler rückt die Statue aus der Mitte, etwas nach hinten — der Gesammtwirkung halber, und weil sie sonst zu sehr dominirt hätte. Und selbst den Schimmer verklärter Freude läßt er ihr nicht in vollem Glanze mehr vom Antlitz strahlen: ein bischen gedämpft wird dieser leichte Himmelsschimmer, so wie's des Meisters neue Idee erforderlich macht.

Denn dies Bild drückt das Leben aus, so wie er es ansehen gelernt, so wie es wirklich ist, so wie es jetzt ist. Und dieses Bild also ist erst „der Auferstehungstag". Und die Gestalten des Bildes also sind die Todten, welche erwachen. Was erleben nun diese Todten in dem einzigen Moment

des Erwachens? Welches ist die Frucht der Erkenntniß, die ihnen vom Baume des Lebens fällt? Sie ist bitter; denn, „wenn wir Todten erwachen, dann sehen wir erst, was unwiederbringlich ist: wir sehen, daß wir niemals gelebt haben."

Und wer sind diese Wundersamen, die nie gelebt, diese Todten, welche immer Todte gewesen? Und warum sind sie immer Todte gewesen, warum haben diese Menschen nie gelebt?

Eigentlich ist es nur ein Mensch, der hier nie gelebt, ein Todter eigentlich nur ist hier, welcher erwacht, und das ist der Dichter selber. Ist er doch jener Mann am rieselnden Wasser dort, den er „die Reue über ein verlorenes Leben" nennt.

Also dem Ideal treu geblieben sein Leben lang, kein Glück gefunden in müßigem Genuß, der Kunst allein gedient, Werk geschaffen auf Werk, und doch — ein verlorenes Leben? Eine Stimmung wohl nur ist's, die hier den Menschen im Künstler überkommt: tiefe Trauer, Trauer in „Nacht übergehender Dämmerungszeit", die sich über diese große Seele breitet. Statt „sich bis an's Ende seiner Tage in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu Tode zu plagen," hätte er da nicht ein Leben führen können „in Sonnenschein und Schönheit"? Wäre das denn nicht unvergleichlich „werthvoller" gewesen? Lebt man denn nicht, um zu leben? Doch „zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind," so ist's gewesen. Und nun ist's, als wäre mit seinem, des Dichters Lebensschicksal, noch eines verloren gegangen, das einer Frau; es ist, als enthielte die Dichtung ein zartes Bekenntniß, eine Huldigung: als tönten von den Lippen jenes erwachenden Todten, hindurch durch das Rieseln des Wassers, an das Ohr eines Lebenden die flehenden Worte: Zum Dichter war ich geboren. Gott hat mir dieses Lebenswerk auferlegt. Pitié pour le génie!

So übt der Mensch Kritik am Künstler; doch übt auch der Künstler am Künstler Kritik — am Auferstehungstage. War denn seine Kunst der Opfer werth gewesen, die er ihr gebracht? Hat sich das Ideal, das ihm vor der Seele geschwebt, als echt erwiesen durch seine Dauer? Oder ist es zerronnen, treulos, unfähig, zu halten die kurze Zeit eines Menschenlebens, eines Dichterlebens dazu? Wo sind die neuen Gynt, die neuen Brand? Wo die späteren und späten Hjördis, Solveigh und Agnes?

Nicht zerronnen sind sie, aber gewandelt haben sie sich. Denn das ist das Eigenthümliche menschlicher Ideale, daß sie nicht an sich, sondern nur in ihrer „Fortpflanzungsfähigkeit" und in ihrem „Entwicklungsvermögen" ewig sind. Aber vielleicht waren die alten Ideale besser als die neuen, und vielleicht gilt die Reue des Mannes an dem rieselnden Wasser auch seiner Kunst? Ist er, der Treue, nicht dennoch untreu gewesen, indem er eine Kluft gelegt hat zwischen die Werke seines Lebens? Doch er konnte nicht anders: aus den Höhen eigensten Denkens und Empfindens hat ihn die Erfahrung gezogen in die Niederungen der Menschen; aus Illusion war

Wirklichkeit geworden. Daher also die Leute mit den heimlichen Thiergesichtern, wie sie auf der Statue aus Furchen emporwimmeln? Daher also das junge Weib etwas in den Hintergrund gerückt? Daher etwas gedämpft der Ausdruck lichter Himmelsfreude auf ihrem Antlitz? Ja, denn das ist nicht mehr dieselbe Frau, groß durch die Einfachheit ihrer Seele und ihren nicht zu erschütternden Glauben an das Ideal: die hier steht, ist eine Zweiflerin und eine Kämpferin gewesen. Sie hat es geprüft, das alte, harte Wort: er soll Dein Herr sein, und sie hat den Kampf gewagt um das Recht ihres Menschenthums. So ist im Getriebe des Alltagslebens und komplicirtester Wirklichkeit aus Hjördis Hedda geworden, und Nora aus Agnes. „Wenn wir Todten erwachen, so sehen wir, was unwiederbringlich ist.“ Auch diese Frau: sieht es am Auferstehungstage. Lang und tief und träumeschwer war ihr Schlaf gewesen, und nun sieht sie, was unwiederbringlich ist: das Höchste vermeinte sie zu erringen; ein Hohes auch errang sie; doch das Höchste hatte sie verloren: die Alles verzeihende Liebe, die im Leben bleibt und bleiben kann, weil sie, kraft des Lichtes, das ihr aus dem Herzen strahlt, das Leben intuitiv übersieht.

„Wenn wir Todten erwachen, so sehen wir, daß wir niemals gelebt haben.“ Noch weniger als die Frau, die noch immer jenen schweren, tiefen Schlaf in den Augen hat, noch weniger als jener Mann, der am rieselnden Wasser ein verlorenes Leben bereut, noch weniger als diese Beiden, haben die Vielen gelebt, die sich um sie herum aus den Furchen des großen Gottesackers emporarbeiten. Umstrahlt von Gottesglanz, so waren sie einst aus des Schöpfers Hand hervorgegangen; aber statt sich und ihr Geschlecht hinaufzuziehen zum Ideal, haben sie sich vielmehr dem Thiere angeähnlicht: sie alle haben ihr eigentliches Ziel aus dem Auge verloren, sie alle haben nicht gelebt. Und werden Alle zusammen auch in Ewigkeit nicht frei werden, leben und auferstehen? Und werden sie immer und ewig in ihrer Hölle sitzen? —

So wenig also haben die Ibsen'schen Ideale gehalten? Mit einer vollständigen Negation beschlösse der große Dichter sein Lebenswerk, und in dieser grauen Negation, in dieser schmerzvollen Erkenntniß verlöre sich der Blick des Propheten auf dem Berge der Verheißung, so gut wie der des Mannes an der Quelle? Nichts wahr und treu, als daß er selbst, der Künstler, treu und wahr gewesen, und das auch nur seiner Kunst gegenüber, einer Kunst dazu, um die es sich vielleicht nicht einmal gelohnt? „O Sonne, Sonne, warum betrogst Du mich?“

Nein, drei Mal nein! Und ist der Blick des Mannes am Boden unten in düsterem Rückschauen befangen, der des Propheten reicht weiter: er blickt hinab von dem Berge der Verheißung in das Land rings umher und erblickt weit, weit hinaus alle Macht und alle Herrlichkeit, verwirklicht dennoch durch seine Ideale.

Denn sie machen im Geist ihres Schöpfers eine neue, dritte Wandlung

durch. Dieselbe auszudrücken, erweist sich aber der „kalte Marmor“ als unzulänglich, und statt im steinernen Gleichniß, liest man nunmehr im mystischen Gedicht.

Hier haucht der Künstler seinen Steinbildern warmes Leben ein: nicht mehr Todte sind hier, die nur erwachen, um zu sehen, daß sie niemals gelebt haben, hier sind Todte, die erwachen, um ein neues Leben zu beginnen, ihr „eigentliches Leben“, das in ihres Herrn und Gebieters Idee zum ewigen Leben wird.

Und durch die Kraft der Liebe löst sich die Frau vom Stein, damit sie den andern helfen könne, „das Leben noch einmal zu leben“. Und leis streicht sie, Irene, eine geistig wiedergeborene, geistig höher geartete Solveigh, dem Mann an der Quelle verzeihend über's Haar, daß auch er, befreit durch sie, loskommt von der Erdrinde, lebt und aufersteht. Und nicht nur der Mensch, der reuig zarte, ist in ihm erstanden, mit dem Menschen zugleich der Künstler.

O, wie er, sich langsam wendend, dieser Frau in's Angesicht sieht, ihr, der erlösten Erlöserin! Und nun erst ist sie die Priesterin der ewigen Liebe, die Stellvertreterin Gottes auf Erden. „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin, bleibe gnädig!“

So heißt's nicht nur im Faust-Mysterium, sondern auch hier: eine Mutter und ein reines Weib, die Kinder von Fleisch und Blut und das geistige Kind! Alle Gegensätze, Natur und Geist, versöhnt in dem „dritten Reich“, das kommen soll und kommen muß. Und die Menschen mit den heimlichen Thiergesichtern? Die haben sich auch gewandelt: ein höheres Geschlecht ist aus ihnen geworden, ein Zarathustrageschlecht.

Und das Vaterland, die Heimat all' dieser Glücklichen? Nicht Norweg mehr, nein, die ganze Welt: die sonnenbeglänzte Erde und der Aether bis hinauf zu allen Sternen und das Reich des Geistes. Denn „nach Hause“ gehen diese Menschen, wenn sie in's All gehen, und keine Trennung ist mehr von Schöpfer und Geschöpf. —

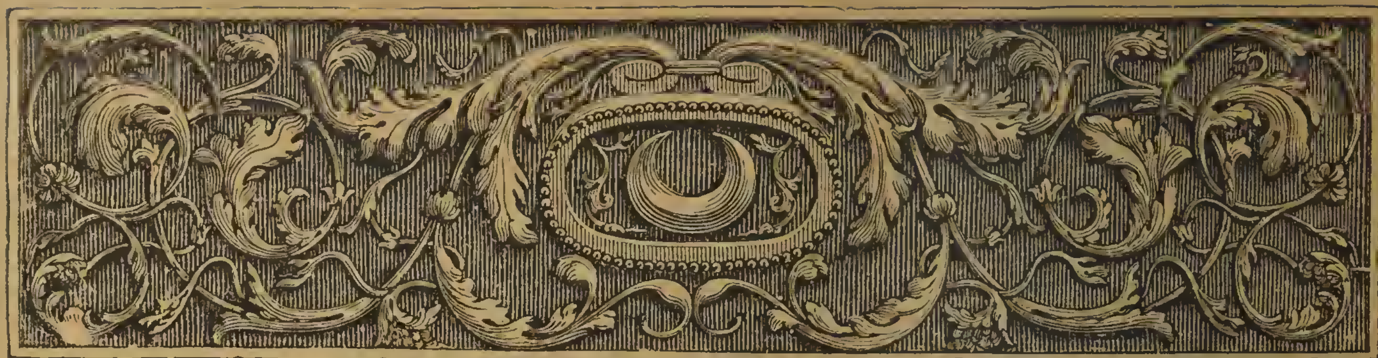
So kann man Ibsen, den Bildhauer, deuten, so Ibsen, den Dichter, verstehen: der Mensch Ibsen berechtigt dazu. Denn also sprach er in der Stockholmer Bankettrede:

. . . „Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht verschmelzen werden, von der wir Jetztlebenden übrigens keine klarere Vorstellung haben können . . .

Ich meinestheils werde mit dem Erfolg der Arbeit meiner Lebenswoche zufrieden sein, wenn diese Arbeit dazu dienen kann, die Stimmung für den morgigen Tag zu bereiten.“ —

Nun, er hat sie bereitet, der große Sittenprediger seiner Zeit, durch den die Kunst zur Kirche ward, er, dessen Glocke nicht im Thale, dessen Glocke auf der Höhe klingt.

---



# Zwischen Bosporus und Goldenem Horn.

Von

**Georg Künzel.**

— Konstantinopel. —

## I. Ein Schritt vom Wege.

Ein kleiner Abstecher von der ausgetretenen Heerstraße! Die Fremdenführer, die sich in angeborener Unverfrorenheit das Epitheton ornans „Dragoman" beigebogen haben, und in Topographie und Historie von einer Unwissenheit sind, die Engel zum Weinen bringen könnte, haben keinen blauen Dunst von dem bescheidenen Eckchen der weit ausgebreiteten Kalifenstadt, in das wir wandern wollen, oder besser noch, reiten. Denn man soll den Füßen seiner Schutzbefohlenen nicht zu viel zumuthen, und der Unterschied zwischen dem Pflaster von Berlin W. und seinem hiesigen Synonym ist erheblich.

Aufgesessen also und von den Höhen von Pera hinab durch den „Kütschük Mezaristan", den „kleinen" Friedhof, der mit seinen herrlichen Cypressen und malerischen altersgrauen Stelen den Berghang zwischen den großen Hotels von Pera und den ruppigen, altersschwachen Fachwerkbaracken von Kassim Pascha unten im Thale in ein wunderbares Gewand des Romantischen und Märchenhaften hüllt. Mit einem Schlage sind wir aus der nachgeäfften „Vie Parisienne" da oben in die Zeiten versetzt, da noch auf das Gebot des Großherrn die Köpfe dutzendweise sprangen und auf die Geländerspitzen des alten Serais aufgesteckt oder den Angehörigen und Freunden der Opfer auf verdeckter Silberschüssel als anmuthige Ueberraschung vorgesetzt wurden. — Steil führt die Straße hinab, rechts und links wiegen und biegen sich die zierlichen Silhouetten der Cypressen im Winde, Ziegen von der ägyptischen Art und ganz eigenartiger Körperform grasen zwischen den Gräbern, ihre Zicklein führen allerhand ergötzliche Luft-

sprünge aus, dicht neben dem Grabe des „Kara Ibrahim, dem die Gnade des Padischah ein frühzeitig Ende der Beschwerden des Daseins bescherte", ob durch die Schärfe des Schwerts oder die Schnürkraft der Bogensehne, ist nicht erwähnt; — unweit davon hat sich auch mit Hilfe eines Dutzends altersschwacher Strohschemel, eines Kohlenbeckens und eines sehr „antiken" Samowars ein fideles Kaffeehaus etablirt, da sitzen etwelche Jubelgreise nachdenklich im Grünen, die unvermeidliche Cigarette im Schnabel und halten ihren Kef; zehn Para kostet die Tasse Mokka, für Franken zwanzig, denn die Frenks sind reich und können zahlen.

Jetzt Augen auf und Pferd fest im Zügel gehalten, denn der Weg ist holpricht, und die Löcher im Straßenpflaster sind zahlreich und tief! An zwei, drei kleinen Moscheen (Mesdschid) geht's vorbei, daneben der Miniaturfriedhof mit immergrünen Taxushecken, Rebenranken überspannen die Gasse höchst anmuthig, Landeskinder „der minderen Sorte" bewegen sich rechts und links: kleine Handwerker, Matrosen, hier und da ein Derwisch oder ein Hodscha, vermummte Weiber, blicken halb erstaunt, halb unwillig auf die Giaurs, die da hoch zu Roß durch ihr friedliches Nest traben; denn Europäer sind hier eine seltene Erscheinung, die dorfartige Vorstadt ist ganz türkisch, nur ein paar Griechen und Armenier geduldet.

„Unkraut verdirbt nicht" wäre eine recht passende Devise für Kassim Pascha, wie „Fluctuat nec mergitur" für Paris, nur in ein Bischen anderem Sinne. Das Nest hat nämlich keinerlei Kanalisirung, bis auf zwei Wasserläufe, die aber den größten Theil des Jahres trocken liegen. Was für sanitäre Verhältnisse hierdurch geschaffen werden, läßt sich denken. Hier und da, bei tüchtigen Typhusepidemien, wird ja auch hier gründlicher aufgeräumt als anderswo, aber im Allgemeinen ist die Sterblichkeit nicht erheblich größer als in den übrigen Stadttheilen.

Das Bild der Hauptstraße dasselbe wie in allen türkischen Nestern. In den offenen Läden hocken die Handwerker und basteln an ihren Siebensachen herum, vor den Kaffeehäusern wird Kef gemacht, die Straßenköter machen auch Kef auf dem Pflaster und den Kehrichthaufen. In der Mitte eines fast kreisrunden Platzes das Grab eines türkischen heiligen Mannes mit Familie; Laternen hängen von den Bäumen darüber herab, die werden des Nachts von frommen Seelen angezündet.

Da ist auch unser alter Freund, der Zuckerbäcker, ein alter, alter Hadschi (Mekkapilger) mit grünem Turban und schlohweißem, ehrwürdig wallenden Bart von seidigem Glanz, der uns so freundlich willkommen heißt, als wären wir seine Kinder. Für fünf Piaster erhalten wir einen mächtigen Sack mit „Rachat Lokum" und anderem Zuckerzeug, der gehört auch zu unserer Marschausrüstung. — Und das nette Salaam, das uns unser alter Freund macht, da wir weiterreiten, der Uschak (Pferdejunge) mit der süßen Last voraus!

Und jetzt verbreitert sich die Straße. In der Mitte der ausgetrocknete

Wasserlauf, rechts und links oben am Ufer der schmale Bürgersteig, der von Handwerkern und Kaffeebuden so stark besetzt ist, daß wir mit unseren Gäulen unten bleiben müssen. Hier und da ein Packpferd, ein Eselchen oder ein paar Kameele ziehen an uns vorbei, etwelche Enten untersuchen die übrig gebliebenen Kothtümpel nach Delikatessen, oben hockt das Publikum herum, der blaue Rauch der Cigaretten kräuselt sich hinauf in's Laub der Bäume, und die Nachbarn führen weise Zwiesprach, halb im Traum.

Jetzt aber führt uns der Weg links über den Bürgersteig in eine Seitengasse. Türkische Weiber und Kinder an den Brunnen an ihrem Eingang starren uns erstaunt an, wie wir dahinreiten. — Plötzlich sind wir ganz auf dem Land. Rechts und links Obstgärten hinter Bretterzäunen, links mitten in der grünen Herrlichkeit eine kleine, ganz verfallene Moschee mit geborstenem Minaret, nur selten eine vorbeigehende Frau oder ein Kind. Da oben auf dem Zaune die schöne Angorakatze, wie begehrlich äugt sie einen fidelen Buchfinken, der auf schwankem Zweige sein Liedchen singt! Wie schade, daß der leckere Braten sich außer Bereich ihrer Klauen befindet! — Ein Straßenhund ergreift mit einem Geheul des Entsetzens die Flucht beim Anblick der Europäer, nicht so ein paar allerliebste pausbäckige Türkenkinder in grellen hellgelben und rosenfarbigen Röckchen und Pumphöschen, die uns mit offenen Mäulchen und weit aufgerissenen Herzkirschen-Guckaugen anglotzen.

Jetzt geht's steil bergan, über Treppenstufen, die wohl seit mehr als hundert Jahren den Anwohnern gedient haben mögen, denn sie sind ausgetreten und glatt, so daß wir das Pferd vorsichtshalber fest im Zügel halten müssen. Auf beiden Seiten ärmliche Häuschen, hier und da in den Gärten ein stattlicherer Konak, der wohl einstens bessere Tage gesehen haben mag, jetzt aber arg verwahrlost mit zerbrochenen Fensterscheiben einen melancholischen Anblick gewährt. — In unserem Rücken eine reizende Landschaft. Im Vordergrunde die mit Gärten bedeckten Anhöhen des Okmeidan, im Frühjahr schneeweiß und rosenroth in der Blüthenpracht, im Hintergrunde die Kuppeln und Minarets von Stambul drüben über dem Goldnen Horn, das durch die Häusermassen von Kassim Pascha verdeckt ist.

Endlich ist die Höhe erreicht, der letzte steilste Anstieg an einer kleinen Moschee und Schule vorbei, das taktmäßige Hersagen der Kleinen dringt dumpf über die Gartenmauer und die Zweige der Oelbäume zu uns heraus, kleine Häuschen, dann ein freier Platz mit einer kegelschubartigen Seilerwerkstatt, dann Verengerung der Gasse, rechts die Moschee Hadschi Hassan mit ihrem Friedhof und einem ursprünglichen Kaffeehaus; dann —

Dann fällt unser Blick frei hinab in's tiefe Thal auf ein Bild, das Keiner vergessen wird, der es je gesehen. Böcklins Meisterwerk „Die Todteninsel" kommt ihm in der Wirkung am nächsten. Denn, als Abschluß eines wahren Edens von an- und absteigenden üppigen Obstgärten liegt uns zu Füßen die große Moschee Piale Pascha mit ihrem Todtenhain.

Das Gotteshaus da unten mit sechs Kuppeln, das Minaret in der Mitte der Front, eine interessante Ausnahme auf dem Gebiete osmanischer Architektur, ist ein Werk desselben großen Sinan, der die herrliche Suleimanieh da drüben in Stambul aufgeführt hat und als Meister so hoch geschätzt wurde, daß sein Grabmal (er war auch Janitschare) das einzige war, das nach dem fürchterlichen Blutgericht des Reformsultans Mahmud vor Zerstörung bewahrt blieb, wo doch sonst im ganzen weiten Reich jede Grabstele mit dem Janitscharenärmel in Stücke geschlagen wurde. Das Gotteshaus ragt in stiller Größe hervor aus den Kronen uralter Bäume, im Vorhofe meist Platanen, im Friedhofe hinten Cypressen in düsterer Majestät und Schönheit, ein unvergleichlich ernster und stimmungsvoller Ruhepunkt ewigen Friedens in der singenden, klingenden, lustigen Pracht der rosig angehauchten Thalhänge! — Eine Ueberraschung sonder Gleichen für den, der es zum ersten Mal erblickt.

Nun aber den steilen Bergeshang hinunter zur näheren Besichtigung. Kümmerlicher Boden senkt sich rechts von der letzten Gartenmauer steilab zu Thal, steppenartig, durchbrochen vom lebendigen Felsgestein. Hier und da eine Ziege, die das spärliche Grün rupft, ein prächtiger Falter, der über den eigenartig stahlblauen Distelstauden dahingaukelt, ein Mistkäfer, der philosophisch seine riesige Weltkugel rollt, eine Smaragdeidechse, die züngelnd nach Fliegen äugt; Alles wie verhext! Als sei es hier aus mit aller Herrlichkeit. Ebenso ragen drüben rechts kahle, traurige Berghänge auf, felsig, ohne Baum und Strauch, in der Ferne der ebenso öde Gebäudekomplex des staatlichen Armenhauses. Unten im Thale rechts ein Wachthaus (Koluk), ein recht verlorener Posten, vor dem sich ein paar Seesoldaten postenstehend greulich langweilen; es geht über einen ausgetrockneten Wasserlauf, rechts eine Felsenrinne mit frischem Wasser und etwelchen schwärzlichen Kaulquappen, lasciate ogni speranza!

Aber links, da sieht's schon anders aus! Ueber die von einem traulichen Pförtchen durchbrochenen Mauern des Haram (Vorhofes) grüßt ein blüthenbeladener Roßkastanienbaum herüber. Hoch darüber und hoch über dem Massiv der Moschee winken die herrlichen, reichen Wipfel der Platanen, ein reizendes Uebermaß von Farben und Formen entschädigt uns für das magere Bild zur Rechten.

Wir sitzen ab und treten in den Vorhof ein. Links die Hauptfaçade der Moschee mit ihren Säulenhallen und dem Minaret vor uns, ringsum die herrlichsten uralten Baumriesen, zum Theil geborsten und ausgehöhlt, aber mit dicht belaubten Wipfeln ausladend in die weichen, wolkenlosen Lüfte. Neben der Hauptpforte des Hofes ein wegen seines krystallenen erfrischenden Nasses weithin berühmter Brunnen, gegenüber in der Ecke das Häuschen des guten Muezzins, der auch Kaffee bereitet und unter einem mächtigen Baumriesen kredenzt. — Und da ist er schon selbst und grüßt uns und läuft uns über den ganzen Hof entgegen. Ein freundlicher Mann

in mittleren Jahren mit weißem Turban, ein alter, guter Bekannter. Schon vor Jahren hat er uns mit seinem Töchterchen bekannt gemacht, damals ein kleines Puddelchen, dessen Freundschaft wir mit einigen Puppen und Gutseln für „ewige Zeiten“ errungen haben. Heute ist's schon ein mächtiger Backfisch geworden; wer weiß, wie bald sich schon die Pforten eines Harems hinter ihr schließen! — Für das Mädel bringen wir ihm auch das Zuckerzeug mit. — Aber im Hofe sind auch andere Leute: ein paar alte Offiziere, Soldaten und Matrosen, die sich's im Grase gemüthlich gemacht haben, etwelche Hanums, die mit ihren kleinen Mädchen sich am Brunnen zu schaffen machen und mit den Nachbarinnen das Neueste austauschen, und eine wilde Horde fideler Jungens, die da ihr Wesen treiben. Da kriegt nun Jeder sein „Zuckerl“, und der Muezzin erzählt ihnen von uns, den „Allemanli Tschelebi“ und rühmt uns über die frischbackene Semmel, so daß uns besonders die junge Schaar nachdenklich und wohlwollend betrachtet, den süßen Scheker in den Mäulchen; — dann geht's aber wieder zum Herumjagen und Herumtollen zurück.

Ob meine Freunde die Moschee sehen wollen? Ja, natürlich! Da steht er schon mit dem Riesenschlüssel vor der Thür und bietet uns die heiligen Stofflaatschen an, die über unsere unheiligen Schuhe gehören, aber viel zu groß sind. — Das Innere macht einen ganz herrlichen ernsten Eindruck. Oben rings herum ziehen sich kalligraphische Inschriften auf blauem Grunde, die wieder einmal glänzendes Zeugniß ablegen für die Bedeutung der türkischen Schrift im Ornamentalen, sie sind von demselben Schreibkünstler ausgeführt, von dem die in der Suleimanie stammen.

Der Hauptaltar, das „Mihrab“, ist ein Meisterwerk aus der edelsten Kutahia-Fayence des 16. Jahrhunderts und erglänzt in der herrlichsten Farbenpracht dieser emaillegleichen wunderbaren Erzeugnisse der keramischen Kunst, Weiß, Blau, Grün und Gold die Grundtöne, doch unzählige andere Farben in den Details.

Und daneben die Kanzel (Mimber) mit ihrer steil ansteigenden Treppe, aus weißem Marmor mit Schnitzarbeiten, die das feinste Spitzenwerk hervorzaubern und gar duftig emporstreben in den heiteren, schönheitsstrahlenden Raum.

Und dann zeigt uns der gute Muezzin ein paar herrliche Riesenexemplare des Koran mit Initialen und Arabesken von seltenem Reichthum der Formen und Farben, ganze Seiten mit einer Fülle der wundervollsten Phantasiegebilde bedeckt, die den Neid der Kustoden der größten Bibliotheken wachrufen müssen.

Und Teppiche liegen da herum, Teppiche aus Kleinasien, Persien, Bochara und Afganistan, in Zeichnung und Farben unvergleichlich, 300 bis 400 Jahre alt, riesengroß und ohne Gleichen! Auf die wirft unser Muezzin kaum einen Blick. — Jetzt aber heißt's, dem Gründer der Moschee selbst einen Besuch abstatten, dem tapferen Seebären Kapudan Pascha Piale.

Sein Mausoleum (Türbe) liegt in dem Friedhof hinter der Moschee, aus dessen üppiger grüner Wildniß Riesencypressen in die Lüfte ragen, und der, besonders bei den Matrosen, als heiliger Ort gilt. Denn der Gottesstreiter, der dort, umgeben von seinen Weibern und Kindern, in domüberwölbtem Mausoleum ruht, war ein Schrecken der Ungläubigen und hat den Archipel, wie es sich gebührt, mit Feuer und Schwert heimgesucht. Chios hat er erobert und die Inseln der Christenhunde mit Heulen und Zähneklappern erfüllt. Die Männer unter den gräulichsten Martern zu Tode gequält, die schönen Jünglinge, Frauen und Jungfrauen auf den Sklavenmarkt geschleppt, über Städte und Dörfer den rothen Hahn fliegen lassen, Alles gründlich „dewaschtirt" und ausgeplündert, und Glocken, Heiligenbilder und was sonst aus Erz gegossen war, fortgeschleppt. Die grünen Stützen und Streben an der Moschee, die wir für grün angestrichenes Holz gehalten hatten, sind durchweg aus diesem Metall hergestellt, ebenso die mächtigen Thore.

An den Gittern der Fenster des Mausoleums sind Unmassen von Gewandfetzen festgebunden; das sind Votivgaben der scheidenden Seeleute gegen die Gefahren des Meeres; wer ein Stückchen seines Gewandes dort festgebunden hat, der ist gefeit gegen alle Tücken der Salzsee. Denn der heilige Glaubensstreiter, der am Ende seiner Laufbahn und im Zenith seines Ruhmes das herrliche Gotteshaus 1565—1570 aufführen ließ, kroatischer Abkunft, doch ein Moslem ohne Tadel, sieht in Marineangelegenheiten dem Throne Allahs näher als jeder Andere, und sein Wort hat Gewicht.

Jetzt wieder hinauf in den Haram, wo uns ein Abschiedskaffee kredenzt wird. Unsere neuen Freunde, die Jungens, führen tollkühne Spiele auf den hohen Aesten der Riesenplatanen aus. Wie Aeffchen klettern sie bis zu ihren äußersten Spitzen vor und setzen diese dann in tollen Schwung, bis sie nur etwa 10 Fuß über dem Erdboden entfernt sind; dann gleiten sie mit übermüthigem Gelächter herab und schlagen Räder im Grase. — Ein ganz halsbrecherischer Anblick und ein Bravourstück der tollen Kerlchen!

Und dann wird „Tulumbadschi" gespielt. Das ist nämlich die „wilde Feuerwehr" mit ihren Handspritzen („Tulumba"), denen durch das geübte Korps Szechenyi Paschas jetzt das Handwerk des Raubens und Plünderns gründlich gelegt ist.

Aber bei den Jungens stehen sie entschieden noch in hoher Gunst. Es mag daran wohl Manches von der Räuber- und Indianer-Romantik unserer Jungens kleben. — Irgend ein alter Holzkasten mit einem Querbaum und einer Stange als Pumpenschwengel stellt die Tulumba dar, und nun rast die ganze Bande mit Indianergeheul in die vom Feuer bedrohten Gegenden, meist hinauf auf die mehr als 250 Fuß hohen Hügel des Okmeidan und von Hadschi Hassan, mit affenartiger Geschwindigkeit und einer Bravour im „Nehmen von Schwierigkeiten", die an's Unglaubliche grenzt. — Und wenn sie dann zurückkommen, außer Athem, keuchend, doch glühend vor unbändiger Lebenslust, dann hält ihr Hauptmann eine Rede, in der er, wie uns ver-

sichert wird, große Männer des Viertels nicht ohne Geist persiflirt; dann wird er mit Jubel ohne Gleichen überschüttet, die Kerlchen schlagen Rad über Rad und stillen den Durst in den kühlenden Fluthen des Wunderbrunnens.

Die Alten aber sitzen bei uns im Schatten des alten lieben Baumes, schlürfen ihren Mokka, lassen den duftigen Tabakrauch aufsteigen und geben sich im glorreichen Anblick ihrer Enkel dem Superlativ des Wohlgefühls hin — dem Kef!

Aber der Tag hat sich geneigt, und es will Abend werden. Von der Galerie des Minarets herab ertönt aus dem Munde unseres Muezzin der seltsame trällernde, trillernde Singsang, der die Gläubigen zum Abendgebet ruft, und der Pferdejunge hält seine Thiere bereit. Der Himmel im Westen mit seinen Wolkenmassen erglüht in der wundervollen Farbenpracht des Sonnenuntergangs. Die Jungens sind spurlos verschwunden, unsere türkischen Freunde ziehen gravitätisch zur Moschee, noch ein freundlicher Abschied von unserem Muezzin, und wir sitzen auf und traben auf unseren muntern Pferdchen lustig in das Quartier der Franken zurück.

## II. Ramasan im Anzug.

Gegen 9 Uhr; noch früh am Morgen für perotische Begriffe. — Doch zieht es schon in heller Masse nach Stambul in die Bureaus der Eisenbahn und der verschiedenen Administrationen, Banken und Geschäftshäuser. Europäer, Levantiner, Griechen, Armenier, Türken in buntem Durcheinander. All das zieht dem „Tunnelplatz“ zu, dort nehmen die Einen Fahrgelegenheit nach Galata hinunter, die Anderen steigen die steilen Gassen Tekke und Jüksek Kaldirim ebendorthin hinab. Doch plötzlich staut sich der Menschenstrom. Vorn durch die Straße „Asmali Medschid“ kommt es herangezogen. — Voran ein Eselchen, das schaut heut so zufrieden drein, wie es in „ruhsamer Eil“ seines Weges zieht. Es hat auch seinen guten Grund: über das so oft durch Steckenhiebe gemißhandelte Hintertheil hängt ein geköpfter Hammel herab, eine sichere Garantie vor der Zuchtruthe! — Und hinterdrein zackelt eine unabsehbare Hammelheerde, die in stillem Vertrauen den Spuren des Grauchens folgt — zur Schlachtbank! Will denn der Zug der Todgeweihten gar kein Ende nehmen? Es duftet stark nach Schöps, die Straße ist recht schmutzig, aber geduldig wartet die Menge, bis auch der letzte Hammel passirt ist. — Ihr armen Wollträger, Euch geht's in nächster Zeit schärfer an's Leben als sonst, denn der heilige Fastenmonat Ramasan beginnt am 12. Dezember, und der Appetit, der sich da von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang angesammelt hat, verlangt Hekatomben nach den lieben drei Schüssen bei Sonnenuntergang, nach denen überall die Cigaretten erglimmen, und mit Inbrunst der Gläubige zu dem Genusse des „Tütün Itschmek“, des „Tabaktrinkens“, übergeht, sein Glas Wasser, diesen Trank der Erquickung, die durstige Kehle hinuntergleiten läßt und dann

mit Würde der Heimat und den Tafelfreuden zustrebt, die ihn mit geringen Unterbrechungen die ganze Nacht über beschäftigen werden.

Ja, der Ramasan ist im Anzug, das gewahren wir auch auf der berühmten Schiffbrücke zwischen Galata und Stambul. Da zieht es herüber und hinüber wie eine große Maskerade in allen Couleuren des farbenfrohen Orients; die ganze Speisekarte der orientalischen Frage: türkische Bauern aus Europa und Asien, Kurden, Lazen, Tscherkessen, Pomaken, Arnauten, Epiroten mit ihren putzigen Fustanellen, die auch einmal weiß gewesen sind, die ganze Geschichte sieht bei dem rauhen Wetter etwas ruppig aus, „das kommt von der großen Powerteh“, wie Unkel Bräsig so schön sagt. Dazwischen flotte Offiziere von den Garderegimentern, zum Theil in hechtgrauen deutschen Offiziermänteln, kühn dreinblickende Zuaven und Arnauten von der Palastgarde, (mit denen nicht gut Kirschen essen ist) etwelche Hämlinge aus den Harems der Reichen, meist recht garstige Exemplare der äthiopischen Rasse mit vorstehenden Kiefern, arme Teufel, aber gut gekleidet, gut gefüttert!

Plötzlich zweigt Alles nach der einen Seite der Brücke ab. Die andere Seite ist unpassirbar. Dort arbeiten Matrosen an der Reparatur der Brücke, die alljährlich um diese Zeit stattfindet. Denn am 15. Ramasan begiebt sich der Großherr zur Verehrung des heiligen Gewandes „Hirka-i-Scheriff“ in's alte Serai, und wenn er selbst auch stets auf einem Palastdampfer den Weg zur Serailspitze zurücklegt; der Wagenzug mit den Damen des Serails zieht über die Brücke.

Und Hassan Pascha, der kluge Kapudan Pascha, läßt sie da in Stand setzen, die verfaulten Balken durch neue ersetzen, die ganze Geschichte ordentlich kalfatern und — nur einen Tag vor dem Fünfzehnten — das eiserne Geländer schlohweiß anstreichen, sodaß die Aermel der Ueberzieher ernstlich bedroht sind. — Da schaut dann Alles blitzblank aus, „die vom Palais“ bekommen einen guten Eindruck, und sein Zweck ist erreicht. Das übrige Jahr ist dem hohen Herrn das Aussehen der Jeni Valide Köprü Hekuba, nicht so die fetten Einkünfte, die sie abwirft.

Und drüben in Stambul umfängt uns wieder das malerische, wenig reinliche Straßenleben des Orients. Verkäufer aller möglichen Produkte schleppen mit Gebrüll ihre Kober in den verschiedensten Formen durch die Menschenmenge, ebenso rücksichtslos wie die Hamals (Lastträger) die Menschheit rechts und links anrempelnd, Lohnkutscher bieten ihre Dienste an, Wahrsagerinnen mit Kürbiskernen, Bettler mit den unglaublichsten Gebrechen, heilige Männer mit beinernen Zahnstochern treiben ihr Wesen. Wagen mit Touristen fahren vorbei, auf dem Bock der Fremdenführer, ein im Durchschnitt unglaublich unwissendes Stück Menschheit, das sich für ein riesig wichtiges Institut hält und eben nur ein bischen Bulgär-Türkisch radebrechen kann, dafür aber bei den Händlern im Bazar mit Meisterschaft Prozente zu erschinden versteht, — vorbei! vorbei!

Auf der großen Freitreppe der Jeni Valideh Dschami, deren gewaltige Kuppel sich gerade quer vor der Brücke erhebt, hocken verschiedere groteske Gestalten, schlitzäugige Mongolen aus dem fernen Innerasien, aus Bochara, Chiwa, Turkestan und den umliegenden Dörfern, Prachtexemplare! Wie schade, daß man das nicht Alles photographiren kann! — Die hat auch der Ramasan die weite Wanderung antreten lassen, den „Hadsch", die Pilgerfahrt nach den heiligen Städten des Islam in Arabien. Schon ist die „Heilige Karawane" mit ihren schneeweißen, geschenkbeladenen Kameelen hinübergezogen nach Ueskűdar. Dort wird ein paar Wochen kampirt, und dann geht's vorwärts über Berg und Thal, über Stock und Stein nach dem heiligen Hedschas. — Allah Szelamet Verszin!

## III. Fromme Gäste.

„Der Schneider meckert nach Wanda, und der Türke wandert nach Mekka," das ist bekanntlich der Unterschied zwischen einem Schneider mit einer Liebsten Namens Wanda und einem Türken. An diesen Spaß wird man jetzt tagtäglich auf dem Weg durch die Gassen der guten Stadt Konstantinopel erinnert, denn jetzt ist die Zeit des „Hadsch", der Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten, und wenn auch der große Schwarm schon vor Monaten den Marsch zu Lande angetreten hat, so ist es jetzt für die Besitzenden an der Zeit, sich zur See nach Dscheddah zu begeben.

Und zwar liefern der Kaukasus und die mittelasiatischen Khanate die Mehrzahl der Pilger und darunter Gestalten von einer Originalität, die geradezu erstaunlich ist. Tscherkessen, Kurden und Lazen, zum Theil mit zottigen Pelzmützen und den Rock mit Patronenhülsen malerisch dekorirt, zum Theil mit riesenhaften Turbanen, wie sie unserer Jugend aus dem „Kleinen Muck" bekannt sind, im Gürtel ganze Arsenale von konfiszirt ausschauenden, gewaltigen Dolchmessern, Schießeisen zum Theil mit prächtiger Tauschirarbeit, und die verwogensten Physiognomien von der Welt, daß man ihnen nicht gern auf einsamem Waldpfade begegnen möchte. — Soweit der Kaukasus. — Aber nun zu den Khanaten! — Nicht so kriegerisch, die Romantik von Abällino & Co. ist nicht wahrnehmbar, aber dafür Kalmücken-, Kirgisen- und Baschkirenphysiognomien der tollsten Art.

Die Nachbarschaft von China ist unverkennbar, die geschlitzten Augen in den gebräunten Gesichtern, die hervorstehenden Backenknochen, die ganz kuriose Form der Bärte, Alles deutet nach dem fernen Osten. Häufig trifft man auf Leute mit bloßer Brust, Alle aber tragen an dem langen Rocke die überlangen, fast bis zu den Knieen reichenden Aermel, die den Russen in den achtziger Jahren bei der Eroberung von Transkaspien solchen Riesenspaß machten, wie sie beim Angriff und besonders auch beim Ausreißen flogen, wenn Bruder Kosak mit der Lanze hinterdrein war. — Aber, wie gesagt, die Leute sehen recht friedlich und genügsam aus, wie sie ihres Weges ziehen und die Wunder des Westens anstaunen, die sich

ihren Blicken darbieten. Auch Einkäufe machen sie hier und da bei Hausirern mit Brillen zum Beispiel und mit Sonnenschirmen, und es sieht putzig genug aus, solche ehrwürdig dreinschauende Seegreise mit langem weißem Barte, ein Sonnenschirmchen unter dem Arm, einherpilgern zu sehen, zumal der langausgebliebene Winter sich jetzt durch sehr wüstes Unwetter unangenehm bemerklich macht. — Dazu ist die Anzahl der Zentralasiaten in den letzten Jahren beständig gestiegen, wie Einige glauben, infolge der Betonung des „Kalifats“ an maßgebender Stelle, eine Thatsache, die den Gegnern des Sultanats zu denken geben sollte.

Besonders auffallend sind die Mengen dieser fremdartigen Gäste auf der Brücke und im Tunnel, „The Metropolitan Railway“, wie dieses Beförderungsinstitut zwischen Galata und Pera offiziell heißt, und der für sie den Weg zum russischen Konsulat vermittelt.

Da bieten sich denn manchmal ganz ergötzliche Bilder. — Mit erwartungsvollem Ahnen passiren die Fremdlinge das Drehkreuz zum Warteraum, mit dem Gesichtsausdruck, für den das Wort „Wolfenbüttel“ (Lessing) so prachtvoll paßt: halb vergnügt, halb bang mustern sie die düstere Halle und das europäisch-türkische Publikum, das sie da umdrängt, und werfen sich gegenseitig vielsagende Blicke zu. Hier und da wird Einer von Rappel und Panik ergriffen und will ausreißen, rauft sich Bart und Haare und gebärdet sich, sei es nun im Warteraum, sei es im Wagen, wie ein Toller zur unsagbaren stillen Freude der Mitfahrenden, die den Rummel schon seit Jahren gewöhnt sind, aber, soweit es die „Hiesigen“ betrifft, über das eigentliche Wesen dieser Art der Beförderung ebensoviel wissen, wie der arme Tekke-Turkmene da.

Sonst sind die guten Leute harmlos — aber halt! — in einem Punkte hapert's, und das ist die Zoologie. Denn gewisse Thierchen aus der Familie der Hemipteren, die in Europa besonders in den „Halbasien“ genannten Landstrichen gedeihen sollen, scheinen auch in Mittelasien nicht zu den Seltenheiten zu gehören, und so ist gegenwärtig den Tunnelpassanten eine sorgfältige Inspektion der Kleidungsstücke mehr als sonst zu rathen. — Also ist auch dieses fremdartige, doch freundliche Bild in einem Punkte getrübt; denn nichts ist vollkommen auf dieser schönen Erde.

Drei Dampfschiffe liegen auf der Stambuler Seite des Hafens und machen sich seefertig zur Fahrt in's Rothe Meer.

Ueber die Verdecke sind Holzdächer gezimmert, deren rothe, gelbe Bretter sich seltsam genug von dem schwarzen Eisen des Schiffsrumpfes abheben. Unter ihnen sollen die Pilger Obdach finden, und man kann sich denken, welche Bruthitze unter der Tropensonne die Räume erfüllen muß. Auf den Breitseiten ragen erkerartige „Häuschen“ hervor mit je drei Gemächern frei über das blaue Meer — der Rest ist Schweigen.

Angenehm mag die Ausfahrt auf diesen Pilgerschiffen wohl nicht gerade sein, besonders der Mangel an Reinlichkeit dürfte sich hier und da wohl

recht lästig bemerkbar machen. Aber die Rückfahrt, nachdem der Aufenthalt in den Wallfahrtsorten zum wenigsten zahlreiche Fälle von Dysenterie, wo nicht gar Cholera und Pest ausgebrütet hat, muß doch geradezu entsetzlich sein. Wie uns aus dem Berichte eines österreichischen Militärarztes, der die Pilger aus Bosnien und der Herzegowina auf ihrer Fahrt begleitete, erinnerlich ist, folgen dann im Rothen Meer zahlreiche Haifische den Pilgerschiffen, denn es vergeht kein Tag, an dem nicht Opfer der Krankheiten über Bord geworfen werden, den gierigen Bestien zum erwünschten Fraß.

Dann blüht auch den verschiedenen Quarantaine-Anstalten auf der Sinai-Halbinsel und in den Häfen des Mittelmeeres Arbeit in Hülle und Fülle, denn der Dienst wird scharf überwacht, und wehe den säumigen Beamten, die die gefürchtete Seuche durchschlüpfen ließen! So wird also alles Mögliche geschehen zur Abwehr des schlimmen Feindes, den man allerdings durch den Hadsch förmlich zu Gaste lädt!





# Japanische Wirthschafts- und Socialpolitik.

Von

**Leopold Katscher.**

— Budapest. —

## I. Die wirthschaftliche Entwickelung.

Die erstaunliche und weitgehende Umgestaltung der Verhältnisse des Mikadoreiches im letzten Dritteljahrhundert bildet eine im ganzen Verlauf der Geschichte einzig dastehende Erscheinung. Die Ursache der Raschheit, mit der die Entwickelung Neujapans vor sich geht, liegt in dem Umstand, daß es sich da ausnahmsweise um eine Revolution von oben handelte, indem der Mikado, um sich des ihn hart bedrängenden Gegenkaisers in friedlicher Weise zu erwehren, einen durchgreifenden politischen und gesellschaftlichen Umsturz in Scene setzte, dem der wirthschaftliche bald von selbst folgen mußte. Der wirthschaftliche Aufschwung des ostasiatischen Insellandes ist in noch kürzerer Zeit ein noch fabelhafterer geworden als der politische, sociale und militärische. Welthandel und Großindustrie haben riesige Fortschritte gemacht, und ihre Schattenseiten machen sich kaum minder geltend als ihre Segnungen. Die Nachahmung der abendländischen Wirthschaftspolitik hat gegen den Wunsch der Japaner naturgemäß zum Auftreten der socialen Frage in den dem Westen geläufigen Formen geführt.

Der Außenhandel von Nippon — so heißt das aufstrebende Land in seiner eigenen Sprache — ist binnen 30 Jahren von $65^2/_3$ Mill. Frank auf $1108^1/_7$ Mill. Frank (1898) gestiegen und belief sich 1901 schon auf $1268^1/_8$ Mill. Frank. Namentlich seit dem Kriege mit China (1894) ist eine so gewaltige Steigerung eingetreten, daß der Umsatz

sich zwischen 1893 und 1899 verdreifacht hat. Wenn Japan heute in Ostasien die bekannte hervorragende Rolle spielt, so verdankt es das nicht nur seiner gediegenen Flotte und seinem vorzüglichen Heer, sondern auch dem Umstande, daß seine Großindustrie und sein Handel den Weltmarkt merklich zu beeinflussen begonnen haben. In den Häfen Chinas und Koreas wimmelt es von japanischen Schiffen, die Baumwollengespinnste von Osaka drohen auf vielen Plätzen die Erzeugnisse Großbritanniens und Indiens zu verdrängen. Das aufgeweckte Völkchen befreit sich immer mehr von der Einfuhr aus Europa und fängt an, mit den Europäern auf ihren Märkten in Wettbewerb zu treten. Es ist daher auch begreiflich, daß in Japan der vor der großen Umwälzung höchlich mißachtete und auf die letzte Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter gestellte Handelsstand jetzt sehr angesehen ist. Selbst der Adel betheiligt sich heute an Handel und Industrie, und dasselbe thun die kenntnißreichsten Elemente des Mittelstandes. Gar mancher Angehörige der obersten Tausend steht an der Spitze von Schifffahrts-, Bergwerks- oder Verkehrsunternehmungen — tout comme chez nous.

Aus den heimischen Zeitungen und aus zahlreichen politischen Reden geht hervor, daß der Ehrgeiz der Bevölkerung sich vor Allem auf das Wachsthum der Industrie und des Handels richtet. Das Hauptstreben der schlitzäugigen Patrioten geht dahin, daß das Mikadoreich in volkswirthschaftlicher Beziehung das England des Stillen Ozeans werde und Ostasien wirthschaftlich beherrsche — ein Ziel, dem die eingeborenen Staatsmänner ganz besondere Beachtung schenken, so große, daß die Schiffswerften des Landes sehr hohe Staatszuschüsse empfangen, Handels- und Gewerbemuseen errichtet, großartige staatliche Handels- und Kauffahrteischulen in's Leben gerufen wurden, Studienabordnungen nach Europa und Amerika entsendet worden sind und die Regierung die Unternehmungen hervorragender Privatfirmen in jeder möglichen Weise fördert. Während die Japaner, die den Europäern doch so zahlreiche Einrichtungen entlehnt haben, ihre Vorbilder früher lebhaft zu bewundern pflegten, ist diese Bewunderung gegenwärtig eine viel kleinere. Die Politiker schmeicheln der Nation durch fortwährende Betonung ihrer Vorzüge und durch Herabsetzung der Europäer. Der Chauvinismus ist denn auch nahe daran, Japan als das erste Land der Welt zu betrachten.

Man braucht die Weißen eben nicht mehr so dringend wie vor zwanzig und dreißig Jahren. Früher mußten zur Leitung der allermeisten japanischen Fabriken und sonstigen Groß-Unternehmungen Europäer herangezogen werden, aber allmählich guckten die gelehrigen Eingeborenen den Fremden das Nothwendige größtentheils ab. Sie können nicht selber Erfindungen machen, verstehen es jedoch vortrefflich, das im Ausland Gesehene oder das von Ausländern in Japan Geschaffene genau nachzuahmen. Sie haben nicht das Talent, etwas aus Eigenem zu verbessern; allein sie halten sich gewissenhaft auf dem Laufenden über die im Abendland erzielten Fortschritte.

So befreien sie sich allmählich gänzlich von der einstigen Vormundschaft. Je mehr Inländer ihre Ausbildung vollenden — sei es daheim, sei es im Westen — desto mehr Ausländer werden verabschiedet. Es ist damit bereits soweit gekommen, daß bei mehr als neun Zehnteln aller japanischen Unternehmungen kein einziger weißer Ingenieur, Direktor, Werkführer oder Arbeiter mehr zu finden ist. Zu dieser großen Begabung in der Aneignung moderner Erzeugungs- und Betriebsarten gesellten sich die beträchtliche Handelstüchtigkeit und der bemerkenswerthe Unternehmungsgeist der japanischen Geschäftswelt. Diese hat ihre Thätigkeit schon über den ganzen Stillen Ozean ausgedehnt — nach Honolulu und der Donnerstagsinsel ebenso wie nach Queensland und den Philippinen — und ihre Niederlassungen machen dem europäischen Handel in diesen Gegenden eine nicht unerhebliche Konkurrenz. Der siegreiche Krieg gegen China hat den Söhnen Nippons so großes Selbstvertrauen eingeflößt, daß sie sich getrauten, zahllose neue Unternehmungen zu begründen, und sie sind darin zuweilen sogar viel zu weit gegangen, indem sie sich blindlings in Wagnisse stürzten, deren Ergebnisse sie durchaus nicht vorherberechnen konnten. Und noch heute sehen sie keineswegs immer darauf, daß ihre neuen Betriebe von vornherein eine sichere Grundlage erhalten. Gar manche Industriegesellschaft vertheilt Beträge, welche besser zur Vervollkommnung der Fabrik verwendet würden, als Dividenden an ihre kurzsichtigen Aktionäre, die nicht einsehen, daß Ausgaben für Aus- und Verbesserungen nutzbringende Anlagen bilden. Auch dieser Mißstand trägt nicht zur Erhöhung der geschäftlichen Sicherheit bei. Im großen Ganzen jedoch bietet die Unternehmerwelt in industrieller und merkantiler Hinsicht einen Anblick erfreulicher Fortschrittlichkeit und Entwickelung.

Die jetzige Großindustrie-Region Japans — die Gegenden von Tokio, Jokohama, Kioto, Kobe, Nagoja und Osaka — gehört zu den dichtestbevölkerten Landstrichen der ganzen Erde: 170—181 Menschen pro Quadratkilometer. Die Bedeutung des Hafens von Jokohama ist längst wohlbekannt, und was den von Kobe betrifft, so hat er begonnen, jenen noch zu überflügeln, was leicht erklärlich wird, wenn man seine so sehr centrale Lage als Eisenbahn- und Schifffahrts-Knotenpunkt, als Hauptort für die Schiffslinien nach China, Korea, Sibirien, Europa, Australien und Amerika in Betracht zieht, wozu noch die große Nähe der Hauptfabrikstadt Osaka, (850 000 Seelen) kommt. Schon jetzt übertrifft der Geschäftsumsatz Kobes den von Jokohama um rund zehn Prozent; nach gänzlicher Beendigung der transsibirischen Bahn und des Nicaraguakanals wird Kobe, welches gegenwärtig kaum eine Viertelmillion Einwohner zählt, (Jokohama hat nur etwa 200 000), wahrscheinlich die erste Handelsstadt Japans und eine der allerersten Ostasiens werden. Die Großindustrie des Insellandes verdichtet sich hauptsächlich in den zwei Städtegruppen Tokio-Jokohama und Osaka-Kobe. André Siegfried („Le développement économique et social du Japon“)

schreibt: „Das klassische Profil dieser Großstädte hat sich seit zehn Jahren gründlich verändert. Heute (1900) fallen dem Reisenden vor Allem die zahlreichen riesigen Rohziegel-Fabriksgebäude mit ihren hohen Schornsteinen auf; im Innern derselben drängen sich Tausende von Arbeitern, und Japan entgeht keinem der modernen wichtigen Industrieprobleme mehr." Hand in Hand mit dem Aufschwung der Industrie und des Handels ist der der übrigen Zweige des Wirthschaftslebens gegangen. Gegenwärtig sind über 10 000 km Eisenbahnen im Betriebe. Die Zahl der elektrischen Straßenbahnen beträgt 12 oder 13; die der Banken betrug i. J. 1898 nicht weniger als 1875 mit einem Kapital von 642 Mill. Fr. (1894 erst 866, Kapital 253 Mill. Fr.) In ähnlichem Verhältniß steigt die Zahl der Versicherungs-, der Schifffahrtsgesellschaften, der Telegraphenlinien u. s. w.

Nächst ihrer Flotte und ihrer Armee sind die Unterthanen des Mikado heutzutage auf nichts so stolz wie auf die ungeheure Entwickelung ihrer Baumwoll-Industrie und auf die Thatsache, daß in ihr jede Mitwirkung von Weißen vollständig entbehrlich geworden ist, obwohl es bis zum Jahre 1880 nur eine einzige Spinnerei gab, die 1865 vom Fürsten Schimasu in Kagoschima mit 6000 Spindeln ins Leben gerufene, deren Material aus England stammte. Vor 22 Jahren erkannte man, daß die Errichtung von Textilfabriken mit europäischen Arbeitsmethoden das beste Mittel zur Bekämpfung der Einfuhr europäischer Gespinnste sein würde. Die Regierung unterstützte die entstehende nationale Indüstriebewegung namentlich dadurch, daß sie die besten Maschinen aus England bezog und den jungen Unternehmungen zu günstigen Bedingungen überließ. Die Folge war, daß es 1892 bereits 39 Fabriken mit 385 114 Spindeln gab! Mitte 1900 waren es ihrer sogar schon 86 mit 1 300 000 Spindeln! Davon entfällt auf Osaka allein mehr als der vierte Theil; dann kommen Tokio, Kobe, Nagoja u. s. w.

Die meisten Spinnereien sind vorzüglich organisirt und besitzen ein Material bester Art. Die Maschinen werden noch immer größtentheils aus Großbritannien bezogen, im Jahre 1897 zum Beispiel — so weit reichen unsere Daten — für 13 215 000 Fr. (aus Deutschland nur für 140 000, aus anderen Ländern blos für 147 500 Fr.) Die Arbeiter sind bereits recht gut geschult. In Tokio und Osaka verdienen die Männer Fr. 0,45 bis 2,25, in der Regel Fr. 1 bis 1,25, die Frauen Fr. 0,30 bis 1 (durchschnittlich Fr. 0,55 bis 0,60), die jungen Mädchen — weitaus die Mehrheit des Personals — Fr. 0,40 bis 0,50, die Kinder, 8—10 Jahre alt, Fr. 0,20 bis 0,35 pro Tag. Fast überall wird mit zwei je elfstündigen Schichten Tag und Nacht gearbeitet. Zwischen 1867 und 1877 bildeten Baumwollwaaren volle 35% der Einfuhr, und heute? Indische Gespinnste kommen überhaupt nicht mehr in's Land, und die Einfuhr britischer hat ungeheuer abgenommen. Zeitweilig tritt sogar schon Ueberproduktion ein, und die Japaner kennen deren schlimme Folgen bereits zur Genüge;

1898 mußten die bedeutendsten Spinnereien eine die zeitweilige Einstellung des Betriebs bezweckende Abmachung treffen. Der Ueberproduktion half man ab, indem man sich auf die Ausfuhr verlegte. Die Krise von 1898 führte denn auch zu einem beträchtlichen Export japanischer Gespinnste nach Korea und China. Hier sind auch für die Zukunft die Aussichten recht günstig, denn das reichbevölkerte China ist sehr nahe, und in Korea trägt alle Welt fast ausschließlich Baumwollkleidung. Die Ausfuhr nach China, 1893 nur 120 000 Fr. werth, erreichte 1898 die Höhe von 36 Mill. Fr. Seither ist die Steigerung eine derartige, daß, wie bereits eingangs erwähnt, die Absicht der japanischen Handelspolitik, den Westen vom ostasiatischen Gespinnste-Markt zu verdrängen, sich ernstlich zu verwirklichen begonnen hat.

Bald wird man dies von mehreren anderen Massenartikeln sagen können. Von den Streichhölzchen gilt es schon jetzt. Die Ausfuhr nach Korea, China, Sibirien und Indien belief sich 1899 auf weit über 7 Mill. Jen*) gegen 1 137 000 Jen im Jahre 1889. Selbst die Schafwollfabriken haben bereits einen nennenswerthen Export; die von Tokio und Osaka allein führte für fast 5 Mill. Jen Rohwolle aus. Für den Auf- und Umschwung der Industrie und zugleich für die gewaltige Besserung der vor 20 Jahren und auch noch später höchst ungünstigen Handelsbilanz Japans mögen noch die folgenden amtlichen Ziffern sprechen, die wir einer lehrreichen Studie des früheren Premierministers Graf Okuma („The industrial revolution in Japan", 1900) entnehmen:

| Fabrikate. | Ausfuhr in Millionen Jen.*) | | |
|---|---|---|---|
| | 1889 | 1897 | 1898 |
| Seidenwaaren . . . . . . . . . . | 2,908 | 13,106 | 16,183 |
| Baumwollwaaren . . . . . . . . . | 0,143 | 16,002 | 22,796 |
| Teppiche . . . . . . . . . . . . . | 0,054 | 0,973 | 0,850 |
| Matten, geblumt . . . . . . . . . | 0,166 | 1,232 | 3,938 |
| „ aus Stroh . . . . . . . . | 0,146 | 3,181 | 5,981 |
| Keramische Waaren . . . . . . . . | 1,449 | 1,819 | 1,989 |
| Schirme . . . . . . . . . . . . . | 0,026 | 0,628 | 0,687 |

Der ferne Ackerbaustaat, das sehen wir klar, wird immer mehr zu einem Industrie- und Handels-Emporium. Die Landwirthschaft geht zwar vorläufig noch nicht zurück, macht aber auch keine Fortschritte mehr, und nach schlechten Reisernten müssen beträchtliche Mengen Reises eingeführt werden. Und da auch die Entwicklung der Marine und der Industrie einen großen Import (Maschinen, Rohbaumwolle u. s. w.) nöthig macht, ist die Handelsbilanz trotz ihrer erheblichen Besserung noch immer eine ziemlich schlechte. Die Ausfuhr macht jetzt noch keine zwei Drittel der Einfuhr aus (1899: 414 gegen 693 Mill. Fr.), und die Japaner

*) 1 Jen gleich $2^1/_2$ Frank.

streben daher eifrigst nach der Eroberung neuer Märkte. Dieses Streben ist der auffallendste Charakterzug der gegenwärtigen Wirthschaftspolitik des schlitzäugigen Inselvolkes. Dieses sehnt sich nach Kolonien, aber in Ostasien ist Alles vergeben. Nach dem Chinafeldzug haben die europäischen Großmächte bekanntlich verhindert, daß Japan die Früchte des Sieges einheimse — bis auf das allerdings sehr werthvolle Formosa. Bezüglich der Sandwich-Inseln und der Philippinen ist es zu spät gekommen. Die der überschüssigen Bevölkerung Nippons als Ableitungsplatz dienende Insel Jesso wird bald überfüllt sein. Korea wird angesichts der eifersüchtigen Wachsamkeit Rußlands nicht in den japanischen Sack gesteckt werden können. So richtet sich denn der Blick der Japaner sehnsüchtig nach China. Ihre den Nichtkennern der ostasiatischen Verhältnisse als ein bloßer Ausfluß des Größenwahns und der Ruhmsucht erscheinende Expansionspolitik ist weit mehr die Folge des Verlangens nach kommerziellen Absatzgebieten — genau wie bei den Staaten des Abendlandes. Höchst wahrscheinlich war dieses Bedürfniß auch schon der Hauptbeweggrund zur Anzettelung des Krieges gegen China im Jahre 1894.

## II. Socialpolitisches.

Die tiefgehende und so ziemlich plötzliche Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse mußte selbstverständlich von gewaltigem Einflusse sein auf die sociale Lage der ganzen Bevölkerung, insbesondere jedoch der arbeitenden Klassen. Seit undenklichen Zeiten hatte das Kleingewerbe die Alleinherrschaft geführt, und man hatte keine Ahnung von der modernen Großindustrie mit ihren riesigen Fabriken, ihren eigenen Arbeitsvierteln und dem umfassenden Zuzug vom Lande in die Städte. Niemand dachte vor dreißig oder vierzig Jahren an die Möglichkeit, daß Osaka dereinst, wie schon jetzt der Fall, an Einwohnerzahl, Schornsteinzahl und rauchgeschwängerter Luft sich werde mit Manchester messen können. Der erst vor rund zwanzig Jahren eingetretene Umschwung hat naturgemäß eine Arbeiterfrage gezeitigt, eine wirkliche „sociale Frage".

Als in Japan die moderne Großindustrie zu entstehen begann, mußte man vor Allem für die Schaffung eines brauchbaren Arbeitermaterials sorgen. Da in den Städten nicht genug geeignete Menschen zu haben waren, zog man die Dorfbewohner durch verlockende Zusicherungen zu vielen Tausenden herbei. Es stellten sich zwar die auch im Westen üblichen schlimmen Folgen ein — Ueberarbeitung, schlechte Bezahlung, Massenarmuth, Wohnungsnoth, Proletarisirung &c. — Allein den Fabrikanten gelang die Verwirklichung ihres Zwecks: Heranbildung eines zwar nicht erstklassigen, jedoch recht guten Personals. Die Arbeiter sind im Allgemeinen intelligent und geschickt. Sobald man ihm die Handhabung einer Maschine beigebracht hat, bedient der Japaner sie ebenso gut wie der Europäer, und bei richtiger Anleitung erzielt man mit ihm vortreffliche Ergebnisse. Doch ist

er nicht so fleißig und ausdauernd wie der abendländische Arbeiter, der in 7—8 Stunden mehr leistet als jener in 11—12 Stunden. Auch sind die schlitzäugigen Arbeiter nicht leicht an Disciplin und Gehorsam zu gewöhnen. Deshalb und infolge ihres beträchtlichen Eigensinns ist kein Verlaß auf sie. Der Mangel an Manneszucht zeigt sich bei den eingeschultesten Arbeitern ebenso wie bei den vorübergehend angenommenen Tagelöhnern. Nicht selten schwänzen sie unter erlogenen Vorwänden die Arbeit. Es fehlt ihnen an Ehrgeiz, und sie treten oft aus den nichtigsten Ursachen aus, um anderswo einzutreten. Offenbar verstehen es die Brotherren nicht, ihnen Interesse an dem Beruf oder dem Unternehmen einzuflößen. 1899 sagte der Leiter einer großen Osakaer Fabrik, welche zwischen 1000 und 2000 Menschen beschäftigt, er könne nie auf mehr als vier Fünftel seiner Leute zählen, und André Siegfried („Le développement économique et social du Japon") bekräftigt das Vorhandensein dieses Uebelstandes, hinzufügend: „Er kommt und geht, wann er will; verletzt man seine Empfindlichkeit auch nur im Geringsten, so geht er."

Die Arbeitslöhne sind in neuester Zeit, namentlich seit dem Kriege mit China, nicht unerheblich gestiegen, aber doch noch sehr geringfügig. In den Baumwollspinnereien von Tokio und Osaka bezahlt man heutzutage Männern circa 80 Pfg., Weibern circa 45 Pfg. pro Tag gegen 28 bezw. 16 Pfg. im Jahre 1887. 1892 verdienten die Zimmerleute, die Schmiede, die Justirer und die Setzer 60 Pfg. pro Tag; gegenwärtig verdienen sie 1 Mk., 1,20 Mk., bezw. 90 Pfg., während die Bergarbeiter, die 1892 nur 28 Pfg. erhielten, jetzt 80 Pfg. erhalten. All dies natürlich im Durchschnitt. Trotz aller Abweichungen nach Ort und Umständen läßt sich sagen, daß der durchschnittliche Tagesverdienst eines männlichen Arbeiters im Jahre 1900 rund 1 Mk. betragen hat. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß besonders tüchtige und seßhafte Arbeiter ausnahmsweise auch viel mehr — 2 bis $2^1/_2$ Mark — bekommen, jedoch eben nur ausnahmsweise; Siegfried schätzt die Zahl dieser Ausnahmen auf nur 4 bis 5 Procent aller Arbeiter. Wie überall, werden auch im ostasiatischen Inselreich die allenthalben in großer Zahl angestellten Weiber und Kinder viel schlechter entlohnt als die Männer. Ein Kind verdient nicht mehr als 10 bis 25, ein Mädchen etwa 30 bis 40, eine Frau ca. 50 Pfennig. Siegfried erzählt, er habe in einer Osakaer Streichholzfabrik sechs- bis achtjährige Kinder Arbeitstage von acht Stunden für einen Gesammtlohn von 6 Pfg. ableisten sehen! Die Niedrigkeit der Bezahlung entschädigt die Unternehmer einigermaßen für die Fehler des Personals; voraussichtlich werden mit dem Schwinden der Fehler die Lohnsätze immer höher steigen.

Verhältnißmäßig nähern sie sich schon jetzt den mitteleuropäischen, d. h. sie reichen angesichts der Wohlfeilheit der japanischen Lebenshaltung, wenngleich sehr knapp, zur Lebensfristung hin, trotzdem sie seit dem Chinafeldzug nur um rund 45 Procent, die Kosten des Lebens aber um 50—60 Pro-

cent gestiegen sind, die Lage sich für die Arbeiter also eigentlich verschlechtert hat. Bei der allergrößten Sparsamkeit kommt eine aus Vater, Mutter und nur einem Kind bestehende Familie, ohne Noth zu leiden, mit 30 Mk. monatlich aus; rechnet man den Lohnentgang an Feiertagen, in Krankheitsfällen 2c., so muß die Frau tüchtig mitarbeiten, wenn die Familie knapp auskommen will. Sind mehrere Kinder da, so müssen die arbeitsfähigen unter ihnen ebenfalls heran, wenn nicht das größte Elend eintreten soll.

Recht schlimm ist das Loos der Tausende von Großstadt-Arbeitern, die nicht in Fabriken beschäftigt sind und als niedrige Taglöhner 2c. viel weniger verdienen als die „gelernten Hände". Ihnen gelingt es nur sehr schwer, sich vor dem Verhungern zu schützen, doch sind sie trotzdem nicht so arg daran wie das Proletariat der abendländischen Weltstädte, denn das Klima ist in Japan milder, sodaß die Armen sich mehr auf der Straße und im Freien aufhalten als in düstern dumpfen Höfen. Wie sie aber von ihren winzigen Einnahmen leben können, ist sicher ein Wunder. In Japan stirbt Niemand geradezu Hungers, aber ungemein viele Menschen müssen zu Darlehen und anderen Auskunftsmitteln greifen und sich die größten Entbehrungen auferlegen. Besonders reich an solchem Proletariat sind die Armenviertel von Tokio (das „Schinami-Cho") und Osaka („Niphombaschi"). Das Hauptkontingent stellen die Jinrikischazieher — da es in Japan sehr wenige Pferde giebt, werden die dortigen Droschken von Männern gezogen —, die Lumpensammler, die Wahrsager und die Gelegenheits-Handlanger.

Die Jinrikischazieher bilden in pekuniärer Hinsicht die Aristokratie dieser bedauernswerthen Bevölkerung. Nach längerer Uebung legen sie in der Stunde 10—12, im Tage 60—70 Kilometer zurück. Kein Eingeborener nimmt Rücksicht auf ihren keuchenden Athem und den von ihnen rinnenden Schweiß, und sie sterben begreiflicherweise zumeist frühzeitig an einem Herzübel. Wie elend muß man sein, um sich einem so furchtbar anstrengenden Beruf zu widmen. Die Wenigsten sind Eigenthümer ihrer Droschken, da sie den Preis (ca. 40 Mark) nicht erschwingen können. Gewöhnlich wird eine Jinrikischa gepachtet, und zwar beträgt die Miethe im ersten Vierteljahr 20, im zweiten 12 und nachher 10 Pfennig täglich. Da die Reparaturen jährlich 12—14 Mark kosten und die Bruttoeinnahme nur selten über 2 Mk., sehr oft aber nur 1 Mk. oder auch nur 80 Pfg. täglich ausmacht, der Mann aber, um bei Kräften zu bleiben, sich kräftig nähren muß, kommt er nur sehr knapp aus. Dennoch ist er relativ weit besser daran als das übrige Proletariat — die Weiber, die zu Hause für Konfektionsfirmen arbeiten und es bestenfalls nicht über 20 Pfg. pro Tag bringen, die Zeitungsverkäufer, welche sich oft mit 10—25 Pfg. zufrieden geben müssen, die Lumpensammler, die Kleiderhausirer, Streichholzschachtelerzeuger u. s. w. Ein Knabe, der am Tage fünfzig Zündhölzchenschachteln herstellt, erhält dafür — 10 Pfg.!

Unter großen Entbehrungen bringen es solche Leute zu Wege, mit ihrer Familie von 8 bis 10 Mark monatlich zu leben. Unmöglich ist das keineswegs. Als Wohnung dient der ganzen Familie zumeist eine einzige Kammer, die auf zwei Seiten offen ist (gegen die Gasse zu und in den mit Bäumchen bepflanzten Hof hinaus). Den Fußboden bedecken Matten, die in der Regel schmutzig sind, da das Einkommen nicht zum häufigen Wechseln ausreicht. Auf diesen Matten wird gegessen, gearbeitet, geschlafen. Tagsüber tummeln die Kinder sich auf der Straße; sonst wäre das Leben in den zumeist nur neun bis zwölf Quadratmeter großen Kämmerchen unerträglich. Dafür sind diese aber auch sehr billig. Die Monatsmiethe beträgt blos 1,20 Mk. und wird gewöhnlich vom Eigenthümer der betreffenden Häuschen in eigener Person in Tagesraten von 4 Pfg. eingesammelt. Was die Nahrung anbelangt, so sind die Bedauernswerthen sozusagen auf Lebensmittel aus zweiter Hand angewiesen — auf die Ueberbleibsel aus Krankenhäusern und Kasernen. Ihr Tagesbudget umfaßt durchschnittlich für 12 Pfg. Reis, für 2 Pfg. Bohnen und für 2 Pfg. schlechte Fische. Das macht monatlich noch nicht 5 Mark für die ganze Familie! Da an neue Kleider nicht zu denken ist, werden in den niedrigen Trödlerläden alte, ganz schlechte gekauft. In Kobe bekommt man ein Hemd schon für 8, ein Beinkleid für 10 Pfg.! In den armseligsten Vierteln der Industriestädte kann man sich für kaum 5 Pfennig rasiren und für 2½ Pfg. das Haar schneiden lassen. Wer sich zuweilen den Luxus einer Unterhaltung gönnen kann, braucht ebenfalls nicht tief in die Tasche zu greifen. In den Straßen des Schinami-Cho, des Niphombaschi ꝛc. finden sich Theater mit Eintrittspreisen von 6—12 Pfg. Will man statt auf der Erde auf einem Kissen sitzen, so kostet das nur 1½ Pfg. extra; ist man ein besonderer Verschwender, so läßt man sich Thee und Tabak geben, was blos 4 Pfg. kostet. Das Vergnügen kostet also schlimmstenfalls 17½ Pfg. Wenn Jemand Lust hat oder genöthigt ist, in einem öffentlichen Schlafhause zu übernachten, so braucht er dafür nur — je nach der „Güte" des Raumes — vier bis acht Pfennig zu entrichten; freilich läßt sich denken, daß die Zimmer nicht übermäßig rein sind. Thee erhält man dort in Hülle und Fülle unentgeltlich; auch ein warmes Bad, doch müssen sämmtliche Gäste in einem und demselben Wasser baden. An Speisehäusern, in denen für 19 Pfennig eine wirklich vorzügliche Mahlzeit — Fisch, Reis und Saké — zu haben ist, fehlt es ebenfalls nicht.

All' diese niedrigen Preise lassen Schlüsse zu auf das in den Stadttheilen der japanischen Enterbten herrschende Elend. Dort lebt Jedermann nicht nur von der Hand in den Mund, sondern auch von einem Tag auf den andern. Von Ersparnissen kann selbstverständlich nicht die Rede sein, und ein Unterschied von einigen Sen in den Einnahmen spielt eine große Rolle. Bei Arbeitsmangel und in Krankheitsfällen nimmt man die Pfandleiher in Anspruch, die glänzende Geschäfte machen, weil sie sich

die Silberlinge, welche sie auf ein altes Kleidungsstück oder irgend ein Stück Hausrath leihen, mit 150—200% verzinsen lassen! Kein Wunder, daß sie in der Lage sind, mitten in die schmutzigste Armuth hinein prächtige Häuser zu stellen! Am ärgsten ergeht es den armen Leuten im Winter. Angesichts der leichten Bauart der Wohnungen mit ihren Papierfenstern müssen sie sich mit warmen Decken versehen. Wer den Kaufpreis nicht erschwingen kann, muß eine miethen, und das kostet täglich 4—8 Pfennig. Die Allerärmsten gehen in ihrer Noth manchmal so weit, die gemietheten Decken mit einem äußerst geringen Nutzen weiterzuvermiethen . . .

Kehren wir nun zur eigentlichen Arbeiterfrage zurück, so fällt uns vor Allem auf, daß es in Japan noch keinerlei Arbeitsgesetzgebung giebt. Die Arbeitszeit, die Unfallfrage, die Verwendung von Frauen und Kindern — all dies ist noch ebenso ungeregelt wie etwa vor hundert Jahren in England. In dieser Hinsicht hat sich Japan nicht modernisirt. Die Unternehmer können thun und lassen, was ihnen beliebt, und nur die Minderheit treibt mit dieser bislang unbeschränkten Freiheit keinen Mißbrauch. In den meisten Betrieben wird das Personal erbarmungslos ausgesaugt, werden ganz kleine Kinder ohne jeden Schutz überangestrengt. Zahlreiche Industrielle sind so geldgierig, daß sie, gleich den Londoner „Schweißsaugern", völlig vergessen, ihre Angestellten als menschliche Wesen zu betrachten. In den meisten Betrieben hat der Arbeitstag über 11 Stunden, auch für die jungen Mädchen, die in den Textilfabriken die Mehrheit des Personals bilden. Diese Mädchen werden gewöhnlich mittels Vertrages auf drei Jahre angenommen und wohnen und essen zumeist in der Fabrik, da sie vom Lande kommen und es der Sitte zuwiderlaufen würde, wenn sie in der Großstadt allein wohnen wollten. Von den 30—40 Pf., die sie täglich verdienen, bezahlen sie dem Brodherrn 12—16 Pf. für Kost und Quartier. Manche große Spinnerei beherbergt so tausend, zweitausend und mehr junge Arbeiterinnen, die in Gruppen von 15—20 in je einem Zimmer schlafen — nach japanischer Sitte auf den den Fußboden bedeckenden Matten. Die in großen Holzbaracken untergebrachten Schafräume dienen tagsüber der Nachtschichte, nachtsüber der Tagesschichte; in den japanischen Spinnereien wird nämlich Tag und Nacht gearbeitet. Die drei täglichen Mahlzeiten bestehen hauptsächlich aus Reis und Fisch. Auch die dem Inselvölkchen unentbehrliche Badegelegenheit ist vorhanden, ebenso ein Haushospital, in welchem Erkrankte unentgeltlich behandelt werden.

Den eigentlichen Schandfleck der modernen japanischen Großindustrie bildet das herrschende Uebermaß von Kinderarbeit. In den Baumwollspinnereien plagen sich zahlreiche acht- bis zehnjährige Kleine täglich acht Stunden lang für einen Tagelohn von 20 Pfennig! In der Streichholz-Erzeugung verwendet man sogar Sechsjährige, und sie verdienen, wie schon erwähnt, zuweilen blos 6 Pf. täglich! Diese Mißbräuche erweckten schließlich die Aufmerksamkeit einiger hochgestellten Personen, die in Europa oder Amerika sociale

Studien getrieben hatten. Sie bewirkten, daß die Regierung dem Gegenstand näher trat und eine Gruppe von Arbeitsgesetzentwürfen ausarbeitete. Allein zur Berathung und Durchsetzung derselben im Parlament ist noch ein weiter Weg, denn die einflußreiche Unternehmerklasse wehrt sich dagegen, und viele Adelige sind an der Großindustrie mit Kapital betheiligt, die Arbeiter aber besitzen noch kein politisches Stimmrecht, da dieses in Japan an einen sehr hohen Census gebunden ist. So wird denn wohl noch ziemlich lange Alles beim Alten bleiben, d. h. es wird nach wie vor der individuellen Menschenfreundlichkeit von Fall zu Fall überlassen bleiben, das Loos der Arbeiter zu verbessern.

Die Japaner kennen die Wohlthätigkeit, aber vorläufig kaum die eigentliche Philanthropie im Sinne von Socialpolitik. Die vorhandenen Anfänge — einige Fabrikssparkassen, die Altersversorgung auf der Nagasakier Schiffswerfte, der Arbeiterhäuschenversuch der Spinnerei von Kanergafuchi ꝛc. — sind sehr geringfügig. Von der staatlichen, gesellschaftlichen und gegenseitigen Hilfsbewegung des Westens ist erst ein kleiner Anflug zu bemerken. Der Arbeiter wird im Allgemeinen sich selbst überlassen, weder das Gesetz noch die Oeffentlichkeit kümmern sich um ihn. Doch fängt er neuestens an, sich um sich selbst zu kümmern. Er beginnt unzufrieden zu sein. Freilich, die große Masse ist außer Stande, ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, denn es fehlt ihr an Kenntnissen und Organisation. Aber es giebt seit einigen Jahren auch schon eine aufgeklärtere, gebildetere, Klasse, die berufen ist, der Kern einer Zukunftsorganisation zu werden. Des politischen Stimmrechts entbehrend, hat diese kleine Schaar nichts von Regierung und Parlament zu erwarten; allein sie lauscht den Worten des Kammermitgliedes Schimada und des bekannten Socialreformers Sen Josef Katajama, eines zum Christenthum bekehrten Exhörers amerikanischer Universitäten, der, von der segensreichen Thätigkeit der modernen „social settlements“ begeistert, sein Leben der Hebung der Lage seiner arbeitenden Landsleute widmet. Er hat zu Tokio einen Kindergarten und eine Volkshochschule gegründet, ein Lassalle'sches Buch übersetzt und giebt die Halbmonatsschrift „Die Arbeiterwelt“ heraus. Siegfried schreibt von ihm: „Sehr bemerkbar macht sich der Einfluß des Auslandes in seinem Programm — einem merkwürdigen Gemisch von praktischer Socialpolitik, christlicher Menschenliebe und socialistischer Propaganda . . . Er ist ein großer Freund des Genossenschaftswesens, der Gewerkvereinsbewegung und der Arbeitseinstellungen. Damals (Oktober 1899) machte er gerade eine ausgedehnte Reise, um im Norden des Landes Gewerkvereine in's Leben zu rufen und die Gründung von Genossenschaften anzubahnen.“

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Elite der Arbeiter sich zu regen beginnt; der Verein der Tokioer Druckerei-Arbeiter zählt über 2000, der der Eisenarbeiter 2500 Mitglieder, der Bund der Mechaniker der Eisenbahngesellschaften verfügt über einen Agitationsfonds von 40000 Mark, die Zahl der Gewerkvereine und der Streiks nimmt stetig zu. Seit Neujahr 1901 erscheint

sogar schon eine socialdemokratische Tageszeitung (in Tokio): „Commons“. Im Ganzen jedoch ist noch sehr wenig geschehen, die sociale Bewegung macht nur recht langsame Fortschritte, die Organisationen bilden noch immer Ausnahmen, und es kommt ungemein selten vor, daß ein Streik die Fabrikanten zum Nachgeben veranlaßt. Der japanische Arbeiter ist noch zu wenig gewöhnt an die Disciplin und die Associationskunst der Arbeiter des Westens. Er giebt leicht nach, wo er fest sein sollte, oder er bleibt halsstarrig, wo er sich fügen müßte. Seine Erregbarkeit und Streitsucht, seine Empfindlichkeit und Unzuverlässigkeit beeinträchtigen seine Vereinigungsfähigkeit und erhöhen seine Ohnmacht. Aber wenngleich Japan, das sich mit politischen Reformen so sehr überstürzt hat, für die socialen Reformen augenblicklich noch nicht ganz reif sein mag, so läßt sich doch als sicher hinstellen, daß es dieselben in absehbarer Zeit wird in die Hand nehmen müssen. Die großen Mißstände seiner neuesten Industriepolitik werden das unvermeidlich machen.

## III. Handelspolitisches.

Das hohe Interesse, welches der Westen neuerlich in gesteigertem Maße für Ostasien an den Tag legt, ist weit weniger politischer als volkswirthschaftlicher Natur. Dort stehen für das Abendland wichtige, industrielle, merkantile und finanzielle Dinge auf dem Spiel. Europa und Amerika erwarten von dort unzählige Millionen in baarem Gelde für ihre ihnen daheim die Lager füllende Ueberproduktion an Gebrauchsartikeln und für die Ergebnisse ihres Unternehmungsgeistes hinsichtlich der „draußen“ in's Leben gerufenen bezw. zu rufenden Bahnen, Fabriken, Banken, Bergbetriebe u. s. w. u. s. w. Man glaubt im Westen, die ungeheuren Massen gelber Rasse können kaum erwarten, mit den Erzeugnissen des Gewerbefleißes der Weißen noch weit mehr überfluthet zu werden als bislang; der Bedarf ist vermeintlich ein unendlich größerer als das bisherige Angebot. Nur *eine* Sorge drückt die vielen Absatzmarkt-Optimisten, wenigstens soweit Japan in Betracht kommt: ob nämlich die Japaner künftig im Stande sein werden, ihre Schulden in Gold zu zahlen oder ob sie vielleicht genöthigt sein werden, auf die Silberzahlung zurückzugreifen.

Thatsächlich sind die Ostasiaten, insbesondere aber die Unterthanen des Mikado mit ihrer modernen Großindustrie, keineswegs so dringend auf abendländische Güter und Unternehmungen erpicht; immerhin jedoch ist für tüchtige, ruhige, umsichtige Handels- und Industriefirmen des Westens in jenen Ländern ein recht schönes Geschäft zu machen. Allein nicht *die* Frage ist die maßgebende, in *welcher* Währung die Japaner zahlen werden oder ob sie überhaupt in *irgend* einer Währung zahlen können, sondern die, ob sie zahlen *wollen*. Die Weißen, die sich mit dem fernen Inselreich einzulassen gedenken, sollten daher vor Allem die *Redlichkeit* der dortigen Geschäftswelt in Erwägung ziehen. Diese Redlichkeit nun wird von Vielen angezweifelt, die in der Lage sind, aus eigener Erfahrung

zu sprechen. Die europäischen und amerikanischen Firmen, welche in den japanischen Vertragshäfen Zweigniederlassungen besitzen, beschweren sich fortwährend unmittelbar oder durch die Konsularberichte über unerfüllte Verbindlichkeiten, unbezahlte Forderungen, gebrochene Verträge und durch die Ränke eingeborener Handelsgilden unwirksam gemachte Gerichtsurtheile.

Nun denn, diese Klagen sind wegen ihres Ursprungs einigermaßen verdächtig, denn sie gehen theilweise von den Vermittlern aus, die ein lebhaftes Interesse daran haben, die weißen Geschäftskreise vom direkten Handel mit den japanischen abzuschrecken, theilweise von solchen weißen Firmen, die mit den gelben nicht unmittelbar verkehren, sondern eben durch diese Vermittler (‚banto‘ genannt), Eingeborene, die keineswegs immer ganz ehrlich sind, vielmehr die ihnen ertheilten Aufträge oft weniger zum Nutzen der Auftraggeber als zu ihrem eigenen ausführen und dann, wenn's schief geht, in gewissenloser Weise die Schuld auf die japanischen Firmen schieben, denen sie verkaufen oder von denen sie kaufen. Dazu kommt, wie Arthur Diósy in seinem ausgezeichneten Buch ‚The new far east‘ (3. Aufl. 1901) bemerkt, daß der „Occident über den Stand der Handelsmoral des fernen Ostens nur von einer Seite unterrichtet wird: von Handelsfirmen des Westens“ und daß er „wenig oder nichts erfährt von den vielen herzlosen Schwindeleien weißer Kaufleute in Ostasien in den sechziger Jahren, da die gelbe Rasse hinsichtlich ihrer Kenntnisse des Westhandels und der abenländischen Industrie noch in den Kinderschuhen steckte“. Und noch heute gehen die ausländischen Firmen in Japan nicht immer einwandsfrei vor, ohne daß man in Europa oder in den Vereinigten Staaten etwas davon hört, während die „draußen“ etablirten Weißen es kaum je unterlassen, ihrer Entrüstung über ihnen widerfahrenes Unrecht in Zeitungen, Fachblättern oder Konsularberichten Ausdruck zu verleihen.

Freilich sind diese Klagen weit entfernt, ganz grundlos zu sein. Es ist eine Thatsache, daß es in Japan neben den vielen hochanständigen, streng soliden Handels-, Industrie- und Bankfirmen eine Mehrheit unzuverlässiger Geschäftsleute giebt. Dieser bedauerliche Umstand wird leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Handelsstand im Mikadoreich bis zum großen Umschwung vor 1868 auf der socialen Stufenleiter die letzte Sprosse einnahm und erst seither, also seit sehr kurzer Zeit, „achtbar“ geworden ist. Bis dahin bildeten die Handeltreibenden, die reichen nicht ausgenommen, die vierte der vier Gesellschaftsschichten, während es gegenwärtig nur drei Klassen giebt und der Kaufmann zusammen mit dem Landwirth und dem Gewerbebeflissenen zur dritten gehört, welche ‚heimin‘ („gewöhnliche Leute“) heißt — im Gegensatz zu den zwei obern: „Hochadel“ und „niedriger Adel“. Die Aenderung in der Werthschätzung von Handel und Industrie ist so groß, daß heutzutage, wie erwähnt, selbst hervorragende Mitglieder der Aristokratie an geschäftlichen Unternehmungen betheiligt sind. Die Besserung der geschäftlichen Sitten und Methoden ist bereits eine erhebliche, kann sich

aber naturgemäß in wenigen Jahrzehnten noch nicht auf die Gesammtheit der Geschäftswelt erstreckt haben.

Die letztere theilt Dióśy in zwei Klassen. Die erste umfaßt die großen Aktien- und Privatfirmen, die zweite die Masse der kleineren Fabrikanten und Händler. „Von jener darf man getrost behaupten, daß sie, die obwaltenden Hindernisse in Betracht gezogen, ebenso große Rechtschaffenheit, Energie, Ausdauer und Unternehmungslust an den Tag legt wie die entsprechende Klasse des Occidents." Ihre Angehörigen haben in der Regel eine sorgfältige theoretisch-praktische Berufsausbildung genossen, wie sie im Kulturwesten nur selten gefunden wird. Dagegen fehlt es den Geschäftsleuten der zweiten Klasse zwar nicht immer an Kapital, ja Reichthum, wohl aber zumeist an Umsicht und höheren Gesichtspunkten; „sie sind nichts weiter als Krämer," meint Dióśy, „die sich ob des augenblicklichen Gewinnes einer kleinen Summe mehr freuen als über die Aussicht auf die Möglichkeit eines stetigen großen Nutzens aus andauernden Transaktionen." Diese Leute schütten das Kind mit dem Bade aus; sie sind thöricht genug, die die goldenen Eier legende Gans zu tödten, als welche sie den Weißen anzusehen scheinen — sonst würden sie nicht so naiv sein, ihm oft die unglaublichste geschäftliche Dummheit zuzumuthen. Im Allgemeinen geht man ihnen in solchen Fällen nicht auf den Leim, zuweilen jedoch geschieht es immerhin — namentlich bei Unkenntniß der örtlichen Verhältnisse — aber stets nur einmal, und dann hat die betr. Verbindung natürlich sofort ein Ende.

Die japanische Regierung beklagt diese Kurzsichtigkeit sehr und arbeitet ihr durch amtliche Ermahnungen und durch die Beistellung eines vorzüglichen Fachunterrichts entgegen. Die Handelshochschule zu Tokio wird von Dióśy, der in diesem Punkt ein vertrauenswürdiger Sachverständiger ist, für unübertroffen erklärt, und die Schilderung, welche er von ihrer außerordentlich praktischen Einrichtung entwirft, berechtigt sogar zu der Annahme, es sei diese Anstalt die beste ihrer Art auf Erden. Die japanischen Staats-Handelsschulen würden denn auch das beste Mittel zur Beseitigung der antimerkantilen Fehler der Mehrheit der Geschäftsleute bilden, wenn dem nicht der Umstand im Wege stünde, daß die Zöglinge stets sofort nach der Reifeprüfung von den großen Aktiengesellschaften oder Privatfirmen angestellt werden, so daß für die ihrer Mitwirkung am meisten bedürftigen Häuser keine moderngeschulten Kräfte übrig bleiben. Diese kleineren Häuser bieten ihnen eben keine genügenden Verlockungen; sie fahren daher fort, unwissend und kurzsichtig zu sein und den Abendländern Anlaß zu Beschwerden zu geben. Leider wirft man die ehrenhaften Firmen mit ihnen in einen Topf und beeinträchtigt dadurch im Westen das Ansehen der gesammten Geschäftswelt des Inselstaates — ein Uebelstand, der desto fühlbarer wird, je reger die Handelsbeziehungen mit dem Abendland werden, und je mehr

sich die Neigung der Japaner zur Erweiterung des unmittelbaren Handels mit allen Weltgegenden vertieft.

Die in Japan etablirten europäischen und amerikanischen Firmen könnten, wenn sie ernstlich wollten, sich vor Verlusten schützen. Einen schweren Stand haben diejenigen, welche in Japan keine Zweigniederlassungen besitzen. Diese Häuser lassen sich in ihrer Sehnsucht nach Absatz mit Japan oft in Geschäfte ein, ohne vorher erschöpfende Erkundigungen einzuziehen. Solange sie mit japanischen Firmen arbeiten, die in den großen Handelsmittelpunkten des Westens Vertretungen haben, laufen sie keine Gefahr, wohl aber bei Aufträgen von Häusern, die außerhalb Japans unbekannt sind — insbesondre wenn sie durch pünktliche Bezahlung der ersten Faktura sich in täuschende Sicherheit wiegen lassen. Und wie leicht könnten sie Verluste vermeiden; sie brauchten sich nur beim nächsten japanischen Konsulat nach der Güte unbekannter neuer Besteller zu erkundigen. Je zurückhaltender die Weißen sein werden, desto rascher müssen die Söhne Nippons zur Erkenntniß gelangen, daß im Welthandel die Ehrlichkeit die vernünftigste Politik ist. Zur Beschleunigung dieses Zieles wäre es auch sehr angezeigt, den banto möglichst aus dem Spiel zu lassen, nur unmittelbar mit den Firmen zu arbeiten, Schutzvereine der ausländischen Firmen gegen Uebervortheilung seitens japanischer zu gründen und — was besonders werthvoll sein würde — Sprache und Sitten des „Reichs der aufgehenden Sonne" zu studiren.

Diese Dinge sind von größter Wichtigkeit nicht nur wegen des eigentlichen Handels, der einen immer großartigeren Umfang annimmt, sondern noch mehr bezüglich der Anlage abenländischen Großkapitals in ausgedehnten geschäftlichen Unternehmungen auf Nippon. Angesichts der Thatsache, daß die Aktienspinnereien von Osaka durchschnittlich 12, andere Großindustrie-Etablissements 2c. 10—20% Dividende bezahlen, ist in Japan für fremde Kapitalisten viel zu holen. Der erstaunliche Fortschritt der Fabriken, des Bergbaus, des Verkehrswesens, des Bankgeschäftes u. s. w. verträgt und erfordert noch riesige Investitionen, denn man steht noch am Anfang der Entwickelung, und die Geldmittel der einheimischen Bevölkerung reichen für die vielversprechende Zukunft lange nicht aus. Mit anderen Worten: Japan ist hierfür nicht reich genug, obgleich es durch die ohne jede ausländische Anleihe erfolgte Führung des Krieges gegen China bewiesen hat, daß es auch nicht arm sein kann. Die natürlichen Hilfsquellen von Nippon, Jesso und Formosa, der Reichthum an mineralischen Schätzen, der Ausbau des Normalbahnnetzes, die Anlage vieler elektrischer Tramways 2c. 2c. bieten fremdem Kapital zahlreiche Gelegenheiten zu sicherer, ersprießlicher, lohnender Verwendung. Es bedarf nur der üblichen Vorsicht einerseits und des gerecht abwägenden Ablehnens der falschen Verdächtigungen durch unwissende oder eigensüchtige Personen andererseits.

Und noch ein Drittes ist unerläßlich: Die ausländischen Unternehmer

müssen sich die Mitwirkung einheimischer Kräfte gefallen lassen, denn das große Mißtrauen der Gelbgesichter gegenüber den Weißen gestattet ihnen noch nicht, diese allein arbeiten zu lassen. Sie fürchten, die Fremdlinge könnten, wenn nicht im Schach gehalten, die Oberhand gewinnen. Sie erklären unablässig, abendländisches Kapital willkommen zu heißen, lehnen aber die Beseitigung der der Verwendung entgegenstehenden Schranken ab und wollen sich mit allen möglichen — oft auch unmöglichen — Garantien umgeben. In absehbarer Zeit wird der Zwang der Nothwendigkeit sie veranlassen, von ihrer übertriebenen Angst vor „Auffaugung durch den Occident" abzugehen und dem letzteren beträchtliche Erleichterungen hinsichtlich der Leitung und des offenen Mitbesitzes von mit seinem Gelde gegründeten Unternehmungen zu gewähren. Schon seit zwei Jahren beschäftigen sich Regierung und Gesetzgebung mit diesem wichtigen Gegenstand. In einem Punkt freilich wird der chauvinistische Geist zweifellos noch lange nicht nachgeben: bezüglich des geltenden Verbotes der Erwerbung von Grund und Boden durch Ausländer — ein Verbot, welches auf der uralten Fiktion beruht, daß alles Land im Reich Eigenthum des Mikado sei. Das ist indeß in der Praxis eben nur eine Fiktion, und nach Diósys interessanten Ausführungen wäre das Verbot unschwer zu umgehen, und es ist ein offenes Geheimniß, daß mit Hilfe japanischer Strohmänner schon jetzt eine Anzahl Weißer sich im Besitze sehr werthvoller Ländereien befindet. „Gegen angemessenes Honorar wird ein erfahrener eingeborener Anwalt gern die Rechts-Interessen anlagelustiger Fremdlinge wahren; auch mehrere der heimischen Banken sind bereit und in der Lage, die zur Umgehung der gesetzlichen Vorschriften nothwendigen Schritte einzuleiten — trotz der bestehenden Verträge."

Was die besten und richtigsten Anlageformen betrifft, so müssen sie von Fall zu Fall durch sorgfältige Untersuchungen an Ort und Stelle ermittelt werden — selbstverständlich durch tüchtige merkantile oder technische Fachleute, die Land, Volk und Sprache genügend kennen. Immerhin läßt sich schon von vornherein sagen, worüber alle Sachkundigen einig sind: daß das fruchtbare, gesegnete Formosa — die einzige Gebietserwerbung durch den chinesischen Feldzug — Pflanzern tropischer und subtropischer Produkte die sichersten Aussichten bietet; daß ferner Nippon die Erzeugung von Maschinen, Maschinwerkzeugen und chemischen Artikeln unzweifelhaft lohnen würde; daß endlich die Textilfabrikation und die Eisenbahnen einen verlockenden Gewinn abwerfen, die Anwendung der Elektricität zu den verschiedensten Zwecken eine ausgedehnte ist und die ungeheure Seeküste mit ihren zahlreichen Ausbuchtungen die Errichtung von Schiffswerften sehr begünstigt. Wie der hervorragende Fachmann Francis Elgar (‚Japanese Shipping') mittheilt, „kann ein Dreitausendtonnen-Fahrzeug in Japan für eine um dreitausend Pf. St. geringere Summe gebaut werden als in jedem anderen Lande", wobei der Bezug der Stahlplatten aus England und das Gehalt eines britischen

Ober-Ingenieurs mitgerechnet sind. In Anbetracht der geographischen Lage Japans, der Beschaffenheit seiner Seeküste und der sonstigen Verhältnisse ist dieser Staat berufen, im Stillen Ozean einen umfangreichen Frachtenverkehr zu unterhalten, weshalb die Rhederei ebenfalls ein sehr einträglicher Geschäftszweig sein würde. Da Japan an vorzüglicher Kohle, erstklassigem Kupfer, Gold und anderen Mineralien reich ist, würde auch Bergbau-Unternehmern ein schöner Lohn winken.

Um auch über das Zollwesen, in welchem Japan bekanntlich seit Kurzem die sehnlichst gewünschte Selbstständigkeit erlangt hat, einige Worte zu sagen, wollen wir mit den folgenden Zeilen aus einem Aufsatz des früheren Premierministers Grafen Okuma („The industrial revolution in Japan") in der „North American Review" schließen: „Unser Land weiß, daß es die Entwicklung seiner Hilfsquellen dem Freihandel zu verdanken hat, und es wird gern bereit bleiben, dieses System anderen Völkern ebenso zu gute kommen zu lassen wie sich selbst. Darin sieht es ein Mittel, den Nationen des Westens, die es mit dem Geiste der modernen Kultur erfüllt haben, seinen Dank abzustatten." Hiernach dürfte unzweifelhaft sein, daß das Reich des Mikado seiner bisherigen Freihandelspolitik treu bleiben wird.

Nachschrift: Nachdem Vorstehendes geschrieben war, erhielten wir aus Tokio eine interessante Nachricht. In japanischen Handelskreisen war schon öfters der Wunsch laut geworden, daß die Regierung nach den wichtigsten Großstädten des Auslandes sachverständige Beamte entsenden und dieselben beauftragen möge, sich über die wirthschaftlichen Verhältnisse der fremden Staaten zu unterrichten und neue Absatzgebiete für japanische Erzeugnisse zu ermitteln. Die japanische Regierung hat nun in den nächstjährigen Etat für die Entsendung von Handelssachverständigen nach dem Auslande die Summe von 32520 Yen eingestellt. Man beabsichtigt, zunächst je einen Handelssachverständigen nach London, Boston, Shanghai und Tientsin zu schicken.





# Gedichte von William Morris.

Uebertragen von

**Stefan Zweig.**

— Wien. —

## Unwürdiger Tod.

Sein Bett umstanden wir zu vier.
Der Priester flehte laut.
Zu Haupt die Mutter stand mit mir,
Zu Füßen lag die Braut.
Längst war er todt, ob auch noch stier
Sein Blick mich angeschaut.

Des Nachts fand er sein Ende nicht;
Er starb auch nicht bei Tag.
Es that im Morgendämmerlicht
Sein Herz den letzten Schlag,
Da Sonne sich und Mond verkriecht,
Grau auf den Bäumen lag.

Er fiel von keinem Schwerteshieb,
Von keinem Lanzenstoß,
Und daß ihm doch kein' Stund' mehr blieb,
Das war sein herbes Loos.
Ich löste selbst dem Bruder lieb
Den Strick vom Halse los.

Vergebens war sein Kampfbestehn;
Von rückwärts fiel man her
Am Fußsteig, wo die Buchen steh'n,
Zu finden ist er schwer,
Denn ihrer Zweige schwankes Wehn
Sinkt schattend drüber her.

Mit Fackeln leuchteten sie dann,
    Sein Arm lag fest in Bast,
John Fen, der feige Rittersmann,
    Und Guy of the Dolorous Blast
Machten mit siebzig Rittersmann
    Lord Hugh zur Baumeslast. —

Ich bin nun siebzig Jahr und zehn,
    Mein Herz hat matten Schlag;
Doch einst traf ich noch John of Fen
    An einem Sommertag,
Und gerne denk' ich noch an den,
    Da todt er vor mir lag.

Und fast ist meine Kraft verbraucht
    Von siebzigjähr'ger Last,
Doch als das Moor einst schwarz behaucht,
    Der Himmel fahl erblaßt,
Da hat mein Schwert von Blut geraucht
    Sir Guys of the Dolorous Blast . . .

Und Alle, die Ihr hörtet zu,
    Ich bitt' Euch, sprecht dem Ritter Hugh
Ein Wort für seine ewige Ruh'
    Und für Alice, sein Weib, dazu!

---

## Am Vorabend der Schlacht von Crecy.

Mit Gold ist ihr Haupt und ihr Fuß umwandt,
Ihr Kleid, das flattert mit goldenem Rand,
Und von Gold ist der Süßesten Gürtelband. —
        Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Wie prächtig gekleidet und wie wunderbar
Ist anzuschau'n ihrer Mägdelein Schaar! —
Hinab bis zum Knie fällt Margarets Haar. —
        Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Ach, wäre ich reich, ich küßt' ihren Fuß,
Den Goldsaum des Kleides träfe mein Kuß
Und des süßen Leibes Goldgürtelverschluß. —
        Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Oh Gott, ich berührte noch nie ihre Hand!
Nun da ein grimmes Streiten entbrannt,
Da führ' ich sechs Fähnlein als Hauptmann in's Land, —
        Ah, qu'elle est bello la Marguerite!

Und Mancher, der lächelt versteckt unter'm Hut:
„Herr Lambert de Bois mit all seinem Gut
Hat weder zu beißen, noch Holz für die Gluth!"
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Ach, wäre ich reich, ich küßt' ihren Fuß,
Den Goldsaum des Kleides träfe mein Kuß
Und des süßen Leibes Goldgürtelverschluß. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

G'rad' jetzt, da denkt sich ein Traum so schön aus,
Meine armen Schelme, die trinken still draus
In meinem kahlen, verwitternden Vaterhaus. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Und ich träume, daß Margret hier sitzen sollt'
Im Glanz ihrer Haare, im Glanze von Gold
Und leuchtend umflossen das Antlitz so hold. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Ein froher Muth verschönt mir die Nacht,
Denn immer näher zieht schon die Schlacht,
Und nichts, das das Leben mir werthvoll macht. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Dann stürmt mein Pferd in blitzgleichem Glanz
Und hält wohl den Schritt ein im feindlichen Tanz,
Vor Philipp, dem König französischen Lands. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Und einmal mag's sein — einmal, einmal,
Da hebt sich mein Schloß wieder neu aus dem Thal,
Und farbig erschimmert rings Saal für Saal. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Und da murmelt's im Volk: „Was die Zeit doch thut!
Nun hat Herr Lambert, der einst ohne Gut,
Wieder Speisen in Menge und Holz für die Gluth. —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

Und sein ist das herrlichste Augenpaar
Einer Frau, die die Tochter der Edelsten war." —
Heil Lambert de Bois dann für immerdar! —
Ah, qu'elle est belle la Marguerite!

---



# Zu spät!

Novellette.

Von

**Gertrud Agnes von Le Fort.**

— Berlin. —



In der Villa mit den grünen Jalousieen, hinter herabgelassenen Stores wogte eine bewegte Gesellschaft durch die weiten, vornehmen Räume, welche aus buntfarbigen Blumen und länglich geschliffenen Birnen in blendende Lichtfülle gehüllt waren.

Und hübsch war Maria in ihrem weißen duftigen Gewand mit den heißgerötheten Wangen, den dunklen leuchtenden Augen und der kleinen graziösen Gestalt, die ein wunderbarer Zauber umgab. Sie als Tochter des Hauses tauchte überall in dem Kreise auf und wurde als neu erschienener Stern in der Gesellschaft gefeiert.

Man riß die Flügelthür auf, zwei hohe Gestalten traten ein.

Eine stolze Männerfigur mit einem Antlitz, in dem das Leben mit leichter Hand seine Runen gezogen und in dem die Augen mit sprühendem Leuchten lagen.

Nicht leicht zu übersehen war diese selbstbewußte Erscheinung, der die andere, ihr Ebenbild, nur um zwei Decennien jünger, sich zur Seite hielt.

„Maria," hörte das junge Mädchen unvermittelt eine klangvolle Stimme neben sich, wandte sich um, eine flüchtige Röthe legte sich auf ihr Antlitz, als sie den stolzen Mann vor sich sah, der mit herzlicher Vertrautheit ihre Hand ergriff.

„Sie kennen mich nicht mehr, den Jugendfreund Ihres Vaters, der Sie einst auf den Knieen geschaukelt," fuhr er fort und sah ihr forschend in das erglühende Gesichtchen. „Und hier führe ich Ihnen meinen Sohn

zu, möchten auch Sie Beide Freunde werden," setzte der Konsul vertraulich hinzu.

Während seiner Worte hatte Marias Blick sich gehoben; ein Strahl, halb Ueberraschung, halb Bewunderung, traf sie aus dem Auge des Jüngeren und trieb eine Gluthwelle über ihre feinen Züge. Einem unwillkürlichen Impulse folgend, reichte sie Jenem die Hand und sagte:

„Also auf eine Freundschaft wie die unserer Väter."

„Auf eine ewige," lautete seine rasche Entgegnung, indem er sich beugte und ihre Hand mit mehr Inbrunst küßte, als er vielleicht beabsichtigt hatte.

„Bitte, erlaube mal, Carlfried," fiel sein Vater in scherzendem Tone ein, „so ist's denn doch nicht gemeint, daß Du Maria auf diese Weise fest machst. Wir theilen, denn auch ich hoffe auf gute Freundschaft," schloß er bestimmt und doch mit einem Wohllaut, der das Mädchenohr schmeichelnd berührte.

Maria wurde einer Antwort überhoben; andere Gäste traten ein, und das gesellige Treiben führte sie hierhin, dorthin; aber soviel sie auch umherhüpfte, immer wußte Carlfried sich in ihrer Nähe zu halten.

Und ein Gefühl, war es Sympathie, war es ein elementares Empfinden, wogte durch Marias Inneres und trieb sie dem jungen Freunde entgegen.

Sie saß neben ihm bei Tisch. Sie lachten und scherzten und knallten Bonbons, lasen die Verse darinnen, die Köpfe so dicht nebeneinander, während dunkle Röthe der Verlegenheit Marias Antlitz färbte.

„Das ist der schönste Abend, den ich je verlebt," sagte Carlfried mit unterdrückter Erregung und sah Maria beschwörend an, als wollte er ihre innersten Gedanken hervorlocken.

„Ja, wir waren vergnügt," rief sie fröhlich, nahm eine Krachmandel von der Schale vor sich, zerdrückte sie und löste die Kerne heraus, von denen sie einen ihrem Nachbar reichte.

„Auf guten Morgen, Vielliebchen," lachte sie, während sie mit den kleinen spitzen Zähnen die Mandel zerbiß.

„Guten Morgen, Vielliebchen," wiederholte er beinahe zärtlich, „und doch — es geht ja nicht — die Gelegenheit," setzte er zögernd hinzu.

„Dann wollen wir Beide es zusammen essen, ich finde diese Gelegenheit," fiel plötzlich eine Stimme hinter den Beiden ein. Damit senkte der Konsul die Hand in die Schale vor Maria, erfaßte eine dickgewölbte Mandel, theilte sie auseinander und gab der Bestürzten die Hälfte des Inhaltes mit triumphirendem Blick.

Maria nahm sie und aß sie mechanisch. Sie wagte nicht den Blick zu erheben. Sie fühlte instinktiv ein siegessicheres Leuchten im Auge des älteren Mannes, während Carlfried in unterdrückter Kränkung an seiner Unterlippe nagte.

„Also auf guten Morgen, mein Vielliebchen,“ wiederholte der Konsul mit weichem Tonfall der Stimme. — „Ich werde gewinnen,“ setzte er lachend hinzu, winkte ihr mit der Hand und verlor sich unter den Gästen.

Minutenlanges Schweigen.

Maria erfüllte ein Gefühl, halb Beschämung, halb Mitleid mit ihrem Nachbar, und doch wußte sie nicht recht das rechte Wort im Augenblick zu finden.

Sie erhob sich. Schweigend traten sie hinaus auf die Veranda.

Bläuliche Mondhelle da draußen, Alles übergossen von magischem Glanz, der Marias zartes Antlitz wunderbar schön umwob, die neben dem jungen Freunde stand.

Und schweigend gingen sie hinab in den Garten, dort brach er eine gluthrothe Rose vom Stock und gab sie ihr.

Sie sah ihn groß an, ihr Herzschlag stockte, ein heißer Strom fluthete ihr zum Herzen bei seinem stumm beredten Blick; seine Lippen bewegten sich, aber er gab keinen Laut von sich.

„Mein Vielliebchen,“ flüsterte Carlfried plötzlich, ganz leise, „mein“ — dabei nahm er ihre Hand mit schüchternem Drucke.

Laute Stimmen — sie fuhren auseinander; erschreckt löste Maria ihre Finger aus der starken Männerhand.

Die Gesellschaft ging auseinander, noch ein langer Blick, eine Verbeugung, und er war mit den Anderen hinaus —

* * *

Tage, Wochen waren vergangen, die rothe Rose längst verwelkt, und noch immer harrte Maria vergebens auf Carlfrieds Wiedererscheinen. Unausgesetzt durchwirbelte die eine, die bange Frage, durch seinen letzten heißberedten Blick heraufbeschworen, ihr Köpfchen — was hielt ihn fern, da er sie liebte? — Sie räthselte sich müde und suchte nach einer Erklärung.

Ach, das Herz klopfte ihr zum Zerspringen toll, das Herz, das jäh erwacht und das ein Reif im selben Augenblick getroffen.

Endlich ein Brief, ein paar flüchtige Abschiedsworte, in denen er ihr seine überstürzte Abreise bald nach dem Gesellschaftsabend mittheilte. Hinaus hatte er gemußt, den Vater im Auslande bei einer drohenden Krise ihres Kaufhauses zu vertreten. Diese Kunde warf den ersten tiefen Schatten auf Marias Leben, das sorglos wie ein wolkenloser Maientag dahingeflossen.

Jahre hatten sich gereiht.

Maria, zu wunderbarer Schönheit entwickelt, war umschwärmt, geliebt — vertheilte Körbe, ohne je zu verrathen, was in ihrem Inneren vorging.

Aber ernst waren die dunklen Augen geworden, und ein Zug wie von verhaltenen Thränen war um den feingewölbten Mund gezeichnet — denn im Traum, im Wachen verfolgte sie sein Bild, das ihr stilles, heißes Sehnen noch verklärte. Sie wußte wohl, daß sie ihn liebte mit der unentweihten Gluth ihres ganzen Herzens.

Still trug sie ihr entsagungsvolles Loos, und ihre Seele lebte von den Berichten seiner Erfolge da draußen, welche durch Dritte zu ihr gelangten.

Aber Hoffen, Warten, Zagen veränderten den Ausdruck ihres feinen Gesichtes. Ein Zug kalter Menschenverachtung umschleierte ihre Mienen, still wurde ihr Herz und gleichgiltig, denn es war Frühling gewesen, war Herbst geworden, ohne Sommer gewesen zu sein!

Einen gab's, der Alles sah und mit ihr litt — der Konsul.

Es war an einem trüben Regentag im Herbst. Die Bäume bogen sich, der Wind rüttelte die fast entlaubten Zweige und trieb eine Hand voll Blätter über die feuchten Gartenwege. — Es roch nach Erde, nach welken Blumen.

Langsam schritt Maria durch die verödeten Gartensteige, grau wie die Herbststimmung waren ihre Gedanken, sie war so müde und des Wartens so überdrüssig. Die Gleichgültigkeit des Mannes, den sie liebte mit jeder Fiber ihres Herzens, kränkte sie zu bitter.

„Guten Morgen, Vielliebchen," tönte es plötzlich bei einer Wegbiegung ihr entgegen, und sie sah in das beschwörende Antlitz des Konsuls, dessen kluge Augen ihr bis auf den Grund des Herzens zu dringen schienen.

Er streckte ihr beide Hände mit heißberedtem Ausdruck entgegen. „Maria," sagte er mit einem Ton so voll Zärtlichkeit, der wunderbar in ihr widerhallte.

Da hob sie den gesenkten Blick und sah ihn vor sich, so ernst und männlich, so selbstbewußt und kühn, daß ein Empfinden in ihr emporstieg, unsäglich wohlthuend. — Vertrauen, Zuversicht, Befreiung und Anlehnungsbedürfniß bebten durch ihr Gemüth.

Ein wehmüthiges Lächeln legte sich um den feinen Mädchenmund, als sie dem Manne mit dem ergrauten Haar, aber leuchtenden Augen, die Hand wie im raschen festen Entschlusse reichte.

Er nahm sie mit warmem Druck in die seinen, beugte sich dicht zu ihrem schmal gewordenen Gesicht und fragte leise: „Du willst?"

„Ja," klang es ihm voll entgegen.

Sie ruhte an seiner Brust, sein Arm umfing sie, und sein Auge senkte sich mit heißer Liebe in das ihre.

„Endlich überwunden, endlich gesiegt, doch wie hast Du's mir schwer gemacht, Maria," sagte er gedämpft, „wie haben Jahre schwinden müssen, seit wir einst die süßen Kerne getheilt, und die Liebe so allmächtig in mir Einzug gehalten! Aber mit festem Griff packte ich jede Gelegenheit, Sturm

auf mein Vielliebchen zu laufen," stieß er leidenschaftlich, dabei so siegessicher, auch wie einst, heraus.

„Jede Gelegenheit" — ein Schauer rann durch Marias zarte Gestalt, ein ander Bild erstand jählings, greifbar vor ihrem Geist; sie schloß die Augen sekundenlang und lehnte wie hilfesuchend an dem starken Mann.

Dann schob sie ihn schüchtern von sich und sagte bittend:

„Geh', Lieber, geh' und sag's dem Vater — ich — ich möchte allein sein nur kurze Zeit.

Sie lauschte seinen verhallenden Tritten, sank auf eine Bank, schlug die Hände vor's Gesicht, während heiße Tropfen an den feinen Fingern herabliefen. Sie schluchzte leidenschaftlich — sie begrub den Traum ihrer Jugend. Noch einmal schwoll die alte Liebe empor zu ihm, der sie verrathen, der das Ideal ihrer Mädchenphantasien und dem sie vertraut, geglaubt — jetzt war's Herbst geworden, ihre Jugendblüthe gebrochen — vorbei — vorbei —

Sie hatte sich erhoben und lehnte am Gartenzaun; den Kopf gebeugt, starrte sie in den schnell hinschießenden Bach zu ihren Füßen, in dem der Mond sich spiegelte.

„Maria," klang es durch die Luft zu ihr.

Sie regte sich nicht, sie träumte ja nur —

„Maria!" Das war ein Laut, sie irrte nicht, die Stimme, die sie kannte — sie wandte den Kopf und starrte fassungslos den vor ihr Stehenden an.

Zwei Hände streckten sich ihr entgegen, griffen nach ihrer schlaff herabhängenden Rechten — Keines sprach, nur ein banger Athemzug zitterte durch die Luft.

„Endlich der heißersehnte Augenblick gekommen, der mich zu Ihnen zurückführt, an die ich gedacht die langen Jahre, ohne Möglichkeit, Sie zu erringen, Sie an mein wechselvolles Dasein ketten zu können, das schwankend und unsicher gewesen. Wie ich Sie liebe, Maria, das wissen Sie," sagte er überzeugungsvoll und warm.

Da riß sie ihre Hand aus der seinen, sah ihn unverwandt an, sah in seine Augen, die es ihr damals angethan und die sie jetzt so seltsam ruhig und kühl ließen. Stolz bog sie den Kopf zurück und sagte mit einer Stimme so kalt, so fremd:

„Und was sollte mich zu einer solchen Annahme berechtigen? Schweigen kann zwar beredt sein, indessen auf Jahre hinaus giebt's nur eine Auslegung — Gleichgiltigkeit."

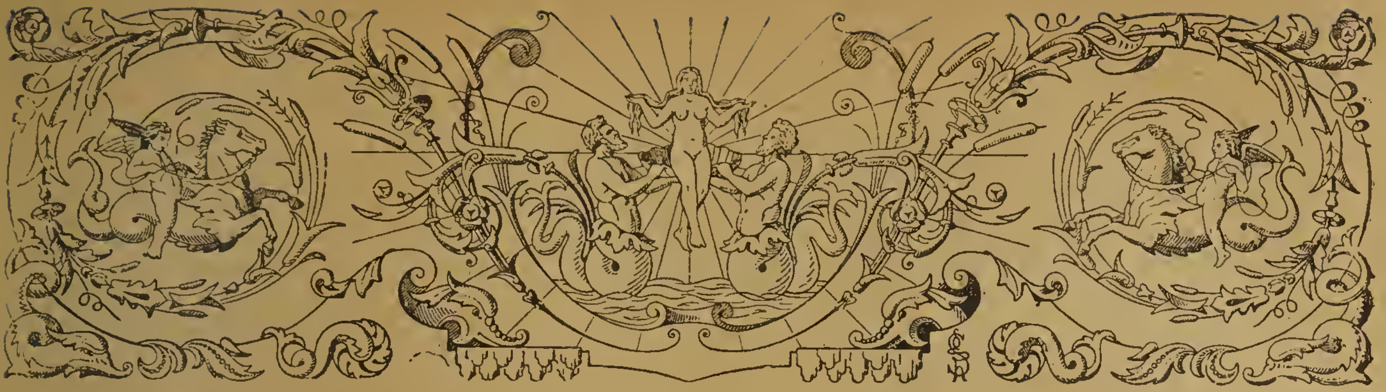
Carlfried prallte zurück wie unter einem Schlage bei diesem Worte, flammende Röthe stieg in seine gebräunte Wange, während seine Augen blitzten. Er sah sie zornig an und rang mit seiner leidenschaftlichen Erregung, dann begann er mit etwas vibrirender Stimme:

„Weil ich nicht früher sprechen wollte, als bis die goldene Frucht der Arbeit mir in den Schoß gerollt, um sie Jener zu Füßen zu legen, der mein Herz gehört. Und weil ich zu stolz bin, um die Geliebte früher zu werben, als bis das Abhängigkeitsverhältniß von meinem Vater beendet — als freier Mann wollte ich heimkehren. Dir, Maria, lege ich Alles das jetzt zu Füßen, Dir — deren Herz mir gehört!“ stieß er voll ausbrechenden Jubels siegessicher hervor.

Da warf sie das schöne Haupt stolz in den Nacken; alle weiche Empfindung war aus ihrem Antlitz verwischt, die kalte Verachtung stieg wie ein finsterer Schatten in ihr empor, und die Stimme war scharf, mit der sie herausstieß:

„Zu spät! Hätten Sie im Frühling gesprochen, offen wie ein Mann, da hätte mein Herz Sie verstanden — —





# Der Schuh der schönen Rhodope.

## Ein Märchen.

Von

**Gregor von Csiky †.**

Aus dessen Nachlaß. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Magyarischen von

Adolf Kohut-Steglitz.

An dem abschüssigen Ufer der Meereszunge zu Syrakus, am Fuße einer steilen Felswand, saß die schöne Rhodope, die Tochter Lycos, hingegossen auf dem weichen Kies, und stützte ihren rosigen Ellenbogen auf den bemoosten Stein, welcher vom großen Berge sich losgetrennt hatte. Das schöne Mädchen erhob oft sein Haupt und blickte mit sehnsüchtiger Ungeduld nach dem Meere hin. Dann sank sie wieder auf ihr Felskissen zurück und bewegte unbewußt mit ihren Füßchen die Muscheln am Dünenstrand. Hierbei fielen ihr ihre rothen Schuhe von den Füßen und rutschten bis zum äußersten Uferabhang. Auf den sich wiegenden Meereswellen spielten neckische Delphine, bald niedertauchend, bald hoch aufspringend, um die kleinen rothen Schuhe zu erhaschen, welche ihnen vom Strande aus zulächelten. Von der moosigen Steinwand her kroch eine große Schildkröte heran und schleppte sich bis zum Uferrand, angelockt von den Sonnenstrahlen, die sich in den rothen Schuhen widerspiegelten.

Aber die schöne Rhodope bemerkte nichts von alledem, weder das Spiel der Delphine, noch die kleinen blitzenden Augen der alten Schildkröte, welche die kleinen Schuhe bewunderte, noch sah sie den gewaltigen Adler, der plötzlich hinabschoß und, den einen der kleinen Schuhe mit seinen Krallen ergreifend, wieder hinaufflog. Sie hatte Sinn und Auge nur für das Meer und für den kleinen Nachen, welcher um diese Zeit hier aufzutauchen pflegte. In diesem Nachen saß Charatos, der Geliebte Rhodopes. Die Liebenden trafen sich hier täglich am Fuße der alten Felswand.

Und der Adler flog mit seiner Beute davon, wetteifernd mit den Seglern der Lüfte, er flog bis zur Quelle des Arethus, bis zum königlichen Palast, dessen vergoldetes Dach von den Sonnenstrahlen mit so goldenem Glanz umstrahlt war, daß selbst das kühne Auge des Adlers geblendet wurde, und der König der Lüfte den rothen Schuh fallen ließ. Er fiel in die Mitte des königlichen Parkes, wo König Hiero auf goldenem Thron saß. Er war von seinen 26 Frauen umgeben, welche bestrebt waren, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Die eine spielte die Laute, die andere die Flöte, andere wieder tanzten im Kreise und streuten frische Blumen in den Schooß des Königs. Seine Majestät fand an all' diesen Spielen keinen Gefallen. Mitten unter seinen schönsten Weibern langweilte er sich ganz entsetzlich.

In diesem Moment flog ihm ein kleiner rother Schuh in den Schooß, und der Adler sauste mit seinen gewaltigen Fittichen über den Park hinweg.

Erstaunt betrachtete der Fürst die ihm gewordene niedliche Gabe. Noch nie in seinem Leben hatte er solch' einen kleinen hübschen Schuh gesehen! Wie mochte wohl erst der Fuß beschaffen sein, den dieser Schuh bedeckte, wie die Figur, die solche Füße trugen! Hieros Herz erfüllten süße Wonneschauer, und er befahl seinen Frauen, sofort den Schuh zu probiren. Welcher von ihnen der Schuh paßte, die sollte von nun an seine Favoritkönigin sein, denn so hat es Jupiter für ihn bestimmt, deshalb hatte er den Schuh durch seinen Boten, den Adler, vom Himmel gesandt.

Schön waren die Frauen des Herrschers fürwahr! Auch hatten sie kleine Füße, aber der Schuh paßte doch keiner. Manche vergossen bittere Thränen und verwünschten den Adler, der ihnen einen solchen Schabernack gespielt hatte. Der König wurde immer trauriger; er zog sich in die inneren Gemächer seines Palastes zurück, den kleinen Schuh mit sich nehmend. Auch die Räthe der Krone traf seine Ungnade. Er empfing keinen von ihnen und wollte von Staatsgeschäften absolut nichts hören.

So weit das Märchen. Nun kommt die Wirklichkeit.

König Hiero von Syrakus verfiel einmal auf den Gedanken, sich unter die Götter zu versetzen und sein Standbild in die Reihe der olympischen Götterstatuen, welche in der Halle des Prytaneums standen, hinzustellen.

Die Einweihung der neuen Gottheit ging mit großen Feierlichkeiten und reichen Opferspenden vor sich. Eine ungeheure Menge Weihrauch wurde verbrannt, und es wurde Alles aufgeboten, dem Volk die Ansicht beizubringen, daß der Monarch kein Sterblicher, sondern ein Sohn Jupiters sei. Trotz alledem geschah Tags darauf das Unerhörte, daß die Denksäule des Gottes Hiero arg besudelt wurde. Die Nase wurde eingeschlagen, ein Ohr abgehauen und auf seinen Kopf ein Distelkranz gelegt. So stand er in der Halle des Prytaneums unter den übrigen Göttern und Göttinnen, die ihn mit steinernen Augen anstierten, als ob sie darüber eine gewisse Schadenfreude empfänden, und als ob sie ihm zuriefen: Wozu brauchtest Du das, König Hiero? Du wolltest ein Gott sein, nun wohl, jetzt hast Du einen guten Vorgeschmack davon, was es heißt, in Syrakus ein Gott zu sein! . . .

Hiero war nun zwar ein weiser und gnädiger König, aber er verstand keinen Spaß, wenn man ihn beleidigte. Als er daher von der furchtbaren Schmach erfuhr, die seinem Standbild zugefügt worden war, wurde er sehr zornig — und er befahl, den Heiligthumsschänder exemplarisch zu bestrafen. Die Räthe der Krone und die Richter führten die Untersuchung mit großer Energie, und bald war der Missethäter ausfindig gemacht. Es war Lyco, der Parasit des reichen Danippos. Sein eigener Herr hatte ihn angezeigt, als er gewahrte, daß man ihn doch entdecken würde, und er dadurch selbst in die Affaire verwickelt werden konnte. Dieser Lyco war ein armer Teufel mit rother Nase und dünnen Beinen, aus jener Rasse der Parasiten, die ihre Ernährer durch allerlei Späße unterhalten und allerlei anständige und nicht anständige Arbeit verrichten. Für das Essen, das sie bekamen, machten sie allerlei schlechte Witze und nahmen es nicht übel, wenn sie der Hausherr zur Zielscheibe seines Hohnes und Spottes machte. Er mußte sich Alles gefallen lassen, denn das war sein Brot, und dadurch erhielt er auch seine Tochter, die draußen am Meeresufer wohnte, am Ende der ärmsten Straße der äußeren Vorstadt. Allabendlich brachte der arme Lyco ihr die Reste der Speisen, die er sich durch seine Narrenpossen ergattert, ihr zu Liebe vollführte er auch die Kommissionen des reichen Danippos, wie thöricht und unehrenhaft diese auch manchmal waren. Im Auftrage des Danippos hatte er auch die Statue beschimpft, denn sein Herr und Meister haßte den Monarchen, weil ihm dieser sein Weib geraubt hatte. Als man Lyco vor den Richter stellte, gestand er Alles ein und nannte Danippos als Anstifter.

Der Parasit hatte jetzt auf seinen Chef keine Rücksicht mehr zu nehmen, denn es war doch Alles verloren. Der Richter, ein kluger Mann, wollte es mit den Mächtigen

dieser Welt nicht verderben. Es war ihm gleich klar, daß er sich die Gunst des vornehmen und einflußreichen Danippos und seiner Gesellschaft nicht verscherzen dürfe, während man dem hungrigen Parasiten den Gnadenstoß versetzen könnte. Ueberdies wollte der König doch nur einen Sündenbock, an dem er seine Wuth auslassen konnte, und dafür eignete sich Lyco vortrefflich. Er ließ ihn also zuvörderst peitschen und verurtheilte ihn dann wegen Majestätsbeleidigung zum Tode.

Als letzte Gnade erbat sich der Delinquent die Erlaubniß, noch einmal mit seiner Tochter eine Unterredung zu halten. Niemand hatte bisher eine Ahnung davon, daß er eine Tochter besaß, so meisterhaft hatte er es verstanden, sie vor der Welt zu verbergen. Wer hätte auch gedacht, daß dieser Mensch mit seiner weinseligen rothen Nase, dieser verkommene Schlemmer und Speichellecker, ein junges, blühendes Mädchen seine Tochter nannte!

Der Richter — er hieß Ariston — unterbreitete das Urtheil dem König zur Unterschrift und gestattete Lyco, seine Tochter zu sich zu rufen. Die schöne Rhodope wurde vom Meeresufer herbeigerufen, mit der Meldung, daß sie in die Stadt eilen möge: man habe ihren Vater zum Tode verurtheilt. Es war ganz natürlich, daß sie voll Entsetzen dahinjagte, ohne erst Toilette zu machen, und eben so selbstverständlich war's, daß sie, als sie barfuß, mit geröthetem Antlitz und mit aufgelösten Haaren in den Gerichtssaal stürzte und sich an die Brust ihres in Ketten geschmiedeten Vaters warf, so schön aussah, daß sie selbst dem Richter Ariston auffiel, der in solchen Sachen ein besonders feiner Kenner war. Auch das war ganz natürlich, daß dieser weise Richter die Unschuld Lycos sofort erkannte. Es leuchtete ihm nun sonnenklar ein, daß Danippos der eigentliche Schuldige sei. Schleunigst eilte er zum Könige mit dem veränderten Urtheil. Der König saß in seinem innersten Gemach; vor ihm auf einem Marmortisch lag das erste Urtheil ausgebreitet, in der Hand hielt er den wunderbaren rothen Schuh, von dem er sich nicht mehr trennen konnte. Ab und zu küßte er ihn und seufzte tief. Der Richter hielt Seiner Majestät über den Stand der Angelegenheit Vortrag.

„Ich bin mit dem Urtheil einverstanden," sagte der Herrscher, „dieser Danippos ist mir ohnehin schon längst ein Dorn im Auge. Aber wie hast Du Dich so unerwartet von der Wahrheit überzeugt?"

Ariston wurde verlegen und erzählte in seiner Verwirrung, daß die Tochter Lycos vor Gericht erschienen sei und die Unschuld ihres Vaters bewiesen habe.

„Es muß ein wackeres Mädchen sein," meinte der König, „welches den weisesten, gerechtesten Richter meines Landes von der Unrichtigkeit seines ersten Urtheils überzeugen konnte! Ich möchte dieses Mädchen kennen lernen."

Ariston kratzte sich hinter den Ohren und schnitt ein saures Gesicht, denn er kannte die Natur seines allergnädigsten Herrn, und er begann auseinanderzusetzen, daß ihn die schöne Rhodope eigentlich noch nicht vollständig von der Unschuld ihres Vaters überzeugt habe — aber es war schon zu spät, er mußte dem königlichen Befehl gehorchen.

So kam die schöne Rhodope zum König.

Alles Uebrige nahm seinen natürlichen Verlauf. Als König Hiero das schöne Mädchen erblickte, verliebte er sich unsterblich in sie und ließ sie nicht mehr von sich ziehen. Nicht umsonst war ihm der kleine rothe Schuh zugefallen. Jupiter hatte es selbst verordnet, daß diejenige, welcher der Schuh passe, die seinige werden solle. Er war ein gottesfürchtiger König und gehorchte den Befehlen Jupiters. So wurde denn die schöne Rhodope die 27. Gattin des Monarchen. Sie wurde in Seide und Purpur gekleidet, ihr Hals mit theuren Juwelen geziert, ihr Haupt mit einem strahlenden Brillantendiadem geschmückt, und die Gerechtigkeit siegte glänzend. Der böse Danippos wurde enthauptet, der wackere Lyco wurde freigelassen und erbte aus königlicher Gnade den reichen Nachlaß des Hingerichteten. Der Richter jedoch begnügte sich mit dem schwachen Trost, daß König wie Volk seine Weisheit und Gerechtigkeit rühmten.

Die schöne Rhodope lebte in Glanz und Freuden. Sie wurde die Favoritkönigin Hieros, der sie vor all seinen Weibern auszeichnete und sie mit allen Schätzen des

Orients und Occidents überhäufte. Die Hofpoeten verherrlichten ihre Schönheit, und in der Halle des Prytaneums wurde statt der Bildsäule der Venus die ihrige aufgestellt. Es war sehr natürlich, daß im Rausche der Vergnügungen, mitten im strahlenden Glanze ihres Ruhmes, ihr armseliges, altes Häuschen mit der steilen Felswand am Meeresgestade, wo sie auf der Düne lag, den Nachen des geliebten Charatos erwartend, ihr nicht mehr in den Sinn kam. Wer wird sich auch um so winzig armselige Dinge bekümmern! Wer hätte sich darüber mit ihr unterhalten sollen? Etwa der König oder der glänzende Hofstaat oder ihr Herz?

Nur einmal probirte der kleine rothe Schuh, ihr die Vergangenheit in's Gedächtniß zurückzurufen, als sie einst Toilette machte und zwei Sklavinnen ihr den funkelnden Stahlspiegel vorhielten und sie das neueste Brillantencollier, das ihr heute der König geschenkt hatte, umlegte. Eine ihrer Sklavinnen sang unter Lauten-Begleitung eine traurige Ballade von der Liebe, gebrochenen Herzen und derartigen märchenhaften Dingen. Sie sang von einem schönen Jüngling, der auf seinem Nachen zu seiner ihn erwartenden Geliebten kam, doch sie war verschwunden, und er fand nur einen ihrer Schuhe am Ufer. Er benetzte ihn mit seinen Thränen, trocknete ihn mit seinen Küssen und machte sich auf, um die Spuren der Flüchtigen zu verfolgen, aber er kam nicht weit, nur bis zum Thor des königlichen Palastes. Von dort kehrte er um, denn er hatte Niemanden mehr zu suchen, aber er ging auch nicht weit zurück, nur bis zum Fels am Meer, wo sich ein tiefer Abgrund befindet. Wen dieser erfaßt, den läßt er nicht mehr los.

Ob die schöne Rhodope dieses Lied verstanden hat? Wenn auch, so hat sie's Niemand verrathen. Sie warf den Kopf zurück und betrachtete siegesbewußt ihre schönen Locken im Spiegel und rückte sich am Halse das blitzende Brillantencollier zurecht. Niemand sah, ob in ihrer Seele ein Andenken, in ihrem Herzen ein Schmerz zurückgeblieben, als sie angezogen und geschmückt von ihrem Purpurkissen sich erhob und mit einer wahrhaft königlichen Handbewegung ihren Sklavinnen gebot, sich zu entfernen.

Das Märchen erzählt, daß die schöne Rhodope ihr seidenes Gewand zerrissen, ihre Diamanten von sich geschleudert und des Nachts heimlich aus dem königlichen Palast sich fortgeschlichen habe zum Meeresgestade an den Fuß der hohen Felswand, wo sie einst auf den Geliebten gewartet; aber jetzt habe sie nicht lange gewartet; sie wußte, wo er sei, da unten im tiefen Abgrund, sie wußte, daß sie vergebens seiner harre, und sie sei ihm deshalb verzweiflungsvoll nachgestürzt.

Aber das erzählt nur das Märchen!






# Illustrirte Bibliographie.

**Zeitgenössische Kunstblätter.** Volksthümliche Ausgabe moderner Werke der deutschen Griffelkunst. Kunstverlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Dem Aesthetenworte l'art pour l'art und der Tendenz, die Kunst zu einem exquisiten und raffinirten Genußmittel für eine exklusive Minderheit zu machen, die sich ihrer verfeinerten Sinne und Geschmacksnerven mit vornehmer Selbstzufriedenheit bewußt wird, hat man die Schlagworte Volkskunst und Heimatkunst entgegengesetzt, tritt jene Auffassung entgegen, die in der Kunst einen eminenten Kulturfaktor, ein Volkserziehungsmittel erblickt. Man sollte alle Einseitigkeit vermeiden und nicht das Eine grundsätzlich ablehnen, um das Andere desto begeisterter zu preisen. Ich wenigstens glaube, daß beide Richtungen berechtigt sind, weil sie nothwendig, weil sie naturgemäß sind, auf Prinzipien beruhen, die unser ganzes Leben beherrschen.



Hans von Volkmann: Spielende Kinder.
Aus: Zeitgenössische Kunstblätter. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die kämpfenden Parteigänger mögen blind zu ihrer Fahne schwören und mit herausfordernder Leidenschaft von hüben und drüben ihr „hie Welf — hie Waibling" einander entgegenrufen — für den Streiter bedeutet Einseitigkeit, die Ueberzeugung von der alleinigen Geltung und Gerechtigkeit seiner Sache, Stärke; — der ruhige Betrachter aber erkennt, daß die Parteien, indem sie sich bekämpfen, beide höherem Zwecke dienen, und daß nicht in dem Siege und der ausschließlichen Herrschaft der einen, sondern in ihrem Nebeneinander und zeitweiligem Gegeneinander das Heil und der Fortschritt liegen. Der künstlerische Aristokratismus wie der künstlerische Demokratismus sind beide unentbehrlich; sie müssen sich die Wage halten, auf daß die Kunst entwicklungsfähig und gesund bleibe. Der Aesthetenkultus der Kunst, der die zartesten, subtilsten Reize, die ungewöhn-



Mathäus Schiestl: Bergkönig.
Aus: Zeitgenössische Kunstblätter. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

lichen Sensationen, das Seltene und Seltsame, das Individuelle in feinsten Differenzirungen liebt und die erlesensten Weine aus den zierlichst geschliffenen und geformten Gläsern schlürft, — auf das Gefäß nicht minder Werth legend wie auf den Trank — hat unstreitig sein Gutes; und so ist das l'art pour l'art, dem wir eine Bereicherung und Verfeinerung unseres künstlerischen Genießens verdanken, das die verborgenen seelischen Werthe uns kennen lehrt, ein fruchtbringendes Princip, das keineswegs an sich verwerflich ist. Aber freilich muß man den Bestrebungen, die Aestheten-Kunst als die einzig wahre auf den Schild zu heben, entgegentreten, und das ist ja auch Gottlob geschehen. Die Kunst darf nicht den Zusammenhang mit dem Volke, mit dem großen Leben verlieren; sie würde in ihrer aristokratischen Verfeinerung schließlich bleichsüchtig hinsiechen. Wir brauchen das Volk für die Kunst und eine Kunst für das Volk. Viel ist in letzter Zeit geschehen; wackere Männer haben ihre Kraft dafür eingesetzt, die Kunst in innigere

Fühlung mit der Volksseele zu bringen und andrerseits die Kunst als Volkserziehungsmittel auszunutzen. Der bekannte Verlag von Breitkopf & Härtel hat sich an diesen Bestrebungen in anerkennenswerther Weise betheiligt, insbesondere mit seinen „Neuen Flugblättern", die einzelne deutsche Volkslieder mit Illustrationen von trefflichen Künstlern der größeren Menge für billigsten Preis zugänglich machen, und mit seinen „Zeitgenössischen Kunstblättern", einer volksthümlichen Ausgabe moderner Werke der deutschen Griffelkunst. Bis jetzt liegen 100 Lithographien vor, unter denen namentlich unser wackerer Meister Thoma außerordentlich reich vertreten ist. Er ist — wie dies ja auch bei einem künstlerischen Unternehmen deutsch-volksthümlichen Charakters eigentlich gar



Franz Hein: Knecht Ruprecht.
Aus: Zeitgenössische Kunstblätter. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

nicht anders sein konnte — die Seele desselben geworden. In seiner schlichten Kraft, seiner treuherzigen Einfachheit und Schalkheit, in seiner bescheidenen Gemüthswärme, die von ungesunder Sentimentalität nichts weiß, in seiner leicht träumerischen, aber nie in's Vage sich verirrenden Romantik, in seiner Urdeutschheit ist er der Mann, der zum Herzen unseres Volkes zu sprechen vermag, wie kein Anderer von den Modernen. Ludwig Richter und Moritz v. Schwind, der Schilderer der Poesie des Alltags und der der deutschen Märchenpoesie, sind in Thoma vereint wieder aufgelebt; — ich denke wenigstens auch bei den klassischen Phantasiegestalten Thoma's, seinen Tritonen, Kentauren und Harpyen, die durchaus deutscher Athem beseelt und die nicht jenes hellenische Blut in den Adern führen

wie Böcklins Fabelwesen, nicht an den letzteren, sondern an Moritz von Schwind. — Aber auch andere erprobte Meister sind neben Thoma vertreten; Manches mit ihm gemein hat Mathäus Schiestl, der uns gerne zu den Einsamen der Wälder und Berge, zu Einsiedlern und Hirten führt. Sein prächtiges Blatt „Der Bergkönig" geben wir — mit Erlaubniß der Verlagshandlung — in einer verkleinerten Phototypie — die Größe der Lithographien beträgt 50:40 cm — umstehend wieder. Von anderen Künstlern, die wir hier mit Freuden begrüßen, seien genannt: Arthur Volkmann, Max Klinger, Franz Hein, Marianne Fiedler, Hans von Marées und Sascha Schneider. Ob der Letztere, den wir an sich wohl zu schätzen wissen, mit seiner stark mit Reflexion durchsetzten Kunst dem Volke tiefer zum Herzen sprechen wird, erscheint mir fraglich. Aber auch er wird, bei der Verschiedenheit des Geschmackes, auch in den Volkskreisen wohl hie und da einen Freund finden. —

Eine besondere Abtheilung des Unternehmens ist die Kinder-Serie; eine Reihe von Kunstblättern, die nach Inhalt und Farbe durchaus auf das Verständniß der Kinder berechnet sind und als Schmuck der Kinderzimmer warm zu empfehlen sind. Da finden sich ein paar reizende Blätter, welche Gestalten unserer Märchen oder Scenen aus dem Leben und der Welt der Kinder wiedergeben. „Die sieben Schwaben" hat Hans Thoma mit prächtigem Humor charakterisirt, Heinrich Vogeler zeigt „Hänsel und Gretel" mit der Knusperhexe, Ubbelohde die Prinzessin mit dem Froschkönig; Matthäus Schiestl zeigt dem Kinde das Schutzenglein, Otto Fikentscher den so wichtigen, gravitätischen Klapperstorch und Franz Hein den „Knecht Ruprecht", ein Blatt, dessen Wirkung die umstehende verkleinerte Reproduktion nur unvollkommen wiedergiebt, da die farbige Tönung fehlt und der Lichteffekt, der dem Blatte besonderen Reiz giebt, hier nicht zur Geltung kommt. — Noch ein anderes reizvolles Bild dieser Serie: Hans von Volkmanns „Spielende Kinder" geben wir (auf Seite 403) wieder. — Erwähnt sei noch der ausgezeichnete Karton von Otto H. Engel: Am Meeresstrand.

Man kann von der Verlagshandlung zu den Kunstblättern, deren Einzelpreis 2.00 Mk. beträgt, auch Rahmen in Brandmalerei, sowie in plastischer Verzierung nach Entwürfen von Thoma erhalten. Die Rahmen sind zu den Farben der Blätter sorgfältig abgestimmt; sie kosten in Plastik oder Holz 10 Mark, mit eingesetztem Bilde 12.00 Mark. Auch giebt es Wechselrahmen in Eichenholz, die sich für Hoch- und Querformat eignen, zum Preise von 5.00 Mk.

Eine Mappe zum Aufbewahren der Blätter ist für 4.00 Mk. erhältlich. —

Das Unternehmen sei der Gunst aller Freunde volksthümlicher Kunst bestens empfohlen.

O. W.

---

# Bibliographische Notizen.

**Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium.** Von Friedrich Paulsen. Berlin, Asher u. Co., 1902.

Der große Erfolg, den Meyer-Försters anmuthiges „Alt-Heidelberg" allerorts gefunden hat, erklärt sich vielleicht zum großen Theile dadurch, daß hier Töne angeschlagen werden, die im Herzen aller Deutschen, die irgendwie einmal akademische Luft geathmet haben, starken Widerhall erwecken. Von der freien, schönen Jugendzeit weiß auch das vorliegende ernste und gründliche wissenschaftliche Werk zu reden. Aber wenn der Theaterdichter es als ein Recht der Bühnenperspektive für sich in Anspruch nehmen darf, die Kontraste ein wenig einseitig derb verschärfend aufzutragen, ist es der Vorzug und die Pflicht des in abstrakteren Gefilden schaltenden Denkers, die Dinge mit feineren, der Wahrheit unendlich sich nähernden Modifikationen wiederzugeben, mit einem Worte: unparteiisch zu berichten. Paulsen ist zu solcher Aufgabe der geeignete Mann. Er besitzt die Gabe, weise Licht und Schatten zu vertheilen, in ungewöhnlichem Maße. Es ist die Klarheit des Kopfes, die Licht und Ordnung in ein Chaos von historischen Zusammenhängen bringt, daß wir uns ein großzügiges Bild entwerfen können, und es ist die gemüthvolle Neigung, der Jugend ein wohlwollender Rathgeber auf schwierigen Pfaden zu werden, die uns das Unternehmen Paulsens schätzenswerth, liebenswürdig und erbaulich machen.

Wohin man blickt, wenn die Augen sich guten, klugen Menschen zuwenden, da erkennt man ähnliche Bestrebungen, wie sie sich in diesem Buche ausgesprochen finden. Ich erinnere an Wilhelm Bölsches warmherzige Erörterungen über das akademische

Studium, wo er von einer Journalisten-Fakultät, vom Frauenstudium, von den Arbeitern in seinen schönen Beiträgen zu ästhetischer Kultur „Hinter der Weltstadt“ redet. Die Noth des heutigen Faustschülers in seiner Verwirrung angesichts der vielen Wissenszweige hat Alfred Klaar in der edlen Aufsatzsammlung „Wir und die Humanität“ köstlich lebendig veranschaulicht. Und blicken wir über Deutschlands Grenzen hinaus, so sehen wir die gleichen Probleme nicht minder gerade die Besten des Landes überall beschäftigen. Anatole France, der so hell zukunftsfreudig der Décadence gegenübersteht, in Frankreich, hat mit der studirenden Jugend und dem Volke am liebsten, scheint es, Fühlung, und in England erblüht als die süße Frucht all' der ungeheuren biologisch-psychologisch-sociologischen Vorarbeiten von Herbert Spencers System eine vernünftige Erziehungslehre und Ethik. Es ist sein bestes Vermächtniß.

Herbert Spencer hätte gegen Paulsens Auffassung der Dinge wohl hie und da Einiges einzuwenden. Ich wage nicht zu entscheiden, ob er überall Recht behielte, möchte jedoch die gefährdeten Punkte immerhin andeuten. — Bezüglich der Kollegiengelder und der Staatsbesoldung der Professoren würde man sich in seinem Sinne, denke ich mir, lediglich für Ersteres entscheiden, um den militaristischen Beamtengeist des Gelehrten noch besser auszurotten. — Bezüglich der Fraueninferiorität könnte er vielleicht geltend machen, daß hier ein Rückschluß von der Vergangenheit auf die Zukunft nicht erlaubt ist, da für die Zukunft andere Bedingungen vorliegen. Zwar sei der emotionale Charakter der Frau in der Politik, wo es sich um Wahrung des Gerechtigkeitsprincips handle, zu befürchten, in der Kunst und Wissenschaft aber gäbe es viele Frauen, die den Männern überlegen wären. — Das Duellwesen würde er, wenn ich ihn recht verstehe, unbedingt verwerfen; auch glaube ich nicht, daß er in der Judenfrage des Verfassers Meinung theilen könnte, die dem Antisemitismus wohl zu große Zugeständnisse macht. — Schließlich aber, und da möchte ich auch den lebendigen Paulsen mir gegen den todten im Buche zu Hilfe rufen, giebt es, wie ich überzeugt bin, in manchem langen Leben niemals den Punkt, wo die Vergangenheit das Uebergewicht bekommt über die Zukunft. Nein, „alt werden“ soll es bei gewissen Leuten doch nicht geben. Hat nicht Goethe in hohen Jahren noch „seine Sach' auf nichts gestellt“, daß ihm wohl sei, und kommt nicht demnächst eine völlig neue Auflage von Wundts physiologischer Psychologie heraus? H. L.

**Ueber die Nothwendigkeit oder die Nichtnothwendigkeit des Krieges.** Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der Kriegsfrage. Von J. Stuhrau. Leipzig, Verlag von A. Wehner.

Stuhrau versucht auf philosophisch-psychologischer Grundlage über die große Weltfriedensfrage zu entscheiden. Im Lichte der Entwickelungsauffassung gelangt er zu dem Schluß, der an einen ähnlichen des Darwinismus erinnert, die Vergangenheit zeige so enorme Veränderungen in der Menschheitsgeschichte, daß für die Zukunft desgleichen zu erwarten sei. Wie die höher entwickelten Affen von den auf einer niedrigeren Stufe stehenden sich äußerlich weit mehr unterscheiden als die Menschen von den ersteren, so ist der „Schritt, welchen die Menschheit gegen den Krieg schon gethan hat, indem sie von dem vorgeschichtlichen, bedingungslosen Kampfe der Individuen zu dem jetzigen durch internationale Verträge vielfach eingeschränkten Staatenkriege übergegangen ist, bedeutend größer als der vorstehende, die Verbannung des blutigen Kulturvölkerkrieges“. Daß es einmal dahin kommen wird, daran wollen wir mit dem Verfasser glauben. Es liegt der liebenswürdige Geist eines alten politischen Friedensapostels, des guten Abbé St. Pierre, über diesem Schriftchen. Die schönen frommen Verse Paul Gerhardts, mit denen die Arbeit schließt, können wohl uns Allen, die wir auf den kommenden Frieden hoffen, ohne uns durch die Langsamkeit, mit der Gottes Mühlen mahlen, irre machen zu lassen, zum Troste dienen. — Solche Bücher, wie das vorliegende, wirken durch ihre Tendenz wie inmitten der politisch-polemischen Litteratur, um Schumanns Worte zu gebrauchen, „als Gegensatz zu dem vielstimmigen Durcheinander eine leiser gehaltene Cantilene“. H. L.

**Grundriß der Psychologie.** Von Wilhelm Wundt. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1902.

Dieser kleine Grundriß ist ein Werk von ausgesprochen klassischem Gepräge; gleichmäßig vollendet und harmonisch durchorganisirt an jeder Stelle hat die Schrift in ihrer stählernen Schlankheit etwas Unvergleichliches. Man kann sie nicht über andere Arbeiten Wundts stellen, deren breitere Ausführungen bei unendlichem Ge-

dankenreichthum doch auch immer etwas geschlossen Knappes an sich haben; aber man wird, neben den eingehenden Erörterungen, die da zu finden sind, an diesem feinen schriftstellerischen Kunstwerk, das stofflich nicht so viel bringen kann wie die starken Bände, und das doch auf engem Raum in schöner Vertheilung alle Winke für das Wesentliche giebt, seine Freude haben. Ich darf mir kein fachmännisches Urtheil über den Inhalt zutrauen, indessen daß hier eine Schönheit, wenn inniges Ineinsgehen von Idee und Behandlung Schönheit ist, die auf diesem Gebiete kein Andrer so erreicht, genossen werden kann, entgeht wohl auch dem fernsten Ignoranten kaum.

Die Anlage der Darstellung ist synthetisch im Ganzen, in der besonderen Aufhellung von scharfsinnigster Analyse. Wundt verdankt seine einzig dastehende Größe der hohen Meisterschaft, die ihn in gleicher Weise zum architektonisch glanzvollen Aufbau wie der krystallklaren Auseinandersetzung philosophischer Dialektik befähigt. Er ist der Systematiker der modernen Wissenschaft und steht als Denker und Forscher in der ersten Reihe. Sein eigenstes Gebiet, auf dem er sich im augenfälligsten Sinne bahnbrechend bethätigt, die Psychologie kann man sich in den Hauptzügen nach dem vorliegenden Buche gut vergegenwärtigen, und wer sich etwa schon in dieser Gegend selber umgethan hat, dem dürfte wohl ganz eigenartig wonnig froh um's Herz werden, etwa wie wenn eine wohlbekannte Symphonie von Beethoven Takt für Takt ihren gloriosen Einzug in die Seele hält, wenn er hier Seite für Seite sie alle in sich aufnimmt die leitenden Gedanken der Forschung und in einer formalen Fassung von geradezu unübertrefflicher Eleganz.

Dies kann um so weniger überraschen, als die neue Auflage gegenüber der bereits so vollendeten älteren noch immer zartere Schattirungen des Vortrags aufweist.

H. L.

**Namenverzeichniß und Sachregister zu Wundts Logik.** Zweite Auflage. Von Dr. Hans Lindau in Berlin. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1902.

Es sei dem Schreiber dieser Zeilen gestattet, auf das Register aufmerksam zu machen, das er zu dem Werke Wundts angefertigt hat. Ueber die Bedeutung von Wundts Logik braucht wohl kein Wort verloren zu werden. — Es war mein Wunsch, allen Freunden der gewaltigen Arbeit des verehrten Philosophen einen Dienst zu leisten, der hoffentlich die Brauchbarkeit der Logik, auch als Nachschlagewerk, noch um ein Geringes erhöht.

H. L.

**Adam gegen Eva.** Ueber Liebe, Weibergeschmack und Moral. Von Georg Keben. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Nach Albert Lindner machen die sechs Worte: Tochter, Schwester, Gattin, Geliebte, Mutter, Großmutter — sechs Achtel der Weltgeschichte. Den Rest machen: die Leidenschaft und die Kraft des Mannes. Es ist daher nicht wunderbar, daß die Litteraturen aller Völker eine bedeutend größere physiologische Ausbeute vom Weibe als vom Manne gewähren. Auch das vorliegende Buch behandelt das Meisterwerk der Schöpfung, das als solches leider nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist und deshalb eine um so lebhaftere Nachfrage nach den mehr oder weniger gelungenen Kopien hervorruft. Der Verfasser ist auf diesem interessanten Gebiete kein Neuling. Das deutet schon der Schlußsatz seines kurzen Vorworts an: „Jedes Urtheil über das Frauengeschlecht ist zugleich ein Geständniß." Die Vielseitigkeit seines Urtheils und der Umfang seiner Geständnisse lassen auf einen reichen Schatz von Erfahrungen schließen. In vier Abschnitten, die 27 sehr verschiedenartige Kapitel umfassen, gewinnt er dem unerschöpflichen Thema fein satirisch neue, meist ernste und moralische Seiten ab und kann mit Recht in der Schlußanwendung sagen: „Von der Liebe als Reizenergie bin ich bis zur Nase gekommen. Also Einseitigkeit ist mir nicht vorzuwerfen. Höchstens zu viel Offenheit!" Diese Offenheit aber werden ihm wahrscheinlich die schönen Leserinnen großmüthig verzeihen. Zürnt doch die Frau nicht dem, der ihre Fehler sieht und nennt, sondern nur dem, der diese Fehler unliebenswürdig findet. Sollte aber dennoch das Büchlein ihnen mißfallen, so bietet es um so mehr die sichere Gewähr des Erfolges: Es wird nicht todt geschwiegen.

N.

**Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe.** Lieferung 2. Berliner Kunst. Leipzig, E. A. Seemann.

Zu welcher erstaunlichen Vollendung es der Farbendruck gebracht, welche kraftvollen und feinen Wirkungen mit ihm erreicht werden können, lehrt dieses neue Unternehmen der bekannten Verlagshandlung, von welchem uns das 2. Heft, welches ausschließlich der Berliner Kunst gewidmet ist,

vorliegt. Als charakteristische Vertreter derselben finden wir hier A. v. Menzel (Restaurant auf der Pariser Weltausstellung), Paul Meyerheim (Menagerie), Hans Herrmann (An der Scheldemündung), Max Liebermann (Schulmädchen), Franz Skarbina (Winterabend am Lützowplatz in Berlin). Verschiedene Richtungen, verschiedene Kunst-Genres, verschiedene Techniken sind in diesen Blättern vertreten; und Allen werden diese Reproduktionen in ausgezeichneter Weise gerecht; die starken koloristischen Effekte, die fein abgetönten Farbenstimmungen, selbst die individuelle Malweise der einzelnen Künstler geben diese Farbendrucke wieder. Dr. Max Osborn hat den Bildern und ihren Schöpfern kurze und gute Charakteristiken beigegeben. Das Einzelheft kostet 3.00 Mk., der Abonnementspreis beträgt nur 2.00 Mk. Das ganze Unternehmen soll 20 Hefte umfassen und in 100 Blättern alle Richtungen des deutschen Kunstlebens berücksichtigen. O. W.

**Von Sonnen und Sonnenstäubchen.** Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Original-Aquarellen von Professor Ernst Haeckel. Berlin, G. Bondi.

Ein neues Buch von Wilhelm Bölsche. Einige Leser werden sich vielleicht des einen oder anderen Aufsatzes von früherer Zeitungslektüre her erinnern, Mancher hat ihn sich damals vielleicht ausgeschnitten und bei Seite gelegt, weil er ihm so gut gefallen hatte. Nun kommt uns die Sammlung in schöner Vereinigung, der das geistige Sonnenband nicht fehlt, in die Hände, und als Buchschmuck zieren die Erzeugnisse der Aquarellkunst Haeckels in geschmackvoller Ergänzung das naturwissenschaftlich poetische Werk. Was von allen Arbeiten des liebenswürdigen Verfassers gilt, das läßt sich auch hier sagen: er versteht es meisterlich, das Herz für die ewige Schönheit und unendliche Fülle der Wirklichkeit zu erwärmen. Herbert Spencer spricht einmal ungefähr diesen Gedanken aus, daß wir uns wundern würden über Leute, die einen Autor äußerst preisen und nie einen Blick in seine Schriften hineinthun, sondern sich mit dem Anschauen der Buchdeckel begnügen; so handeln aber die, die Gott loben und es versäumen, fleißig im Buche der Natur zu blättern und zu lesen. Die Wissenschaft ist nicht religionslos, vielmehr ist Wissenschaftslosigkeit eine Art Mangel an Religion. — Das Wort scheint mir für Bölsches Lebenswerk zu passen. H. L.

**Haeckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner.** Von Heinrich Schmidt, Jena. Mit 16 Abbildungen. Odenkirchen 1902, Verlag von Dr. W. Breitenbach.

Das fünfte Heft der verdienstvollen Sammlung des Dr. Breitenbach: Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen beleuchtet die von Ernst Haeckel mehrfach ausgesprochene Wahrheit, daß die Entwickelung jedes Individuums eine gedrängte Rekapitulation seiner Stammesgeschichte darstellt. Die fleißige Auseinandersetzung mit den Gegnern kann den Laien vielleicht interessante Einblicke in das rege geistige Treiben, das sich allenthalben aus Ernst Haeckels belebenden Einflüssen zu ergeben scheint, thun lassen. Hier ficht ein Ritter Haeckels für seinen Meister, und er hat auch den hell schimmernden Panzer und das Freudige, Frische, das diese moderne Heldenschaar im Dienste der Descendenztheorie so sympathisch macht.

H. L.

**Der Kern der Wagner-Frage.** Museumskunst oder Bühne der Lebenden? Von Paul Marsop. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" v. 3.—5. Februar 1902. Kommissionsverlag von E. F. Steinacker in Leipzig.

Mit seinen drei Aufsätzen beabsichtigt der durch seine musikkritischen und dramaturgischen Arbeiten bekannt und beliebt gewordene Essayist die Diskussion über die wichtigste, zur Zeit völlig versumpfte Frage unsres heutigen Musiklebens erst einmal einzuleiten und in Fluß zu bringen. Da kann es sich nach seiner Ansicht zunächst nur darum handeln, das, was Noth thut, möglichst sinnfällig und in scharfer Beleuchtung hinzustellen, nicht aber darum, bereits ein lückenloses, in allen Einzelheiten umgehend zu verwirklichendes Specialprogramm vorzulegen. Von seinen Vorschlägen, denen er bessere, womöglich entgegengesetzte Nachfolgerinnen wünscht, damit sich in der Erörterung viel fruchtbringender Widerspruch ergiebt, will ich einige zur Charakteristik der Ausführungen herausgreifen.

Man beschränke sich im Konzertsaal darauf, das Andenken der klassischen Meister pietätvoll zu ehren, gebe auch ein und ein ander Mal jüngeren, ernst vorwärts strebenden deutschen Tonsetzern Gelegenheit, ihre kompositorische Technik ebendort lernend zu

überprüfen: wende aber das beste Theil der verfügbaren Kräfte fernerhin an die Pflege des musikalischen Dramas. Der Zweck des Theaters ist im Wesentlichen der, den Lebenden zu dienen. In unserem Kunstleben aber macht sich der Herbariumsgeist, der Geist des „Konservators“ und Professors weit über Gebühr geltend. Viel zu viel Museumskunst, viel zu viel reflektirter Archäologen- und Philologengeist, viel zu viel an sich werthvolles, aber gewissermaßen nur mit Hilfe eines künstlich eingesetzten Athmungsapparates zu verwerthendes Vergangenheitsgut machen sich in unserer musikalischen Erziehung, in den Konzertsälen, ganz besonders aber auf unsrer Gesangsbühne breit; die lebenden Tonsetzer jedoch stehen nach wie vor auf der jedem häßlichen Zugwind ausgesetzten Stelle zwischen Angel und Thür. Unleugbar haben die Musiker heut schon mehr Fühlung mit dem Leben als ehedem. Also wie steht es? Museumskunst oder Bühne der Lebenden? Trennen wir auch entschlossen mit scharfem Schnitt die verwünschte Ausländerei von uns ab und machen uns die Verantwortung klar, welche wir vor der Geschichte auch in der Kunst als Deutsche zu Beginn eines wagemuthig in heiße Schlachten des Geistes eilenden Jahrhunderts haben! Wer seiner Zeit dient, der dient ehrlich.

Dem Muthigen gehört die Zukunft. — So dachte auch der Leipziger Chordirigent und Schriftsteller Dr. Göhler, der in Hardens „Zukunft“ zwei kampf- und muthvolle Entgegnungen schrieb. Ohne auf all' das Für und Wider hier eingehen zu können, schließe ich mich doch der Behauptung an, daß sich manches phraseologisch übertreibende Wort, manches kühne Paradoxon in Marsops Aufsätzen findet. Freilich — wer fruchtbaren Boden gewinnen will, muß herzhaft drauf losgehen und rücksichtslos das Unkraut beseitigen. In der Hauptsache muß ich Marsop doch Recht geben; ich selbst habe ja auch ähnliche Gedanken in milderer Form, wenn auch nicht ohne Protest, in einigen Konzertkritiken geäußert und gedenke nächstens a. a. O. noch darauf zurückzukommen. Ich hätte zwar schon jetzt wichtige Einwände gegen Behauptungen und Beweise der vorliegenden Essays anzuführen, halte es aber für wichtiger, festzustellen, daß ein frischer, **moderner** Geist, eine lebhafte, starke Elasticität des Denkens und Empfindens, kurzum das heiße Bemühen eines wackeren Neulandspilgers aus der Broschüre sprechen. Solche Werke sind mir von je her sympathisch. P. Ki—.

**Seb. Bach in Arnstadt.** Von Karl Söhle. B. Behrs Verlag.

Karl Söhle hat sich bereits durch seine Musikanten-Geschichten (der zweite Band erschien unter dem Titel „Musikanten und Sonderlinge“) einen guten Ruf erworben, und sein neues liebenswürdiges Büchlein über den jungen Bach wird dem Verfasser wohl noch viele neue Freunde zuführen. Mit Geschick ist der Ton getroffen, daß wir ein Stückchen anschaulichen Hintergrund zu der musikalischen Stimmung, in die uns die Werke unseres geliebten Altmeisters versetzen, zu gewinnen glauben. Wir sehen die deutsche Kleinstadt von anno dazumal; die Zusammenkunft der Bache am Familientage giebt zu allerlei launiger Kleinkunst der Schilderung Anlaß. Ein zarter Liebesroman darf sich entspinnen. Der junge Sebastian hat zwischen einer Prachtorgel, hohen Ehren, aber dazu Verleugnung intimer Herzenswünsche auf der einen Seite und treuer Liebe zu wählen. Er wählt gut, und immer wohler scheint er sich in der großen Gotteswelt, für die er in uns das Gefühl so unbeschreiblich erweitern, vertiefen, verunendlichen sollte, zu fühlen. Aus jeder Zeile des humorgewürzten behaglichen Bändchens spricht warmes Mitempfinden mit dem Werth und der Schönheit seines Themas. H. L.

**Moderne Musikästhetik in Deutschland.** Von Paul Moos. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger 1902.

Eine historisch-kritische Uebersicht über die dem Musikalisch-Schönen im Besonderen gewidmete Denkarbeit der letzten hundert Jahre nennt der Verfasser sein Buch, auf dessen 450 Seiten (inkl. Anmerkungen) er den Versuch unternimmt, die organische, fortlaufende Entwicklung der musik-ästhetischen Probleme aufzuzeigen, um den Leser Stufe für Stufe auf die Höhe moderner Wissenschaft zu erheben, ihm die Bewältigung des Gesammtmaterials zu ersparen, die Kritik aller Richtungen zu erleichtern und für eigene Studien einen festen Rückhalt zu geben. Der Autor eines solchen Werkes hat dadurch eine sehr schwere Stellung, daß er Historiker und Kritiker, die sich eigentlich stets die Hand zu gemeinsamer Thätigkeit reichen, in einer Person und mit vollem Bewußtsein dieser dualistischen Einheit sein muß. So steht denn auch in dem Moos'schen Buch hinter dem Anfertiger der objektiven Uebersicht der behauptende und widerlegende, zweifelnde und anerkennende verneinende und beweisende Kritiker mit der

unerläßlichen Subjektivität und ebenso nothwendigen Unparteilichkeit. An diese will ich mich nicht wenden, weil damit weitläufige ästhetische Auseinandersetzungen verbunden wären. Aber dem Historiker — oder besser dem Verfasser der zahlreichen Excerpte und Extrakte aus den musikästhetischen Schriften der deutschen Philosophen, Kunstschriftsteller und Naturforscher von Kant bis zur Gegenwart (mit Ausschaltung R. Wagners und seines Kreises, die in einem besonderen Bande erörtert werden sollen) kann ich versichern, daß der in den einleitenden Sätzen formulirte Zweck seines Buches erfüllt wird. Mit großer Sachkenntniß in Folge merklich mühevollen Studiums hat P. Moos sich der oft peinlich schweren, aber interessanten Arbeit unterzogen, ein bescheiden abgegrenztes, wenn auch gründliches und zuverlässiges Kompendium zu schaffen, welches, wie ich aus Erfahrung weiß, den Musikwissenschaftlern gute Dienste leistet, und auch bei manchem Laien dankbare Aufnahme finden dürfte. P. Ri—.

**Einfluß der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik.** Von v. Reichenau, Generalleutnant z. D. — Berlin, Voss.

Eine sehr interessante Arbeit — nicht nur für den Fachmann, den Artilleristen, sondern auch für die anderen Waffengattungen und für Alle, denen die Schlagfertigkeit unseres Heeres am Herzen liegt. Bei dem noch so verlockenden Klange der Friedensschalmei bleibt doch das Sprichwort zu Recht: „si vis pacem, para bellum.“ Für uns weht der kritische Wind vom Westen, wo die Revanche-Idee nicht zur Ruhe kommen kann. Nachdem das rauchlose Pulver und dann neben den Schnellfeuergewehren auch die Schnellfeuergeschütze, als Errungenschaft der Neuzeit zur Einführung gelangt sind, ist die Panzerung der Feldgeschütze auf's Tapet gekommen, und unser westlicher Nachbar hat diese Neuerung auch sofort bei Einführung seines neuesten 7,5 cm Feldgeschützes in Verbindung mit der Konstruktion des Rohrrücklaufs praktisch verwerthet. Die Sache ist von höchster Wichtigkeit, und der Verfasser ist bestrebt, in der vorliegenden Studie die in Betracht kommenden Fragen zu klären. Seiner sehr klaren und lichtvollen präcisen Darstellung pflichten wir durchaus bei. In sehr treffender Weise bespricht er in einzelnen Kapiteln „die vermeintlichen Nachtheile der Schilde, die Umformung des Feldflachbahngeschützes, der leichten Feldhaubitze und der Munitionswagen, die taktischen Grundformen der gepanzerten Feldartillerie, den Artilleriekampf mit seinem Verlauf, die Verwendung der gepanzerten Feldgeschütze beim Angriff und bei der Vertheidigung und zum Schluß den wachsenden Einfluß der Feldartillerie“. — Es würde zu weit führen, hier auf Details näher einzugehen und muß auf das Original verwiesen werden. Nur sei zur Erwägung gestellt, ob es nicht geboten wäre, das doch erst vor wenigen Jahren eingeführte sehr gute Feldgeschütz auf den Rohrrücklauf und auf die Panzerung (Schilde) zu aptiren — eine Frage, die nach eingehender Prüfung von technischer Seite zu beantworten wäre. Da das deutsche Feldgeschütz ein Kaliber von 7,7 cm hat, so würde es, selbst wenn man das durch die Schilde bedingte, etwas schwerere Gewicht mit in den Kauf nimmt, dem kleineren Kaliber von 7,5 cm überlegen sein. — Das Studium des vorliegenden gut ausgestatteten Heftes ist sehr zu empfehlen. K.

**Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.** Leipzig, Max Hesse.

Die billigen Klassiker-Ausgaben des Hesse'schen Verlages gehören zu den erfreulichsten und verdienstlichsten Verlegerthaten. Nicht nur für die Menge, die für die Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse nur geringe Kosten aufwenden kann und der die Schöpfungen unserer Geistesheroen nur in wohlfeilen Ausgaben zugänglich sind, sind diese Bände von großem Werth. Auch der litterarische Fachmann wird gern neben den großen kritischen Ausgaben diese billigeren und einfachen sich anschaffen, da es mitunter sehr angenehm und nützlich ist, in einem handlichen Bande die Gesammtwerke oder doch die Hauptwerke eines Dichters vereinigt zu haben. Zur Zeit liegen uns vor Eckermanns Gespräche mit Goethe, Bürgers sämmtliche Werke und Wielands ausgewählte Werke in je einem Originalleinenbande zu dem überaus billigen Preise von nur 1.75 Mk. Jedem Band sind zudem mehrere Bildnisse, den beiden letztgenannten auch Handschriftproben beigegeben.

Die Einleitungen und Anmerkungen machen diese Bücher auch dem Fachmann werthvoll. So besitzt die von Professor L. Geiger besorgte Ausgabe der Eckermannschen Gespräche, ohne die man eine Ausgabe von Goethes Werken als unvollständig bezeichnen muß, vor andern den

Vorzug, daß in ihr zum ersten Mal das Verhältniß der Gespräche zu Goethes nun in der Weimarer Ausgabe vorliegenden Tagebüchern berücksichtigt worden ist, was vielfach wichtige Ergänzungen möglich gemacht hat und auch für die Beurtheilung von Eckermanns Zuverlässigkeit werthvoll gewesen ist. Zu der Wielandausgabe, enthaltend: Oberon; Musarion; Sixt und Klärchen; Gandalin; Das Wintermärchen; Geron der Adelige; Das Sommermärchen; (Des Maulthiers Zaum); Hann und Gulpenheh; Der Vogelsang; Schach Lolo; Pervonte; Die Wasserkufe; und die Geschichte der Abderiten, — hat Wilhelm Bölsche eine zugleich litterarhistorisch gediegene wie ästhetisch feinfühlige Einleitung geliefert. **Bürgers sämmtliche Werke**, einschließlich seiner Uebersetzungen in einen einzigen Band zu pressen, war ein Kunststück, das nur durch Zuhilfenahme eines sehr kleinen Druckes für die Uebersetzungen möglich war. Man wird aber diese billige Ausgabe trotzdem willkommen heißen, da die vor Jahrzehnten erschienenen vollständigen Gesammtausgaben, die übrigens auch erheblich theurer sind, längst vergriffen sind. In dem Verfasser der großen Bürger-Biographie Dr. **Wolfg. v. Wurzbach** war eine berufene Persönkeit für die Besorgung dieser Ausgabe gewonnen worden. An der Einleitung des Herausgebers wird vielleicht manchen der Umstand stören, daß das warme Eintreten des Biographen für seinen Helden zu einer Beurtheilung seines kritischen Gegners Schiller führt, die als begründet nicht zu erachten ist. O. W.

**Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. **Karl Heinemann**. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 30 Bände in elegantem Leinenband zu je 2 Mark. (Meyers Klassiker-Ausgaben. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Von der mit steter Regelmäßigkeit fortschreitenden Heinemann'schen Goethe-Ausgabe sind wieder zwei Bände (5 u. 6) erschienen, die von ganz besonderem Werthe sind. Der eine, von Prof. Heinemann selbst bearbeitete enthält die Versdramen „Iphigenie“, „Tasso“ und „Die natürliche Tochter“; der andere die beiden Theile des „Faust“ sammt den Paralipomena, eingeleitet und commentirt von Professor Dr. O. Harnack. Die Leistungen der Herausgeber sind auf's Höchste zu rühmen. Insbesondere ist es bewundernswerth, was Prof. Harnack auf verhältnißmäßig engem Raum für das Verständniß der gewaltigen Dichtung im Ganzen, insbesondere für den so lange verkannten 2. Theil des Faust, wie im Einzelnen in der Einleitung, den Fußnoten und den Anmerkungen geleistet hat. O. W.

**Pantheon-Ausgabe.** Berlin, S. Fischer.

Der neu erwachten Freude am künstlerisch vornehm ausgestatteten Buche, die gerade in der heutigen Massenfluth billiger, nur dem augenblicklichen Lesebedürfniß Rechnung tragender und Genüge leistender Bücher doppelt nach Befriedigung verlangt, kommt die im Fischerschen Verlage erscheinende **Pantheon-Ausgabe** in schönster Weise entgegen. Der elegante Lederband in seiner geschmackvollen Einfachheit, das handliche Format, der saubere und kräftige Druck müssen diese Bände jedem Bücher-Liebhaber werth machen. Aber auch durch die sorgfältige Behandlung der Texte empfiehlt sich diese Ausgabe, in welcher als neueste Erscheinungen **Goethes „Werther“**, und **Heines „Buch der Lieder“** herausgekommen sind. Die Textrevision und Einleitung zum „Werther“ hat Dr. **Otto Pniower** besorgt; beim Buch der Lieder hat der bekannte Heineforscher Prof. Elster die gleiche Aufgabe gelöst. Die Werther-Ausgabe hat noch als interessante Zierde die Nachbildung der Portraits Werthers und Lottens nach den Chodowiecki'schen Kupfern. O. W.

**Die neue Richtung.** Von **Paul Goldmann**. Wien, Stein.

Paul Goldmann hat in einem kleinen Bande seine geistvollen Theaterkritiken, die sich mit der Bekämpfung der neuen Richtung befassen, vereinigt. Er will durch seinen Kampf dem Besseren, das vorhanden war, und das da kommen soll, Raum schaffen. Er ist streng, vielleicht bisweilen zu streng, oft überaus witzig, klug und in erster Linie geschmackvoll eigenartig.

Gutmüthigkeit scheint er aus der Kritik fast allzusehr zu verbannen und beruft sich dabei auf den feinsten Kritiker, den ich kenne, auf Robert Schumann. Er meint, Wohlwollen dürfe nur dem echten Künstler, gegenüber geäußert werden, dem, der wirklich etwas schafft. Vielleicht darf es nun aber als eine der schönsten Eigenschaften der wahrhaft großen Künstler wie etwa Goethe, bezeichnet werden, wenn sie uns mit so freudig überfluthender Dankbarkeit erfüllen, daß wir sozusagen aus dem Gefühl ihres Uebermaßes von guten Werken

heraus eine lang andauernde Wärme, die auch den schwächeren Brüdern gegenüber milde stimmt, im Herzen behalten.

Somit fühlt sich der Schreiber dieser Zeilen nicht überall, namentlich in der Negation nicht überall, mit dem verehrten Autor einverstanden. Aber es dürfte ein falsches Bild des Eindrucks geben, wenn ich hierbei verweilte. Die hohe schriftstellerische Begabung, der entzückende Humor und das feine, zarte Gefühl für tausend Arten von Schönheit, die den Glanz und Zauber dieses Kritikers ausmachen, dem in mancher Beziehung wohl kein Anderer an die Seite gestellt werden kann, will ich nicht vergessen. Er hat unnachahmliche Wendungen, kleine hübsche Zierlichkeiten des Ausdrucks, die tief herab in's Innere reichen, die aus einem anmuthig gestaltenden Herzen in seiner vollsten Wesenseinheit herausgeboren sein wollen; denn da bildet sich der Stil, der nicht äußerlich ist.

Dürfen wir uns gestatten, dem überlegenen Geiste einen Rath anzubieten, so wäre es dieser. Er soll sich immer, im Hinblick auf die werthvollen Mittel, über die er verfügt, bewußt bleiben, daß er nicht für Wenige oder für eine kurze Zukunft schreibt, sondern für Viele und für die Dauer. Dies Bewußtsein möge ihn alsdann — ich möchte sagen: harmonischer stimmen, ihm die prächtige Laune sturmfest verankern, so daß es ihm unmöglich wird, etwaiger Mißstimmung spontan nachzugeben. Auf Florestan-Schumann hat sich der gescheidte Mann berufen, aber es gab auch einen Eusebius-Schumann. „Es ist des Lernens kein Ende." Und Dr. Goldmann, der Kritiker wird nicht aufhören zu wetteifern mit Dr. Goldmann, dem Künstler, in edler Berufserfüllung, er, der Künstler der Kritik, kann über Erwarten „Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens".

H. L.

**Die Blüthezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850.** Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Nationalgeschichte von Christian Petzet. 2. und 3. Lieferung. München, J. F. Lehmann.

Die Erwartungen, die der Inhalt der s. Z. an dieser Stelle besprochenen 1. Lieferung erregte, erfüllen die beiden jetzt vorliegenden in einer geschickt getroffenen Auswahl der Dichtungen Dingelstedts, Herweghs, Prutz' und Freiligraths. Diese bilden den Inhalt der 2. Lieferung. Die dritte enthält wirkungsvoll nebeneinander gestellt die beiden Antagonisten Heine und Geibel; die Charakteristik des Tendenzdichters und Politikers Heine, die der Verfasser giebt, dürfte auch bei einem unbedingten Anhänger dieses Dichters kaum begründeten Widerspruch finden. Daß als Geibels Todesjahr (S. 259) 1881 statt 1884 angegeben ist, darf als Druckfehler anzusehen sein. Den übrigen Theil der 3. Lieferung füllen die österreichischen politischen Dichter, unter denen wir neben bekannten Namen wie A. Grün, Lenau, Grillparzer, Zedlitz auch solche finden, die mit ihren Dichtungen vergessen sind. Es ist ein besonderer Vorzug des vorliegenden Werkes, daß es auch diese Dichter wieder an's Licht zieht, die, wenn sie auch für die Litteratur ohne alle Bedeutung sind, doch der Historiker nicht unbeachtet lassen kann. H. Sch.

**Deutschland.** Monatsschrift für die gesamte Kultur, unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies, herausgegeben von Graf von Hoensbroech. Nr. 1. Oktober 1902. Berlin, Schwetschke u. Sohn.

Die neue Zeitschrift beginnt mit einer Zusammenstellung interessanter Abhandlungen aus der Feder gediegener Schriftsteller und Gelehrten. Auch werden weiterhin so vortreffliche Mitarbeiter in Aussicht gestellt, daß man entschieden auf die Fortsetzung gespannt wird. H. L.

**Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften.** Von Dr. Karl Friedrich Müller, Prof. am Kgl. Gymnasium in Kiel. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Die sorgsame Arbeit Professor Müllers ermöglicht nicht nur dem mit der Sprache Reuters noch wenig Vertrauten besseres Verständniß, sie wird auch dem kundigen Leser vielleicht noch zur Erhöhung des Genusses beitragen. Das liebevolle Eingehen auf weiter zurückliegende, den Zusammenhang der Redewendung erhellende Momente wirkt wie eine erfreuliche Lichtzufuhr beim Lesen. Es ist, als habe man im Dunkeln gesessen, und ein praktischer Mann komme und öffne die Fenster, wodurch es plötzlich die Augen viel leichter haben, die aufgespeicherten Schätze zu erkennen. H. L.

**Dante and the animal kingdom.** By Richard Thoyer Holbrook. Ph. D. New-York, The Columbia University Press. 1902.

Die interessante Abhandlung wirft Licht auf die Gedankenwelt des großen Mannes,

der für uns wie kaum ein anderer das verkörpert, was wir Mittelalter zu nennen pflegen. Dantes Auffassung der Seele von Mensch und Thier steht im Kontrast zur Antike und zur Neuzeit. Es ist ein reizvolles Problem, sich in seine Anschauungsweise hineinzudenken. Dazu muß man allerdings beinahe in's Reich der Mütter steigen wie Faust, jedenfalls mit geschulter Aufmerksamkeit von heutigem Wissen abstrahiren können. Daß sich gerade ein Amerikaner hier bethätigt, zeigt, daß auch von der verhältnißmäßig vergangenheitslosen neuen Welt Erschließungen der alten ebenso gut wie in Europa erwartet werden können, wofür ja auch sonst Anzeichen vorliegen. Geschmackvoll im höchsten Grade ist die Ausstattung und sind die illustrativen Beigaben des Werkes. H. L.

**Simplicissimus-Kalender für 1903.** Mit Illustrationen und Beiträgen der bekannten Künstler und Mitarbeiter des Simplicissimus. Umschlag-Zeichnung von Th. Th. Heine. Verlag von Albert Langen, München. Preis 1 Mk.

Zum ersten Mal nun auch ein Kalender des Simplicissimus!

Die Zeitschrift ist so bekannt und in Deutschland wie im Auslande bereits so vielfach in jeder Weise als satirisches Witzblatt, als kulturhistorisches Dokument, als künstlerische Fundgrube gewürdigt worden, daß hierüber wohl kaum noch etwas zu sagen übrig bleibt. Zugleich ist der Charakter des Blattes ja derartig ausgesprochen, daß man nicht zu fürchten braucht, ein diesem Wesen nicht geneigter Leser werde sich lange zweifelhaft verhalten können und etwa zu spät mit Bedauern inne werden, daß seinen besonderen Bedürfnissen hier nicht Rechnung getragen wird.

Auch für bösartig wird die Zeitung bekanntlich gehalten. Aber kann das eigentlich bösartig genannt werden, was so Vielen Lust und dabei auch Anregung zum Denken bringt? H. L.

**Herzog Ernst von Schwaben.** Erzählung aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Nicht mit Unrecht wird gegen das gleichnamige Uhland'sche Drama der Vorwurf erhoben, daß die Gestalt des Schwabenherzogs hinter Werner von Kiburg zurücktritt. Auch in der Dahn'schen Erzählung steht nicht sowohl Ernst im Vordergrunde, als vielmehr sein Stiefvater, der Kaiser Konrad, dessen gewaltige Persönlichkeit der Verfasser treffend als einen Herrscher charakterisirt, der seine ganze Thätigkeit in den Dienst des Reiches stellt; nur ist es nicht immer ganz klar, ob er dabei gegen Ernst völlig ehrlich verfährt. Dieser tritt nicht genug selbstständig handelnd hervor, er läßt sich fast immer von seinem Freunde Werner treiben, in dem der Verfasser „die Fackel und das Heerhorn alles Streits" darstellt. Die Treue, die Ernst seinem Freunde hält, wird etwas äußerlich begründet. Abweichungen von der geschichtlichen Wahrheit sind für den Dichter natürlich erlaubt, unter Umständen sogar geboten. Wir wollen daher nicht mit dem Verfasser darüber rechten, wenn er Werner zum natürlichen Sohne des Kaisers macht, Ernst eine Gesandtschaftsreise nach Byzanz unternehmen läßt u. a. Aber zuviel Glauben beansprucht der Verfasser wohl, wenn er uns wahrscheinlich machen will, daß Konrad bei einem einfachen Hirtenmädchen des elften Jahrhunderts die Kunst einen Brief zu schreiben voraussetzt. Doch diese geringen Ausstellungen treten hinter der Treue des geschichtlichen Zeitbildes zurück, das der Verfasser vor uns entrollt, und die, wie seinen früheren Dichtungen, so auch dieser Erzählung ihren Werth verleiht. H. Sch.

**Der Moloch.** Von Jakob Wassermann. Berlin, S. Fischer,

Der Mensch, der hinter diesem Buche steht, ist interessant genug. Vielleicht gerade wegen der Unzulänglichkeit des Buches, vielleicht nur, weil man nichts davon aufnehmen kann und über diesem ganzen Roman mit dem erwartenden Instinkte da sitzt, daß der Autor endlich mit den plänkelnden Worten, mit der gaukelnden, spielerischen Leere der Darstellung aufhören und in lieblicher Geschlossenheit eine volle tragische Figur hinter ihnen urplötzlich und erschütternd in die Höhe wachsen lassen wird. Nein, das thut er nicht, und das läßt ein zeitgemäßes Dichterproblem an ihm erkennen und studiren. Das Buch, wie es da liegt und angstvoll hilflos irre, halbverstandene und halbverständliche Lebensbeziehungen in mühevolle unlebendige Worte fangen will, ist dilettantisch, und Wassermann erscheint mir als der reinste Typus eines Dilettanten. Ja, es ist nicht nothwendig, daß ein Dilettant ein Flachkopf wäre, wie man im Allgemeinen glaubt. Er besitzt alle tiefen Bedingungen des Schöpfers, lebt mit dem gleichen tragischen Erbeben und versteht es oft, sein Herz als das Herz der Welt

schlagen zu lassen. Er fühlt die Schauer des Schöpfers vielleicht noch, wenn sich lyrische Gebilde in seiner Seele formen wollen, und doch ist er stumm und ohnmächtig, kann nicht die Wärme, Süße, Bitterkeit ausstrahlen, aussingen. Seine Worte werden kalt, wenn sie die Lippe verlassen, fremd und ungewiß, wenn sie hingeschrieben sind. So mag es wohl dem Autor des „Molochs" ergangen sein, und auch ihm ist gleich jedem Dilettanten die bittere und verzehrende Wahrheit aufgegangen, daß vom empfangenden Herzen zur darstellenden Hand ein weiter und gefährlicher Weg ist. Oder belastet es die Stärke und Tiefe der Intuition, daß ihr künstlerischer Rausch so schnell verfliegt, so ohnmächtig im Innern die Flamme verbrennt, ohne lodernd herausschlagen zu können?

Aber ein Gedanke steht noch immer da für Alle, die nicht hochmüthig sind und in der Kunst nicht Kunst, sondern Dinge des Lebens, Erfahrungen, Erlittenes und Siegerisches sehen und suchen. Ist es dann nicht endlich gleichgiltig, ob Wassermann ein Dilettant nur, wenn er doch die Ahnung, die dunkle, mit den Begriffen unablässig ringende, von den Dingen giebt. Und das giebt er in der That. Hinter den dürftigen Worten und Geschehnissen scheint eine bewegte Welt zu stehen, in der der Dichter sein Leben erlitten hat. Hinter den Schleiern, die seine dilettantische Kraft von den Dingen nicht herabreißen kann, braut ein besonderes Treiben, aus dem sich seherisch und nachtwandelnd der ethische Wille als das treibende Agens heraushebt und vorwärts schreitet. Das allein hat in dem ernsthaften Buche einen Werth; ernsthafte Naturen werden sich mit ihm beschäftigen und mit seinen Problemen nicht so leicht fertig werden. J. Th—r.

**Der Narr und Anderes.** Novellistisches von Johannes Schlaf. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1902.

Johannes Schlaf — auch die da sitzen, wo die Spötter sitzen, müssen schweigen, wenn dieser Name genannt wird. Denn wer darf ihn verspotten? Wer Objekte sucht, an denen er seinen Witz leuchten lassen kann, der wird sich nicht lange bei ihm aufhalten mögen; denn hierzu bietet er wenig Anlaß. Er muß ernst genommen werden. Das fühlen Alle, und deshalb wird es so merkwürdig still im Kreise der Witzigen und Geistreichen, wenn der Dichter auftaucht, dem gegenüber die Schärfe selbstgefälliger blendender Kritik nichts vermag. Man kann eigentlich kaum anders als gleichsam kleinlaut bescheiden von ihm reden, wo man ihm etwa nicht zu folgen vermag, die Achseln zucken und gestehen, zu dem oder jenem fehle einem augenblicklich noch das geistige Verhältniß. Aber ihn wegwerfen kann man niemals. Denn es ist, als trete das Moralische in der Kunst bei einigen Individuen besonders lebendig zu Tage, und zu diesen gehört der ernste Künstler Schlaf. Der unverkennbare Ernst des Strebens adelt ihn auf allen seinen Wegen. So trägt er wie ein Heiliger in der Schaar zweideutiger Kunstbeflissener immer einen feinen Schimmer unverletzbarer Würde um sein Haupt.

Die vorliegende Sammlung kleiner Novellen und Stimmungsbilder zeigt den Dichter Schlaf vielleicht auf einer höheren Stufe der Vollendung als manches Frühere. Er scheint sich hier auf seinem eigensten Gebiete zu bewegen, einem Gebiete wenigstens, das wohl geeignet sein dürfte, ihm eine große Anzahl bewundernder Leser zu verschaffen. Von den „kleinen realistischen Stimmungsnovelletten" schrieb Hans Benzmann (Nord und Süd, Mai 1901), sie würden ihm das Liebste bleiben. In ihnen lebe und webe ein eigenartiger Pantheismus. In der That besitzen diese wundersamen Bildchen einen zarten Zauber. Mir ist unter den neuen Gaben des Poeten vor allem das „Fruchtstück" als charakteristisch aufgefallen. Mit unendlich liebevoller Vertiefung in die Schönheit des Alltäglichsten greift er uns an's Herz, und dabei läßt er denn auch in machtvoller Vision und mit merkwürdiger, kluger historisch-mythologischer Bezugnahme einen alten Heidengott vor uns aufleben. Bedeutender durch die packende Tragik ist „Frühjahrsnacht". Wenn der Sturm zu bewegtem Menschenschicksal heult, wenn die Gewalt des Schmerzes eine Größe erreicht, wie sie die Musik Wagners zu Tristan und Isolde schildert, scheint mir in der elementaren, der brüllenden Größe, das sonst vermiedene, versöhnliche Moment zu liegen. Geheime Lust mischt sich in die Wahrnehmung ein, daß wir so Großes durchleben.

„Wer möchte sagen, daß irgend etwas in der Welt völlig trostlos wäre?" (Der Narr und Anderes, Schnee S. 123.) H. L.

**Villa Maria.** Roman von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin. 1902. Cotta.

Es ist das Schöne bei Romanen, Novellen und ähnlichen Dingen, die man lesend

genießen kann, daß man hier bei gewissen Schriftstellern von vorn herein auf ungestörte Freude gefaßt sein darf, während beim Drama oder in der Musik gar so viel von der Güte der Aufführung und der nothwendigen Beschränkung auf einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit abhängt. Steht Schubert oder Chopin auf dem Zettel, so wird sich mancher selbst durch solche Namen nicht reizen lassen, wenn er daneben Anderes antrifft, was ihn befürchten läßt, daß er dann und dort doch eben nicht den reinsten Schubert in reinster Stimmung wird auf sich wirken fühlen können.

Aber wer sich irgendwann und irgendwo mit einem Romane Wilbrandts still hinsetzt und liest, hat weiter nichts von Nöthen. Aus den Buchstaben vor ihm entspringt eine neue holde Welt mit zarten Frauengestalten, die grüßend vorüberschweben, die ihm seltsam zauberhaft zunicken, als seien sie zugleich langstielige Blumen in einem erdfernen Wundergarten der Phantasie. Und Schicksalsverkettungen und grandiose Gestaltungen ziehen wolkenhaft vorbei. Immer sehen wir nur einen kleinen sonnenbeschienenen Wirklichkeitsausschnitt. Wir hören gerade dieses oder jenes Gespräch bis zu einem Wendepunkte, aber es ist just das Interessante, das Charakteristische. Dazu werden oft weite Zeit- und Streitfragen aufgerollt. Wilbrandts eigenes philosophisches Denken mengt sich feinsinnig darein, und er läßt mit unnachahmlicher Gewandtheit hie und da behutsam ein Streiflicht über das historische Weltbild der Gegenwart fallen. Schließlich entscheidet überall sein sonniges Temperament. Aus all' den meisterhaft gehandhabten Stimmführungen hören wir **ihn** heraus, den wir lieben, und dem wir immer lauschen möchten. — Welch' Gleichniß genügte, all' das wiederzugeben, was so ein Roman in uns aufweckt! H. L.

**Slavische Leidenschaft** von Daniel Lesneur. J. Engelhorn, Stuttgart,

Die slavische Litteratur hat seit Jahrzehnten sich ebenbürtig neben die germanische und romanische gestellt; — sie hat die Aufmerksamkeit Europas auf das slavische, besonders auf das russische Volks- und Seelenleben gelenkt. Deutsche und Franzosen vertiefen sich gern in die eigenartigen Probleme, die jenes Volk zu ergründen und zu lösen giebt, diese Probleme theilen sich in ein psychologisches und ein sociales; das psychologische besteht in dem Gemisch von glühender Begeisterung und kühler Ueberlegung, leidenschaftlichen Empfindens und gezügelter Triebe, gewaltiger Kraft und kalten Blutes. Das sociale Problem zeigt den Gegensatz zwischen einer raffinirten Kultur und barbarischer Härte. — Der Verfasser versucht in dem vorliegenden Roman uns diese Probleme zu entwickeln und zu lösen, eine reich bewegte, spannende Handlung fesselt von Anfang bis zu Ende, und trotz des tragischen Ausgangs der Erzählung läßt er uns eine mildere, versöhnendere und bessere Zeit für Rußland ahnen.

mz.

**Wenn's dunkel wird.** Von Jassy Torrund. Berlin, Albert Goldschmidt.

Drei Novellen, die neben feiner Beobachtungsgabe Zeugniß ablegen für den warmen Herzschlag einer mitfühlenden Seele, die für das tausendfältige Leid im Menschenschicksal die richtigen Töne findet.

mz.

**Feuer.** Von A. Ranzau. Berlin, Albert Goldschmidt.

Das Sujet, welches der Roman behandelt, ist zwar nicht neu, auch nicht in neuer Beleuchtung dargestellt, aber mit psychologischem Verständniß erfaßt und flott geschrieben, fesselt es das Interesse des Lesers.

Eine geniale Schauspielerin muß um der Liebe willen ihrer Kunst entsagen, es ist die selbstverständliche Voraussetzung des gräflichen Freiers, um mit ihr die Ehe einzugehen, — aber in ihr brennt das göttliche Feuer, und trotz der wahrhaftigen Liebe der Beiden kommen sie auseinander und finden sich erst wieder, als die Künstlerin an dem Konflikt zu Grunde geht, sie siecht physisch dahin und stirbt. Noch ein anderer Konflikt ergiebt sich aus der ehelichen Verbindung des Grafen mit der Schauspielerin, er wird von seiner Familie in Acht und Bann gethan und muß auf seine Erstgeburtsrechte verzichten; wir wundern uns, welche rückständigen Anschauungen A. Ranzau hiermit zum Ausdruck bringt, in Wirklichkeit hat manch unbekanntes Gräflein durch seine Verbindung mit einer großen Schauspielerin erst Namen und Bedeutung in der Welt bekommen.

mz.

**Ich will es sühnen!** Roman von Freifrau von Schlippenbach. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ein tüchtiges Erzählertalent, schade nur, daß die Verfasserin Drahtpuppen und nicht Menschen auf die Füße stellt, mit heißem begehrlichen Blute, deren aufgewühlte

Leidenschaften sich ausleben wollen und nicht in Tugend und Entsagung und Seelengröße zu ersticken sind.

Wie wird aber auch die Tugend belohnt; in jenem glückseligen Fleck Erde am Strande des Meeres, herrscht nur Zufriedenheit und Wonne, hier giebt es keinen Kampf und keine Gegensätze, — wenn uns Freifrau von Schlippenbach den geographischen Begriff dieses irdischen Paradieses doch näher bezeichnen wollte!

mz.

**Neue Frauen.** Roman von Paul u. Viktor Margueritte. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Friebe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Die von Amerika und England ausgehende feministische Bewegung, die überall da Grund und Boden gewann, wo die wirthschaftlichen Verhältnisse das Weib dem häuslichen Wirkungskreise entzogen und in den Kampf um's tägliche Brot trieben, findet auch in Frankreich immer mehr männliche Fürsprecher. Wie Marcel Prevost, der in seinen „Les vierges fortes“ das Thema erschöpfend behandelte, so suchen die Gebr. Margueritte für diese Bewegung Propaganda zu machen. Sie schildern eine junge, schöne, reiche Französin, die das frivole Treiben ihrer männlichen Umgebung anwidert und, von ihrer englischen Freundin, der Verfasserin des berühmten Briefes: Frauenrecht, beeinflußt, den ernsten Entschluß faßt, die socialen Reformbestrebungen zu unterstützen und einen Theil ihres Vermögens gemeinnützigen Zwecken zu opfern. Ihre Heldin hat vernünftige Ansichten und hütet sich vor dem, was der weiblichen Natur widerspricht. Trotz trauriger Erfahrungen mit ihren Verehrern wird sie keine Männerfeindin, sondern beglückt schließlich einen braven Ingenieur. Der lesenswerthe Roman giebt dem gesunden Gedanken Ausdruck: Mögen die Frauen sich eine neue Seele schaffen, nicht aber einen neuen Körper.

N.

**Svante Ohlsen.** Roman. Von Franz Rosen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag

Es giebt bekanntlich Bücher, in denen der erzählte Inhalt Alles ist. Wenn sie „spannend“ sind und dazu einen befriedigenden Schluß haben, werden sie gern gelesen. Der Meister Fontane hat einmal davor gewarnt, solche Bücher zu unterschätzen. Rosens „Svante Ohlsen“ ist noch mehr, es ist ohne Zweifel ein gutes Buch, ein Buch, das man zwar nicht langsam in sich aufnimmt, aber doch mit Freuden liest. Denn es ist mit großer Liebe geschrieben und manchmal von einer ganz eigenen Großzügigkeit. Rosen spinnt den Faden schnurgerade, er schaut nicht nach rechts oder links, es geht Alles vorwärts wie programmmäßig, keine Abschweifung, keine Unterbrechung, — es fehlt mit einem Wort: das Behagliche, das verträumt Breite, das süße Lächeln, das wir in einem großen Roman suchen, der uns mehr als ein paar Stunden des Genießens, der uns ein Stück Leben sein soll, ein Stück miterlebtes Leben.

„Svante Ohlsen“ erzählt von dem Fluch der Finsterniß und von einer großen, großen Liebe, die den Fluch brechen kann, von der Wiedergeburt zum Leben, vom Pilgern zur Sonne. „Aber Mancher wird alt und grau, bis er den Weg zur Sonne findet, und Mancher stirbt wohl gar, ohne jemals die Sonne gesehen zu haben.“

B.

**Leidenschaft.** Die Geschichte eines Offiziers. Von Felix Frh. v. Stenglin. Zweite Auflage. Dresden u. Leipzig, Verlag v. Heinrich Minden.

Der ernste Vorwurf, den später Otto Erich Hartleben im „Rosenmontag“ dramatisch behandelte, bildet den Inhalt dieses tief ergreifenden Romans. Der Verfasser gehört nicht zu den Erzählern, deren Gestaltungs- und Unterhaltungsgabe sich in den Dienst der Mode stellt und das Sensationsbedürfniß der Menge befriedigt, sondern zu denen, die das Alltägliche so zu gestalten verstehen, daß es verklärt und geklärt das Gefühl der Anderen in Mitleidenschaft zieht. Dies beweist die feine und treffende Charakteristik seines Helden, der im heißen Kampfe mit der Leidenschaft folgende schwere Verurtheilung der bestehenden unnatürlichen Verhältnisse ausspricht: „Sind denn diese Gesetze von Gott? Wenn sie von einem Gott sind, so ist dieser Gott nicht der meine. Mein Gott legt das Gute, das Starke, das Natürliche in des Menschen Brust, mein Gott treibt seine Kreaturen an, wahr und groß zu handeln. Dies aber, was ich thun soll, ist das gut, stark und natürlich? Es ist nichts von alledem. Gut ist es, wenn ich gut bin zu ihr, die ich liebe, stark ist es, wenn ich an ihr festhalte, trotz aller Hindernisse, natürlich ist es, wenn der Mensch sich nicht kehrt an Stand und Rang und anderer Menschen Wort, sondern wenn er den edelsten Trieben seines Herzens folgt. Oder wäre es stark,

zu entsagen? Sie im Elend zurückzulassen, sie fortzustoßen, nachdem ich sie mit allen Banden an mich gekettet?! Nein, nein, nein!" Es ist erfreulich, daß schon die zweite Auflage des Buches erschienen ist. Mancher junge Mann kann viel daraus lernen. N.

**Freund Hein.** Von Emil Strauß. Eine Lebensgeschichte. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer.

Ein reinlicher Mensch und ein kleiner Rechtsfanatiker wird geschildert; er geht in der Jugend daran zu Grunde. Verschärft wird das Heldische des Knaben noch durch seine überaus sensitive Künstlerschaft. Es giebt stärkere Gestalten solcher Art in unserer Litteratur; man darf, wenn man dem begabten Poeten nicht übel will, beileibe nicht an Kleist, in der leisen schlichten Lyrik nicht an Keller, man darf an Viele nicht denken. Denn es tritt ruhig, prätentionslos auf; in aller Bescheidenheit wird die Lebensgeschichte eines Knaben erzählt. Nur kennen wir ja diese Geschichte schon, auch das lyrische Motiv der Jugendgespielin ist bekannt; es kehrt ja nun fast in jedem Erziehungsroman wieder. Aber ein Dichter hat die Geschichte geschrieben und mit warmem Blut gefüllt; ein Dichter, der übrigens glänzend und scharf zu charakterisiren und zu beschreiben weiß.

J. Th—r.

**Monte Carlo.** Roman von Georg Frhr. v. Ompteda, Berlin, F. Fontane u. Co. —

Dieser neueste Roman Omptedas entrollt uns die Tragödie eines jener vielen Opfer, die Monte Carlo zu fordern pflegt, eines preußischen Adligen, der mit festem Vorsatz, „ruhig Blut" zu behalten, den verführerischen Ort betritt, schließlich aber im Aufflammen alter, unbezähmbarer Spielleidenschaft sein ganzes Vermögen dem gierigen Moloch in den Rachen wirft. Geschickte Schilderungen des fashionablen Lebens und Treibens in diesem mit allen Reizen der Natur den Sinn berückenden Inferno geben den bunten Rahmen der schlicht erzählten tragischen Geschichte. K. W. G.

---

Als litterarische Weihnachtsgaben mögen einige Werke hier wenigstens kurze Erwähnung finden, deren ausführlichere Würdigung wir uns vorbehalten. Da sei in erster Linie auf die neue (6.) Auflage von Meyers Großem Konversations-Lexikon (Leipzig, Bibliograph. Institut) hingewiesen, deren erster Band gerade noch rechtzeitig herausgekommen ist, um die Anregung zu bieten, dieses großartige, das gesammte Wissen in sich schließende Nachschlagewerk, an dessen Vervollkommnung die Verlagshandlung unablässig arbeitet, als Weihnachtsgabe für Andere oder für sich zu erwerben. Es wird in 20 Vierteljahrsbänden zum Preise von je 10.00 Mk. erscheinen. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf ein schon früher im gleichen Verlage erschienenes wissenschaftliches Werk von Bedeutung hingewiesen: auf die „Urgeschichte der Kultur" von Dr. Heinrich Schurtz, in welchem zum ersten Mal eine die gesammte Kultur in ihren verschiedenen Zweigen umfassende Darstellung gegeben wird. Das reich illustrirte Werk ist, wie alle wissenschaftlichen Publikationen des Verlages, auf's Gediegenste ausgestattet. —

Ein neues Werk von Richard Muther ist im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen, eine „Geschichte der englischen Malerei", die nach einem Kapitel über die alte höfische Kunst uns von Hogarth bis zu den jüngsten Schöpfungen der Glasgower Schule führt und in 154 Abbildungen charakteristische Proben der englischen Kunst der Anschauung übermittelt.

Litterarische Feinschmecker, die nicht Alltagskost lieben, seien auf einige bedeutende Erscheinungen des J. C. C. Bruns'schen Verlages in Minden i. Westf. aufmerksam gemacht, insbesondere auf die jetzt vollständig vorliegende von Arthur u. Hedda Moeller-Bruck besorgte Poe-Ausgabe, sowie auf die von Max Bruns in Angriff genommene Ausgabe von Baudelaires Werken, deren eben erschienener 3. Band sich der vorgenannten Publikation gewissermaßen ergänzend anschließt, da er außer dem interessanten Aufsatz „Wagner in Paris" u. A. Baudelaires Abhandlung über „Poes Leben und Werke" enthält. —

Ganz besonders geeignet als Weihnachtsgabe ist durch seinen Gegenstand ein Werk, das dem schönsten Fest selbst gewidmet ist: Weihnachten von Prof. Dr. Georg Rietschel (Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig). Es behandelt: Weihnachten in der Kirche und in der bildenden Kunst, giebt eine Zusammenstellung von Weihnachtsliedern, plaudert von Weihnachtsbräuchen aus alter und neuer Zeit, und erzählt die Geschichte des Weihnachtsbaumes und der Weihnachtsfeier. Ein reiches Illustrationsmaterial stellt Schöpfungen der Kunst, die der Zauber der Weihnacht inspirirt hat, und die ihn wiedergeben, in vortrefflichen

Reproduktionen uns vor Augen. Das reizende Werk kostet nur 4.00 Mk.

Ein paar Bücher für die Jugend seien angereiht. Ausgezeichnete Werke hat der Schafstein'sche Verlag in Köln a. Rh. unseren Kleinen beschert; vor allem ein neues Bilderbuch von Ernst Kreidolf, dem originellen Illustrator des vielumstrittenen „Fitzebutze", und Autor der „Schlafenden Bäume". Wie in dem letzteren hat er auch in seinem Buche „Die Wiesenzwerge" die Feder und den Zeichenstift zugleich gehandhabt, wobei er freilich als Textdichter nicht die gleiche erfinderische Kraft der Phantasie und die humoristische Eigenart, wie als Zeichner, entfaltet. Reichere textliche Ausbeute — quantitativ wie qualitativ — bietet des bekannten Pädagogen Prof. Dr. Ernst Dannheißer Märchenbuch „Miaulina", das sehr gut den Schein der Naivetät und bunten Märchenglanz, der Kinder ergötzt, mit einer verborgenen Ironie der Lebenserfahrung, an der Erwachsene ein stilles Ergötzen haben, vereint. Jul. Diez, der Illustrator der „Jugend", hat in diesem Buche diesmal seine humorvoll stilisirende Kunst in den Dienst der wirklichen Jugend gestellt. — Für ein Alter von 8—11 Jahren sind die Märchen und Erzählungen „Lohn der Arbeit", für das von 12—15 Jahren die Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege: „Auf rauhen Pfaden" von Paul Benndorf (Verlag von Dr. Seele & Co.) bestimmt. Die den Büchern beigegebenen Farbendruckbilder von Marie Goldhan, sind aber von einer heute auch bei Kinderbüchern nicht mehr erlaubten Unzulänglichkeit.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

**Anzengrubers Briefe.** Von G. Gugitz. Gegenwart 62, 37.
**Arabischen Monumente Kairos, Eine Wanderung durch die.** Von Franz Pascha. Deutsche Revue XXVII. Sept.
**Benzmann, Hans.** Von L. Kiesgen. Litterarische Warte III. 12.
**Bosporus und Goldenem Horn, Zwischen.** Von G. Künzel. Nord u. Süd 1902. Dez.
**Carlos, Don, Der historische.** Von G. Schuster. Türmer IV. 12.
**Christenthum und Kunst.** Von C. Gurlitt. Deutsche Monatsschrift I. 12.
**— und Sklaverei.** Von B. Schüller. Freie Wort II. 12.
**Coloniale Schmerzen.** Von M. v. Brandt. Deutsche Rundschau 28, 12.
**De Wette.** Ein Gedicht von Martin Leberecht De Wette aus seinem letzten Lebensjahre. Mitgetheilt von Fr. Thudichum. Nord u. Süd 1902. Dec.
**Droste Annette von, Bedeutung für die deutsche Dichtung.** Von H. Benzmann. Deutsche Heimat V. 48.
**Flaischlen, Cäsar.** Von W. Holzamer. Litt. Echo IV. 23.
**Gildemeister, Otto.** Von A. Meyer. Nation XIX. 48.
**Gobineau und die Gobineau-Vereinigung 1892—1901.** Von L. Schemann. Deutsche Monatschrift I. 12.
**Goethe und Bismarck uns vorbildlich auch in Bezug auf Leibeszucht.** Von K. Koch. Deutsche Monatschrift I. 12.
**Gutzkow, Karl, Begegnungen mit.** Von R. v. Gottschall. Universum XIX. 3.
**Hausbau, Ueber den deutschen.** Von H. Stegmann. Deutsche Stimmen IV. 11.
**Hebbel, Friedrich.** Von W. Girschner. Monatsblätter für Deutsche Litteratur. VI. 12.
**Heine in Frankreich.** Von K. E. Franzos. Deutsche Dichtung 32, 12.
**Ibsen-Studien.** I. Kaiser und Galiläer. II. Wenn wir Todten erwachen. Von Helene Zimpel. Nord u. Süd 1902. Dec.
**Japanische Wirthschafts- und Socialpolitik.** Von L. Katscher. Nord und Süd 1902. Dec.
**Kathoden und Röntgenstrahlen, Die.** Entwickelung und der heutige Stand der K. und R., und die Beziehungen zu anderen physikalischen Erscheinungen. Von A. Hagenbach. Deutsche Revue XXVII. Sept.
**Kunst als Ausdruck.** Von P. Schubring. Zeit (Berlin) I. 50.
**Kunstgewerbe, Englisches.** Von H. Pudor. Gegenwart 62, 36.
**Leben als Kunstwerk, Das.** Von Naumann. Deutsche Heimat 5, 49.
**Linie, Die.** Von H. van de Velde. Zukunft X. 49.
**Lärm, Noch Einiges über den.** Von Th. Lessing. Nord und Süd 1902. Dec.
**Marie Louise und der Sturz Napoleons.** Von A. Fournier. Deutsche Rundschau 28, 12.
**Megede, Johannes Richard zur.** Von H. Bauchwitz. Intern. Litteraturber. IX. 17/18.
**Musik, Die Stellung der M. zur modernen Litteratur.** Von L. Schmidt. Deutsche Monatschrift I. 12.
**Nietzsche, Friedrich, und sein letztes Werk.** Von O. Siebert. Deutsche Monatsschrift I. 12.
**Paulsen, Friedrich.** Von H. Lindau. Nord und Süd 1902. Dec.
**Philosophie des Pöbels.** Von P. N. Cossmann. Zukunft X. 50.
**Pseudonym, Das.** Von W. Kirchbach. Litt. Echo IV. 23.

**Raabe, Wilhelm.** Von L. Löser. Monatsbl. f. Deutsche Litteratur. VI. 12.
**Rhodes, Cecil.** Von M. v. Brandt. Deutsche Revue XXVII. Sept.
**Simrock. Karl Joseph.** Von M. Koch. Türmer IV. 12.
**Storm, Theodor, Lebensanschauung.** Von Otto Frommel. Deutsche Rundschau 28, 12.
**Tolstoi als Aesthetiker.** Von K. Aram. Litt. Echo IV. 23.
**Weigand, Wilhelm, Dramen.** Von H. E. Kromer. Deutsche Heimat 5, 48.
**Wunder und Gebetserhörung.** Vom Standpunkt des Naturforschers. Von L. Pfaundler. Deutsche Revue XXVII. Sept.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Amateur-Photograph, Der.** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 10. Oktober 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag. (Rud. Helm.)
**Angewandte Geographie.** Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirthschaftsleben. I. Serie. 2. Heft: Dr. Paul Rohrbach, Die wirthschaftliche Bedeutung Westasiens. Halle a./S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlag m. b. H.
**Artopé, Theodor,** Blinde Liebe. Drei Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt.
**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 17—19. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Bang, Hermann,** Tine. Roman. Autorisirte Uebersetzung von E. Weise. Berlin, S. Fischer.
**Baudelaires, Charles, Werke.** In deutscher Ausgabe von Max Bruns. Der dritte Band. Poes Leben und Werke — Wagner in Paris — u. a. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
**Baumgart, Dr. Hermann,** Goethes Faust als einheitliche Dichtung. Zweiter Band. Die Erklärung des zweiten Theiles des Faust. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch.
**Behnisch-Kappstein, Anna,** Wanderkameraden. Gedichte. Eisenach, Thüringische Verlagsanstalt.
**Benndorf, Paul,** Auf rauhen Pfaden. Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Mit 4 Farbdruckbildern von Marie Goldhan. Leipzig, Dr. Seele & Co.
— Sohn der Arbeit. Neue Märchen und Erzählungen. Leipzig, Dr. Seele & Co.
**Bethge, Hans,** Der gelbe Kater. Novellen. Berlin, Schuster & Loeffler.
**Blochmann, Rich. Herm.,** Licht und Wärme. Mit 81 Abbildungen. Leipzig, Carl Ernst Poeschel.
**Bulthaupt, Heinrich,** Dramaturgie der Oper. 2 Bände. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
**Burmester, Marie,** Pfarrhäuser. Hanau, Clauss und Feddersen.
**Carpenter, Edward,** Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Einzig autor. deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übers. und eingeleitet von Dr. Karl Federn. Leipzig. Hermann Seemann Nachflg.
**Dannheisser, Ernst,** Miaulina. Ein Märchenbuch für kleine Kinder. Mit Bildern von Julius Diez. Köln a./Rh. Schafstein & Co.
**Daumas, Maria Renée,** Was die Schwalbe sang! Eine einfache Geschichte aus meinem Nachbardorfe. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Jahrgang 2. Heft 2. München, G. D. W. Callwey.
**Diemar, A. von,** (W. Marthen.) Wie feiern wir Familienfeste? (Schwabachersche Sammlung populärer Schriften.) Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.
— Wie begehen wir Vereinsfeiern und Jubiläen? Gesellige und öffentliche Feste? (Schwabachersche Sammlung populärer Schriften). Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhdlg.
**Dirr, A.,** Panstenographie. Allgemeine Stenographie zum Gebrauch in allen Sprachen. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, A. Hartlebens Verlag.
**Dose, Johannes,** Frau Treue. Geschichten aus der Geschichte. Leipzig, Sächsischer Volkswirthschaftsverlag.
**Driesmans, Heinrich,** Rasse und Milieu. (Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgeg. von Leo Berg. Band IV.) Berlin, Johannes Räde.
**Ehgart, Hans Ludwig,** Unstäte Lieder. Mit Buchschmuck von Willy Ehringhausen. München, A. Ackermanns Nachflg. (Karl Schüler.)
**Ekensteen, M. v.,** Friede den Hütten! Preisgekrönter Roman. Mit Bildern von R. Mauff. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
**Engel, Tassilo Hans,** Sinnesmenschen. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Engl, Joh. Ev.,** Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozarts irdischem Lebensgange. Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde am 13. Febr. 1902. Salzburg, Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
**Erdmann, Gustav Adolf,** Unter der Flagge der Hamburg-Amerika-Linie. Braunschweig, George Westermann.
**Es werde Licht.** Blätter für Aufklärung, Fortschritt und Versöhnung. Begründet von Carl Scholl. Redigirt von Georg Rost. 34. Jahrg. Heft 1. Oktober 1902. München, O. Th. Scholl.
**Eschelbach, Hans,** Erzählungen. Mit Bildern von A. Siebcrath, J. Schönbrunner, J. van Taak und K. Bucktäschel. München, Allgemeine Verlagsgesellsch. m. b. H.
**Foth, Max,** Das Drama in seinem Gegensatz zur Dichtkunst. Ein verkanntes Problem der Aesthetik. Band I. Die Stellung des Dramas unter den Künsten. Leipzig, Georg Wigand.
**Fuhrmann, Maximilian,** Die Hölle im Pferdestall und andere lachende Satiren. Berlin, Schuster & Loeffler.
**Geijerstam, Gustaf af,** Die Komödie der Ehe. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.
**Gelber, Adolf,** An der Grenze zweier Zeiten. Freie Reden über Shakespeare. Dresden. Carl Reissner.
**Goethe, Die Leiden des jungen Werther.** (Phantheon-Ausgabe) Berlin, S. Fischer.

**Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. von Prof. Dr. Karl Heinemann. Band 5 u. 6. Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Grazie, M. E. delle,** Gedichte. Vierte sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildniss der Verfasserin. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Heiling, Hans,** Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert. Buchschmuck von F. W. Haller. Freiburg i./B., Friedrich Ernst Tehsenfeld.

**Helling, Hans,** Das Goldene Buch der Reden und Toaste. Zweiter Theil: Reden und Toaste für Geburtstag, Namenstag, Taufe, Konfirmation, Firmung, Sylvester, Neujahr, Fasching, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Einladungen, Gesellschaften, Im Herrenkreis etc. Mit einem Anhang: Bausteine zu selbstständigen Toasten und Tischreden. Stuttgart, Schwabacher Verlag.

**Heine, Heinrich,** Buch der Lieder. (Pantheon-Ausgabe.) Berlin, S. Fischer.

**Hennig, Alfred,** Die da hungern nach Glück und Liebe. Roman aus dem Hochgebirge. Weinheim, Fr. Ackermann.

**Herzog, Rudolf,** Der Adjutant. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Hildebrandt, Paul,** Neue Brettl-Chansons, gesungen von Rieke Gassenhauer, jetzt Ernestine vom Ueberbrett. Berlin, A. Hildebrandt.

**Hochschul-Vorträge für Jedermann.** Heft 23—28. (Gesellige Thiere I—IV von Prof. Dr. W. Marshall.) Leipzig, Dr. Seele & Co.

**Köcker, Paul Oskar,** Es blasen die Trompeten! Eine Reitergeschichte. Leipzig, Paul List.

**Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe.** Lieferung 2. Leipzig. E. A. Seemann.

**Keller, Paul,** Waldwinter. Roman. Mit Bildern von Paul Brockmüller. München, Allgem. Verlags-Gesellsch. m. b. H.

**Key, Ellen,** Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Autoris. Uebertr. von Francis Mars. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer, Verlag.

**Kohut, Adolf, Dr.,** Aphrodite und Athene. Psychologische, litteratur- u. kulturgeschichtl. Plaudereien und Federzeichnungen. Leipzig, Max Schreck.

**Krane, Anna.** Starke Liebe. Roman. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchh.

**Kreidolf, Ernst,** Die Wiesenzwerge. Bilder u. Text. Köln a./Rh., Schafstein & Co.

**Krause-Kinkel, Marie.** Gedichte. Paderborn, Junfermannsche Buchhdlg. (Albert Pape.)

**Krieg, H.,** Italienische Grammatik. An einem italienischen Lustspiel nach neuer Methode dargestellt und gelehrt. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Kunstwart, Der,** Herausgeber Ferdinand. Avenarius. 16. Jahrg. Heft 1. Probeheft. München, Georg D. W. Callwey.

**La Mara,** Musikalische Studienköpfe. 5. Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Dritte neubearbeitete Auflage. Mit 24 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Lehmus, Wolfgang,** Wir sind jung. Ernste und heitere Dichtungen. Kiel, Lipsius & Tischer.

**Litzmann, Berthold,** Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen. Erster Band. Mädchenjahre 1819—1840. Mit 3 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

**Lotterie-Poesien.** Gereimtes und Ungereimtes. Ein launiges Liederbuch für glückliche und unglückliche Lotteriespieler. Anthologie deutscher Dichtungen über das Lotteriespiel. Herausgeg. von H. Oetterwitz. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

**Lu Volbeth,** Führe uns nicht in Versuchung! Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Mann-Tiechler, K. H.,** Deutschland und Frankreich. Politische und militärische Betrachtungen am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. (Luckhardts Zeitgeschichtl. Bibliothek I.) Berlin, Friedrich Luckhardt.

**Malade, Theo,** Der Hilfsprediger. Roman. Berlin, S. W. Hermann Walther Verlagsbuchhdlg. G. m. b. H.

**Marcotti, Giuseppe,** Entehrt. Roman. Einzig berechtigte Uebersetznug von Catharina Brenning. Dresden, Heinrich Minden.

**Marshall, Prof. Dr. W.,** Gesellige Thiere, Hochschul-Vorträge für Jedermann. Heft XXIII.—XXVIII. Leipzig, Dr. Seele & Co.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 18. u. 19. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 11. u. 12. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

**Meyers grosses Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgem. Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbild. im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Erster Band. A bis Astigmatismus. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

**Michaelis, Karin,** Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe. Berlin, Axel Juncker.

**Milow, Stephan,** Fallende Blätter. Neue Gedichte. Kassel, Georg Weiss.

**Moeller-Bruck, Arthur,** Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Bd. XI. Der neue Humor Variétéstil. Bd. XII. Propheten. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Mombert, Alfred.** Die Schöpfung. Zweite veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Der Glühende. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Tag und Nacht. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Monatsblätter für deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Albert Warneke. 7. Jahrgang, 1902—1903. Heft 1. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Müller-Guttenbrunn, Adam,** Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramaturgische Gänge. Linz, Oesterreichische Verlagsanst.

**Muther, Richard.** Geschichte der englischen Malerei. Mit 154 Abbildungen. Berlin, S. Fischer.

**Neue Bahnen.** Halbmonatsschrift für Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber Ottokar Stauf v. der March und Karl M. Klob. II. Jahrgang. 1902. 19—21 Heft. Wien, VIII., Wickenburggasse 5, Schriftleitung u. Verwaltung.

**Oestéren, Fr. W. von,** Schatten im Walde. Eine Dichtung. Dresden, Karl Reissner.

**Poes, Edgar Allan, Werke.** In 10 Bänden. Herausgeg. von Hedda u. Arthur Moeller-Bruck. Bd. II. Gedichte und Anderes. Bd. VII. Hans Pfaals Mondfahrt. (Der Novellen vierte Reihe.) Bd. VIII. Die Abenteuer Gordon Pyms. Roman. Bd. IX. Der Teufel im Glockenstuhl. Der Humoresken erste Reihe. Bd. X. Der Engel des Wunderlichen. Der Humoresken zweite Reihe. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

**Pedersen, Hugo V.,** Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt. Mit 8 farb. Einschaltbildern u. zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. In Original-Prachteinband. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
**Pogge, Günther,** Frühe Wanderung. Gedichte. Kiel, Lipsius & Tischer.
**Preuschen, Hermione von,** Astartenlieder. Zürich, Cäsar Schmidt.
**Quandt, C.,** Die Polen in Danzig. Historische Erzählung. Dritte Aufl. Mit Abbildungen von B. Sturmhoefel. Braunschweig, H. Wollermann.
**Reibling, Amalie,** Des Lebens Licht- und Schattenseiten. Roman aus dem Leben. Braunschweig, Richard Sattler.
**Roese, Dr. Chr.,** Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Lateinischen Sprache. Brief 1. Leipzig, E. Haberland.
**Rohan, Karel J.,** Evangelischer Klerikalismus in Mähren. (Zwangs-Ohrenbeichte, priesterliche Sündenvergebung, bedingte Taufen unehelicher Kinder. Ausschliessung von den Sakramenten und aus der Kirche.) Wien II, Praterstrasse 78, Karel Rohan.
**Rouby, Docteur,** Marie Alacoque. Sa Folie Hysterique. Alger, Rue de Tanger, 15, S. Léon.
**Schalk, Gustav,** Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet. Mit zahlreichen Abbildungen von C. Arriens. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
**Scheerbart, Paul,** Immer muthig! Ein phantastischer Nilpferderoman mit 83 merkwürdigen Geschichten. 2 Theile. Minden, i. W., J. C. C. Bruns.
**Schick, Eugen,** Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg.
**Schiele, Friedrich Michael,** Friedrich Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie u. Index, (Philosophische Bibliothek Band 84.) Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Schmidt-Cabanis, Richard,** Lachende Lieder. Neue Dichtungen. Vierte, vermehrte und vom Verfasser neu durchgesehene Auflage. Berlin, Boll & Pickardt.
**Schott, Anton,** Der Bauernkönig. Roman. Mit Bildern von R. Rucktäschel. München, Allgem. Verlags-Gesellsch. m. b. H.
**Schoembs, Jakob,** Ohne Schuld verschuldet. Eine Erzählung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
**Schullern, Heinrich von,** Die Aerzte. Roman. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.
**Seeliger, Ewald Gerhard,** Aus der Schule geplaudert. Unpädagogische Skizzen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter.)
**Simplicissimus-Kalender für 1903.** München, Albert Langen.
**Söhle, Karl,** Seb. Bach in Arnstadt. Berlin-B. Behrs Verlag.
**Söhnstorff, Alfred,** Halali und andere Reitergeschichten aus Oesterreich-Ungarn. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Stauf von der March,** Germanen und Griechen. (Völker-Ideale, Beiträge zur Völkerpsychologie. Bd. 1.) Leipzig, J. Werner C.-B.
**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 11—12. Wien, A. Hartlebens Verlag.
**Stenglin, Felix Freiherr von,** Das Höchste. Roman. Dresden, Heinrich Minden.
— Eine reiche Partie. Erzählung. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 107.) Berlin, Albert Goldschmidt.
**Strauss, Emil,** Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer.
**Strantz, Kurd v.,** Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches. Antwort auf das französische Rachegeschrei 2. Aufl. (Luckhardts Zeitgeschichtliche Bibliothek II.) Berlin, Frdr. Luckhardt.
**Streckfuss, Adolf,** Ein Familiengeheimniss. Novelle. Fünfte Auflage. Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 32.) Berlin, Albert Goldschmidt.
**Traudt, Valentin,** Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlg.
**Vollmöller, Karl,** Das Rezensionsexemplar und die bezahlte Rezension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit litterarischer Kritik. Zweite vermehrte Auflage. Erlangen, Fr. Junge.
**Vorländer, Dr. Karl,** Geschichte der Philosophie. Bd. I. Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. (Philosophische Bibliothek Band 105.) Leipzig, Dürrsche Buchh.
— Geschichte der Philosophie. II. Band. Philosophie der Neuzeit. (Philosophische Bibliothek Band 106.) Leipzig, Dürrsche Buchhg.
**Voss, Elisabeth,** Haideblume. Novelle. Dritte Auflage. Mit Abbildungen von H. Baronführ. Braunschweig, H. Wollermann.
**Warmuth, Dr. Kurt,** Wissen und Glauben bei Pascal. Berlin, Georg Reimer.
**Wassermann, Jakob,** Der Moloch. Roman. Berlin, S. Fischer.
**Weltall und Menschheit,** Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgeg. von Hans Kraemer. Lieferung 12, 13 u. 14. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 47. Jahrg. No. 2. Heft 554. Nov. 1902. Braunschweig, George Westermann.
**Willy,** Claudines Schuljahre. (Claudine a l'école.) Einzig berechtigte Verdeutschung des Originals von Georg Nördlinger.
— Claudine in Paris. Einzig berechtigte Verdeutschung des Originals von Franz Hofen. 2. Aufl. Budapest, G. Grimm.
— Claudines Ehe. (Claudine en ménage). Einzig berechtigte Verdeutschung von Georg Nördlinger. Budapest, G. Grimm.
**Zifferer, Paul,** Der kleine Gott der Welt. Romandichtung. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Hundertvierter Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1903.

Breslau,
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

Hundertvierter Band.

Mit den Portraits von:
Kurt Breysig, Herman Bang, Osman Hamdy Bey, radirt von
Johann Lindner in München.



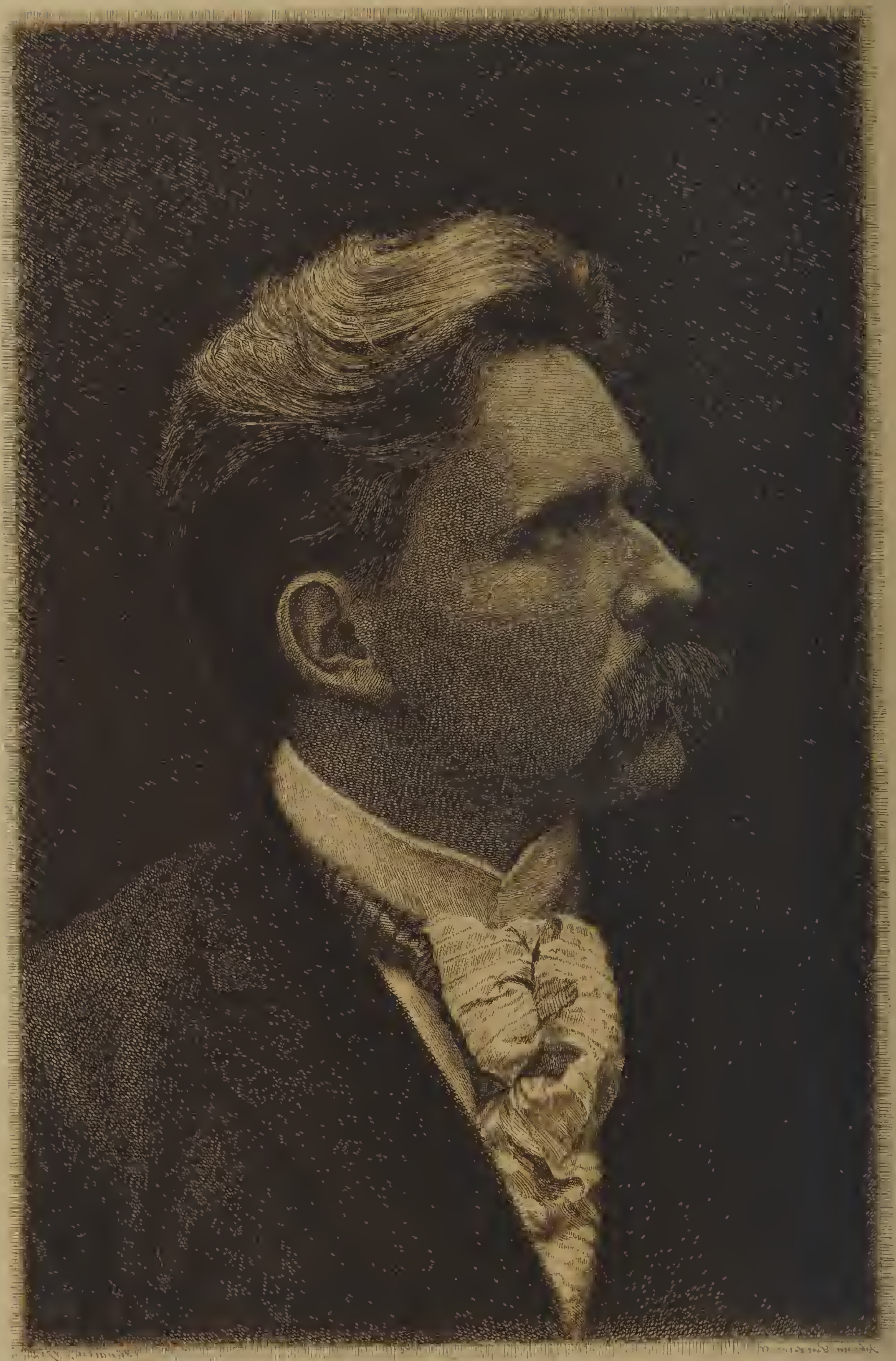
Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 104. Bandes.

## Januar — Februar — März.

## 1903.





Kurt Breysig

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

---

CIV. Band. — Januar 1903. — Heft 310.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kurt Breysig.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



# Mittsommernacht.

Eine Scene*).

Von


## Anna Maria Biel.

— München.


Personen.

Die Seherin (phantastisch grau gekleidet).
Irene (röthliches, glänzendes Haar, sehr elegante Kleidung: schillernde Stickereien auf schwarzem Grunde).
Bernt (vornehme nordische Erscheinung).
Seelen der Jungfrauen:
  Maria Reina (erste Jungfrau. Langes, glattes, blondes Haar, weißes Sterbekleid).
  Zweite Jungfrau.
  Dritte Jungfrau.
  Seele der Anna Elsbeta.
  Seelen anderer Jungfrauen.

Nacht.

Ein Friedhof mit Gräbern. Auf einigen Gräbern halb verfallene Eisenkreuze, auf anderen Rosensträucher, dazwischen Cypressen und hängende Weiden. In der Luft schweben Glühwürmchen.

**Chor der Glühwürmchen**

(hinter der Bühne von Frauenstimmen gesungen):

Wir fliegen uns wiegend mit leuchtendem Schooß
In duftender Nacht über feuchtgrünem Moos.

Wir glüh'n in den Schatten, leis, ohne Ton;
Die Blumen, sie bieten den Liebesthron.

Es lockt zur Liebe der strahlende Schooß —
O kommt und theilet das süßeste Loos.

O kommt und nahet Euch unserem Glühn —
In Seligkeiten wir flammen und sprühn.

---

*) Das Recht der Vertonung vorbehalten.

Stimme eines Glühwürmchens:
Mein Schooß überstrahlt Deinen dunklen Leib;
Ich bin die Liebe — ich bin das Weib.

Und ist der höchste Genuß verglüht —
Ich trage die Frucht, die zur Lust erblüht.

Die Seherin:
Hierher lud ich mir Gäste heute Nacht.
Wie Marmelkugeln, die ein spielend Kind
Gedankenlos mit kleinen Händen wirft
Und die in Lüften an einander prallen,
Dann niederfallen, wieder neu gesellt,
Im neuen Wurf auch wieder neu gestellt —
Wie Fäden bunter Seidensträhne,
Davon ein jeder von besondrer Farbe,
Die ich mit meinen Fingern spielend schlinge,
So schnell und toll, wie ich nur immer mag —
So halt' ich Euch an Eurer Lüste Trug.
Und blindlings folgt Ihr jedem leisen Zug.
Ihr, die ich heut an diesen Ort entbot,
Wo Euch Verderben und Erlösung droht,
Tod und Befreiung, wie ich oft sie schuf —
Die Nacht ist da, nun folget meinem Ruf!

(Links ab.)

Bernt schreitet langsam durch das kleine, eiserne Thor des Friedhofs, an das sich eine niedere, weiße Mauer schließt. Er wendet sich dem Hintergrunde der Bühne zu, wo Irene sichtbar wird; sie trägt einen Krystallkrug mit Wein und zwei Krystallkelchen. Bernt nimmt ihr Krug und Kelche ab und stellt beides neben das Thor.

Bernt:
Komm, folge mir, Geliebte, laß das Grauen
Des Friedhofs Dir nicht in die Seele dringen,
Steig muthig nun herab zum dunklen Grund,
Zu dem mich alle meine Wünsche ziehn.

Irene:
Gieb mir die Hand und halt' sie fest —
Laß mich nicht in den dunklen Boden sinken,
Darin geheimnißvolle Räthsel athmen —
Ach, Dir zu folgen ward mir heute schwer,
Hierher, zu dieser Stund' — zu solchem Thun!
Ich fühlt' es oft: Du glaubtest mir nicht ganz;
Heut wiederhol' ich Dir an diesem Ort,
Wo man nicht lügen kann, nicht lügen mag:
Nie küßte mich ein Andrer,
Seit ich Dir gehöre,
Nie war für mich Versuchung
Eines Andern Wunsch!
Nur was Du batest, that ich willenlos.
Ob recht es stets — wird heut' uns offenbar.
Das ist die Nacht heut der Entscheidung
Für unsere Liebe, unsre Seelen beide.
Denn unsre Seelen schwanden in der Liebe,
Und in der glüh'nden Fluth ertranken sie . . .

Ich fürchte mich, o schaue nicht zurück!
Am Ausgang dieses Gartens stehen Schwerter
In blauen Flammen glühend.
Verlassen können wir den Ort nicht mehr,
Das Grauen nicht, das uns allhier umfängt;
Die Erde hält uns — Schreite nicht so schnell,
Ich fürchte mich!

Bernt: Hab' keine Furcht, Geliebte!
Komm, folge mir, wie Du mir einst gefolgt!
Willst Du nicht auch, daß unsre Liebe neu
Aufblühe, rein sei, wie am ersten Tag?
Setz' Deinen Fuß auf dieses Reiches Boden,
Dess' Duft uns weihend in die Seele strömt.

Irene: Kein Weiheduft dringt aus dem dunklen Boden,
Vor dessen Schatten meine Seele schauert —

(Niederschauend)

Der Allen, Allen gastlich Räume spendet!
Im tiefen, weichen Boden ruhevoll —

(Leise)

Vor seinen Schatten schauert meiner Seele!

Bernt: Ihm nahn wir heute, unsre Liebe rufend.
Sie darf nicht sterben, flammend wird sie glühn!
Glaubst Du es nicht?

Irene: Ich weiß nicht, was die Seherin Dir sagte —
Ich kam mit Dir, ich kam, weil Du ihr glaubst.

Bernt: Hier darf ich sprechen, darf Dir all' das sagen,
Was ich so lang' in eigner Brust verschloß:
Geheimnißvoll, wie es sich offenbarte,
Mußt' ich es in mir tragen bis zur Stunde,
Da die Verheißung sich erfüllen sollte;
So hab' ich's feierlich geloben müssen,
Mein Wort ist eingelöst, gelöst die Fessel;
Vernimm, welch' Wunder uns hierhergesandt:

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(langsam wie in Erinnerung)

In unsrer Heimat war's — dort traf ich sie!
Im tief verschneiten Tannendunkel war's.
Im wirren Dickicht kauerte die Nacht,
Mit Riesenarmen weit und weiter greifend
Erdrückte sie das müde Sonnenlicht,
Das purpurn auf dem weiten Schnee verblutet' —
— Da stand sie vor mir, übermenschengroß,
Weiß war ihr Haar, wie ringsumher der Schnee;
In tiefen Höhlen lagen ihre Augen,
Schwarz wie die Nacht und leuchtend wie die Sterne.
Das war kein irdisch Weib — das war der Nornen Eine,

Die unser Schicksal starren Blickes weben,
Mit harten, kalten Fingern, theilnahmlos!

So sprach sie: — —
„Eure süße junge Liebe sucht Ihr,
Die Monde und Jahre mit Euch gewandelt?
Ihr lichtes Antlitz hat sich verändert,
Mit feindlichem Blick
Starrt sie Euch an,
Der Euch versteint — —
Und vor Euch selbst in Angst drängt Ihr Euch von einander.
D'rum scheidet von der winterlichen Stätte,
Die Euer Glück in kalte Schauer zwang,
Sucht weichere Lüfte, stets belaubte Bäume
Und immerblüh'nde Blumen, die Euch lächeln.
Sucht blaue Meere, sonnige Gestade,
Wo Rosen sanft sich um Cypressen schlingen
Und Säulentempel Ruhm den Menschen sprechen,
Der Menschenkunst, die ewig währen möchte!
Verweilet, wo nicht — wilden Riesen gleich —
Sturmwinde rasen oder dunkelgrüne
Sturmwellen sich wie Felsenblöcke thürmen!
Verweilet, wo Ihr nicht erbeben müßt,
Ihr Schwachen, vor der mächtigen Natur!
Geht hin und sucht das Schloß am Meere, sucht
Den Ort, wo einst Dein Vater Heilung träumte
Der wunden Brust, nach heißem, kurzem Leben —
Doch in sein Nordland heimzog, um zu sterben.
Nicht fern dem Schlosse liegt ein Todtenacker,
Und auf ihm wacht geheimnißvoll das Schweigen..
Dorthin geht in der urheiligen
Mittsommernacht
Und wählt ein Grab
Von Rosen roth, gießt Wein darüber aus,
Vom köstlichsten, den jene Sonne reift,
Und trinket heimlich einer Todten zu!
Ruft dort der Liebe Lust und huldigt ihr!
Dann wird sich aus dunklem Boden licht
Die Wunderblume heben, die Euch Beide
Und Euere Liebe
Erlöst —
Und Ruhe wird Euch von der Erde werden."

Irene: So zwang sie Dich an diesen heiligen Ort,
Zwang Dich in heiliger Nacht dem Ruf zu folgen?
Doch löste sie von Dem, was sie befahl,
Jedweden Makel, jede Unreinheit?
Sind wir von Frevel freigesprochen? Sprich!

Bernt: Die heilige Stätte wird nicht entweiht
Durch unsre Liebe,
Die heilige Stätte wird nicht entweiht
Durch unsere Wonnen —
In ihrer Güte Reichthum wird die Erde
Uns freundlich lächeln und uns wiedergeben,
Wie sie einst gab und was wir einst besaßen. —

Irene: Liebster, mich faßt der Zauber dieser Stätte —
Des Friedhofs Zauber hält mich ganz umfangen —
Und all' der Freuden muß ich plötzlich denken,
Die, jäh zerrissen, hier ein Ende fanden;
Der Thränen denk' ich, die der alte Boden
Gesogen hat mit nie gefülltem Munde — —
Doch unsrer Liebe
Soll neue Lust
Aus dieser dunklen Erde werden,
Die uns gehört; — sie nimmt uns liebreich auf,
Wann wir auch kommen —
Ihr dunkler Schooß
Hat Raum für uns.
Aus ihm soll uns die Wunderblume
Erneuter Liebe, neuer Lust erblühn.

Bernt: Sie wird erblühn,
Die Wunderblume;
Weiß wird sie sein
Und glänzen wie die Fittiche der Engel.
Gesundung bringt sie meinen kranken Sinnen
Und unserem Lieben
Ein neues Leben
Und Ruhe . . .
Heut mußt Du sie finden, Geliebte —
Siehst einen Schimmer Du?
Fühlst Du einen Duft?

Irene: Ein Duften fühl' ich, wie von fremden Blumen,
Die mir von ungeahnten Wonnen flüstern.

Bernt: Durchglühn soll unsre Lust die Lüfte,
Die Erde umfangen, auf der wir ruhn,
Daß alle Schläfer, die unter uns schlafen,
In ihrem tiefen, stillen Bett
Wollüstig träumen . . .
Laß nun den Wein mich holen, ihn der Erde
Zu weihn,
Der Erde und den Todten unter uns —
Und laß uns trinken.

Irene: Und laß uns tanzen über Gräber, die
Von Rosen duften und von Ephen weich sind.
Ich rufe Diener uns aus diesem Boden

Und Sterne ruf' ich mir herab vom Himmel —
Die sollen unser Liebesfest bestrahlen!

Bernt: Da sind die Diener,
Sie harrten Deiner.
Die Sterne kamen nieder zur Erde,
Um Dir zu schmeicheln,
Als Himmelsleuchten
In unser Liebesreich zu scheinen — —
Du Zauberin, die müde Herzen neu
Belebt und zu berauschen weiß. Dich lieben
Sogar die Sterne.
Sie umschweben die Stirn Dir,
Umtaumeln Dein Haupt,
Um in der klaren Luft, die Dich umhüllt,
Für eine kurze Seligkeit zu leben.

Irene: O sieh nur, sieh, Glühkäferchen
In Liebesnächten sind unsere Sterne!
Wie schön sie rings im Dämmer funkeln!
O kommt, Ihr Sterne, laßt Euch fangen,
Kommt her zu mir — wir sind ja Schwestern,
Schwestern der leuchtenden Liebe,
Schwestern der strahlenden Lust . .

(Sie hascht stillstehend mit Hand- und Armbewegungen nach den Glühwürmchen.)

Bernt: Laß, laß Irene,
Der Glanz nur, der Schimmer
Ist Schönheit!
Und hast Du erhascht das Ersehnte,
Erlischt sein Glühen und Funkeln,
Und nur ein Wurm, ein grauer Wurm, der angstvoll
In Deiner Hand kriecht,
Ist Dein.

(Pause.)

O schau nur, wie sie ihre Liebsten locken
Ins weiche duftige Nest Deines Haares —
Sie krönen Dich mit Strahlendiademen,
Du Königin
Ueber Liebe und Sterne — —

(Pause.)

Auch die Furcht, die Dich band:
Den Ort zu entweihn
Durch Liebe,
Die Furcht ist dahin,
Denn sieh, Geliebte:
Leuchtkäferchen glüh'n Dir im Epheu,
In Rosenblättern, in Haar und Kleid —
Sie lieben . . .

(Pause.)

Dort liegt ein Grab mit einem Rosenstrauche,
Das ist bestrahlt von ihrem hellsten Glanz!
Komm, laß uns diesem Schimmer langsam folgen. —
(Pause.)
Vielleicht empfinden Die noch süßere Wonnen
In ihrem leuchtend hellen Liebesrausche,
Als wir in uns'rer dunklen Menschenliebe! —
(Pause.)
Irene, kannst Du das Weib mir nennen,
Das Weib, das in Liebe
So leuchten kann, wie diese kleinen Sterne?
Ist es die weiße Blume,
Die sanft sich öffnet und ihr stilles Opfer
Nur Einem bringt, nur dem, der sie erschloß?
Die welkt und stirbt, wenn sie ihr Höchstes gab —
Und einsam bleibt?

Irene: Ihr, wenn Ihr liebt, sucht rothe Rosen,
Von heißer Sonne wach geküßt,
Die bald in Düften glühn, in Farben strahlen.
In einer weißen Blume Kelch zu schauen,
Daraus kein Strahl von rother Lust herauflacht,
Wär' Euch nur Qual, wär' nur ein zwecklos Thun
Und brächte Langeweile, wie mich dünkt.
Bald würdest Du in ungestilltem Sehnen
Mit Ungeduld nach rothen Rosen suchen . .

Bernt: Doch — wenn es eine Wandlung gäbe,
Die voll von Wundern und voll Schönheit wäre?

Irene: Ich kann nicht glauben, daß sie möglich ist,
Man kann nicht Blumen färben und nicht Menschen.
Die Farbe giebt das Samenkorn, der Boden
Und Luft und Himmel, Wind und Sonnenschein —
Der Menschen feinste Farbentöne werden
Gebildet durch die Seele, durch Gedanken.
(Pause.)
Zu Rosengräben laß uns weiter gehn,
Darauf die Blätter weich und duftend fallen —
Von Rosenblättern sei der Rasen roth!
Dort blüht die fremde Blume, die wir suchen,
Ich will sie brechen, und ihr Duft sei Dein.

Bernt: Geliebte Du, die ich nicht lassen kann,
Die immer neu mir die sehnenden Sinne
Und meine Seele entflammt —
Laß uns gemeinsam suchen, wessen Grab
Wir weihen wollen mit Liebe und Wein.
Der Rosenstrauch
Weise die Wahl,
Der Käfer Leuchten
Bezeichne den Weg!

Auch soll uns Beiden nicht verborgen bleiben,
Wer in dem Grabe schläft, das wir gewählt.
Gern möcht' ich einer Jungfrau Grab erwählen,
Die früh der Tod aus diesem Leben führte,
Die niemals fühlte unsre Liebeswonne —
Ihr sei im Todesschlaf die erste Ahnung
Von Liebeslust und Seligkeit gewährt!

Irene (deutet nach rechts):
Sieh doch, dort liegen
Fünf kleine Gräber
Eng beieinander.
Die Thränen der Mutter
Wurden wohl erst
Im Jenseits gestillt,
Als ihr die Lieblinge entgegenjauchzten.

Bernt (deutet auf ein anderes Grab):
Hier ruhen Zwei, die erst der Tod getrennt
Und die er selbst
Dann wieder vereinte.
(Liest)
„Hier ruht in Frieden
Anna Elsbeta."
Darunter in goldnen Lettern:
„Ehegattin".

Irene:
Wie kalt, armselig und nüchtern das Wort!
Es umschließt eine Enge voll Zwang und Gedrücktheit!
Und „Mutter" fehlt, wiewohl sie es war;
„Den theuren Eltern die dankbaren Kinder"
Prangt über der Gruft.
Wie anders klänge wohl: „Mutter!"
Wie voll und stolz!
Eines langen Lebens reicher Inhalt,
Gefaßt in das Unvergleichliche, Eine:
„Mutter"!

Bernt (liest):
„Hier schläft in der Frommen Seligkeit
Die tugendreiche, holdselige Jungfrau
Maria Reina;
Sie starb im neunzehnten Lenze des Lebens".
Unter Rosen liegt sie —
Hier laß uns bleiben!
Da ist das Gras von Rosenblättern roth,
Hier schimmern Glühkäfer im leuchtendsten Lieben.
Hier ist der Raum, deß Schooß für uns
Die Wunderblume unseres Glückes trägt.
Laß dieses Grab mit Wein uns weihn —
Hier laß uns weilen . .

(Er holt von der Friedhofsmauer den Krystallkrug und die Kelche. Irene stellt sie auf das Grab. Bernt füllt die Gläser.)

Das erste Glas unserer Liebe:
Auf daß sie uns bleibe
Und nicht entgleite
Im grauen Einerlei der Tage.

(Sie stoßen mit den Kelchen an, sehen einander während des Trinkens in die Augen, heben dann die Gläser in die Höhe — Auge in Auge — und verneigen sich leicht. Bernt füllt die Gläser wieder.)

Dies hier der Erde, die auch uns einmal
Umfangen wird —
Und dies der Todten unter uns.

(Sie gießen langsam die Kelche über das Grab aus, Irene zu Häupten des Grabes, Bernt am anderen Ende.)

Saug' diese Wunderstimmung in Dich ein . .

(langsam umher schauend)

Der dunkle Himmel senkt sie auf uns nieder . .
In dieser Sommernacht umfängt sie uns . .
In lautlos liebenden Leuchtkäfern glüht sie . . .
Aus dem Boden steigt sie, dem Geheimnisse hütenden,
Dem Reichthum hegenden — denn er birgt für uns
Die ewige Ruhe.

Irene: Ach Liebster, was weißt Du von ewiger Ruhe?
Du kennst nur Leben und Liebe und Schönheit
Im Sonnenstrahlen!
Auch weißt Du nicht, ob unter uns die Schläfer
In Geisterstunden spielen und tanzen;
Sie haben Zeit zu vielem Schönen;
Zum Denken und Lieben —
Zum Dichten und Träumen —
Sie träumen alle von den guten Dingen,
Die einst das Leben nicht gewähren wollte,
Und wachen ohne Bitternisse auf.
Ich glaube, wir belauschen heute noch
Ein Geisterfest!
Das wird ein Tanzen, wird ein Tollen geben,
Ein wildes Treiben ohne Maß, ein Neigen
Zur Erde nieder und ein stilles Schweben!
Mittanzen möcht' ich und dem Reigen folgen.
Das wäre lustig, wär' ein neues Spiel!

(Pause.)

Sag' an, wie könnten wir sie zu uns ziehn
Aus ihrer Ruhe oder — Sehnsuchtsqual?
Vielleicht umschweben sie uns jetzt schon leise
Und lachen über uns?

Bernt: Wir wollen warten, ob sie kommen werden,
Die Geister, die Du zu ersehnen scheinst.

Irene: Ach, weißt Du, wessen Geist ich jetzt ersehne?
Den tollen, glühenden, jauchzenden Geist,
Der einst unsre Liebe beseelte!

Der uns glückselig in Gluthen hob —
So hoch!
Kein Luftschloß gab es, das wir nicht
Erreichen konnten auf unserer Liebe
Gewaltigen Flügeln — —
O käm' er wieder!
O käme der Geist auf's Neu' zu uns,
Der tolle, glühende, jauchzende Geist,
Und trüg' uns hinauf zu den Sternen!
Wie? er gehörte uns, war unser — unser —
Und er entfloh?
Wir wußten's nicht und konnten ihn nicht halten.
Und seit er uns verließ, sind wir in Angst.
Wir fliehen uns — und suchen uns doch immer.
Und finden wir uns — flieht die Seligkeit . .

Bernt: Sei ruhig! glaube!
Dann werden wir die Wunderblume finden,
Noch heute finden . . .
Hier unter dem südlichen, leuchtenden Himmel
Blüht sie uns Beiden auf heimlichem Grunde,
Hier sollst Du sie pflücken, die jauchzende Lust,
Die einst unsre Liebe beseelte.
Wir glauben doch, wir Beide — sprich, Geliebte —
An die Erlösung unsrer alten Liebe?
Nicht wahr, Irene?

Irene: Gewiß, Geliebter, noch heute Nacht
Zeigt sie sich uns.

(Sie steht auf, pflückt rosa Rosen vom Strauche, der auf dem Grabhügel steht, und windet einen Kranz.)

Laß diese Rosen mich zu Kränzen winden,
Zu Liebeskränzen für Dich und mich.
Und ist die schönere Blume gefunden,
So legen wir sie zum Dank auf dies Grab.

Bernt: Wenn wir die Seligkeit gefunden . . .

Irene (setzt sich heiter):
Ja, dann. — Wie schön der Kranz wird; er ist Dein!
Gieb aber Acht, daß man ihn Dir nicht raube.
Er könnte Neid erwecken heute Nacht,
Da er von meiner Hand gebunden ward.
Vielleicht erscheint uns gar ein todter Dichter,
Für den das Leben keine Kränze wand,
Und den nun eine ungestillte Sehnsucht
Nach Glück und Ruhm nicht schlafen läßt.

Bernt: Vielleicht auch eine Jungfrau, die in Sehnsucht
Nach Liebe starb und nun den welken Kranz
Mit einem Liebeskranz vertauschen will.

Irene: Der Kranz ist fertig — weißt Du, wie wir früher
Uns Kränze banden, weißt Du, wie wir lachten?

Bernt: Nun soll es werden, wie es früher war.

(Irene will Bernt mit dem Kranze schmücken.)

(Während Irene den Kranz noch in der Hand hält, erhebt sich in der Mitte von Beiden hinter ihnen aus dem Grabe Maria Reina und nimmt Irene sehr langsam den Kranz aus der Hand. Irene schlägt die Hände vor das Gesicht.)

Maria Reina (sehr langsam):

Gieb mir diesen Kranz,
Es welkte der meine,
Daß zum nächsten Tanz
Ich geschmückt erscheine.

Du hast so viel Perlen, Demanten klar,
Ich habe nichts als mein goldenes Haar.
Dich lieben die Freuden, die Wonnen so weit,
Ich aber weine im Sterbekleid.
Du bist so schön, so reich und voll Glanz,
Laß mir Deinen Liebsten für einen Tanz.

Die Geisterstunde
Ist schnell vergangen —
Nur eine Runde,
Nur ein Verlangen. (Sie setzt sich langsam den Kranz auf.)

Bernt (auffahrend, aber nicht schnell sprechend; verwundert):

Du bist die weiße Blume, die ich träumte!
O komm und blüh' und glüh' in meinen Armen
Zur heißen, rothen Rose auf!
Du bist die Wunderblume, die ich suchen ging,
Die sich für mich aus diesem dunklen Boden hob.

Irene: O folge nicht der lockenden Gestalt,
Die lieblich scheinen will und unschuldsvoll.
Umarme sie nicht,
Sie wird Dich tödten!
Du ziehst einen Geist zu Dir, — kein Weib.

Bernt: Die Wunderblume
Hab' ich gefunden!
Siehst Du nicht ihren lichten Schein?
Spürst Du nicht ihren süßen Duft?

Irene: Nur einen bleichen Schatten seh' ich
Und spüre modrigen Grabeshauch!
O komm mit mir und laß uns fliehn';
Dort seh' ich Geister in Schaaren! — — —

(Von der Seite kommen die Seelen der Jungfrauen und schließen sich im Hintergrunde der Bühne zu einem Halbkranz zusammen. Sie lösen sich bald wieder, und jede geht einzeln auf Bernt zu; aber nicht eine hinter der andern, sondern willkürlich und unregelmäßig.)

Sie werden mit Todesküssen Dich grüßen,
Mit ihren Küssen Dich tödten!
O bleib bei mir!
Errettet aus diesen Schrecken,
Wird unsere Liebe jung und neu

Sich in Erlösung heben!
O komm zu mir — —
(Sie wirft sich den Geistern entgegen, die sich ruhig weiter bewegen.)
Ich laß ihn Euch nicht,
Ich lieb' ihn,
Nur mir gehört er,
O lasset von ihm!
Verschont sein herrliches Leben!
Ihr könnt ja nicht lieben,
Erliegen muß er,
Wenn Ihr ihn küßt —
Ihr wollt ihn tödten!

**Zweite Jungfrau** (ergreift Bernts Glas und verschüttet es):
Laß mit Dir mich trinken von Liebe und Wein,
Sollst diese Nacht nur bei mir sein
Auf meinem Grabe.
Ich schüttle die Rosenblätter herab,
Die liegen dann duftend auf meinem Grab —
Ein weiches Bett!
O komm, Du Lieber, zu meiner Gruft,
Die Gläser erklingen in Nacht und Duft,
Nur heute klingen sie uns zum Fest!
Es lebe die Liebe
Auf meinem Grabe!
Komm — mich erlöse die Liebe,
Die zagend im Leben ich mied.

**Dritte Jungfrau:** Du einziger Mann, wir starben zu bald,
Tanz mit uns Allen, wir sind so kalt,
Tanz mit uns, laß uns erwarmen
In Deinen feurigen Armen.
Als Jungfrau'n starben wir Alle dahin,
Ob alt, ob jung, kalt blieb der Sinn,
Nicht Vater noch Mutter gönnte uns Lieb',
Und so verdorrte uns Trieb um Trieb . .

**Zweite Jungfrau:** Nun liege ich ohne Ruh' im Grab,
Bleib hier, bleib hier, hilf mir hinab
In die kühlen Tiefen zur ewigen Ruh',
Bleib hier und küß mich immerzu —
Steigt dann die Sonne roth herauf,
Nimmt mich die ewige Ruhe auf.

**Irene:** Ihr grauen Schemen,
Weicht, weicht zurück
Vor meines Lebens sengender Gluth!

**Zweite Jungfrau:** Was kommt Ihr zur Stunde; zur Geisterzeit?
Nun seid Ihr unser in Ewigkeit!
Wir thun, was wir müssen,
Wir wachen und büßen
Für des Lebens verlorne Zeit.

Irene: Ihr todten Jungfrau'n, welk und blaß,
Müßt wachen und wandeln ohn' Unterlaß?
Ihr fühltet nie Liebe, heiß und voll,
Nun zahlt Ihr der Liebe so herben Zoll?
Durch dunkle Weiten
Zieht Ihr einher,
Des Lebens Breiten
Erreicht Ihr nie mehr.

Zweite Jungfrau: Glückskundige Du, was trieb Dich hierher?
Lust suchtest Du, Lust über Menschengewähr!
Verkehrtest der Erde süßeste Gabe,
Wandelst zu Gift reinheilige Labe.
Nun zieht Dein Thun Dich in dunkle Gewalten,
Nun hält es Dich hier in Ewigkeitswalten.

Irene: Mag heute mich der Tod umfangen
Statt süßer, lebensvoller Lust:
Ihn fürcht' ich nicht — ich muß nicht wandeln
Und wachen ohne Ruh wie Ihr.
War mein des Lebens höchstes Leben —
Des Todes Krone, die Ruhe ist mein!

Maria Reina (zu Bernt):
Dich hätt' ich gar heiß geliebt im Leben,
Mich Dir in Lust und Leid ergeben.
Doch kann ich nicht mit in den Sonnenschein —
O bleib' bei mir im Grab zu Zwei'n
In Ewigkeit.

Bernt: Ich folge Dir, wohin Du gehen mußt —
Und sei's in's Grab.

(Sie umfassen sich.)

Irene: Geliebter, ich will Dich retten,
Und stirbst Du, sterb' ich mit Dir!
Laß mich nicht allein — O bleibe —
Bleib noch — ich komme zu Dir! — —
Noch gehör' ich nicht Euch —
Laßt mich zu ihm!
Und wollt Ihr nicht, schreit' ich,
Lebens und Blutes voll,
Durch Eure Leiber,
Durch Eure schemenhaft schwankenden Leiber
Mittenhindurch!

(Sie ringt mit den Geistern, die sie dicht umstehen und ihre dünnen Hände gegen sie ausstrecken.)

Hat kalte Geisterhand je Lieb' bezwungen,
Die stark ist wie der Tod? Ich bin ein Weib,
Hab' nicht den Muth des Mannes — wollte nicht
Zur Schlacht und nicht zur Bärenjagd.
Doch Geisterhänden

Mein Lieb zu entreißen,
Schwillt mir die Kraft!

(Sie ringt in Verzweiflung.)

Ich komme, Bernt,
Ich komme zu Dir!
Kein Geist, kein hohles Gespensterheer
Soll Dich mir rauben.
Ich komme zu Dir! —

(Die Geister legen die Finger um ihren Hals.)

O hilf, O hilf — die Geisterhände — würgen —
Erwürgen mich — —
Ich kann nicht — zu — Dir —

(Sie lassen sie fast los. Sie sinkt um.)

Mich bettet die Liebe zur ewigen Ruh',
Mich deckt die Erde mütterlich zu.

(Sie stirbt.)

**Anna Elsbeta:** Wohl Gattin und Mutter, doch jungfräulich blieb ich,
Nie fühlte ich Liebeswonne
Im Arme des Gatten, nur seine Lust
Erlitt ich, die ich nicht theilte.
Und Kinder gebar ich,
Liebliche, geliebte,
Doch nie erweckte ihr süßes Dasein
In mir der Erinnerung heiße Ströme
An Liebeswonne . .
Nehmt mich mit Euch, ruhlose Jungfrau'n,
Denn Euch gehör' ich und kann nicht schlafen.
Die Mütter schlafen nach Freuden und Sorgen
In Frieden —
Mich aber schüttelt die Sehnsucht,
Und unstät bin ich wie Ihr!
So laßt uns den Reigen schlingen wie sonst
Zur nämlichen Stunde,
Die über Gärten und Grüfte uns lockt,
Und laßt uns wandeln und wachen.

(Sechs der Jungfrauen und Anna Elsbeta schlingen im Halbkranz um Irene einen langsamen Reigen. Bernt sinkt todt über Marias Grab, die ihn küßte. Nun beugt sie sich über ihn.)

Durch den Kuß der Todten ist er gestorben,
Doch Ruhe ist Keiner durch ihn geworden.

(Die Jungfrauen und Anna Elsbeta gehen allmählich in den Hintergrund der Bühne und fassen sich dann bei den Händen.)

**Chor der Jungfrauen:**

Es hat die Seele den Mann dort geküßt
Vom Leben zum Tode,
Doch hat die Seele nicht Ruhe erreicht,
Die Seele der Jungfrau.

Ein Weg von über einer halben Stunde durch die Oberstadt, dann durch die Unterstadt bis zum Friedhofe. Aus den Fenstern sahen die Leute übereinander gelehnt, als wenn es einem Kriegereinzug gälte, in der Unterstadt stehen die Kleinbürgerfrauen vor den Haustüren, ihren Jüngsten auf dem Arm. Viele von den Müßiggängern in den Straßen schließen sich dem Zuge an. Je weiter er sich schiebt, um so größer wird das unerwünschte Gefolge, es drängt sich zwischen die Kutschen, drängt die Pferde zurück. Noch bewahrt die Menge Haltung, schweigt, aber es liegt in der Luft, daß noch etwas Gräßliches sich vorbereitet.

Wo die Vorstadt beginnt, wälzt der Fluß seine trägen, gelben Wellen, von breiter Holzbrücke überspannt. Hier verändert die Stadt ihren Charakter auf einmal. Niedrige Hütten anstatt der soliden Bürgerhäuser, schief, winkelig, mit bröckelnder, aber noch schreiend bunter Farbe bedeckt, winzige Kramläden, in denen man geradezu Alles kaufen kann, links, dicht an der Brücke ein Laden mit geschmacklosen Grabtafeln und Monumenten, der Wegweiser zum Kirchhof. In den Haustüren hockend und durcheinanderkribbelnd Kinder, ungezählte Kinder. Und in der Straße, am Uebergang der Brücke eine dichte Menge halbwüchsige Jugend, Männer, Frauen, Frauen in der Ueberzahl, zusammengedrängt wie ein Wall, als wollten sie dem Leichenzuge den Durchgang durch ihr Reich verwehren. Und aus diesem lebendigen Wall quetscht sich eine Gestalt vor, ein Weib, ungefähr im Alter der Verstorbenen, stämmig, rothaarig, verstellt den Pferden auf einen Augenblick den Weg, sodaß die geduldigen Tiere aus ihrem Trauerschritt fallen, rechts und links sich zur Seite bäumen.

Die beiden Schutzleute, die den Zug begleiten, wollen Ordnung schaffen, aber sei es, daß ein Gefühl innerer Zugehörigkeit zu jenem Volke ihre Energie schwächt, sei es, daß ihr Einschreiten den Pöbel erbittert — im gleichen Momente schließt sich die Menge zusammen wie eine feste, undurchdringliche Masse, die gegen den Leichenwagen vorrückt, ihn einschließt. Man gebraucht die Ellbogen, tritt nieder, was sich nicht behaupten kann, Fluchen, Schimpfen, Gelächter und mit einem Male über dem Getöse schwebend, lang hingezogen, ein lange vergessenes Wort: „Franzosendirne!"

Ein Signalwort, das alle brutalen Instinkte entfesselt, eine begrabene Empörung wieder lebendig werden läßt. An den Insignien des Todes klammert sich all der Haß fest, der nicht an die Lebende herankonnte. Diese Kränze und Palmen — Symbole einer unverdienten Ehrung im Tode — man reißt sie vom Sarge, die Weiber Allen voran, zerpflückt sie, tritt sie in den Schlamm der Straße, bis sie sich mit ihm vermischen. — Eine Wollust der Rache hat sich dieser Menschenmassen bemächtigt, ein dunkler Fanatismus, als wären sie eigens zu der späten Vergeltung berufen, — und tief im Untergrunde, ihnen selbst unbewußt — noch etwas Anderes, Treibendes: der Neid.

Das Weib, das zuerst zum Angriff geschritten, eine robuste Person

mit rotem, stark angegrautem Haar, hat ein großes Arrangement aus weißen Rosen, Palmen, Atlasbändern ergriffen, zerrt es auseinander, drückt sich mit mänadenhafter Wildheit die mittlere Rosenkrone auf den Kopf und schlingt die weißen, goldbefranzten Bänder um ihren Leib wie eine Schärpe; in beiden Händen die langen, zerzausten Palmenwedel, winkt sie damit, indem sie es immer wieder schreit, wie besessen: „Franzosendirne!“ Hunderte von Kehlen nehmen den Ruf auf. Ein gewaltiger Rachechor braust es über den, seines Schmuckes beraubten Sarg, an dem die schwarze Kreppbekleidung in Fetzen herniederhängt: „Franzosendirne, Franzosendirne!“

Geraume Zeit dauerte es, bis Ordnung und freie Bahn geschafft war; es gab Verhaftungen, ein paar Frauen wurden mit blutenden Köpfen fortgeführt, einer anderen war die Schulter ausgerenkt worden.

Es dunkelte schon, als man den Sarg endlich in die Gruft senkte, ohne Gefolge, ohne Kränze, wie den einer Gerichteten, den man eilig bei Nacht und Nebel verscharrt.





# Es nachtet*).

Von

## Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —



Man sitzt am Ufer des Zeitenstromes und sieht dem Spiele der Wellen zu, wie sie rastlos und unaufhaltsam vorüberschießen. Alle zwölf Monde pflückt man ein paar Blümchen, die gerade um einen herum sprießen, windet sie zum Strauße und wirft sie in die Fluten, um so den Strom der Zeit rhythmisch abzuteilen und Geburtstage zu feiern. Aber der in die Flut eintauchende Strauß bildet nicht einmal Ringe im Wasser; der Strom rauscht gar zu mächtig dahin; immer wieder neue Wasser wälzen sich heran, um eben so schnell wieder vorüberzueilen.

Wir würden beim Anblick des sich endlos wiederholenden Schauspiels, dieser hypnotisirenden Einerleiheit, zuletzt verblöden und erstarren, wenn nicht mit uns selbst leise, aber stetig fortwirkende Veränderungen vorgingen. Als Kind haben wir dem rastlosen Flusse des Zeitenstromes gleichgiltig und gedankenlos zugesehen, als Jüngling oder Jungfrau oft ungeduldig gewünscht, der Strom möchte noch viel schneller vorüber brausen; im Alter aber merken wir die rasende Eile seines Laufes, und wir gedenken seufzend des Dichterwortes: „Eheu fugaces!“ Im Alter wünschen wir, der Strom möchte recht langsam, recht unmerklich fließen, und wenn er einmal angestaut würde und eine Zeit lang ganz still stände, wir hätten dagegen wahrlich nichts einzuwenden.

Denkt man über das Rätsel dieses unaufhaltsamen Zeitenstromes tiefer nach, so geht einem die Einsicht auf, daß die Zeit nur ein selbsterzeugter Spuk unseres Hirnes ist, daß es gar keine Zeit giebt und daß das Sein in der zeitlosen Ewigkeit beschlossen ist. So lange wir aber wirken, werden wir die Scheuklappe dieses Zeitbegriffes nicht los, und nur in unsern

---

*) Aus dem III. noch nicht erschienenen Teile des „Skizzenbuches meines Lebens“.

Ahnungen und Träumen vermögen wir den ungeblendeten Blick hinaus zu richten in die schrankenlose Ewigkeit.

Wir empfinden das Alter und seine tief greifenden physischen und seelischen Einwirkungen, und wir klagen entweder über die verlorene Jugend, oder wir danken dem Schicksal, das uns gnädig bis hierher geführt hat, je nach dem höheren oder geringeren Grade von Reife, den unser Wesen im Laufe der Jahre erworben hat. Das Gescheiteste war allzeit, sich in das Unvermeidliche zu schicken, und so hat der besonnene Mensch das Alter willig und fügsam hinzunehmen als die letzte Schulaufgabe, die er zu lösen hat, bevor er zum großen Abiturientenexamen des Sterbens zugelassen wird. Das Alter hat seine Gebresten und Leiden und Entbehrungen, aber für den Weisen hat es auch seine stillen Freuden, seine heimlichen Hoffnungen und seine unaussprechlichen Gedanken.

Im Allgemeinen wird jeder alt gewordene Mensch wohl sagen müssen: Es nachtet. Das Licht hat abgenommen, der Glanz der Illusionen ist verblaßt, die Welt scheint trüber und kälter geworden. Für mich hat das Licht in zwiefacher Hinsicht abgenommen, denn meine Sehkraft ist so geschwächt, daß ich nur noch mit Mühe schreiben kann, die Schriften Anderer aber mir ausnahmslos vorlesen lassen muß. Wenn das Wort: „Was man sich in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle," eine Wahrheit ist, so muß ich es schon gewaltsam umdeuten und ihm einen ganz besonderen Sinn unterlegen, um es auch für mich und meine Verhältnisse passend zu machen. Das Alter hat mir Sorgen, schwere Sorgen, in Fülle gebracht, und ich kann beschwören, daß ich mir diese in der Jugend nicht gewünscht habe. Es hat mich aber auch die Kunst gelehrt, mein Wünschen zu beherrschen, möglichst mit allen Menschen Frieden zu halten, abweichende Meinungen und Anschauungen geduldig zu ertragen und mit der steigenden Milde gegen Andere immer strenger und anspruchsvoller gegen mich selbst zu werden. So dankbar ich für solchen Gewinn auch meinen grauen Haaren sein mag, so muß ich doch wiederum bekennen, daß es mir in meiner leichtlebigen Jugend auch nicht im Traume eingefallen ist, gerade einen solchen Ertrag meines Lebens zu wünschen.

Das, was Jeder in seinen alten Tagen lernt, ist die Umwandelung seiner Wunschobjekte. Die Nadel des Wunsch-Kompasses weist in der Jugend immer nach Glück, also nach einer Illusion; im Mannesalter sind es ganz bestimmte Dinge, auf die sie sich hin richtet: Gesundheit, Erfolg, materielle Güter; in hohen Jahren sieht man ein, daß es vermessen und töricht ist, die Gottheit um bestimmte Gaben anzuflehen. Das, was der Mensch zur Erfüllung seines Schicksals braucht, wird ihm bestimmt und ohne sein Dazutun verliehen werden, und versagt wird ihm bleiben, was ihn von dem ihm gesetzten Ziele abbringen würde; kein himmelstürmendes Gebet wird Gottes Weltenplan abändern und die Speichen des rollenden Schicksalsrades rückwärts drehen. Wenn je, so lernt der Mensch am Abende

seines Lebens das unendlich schwere Wort nachsprechen: „Dein Wille geschehe!“ Seine Kraft und sein Ringen sind jetzt nur noch darauf gerichtet, sich in sein Schicksal fügen zu lernen und die Last der Sorgen geduldig zu tragen. Wenn er die Hände zur Gottheit erhebt, wird er nicht flehen: „Gieb mir, o Herr, Dieses, und nimm Jenes von mir!“ — sondern er wird in der Zwiesprache mit dem Unerforschlichen die Kraft zu gewinnen suchen, das ihm Auferlegte zu tragen und tapfer auszuharren auf dem ja nun bald durchmessenen Wege, an dessen Ende die Schlafkammer in der Erde winkt. Das ist der Sinn des Gebetes, der uns aufgeht in den einsamen Stunden der alten Tage.

Wohl dem, der im Dämmer dieser Tage ein Nachtlichtchen anzünden kann, das die allernächste Umgebung freundlich aufhellt. Ein solches Nachtlichtchen ist mir z. B. die Erkenntniß, daß kein Mensch nur schlecht ist, daß auch die törichtsten Anschauungen ein blödes Menschenkind beglücken können und daß daher die Welt und das Menschenleben gar nicht so trübselig sind, wie uns pessimistische Klageweiber mit Hosen und Schnurrbart glauben machen wollen. Das ist ja das Wunderbare an der Tragikomödie menschlichen Seins, daß ein Jeder auf seine eigene Weise selig werden kann: der Eine wird immer strenger gegen seine Mitmenschen, der Andere immer milder; ich glaube, daß ich für meine Person milder geworden bin.

Traf ich da vorgestern eine junge Dame in einem stark besuchten Berliner Ladengeschäft. Sie machte dort einen Chokoladeneinkauf. Vor der Tür draußen hielt ihre Equipage. Sie war gekleidet, nicht wie zu einem Geschäftsgange, sondern wie zu einer glänzenden Abendgesellschaft. Lichtgraues elegantes Tuchkleid mit Spitzen und kostbarem Pelzbesatz, handtellergroße Brosche mit Brillanten, riesiger Pariser Modellhut, resedafarben, mit einer Fülle silbergrauer und resedafarbiger Blätter und Blüten, schneeweiße Handschuhe, lackirte Stiefelchen mit Dolchspitzen, Muffhalter aus dicken schwarzgebeizten Silberringen, zwischen denen haselnußgroße, protzige Amethystperlen glitzerten; an dieser anspruchsvollen, schweren Kette ein kleiner Muff aus silbergrauem, sibirischem Pelzwerk. Groß, schlank und selbstbewußt stand sie vor dem Ladentische; sie glich einer zum Männerfange aufgetakelten Demimondäne, und ich hätte sie auch für eine solche gehalten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie die reiche Gattin eines hochgestellten Mannes war. Groß, schlank und selbstbewußt stand sie da; das Publikum war für sie nicht vorhanden; ihr fades, unbewegliches, keine Spur von Seelenleben verratendes Gesicht schien nur sagen zu wollen: Ich bin die reiche Frau N., ich kann es mir leisten, so auffällig und herausfordernd gekleidet in die Läden zu gehen und Käufer und Verkäuferinnen in Erstaunen zu setzen. Nicht umsonst hat mein Vater in seinen Fabriken gearbeitet; ich, seine Tochter, bringe nun den Ertrag seiner Mühen mit Erfolg unter die Leute. Wäre ich der Illustrator eines satirischen Blattes, ich hätte ihr Konterfei gezeichnet und darunter geschrieben: „Lösung der socialen Frage.“ Als sie

hinaus rauschte und das seidene Futter ihrer Robe knistern ließ, blickten ihr die Verkäuferinnen mit ironischem Lächeln nach, und ich schämte mich in meiner Seele, daß so alberne Toilettenattrappen, so leere Puppenbälge die gebildete Gesellschaft noch immer in ihrem Ruf und Ansehen schädigen dürfen.

Gestern nun traf ich mit derselben Dame in einer Gesellschaft zusammen. Diesmal war sie ganz angemessen gekleidet, nur beleidigte die protzenhafte Ueberfülle ihres Brillantschmuckes einigermaßen den guten Geschmack. Königinnen oder ältere Damen in hervorragender Stellung mögen derartig überreichen Schmuck tragen; wenn aber z. B. eine reich gewordene Schlächtersfrau mit einer Diamantenkrone auf dem Haupte in einen Ballsaal träte, würde man mit Recht lachen. Nun war der Gatte der in Rede stehenden Dame allerdings kein Schlächter, er gehörte aber trotzdem zu den Vielen und Allzuvielen, mit denen man die Berliner Straßen pflastern könnte, und das Brillantendiadem, die fünffache Perlenhalskette, die zahlreichen Brillanten vor der Brust, an den Falten des Rockes und in den zu langen Ohrläppchen standen doch etwas in Widerspruch zu der socialen Rangstufe und, was für mich das Entscheidende war, zu den Lebensjahren der jungen Frau. Sie mochte knapp dreißig Lenze zählen, und in diesem Lebensalter schmückt sich eine anmutige Dame viel wirksamer mit Blumen, als mit Edelsteinen. Sie wollte aber mit ihrem Reichtum prunken, deshalb trug sie ein ganzes Juwelier-Schaufenster am Leibe; sie verriet zu deutlich ihre Absicht und bewirkte Verstimmung.

Ich musterte sie eine Weile lang heimlich, dann — ich bin alt und milde geworden — ließ ich mich ihr vorstellen. Früher hätte es mir Spaß gemacht, die protzige und geistig völlig hilflose Dame durch meine Unterhaltung in die Enge zu treiben. Ich hätte sie aufgezogen, durch ihr unverständliche Fragen in Verlegenheit gesetzt und sie endlich zum Bekenntniß ihrer intellektuellen Zahlungsunfähigkeit gezwungen. Ich bin aber gegen die Schwächen meiner Mitmenschen nachsichtig geworden, und so behandelte ich diese Spottgeburt aus Einfalt und Edelsteinen ganz wie ein gleichwertiges Wesen. Ich war artig und rücksichtsvoll gegen sie, ging auf alle ihre Banalitäten gutwillig ein und versetzte sie in so hochgradige Befriedigung, daß sie mir wohlwollend erklärte, so gut, wie heute, hätte sie sich noch nie in einer Gesellschaft unterhalten. Mit erheucheltem Glücksgefühl strich ich das Kompliment ein und rettete mich dann schleunigst in das Rauchzimmer, um wieder unter denkende Wesen zu gelangen.

Man ändert seine Art und Weise, wenn man alt geworden ist. Früher brauste ich leicht auf und wies jede Ungebühr, jeden Verstoß gegen die gute Form mit Entschiedenheit zurück; wo ich Absichtlichkeit in solchem Verstoße witterte, da war ich sofort bereit, den Gegner zur Verantwortung zu ziehen. Jetzt, da es zu nachten beginnt, bin ich ruhiger und nachsichtiger geworden. Neulich war ich mit einem jener Herren gesellig vereint, die

den Weingenuß nicht vertragen und die, sobald sie nur an einem Korken gerochen haben, sofort laut, rechthaberisch und unmanierlich werden. Er verteidigte eine seiner vielen unreifen Thesen mit Heftigkeit, und da ich trotzdem einen bescheidenen Einwand machte, ließ er sich zu einer überlauten und nicht mehr ganz artigen Erwiderung hinreißen. Noch vor wenigen Jahren hätte ich solchem unerzogenen Manne den Rücken zugekehrt, um ihn anderen Tages zur Rechenschaft zu ziehen. Diesmal aber blieb ich völlig ruhig, ja ich empfand eine Art Mitleid mit dem Gebahren des jüngeren Herrn, das seiner gesellschaftlichen Stellung und der Bildung, die man bei ihm vorauszusetzen berechtigt war, so wenig entsprach. Ich sah ihn überrascht, aber nicht unfreundlich an und ließ ihm Zeit, sich auf sich selber zu besinnen. Endlich brach ich das Schweigen und sagte lächelnd: „Ich kannte einen Herrn, der bei Disputationen seinem Gegner zu sagen pflegte: Verstärken Sie Ihre Gründe, nicht Ihre Stimme." Meine überlegene Gelassenheit wirkte. Der formlose Durchgänger bat mich um Entschuldigung und dankte mir für meine Nachsicht. Ich bot ihm die Hand und erklärte „Ich nehme Ihnen das nicht übel, was Sie sich selbst schon übel genommen haben." Wir trennten uns ohne jede Verstimmung.

Ich bin ein Anderer geworden, jetzt, da es nachtet. Nicht, daß ich an eine Umwandlung meines Charakters denke; der Charakter ist wohl so unveränderlich, wie das Geschlecht; aber die Konturen der mich umgebenden Menschen und Dinge haben in der Dämmerung ihre Schärfe verloren und sind weicher und fließender geworden. Ob dies ein Verlust ist, darüber mögen die Ansichten geteilt sein; ich selbst betrachte es als keinen, so lange es innen noch heller Tag ist und die Gedanken noch in blanker Rüstung auf den Plan treten. Eine Laus senectutis will ich aber hier nicht versuchen; das haben schon Andere langweilig genug besorgt, und ich meine, kein Lebensalter verdient einen besonderen Lobgesang; ein jedes hat seine Licht- und Schattenseiten.

Auch auf die Erzeugnisse meiner Einbildungskraft senken sich gelegentlich die Schatten der Dämmerung und färben sie düster; die Töne, die mir im Ohre klingen, sind nicht immer ein heiteres Dur-Allegro, sondern öfters ein Notturno in Moll. Sonderbare Vorstellungen und Gedankenverbindungen überraschen mich manchmal. Wenn ich des Abends mein Lager aufsuche und, wie ich dies vor der Nachtruhe zu tun pflege, noch meine Taschenuhr aufziehe, dann kommt mir wohl der Gedanke: Wann wirst Du dieses Geschäft zum letzten Mal besorgen? ist es vielleicht schon heute das letzte Mal? wirst Du nicht morgen Abend schon tot sein, oder auf dem Sterbebette liegen, so daß sich andere Hände Deiner Uhr werden annehmen müssen? — Ich sage mir dann, daß ich zu dergleichen Vorstellungen ja keine unmittelbare Veranlassung habe, daß ich mich ganz wohl fühle; aber trotz alldem, der Gedanke an das Sterben beschleicht einen oft, wie ein Dieb, oder überfällt einen brutal, wie ein Straßenräuber. Ich träume wohl auch davon und

sehe mich im Sarge und erkenne gleichzeitig die Gesichter der Leidtragenden. Beim Erwachen flüstert einem dann wohl die Phantasie die Frage in's Ohr: Ist Dein heutiger Traum vielleicht ein zukunftkündender gewesen? Steht Dir Dein Ableben nicht unmittelbar bevor? Doch ich lächle dann über die Irrwege, die die Phantasie gehen will; denn wozu sollte eine derartige Voranzeige dienen? Eine Warnung könnte sie doch nicht sein, da man sich dem Unvermeidlichen ja nicht entziehen kann; und eine Mahnung, etwa mein Haus zu bestellen, wäre für mich überflüssig, da das Wenige, was ich zu bestellen habe, längst von mir bestellt ist. So betrachte ich denn solche Gedanken und Träume als Begleiterscheinungen des Alters. Der besonnene Mensch denkt, wenn es nachtet, wohl gar manchmal an den Tod, und dieses öftere Betreten derselben Gedankenbahn ist wahrscheinlich die Ursache, daß sich die Vorstellungen auch ohne besondere Veranlassung, gewissermaßen automatisch, in jenem Kreise bewegen und auch im Traumleben ihre wesenlosen Gespinnste weben.

Wer aber glauben wollte, daß mich solche Schatten jemals zu beunruhigen vermögen, der würde irren. Das öftere und unwillkürliche Denken an den Tod macht mich mit ihm mehr und mehr vertraut; er beginnt die Schrecken, die er für jedes blühende Leben hat, in meinen Augen teilweise zu verlieren. Teilweise, sage ich; denn als einen gänzlich schreckenlosen Freund vermag ihn wohl nur ein durchaus Lebenssatter oder Verzweifelter zu betrachten. Einen gewissen horror vacui, eine Art Abscheu vor der Vernichtung empfindet alles Lebende. Aber ich schaudere nicht mehr entsetzt vor ihm zurück; ich gehöre nicht zu jenen Toren oder Feiglingen, die von ihm nicht einmal sprechen hören können und in deren Gegenwart Niemand das Wort „Tod" in den Mund nehmen darf. Wenn es zu nachten beginnt, verliert auch der rätselhafte Tod ein gut Teil seiner furchteinflößenden Gewalt; man erkennt im Dämmer nicht mehr recht sein bleiches Angesicht, noch seine großen, geheimnißvollen, erstarrenmachenden Augen; er wird zu einem Wesen, wie alle übrigen; man erschrickt nicht mehr, wenn er genannt wird, höchstens nur, wenn er anklopft.

Durch die schattenden Wolken der Dämmerung flimmert mir auch ab und zu ein Sternbild hindurch und grüßt mich mit ahnungsvollen Strahlen: das Sternbild des Unsterblichkeitsglaubens. Wenn es auch manchmal durch die Schwaden gern wieder aufsteigender Zweifel verhüllt wird, immer wieder bricht es sich Bahn und siegt über Nacht und Dunkel. Als junger Mensch nimmt man das Wort Unsterblichkeit wohl auch in den Mund, wie einen fertigen Begriff; Viele haben sich gewöhnt, es als einen über alle Zweifel erhobenen Faktor jener oft genannten Trias: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, anzusehen. Es ist dies aber meist nur ein angelerntes Wissen oder ein angelerntes Glauben, keine eigenste, aus dem tiefsten Innern quellende Zuversicht. Ganz zweifelfrei steht diesem Glauben an Unsterblichkeit wohl nur die heteronome köhlergläubige Einfalt gegenüber. Der Denker, der den

Zweifel als adeliges Wappenzeichen im Schilde führt, zählt alle die Gründe, die gegen eine Fortdauer unserer Persönlichkeit über das Grab hinaus zu sprechen scheinen, geläufig an den Fingern her; er giebt aber auch zu, daß diese Gründe keine mathematische Beweiskraft haben und daß trotz alledem eine so oder so gedachte persönliche Fortdauer keine Denkunmöglichkeit sei. Dabei beruhigt er sich und schiebt die Frage als transcendent so weit wie möglich von sich. Wenn es aber für uns zu nachten beginnt, dann drängt sich uns diese Frage immer öfter und unabweisbarer auf, und wir versuchen auf allerlei eigensten Wegen an ihre Lösung näher heran zu kommen. Vergebliches Mühen! Eine mathematische Gewißheit wird unseren Folgerungen niemals inne wohnen; wir müssen uns mit der Hoffnung, mit dem Glauben begnügen. Es will mir aber niemals einleuchten, daß unser irdisches Dasein ohne die Annahme einer jenseitigen Fortdauer irgend einen Sinn haben könnte; daß es Gott oder dem Absoluten — man brauche, welchen Namen man wolle, — gefallen haben sollte, uns in diesem irdischen Jammertal des Irrens und Leidens zum Licht zu erwecken, blos damit wir die Tragikomödie des Lebens durchzuspielen und endlich wieder im Schoße der Erde spurlos zu verschwinden haben. Fortentwicklung ist mir nicht mehr ein bloßer Glaube, sie ist mir zum Wissen, zum zwingenden Wissen in meinem Innern geworden. Ganz unzweifelhaft haben wir uns fortzuentwickeln. Daß diese Entwicklung unserer Persönlichkeit mit unserem Tode beendet sei, nun, das erscheint mir so denkwidrig, daß es mich in meinem Glauben nicht mehr zu beirren vermag. Ob wir persönlich beschränkt fortleben werden, oder ob die Energie, die uns beseelt, nach dem Verfall unseres irdischen Leibes in höhere Ordnungen eingehen wird, kein Sterblicher weiß es. Bestimmt wird sie aber nicht verloren gehen, und so wie die Materie, aus der unser Leib besteht, nicht verschwinden, sonden nur verwandelt werden kann, so muß auch unser Geist fortbestehen, denn Stoff und Geist, Stoff und Kraft, sind ja ein und dasselbe, die Schau- und Kehrseite derselben Medaille. Wie nun eine solche persönliche oder überpersönliche Fortdauer beschaffen ist, das entzieht sich unserem eng begrenzten Erkenntnißvermögen; ich zergrüble mir darüber nicht mehr das Hirn. Ich fühle mich als ein Geschöpf Gottes und weiß, daß ich auch nach meinem irdischen Abscheiden nicht aus Gottes Hand fallen, nicht vernichtet werden kann, daß ich vielmehr persönlich oder überpersönlich fortleben und mich weiter zu entwickeln haben werde. Der Einwand, daß nur der Glaube an eine persönliche, also menschliche Fortdauer ein richtiger Unsterblichkeitsglaube, die Annahme einer überpersönlichen Fortdauer aber eine Phrase schlecht verhehlten Unglaubens sei, beunruhigt mich nicht mehr: wenn ich einen Wassertropfen in's Meer fallen lasse, so habe ich den Wassertropfen nicht vernichtet; gleichwohl existirt er nicht mehr als Tropfen, als konkretes Ding, sondern er ist, obgleich er forteristirt, doch in eine höhere Ordnung eingegangen, in der ihm neue Kräfte und neue Aufgaben zuwachsen. Ein Teil der Kraft und der

Bestimmung des Oceans ist ihm zu Teil geworden. Jedes Gleichniß hinkt, und für das Unfaßbare und Unaussprechliche stehen uns kaum irgend welche überzeugenden Analogien aus dem Reiche des Realen zu Gebote. Wie eine Mutter die Heimkehr des seit Jahren verschollenen einzigen Sohnes mit siegreicher Gewißheit vorempfindet, ohne daß sie zwingende Gründe für diese ihre Vorempfindung anzugeben vermag, so empfinde ich auch die Gewißheit meiner frühen oder späten Rückkehr in's Vaterhaus voraus, in die zeitlose, aber stetig lebenwirkende Ewigkeit. Das ist das große Weltenwunder: in jedem Keim, in jedem Stäubchen ist Ewigkeit beschlossen, es giebt keine dauernde Vernichtung.

Diese Ueberzeugung ist kein Irrlicht, dessen Flamme sich etwa nur von Lebensgier und Todesfurcht nährt. Den Gedanken, gänzlich vernichtet zu werden, könnte ich sehr gut vertragen, denn die Sorgen und Enttäuschungen des Daseins haben mich durchaus gesättigt, und ich hätte keine Veranlassung, mir eine Fortsetzung jenes Leidensweges, den man das Leben nennt, auch nach dem Tode zu wünschen. Nichtsdestoweniger bin ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Sinn unserer irdischen Pilgerfahrt hienieden nicht ausgeschöpft wird; die Stunden, die unsere Zeituhren schlagen, müssen ein Echo in der Zeitlosigkeit haben.

Es nachtet; aber Denen gegenüber, die aus dem hellen Tageslichte der Illusionen und Leidenschaften nicht in die Dämmerung hinein zu sehen vermögen, bin ich im Vorteil und vermag Manches zu erkennen, was lichtgereizten Augen unerkennbar bleibt. Es giebt Momente, wo meinen Blicken jene transcendente Welt geisterhaft aufgeht, die von den Faust'schen „Müttern" bevölkert ist. Die Welt der Erfahrung versinkt dann um mich herum wie durch Zauberschlag, und ich befinde mich in einem Reiche, wo alle Ahnungen Gewißheit geworden sind und wo uns Gedanken kommen, zu deren Aussprache wir ganz neue Worte prägen müßten. Es muß im Tale schon dämmern, wenn man das Alpenglühen der hoch ragenden fernen Gipfel genießen will. In solchen Augenblicken wird uns recht klar, wie alles menschliche Wissen und Glauben von Irrtum durchtränkt ist, wie der schwache, kurzlebende Zweihänder auf diesem Sonnenstäubchen, das wir Erde nennen, niemals im Besitze der vollen Wahrheit sein kann, noch sein wird. Der Dünkel des Gelehrten, die Anmaßung herrschsüchtiger Bekenntnisse, erscheinen uns dann wie kindischer Unverstand; der Anspruch dieser oder jener Religion, die sich für alleinseligmachend ausgiebt, mutet uns dann fast wie ein Sakrileg an; wir ahnen, daß alle Menschen dasselbe glauben, wenn sie es auch auf die allerverschiedenste Art auszusprechen pflegen. Nicht *einen* Weg nur giebt es, der zu Gott führt, sondern unzählige, und jeder Mensch wandelt denjenigen, der seiner Art und Weise, seiner Bildungsstufe und Erkenntnißkraft gerade angemessen ist. Auf allen diesen Wegen aber wuchert der Irrtum, denn Irren ist des Staubgeborenen unveräußerliches Erbteil. Aus solcher Einsicht, die uns die Dämmerzeit des Lebens spendet,

erwächst uns unerschütterliche Duldsamkeit gegenüber allen Bekenntnissen und Weltanschauungen, und nichts erscheint uns nun verkehrter und unerfreulicher als der Eifer, mit dem ein Fanatiker seinen eigenen Glauben Andern aufzwingen und in's Gewissen schieben möchte. Das ist der Segen der zu Jahren kommenden Besonnenheit, daß sie auch eine andersgläubige, meist feindliche Welt in Nachsicht und Liebe zu umfassen vermag, und nichts erscheint ihr törichter und würdeloser, als ein unduldsam eiferndes graues Haupt. Wer Gottes Liebe nicht verwirken will, darf sie auch seinem Menschenbruder gegenüber nicht verleugnen, und wer gegen Andersgläubige eifert, gegen dessen Intoleranz wird Gottes Gerechtigkeit eifern. Gar manches wird hienieden in verblendetem Fanatismus gesündigt, und dann wird es noch gepriesen, als ob es zur Ehre Gottes geschehen sei; zur Ehre Gottes darf man aber keine Menschenopfer schlachten, auch nicht das Opfer menschlicher Vernunft. Nicht der ist fromm und Gott wohlgefällig, der richtet und verfolgt, sondern der, der das Wort betätigt: Tout comprendre c'est tout pardonner

In der Dämmerung sind diese Zeilen niedergeschrieben. Wer Freude daran findet und ihnen zustimmt, den will ich Freund und Bruder nennen; wer sie verlacht oder verdammt, dem habe ich eingedenk des „Vater, vergieb ihnen!“ schon im Voraus verziehen. —





# Vererbung.

Von

## L. Fürst.

— Berlin. —

Der Begriff „Vererbung" bezeichnet scheinbar etwas Alltägliches, das wir auf Schritt und Tritt beobachten können. Wir sehen, wie sich physische und psychische Eigenschaften von einem Individuum auf das andere, von den Eltern auf die Kinder forterben, wie sie sich in ganzen Familien von Geschlecht zu Geschlecht wiederfinden, Stämmen und Völkern ein charakteristisches Gepräge erhalten. An der Hand der Vererbung können wir die Geschichte der Menschheit in Vergangenheit und Zukunft verfolgen. Und doch ist uns, obgleich sich die größten Naturforscher und Philosophen damit beschäftigt haben, das Wesen der Vererbung zu ergründen, dessen innerster Kern noch unbekannt. Höchstens vermögen wir den Begriff noch etwas näher zu erläutern, indem wir mit Ribot sagen: „Erblichkeit ist dasjenige biologische Gesetz, kraft dessen alle mit Leben begabten Wesen dahin neigen, sich in ihren Nachkommen zu wiederholen," oder mit Weismann: „Vererbung ist die Eigentümlichkeit der Organismen, ihr eigenes Wesen auf die Nachkommen zu übertragen." Ueber das Wesen dieses „Gesetzes," dieser „Eigentümlichkeit" konnten auch diese geistvollen Forscher keine Auskunft geben. Daß „die Natur sich selbst nachahmt," sehen wir. Die Tatsache tritt uns tausendfach und in einer ebenso interessanten wie unerklärlichen Weise entgegen. Aber vergebens hat man bisher nach des Räthsels Lösung gesucht, nach dem letzten Grunde jener Tatsache. Fast könnte man in die entmutigenden Worte Victor Hensen's einstimmen: „So viele Hände auch immer geschäftig gewesen sind, die Siegel zu lösen, welche die Theorie der Vererbung unserer Einsicht verschließen, der Erfolg ihrer Arbeit war ein geringer, und nicht ohne ein

gewisses Recht sieht man nachgerade mit nur wenig Hoffnungen neuen Arbeiten in dieser Richtung entgegen."

Theorien und Hypothesen sind keine Erklärung. Sie sind nur der Ausdruck unseres „Nicht-Wissens". Sie zeigen uns an, bis zu welchem Punkte wir mit der Erforschung einzelner Tatsachen gelangt sind, wie weit wir festen Grund unter den Füßen haben und wo die Grenze ist, jenseits welcher z. Z. nur das Nebelreich der Vermutungen sich ausdehnt. Aber Eins tröstet uns: Diese Vermutungen sind das in logischer Folge sich vollziehende Weiterspinnen der Geistesfäden; sie deuten den Weg an, den die unermüdliche Forschung weitergehen wird, und markiren sehr oft den richtigen Weg, auf welchem der Geist schrittweise dem Ziele näher kommt. Was heute noch Hypothese ist, kann morgen schon erwiesene Beobachtung, festes Gesetz — oder auch endgiltig als Täuschung erkannt und verworfen sein. Der Mensch läßt sich nun einmal durch das Ungewisse, Unsichere nicht abschrecken, auf's Neue die Aufhellung des Dunkels zu versuchen. Solch' bohrender, grübelnder Forschertrieb ist ihm erb- und eigentümlich.

Betrachten wir irgend einen Menschen hinsichtlich seiner Körper- und Geistesbeschaffenheit, so tritt uns an ihm neben dem, was das Leben aus ihm gemacht hat, unverkennbar so Manches entgegen, was er zweifellos in's Leben mitbrachte, seien es nun angeborene Eigenschaften, die man bei seinen Vorfahren nicht antrifft, die bei ihm also zum ersten Male auftreten, seien es wirklich vererbte Züge, welche sich schon bei seinen Ahnen nachweisen lassen. Wir finden Züge, die an den Vater oder an die Mutter oder an Beide erinnern. Hierher gehört Goethes so oft angezogenes Wort:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabuliren.

Das, was hier der große Dichter von den an sich selbst beobachteten Vererbungen berichtet, läßt sich noch an andern bedeutenden Menschen, deren Voreltern bekannt sind, wahrnehmen. Aber auch bei einfachen, schlichten Leuten bestätigt sich das Spiel der Wiederholung gewisser Züge. Und die weniger Bedeutenden sind die Majorität; diese aber macht das Gesetz, nicht die Minorität der Ausgewählten. Die „großen Menschen," die Renan „zum Himmel ragende Säulen," Berthold Auerbach „Sterne am Himmel auf offener See" nannte, sind seltene Erscheinungen, und wenn man sie zum Beweise heranzieht, so geschieht es nur, weil ihr Wesen und ihre Familie allgemeiner bekannt sind.

Ja, es handelt sich nicht blos um die Eltern, sondern um die ganze Ascendenz, um weit zurückreichende Generationen der Familie, obwohl dieser selbst ihr Stammbaum oft unbekannt ist. Wo die Vorfahren rein blieben, d. h. ihre Eigenart konservirten, lassen sich bis zu den Urahnen

hinauf und durch Seitenlinien bestimmte Charaktere nachweisen. Bisweilen werden Generationen übersprungen, und doch tauchen manche Eigenschaften beim Urenkel, beim Großneffen u. s. w. auf, die schon vor lange entschwundener Zeit vorhanden gewesen sind. Nicht nur Züge aus alten Familienbildern kehren wieder, nachdem sie eine oder mehrere Generationen hindurch verschwunden schienen; auch Geistes- und Charakter-Eigenschaften erwachen abermals. Nicht immer ist dieses „Rückfällige" ein Zeichen höherer Entwickelung, eine Summirung glänzender Eigenschaften der Vorfahren, sondern — im Gegenteil — oft eine Art von Atavismus: die Wiederkehr längst erstorbener, erloschener Züge, die an einen niedern Kulturzustand erinnern. Die „Bestie im Menschen", die Ausbrüche des Fanatismus, die Verfolgung von Angehörigen andern Stammes oder Glaubens, der Chauvinismus, die Roheit und Grausamkeit sind solche Züge rückläufiger Vererbung atavistischen Charakters. Warum die Nachkommen von Eltern, die zu nahe mit einander verwandt sind, nicht immer die Summe guter Eigenschaften derselben darstellen, sondern eine Degeneration der Rasse, wissen wir nicht. Wohl aber kennen wir die traurige Tatsache an sich und nicht minder das unentrinnbare Verhängniß, welches die „Sünden der Väter" von Geschlecht zu Geschlecht forterben läßt und uns aus den Schicksalstragödien von Sophokles bis Ibsen medusenhaft entgegentritt.

Wenn wir von anthropologischen Merkmalen scharf ausgeprägter Völker reden, z. B. der Franzosen, Italiener, Holländer, Japaner, oder von Nuancen innerhalb eines Volkes, wie des Südfranzosen, des Neapolitaners &c., so verstehen wir darunter im Grunde nur die im Lauf der Jahrhunderte vererbten Eigenschaften des Köperbaues, der Intelligenz, der Sprache, des Naturells, welche bei den einzelnen Individuen konstant geworden sind. Je reiner sich manche Nationalitäten erhalten haben, desto charakteristischer sind sie geblieben. Das ist ja auch der Grund für den starken Einfluß der Vererbung überall da, wo eine Jahrhunderte lange, strenge Absonderung in Rangstufen, wie in China oder wie in den Kasten Indiens stattfand. Wenn manche Familien, die sich mehr oder weniger von anderen abgesondert hielten, ihren bestimmten Habitus, wenn Dynastieen und aristokratische Häuser, Patricier- und Bauerngeschlechter einen unverwischten Typus behielten, so erklärt sich diese Erscheinung aus immer wiederholter Vererbung. Dieselbe führt schließlich zur Stabilität, freilich auch aus dem Stillstand zum Rückschritt, aus der Gesundheit zur Entartung. Dieser Umstand besiegelt gewiß oft das traurige Geschick der Nachkommen zu naher Verwandten, wenn Familien immer wieder unter sich heiraten. Man sieht, daß die Vererbung nicht zu exklusiv sein darf, daß allmählich eine gewisse Grenze erreicht wird, an welcher alsdann eine Verschlechterung der Race erfolgt, falls nicht neue Elemente in die Vererbungsreihe eingeschaltet werden. Selbst die urältesten Eichen- und Lindenbäume sowie der berühmte Hildesheimer Rosenstock werden nicht in's Unendliche lebensfähige,

neue Triebe produciren, wenn es nicht gelingt, die nach und nach sich verringernde Lebenskraft aufzufrischen.

Jeder höhere Organismus, sei er nun ein Tier- oder ein Pflanzen-Individuum, ist ein komplicirtes Gebilde, das nicht, wie etwa die einzelligen Lebewesen, nur durch fortwährende Teilung der ursprünglichen Substanz seine vielleicht vor Jahrtausenden erhaltenen Eigenschaften noch nach Jahrtausenden forterbt, also gewissermaßen unsterblich ist. Je höher der Organismus steht, desto enger ist die ihm gesteckte Grenze physischer Vererbung.

Was dem Laien immer zuerst in's Auge fällt, ist die allerdings oft wunderbare Vererbung körperlicher Eigenschaften. Obwohl bekanntlich die charakteristischen Aehnlichkeiten des neugeborenen Kindes mit seinen Eltern noch wenig ausgeprägt sind, so werden sie doch in einer oft allerdings fast humoristischen und von Selbsttäuschung befangenen Weise — zumal von allen Verwandten und Bekannten „sofort" herausgefunden. „Der Mutter wie aus den Augen geschnitten!" „Der ganze Vater!" — sind die Ausrufe, die in beglückwünschender oder komplimentirender Weise laut werden. Bei dem indifferenten Gesichtsausdruck kleiner Kinder sind sicher viele derartige Aussprüche noch ohne genügende Begründung. Manches ist aber doch bereits in den ersten Lebenstagen des Kindes, welches in der Tat schon ganz bestimmte Aehnlichkeiten aufweisen kann, für den scharfen Beobachter entscheidend. Interessant ist es, daß diese Aehnlichkeiten sich mit zunehmendem Alter nicht etwa abschwächen, sondern geradezu steigern. Auch in den Knospen sind schon durch feinere Unterschiede die Merkmale der Blüten und Blumen angedeutet, aber zum vollendeten Ausdruck kommen sie erst später. So ist es auch mit den „Aehnlichkeiten" des kleinen Kindes. Ihre Bedeutung im ganzen Körperbau und Gesichts-Ausdruck, in Sprache und Sinnesfunktionen, in Bewegungen und Gewohnheiten, tritt, je älter das Kind wird, desto deutlicher hervor, und zwar auch dann, wenn es z. B. seine Eltern früh verloren hat, also von einer Aneignung durch persönlichen Verkehr nicht die Rede sein kann. Gerade dieser Umstand beweist so recht deutlich, daß die Aehnlichkeit eine angeborene, eine ererbte sein muß.

Doch bedürfte es denn noch eines Beweises dafür? Sehen wir nicht täglich Beispiele solcher Vererbung schon des äußeren Menschen vor uns? Die eine Familie hat ungewöhnlich große, die andere besonders kleine Individuen, eine schlägt mehr in's Magere, die andere in's Fette, eine ist auffallend kinderreich, die andere kinderarm. Hier herrscht Kurzlebigkeit, dort Langlebigkeit vor. Die Körperstatur, der Bau des Skeletts, die Beschaffenheit der Haut, die Farbe der Augen und Haare, die Struktur der letzteren, die Gesichtsformation, zumal Augenbrauenbogen, Nase, Backen- und Kieferknochen, ferner Blutüberfüllung oder Blutarmut des Antlitzes — alles dies kehrt oft bei mehreren Generationen auf's Frappanteste wieder. Bisweilen erkennt man schon im ersten Moment diese „Familienähnlichkeit";

Kinder erscheinen uns dann wie Miniaturausgaben der Eltern, wie Kopien im verjüngten Maßstabe. Und diese Aehnlichkeit beschränkt sich nicht auf die Wiederkehr von Form oder Farbe, sie erstreckt sich auch auf bestimmte Körperfunktionen. Der Charakter der Handschrift, die Art der Stimme, Linkshändigkeit, besondere Geruchsfeinheit, gutes musikalisches Gehör, Geschicklichkeit in gewissen Handleistungen, Gewandtheit sogenannter „Artisten", mechanisches Talent und dergleichen hat man durch Generationen sich forterben sehen.

Aber auch krankhafte Neigungen können sich auf die Nachkommen übertragen, wie das Essen thoniger Erde bei brasilianischen Volksstämmen oder die unüberwindliche Vorliebe für den Alkohol. Die Worte, welche Mephistopheles an den Schüler richtet:

> Es erben sich Gesetz und Rechte
> Wie eine ewige Krankheit fort,
> Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte —

zeigen deutlich, daß das Bild der Krankheits-Vererbung ein längst geläufiges ist. In der Tat ist die Erblichkeit bei wirklichen Krankheitszuständen konstatirt. Blutarmut und Tuberkulose, Taubheit und Blindheit, Nerven- und Geisteskrankheiten sind dafür klassische Beispiele; aber auch ererbte Anlage zu bösartigen Geschwülsten, wie Krebs gehört hierher. Es giebt Familien, in denen vorzeitiger Haarschwund, Warzen und Muttermäler zu Hause sind, andere, in denen die Kinder denselben unreinen, häßlichen Teint, Gesichtsröte, Mitesser, „Blüten" und sonstige Zeichen verdorbener Säfte zeigen, wie die Eltern, andere, in denen bestimmte Formen der Farbenblindheit sich wiederholen. Nicht immer äußert sich die ererbte Krankheits-Anlage in frühester Jugend oder in den ersten Jahrzehnten; sie kann lange schlummern und dann mit einem Male aus diesem latenten Zustande erwachen.

Auch die psychische Vererbung ist eine feststehende Tatsache, über die man sich nicht wundern wird, wenn man erwägt, daß die geistigen Funktionen durch die Beschaffenheit des Nervensystems bedingt, von dieser abhängig sind. „Jede Grenzlinie zwischen Physiologie und Psychologie ist eine künstliche. Das seelische Leben löst sich vom körperlichen langsam und stufenweise los, ohne daß man sagen könnte, wo und wie es entsteht." Mit diesen treffenden Worten Ribots ist zugleich das Wesen der psychischen Vererbung skizzirt. Denn sicher beruht sie z. T. nicht blos auf dem Vorbilde oder der Erziehung, sondern auf einem bestimmten Bau des Gehirns, auf der Funktion seiner Ganglien, der höheren Erregbarkeit gewisser Nervenbahnen, wohl auch auf stärkerer Entwicklung einzelner Gehirnteile, worauf schon Weismann hingewiesen hat.

Wie sich das Centralorgan der Psyche, das Gehirn gestaltet hat, so funktionirt es. Die Qualität des Seelen-Instrumentes ist es, welche in erster Linie für die Seelen-Tätigkeit den Ausschlag giebt, ganz wie für das Spiel des Künstlers. Auch dieses kommt auf einer edlen, alten Geige aus

Nun muß sie weiter wandeln mit uns
Und mit uns wachen.
Die Todesruhe wird Der nur gewährt,
Die voll einst das Leben
Erfaßt hat
Und irdischem Loos
Durch lebendige Kraft
Inhalt und Farbe gegeben.
Das Weib dort erstarb zu ewiger Ruh;
Des Lebens höchstes Leben war ihr,
Des Todes Krone, der Friede ist ihr:
Schlaf wohl, Irene!
Du aber, Anna Elsbeta,
Hast nie Dein Leben gelebt,
Hast niemals Liebe gefühlt,
Drum kehre heim in die ruhlose Gruft,
Komm mit, schon treibt uns die Morgenluft
Und ein zitterndes Leuchten von hinnen —
Die Sommernachtszauber verrinnen.

(Es tagt allmählich. Die Geister verschweben. Einige Augenblicke bleibt die Scene offen.
(Vorhang.)





# Philosophische Geschichtsschreibung.

Von

## Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —



Vom Monismus haben wir in unseren Tagen bis zum Ueberdruß singen und sagen gehört. Es gehört heut zum guten Ton „Monist" zu sein — und wenn man auch nur mit Häckel sämmtliche „Welträthsel" im Handumdrehen lösen sollte. Man hat ja nicht umsonst Spinoza ein bischen obenhin und Büchner „gründlich" gelesen — und Kant und Schopenhauer nicht umsonst vergessen. Mit wahrhaft monistischer Weltanschauung hat solch philosophischer Dilettantismus, wie er in unserm mehr noch unphilosophischen als amusischen Zeitalter seine höchsten Triumphe feiert, natürlich nicht das Geringste zu thun. Aber selbst die ernsteren wissenschaftlichen Vorstöße in spekulatives Gebiet wirken doch vorerst nur als Versuche mit unzulänglichen Mitteln, den vielgepriesenen Monismus in lebendige, lebenzeugende That umzusetzen. Immerhin sind sie schon rein symptomatisch für die Wiederauferstehung des philosophischen Geistes interessant und bedeutungsvoll. Schopenhauer beginnt eigentlich heut erst recht zu wirken: von seinem Einfluß zeugt das voluntaristische System Wundts, freilich mehr das Werk eines scharfsinnig-umfassenden Polyhistors als eines starken Weltanschauungspoeten, der seine Individualität in den Kosmos hineindichtet. Tiefer angelegte Erkenntnißtheoretiker wie Paulsen wandeln sämmtlich auf gleicher Bahn. Eines Fechners liebenswürdig dichterische Naturphilosophie findet heut wieder begeisterte Bekenner. Und auch im Lager der Unzünftigen regen sich die metaphysischen Sehnsüchte. Eine Lehre wie die der Brüder Hart von der „Ueberwindung der Gegensätze" ist interessanter durch das, was sie verschweigt, als durch das, was sie sagt: das unbefriedigte metaphysische Bedürfniß und die Verlegenheit um eine

positive Weltanschauungs-Formel, die sich darin ausspricht. Erscheinungen vollends wie die seelentiefe, in den großen geheimnißvollen Schoß des Lebens hinabtauchende Mystik Maeterlincks beweisen, daß das rationalistische Extrem längst ablösungsbedürftig ist, daß die Thesis in die Antithesis umzuschlagen droht. Wie aber, wenn sich bereits eine neue Synthesis aus rationalen und mystischen Elementen langsam vorbereitete, ein „drittes Reich" der Philosophie, das dann erst den Namen eines modernen Monismus in seinem ganzen Vollwerth verdiente? . . . Ich meinerseits glaube, daß heutzutage so etwas in der Luft liegt. Für eine feine Witterung ist sie gleichsam mit geistigen Möglichkeiten geschwängert. Aller betriebsamen Vereinzelung und aller genialen Einseitigkeit gegenüber macht sich doch wieder stärker als je das Bedürfniß der Einheit, der Zusammenfassung geltend. Vielleicht ist man auch lange genug kritisch-negativ gewesen und sehnt sich danach, endlich wieder positiv zu werden. Es fragt sich nur, in welcher Form? In der alten systematisch-dogmatischen kaum. Wir halten es darin mit Nietzsche, daß der Wille zum System den Willen zur Unredlichkeit bedeutet. Die tyrannische Begrifflichkeit des Systems hat ihren Gefühlswerth für uns verloren. Die Persönlichkeit bedarf dieses Zwanges nicht mehr, um sich phantasievoll-spekulirend in das All einzuwirken. Wir haben sogar zu der starken philosophischen Subjektivität der Zukunft das Zutrauen, daß sie stark genug sein wird, ihrem Weltbild die individuelle Form selbst zu schaffen. Und hierfür weckt uns die unverkennbare Umbildung des modernen Gelehrten-Typus tröstliche Hoffnungen. Wie einerseits der dogmatische Metaphysiker, so scheint andererseits der fleißige gelehrte Handwerker, der Nichts-als-Spezialist immer mehr auszusterben oder doch in untergeordnete Stellung gedrängt zu werden. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß heut die Vertreter der scheinbar differentesten und differenzirtesten Geistesthätigkeiten, Künstler, Philosophen, Schriftsteller, Gelehrte, wieder mit einander die längst verloren gegangene Fühlung zu gewinnen suchen. Man besinnt sich wieder auf die große geistige Ur-Einheit; man sucht am Leitseil darwinistischer Entwickelungsgedanken den „Urerzeuger" der vielen „Arten", die uns heut in bunter Ueberfülle vor den Augen wimmeln. Eine solche Einheit und Universalität des Geistes fand Nietzsche in den vorplatonischen Philosophen Griechenlands, zumal in dem einen Gewaltigen, dessen Name geheimnißvoll-majestätisch durch die Zeiten leuchtet: Heraklit, dem gegenüber Plato, und was nach ihm kam, schon eine Abbiegung und Verschwächlichung bedeutet. Und in Goethe, dem Dichter-Mystiker, ist auch uns ja noch einmal solch ein anachronistischer Vollmensch erstanden.

Mit dem Typus des Wissenschaftlers aber ändert sich auch der Typus der Wissenschaft. Denn all unser Denken spiegelt ja — wiederum nach einem guten Nietzsche-Wort — nichts Anderes als das „Verhältniß unserer Triebe" wider . . . Es leuchtet ein und ist oft genug betont worden,

daß der Weg genau der entgegengesetzte ist, wie in den Tagen des deutschen Idealismus. Dort stieg man aus den Sphären der reinen Geistigkeit zum Detail herab, hier ringt man aus der Fülle und dem Wust der Details zu großzügiger Weltbetrachtung. Eine tiefe Sehnsucht nach Einheit, Total-Erkenntniß, Universalität lebt in unseren besten Gelehrten. Die Spezialisten fangen an philosophisch zu werden — nicht das unwichtigste Symptom dafür, daß sich aus den Geisteswehen der Zeit eine neue Weltanschauung entbinden will. Vielleicht wäre eben jetzt für einen philosophischen Kopf der rechte Moment gekommen, den Spezialisten gleichsam auf halbem Wege zu begegnen, seinen deduktiven Monismus an den Ergebnissen und Forderungen der Erfahrungswissenschaft zu messen und zu bestätigen. Das erstaunliche Resultat wäre: daß auch in diesem Falle Deduktion und Empirie zu einander gehören wie das Positiv und Negativ eines Bildes. Stellen wir zunächst einmal in Kürze die nothwendigen Elemente eines wahrhaft modernen Monismus fest. Von ein paar rückständigen Häckelianern abgesehen, zweifelt wohl Niemand mehr an der Richtigkeit des erkenntnißtheoretischen Idealismus. „Die Welt ist meine Vorstellung“ — an diesem Schopenhauer'schen Fundamentalsatz ist nicht zu rütteln. Im Grunde ist sogar der extreme Individualismus die einzig konsequente erkenntnißtheoretische Grundanschauung: die Annahme einer „objektiven“ Welt ist lediglich ein höchst plausibler und praktischer, aber durchaus hypothetischer Analogieschluß. Was sich heut unter dem gelehrtthuerischen Namen des „Solipsismus“ breit macht, ist ja bereits die stillschweigende Konsequenz der kantisch-schopenhauerischen Erkenntnißtheorie. Die idealistische oder, wenn man so will, die subjektivistische Betrachtungsweise, die von der menschlichen Seele und ihren in die Realität projicirten Bewußtseinsinhalten ihren Ausgang nimmt, ist also die nothwendige Grundlage aller echt wissenschaftlichen Methodik. — Hierzu kommt zweitens das voluntaristische Element. Von Schopenhauer las ich einmal, daß er sich im Triumphe der Vollendung seines großen Hauptwerks ein Siegel mit einer sich in den Abgrund stürzenden Sphinx anfertigen lassen wollte. Und eine individuelle „Lösung des Welträthsels“ bedeutete ja die „Welt als Wille und Vorstellung“ sicherlich. Aber seinen resoluten Glauben, im „Willen“ schlechthin „das Ding an sich“ gepackt zu haben, können wir heut kaum noch theilen. Denn auch der „Wille“ geht ja durch das Bewußtsein hindurch und ist der subjektiven Kategorie der Zeit unterworfen. Nur relativ am nächsten mag der „Wille“ jener geheimnißvollen kosmischen Urpotenz stehen, die in allem Lebenden wirkt; nur am unmittelbarsten mag sich das „Ding an sich“ in ihm offenbaren. Unwiderleglich ist jedoch der sich daraus ergebende Primat des Triebes über den Intellekt, der durch die elementarste psychologische Selbstbeobachtung bestätigt wird. Ob man diesen Urtrieb besser mit Schopenhauer den „Willen zum Leben“ oder mit Nietzsche den „Willen zur Macht“ taufen soll — das ist meiner Meinung nach mehr

eine Wortfrage, die vielleicht von Nietzsche allzu hitzig genommen worden ist. Ich glaube, es sind nur verschiedene Namen für dieselbe Sache in doppelter Erscheinung: das Kräftespiel der Lebensformen, die sich defensiv zu behaupten oder offensiv ihren Daseinsbereich zu erweitern suchen. Da aber freilich im Weltall der Kampf der Vater aller Dinge, nicht zum wenigsten aller Entwicklung, ist, so thut man wohl besser, mit Nietzsche von einem „Willen zur Macht“ zu reden. Metaphysisch mag die Bezeichnung immerhin nicht zwingend sein — psychologisch ist sie es sicherlich. Mit Recht heißt es im „Zarathustra“: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein . . . Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will: dieser Lust allein mag es nicht entrathen.“ — Es ist meines Wissens noch kaum hervorgehoben worden, daß uns diese Anschauung, bei Licht betrachtet, die metaphysische Begründung des Persönlichkeitsbegriffes liefert. Denn natürlich giebt es unzählige Grade des „Willens zur Macht“ — und wenn wir im landläufigen Sinne von „starken und schwachen Persönlichkeiten“ reden, zwischen denen eben immer nur ein Gradunterschied besteht, so meinen wir damit nichts Anderes als den höheren oder geringeren Grad des Machtwillens, der in ihnen wirkt. Das eigenthümliche Phänomen der „Suggestion“ gehört hierher. Den höchstentwickelten Machtwillen — und damit die „stärkste Persönlichkeit“ — besitzen selbstverständlich die genialen Ausnahme-Naturen, die durch die suggestive Kraft ihres Wesens eine widerstrebende Welt in ihren Bann zwingen; aber Nietzsches scharfe psychologische Intuition hat mit Recht schlechthin zwei große Menschheitsgruppen unterschieden: die Herren- und die Sklavennaturen, die Befehlenden und die Gehorchenden. Und folgerichtig hat man in ihnen geradezu ganz verschiedene Instinkte anzunehmen: den Persönlichkeitsdrang, der irgend einem Aeußeren sein Siegel aufdrücken, und den Hingebungstrieb, der sich einem Aeußeren schmiegsam unterwerfen will. — Für eine konsequent monistische Weltanschauung ist nun ferner dieser Grundgegensatz natürlich nicht auf ein einzelnes Lebensgebiet beschränkt, sondern von zwingender und allgemeiner Gültigkeit. „Freilich, Ihr heißt es Wille zur Zeugung oder Trieb zum Zwecke, zum Höheren, Ferneren, Vielfacheren; aber all Das ist Eins und Ein Geheimniß.“ (Nietzsche.) Speziell über die metaphysische Einheit materieller und geistiger Zeugungskraft, die, nur in verschiedenen Seelenschichten, Erscheinungen der gleichen Urkraft und von den gleichen Gesetzen beherrscht sind, besteht wohl kaum ein Zweifel mehr. Wie tief besonders die Kunst im Geschlechtsgrunde verankert ist, lehrt jede tiefdringende vorurtheilslose Betrachtung. Mit alledem hätten wir zwar nun eine Art monistischer Weltanschauung, aber noch lange keine monistische Metaphysik. Schon das Wort „Metaphysik“ begegnet ja heut einer gewissen Mißgunst. Aber es wirkt hier zweifellos noch jene Vorstellung einer dogmatischen, aus

dem „reinen Geist“ heraus die Welt spielerisch reproducirenden Metaphysik im vorkantischen Sinne nach. Daß seit Kant aber auch die Philosophie einige bedeutsame Wandlungen durchgemacht hat, sollte die gebildete Zeit eigentlich wissen. Bei den Fichte, Schelling, Hegel mag sie in atavistischen Rückschlägen noch ihre schwanken Luftschlösser bauen — schon bei Schopenhauer hütet sie sich fein, über die äußere und innere Erfahrung hinauszugehen. Hier ist sie in der That schon garnichts Anderes als eine Wissenschaft der inneren Erfahrung, die vernehmlich bereits an das Thor der Mystik klopft. Eine Wissenschaft, die, weit davon entfernt, der Fülle der Erscheinungen abstrakt-apriorische Gesetze aufzudrängen, lediglich den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ finden, im Flüchtigen das Bleibende, im rastlosen Wechsel kosmischen Geschehens die ewigen Gesetze entdecken will. Und hier schließt sich der Kreis unserer Betrachtung: denn die Gesetzmäßigkeiten ihres kleinen und doch so umfänglichen Specialgebietes festzulegen ist ja auch das tiefste Bedürfniß aller wahrhaft modernen, monistisch angelegten Erfahrungswissenschaft. Hier fallen die Schranken zwischen Deduktion und Empirie, hier begegnen sich Denker und Gelehrter auf halbem Wege, hier wird der Philosoph Empiriker und der Empiriker Philosoph.

Ist es nicht bezeichnend, daß z. B. eine geistvolle moderne Geschichtstheorie, die wir dem Berliner Professor Kurt Breysig verdanken, stillschweigend von sämmtlichen monistischen Grundvoraussetzungen ausgeht, die ich oben deduktiv festzustellen versucht habe? Die Thatsache ist um so interessanter, als Breysig, wie ich ausdrücklich betonen will, sicher nicht bewußt philosophische Geschichtsschreibung treiben wollte. Vielleicht ist ihm diese Feststellung in unseren unphilosophischen Zeitläuften sogar angenehm — für mich aber ist gerade diese philosophische Unterströmung der wesentlichste Vorzug seiner Theorie. Gewiß wollte er im Grunde nur seiner Specialwissenschaft eine neue Methodik, seinem Forschungszweig eine neue höhere Entwicklungsmöglichkeit gewinnen — aber es geschah, ihm selbst unbewußt, im Zeichen eines modernen Monismus. Der „Zeitgeist“ ist denn doch stärker, als es Faustens spöttischer Zweifel zugeben will . . . . In Breysigs Geschichtstheorie also — die er in seiner vor nicht zu langer Zeit bei Bondi, Berlin, erschienenen „Kulturgeschichte der Neuzeit“ niedergelegt hat — behaupte ich alle Bestandstücke des modernen Monismus wiederfinden zu können. Sehen wir zu!

Wenn — nach Schopenhauer — nur diejenigen Werke bleiben, in die man ganz sich selbst hineingelegt hat, so darf man auch dem Breysig'schen Werke eine günstige Prognose stellen. Denn man fühlt, daß hier in der That Theorie und Mensch eins sind, daß man rückschließend aus dieser Theorie sich das Bild des Autors konstruiren kann. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß der Stoff völlig subjektiv geprägt und künstlerisch gestaltet sei. Im Gegentheil. Aber gerade der Kampf zwischen Stoff und

Subjektivität ist für Breysig bezeichnend und macht ihn zu einem fesselnden Persönlichkeits-Problem. Man merkt das ehrliche Ringen einer erwachenden Individualität, deren Formtriebe sich aus den Banden des „Objekts“ zu befreien suchen. Und es giebt vereinzelte Partieen in dem Buche, in denen bereits die gestaltende Subjektivität über den spröd widerstrebenden Stoff gesiegt hat: ich erinnere etwa an den schönen Essay über den Prometheus des Aeschylus, wohl die ragendste Gestalt der antiken Dichtung, die mit hellenischem Titanismus doch schon etwas ganz Ungriechisches und Uebergriechisches, etwas von der Güte und Opferfreudigkeit des Nazareners, vereint, oder die trefflichen Bemerkungen über Aristophanes. Weniger befreunden kann ich mich mit dem Urtheil über Euripides, der doch die Rationalisirung und damit Verflachung der attischen Tragödie bedeutet; hier hat wohl der Gelehrte noch ein wenig mitgesprochen . . . Im zweiten Theil des zweiten Bandes finden wir dann noch feinsinnige kunstkritische Ausführungen über die Naumburger Bildwerke . . . Augenscheinlich also läßt sich an Breysig ganz ausgezeichnet jene „Umbildung des modernen Gelehrten-Typus“, von der ich oben sprach, studiren. Es ist kein Zufall, daß er gerade den Konflikt zwischen Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb in den Mittelpunkt seiner historischen Theorie gestellt hat; er liefert uns eben damit den Schlüssel zu seinem eigenen Wesens-Problem. Aber auch die übrigen Leitgedanken seiner Theorie sind auf's Innigste mit seiner Individualität verknüpft — was ihnen neben ihrer sachlichen Bedeutsamkeit eine nachhaltige Wirkung verbürgt. Vor allen Dingen ist Breysigs Problemstellung psychologisch, d. h. die Seele ist der methodische Ausgangspunkt und das heuristische Princip seiner Forschung. Besonders verdienstlich ist hierbei die entschiedene Absage an den doktrinären Materialismus, der sich heut leider immer noch vielfach in der Geschichtswissenschaft breit macht.

Gegenüber der rein politischen, auf den engen Kreis der Haupt- und Staatsaktionen beschränkten Geschichtsschreibung eines Ranke hatte man natürlich vollkommen Recht, den Einfluß des wirthschaftlichen Moments zu betonen, aber dieses Moment zum allein bestimmenden Faktor zu erheben, war ganz unwissenschaftlich und verrieth zudem einen betrüblichen Mangel an Abstraktionsfähigkeit. Denn selbstverständlich ist auch der materielle Erwerbstrieb in letzter Linie nur eine Erscheinungsform des allumfassenden kosmischen Macht- und Lebenswillens — noch dazu in seinen niedrigsten Manifestationen. Ich habe schon an anderer Stelle hervorgehoben, daß hier offenbar eine Gefühlsthatsache mitzusprechen scheint. Diese übertriebene Betonung des materialistisch-ökonomischen Gesichtspunkts wirkt nach meiner Meinung ein bischen pöbelhaft, — während umgekehrt die psychologische Problemstellung ihren aristokratischen Gefühls-Ursprung nicht verleugnen kann. Selbst diese nüchterne Frage der Methodik berührt sich also mit der Persönlichkeit des Forschers; und es ist einer der sympathischsten Züge

Breysigs, daß er die Geschichtsforschung auf psychologische Grundlage zu stellen gewagt hat .... Mehr noch erfordert aber das Verständniß des großen Grundunterschieds der beiden — nach Breysig — treibenden Kräfte alles weltgeschichtlichen Geschehens — Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb — ein bischen angeborenes „Pathos der Distanz". Mathematisch beweisen läßt sich hier nichts; wie diese Unterscheidung aus dem persönlichsten Erleben heraus geschöpft ist, so kann sie auch nur aus ihm heraus verstanden werden — „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Daß diese großen Grundtriebe nur die äußersten Pole des kosmischen Machtwillens darstellen, liegt auf der Hand: man wird, ohne die Originalität Breysigs anfechten zu wollen, lebhaft an Nietzsche gemahnt — und es ist gerade ein weiterer Ruhmestitel Breysigs, daß Nietzsche für ihn nicht wie für so viele moderne Gelehrte umsonst gelebt hat .... Hier blitzt nun der eigentlich monistische Grundgedanke der Breysig'schen Theorie vor uns auf. Das Spiel jener großen Grundkräfte, Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb, beschränkt sich nämlich nach Breysig nicht auf politisches und wirthschaftliches Geschehen; es erstreckt sich mit gleicher Giltigkeit auch auf geistiges — religiöses, wissenschaftliches, künstlerisches — Gebiet. Damit erst wächst sich seine „Kulturgeschichte" zu einem großzügigen, nach einheitlichem Gesichtspunkte geordneten Totalbild der Entwicklung aus. Es ergeben sich da einige weitere, sehr feine Grundunterscheidungen von heilsam klärender Wirkung. Die Wissenschaft gliedert sich für Breysig nämlich nach diesem Gesichtspunkt in sammelnde und beschreibende Erfahrungswissenschaft und konstruktive Begriffswissenschaft; die Kunst in wirklichkeitstreue Stoffkunst und selbstherrlich schaltende Persönlichkeits-, Formen- und Phantasiekunst. Auch diese Anschauungen sind nicht exakt zu „beweisen" oder zu „widerlegen"; man muß, annehmend oder ablehnend, persönlich zu ihnen Stellung nehmen. Mir selbst sind sie in unserem modernen Werthe-Chaos schon als erste kräftige Ansätze einer geistigen Werthskala außerordentlich sympathisch. Zumal unsrer verworrenen modernen Aesthetik, der es vor allen Dingen an klaren Grundbegriffen fehlt, kann Breysigs feinsinniges Kriterium gute Dienste leisten. Die umfassenderen Grundlagen für eine Aesthetik der Zukunft sind freilich immer noch erst zu schaffen. Ich darf wohl andeuten, daß meiner festen Ueberzeugung nach alle künftige Aesthetik subjektivistischen Gepräges sein und mehr oder minder mit Künstlerpsychologie zusammenfallen wird. „In der ganzen bisherigen Philosophie fehlt der Künstler", sagt Nietzsche im „Willen zur Macht" mit Recht. Ich selbst habe in meiner „Psyche" einen Versuch in dieser Richtung unternommen und bin dabei auf anderen Wegen zu einer ganz analogen, nur eben subjektivistisch gefärbten ästhetischen Grundunterscheidung (des „Lyrikers", der ein unmittelbares, des „Bildners", der ein mittelbares Erlebniß künstlerisch gestaltet) gelangt. —

Wohin gehört nun aber nach alledem Breysigs eigene Specialwissenschaft, die Geschichte? Sie war bisher beschreibende Erfahrungswissenschaft: sie ist jetzt, nicht zum wenigsten durch Breysigs verdienstliche Initiative, auf dem Punkte, Begriffswissenschaft zu werden. Breysigs Geschichtsschreibung nämlich — und dies ist der eigentlich krönende Gedanke seiner Theorie — ist in dem früher angedeuteten Sinne durchaus „metaphysisch“ — nicht etwa weil sie uns die letzten ewig geheimnißvollen Kausalitäten erschließen möchte, sondern weil sie gewisse typische Normen und Gesetzmäßigkeiten konstruirt, weil sie im Wechsel das Bleibende zu erkennen sucht. Breysig verwirft die herkömmliche grobe Unterscheidung von Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; jedes der großen führenden Kulturvölker hat nach ihm sein Alterthum, Mittelalter und Neuzeit für sich, und die entsprechenden Perioden zeigen durchweg eine auffallende Aehnlichkeit der Kulturgestaltung. Wie verblüffend gleichen sich etwa auf geistigem Gebiet die „neueste“ Zeit der Griechen und unsere rationalistisch-naturalistische Gegenwart! Für einen philosophischen Kopf hat diese Theorie etwas ungemein Klares, auf den ersten Blick Einleuchtendes. „Wer seinen Herodot gelesen hat, der kann sagen: Ich kenne den Rummel,“ hat schon Schopenhauer gesagt. Und wenigstens eine bedingte Bestätigung erfährt so auch der Nietzsche'sche Wiederkunfts-Gedanke: „Alles scheidet, Alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins.“





# Zeit und Ewigkeit.

Von

## Maria Stona.

— Schloß Strzebowitz, Oesterr.-Schlesien. —

I.

Aus der Nacht des alten Jahres
Stürmt der junge Morgen vor,
Schüttelt keck des gelben Haares
Goldumglänzten Lockenflor.

Und die Lüfte rings, die losen,
Glüh'n, von seinem Blick entflammt,
Rosenrothe Wolkenrosen
Küssen seiner Stirne Sammt.

Jubelnd schreitet er zur Erde,
Einem Götterjüngling gleich,
Mit gebietender Geberde
Weckt er sein verträumtes Reich.

* * *

II.

Ahnst Du, Zeit, des Tages Weihe,
Da Dir Alles ward bewußt,
Oder schenkst Du uns das neue
Leben aus gewohnter Lust?

Wie die Lichter still vergleiten,
Breitest Du ein Nebeltuch
Ueber Deine Himmelsweiten —
Sinnst Du Segen oder Fluch?

Suchst Genuß Du nur im Bösen,
Kümmert Dich das Menschensein,
Willst Du schaffen und erlösen,
Bist Du Selbstzweck Dir allein?

Deine Tage, Deine Nächte
Jagst Du über uns dahin,
Und wir spüren Deine Mächte
Tief im aufgewühlten Sinn,

Und wir suchen Dich zu haschen,
Die uns immerfort entwich,
Eines Netzes enge Maschen
Werfen kühn wir über Dich —

Fangen Dich, Du Sonderbare,
Würfeln um Dein weißes Kleid,
Und in Stunden und in Jahre
Theilen wir die Ewigkeit.

Doch Du spottest uns'rer Mühen,
Und es faßt ein Jeder nur
Schwankend, wie die Wellen ziehen,
Deines Augenblickes Spur.

Für das Lächeln der Sekunde
Neigst ihm freundlich Du Dich hin
Und zerbrichst ihn tief im Grunde,
Herrliche Zerstörerin!

* * *

III.

Herrschest von Urbeginn
Hoch über Menschen und Zeit,
Göttliche Königin
Der Ewigkeit.

Wolken wallen und ziehn,
Schatten fallen so dicht,
Jahre kommen und fliehn;
Licht erglänzt auf Licht . . .

Menschengeschlechter verwehn,
Sind Dir nur Spott und Hohn.
Nimmer wird untergehn
Dein diamantner Thron.

Herrschest von Urbeginn
Hoch über Menschen und Zeit,
Göttliche Königin
Der Ewigkeit!



# Die Kunst im Kampf der Weltanschauungen.

Von

**Paul Friedrich.**

— Berlin. —

Gelegentlich der Beendigung des langen, künstlerischen Ausbaus der Siegesallee zu einer Avenue, die die Bildhauerkunst der Zeit im Dienst vaterländischer Geschichte ausgeschmückt hat, hat seine Majestät der deutsche Kaiser sein Kredo in Sachen der Kunst gesprochen. Impulsiv, im Frohgefühl, der Hauptstadt seines Reiches eine Schönheitsquelle geschaffen zu haben, warf er den Ruf von einer über den Zeitströmungen erhabenen ewigen Norm in der Aesthetik wie einen Fehdehandschuh in die durch tausend stilistische Parteiungen zerklüftete bildende Kunst der Gegenwart. Sie hat den Handschuh aufgenommen und die Fehdeansage des ritterlichen Oberhaupts einer traditionellen Welt mit Kampfgeschrei beantwortet. Ein dankbares Angriffsfeld für die künstlerischen Gegner des Kaisers bot sich ihnen in dem in Praxis soeben vor ihren Augen Geleisteten dar. Denn man kann für den hohen Gedanken des Kaisers noch so viel Bewunderung empfinden, ohne doch gleich sämmtliche Werke der Beauftragten mit schrankenlosem Jubel zu begrüßen. Es ist gewiß Vieles da, was ganz anders geworden ist, als es hätte werden können, wenn Männer von größerer künstlerischer Kraft dem Kaiser zur Seite gestanden hätten. Aber, was hilft's . . . Wir wollen nicht im Einzelnen darauf eingehen. — Wie immer kam ein unerquickliches Getöse in der Tagespresse zu Stande, bei dem entsetzlich gekrähwinkelt wurde. In diesem

pro et contra versank unerörtert das Beste: der Gedankenkern aus der Rede des Kaisers.

Ohne Frage stoßen hier zwei Weltanschauungen auf einander: die der ruhigen, objektiveren Naturen der Aelteren und die der subjektiven, vorwärtsstürmenden Jüngeren. Stellen wir uns, um beiden Theilen gerecht zu werden, zunächst auf den Standpunkt der Letzteren, so sehen wir durch ihre Brille im Lager der Gegner eine künstlerisch überwundene Welt mit Zähigkeit vertheidigt, eine Welt der unfreien, „epigonischen" Geister, die nach wie vor in dem Dualismus von weltfreudigem, künstlerischem Hellenismus und weltfeindlichem, ethischem Nazarenerthum dahinlebt. Für sie hat jede fundamentale Weiter- und Neubildung der Kunst aufgehört. Sie sieht sich an als berufen, die „alten" Ideale in politischer, religiöser und künstlerischer Beziehung vor dem Einbruch phantastischer Neuerungen zu schützen. —

Auf der anderen Seite finden sie (d. h. im eigenen Lager) eine künstlerisch neubildende Welt im Entstehen, eine Welt, die allein durch ihr Dasein die Worte des Kaisers zu entwerthen scheint, eine Welt talentvoller junger Kräfte, die weder in der Bewunderung der Antike aufgehen kann, wie die Rauchschule, noch in Nachahmung des Barock, wie dereinst Begas, der Berliner Kunstpapst. Der Olymp sagt ihnen eben so wenig mehr wie der Christenhimmel; sie sehen, fühlen und begreifen nur noch die heilige Allgewalt eines „schlechthinnigen" Daseins, einer sich ewig aus ihrer eigenen Asche verjüngenden Natur; sie stehen ihr als Impressionisten mit dem ganzen Sensitivismus des modernen Großstadtmenschen gegenüber, der zuerst rein naturalistisch das objektiv Gegebene zu erfassen suchte, wobei die Häßlichkeit als eine der zahllosen Daseinsformen sicher nicht ausgeschaltet werden durfte; der schließlich aber im Aufnehmen immer aufgelösterer Licht- und Farbenintensitäten immer subjektiv-impressionistischer werden mußte, bis der Naturalismus in einen noch durch keine mythologische oder dogmatische Verarbeitung geklärten, je nach Laune und Temperament verschiedenen Symbolismus umschlug.

Im Hinblick auf das ethische Moment, das in jeder, auch der formalsten Kunst steckt, ist diese Welt von einer Neigung durchdrungen, die zwar nicht antischolastisch mehr, wohl aber antikirchlich ist. Im Gegensatz zum Christenthum mit seiner Scheidung von Leib und Geist, Hölle und Himmel, Bösem und Gutem, werden die Moralwerthe unberücksichtigt gelassen, und der Hauptnachdruck wird auf das Einigende gelegt. Sie ist wesentlich pantheistisch oder was beinahe dasselbe sagt: materialistisch. Alles erscheint ihr geworden und in ewigem Wechsel. Sie sieht Moden aufkommen und vergehen, wie Reiche, und hat noch die Naivetät eines Eroberers und Abenteurers, der in seiner Don Quichotterie glaubt, daß die Menschen, die er noch nicht kennt, anders sein müßten, als alle andern.

Aus den fundamental entgegengesetzten Standpunkten ergeben sich, abgesehen von der relativen Berechtigung beider Parteien, auch die Gefahren

beider Weltanschauungen. Sie gleichen einem Januskopf, der links zu weit in die Vergangenheit, rechts zu weit in die Zukunft sieht, anstatt die „goldene“ Mittelstraße zu wählen. —

Aber während wir im Vorigen mehr die relative Berechtigung des Neuen gegenüber den Gefahren des Alten betrachteten, wollen wir nun einmal vom entgegengesetzten Standpunkt aus die Sache betrachten.

Da sehen wir zunächst, daß es nichts Auflösenderes geben kann als den Jugenddünkel der Gegenwart, die glaubt, alle Wege, auf denen die Menschheit durch Jahrtausende gewandelt ist, seien Irrwege gewesen. Sie erst müsse von vorn einen neuen bauen. Zunächst ist es unbedingt eine Anmaßung sondergleichen, das Werk derer, auf deren Schultern man steht, zu negiren. Das ist auf keinen Fall ein Zeichen von Einsicht. Ferner kommt bei diesem absichtlichen oder wenigstens vermeintlichen Einreißen eine Unsicherheit auch in die Köpfe, die an ihre göttliche Neuschöpferkraft glaubten, so daß erst eine ganze Weile ziel- und stillos herumgepfuscht werden muß, bis die — Besten erkennen, daß man sich auf Holzwegen befindet, von denen aus sich schon ein Seitenweg nach der gebahnten Hauptstraße finden lassen wird. In dem Abbiegen vom gewohnten Gleis liegt für die Jugend ein begreiflicher Reiz. Aber trotzdem werden doch die besten Werke erst auf dem Boden einer sicheren Reife gewonnen.

So könnte man gerade Männer wie Goethe und Schiller Renegaten von der guten Sache ihrer Jugend nennen. Aber man vergleiche nur die reifen Dioskuren, die sich in das Stahlbad der Antike begeben hatten, mit den gewiß wegen ihrer Persönlichkeit absolut nicht zu unterschätzenden Anfängern Goethe und Schiller und ihren oft so viel moderner anmuthenden Tastversuchen im „Werther“ oder in „Kabale und Liebe“. Wären sie am Ende ihrer Jugendepoche gestorben, sie repräsentirten nur als Genialste, das Ewig-Jugendliche und Unreife, für das nun die haften, die sich nie herausarbeiteten, darunter selbst Männer wie Friedrich Maximilian Klinger und Gottfried Bürger. Das Tasten und Suchen liegt als Jugendliches dem Dasein berechtigt zu Grunde, aber erst das bewußte Neuschaffen auf dem Boden des gekannten Alten, wie es der größte Revolutionär Richard Wagner forderte, wird neue Kulturwerthe erzeugen. Und wie Viele von denen, die als Secessionisten oder Symbolisten herumirren, sind moriturі, weil sie ohne Bildung blindlings in's Neue tappten! Gewiß, dem Vorwurf des eigentlichen Epigonen entgehen sie, aber auch den Ruhm eines Pfadfinders dürfen solche Blinde nie im Ernst beanspruchen. Und dann, was heißt das konfessionslose: „Die Natur als Allmacht“? Kann sich ein Geschlecht an solcher Phrase länger als vielleicht ein Jahrzehnt der kräftigsten Mannesjahre berauschen? Zeigt uns unsre eigne Ohnmacht nicht stündlich die Unvollkommenheit des spinozistischen „deus sive natura?“ Man muß auch nicht zu klug von seinem augenblicklichen Kirchthurmsstandpunkt aus sein wollen! Ohne metaphysisches Bedürfniß hat noch keine Zeit

existirt, und alle freien Geister haben entweder Götter geliebt oder Götter gehaßt. Die Modernen werden auch noch nach Canossa gehen. Der Mensch, der sich plötzlich heutzutage von aller Tradition befreien will, ist ein Unding. Das „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist," lastet mehr oder weniger auf uns Allen ausnahmslos.

Ist einem solchen irren, sich selbst überschätzenden Herumvagiren ganzer Heerden von „Uebermenschen" gegenüber, wie es sich am tollsten in dem Darmstädter Puppentheater, über das ein armer Modeschächer das Wort „Bildung" setzte, manifestirt hat, der Standpunkt unseres Kaisers so falsch? Unverständlich ganz gewiß nicht! Er sieht mit offenen Augen die allgemeine Stilverwirrung, das Tohuwabohu von „Persönlichkeitsoffenbarungen" alias nervösen Schwächlingslaunen in der modernen Uebergangskunst. Soll er, weil die großen Versöhner noch nicht da sind, warten? Er will wenigstens den Gedanken einer befreienden und über das Tagesgewirr hinaushebenden Kunst nicht fallen lassen. Und wenn jene socialistische und naturalistische Tendenzen in ihrer Kunst ausbilden, so stellt er ihnen statt neuer Genüsse, die doch nichts sagen, politische und ethische Ideale der Selbstzucht und der Treue zu einer staaterhaltenden und Positives schaffenden Idee entgegen. Ist das ein Verbrechen an der Kunst? Nicht mehr als die Darstellung eines häßlichen Moments, das, wenn bedeutungsvoll im malerischen oder höheren Sinne, gewiß berechtigt ist, dargestellt zu werden.

Nun aber die Hauptsache: Giebt es, wie der Kaiser meinte, eine ewige Schönheit, die immer dieselbe ist? Hier handelt es sich darum, zu unterscheiden zwischen Schönheit an sich und Schönheit für uns. Das ist der Kardinalpunkt, um den sich alle Aesthetiken wie die Planeten um die Sonne drehen. Die Modernen verneinen ein „schön an sich". Ich bejahe es. Ein common sense der Menschen hat das Gefühl für Proportionen Allen mitgetheilt. Was dem Ideal der Natur am nächsten kommt, ist schön. Was aber ist das Korrektiv des Wirklichen? Schopenhauer fragt in seiner Aesthetik, ob die griechischen Bildhauer für ihre Statuen hier einen besonders proportionirten Arm, dort ein besonders proportionirtes Bein gesucht hätten! Das wäre eine schöne Kunstpfuscherei geworden!

„Daß wir Alle die menschliche Schönheit erkennen, wenn wir sie sehen, im echten Künstler aber dies mit solcher Klarheit geschieht, daß er sie zeigt, wie er sie nie gesehen hat, und die Natur in seiner Darstellung übertrifft: dies ist nur dadurch möglich, daß der Wille, dessen adäquate Objektivation auf ihrer höchsten Stufe hier beurtheilt und gefunden werden soll, ja wir selbst sind. Dadurch allein haben wir in der That eine Anticipation dessen, was die Natur darzustellen sich bemüht; welche Anticipation im echten Genius von dem Grade der Besonnenheit begleitet ist, daß er, indem er im einzelnen Dinge dessen Idee erkennt, gleichsam die Natur auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt, daß er die Schönheit der Form, welche ihr in tausend Versuchen mißlingt, dem harten

Marmor aufdrückt, sie der Natur gegenüberstellt, ihr gleichsam zurufend: „Das war es, was Du sagen wolltest!“ und „Ja, das war es!“ hallt es aus dem Kenner wieder.“ — (Schopenhauer, W. a. W. u. V. 3. B.)

Dieses formelle Ideal der Schönheit zu entdecken, war der durch keine geistige Ueberspekulation verdorbene, jugendkräftige Sinn der unter einem warmen, ewigblauen Himmel lebenden, unpolitischen Griechen geeignet. Daher bleibt für den normal ausgebildeten Menschen die durch Erhabenheit in's Ewige erhobene Plastik der Hellenen ohne Frage die „Schönheit an sich“. Ein Anderes ist schon die Schönheit der verschiedenen Kulturen. Hier ist klar, daß dem Griechenvolk diese Schönheit zugleich als Gegenwart- und Nationalkunst näher stehen mußte, als dem durch das Christenthum der schönen und harmonischen, natürlichen Sinnlichkeit entfremdeten Mittelalter. Darum suchte dies nothgedrungen je nach Nationalität und Klima eine sich entsprechende Kunst. So fand Deutschland eine Norm seiner kirchlich-asketischen, supranaturalistischen Tendenzen in der Gotik, die ihre Spitzbögen nach dem Himmel hinaufstreben ließ und ihre Dome als Zeigefinger und Wegweiser in eine bessere Welt schuf. Deshalb war es so schwer, malerisch schön zu sein, weil der Sinn des Germanen mehr musikalisch vergeistigt, als sinnlich anschaulich empfand. Daher ist auch Deutschland die Mutter der höchsten musikalischen Kunst, eines Bach und Beethoven. Wieder anders stellt sich die Sehnsucht nach dem verlorenen Zeitalter sinnlicher Schönheit in der Renaissance des Griechenland verwandteren Italiens dar. Es konnte in der Vollblütigkeit des dem christlichen Ideal abgewandten cinquecento einen eignen Stil finden, der, von dem harmonischen Griechenlands durch die ganze kulturelle, politische und ethische Verrohung getrennt, ein in's Männliche gerissener, mehr charakteristischer als typisch-harmonischer genannt werden kann.

Er ist in seiner Weise als Ausgestaltung des erhabenen, großdimensionalen Moments im Reiche der Kunst gewiß nicht verfehlt, aber schön in dem vollkommen natürlichen und proportionalen Sinn kann er im Allgemeinen nicht genannt werden.

Nun handelt es sich nur noch um die Frage, ob wir auf den Bahnen klassischer Schönheitstraditionen weiterwandeln sollen, oder ob auch Deutschland eine neue formale Kunstschönheit finden wird. Haben thun wir sie gewiß nicht, und daß der gewaltige Aufschwung der modernen Malerei, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog, eine Sehnsucht nach Erlangung eines eigenständigen Schönheitsideales unserer Zeit ist, ist unverkennbar.

Eine andere Frage ist nur, ob wir auf formalem Gebiet dahin kommen werden. Ich bezweifle das stark. Denn unser Klima hat sowohl den Frauenkörper, als auch den Männerleib stark verunstaltet. So können wir vielleicht eine specifisch moderne Bekleidungsplastik gewinnen, die sogar in Meunier social vertieft bis zum gewissen Grade Gegenwartskultur dar-

stellen kann. Aber auf diesem Gebiet eine neue, „schönere" Schönheit zu gewinnen, scheint aussichtslos. Unserm Empfinden als Eintagsfliegen sagt zwar eine mondaine Dame im Straßenkleid mehr zu, als eine Venus von Milo, aber an sich schöner kann sie nur Jemand finden, der durch die Schnürbrust unsrer vom Klima und von unsrer kulturellen Verbildung geschaffenen Anschauungen in seinem wahren Menschenthum verkümmert ist.

Auf der einen Seite sehen wir im Verlauf der letzten zwanzig Jahre einen Stil nach dem andern aufkommen, herrschen und verschwinden. Und die Kunstkritik hat nicht weniger als völlige Kritiklosigkeit bewiesen, indem sie gestern den naturalistischen, heut den dekadent-symbolistischen als den einzig wahren pries, und morgen wird sie das vielleicht sogar beim idealistischen wiederholen. Neu, im originalen Sinn war davon keiner. Schon die Holländer waren bis zu dem Grad, wo Kunst aufhört Kunst zu sein, Naturalisten, Symbole sind so alt wie die Menschen, nur bedeuteten sie früher etwas für Viele, jetzt kaum noch für den, der sie schafft, und Ideale sind zwar oft todtgesprochen, kehren aber Gottlob in etwas veränderter Gestalt immer wieder. All' diesen Parteiwirrungen, diesen Cliquen und Claquen, von denen die Einen auf roth, die Anderen auf grün schwören, gegenüber hat der Kaiser unentwegt auf die feststehende Maxime der ewigen Schönheit hingewiesen, die durch all' diese Revolutiönchen nicht umgestoßen, sondern nur erhärtet ist. Er hat seine eigne Persönlichkeit eingesetzt für die Unantastbarkeit gewisser Regeln, ohne die auch die freie Kunst nicht bestehen kann.

Deshalb ist es unrecht und zeugt von wenig gutem Willen, wenn man die absolut nicht wegzuleugnenden Mängel der Siegesallee benörgelt. Als ob es in der Macht eines Menschen stände, für eine große Idee auch gleich die zu ihrer vollen Verwirklichung nöthigen Genies zu citiren. Es ist schon genug, wenn ein idealer Herrscher die Künstler auf hohe und höchste Ziele hinweist!





# Elisa von der Recke.

## Ein Frauenbild aus der Periode der Empfindsamkeit.

Von

**Oskar Wilda.**

— Breslau. —

Einst hatte der Name dieser Frau einen vollen, weithin tönenden Klang, nicht nur als der Name eines alten Edelgeschlechtes, sondern als der einer Dichterin, einer Persönlichkeit von besonderen Gaben des Herzens und Intellekts. Auch ohne die Verbindung mit dem Namen eines der gefeiertsten Dichters seiner Zeit, mit C. A. Tiedge, dem Autor der „Urania", der sich Elisens Freund nannte, besaß er Vollklang und Vollgewicht; die Dichterin der von J. A. Hiller komponirten „Geistlichen Lieder", die Frau, welche den berüchtigten Abenteurer Cagliostro, in dessen Netze so mancher geistvolle und hochgestellte Mann gegangen, entlarvt und mit einem rücksichtslosen sich selbst nicht schonenden Freimuth die Geschichte der eignen Verirrung und der Ueberführung des fascinirenden Gauklers erzählt hatte, die kurländische Edeldame, die durch körperliche wie seelische Schönheit, durch unantastbare Lauterkeit des Charakters und tiefste Güte die Herzen bezwang, erfreute sich eines europäischen Rufes, eines Ansehens, die allerdings noch durch die gesellschaftliche Stellung der „geborenen" Reichsgräfin von Medem, der Schwägerin des letzten Herzogs von Kurland, der Günstlingin der Katharina II. von Rußland, erhöht und befestigt wurden. Aber ungleich andern Frauengestalten der deutschen Litteratur, deren Persönlichkeit nicht nur lebendig durch die Zeiten zu unseren Tagen hindurchgeschritten ist, sondern sogar noch an greifbarer Bestimmtheit, an fühlbarer Lebensgegenwart gewonnen hat — man denke an die Frau Rath Goethe — war Elisa von der Recke, die zu Lebzeiten so viel genannte und gefeierte Dichterin und Philanthropin, in den wenigen Jahrzehnten nach ihrem Tode zu einem wesenlosen Schatten geworden; denn ihre

dichterische Hinterlassenschaft war zu schwach, um allein fortwirkend jene Macht zu üben, welche von dem Zauber ihrer Persönlichkeit ausging, und ihr den Platz in dem deutschen Geistesleben zu sichern, auf den sie bei Lebzeiten Anspruch zu haben schien. Wie ihres Freundes Tiedge nur noch genannte, nicht gelesene „Urania", so schien auch Elisa von der Recke nicht mehr dem blühenden Leben, sondern nur noch der Litteraturgeschichte anzugehören, die dem Wißbegierigen von ihr als einer charakteristischen Erscheinung aus der Periode der Empfindsamkeit und schwärmerischen Schönseligkeit, von der Rolle, die sie in der Geschichte des Mysticismus und dann der Aufklärung und des Rationalismus gespielt, und von ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Frauenbewegung Kunde giebt. Aber dem lebenden Geschlecht war Elisa von der Recke ein leerer Name ohne besonderen Inhalt, ohne die lebendige Vorstellung einer ausgeprägten Persönlichkeit, einer fortwirkenden Kraft geworden. — Und nun gewinnen seine todten Zeichen wieder Klang und tönen aus dem Buche wieder, wie in früheren Tagen durch die Welt. Von Neuem tritt ihre Gestalt in dem Spiegel ihrer Lebensaufzeichnungen und Briefe, die Paul Rachel*) herausgegeben, lebensvoll vor unser geistiges Auge; und zwar ist es nicht die vornehme alte Dame, die fromme Liedersängerin, die Vorkämpferin ihres Geschlechts, die Philanthropin, die gefeierte, anerkannte Freundin von Dichtern und Gelehrten, als die sie vornehmlich bekannt war; es ist das unverstandene duldende Kind, die schwärmerische Jungfrau, die in unglücklicher Ehe kämpfende, sich zur geistigen Selbstständigkeit durchringende junge kurische Edelfrau, die wir kennen lernen. Nur diese, die erste Periode ihres Lebens, über die bisher nur kurze Mittheilungen vorlagen, umfassen die von Paul Rachel zuerst veröffentlichten Handschriften der königl. Bibliotheken zu Berlin und Dresden, deren erste die von Elisa selbst verfaßte, wenn auch nicht in ihrer Handschrift vorliegende Geschichte ihres Lebens bis zur Verlobung (1754—1771), und deren zweite 195 Briefe aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe mit Freiherrn Georg von der Recke enthält. Aber es ist die Periode, die in allen biographischen Werken das meiste Interesse erweckt und den höchsten Reiz besitzt: die des wachsenden, werdenden Menschen; aus deren Kenntniß wir erst den fertigen und vollendeten Menschen, die Nothwendigkeit dessen, was uns in ihm als wunderbares, erstaunliches Resultat entgegentritt, zu begreifen vermögen. Ganz abgesehen von der allgemeineren Bedeutung, welche diese Dokumente durch die Stellung ihrer Urheberin in der Geschichte ihrer Zeit besitzen, werden Aufzeichnungen wie diese, welche uns einen so unmittelbaren Einblick in das immer reifer und reicher sich entfaltende Seelenleben, in den Entwicklungsgang einer innerlich reichen

---

*) Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung Theodor Weicher.

Natur gestatten, die der Vervollkommnung zustrebte, für den Psychologen von hohem Werth und stärkster Anziehungskraft sein; um so mehr, wenn wir es mit sozusagen unwillkürlichen, nothwendigen, durch keine äußeren Rücksichten veranlaßten, beeinflußten, beschränkten und gefärbten, sondern lediglich dem Drange nach befreiender Offenbarung entsprungenen Ergießungen eines hochgespannten Innenlebens zu thun haben. Dies ist zum mindesten mit den Briefen der Fall, welche Elisa von der Recke an ihre Freundin Caroline Stoltz — von ihr mit Vorliebe „Stoltzchen" genannt, — richtete, die Erzieherin von Elisens jüngerer Schwester Dorothea von Medem, der sie, als der Einzigen, der sie sich ganz offenbaren konnte und mochte, mit nichts verhüllender Offenheit ihre Kümmernisse, namentlich ihre ehelichen Leiden anvertraute; aus keinem andern Verlangen, als dem nach Mittheilung. Dies Verhältniß blieb auch bestehen, als Elisa die gute, treugesinnte, aber nicht gerade bedeutende Freundin geistig überholt hatte, die im Grunde doch nur, wie Rachel (S. XLII.) bemerkt, für Elisa „das Gefäß war, in das sie all' ihren Herzenskummer schütten konnte." — So sind diese Briefe, selbst mit dem dem aufmerksamen Leser nicht entgehenden Zuge befriedigter Eitelkeit und Selbstbespiegelung, die sich oft in die Hülle moralischer Selbstkritik und moralischer Hochgefühle kleidet und sich selbst dem Ausdruck echtester Leidenschaft und tiefsten Seelenschmerzes gesellt, die unmittelbare Bloßlegung echtesten Gefühlslebens, ein Stück unverfälschter menschlicher Natur. Das ist in gleichem Maße selbstverständlich mit ihrer 1795 aufgezeichneten Selbstbiographie nicht der Fall; diese schrieb sie mit dem Hinblick auf einen bestimmten Zweck: zur Belehrung „zartfühlender Herzen", und unter dem Eindruck der Erkenntniß, daß „wir nicht nur leben, die holden Träume einer schöpferischen, Alles verschönenden Einbildungskraft in Erfüllung zu bringen —: daß wir vielmehr leben, um uns in die Verhältnisse fügen zu lernen, die das Schicksal für Jeden webt". Wir mögen bei diesen Worten, in denen die reife Frau mit klarer Selbsterkenntniß und ehrlicher Selbstkritik über die Periode ihrer empfindsamen Schönseligkeit und romantischen Schwärmerei urtheilte, an die Warnung denken, welche Clemens Brentano an die jugendliche Schwester Bettina richtete: es gebe „nichts Miserableres in der Welt," als die Empfindsamkeit; Bettina möge lieber herumspringen und singen, in der Küche arbeiten, Kuchen backen. „Der Empfindsame bringt nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von Allem überwältigt wird. Dabei wird die Empfindsamkeit über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärte, da sie eine Feinheit der Seele sein will"*). Man wird aber andererseits auch zugeben müssen, — und die folgenden Darlegungen werden es erweisen — daß Elisa in den Tagen, da ihre empfindsame Seele unter dem Drucke einer ihr feindlich fremden Umgebung,

---

*) Vgl. Moriz Carriere: Elisabeth von Arnim. Nord und Süd. Bd. 40. S. 98.

einer das Bewußtsein ihrer Menschenwürde zu ersticken drohenden moralischen Knechtschaft stand, in demselben Geiste litt und kämpfte, der aus Bettinas energischen Worten spricht: „Welches Menschenschicksal auch über mich komme, das ist mir nicht von Gewicht, aber mich durchzureißen, ich selber zu bleiben, das sei meines Lebens Gewinn.“ Auch sie fühlte klarer und klarer, daß „die Seele sich an das Knechtische gewöhnen werde, die den Konvenienzen auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgebe.“ —

Ein ehrliches Streben, die Dinge und die Personen, vor Allem sich selbst wahr darzustellen, ist unverkennbar; mag auch oft wider Willen die durch die heraufbeschworene Erinnerung in neu erzitternde Erregung versetzte Seele dem objektiven Urtheil über Andere eine leichte Färbung der Leidenschaft gegeben haben, andrerseits die offene Darlegung der eigenen Schwächen, so der jugendlich eitlen Freude an der eigenen Schönheit und den Huldigungen von Männern und Frauen, nicht gänzlich einer die eigene Verurtheilung durchschimmernden echt weiblichen Befriedigung entbehren. Welcher Selbstbiograph wäre von der menschlichsten aller Eigenschaften ganz frei geblieben; wir wissen es seit J. Jacques Rousseau, wie die schonungsloseste Offenheit über das eigene Ich mit der mehr oder minder unbewußten Regung und Enthüllung der Eigenliebe und der Eitelkeit sich sehr gut verträgt, ja oft in letzterer wurzelt. Also werden wir bei Elisa, wenn auch stets subjektive, so doch nicht durchweg objektive Wahrheit voraussetzen; wir werden ihr Urtheil über Verhältnisse und Persönlichkeiten, das sie übrigens selbst im Laufe der Zeiten — sei es nach der guten, wie nach der bösen Seite hin — ehrlich und unbefangen korrigirt — nicht als absolut zutreffend hinnehmen. Sind ihr doch auch thatsächliche Irrthümer untergelaufen, wie der über ihr Geburtsjahr, als welches sie eine Zeitlang 1756 statt 1754 annahm, so daß sie sich lange um zwei Jahre jünger hielt, als sie in Wirklichkeit war. —

Von sehr hohem Werthe sind diese Aufzeichnungen und Briefe als Zeitdokumente. Sie enthalten eine Fülle von Material für die Geschichte des litterarischen Lebens im 18. Jahrhundert und lassen das Kulturbild der Zeit — insbesondere in den Adelssphären Kurlands — in satten, frischen Farben erstehen. Dieses Bild ist um so interessanter, reicher an Gegensätzen, an dramatischer Bewegtheit, als es aus der Wende zweier Zeiten stammt, in welcher eine neue Lebensanschauung ihren Einzug hält, eine alte primitivere Kultur sich feineren Lebensformen mit felsiger Unbeweglichkeit entgegenstemmt, und ein das Recht der Persönlichkeit verfechtender Freiheitsdrang sich gegen althergebrachten Zwang auflehnt; aus einer Zeit, erfüllt von elektrischer Spannung, die sich in den Gewittern schwerer Konflikte zwischen der alten und der jungen Generation entlädt. Der letzteren, unter dem Einfluß westlicher Bildung, von einem verfeinerten Seelenleben, höheren geistigen Bedürfnissen, ergriffen von der Schönseligkeit, der Gefühlsschwelgerei, die von Klopstock und dem Göttinger Dichterbunde

ausging, für Tugend und erhabenes Menschenthum schwärmend, sehen wir in den Vertretern des alten kurländischen Adels die erstere gegenüberstehen, als ein Geschlecht von rauhen, unpolirten Sitten, unangekränkelt von des Gedankens Blässe, von Abneigung, ja Haß gegen geistige Kultur erfüllt, fest in alten, patriarchalischen Verhältnissen wurzelnd, die Männer echte Herrenmenschen, die über ihre Frauen wie über ihre Leibeigenen gebieten. Ein hübsches Bild von der Unpolirtheit altkurländischer Sitten, das auf merkwürdig primitive Verhältnisse bei manchen adligen Gutsherren wie auf die Stellung der Frau dem Gatten und Vater gegenüber, ein bezeichnendes Licht wirft, giebt Elisas Erzählung von der originellen Brautfahrt ihres Großvaters, des reichen Starosten Korff, der 47 Jahre alt, in seinem gewöhnlichen, einzigen, sehr einfachen Rocke, in einer Kibitka (Planwagen) zur Besichtigung der Töchter eines Gutsnachbarn auszog, aber, da er es sich in der Julihitze auf seinem Planwagen allzu bequem gemacht und von seinem Kutscher nicht rechtzeitig geweckt wurde, schließlich „im Stande der Unschuld" vor den im Garten seiner harrenden Töchtern des Hauses und ihren Angehörigen aus seiner Kibitka emportauchte, worauf er mit den Worten: „Nein, nun hole ich mir hier keine Frau!" die Flucht ergriff, zum großen Mißvergnügen der geputzten schönen Fräuleins, „die sich auf einen reichen und angesehenen Mann gefreut hatten, und nun blos einen eben nicht schönen Mann einige Augenblicke nackt zu sehen bekamen". Der alte Korff aber fuhr stracks — nicht ohne sich zuvor im nächsten Kruge angekleidet zu haben — zu seinem alten Freunde und Gutsnachbarn, dem Freiherrn von der Wahlen, und als, während er diesem sein Mißgeschick erzählte, des Letzteren Tochter Konstanze, „ein wohlgewachsenes Frauenzimmer mit majestätischem Ansehen" in's Zimmer trat, begehrte der Starost die Tochter des Freundes, die ihm wohl gefiel, auf der Stelle zur Frau und erhielt auch sofort die Zusage des Vaters, ohne daß es einer der beiden Männer für nöthig hielt, das Mädchen, über dessen Schicksal entschieden wurde, nur einer Frage zu würdigen. Als diese, die einen schönen, aber dem alten Wahlen viel zu neumodischen und nicht genügend reichen jungen Mann liebte, ihre Augen gegen ihren Vater bittend aufhub, „fand sie den zornig drohenden Blick, der Gehorsam ohne Widerrede von ihr zu erzwingen wußte". Aber der wunderliche Freier hielt es noch für nothwendig, das schöne Konstanzchen auf ihre Folgsamkeit und Geduld hin zu prüfen, da er eine fromme Frau haben wolle. „Mit diesen Worten holte er aus seinem Stiefel ein Pfeifenrohr, aus der Tasche einen Pfeifenkopf und einen schmutzigen Tabaksbeutel und sagte: ‚Da, Konstanze, stopfe mir diese Pfeife, denn wenn Du meine Frau wirst, so mußt Du dies immer thun.' Konstanzchen stopfte mit inniger Betrübniß die Pfeife, wünschte, diesem barschen Herrn zu mißfallen, durfte aber aus Furcht vor ihrem Vater nichts versehen; und sie gefiel durch diese Verlegenheit dem reichen Starosten um so mehr. Die schöne Konstanze überreichte die gestopfte Pfeife und das Licht." Aber das genügte dem

vorsichtigen Heirathskandidaten noch nicht; denn nachdem er, ungenirt über sein fatales Abenteuer redend, seine Pfeife angezündet, rief er Konstanze zu sich, „nahm ihre Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinne Schmerzen aushalten können; und so stopfte er seine brennende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurechte.“ Das tapfere Mädchen „zuckte aus Furcht vor ihrem Vater kaum mit der Hand“, worauf der Starost Korff befriedigt sagte: „Wahlen, Deine Konstanze ist ein braves Mädchen, sie soll meine Frau werden, ich will sie recht glücklich machen,“ ein Versprechen, das übrigens der biedere Mann, der auch für seine Unterthanen ein sorgsamer Vater war, voll eingelöst hat. — Und diese Frau, die solche Proben willenloser Unterwürfigkeit gegeben, besaß im Grunde eine starke, leidenschaftliche Natur, einen herrschsüchtigen Geist. Nach dem Tode des Gatten beherrschte ihr despotischer Wille die Familie. Von majestätischer Erscheinung und gebietendem Wesen, von blühender Gesundheit, obwohl sie 16 Kindern das Leben geschenkt, machte diese Frau, die wenig gebildet war und kaum lesen und schreiben konnte, auch auf Fremde einen bezwingenden Eindruck; und die materiellen Mittel, über die sie dank der liebevollen Fürsorge des Gatten, verfügte, welcher ihr sein ganzes und großes Vermögen hinterlassen und die Kinder mit verhältnißmäßig geringen Beträgen bedacht hatte, setzten sie in den Stand, ihrem Willen Geltung zu verschaffen und einen Einfluß zu üben, der keineswegs auf die Familie beschränkt war. Ihr gastliches, in großem Stile unterhaltenes Haus bildete den Sammelplatz der besten Gesellschaft, welche der Starostin huldigte und ihren Launen schmeichelte. Selbst der Fürst des Landes bemühte sich um ihr Wohlwollen, da durch ihre vielen Güter ihre Stimme bei Landtagen in mehreren Kirchspielen galt. — Milde und gütig, wenn man ihrem Willen sich unterwarf oder ihre Schwächen auszunutzen wußte, eine wahre Mutter aller Armen und Unterdrückten, konnte sie durch jede Auflehnung gegen ihren Willen zu leidenschaftlichem Zorn und rücksichtsloser Härte getrieben werden. Als ihr Sohn, ein 43jähriger Mann, eine zweite Ehe eingehen und statt der ihm von der Mutter empfohlenen reichen verwittweten Oberstin von der Recke ein armes Fräulein von Hahn heimführen will, verfluchte ihn die rasende Frau mit den Worten: „Fritz, Du bist mein Liebling: Willst Du aber das verdammte Hahnengekräh in meine Familie bringen, so bitte ich Gott, daß er Dich durch dies aufsteigende Donnerwetter todt zu meinen Füßen niederstürzen möge, und wenn Gottes Rache Dich nicht gleich trifft, nun so verfluche ich alle Kinder, die aus dieser Ehe kommen“. Aber diesmal setzte sie ihren Willen nicht durch, der Sohn machte die Geliebte zu seiner Frau. Doch glückte es der Starostin, Elisens Vater, der ebenfalls Wittwer war, für die von ihr protegirte Oberstin v. d. Recke zu erwärmen und zur Werbung um die sieben Jahre ältere Frau zu veranlassen. — Die starke Seele, welche in dieser merkwürdigen Frau wohnte, und die sie bei traurigen Anlässen, wie bei dem Tode ihrer

Tochter, der Mutter Elisens, bewährte, ihre robuste, gesunde Lebensphilosophie, die in so starkem Kontrast zu der schwärmerischen Empfindsamkeit ihrer Enkelin stand, trugen dazu bei, ihr zu einem hohen Alter zu verhelfen, mit dem sie ihre meisten Kinder, Enkel und Urenkel überlebte. Es war ihr ein Gebot der Vernunft, jeden unabänderlichen Schmerz soviel als möglich aus der Seele zu vertilgen, kein Uebel wiederzukäuen und sich dem Kummer durch eifrige Thätigkeit zu entziehen. Sie pflegte zu sagen: „Thränen verderben die Augen und den Magen; Kummer untergräbt die Gesundheit, der vernünftige Mensch müsse sich beiden nicht überlassen, er müsse durch Gutesthun vergnügt zu sein suchen, auch wenn es nicht nach seinen Wünschen geht.“ —

Im Schlosse und unter der strengen Zuchtruthe dieser Frau verlebt Elisa, die von der früh verstorbenen Mutter eine schwärmerische, gefühlsweiche Seele geerbt, eine Kindheit, so reich an verschwiegenem Dulden, an heißen, heimlichen Thränen, an bangen Zweifeln und an Qualen hoffnungslosen Verlassenheitsgefühls in einer verständnißlosen Umgebung, daß man dieser, einen lehrreichen Blick in das Empfindungsleben eines Kindes gewährenden Schilderung seelischen Martyriums als Psychologe mit größtem Interesse, als Mensch mit wärmstem Mitgefühl folgt. In steter Furcht vor der Strenge der Großmutter, deren Gerechtigkeit doch durch das mangelnde Verständniß für die Eigenart des Kindes und durch den Elisen mißgünstigen Einfluß der „Tante Kleist“ und deren heuchlerischer Tochter Konstanze irregeleitet wird, in seinem besten Fühlen verletzt, unverstanden, oft durch die Bosheit der „Großschwester“ Konstanze zur Lüge gezwungen, die es verabscheut, und für die es, durch die Anstifterin selbst bloßgestellt, dann von der Großmutter gezüchtigt wird, verschließt das Kind, dessen erste Lebensjahre ohne Gespielin und ohne Spielzeug verflossen sind, sein Denken und Empfinden in sich. Zu leblosen Dingen flüchtet Elisa, nur diese vernehmen ihre Seufzer und ihre innersten Gedanken, und alle nach Ausströmung verlangende Inbrunst des Gefühls ergießt sich in den Kultus, welchen das Kind der verstorbenen Mutter widmet; zu dem Altar, den sie dieser kaum von ihr gekannten, so jung dahingerafften, engelgleichen Frau in ihrem Herzen errichtet, flüchtet sie in den Stunden der Einsamkeit und des trostlosen Kummers. Die hämischen Bemerkungen der Verwandten über die Verewigte steigern nur die anbetende Schwärmerei, welche ihren Gegenstand mit der Glorie der Heiligkeit krönt. Ihrer Liebe zum Heiland weiß sie keinen höheren Ausdruck zu geben, als daß sie dem an das Kreuz gemalten Jesus mit andachtsvollem Kusse die Versicherung giebt: „Ich habe Dich so lieb als meiner Mutter Bild“. Als sie von einem Freunde des Hauses, dem alten Starosten Igelströhm, der ihr biblische Geschichten erzählt, die Geschichte von dem Feigenbaum vernimmt, den Christus verflucht, weil er keine Früchte getragen, meint sie, daß ihre Mutter doch besser gewesen, als der liebe Herr Jesus; denn, wenn sie hätte Wunder thun können, hätte sie gewiß gesagt: „Baum,

werde voll Feigen!" und da hätte Jesus viele Feigen essen können. Mit ihrer Liebe zu Jesus verband sie einen stillen Haß gegen Gott, der die Menschen so plagte und trotz seiner Allwissenheit nicht dem Sündenfall vorgebaut und die Kreuzigung des lieben, guten Heilands zugelassen. Eine Wandlung bewirken — hier zeigt sich zum ersten Male der Einfluß litterarischer Schöpfungen auf Elisens Gemüthsleben — in ihr Neanders und Gellerts Bußlieder, durch die ihr Gott lieb wird. Bei ihnen sucht das Kind Trost, als es, gezwungen, eine Tante, deren Wohlthaten es genossen, bei der Großmutter zu verleumden, nach dem bald darauf erfolgten Tode der geliebten Tante von schwerer Gewissensangst bedrängt wurde. Nur einen lebenden Menschen gab es, dem das verschüchterte Kind sich rückhaltlos anvertrauen konnte, und dieser Mensch war eine einfache Leibeigene, Elisens Wärterin. Diese gutherzige, aber ungebildete Person, die von bestem Wollen beseelt war und in gewisser Hinsicht pädagogisch günstig auf das Kind einwirkte, übte insofern wiederum einen nachtheiligen Einfluß aus, als sie Elisens romanhaften Hang nährte, indem sie die Zwölfjährige zur Vertrauten ihrer Herzensangelegenheiten machte und in nächtlicher Stunde durch sie ihre Liebeskorrespondenz erledigen ließ. — Schon jetzt ist das frühreife Mädchen für die Verehrung junger Herren empfänglich; ihre dadurch geweckte Eitelkeit berauscht sich am Anblick des Spiegelbildes, und härter als die dafür ihr angedrohten Ruthenstreiche trifft sie die Verfügung, die schon abgelegte Tracht der unerwachsenen Mädchen, das Flügelkleid, wieder anzulegen. Dabei sah es mit der geistigen Bildung des Mädchens um diese Zeit übel aus, da einerseits auf Betreiben der Tante Kleist und ihrer Töchter die Lehrer fortwährend wechselten, andererseits durch jene in Elisen die Befürchtung wachgerufen worden war, sie könne bei ihrem schwachen Kopfe durch angestrengtes Lernen „dwatsch" werden. Unwissender, als ihre jüngeren Geschwister, betritt sie das Elternhaus, in das die zweite Stiefmutter sie überführt. Mit jubelndem Erstaunen und mit Freudenthränen ruft sie: „Ich habe ein Gedächtniß!" als sie, von der Mutter ermuthigt, ein Gedicht mit Leichtigkeit erlernt hat. Frei darf sie sich nun körperlich und geistig entfalten. Ledig der lästigen, entstellenden Florkappen und der „Kalesche", welche die Haut vor Luft und Sonne schützen sollten, darf sie nun mit unverhülltem Gesicht die Natur schauen; und nicht ein despotischer Wille, sondern eine schmerzlose, diplomatische Pädagogik, die freilich weniger moralische Vervollkommnung, als gesellschaftliche, weltmännische Ausbildung und praktische Ziele im Auge hat, leitet ihre Entwicklung.

Der einseitige Einfluß der fein gebildeten, geistreichen und weltklugen, aber auch allzu berechnenden und gefallsüchtigen Stiefmutter, an der Elise als an ihrer Befreierin, die ihr „Seele und Lebensglück" gegeben, hängt, deren Schwächen sie aber später wohl erkannte, wurde korrigirt durch den Eindruck, den die Persönlichkeit und die Lehren eines Freundes ihres Vaters, des Hofraths Schwander, auf sie machten, der, als erster Rechtsgelehrter des

Landes anerkannt, überall im höchsten Ansehen stand. Er war der erste Mann, der Elisens Stiefmutter zu widersprechen wagte und von ihrer Erziehungsmethode meinte, daß das Gute nahe an's Böse grenze; seine Bemerkungen bestärkten Elise in dem Vorsatze, nach „wahrem Seelenwerthe zu streben". Wieder ist es die verstorbene Mutter, die sie sich zum leuchtenden Vorbild nimmt. Ihr heißester Wunsch ist, wie jene auch nach dem Tode ohne Tadel fortgeliebt zu werden, und als Grundsatz stellt sie sich auf: Tugend muß ein Zusammenhang des ganzen Lebens sein, wenn man den Schauplatz dieser Welt ohne Reue verlassen und im Grabe den Segen aller derer mitnehmen will, mit denen man lebte. —

Mit solchen Gedanken und Vorsätzen wehrt sich ihre moralische Natur gegen die Einseitigkeit einer Erziehung, die in der Lehre bestand, wie man in der Gesellschaft glänzen und die Anwesenden mit Bescheidenheit unterhalten könne, und gegen die für einen noch unfertigen Charakter in mancher Hinsicht schädliche und gefährliche Einwirkung eines Lebens, das, von einem Schlosse zum anderen, zuweilen in die Hauptstadt Mitau mit ihren festlichen Zerstreuungen, Hofbällen, und Jahrmärkten — die streng in adlige und bürgerliche Jahrmärkte geschieden waren — führend, eine Kette gesellschaftlicher Freuden war.

Von diesem Leben auf den adeligen Schlössern Kurlands zu jener Zeit erhalten wir aus Elisens Schilderungen ein anschauliches Bild. Musik, sowohl von Familiengliedern, die verschiedene Instrumente spielen, als auch von Dienstboten, welche zum Theil musikalisch sind, ausgeführt, sowie Schach, Karten und Gesellschaftsspiele verkürzen die Abende. Zuweilen giebt man sich den Freuden des Tanzes hin; neben Menuett und Polonaise ist der „deutsche Tanz" (Walzer) beliebt. In der gesellschaftlichen Ausbildung der Mädchen spielt der Tanzmeister, der ihnen „die fünf Positionen" beibringt, eine bedeutende Rolle. Er ist zugleich der Direktor des Theaters, auf welchem bei besonderen Gelegenheiten, wie den Geburtstagen der Eltern, pantomimische Ballets, Schäferspiele von Gellert und Theaterstücke aufgeführt werden wie Chr. Weises Drama „Romeo und Julie", in welchem Elisa, damals bereits mit v. d. Recke verlobt, die Julie sehr zum Leidwesen des Bräutigams spielte, der der Meinung war, solche Possen paßten nur für Kinder (!) und Komödianten! Im Winter, den man gemeinhin in der Hauptstadt Mitau verlebt, wo Elisa bald gewohnt ist, in der Gesellschaft zu glänzen, werden pomphafte Schlittenfahrten arrangirt, bei welchen die elegantesten Herren, hinter ihren einspännigen Schlitten stehend, ihre Damen selbst fahren. Bei einer solchen Gelegenheit macht der elegante Oberbürgermeister von Grotthuß, der in seinem Werben um die Gunst des jungen Mädchens seinen Onkel zum Rivalen hat, in seinem „so wohllassenden schwarzsammtenen Oberrock" einen tiefen, verwirrenden Eindruck auf Elisen. Alles gefiel ihr an dem Mann, sogar die Art, mit welcher seine schöne Hand aus der Dose der Stiefmutter Schnupftabak nahm, und die schönen,

feinen Points, die von seiner Hand hinab auf den schwarzen Sammet eines Aermels fielen. Aber als er den „wohllassenden" Oberrock auszieht, sind mit einem Male alle unruhigen Gefühle in Elisen beschwichtigt, hat der die Frauen bezaubernde Mann allen Reiz für sie verloren, als ob ihr Gefühl für ihn nur an den schwarzsammtenen Oberrock geheftet gewesen. Ja, es regt sich in ihr gegen den Mann ein heimlicher Widerwille, den sie, sich dieser Erfahrung vor sich selbst schämend, tief in sich verschließt.

Früh entwickelt, von ungewöhnlicher Schönheit — von welcher ein Bild aus Elisens Mädchenzeit beredtes Zeugniß ablegt — ward sie schon als Kind von jungen und alten Männern umworben; selbst ein 76jähriger Greis, der alte Igelströhm, erscheint als Freier, und die kaum den Kinderschuhen Entwachsene war geneigt, ihm ihre Hand zu geben; doch verhinderte die Stiefmutter die ungleiche Verbindung und wies die gefühlvollen Bemerkungen theilnehmender Freunde, Elisa wäre, nachdem sie den alten Gatten 10 Jahre gepflegt hätte, doch eine so junge Wittwe gewesen, daß sie dann erst in das rechte reife Alter zur wahren Ehe eingetreten wäre, mit der Entgegnung zurück: der Teufel hätte aus der 1 eine 2 machen können*) und Elisa „so langer Weile selbst auf die Bahre bringen"; ebenso wußte sie mit diplomatischer Gewandtheit einen jüngeren Bewerber, den Grafen Kettler, der Elisen zu Liebe sogar seine Perrücke beseitigte und in eigenem Haare erschien, der Tochter zu verleiden, indem sie dessen Schwächen geschickt sichtbar machte. Um so eifriger unterstützte die Stiefmutter die wiederholte Werbung des Freiherrn von der Recke, der, ein Mann alten Schlages, von rauhen Nimrodsitten, lieber in den Wäldern Bären jagte, als sich in Gesellschaften, wo sein gebietendes Wesen sich in verlegene Ungelenkheit wandelte, bewegte, und der durch seine sonderbare Krautjunkertracht, mit seinen zwei steifen Locken und dem „zum Aerger aller Stubenmädchen" im Nacken hoch gebundenen Haarzopf, mit seinem blau grob leinwandenen Schnupftuch, Elisen nicht anziehender wurde und von deren Geschwistern heimlich verspottet wurde. Die Stiefmutter aber wußte ihr den Mann, vor dem Elise eine so starke Abneigung empfand, daß sie die Ehe mit dem alten Igelströhm vorgezogen hätte, im besten Lichte zu zeigen, und als Recke durch eine That der Großmuth — er zerriß eine auf 10 000 Gulden lautende Obligation eines Verwandten, der sein Vermögen

---

*) Rachel macht zu diesen Worten folgende Anmerkung: „Bei K. W. Wander, Sprichwörterlexikon, Leipzig, Brockhaus 1867—1880, unter etwa 1700 Redensarten, in denen der Teufel vorkommt, nicht erwähnt. Der Sinn ist wohl: die Rechnung könnte sich ganz anders gestalten." — Dazu möchte ich bemerken, daß, meiner Ansicht nach, keine Nothwendigkeit vorliegt, in der betreffenden Redewendung einen stehenden formelhaften Spruch zu sehen. Der Sinn ist völlig klar: Es könnten statt der angenommenen Jahre einer Ehe mit Igelströhm die doppelte Anzahl, nämlich 20 statt 10, herauskommen und der greise Gatte die junge Frau überleben. D. V.

durch Alchymie verloren — Elisen eine günstige Meinung von seinem Charakter beigebracht, willigt diese, erschüttert durch den jähen Tod des jungen Brincke, dem ihre Neigung gehört hatte, weinend in die Hochzeit mit Recke, die übrigens erst nach einigen Jahren, wenn Elise das 20. Jahr erreicht, stattfinden sollte, aber dann zum Entsetzen des Mädchens, das doch zum entschlossenen Widerstande nicht die Kraft besaß, beschleunigt wurde. Eine Ehe, unter solchen Verhältnissen geschlossen, zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen, konnte nicht glücklich ausfallen. Hier handelt es sich nicht nur um unvereinbare individuelle Gegensätze; in diesen beiden zusammengeketteten Menschen stehen sich alte und neue Zeit — ohne daß sie sich dessen klar bewußt sind — feindlich gegenüber. Er, eine prosaische robuste Natur, ein Landwirth mit Leib und Seele, in Wäldern und auf dem Felde sich am wohlsten fühlend, an der Tafel anzüglich derbe Scherze liebend, über welche die jungen Frauen und Mädchen erröthen, während die alten Damen dazu „schmustern" (schmunzeln); sie, empfindsam, schwärmerisch, romantisch veranlagt, gewöhnt an gesellschaftliche Triumphe, an die Huldigungen der Männer und nun gebannt in die ländliche Einsamkeit des „großen wüsten Schlosses" Neuenburg, nicht dazu geschaffen, die wirthschaftlichen Pflichten einer kurischen Landedelfrau zu erfüllen. Daß ein Mann wie Recke das schöngeistige Treiben seiner vornehmlich auf „Ausbildung ihrer Seele" bedachten Frau, ihr ätherisches Wesen, ihre romantische Neigung, die sich an litterarischen Vorbildern nährt, nicht mit Verständniß und Sympathie betrachten konnte, liegt auf der Hand. Er, der als guter Wirth früh in's Bett zu gehen gewohnt ist, mußte ihren romantischen Hang zu abendlichen Spaziergängen in den von Nachtigallensang durchhallten Gebüschen, zu nächtlichen Mondscheinpromenaden für eine Ueberspanntheit halten. Er findet es für sie nützlicher und passender, mit ihm zum Viehstall zu gehen und dort das Vieh zu zählen, als unter einem schattigen Baum Wielands „Sympathieen" zu lesen. „Bei einer Frau taugt Folgsamkeit mehr als Verstand," äußert er einmal zu Elise in Gegenwart des cynischen Doktor Wichmann, der dieser Ansicht mit den Worten beipflichtet: „Aber der Deiphenkerchen (Teufelshenker) noch eins; dazu hat ja eine Frau Verstand, um dem Mann folgsam zu sein! Ja, meiner Six, mein Druschelchen muß mir auch pariren." Und er warnt sie, — in instinktiver Furcht vor der wachsenden Selbstständigkeit der Frau — sie möge nur nicht so viel Verstand aus den Büchern holen, daß sie Versuche machte, Herr im Hause zu werden, denn dies könne üble Folgen haben. In der Ueberzeugung, daß die Stiefmutter aus Elisa eine Modepuppe, eine Büchernärrin, eine Romanheldin gemacht, begegnet er sich mit der alten Starostin Korff, Elisens Großmutter. Diese meint, die Weiber würden durch Lesen zu Narren, die Bücher seien nur für Männer gemacht — „recht, als hätten wir keine Seele, als wären wir Weiber nur ein Stück Fleisch," fügte Elisa hinzu. „Wo kann ein Weiberkopf so viele Bücher fassen?" ruft die

alte Dame beim Anblick von Elisens Bücherschrank aus. „Hast Du die Bücher nur zur Parade, dann bist Du eine Närrin, und liest Du sie gar, so bist Du ganz verrückt.“ Als sie gar vernimmt, daß Elisa ein Buch (Mendelssohns Phädon) gelesen habe, in welchem ein „dummer Jude es sich habe einfallen lassen, beweisen zu wollen, daß die Seele unsterblich sei“, was nur ein Nichtchrist bezweifeln könnte — ein Buch, das selbst der Onkel aus Nerft nicht verstanden habe, und das er überhaupt nur aus Neugierde gelesen habe, um doch zu sehen, „was ein Lumpenjude schreiben kann“, — fürchtet die alte Starostin für das Seelenheil der Enkelin, und ihr Zorn kennt keine Grenzen, als der Onkel aus Nerft „Eulers Briefe an eine teutsche Prinzessin“ aus Elisens Bibliothekschrank hervorholt und daraufhin die Bemerkung macht, daß er während seiner Studienzeit in Straßburg ein Kollegium über Physik gehört habe, und da hätten alle Gelehrten über den Streit der Monaden verdrehte Köpfe bekommen, er selbst hätte von dem albernen Plunder nichts begriffen und, um nicht von Sinnen zu kommen, das „dwatsche Zeug“ im Stich gelassen. —

Daß in solcher Umgebung eine feiner organisirte Frau wie Elisa, welche die Ausbildung ihres Verstandes und Herzens durch eifrige Lektüre für eine ideale Pflicht erachtete, sich tief unglücklich fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber nur in den Briefen an Charlotte Stoltz ergießt sich rückhaltlos ihre gequälte Seele, während sie vor den Eltern schonend ihre Wunden verhüllt. Sie sucht Trost in dem Gedanken, daß sie Gottes Werkzeug sei und ihre Ehe den Zweck habe, ihren Mann zu bessern, und betrachtet dies Leben als „Erziehung zur Ewigkeit“. „So lange ich mit reinem Herzen,“ schreibt sie an ihre Vertraute, „nach Veredelung meiner Seele strebe, habe ich von Menschen und Schicksal nichts zu fürchten.“ Das Fräulein von Sternheim, die um ihrer Tugend willen leidende Heldin des 1771 erschienenen Romans der Sophie von La Roche, der eine so gewaltige Wirkung übte, der Herdern und seiner Braut Thränen des Mitgefühls und des Entzückens entlockte, von dem Goethe urtheilte, daß die Recensenten in ihm „kein Buch, sondern eine Menschenseele“ zu recensiren hätten, wird ihr Vorbild. Die Art und Weise, wie Elisa mehr oder minder bewußt die innere und äußere Aehnlichkeit mit jenem zu erhöhen sucht, wie sie ihre Empfindungen und deren Ausdruck denen des Originals anzupassen strebt, ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, in welcher Weise die Litteratur das innere und äußere Leben beeinflußt; wie man Romane nicht nur liest, sondern imitatorisch nachlebt und wie auch im Selbstvergessen der heftigsten Affekte und stärksten Erschütterungen Seele und Gebärde im Banne des ästhetischen Sinnes stehen und sich den bewunderten Vorbildern der Dichtung anschmiegen. Nach ihnen modellirt man Situationen und Posen, von ihnen borgt die Sprache den Ausdruck des Gefühls, die großen Worte der Leidenschaft.

Lange Zeit ist Cronegk, der Dichter der „Einsamkeiten“, ihr Leitstern;

ihm entnimmt sie die tröstende Vorstellung von seligen Geistern, die sie umschweben und auf deren Beifall sie hofft. Cronegk gilt ihr als Beobachter ihrer Gedanken, und als sie unter dem Eindruck einer Predigt den Vorsatz faßt, ihre Eitelkeit zu bekämpfen und keine Diamanten mehr anzuschaffen, freut sie sich, daß Cronegk alle ihre inneren Empfindungen bemerkt haben wird. In ihrem jüngeren Bruder Fritz, der, im elterlichen Hause vereinsamt, sich eng an die Schwester anschließt, findet sie eine gleichgestimmte Seele. Mit ihm gemeinsam liest sie Klopstocks Oden, Kleists Frühling, Zachariäs „Jahreszeiten", Young und Horaz, vor Allem aber Cronegk, nach dem sie ihren Lieblingsplatz benennt und dem sie eine Grotte weiht. Die Männer sind ihr jetzt alle gleichgiltig, weil keiner Youngs und Cronegks Geist und Agathons Schwung der Seele hat. „Wie glücklich könnte ich hier sein," seufzte sie, „wenn Recke anders wäre, wenn er Cronegks Seele hätte." — Doch sie will sich fest an Horazens Lehren halten: Et mihi res, non me rebus subjungere conor. Auch zu eigenen dichterischen Versuchen fühlt sie sich durch ihn angeregt, sie und ihre Freundin Doris Lieven gaben einander Materien auf, die sie in Verse zu bringen suchen. Hin und wieder wird da neben den Klängen schönseliger Tugendschwärmerei auch ein neckischer Ton laut, und in einem Briefe erzählt sie, wie sie und ihre Freundin von der Badewanne aus wetteifernd muntere Verse im Wieland'schen Ton einander übermitteln. Gegen „Werthers Leiden", die sie durch den auf Sulzers Empfehlung 1774 nach Mitau als Professor an das neue akademische Gymnasium berufenen Dichter Gottlieb David Hartmann kennen lernte, hatte sie eine gewisse Abneigung. Sie erkannte an, daß der Roman meisterhaft schöne Stellen enthalte, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefielen ihr nicht; sie behauptete später sogar, daß sie ihren Vornamen lediglich aus Abneigung gegen Lotte geändert habe, was aber jedenfalls ein Irrthum ist.

Hartmann selbst, ein schwärmerischer Verehrer des Goethe'schen Romans, gefiel sich in der Rolle des Werther; er faßte alsbald eine heftige Neigung für Elisa, der er in Wort und Benehmen recht romanhaften Ausdruck gab. Er redet sie als „himmlisches Wesen", „göttlich liebenswürdige Frau", „edles, erhabenes Wesen", „liebste, theuerste, mir heilige Freundin" an und ergießt seine Leidenschaft in Briefen, die an die Geliebte gerichtet, aber nicht für ihre Augen bestimmt sind — aber er hat das willkommene Mißgeschick, daß er einen der Briefe verliert, der Elisen mit seiner Neigung bekannt macht. Wie sich Elisa dazu stellte, war bisher im Dunkel geblieben, ihre jetzt an's Licht gekommenen Briefe klären uns darüber auf.

Man schließt unter überschwänglichen Ausdrücken einen schwärmerischen „durch Tugend geheiligten" Freundschaftsbund, den als Dritter im Bunde Pastor Witt als „Priester der Freundschaft" einsegnet. An seinen Freund Lavater — mit welchem, wie auch mit anderen Persönlichkeiten des litterarischen Deutschland, er Elisa in schriftliche Verbindung brachte — richtet

er die Frage: „Lavater, hast Du keine Aehnlichkeit zwischen mir und Werther gefunden?“ Diese Aehnlichkeit zeigt sich auch in der von Hartmann bekundeten Vorliebe für Ossian und in der Art seines Verkehrs mit Elisens Kinde, und er deutet in einem Briefe an Lavater an, daß einst sein Schicksal Aehnlichkeit mit dem Werthers haben könnte. Sein frühzeitiger jäher Tod (November 1775) erschütterte Elisa tief. Es war, als wollte sie ihm nachfolgen, denn eine schwere Krankheit führt sie dicht an dem Abgrund des Todes vorüber.

Inzwischen hatte sich das Verhältniß zwischen den beiden Gatten so unerquicklich gestaltet, daß ein Zusammenleben, für Elisa wenigstens, unmöglich geworden war. Man darf aber nicht annehmen, daß Recke ein besonders schlechter Ehemann gewesen sei — im Gegentheil stellt ihm Elisa im Hinblick auf die schlechte Behandlung, welche fast alle Ehemänner in dem Kirchensprengel ihren Frauen zu Theil werden lassen, in einem Briefe an ihre Vertraute das Zeugniß aus, daß „ihr Herr“ noch am besten gegen sie verfahre. Und der Punkt, in welchem die junge unglückliche Frau ihre Verwandten, insbesondere die maßgebende alte Starostin, auf ihrer Seite hatte, spielte bei ihren Gedanken an eine Trennung von dem Gatten keine Rolle: die eheliche Untreue v. d. Reckes, der Verhältnisse mit Weibern seines Gutes hatte und illegitime Kinder besaß. Er solle es damit halten, wie es ihm gefalle, meinte sie, wenn er sie nur sonst nicht kränken wollte. Aber diese Duldung legte der Gatte keineswegs zu ihren Gunsten aus, der in diesem Fehlen jeder eifersüchtigen Regung wohl den Mangel einer echten Liebe herausfühlte. Als der alte Medem seine Tochter belehrte, daß ein Mann seine Frau lieber über seine Untreue aufgebracht, als mit dieser zufrieden sehe, verwundert sich Elisa höchlich: „Was sind die Männer für sonderbare Geschöpfe! — Wie können Männer so sonderbar sein, daß sie Liebe fordern, wenn sie nicht zu lieben wissen? Ist denn die Ehe blos zur Plage für die Weiber ein Gesetz?“ Die geknechtete Seele der Frau bäumt sich auf; mit dem im Herkommen, in Erziehung und Naturanlage wurzelnden Unterwürfigkeitsgefühle, demzufolge sie von dem Gatten als ihrem Herrn spricht, demüthig seine Hand küßt, wenn er zürnt, sich ihm zu Füßen wirft und mit erhobenen Händen sein Vertrauen erfleht, ringt das erstarkende Persönlichkeitsgefühl der Frau, die da fühlt, daß sie eine eigene, nach freier Entfaltung und Veredelung drängende Seele besitzt, und der Ansicht ist, daß die Pflicht einer Frau nicht einzig darin bestehen könne, mit ihrem Mann ein Bett zu theilen. Sie wagt es allmählich der despotischen Großmutter gegenüber, die Elisen oft so heftig begegnet, daß diese fürchtet, geschlagen zu werden, in gewissen Punkten einen eigenen Willen zu zeigen. Von den drei Geboten, welche die Starostin der Enkelin auferlegt: die Eltern, des Mannes wegen, nur alle 4 Monate zu besuchen, ihre Freundschaft und Korrespondenz mit Lisette aufzugeben und statt zu lesen die Wirthschaft zu versorgen, will sie die beiden ersten, so schmerz=

liches Weh sie dabei empfindet, halten, aber das Lesen kann und will sie nicht aufgeben, höchstens einschränken. Als man ihr später zumuthet, sich von der Freundin loszusagen, hält sie an dieser, der man die Schuld an der unglücklichen Gestaltung von Elisens Ehe giebt und die zudem einer Liebesintrigue mit Elisens Bruder verdächtigt wird, mit schöner Treue fest. Die Mutterschaft, der sie mit Widerwillen entgegengesehen hatte und die ihr dann ein kurzes vergängliches Glück gewährte, brachte keine Aenderung in ihrem unerträglichen Verhältniß zum Gatten hervor; dagegen erhöhte sie ihre moralische Kraft, ihr Persönlichkeitsgefühl, in dem sie sich immer mehr innerlich von ihren Verwandten, die sie nicht verstehen, loslöst. Sie wagt es jetzt bei aller Ehrerbietung, der Großmutter mit ruhiger Festigkeit zu begegnen, ihr den Anblick ihres Töchterchens Friederike nur unter der Bedingung zu gewähren, daß die Großmutter sie nicht mehr in Gegenwart des Kindes als eine verrückte und alberne Person bezeichne.

Und wie fremd mußte ihr, der zärtlich liebenden Mutter, jetzt die einst so geliebte und bewunderte Stiefmutter werden, die ihr, als die Trennung Elisens von ihrem Gatten in Erwägung gezogen wurde, den Rath gab, ihr Kind diesem zu überlassen, weil sie ohne dieses mehr Aussicht auf eine zweite vortheilhafte Ehe habe.

Im Oktober 1776 hatte Elisa — eine Nora des 18. Jahrhunderts — Schloß Neuenburg verlassen und das St. Katharinenstift in Mitau bezogen. Die zweiundzwanzigjährige Frau, die trotz aller schmerzlichen Erfahrungen, wie sie bekennt, ihre Ehe nicht bereut, sondern sie als „Erziehung zu dauerhaftem Glück“ betrachtet, dachte zunächst nicht an Scheidung, sondern nur an Trennung. Sie bittet sogar später Recke, nicht eher die Scheidung zu verlangen, als bis er eine andere Ehe eingehen wolle; sie selbst wolle nicht heirathen, würde aber, wenn geschieden, von den Verwandten dazu gedrängt werden, — eine Erklärung, durch die Recke sich geschmeichelt fühlte. Stolz materielle Vortheile verschmähend und auf die Erhebung von Besitzansprüchen für sich und ihre Tochter verzichtend, ist sie völlig bereit, sich auf eigene Füße zu stellen und, wenn es sein muß, um den Unterhalt für sich und ihr Friedrikchen zu kämpfen. „Jeder Charakter, der sich durch eigene Erfahrung bildet, bekommt gerade dadurch mehr Festigkeit und Energie“, hatte sie ihrem „Stolzchen“ im September 1776 geschrieben. Sie bewies jetzt die Festigkeit eines gestählten Charakters, indem sie ihre Unabhängigkeit nach allen Seiten behauptete und sowohl den Annäherungsversuchen des Gatten, die durch eine Elisens Rückkehr erbittende Gesandtschaft der Neuenburg'schen und Annenhöf'schen Bauernschaft unterstützt wurden, widerstand, als auch indem sie alle Zumuthungen ihrer Verwandtschaft, den Umgang und die freundschaftlichen Beziehungen zur Mademoiselle Stoltz zu lösen, energisch zurückwies. Treu trat sie für die verleumdete Freundin, die das Haus von Elisens Eltern hatte verlassen müssen, und für die Pflichten der „Menschheit“ (Menschlichkeit) und Freundschaft, die ihr ebenso heilig wären

wie die gegen ihre Großmutter und ihre Eltern, ein und nahm die Verlassene, bis sie zu ihren Angehörigen nach Königsberg übersiedelte, bei sich auf. Das Maß der Seelenleiden, die ihr alle diese Kämpfe verursachten, war damit nicht erschöpft: Ende Januar 1777 erkrankte und starb ihr Töchterchen; und im April schickte sie das Bild des entschlafenen Lieblings dessen Vater, der in einem von tiefer Bewegung Zeugniß ablegenden Schreiben an die verlorene Gattin, von deren „innerem Werthe“ er ganz durchdrungen sei und deren Andenken nie bei ihm erlöschen werde, seinen Dank abstattet. Im August erfolgt der thränenselige Abschied von Bruder Fritz, in dessen Brust sie ein so gutes Echo ihrer schwärmerischen Empfindungsseligkeit und Vervollkommnungsträume fand. Die Geschwister reisen an das Grab der Mutter und der kleinen Friederike, deren Sarg Elise öffnen ließ. Aber die Hoffnung, noch Spuren von der Schönheit zu sehen, die das Kind als Leiche hatte, erwies sich als trügerisch — nichts als Staub war da; aber „meine Seele hatte durch den Gedanken Freude, daß, wenn mein Körper einst in Staub zerfällt, mein Geist mit denen vereint sein wird, die ich im Leben liebte“. Bruder und Schwester umarmen sich angesichts dieses Staubes und schwören es sich, „vereint nach Würden der Seelen zu streben“. Vorher hatte Fritz — wie er selbst in einem Briefe an seinen Freund erzählt — eine Dorne gebrochen und der Schwester mit den Worten überreicht: „Schwester, unsere Mutter starb hier, da wir kaum halbgebrochene Töne lallten,“ worauf Elisa, ihm Blumen pflückend, entgegnet: „Bruder! Dich gebar sie hier, und so ward ihr Tod mir Segen.“ Echtes, tiefes Gefühl und poetisches Spiel treten hier, wie auch sonst in dem Verhältniß der Geschwister, zu Tage, die den Stil Klopstock'scher Oden, die sie gemeinsam lesen und „nachfühlend zergliedern“, in die Alltagssprache übertragen: „Du bist mir mehr, als ein Sterblicher je Sterblichen war,“ versichert Elisa dem Bruder; und dieser, dem Elisa „lieber als Natur und Schöpfung ist“, schreibt wie an eine Geliebte: „Du bist mein Liebling, mein herzlichster Gedanke“ . . . „Liebste, ohne Dich wäre die Welt nur ein Kerker“ . . . „Deiner werth zu sein, ist das Geschäft meines Leben“. Nachdem Elisa am Tage der Trennung, um ihm den herben Schmerz des Lebewohls zu ersparen, ihn heimlich in der Frühe, während er noch schlief, verlassen, läßt Fritz von Medem sich das Bildniß der Schwester bringen, küßt es auf den Mund und das Herz, verlangte dann Klopstocks Oden und „fühlte Wonne in den Spitzen der Finger, in denen er sie hielt“. Zu ihrem Geburtstage sendet er ihr einen Dankhymnus im Klopstock'schen Stile. Die Ahnung, daß sie den Bruder nicht mehr wiedersehen werde, ging in Erfüllung. Im Juni 1778 starb Fritz in Straßburg angesichts des Bildes der Schwester; seine letzten Freuden waren Klopstocks, Neanders und Elisas Lieder. In seinen letztwilligen Verfügungen legte er es seinem Bruder Karl an's Herz, ein Vater seiner Bauern zu werden und diese glücklich zu machen. Bezeichnend ist bei diesem traurigen Anlaß das Verhalten der Stiefmutter.

Die Nachricht vom Tode des Stiefsohnes, die sie gerade vor der Abfahrt zum Ball beim Landmarschall erreichte, verheimlichend, besuchte sie mit den Familiengliedern seelenruhig das Fest, zeigt sich heiter und froh und animirt sogar Elisa zum Tanzen. Dafür kleidet sie sich später in Schwarz, während Elisa gemäß einem dem Bruder gegebenen Versprechen, aber wohl auch in stillem Protest gegen die rein äußere Trauer der Stiefmutter, gleich dem Vater die bunte Tracht beibehält.

Zu alledem kam ein Seelenkonflikt, der aus einer Neigung zu dem Freunde ihres Bruders Joh. Dietrich Holtey erwuchs; im Februar 1778 erklärte dieser der noch ungeschiedenen Frau seine Liebe. Elisa, in dem Wahne, dem Glück ihrer Kousine im Wege zu stehen, die vermeintliche Pflicht der Freundschaft über die Forderung ihres Herzens stellend, zwingt sich zur Entsagung; sie, die 1771 um Anderer willen einen Mann genommen, den sie nicht liebte, weist nun einen Mann um einer Andern willen zurück, den sie liebt, beide Male den Interessen Anderer die eigenen unterordnend. Elisa hat später selbst diese thörichte Selbstvergewaltigung verurtheilt und das, was ihr zu jener Zeit als heroische Tugend erschien, als überspannte Schwärmerei gekennzeichnet. Das Opfer war zudem vergeblich; Holtey heirathete nicht die Kousine, sondern eine Andere. Für Elisa aber blieb Holtey das Ideal, das jede andere Verbindung ihr als Unmöglichkeit erschienen ließ; Bewerber wie der preußische General Graf von der Goltz („le Tartar“) und der Präsident des Reichskammergerichts zu Wetzlar Herr von Seckendorf, der erneut im Jahre 1806 um die damals 52jährige Elisa anhielt, wurden abgewiesen — denn „die hohe Reinheit dieses durchaus vollendeten Charakters, (Holteys) der keine scharfen Seiten hatte“, fand sie bei Keinem wieder.

Bis hierher führen uns Elisas Aufzeichnungen und Briefe. Was hinter dieser Zeit liegt, sei nur in Kürze angefügt.

Im März 1779, in einer Zeit, da Elisa durch eine Kette erschütternder Erlebnisse im Zustande psychischer Ueberreizung sich befand und die schmerzliche Sehnsucht nach den lieben Todten ihre Seele mystischen Einflüssen zugänglich machte, kam der abenteuerliche Wundermann Cagliostro (recte Balsamo) nach Mitau. Kein Wunder, daß Elisa, die durch ihn sich den Verkehr mit der Geisterwelt, insbesondere mit den theuren Entschlafenen, den sie durch nächtliche Wanderungen auf den Kirchhof vergebens zu erreichen gesucht, hoffte erschließen zu können, zunächst dem Banne des schlauen Betrügers verfiel. Indeß wurde sie bald mißtrauisch, und seine Bemühungen, sie zu gemeinsamer Reise nach Petersburg an den Hof Katharinas II. zu bewegen, blieben erfolglos. Elisa zog sich von ihm als einem Unglücklichen, Verblendeten zurück, ohne doch sogleich ihren Glauben, daß magische, mystische Mittel die Geisterwelt erschließen könnten, aufzugeben. Aus dieser ungesunden, gefährlichen Gemüths- und Geistesverfassung rettete sie ihr kluger und treuer väterlicher Freund Hofrath Schwander, indem er ihr die Schriften Lavaters

und Stillings verbot und sie auf Lessings 1779 erschienenen „Nathan" hinwies. Befreiend wirkten vor Allem die Worte Nathans an die schwärmende Recha:

„Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Der geistigen Genesung folgte eine schwere Krankheit mit krampfartigen Anfällen, die sie vier Monate bis in's Jahr 1780 hinein gefesselt hielt, und von der sie sich lange Zeit nicht erholen konnte. — Die andauernden körperlichen Leiden veranlassen sie 1784 zu einer Reise nach Karlsbad, und damit beginnt ihr Reise- und Wanderleben, das sie mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern, insbesondere Deutschlands, in Verbindung brachte.

Die Frau Rath Goethe schrieb mit Bezug hierauf im Dezember 1784 die spöttischen, nicht ganz berechtigten Worte: „Ich bin viel glücklicher als die Frau von Reck. Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen; bei mich kommen sie Alle in's Haus, das war ungleich bequemer; ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf." Goethe selbst, mit dem sie während ihres Aufenthaltes in Weimar vom 10. Dezember 1784 bis 4. Januar 1785, sodann im März im Hause der Gräfin Bernstoff und im Juli 1785 in Karlsbad zusammentraf, bezeugte seine Verehrung für Elisa u. A. in den Zeilen, mit welchen er ihr 1811 das erste Bändchen „Dichtung und Wahrheit" übersandte: „Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirkungen, die Ihnen das Vaterland zu verdanken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniß ausbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Ueberzeugung sprechen zu dürfen. Bey so viel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu ertragen hat, bei unvermeidlicher Spannung und Widerstreit macht er sich oft ganz unwillkürlich ein Geschäft, sich von Andern abzusondern, Andre von Andren zu trennen. Diesem Uebel zu begegnen, haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittelung dasjenige, was sich ihnen nähert, zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundin, gehören zu diesen, so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir Niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden, als Ihnen, oder der so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte."

Als Dichterin war sie in Deutschland durch den Musiker Joh. Ad. Hiller, der um die Zeit ihrer Scheidung in Mitau weilte, eingeführt worden. Er hatte zunächst einige ihrer Lieder in Musik gesetzt und zugleich als Dichtwerk herausgegeben, bei welcher Gelegenheit sie zum ersten Male

sich des Vornamens Elisa statt des bis dahin geführten Charlotte (Lotte) bediente, und später (1783) „Elisens geistliche Lieder nebst einem Oratorium und einer Hymne von Chr. Fr. Neander" erscheinen lassen. Einen europäischen Ruf verschaffte ihr ihre 1787 erschienene Schrift „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen magischen Operationen." Sie brachte ihr auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. ein, welche die Schrift durch den bekannten Ritter Zimmermann zugesendet erhalten; das huldvolle Dankschreiben der gefürchteten Kaiserin diente Elisen als Schutz und Schirm gegen den Zorn der Großmutter über ihre ungerathene Enkelin, die nicht nur höchst überflüssiger Weise Bücher las, sondern sogar selbst solche zu schreiben wagte.

Wiederholt gab Katharina Elisen Beweise ihrer Gunst, so durch ihr Eingreifen in die Familienstreitigkeiten, in welche Elisa mit ihrem Schwager, dem Herzog Peter Biron von Kurland*), von 1788—90 verwickelt war. Sie verwendete sich dafür, daß der Herzog Elisen eine ihrer hohen Stellung als Schwester der Herzogin entsprechende Summe von 12000 Thalern jährlich — durch Ueberlassung der sogenannten Arrenda eines Pachtgutes — zahle. Elisa lehnt aber eine Beeinflussung des Herzogs von russischer Seite zu ihren Gunsten ab. Lange Zeit blieb trotzdem das Verhältniß Elisens zu ihrem Schwager und ihrer Schwester ein getrübtes, obwohl sie deren Interessen in wiederholten diplomatisch-politischen Reisen nach Warschau — in den Jahren 1790, 1791, 1792 — beim Hofe Stanislaus Poniatowskis und beim polnischen Reichstage vertrat. Als dann 1795 Kurland unter das russische Scepter kam, wurde Elisens Wunsch nach einer persönlichen Begegnung mit der ihr so wohlgesinnten Fürstin erfüllt. Sie wurde in Petersburg von Katharina II. mit Auszeichnung empfangen und erhielt von ihr das Domänengut Pfalzgrafen, das sie zur Herrin über mehr als 500 Menschen machte. In ihren philanthropischen Plänen zur Besserung der Lage ihrer Bauern durch die Thronbesteigung Pauls I. unterbrochen, ließ sie sich in Deutschland nieder. Seit 1797 lebt sie abwechselnd in Berlin, Leipzig, Dresden und auf dem ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, gehörigen Gut Löbichau und zwar in Gesellschaft des Dichters Tiedge, mit welchem sie in den Jahren 1804 bis 1806 eine Reise nach Italien unternahm, auf der sie Kranken-, Irrenhäuser und Armenhospitäler besuchte**). Ueberhaupt zeigt sie für Unternehmungen zur Linderung leib-

*) Peter Biron, der letzte Herzog von Kurland, hatte im Jahre 1779 Elisens jüngere Schwester Dorothea zu seiner Gemahlin gemacht; was natürlich das Ansehen der Familie v. Medem bedeutend erhöhte, aber bei den herrschenden Parteiungen ihre Stellung auch schwieriger gestaltete. Am 12. Nov. 1779 hatte der Herzog seinen Schwiegervater in den Reichsgrafenstand erheben lassen, was Elisen späterhin veranlaßte, sich geborne(!) Reichsgräfin von Medem zu nennen.

**) Die Beschreibung dieser Reise erschien unter dem Titel: „Jahrbuch einer

licher und wirthschaftlicher Noth die wärmste Theilnahme. Mit Stolz äußerte sie sich über die während der Freiheitskriege in's Leben gerufenen Frauenvereine zur Pflege verwundeter und kranker Krieger*); und daß sie insbesondere für die Mitglieder ihres Geschlechtes, für dessen innere und äußere Hebung eintrat, ist bei der Frau, die unter der moralischen und

---

Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806." Von Elisa v. d. Recke. Herausgegeben von Hofrath Böttiger. Berlin, 1815—17.

Eine Ovation, die man Elisen bei ihrem Aufenthalt in Rom bereitete, zeigt, welcher Werthschätzung sie sich auch im Auslande in der gelehrten Welt erfreute. Als sie mit Tiedge die dortige „Propaganda" besuchte und deren Buchdruckerei betrat, ersuchte man sie, einen frisch gedruckten Bogen abzuheben, und als sie dies that, enthielt derselbe einen von dem gelehrten Pater Paolino verfertigten lateinischen Panegyricus, in dem Elisa folgendermaßen apostrophirt wird:

Aemula Romanae gentis, virtutibus illas
Praecellis, studiis superas, pietateque vincis.
Ergo decus patriae salve, Tu gloria gentis
Germanae salve. Musis charissima proles! etc.

*) Als Zeugniß für Elisas lebhaftes deutschnationales Gefühl und zugleich als Probe ihrer dichterischen Art sei hier auf ihr „An die Deutschen" von 1806 gerichtetes Gedicht hingewiesen. „O wag es jetzt an Muth Dir selbst zu gleichen," ruft ihre flammende Mahnung dem deutschen Volke zu:

Dein Forschungsgeist, gereift im Druck der Zeit,
Darf keinem Volk, das Wahrheit liebte, weichen.
Die Tapferkeit war Deiner Söhne Schmuck;
Jetzt duldest Du des Franken Hohn und Druck.

Sie beklagt, daß der Deutsche „mit unbestimmter Liebe" nach allem dem hascht, was fremd nur ist und neu, und fordert:

„Ihr Deutsche, fühlet Euren eignen Werth!
Hört endlich auf, das Fremde nur zu preisen!
Erringt Euch selbst aus niedrer Sklavenschaft!
Ehrt Eure Helden, Eure Weisen!

Sie zeigt, wie das Ausland seine Geistesgrößen ehrt, und weist auf ihre litterarischen Lieblinge hin, die nicht nach Gebühr geschätzt würden:

Ach! Klopstocks Nam', einst weit umhergetragen,
Tönt jetzt von wenig Lippen nur;
Und halb verwischt ist schon des frommen Gellerts Spur!
Wo hört Ihr noch nach Utzens goldnen Tagen,
Nach Hagedorn und nach Michälis fragen?
Wer hört auf Kronegks Lied? — Und doch
Ist groß die Erndt aus jenen Frühlingstagen!
Nur Britten ehren unsern Bürger noch. —

Das Ausland komme, die deutsche Kraft zu ehren, Brittannien belohnt einen Herschel, Germanien aber läßt seine Edlen darben:

Ihr Schicksal kümmert eitle Seelen nie,
Und unsre Lehrer sind zu bald vergessen.
Erinnern nicht die Büchermessen
Von Jahr zu Jahr einmal an sie.

(Gedichte von Frau Elisa v. d. Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgeg. von C. A. Tiedge, Halle 1816.)

seelischen Knechtung so schwer gelitten, naturgemäß. Aus der ehemaligen sentimentalen, leidenschaftlichen jungen Frau ist allmählich eine Dame von Welt von feierlich pathetischem Wesen geworden, die durch die Würde und Vornehmheit ihres Auftretens überall Eindruck macht, die aber auch mit ihrer steten Erhabenheit ein leichter Hauch von Langeweile umgiebt und die als „hohe Elisa" bespöttelt wird. Unantastbar aber war die Reinheit und Hoheit ihres Charakters, und an ihr Freundschaftsverhältniß mit Tiedge, mit dem sie seit 1822 in Dresden zusammenlebte, wagte sich kein hämischer Zweifel der Verleumdung heran. Beider sterbliche Reste ruhen Seite an Seite auf dem Neustadter Friedhofe in Dresden; der am 13. April 1833 entschlafenen Freundin ist Tiedge acht Jahre später (8. März 1841) nachgefolgt. Vor der Beerdigung (am 12. März) wurden die Seitenwände des Sarges, wie die Leipziger Zeitung berichtete, gelöst, weil auch Tiedge, wie seine Freundin Elise von der Recke, ohne diese Umgebung in der kühlen Erde ruhen wollte*).

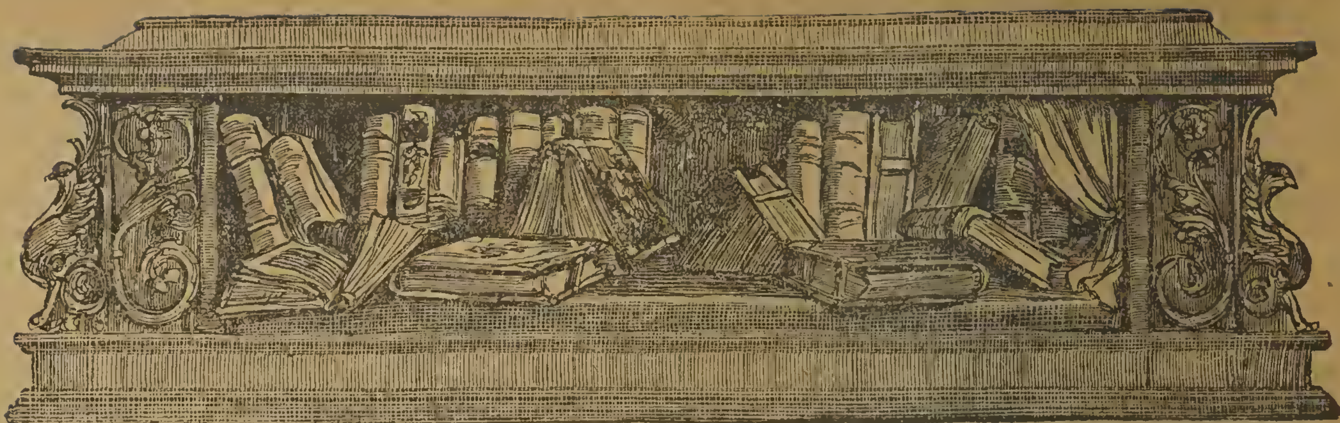
Zum Schluß sei mit einem Worte des Verhältnisses Elisas zu ihrem geschiedenen Manne gedacht. Während Elisa in die große Welt hinausgetreten war, hatte er, der gleichfalls unverheirathet geblieben war, in wachsender Vereinsamung gelebt. Wie er, der Vergangenheit nachsinnend, den Werth der Verlorenen und tiefer die Schuld seiner Herrennatur gegenüber diesem Geschöpfe, das er als eine willenlose Sache glaubte behandeln zu dürfen, erkannte, so war sich auch die in Welt- und Menschenkenntniß gereifte Elisa wohl der Fehlgriffe bewußt, die sie in ihrer Ehe in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und der Eigenart ihres Naturells nothwendig hatte thun müssen. Ihr Urtheil über ihn war ein anderes, milderes geworden; und so war es möglich, daß zwischen den getrennten Gatten ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und Freundschaft sich entwickelte, das in einem anscheinend regelmäßig unterhaltenen Briefwechsel zum Ausdruck kam. Diese Briefe, die im Archiv des Schlosses Neuenburg, nach Mittheilung des jetzigen Besitzers Freiherrn W. v. d. Recke an Paul Rachel aufbewahrt werden, sind leider dem Herausgeber der Aufzeichnungen und Briefe Elisas nicht zur Verfügung gestellt worden. — Als Elisa im Oktober 1795 die Nachricht von der hoffnungslosen Erkrankung Georg von der Reckes erhielt, eilte sie sogleich zu ihm und gewährte ihm, der, nach Tiedges Bericht, seine Schuld ihr gegenüber lebhaft fühlte und ihre Verzeihung erbat, in den letzten Tagen den Trost ihrer milden Gegenwart. So klingt auch das an Dissonanzen reiche Verhältniß der Gatten mit der Versöhnung Beider freundlich harmonisch aus.

---

*) Vgl. Geschichte der Herren v. d. Recke, bearbeitet von einigen Gliedern der Familie, herausgeg. v. Constantin Graf v. d. Recke-Volmerstein und Otto Baron v. d. Recke. Breslau, 1878. S. 310. Es sei an dieser Stelle ein kleiner Irrthum Paul Rachels berichtigt: der in der Recke'schen Familiengeschichte Elisen gewidmete Abschnitt befindet sich nicht auf S. 378 ff., sondern auf S. 308 ff.

Auch in diesem Falle hatte sie die ihr von Goethe nachgerühmte Gabe: zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand herzustellen, bewährt. Es ist dies in der That ein bezeichnender Zug ihres Wesens, der sich in der Umwandlung ihr mißgünstiger, oder ihr entfremdeter Personen zu Freunden und Bewunderern erfolgreich bethätigte. Sicher kann man diese stete Sucht, durch unbeirrbare Güte Andere zu überwinden, für sich zu gewinnen, als eine Art seelischen Eroberungsdranges deuten, in dem eine feine, unbewußte Eitelkeit Befriedigung sucht. Welch ein Triumph, einen Neider und Gegner zum reuigen Verehrer, eine gehässige Feindin in eine begeisterte Freundin verwandelt zu haben! Nicht schöner kann die Ueberzeugung von der eigenen moralischen Vollkommenheit gestärkt werden! Aber es wäre thöricht, über dem menschlich Allzumenschlichen, das dem reinsten und höchsten Streben anhaftet, über dem Unzulänglichen, das an allem irdisch Großen nachzuweisen, die in dieser Frauenerscheinung sich offenbarende Idealität und Lauterkeit des Wollens und die Höhe der erreichten schönen Menschlichkeit zu vergessen. Daß in ihrem Streben mancher Irrthum, manches Chimärische gewesen, hat sie selbst eingesehen; wie die Worte bezeugen, in denen sie den Zweck ihrer selbstbiographischen Aufzeichnungen klarlegte, die sie in der Erkenntniß geschrieben, daß „wir nicht leben, die holden Träume einer schöpferischen, Alles verschönernden Einbildungskraft in Erfüllung zu bringen: daß wir vielmehr leben, um uns in die Verhältnisse fügen zu lernen, die das Schicksal für Jeden webt.“





# Die Kainsage in ihrer ursprünglichen Form.

Von

**Werner Moser.**

— Ziegenhals. —

eit es eine kritische Bibelforschung giebt, hat man das 4. Kap. des 1. Buches Moses, welches die Legende von Kain und Abel behandelt, als ein Fragment bezeichnet. Man berief sich zum Beweise hierfür auf die mannigfachen Widersprüche im Text und auf die Unklarheit des Ausdrucks. Eins aber hat man nie genügend hervorgehoben: die mangelhafte Motivirung des Mordes! Der erste Kampf auf Leben und Tod, von welchem die Sage zu berichten weiß, entbrennt wegen eines mißlungenen Opfers! Und diesen Fanatismus soll man zwei Männern zutrauen, die in Anbetracht ihrer Jugend und als Söhne eines wegen seiner Sünde verworfenen Elternpaares am wenigsten einer so eifersüchtigen Frömmigkeit fähig scheinen.

Die folgenden Beobachtungen führten zu der Annahme, daß die heutige Fassung des 4. Kapitels auf einer Fälschung beruht, und daß die Sage ursprünglich von dem Streite um ein Weib erzählte. Dieses Weib ist dann später von den Redaktoren des Pentateuchs allegorisch für Jahwe genommen worden, woraus sich die Unklarheiten des 4. Kapitels erklären.

## I.

Zunächst ist es zum Mindesten auffallend, wie die Worte der Verse 1—8 sich weit eher einem Weibe als Jahwe in den Mund legen lassen, wie die Handlungsweise Gottes für ein Weib charakteristisch, für das höchste Wesen möglichst unpassend ist, und wie der hebräische Ausdruck viel zutreffender wäre, wenn ein Weib statt Jahwes im Mittelpunkte der Handlung stände.

Kap. IV. lautet in der Luther'schen Uebersetzung:*)

1. Und Adam erkannte sein Weib Heva, und sie ward schwanger und gebar Kain, und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit dem Herrn.
2. Und sie fuhr fort und gebar Habel, seinen Bruder. Und Habel ward ein Schäfer; Kain aber ward ein Ackermann.
3. Es begab sich aber nach etlicher Zeit, daß Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes;
4. Und Habel brachte auch von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett.

Der mit „Opfer bringen" übersetzte Ausdruck heißt zunächst nichts als „Geschenke darbringen" und erst im übertragenen Sinne „opfern", wird auch nur selten in der letztgenannten Bedeutung angewandt**). Auch ist im Vers 3 nicht, wie z. B. bei Noah (Kap. 8, 20) von der Errichtung eines Altars die Rede, wodurch es noch wahrscheinlicher wird, daß die „Opfer" ursprünglich Geschenke waren, durch welche die Brüder ihre Schwester zu gewinnen suchten. In dieser Annahme liegt kein Anachronismus. Denn in derselben Schrift, die die Kainsage enthält, wird erzählt, wie der Abgesandte Abrahams Rebekka durch Geschenke für den Sohn seines Herrn einnimmt (Jahweschrift Kap. 24).

Und der Herr sah gnädiglich an Habel und sein Opfer;

5. Aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an.

Wodurch erkannte Kain, daß seine Gabe nicht gnädig angenommen wurde? Während die Bibel sonst immer ein Zeichen vom Himmel erwähnt, steht hier nichts dergleichen. Die ganze knappe Ausdrucksweise der Verse deutet darauf hin, daß an eine den Brüdern unmittelbar gegenüberstehende Person gedacht ist. Die bei uns eingenistete Vorstellung von aufsteigendem und niedergehendem Rauch ist freie Phantasie unserer Maler. Die Schrift berichtet hiervon ebenso wenig etwas, wie von einem Altar.

Ferner: Warum sieht Gott Abel und sein Opfer gnädig an, während er Kain verstößt?

---

*) Der Luther'schen Uebersetzung ist der Vorzug gegeben, weil sie die weitaus verbreitetste ist.

**) In der Bedeutung „Geschenk, Gabe" kommt „Minha" z. B. vor: Gen. 32, 14; Jes. 39, 1; Hos. 10, 6. In der Bedeutung „Geschenk an die Gottheit, Opfer" giebt der Ausdruck vornehmlich das unblutige Opfer wieder, wäre also hier, wo das Darbringen von den Erstlingen der Herde berichtet wird, in dem Sinne von „Opfer" zwar durchaus anwendbar, aber noch nicht einmal so besonders passend. — Es giebt natürlich ebenso, wie in jeder anderen Sprache, auch im Hebräischen Worte, welche nur Opfer, Brandopfer 2c., nie Geschenke an Menschen bedeuten können. Warum zeigt gerade diese Stelle einen so wenig bestimmten Ausdruck, der einer doppelten Deutung fähig ist? — Es steht der Annahme nichts entgegen, daß die Gaben, welche die Brüder, jeder nach seinem Beruf und Vermögen, darbrachten, keine Opfer, sondern Geschenke an eine nicht göttliche Person waren.

Als

> Kain ergrimmte und seine Gebärde sich verstellte,
> (eigentlich: er „entbrannte" sehr und sein Angesicht fiel in Niedergeschlagenheit. Dillmann, Genesis, 6. Aufl. S. 93.)

weiß ihm der Herr nichts zu erwidern, als:

> 6. Warum ergrimmst Du, und warum verstellet sich Deine Gebärde?
> 7. Ist's nicht also? wenn Du fromm bist, so bist Du angenehm.
> (eigentlich: Ist nicht, wenn Du gut thust, Erhebung sc. des Angesichts, „Heiterkeit" da? Dillm., Gen. S. 94.)

An „Heiterkeit" hat ein Mädchen noch mehr Gefallen als das allerhöchste Wesen, dessen Würde darüber erhaben ist. Jedenfalls kann Kains Niedergeschlagenheit allein für Gott kein Grund zum Verdammen sein. Eine Sünde aber hat Kain nicht begangen; es wird ihm auch keine vorgeworfen. Im Gegentheil hat er sich ebenso wie sein Bruder durch das Opfer freiwillig bemüht, es dem Herrn recht zu machen. Dem gerechten Herrscher der Welt steht es sonderbar an, Kain, der nicht einmal weiß, was er Böses gethan hat, aus Laune zu verstoßen und Abel zu bevorzugen. Er hätte ebensogut beide Opfer gnädig anschauen können. Ein Weib aber konnte nicht Beiden zu Willen sein, — wenigstens nicht zu derselben Zeit — und mußte nothwendig Einen abweisen. In diesem Falle brauchen wir auch nach keiner Schuld Kains zu suchen, um seine Zurücksetzung zu begründen. Ferner wird uns das leidenschaftliche „Entbrennen" Kains durch seine sinnliche Erregung verständlich.

Die einzige Stelle aber, aus welcher man auf den ersten Blick keine Beziehungen zu einem Weibe herauslesen kann, ist die korrumpirteste und unverständlichste des ganzen Kapitels. (Vers 7, II. Theil.) Und gerade sie bestätigt bei näherem Zusehen die Vermuthung einer Fälschung und zeigt deutlich, wie Worte, die ursprünglich von geschlechtlichem Begehren sprachen, durch eine kleine Aenderung den Sinn wechselten und Jahwe in den Mund gelegt wurden.

Vers 7, II. lautet bei Luther:

> Bist Du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür; und nach Dir hat sie Verlangen, Du aber herrsche über sie.

Es existiren von diesem Verse viele variirende Uebersetzungen, die aber im Grunde denselben Sinn ergeben. Im Uebrigen ist man sich darüber einig, daß der Text hier verderbt ist. Trotz der Aenderung aber, die der Satz einst erfahren hat, erkennt man noch jetzt deutlich, daß in ihm von Liebe die Rede gewesen ist: Der Wortlaut zeigt eine klare Anlehnung an Kap. 3, 16, woselbst Gott zu Eva spricht:

> Dein Verlangen soll nach Deinem Manne sein, und er soll Dein Herr sein.

Auf diese merkwürdige Uebereinstimmung, die im Urtext noch deutlicher hervortritt, weist auch Dillmann hin. (Gen. S. 94.)

Das Kapitel fährt fort:

8. Da redete Kain mit seinem Bruder Habel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Habel und schlug ihn todt.

Jetzt erst, nachdem der Mord geschehen, tritt in Wahrheit Jahwe hervor. Jetzt, da es gilt, die schwere Verfehlung Kains zu verdammen, ist die Erwähnung Gottes geboten und wohlbegründet. Von hier ab wird der Text klar und unzweideutig:

9. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist Dein Bruder Habel? Er sprach: Ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter sein?
10. Er aber sprach: Was hast Du gethan? Die Stimme Deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde.
11. Und nun verflucht seist Du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und Deines Bruders Blut von Deinen Händen empfangen.
12. Wenn Du den Acker bauen wirst, soll er Dir hinfort sein Vermögen nicht geben. Unstät und flüchtig sollst Du sein auf Erden.

Im Folgenden zeigt sich von Neuem ein Widerspruch, welchen die aufgestellte Vermuthung wiederum leicht löst.

13. Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge.

Kautzsch, ähnlich Dillmann und Andere übersetzen hier:

Unerträglich sind die Folgen meiner Verschuldung.

Dies begründet Kain durch die folgenden Worte:

14. Siehe, Du treibest mich heute aus dem Lande, und muß mich vor Deinem Angesicht verbergen und muß unstät und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich todtschlage, wer mich finde.

Obgleich nun Kain nicht entfernt so reumüthig und bußfertig ist, wie es nach der Luther-Uebersetzung den Anschein hat, läßt Gott doch Gnade für Recht ergehen und erwidert:

15. Nein; sondern wer Kain todtschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn Niemand erschlüge, wer ihn fände.
16. Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn.

Diese Stelle ist um so auffallender, als sie dem Rechtsbewußtsein des jüdischen Volkes widersprach. Und wie kommt Jahwe, der eifrige Gott, der die Missethat der Väter heimsucht über die Kinder in's dritte und vierte Glied (5. Mos. V, 9), zu dieser milden Regung? Warum ist er gerade Kain gegenüber so leicht zur Vergebung geneigt, während er ihn doch kurz zuvor, wenn man der heutigen Ueberlieferung der Sage glauben soll, mit seinem Opfer abwies, obgleich Kain damals noch keine schwere Schuld auf sich geladen hatte? Das scheinbar Unlogische und Launenhafte im Verhalten des Herrn klärt sich auf, wenn man bei der Annahme bleibt, daß Vers

1—8 von einem Weibe sprachen. Zunächst ergiebt sich daraus, daß Gott nicht Anfangs in unbegründetem Zorn ein Opfer abweist und sich dann ein wenig später unvermuthet gnädig zeigt. Und ferner ist es die nothwendige Konsequenz, die man aus dem Gedanken des Kampfes um ein Weib ziehen muß, daß Gott den einzigen überlebenden Mann*) vor einem frühzeitigen Tode schützt, um das eben geschaffene Menschengeschlecht vor dem Untergange zu retten. Denn erst nach der Ermordung Abels empfängt das Weib, welches bis dahin unberührt oder wenigstens ungeschwängert geblieben war:

17. Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger und gebar den Henoch. Und er bauete eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Henoch.

*) Hier mögen einige Worte darüber Platz finden, daß Kain nach der ursprünglichen Form der Legende in der That der einzige überlebende Mann war.

Kap. IV, 25 spricht allerdings von einem dritten, nachgeborenen Sohne Adams und Evas, von Seth. Wie S. 61. ff. dargelegt wird, gehört dieser Vers aber garnicht mehr zu der Jahweschrift, sondern ist eine Einschiebung der Redaktoren, welche zu dem mit Kap. 5 beginnenden Priesterkodex überleiten soll. Daß Seth ein wissenschaftlich gefundener, der populären Tradition fremder Ersatz für die eigentlichen Stammväter der Menschheit ist, geht schon daraus hervor, daß wir von Seth nichts als den Namen kennen. Die volksthümliche Sage schmückt ihre Helden anders aus und begnügt sich nicht mit einer trockenen Namensnennung. Soviel ist klar, daß der Verfasser der Jahweschrift nichts von einem Seth wußte und in Kain denjenigen sah, von welchem nach dem Morde das Fortbestehen des Menschengeschlechtes abhing. (vgl. S. 61). Darum giebt die Jahweschrift auch in Vers 17 ff. ein von Kain ausgehendes Geschlechtsregister. Hätte der Jahwist den Seth als Ersatz für Kain gekannt und den ersteren an Kains Stelle als Stammvater angenommen, so wäre es für den Jahwisten doch wichtiger gewesen, die Nachkommen Seths aufzuzählen, als die Nachkommen Kains. Die Jahweschrift (Kap. 4) kümmert sich aber garnicht um die weitere Nachkommenschaft Seths, und nur der von der Jahweschrift unabhängige Priesterkodex (Kap. 5) bringt ein von Seth ausgehendes Geschlechtsregister. —

Dieser schon allein vom Gefühl eingegebenen Annahme, daß die Sage ursprünglich das Weiterleben Kains für nothwendig zum Fortbestande der Menschheit hielt, steht auch der Vers 14 nicht entgegen: „Wer mich irgend antrifft, wird mich todtschlagen!"

Man könnte sagen, daß der Vers auf eine bereits von vielen Menschen bevölkerte Erde schließen läßt. Dieser Schluß stände aber mit der ganzen Art und Anlage der Erzählung in grellem Widerspruche. Offenbar setzt das Kap. 4 eine noch menschenleere Welt voraus; denn klar und deutlich wird uns die Abstammung von einem Menschenpaare berichtet, wie ja auch Vers 20 des Kap. III sagt: Eva wurde die Stammmutter aller Lebendigen, und nirgends hören wir, daß sich die Nachkommenschaft Adams bereits weit über alle Länder verbreitet hätte. An Menschen kann die Sage bei den erwähnten Worten also unmöglich gedacht haben. Die Inkonsequenz wäre eine zu große. Andererseits passen allerdings die in Vers 14 ff. gebrauchten Ausdrücke nicht auf Thiere. (Dillmann, Gen. S. 97.) Wohl aber bleibt noch eine dritte Möglichkeit: Außer Gott, Menschen und Thieren waren nach Vorstellung der Legende noch die Kerube vorhanden. Sie werden kurz vorher, im letzten Verse des — gleichfalls der Jahweschrift angehörenden — dritten Kapitels erwähnt. Daß im Kap. 4, Vers 14 ff. wirklich an diese überirdischen Wesen gedacht ist, geht des Weiteren aus folgenden Erwägungen hervor: Zunächst sprechen

Wie unverständlich ist die enge Anknüpfung dieses Verses und die Erwähnung des Weibes, von dem man nicht weiß, woher es stammt, und wie Kain dazu kommt, bei der heutigen Lesart des Textes! Und wie selbstverständlich und folgerecht klingen die Worte dagegen, wenn man die oben aufgestellten Behauptungen als richtig annimmt! Die ganze Sage, welche bisher das widerspruchsvollste Stück der Genesis darstellte, erscheint plötzlich ohne jede Künstelei als eine tief durchdachte und vollkommen konsequent durchgeführte philosophische Legende:

Gott schuf zwei Menschen und ließ sie im „Garten der Wonne" allein, glücklich in nothwendiger Treue gegen einander leben. Jedoch das Glück dauerte nicht lange. Der Mensch begann nachzudenken. Was er bisher gedankenlos zufrieden genossen hatte, hörte auf, für ihn begehrenswerth und schön zu sein, nachdem er von dem Baume der Erkenntniß gegessen und die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Freuden einsehen gelernt hatte. Das Paradies des kindlich unbekümmerten Dahinlebens endete mit dem Augenblicke, in welchem der Mensch anfing, den Grund und Zweck der Dinge zu erforschen. —

Eva gebar dem Adam den Kain und den Abel und eine Tochter. Kain erschlug seinen Bruder, um die Schwester für sich zu besitzen. Und die erste große Sünde eines Menschen gegen den anderen kam in die Welt durch die Leidenschaft, die bei Menschen mächtig war, wie bei Thieren.

---

die Verse weder von Menschen noch von Thieren, und die Worte des Urtextes deuten durchaus nicht so bestimmt auf Menschen hin, wie es in der Uebersetzung scheint. Auch wäre bei Kain, welcher soeben erst als Sieger aus einem Kampfe hervorgegangen ist, eine Furcht vor Wesen seinesgleichen unbegreiflich, zumal die Menschen ferner Länder von Kains That nichts wissen konnten. Des Mörders Angst, unstät und flüchtig dahinleben zu müssen, legt es nahe, an Racheengel zu denken (ähnlich den griechischen Erinnyen), bei welchen ein Entfliehen und ein Widerstand unmöglich ist, und welche den Schuldigen unerbittlich verfolgen. Daß den Keruben die Mission zufiel, die Sünden der Menschen zu strafen, zeigt sich unwiderleglich in Kap. III, 24, laut welchem die Kerube (Kautzsch gebraucht den Plural, Luther übersetzt: der Cherubim) mit der Flamme des zuckenden Schwertes sich vor dem Paradies lagern und dem sündigen Menschenpaare den Weg zum Baume des „Lebens" wehren. Hier wie dort sind sie als Todbringer geschildert. Im Kapitel 3 ist es ihre einzige Aufgabe, den Menschen zu hindern, zum Baume des Lebens zu gelangen (Kap. III, 24), davon zu essen und dadurch „ewiglich zu leben" (Kap. III, 22). In dem anderen Falle fürchtet Kain von ihnen einen vorzeitigen Tod. Ferner hat das Zeichen, welches Kain zum Schutze dienen soll, nur dann einen Sinn, wenn man bei der hier aufgestellten Vermuthung bleibt. Denn die etwa begegnenden Menschen konnten den Zweck und die Bedeutung des Zeichens nicht errathen. Ja, statt daß es Kain zum Schutze gedient hätte, wären Alle, die garnichts von seiner That wußten, überhaupt erst auf ihn aufmerksam geworden. Anders bei den Keruben. Ihnen war der Mord bekannt, und es war ein für alle Mal ihre Bestimmung, einen Frevel zu sühnen. In diesem Falle aber sollte das den Dienern des Herrn bekannte Zeichen die Verfolgung hindern und gleich einem ausdrücklich gegebenen Gegenbefehl wirken. Um aber seiner Weisung noch besonderen Nachdruck zu verleihen, droht der Herr mit siebenfältiger Vergeltung für den Fall, daß dennoch Einer den Kain erschlüge. Denn Gott liegt daran, den einzig überlebenden Mann zu erhalten.

Die Schwester aber folgte Kain, obgleich sie ihn anfangs verschmäht hatte, denn jetzt war er der Sieger und zudem der einzige überlebende Mann, so daß ihr eine Versöhnung mit ihm zur Nothwendigkeit wurde.

II.

Wenn auch jede einzelne der erwähnten Unregelmäßigkeiten zufällig sein könnte, so darf man doch von einem Zufall kaum reden, wenn jeder Vers sich als auf ein Weib bezüglich auslegen läßt.

Die Berufung auf einen Zufall ist aber völlig ausgeschlossen, wenn man zu einer Aenderung des Textes einen so triftigen Grund hatte, wie im vorliegenden Falle, und eine Fälschung so leicht war:

Es ist heute unzweifelhaft bewiesen, daß die 5 Bücher Mosis — der Pentateuch — nicht das Werk eines einzelnen Mannes sind, sondern die nach einem einheitlichen Plane durchgeführte Sammlung mehrerer Schriften und Sagen, welche bereits im Volke verbreitet waren und Ansehen genossen. In dem Verfahren, welches man dabei beobachtete, zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise, auf welche man das corpus juris schuf. Hier wie dort finden sich Interpolationen, welche Stücke, die ursprünglich in ihrer Tendenz völlig fremd waren, mit einander in Einklang bringen und im Sinne der herrschenden Anschauungen auslegen. Da zudem der Pentateuch das Gesetz des jüdischen Volkes wurde, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zusammenstellung ebenso wie bei dem Justinianischen Werke durch die Regierung selbst geschah. Hierdurch war der Weg vorgeschrieben, den man bei der Interpretation zu nehmen hatte. Wo es irgend anging, übernahm man die Erzählungen wörtlich, wofür die doppelt berichtete Schöpfungsgeschichte ein klares Beispiel bildet. (Kap. 1 und 2.) Wo aber der Text im direkten Widerspruch mit der augenblicklich anerkannten Moral und dem Willen der Regierung stand, da interpretirte man. Und hier im 4. Kapitel traf man auf einen solchen Widerspruch.

Da die Bibel die Abstammung der Menschheit von einem einzigen Paare annimmt, so ist für sie eine anfängliche Inzucht die nothwendige Folge: der Kampf Kains und Abels wurde um ihre Schwester geführt. Das durfte man nicht zugeben, wenn man der Vorschrift des Vers 9 im 18. Kap. 3. Buch Mosis Geltung verschaffen wollte:

„Du sollst Deiner Schwester Blöße nicht aufdecken.“

Man nahm lieber den Vorwurf der Unklarheit und Inkonsequenz auf sich und ließ ganz plötzlich im Verse 17 eine Frau für Kain auftauchen, ohne ihre Geburt und Herkunft zu erwähnen, als daß man gelehrt hätte, Gott habe von vornherein eine Vermischung unter Blutsverwandten gebilligt. Wie leicht hätten sich die Blutschänder auf diesen gesetzlich heiligen Präcedenzfall berufen können! Mochte Jeder bei sich über die Entstehung der Gefährtin Kains denken, was er wollte, — jedenfalls sollte nicht gleich auf den ersten Seiten des Gesetzes die Nothwendigkeit der Geschwisterehe klar

verkündet werden. Das 4. Kapitel vermeidet es so absichtlich, von einer Tochter Adams und Evas, sowie von der nothwendigen Geschwisterehe zu sprechen, daß dies allein schon den Verdacht einer Fälschung nahe legt.

Ein interessantes Zugeständniß einer Textänderung aber geben die Verse 25 und 26.

Nach einer summarischen Aufzählung der Nachkommenschaft Kains in Vers 18—24 heißt es:

25. Adam erkannte abermal sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den hieß sie Seth; denn Gott hat mir, sprach sie, einen anderen Samen gesetzt für Habel, den Kain erwürget hat.

26. Und Seth zeugete auch einen Sohn und hieß ihn Enos. Zu derselben Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen.

Dieser letzte Vers ist wahrscheinlich ein Emblema des hebräischen Tribonian. Als solches dokumentirt er sich, indem er durch die Erwähnung Seths zu einer mit dem nächsten Kapitel (Kap. V) beginnenden anderen Quelle, dem Priesterkodex überleitet. Im Priesterkodex folgt dann die Aufzählung der Nachkommen Seths, welche lückenlos bis Noah und von dort ab weiter durchgeführt wird. Man erreichte durch diese Ueberleitung eine Unterbrechung des Kain'schen Stammbaums und versuchte auf diese Weise noch mehr zu verschleiern, daß das jüdische Volk einer Geschwisterehe entspringe. Solche Ueberraschungen bietet der Stammbaum Israels an keiner anderen Stelle. Zweifellos ist das Geschlechtsregister früher auf Kain zurückgegangen. Die ganze lebhaft und breit erzählte Legende von Kain und Abel würde sonst ohne jeden historischen Werth am Anfang des bedeutendsten Werkes eines hochgebildeten Volkes stehen. Vor Allem aber enthält Vers 26 die bedeutsamen Worte:

Zu derselben Zeit fing man an zu „predigen" von des Herrn Namen.

Der betreffende hebräische Ausdruck wird von Kautzsch „anrufen" übersetzt und von Dillmann als „verehren" ausgelegt. Da nun Gebet und Opfer bei den Juden völlig dasselbe war, und ferner die Verehrung Gottes bei Kain und Abel so groß war, daß sie in heiligem Eifer mit einander stritten, so steht Vers 26 in direktem Gegensatz mit der in demselben Kapitel erwähnten Thatsache des Opfers. Auch die Juden merkten diesen Widerspruch, welchem sie durch eine falsche Auslegung des Textes zu entgehen suchten. (vgl. Dillmann, Genesis S. 105.) Luther, welcher an dem Sinn nicht rütteln wollte, setzte „predigen", wo er anbeten nicht sagen mochte. An ein „Predigen" zu denken, ist aber unmöglich, da dieses rein christliche Institut dem jüdischen Kultus fremd war.

So bleibt denn nur zweierlei anzunehmen übrig:

Entweder der Satz ist keine Interpolation und stand von vornherein im 4. Kapitel — dann ist er von den Redaktoren sinnlos

stehen gelassen und bildet einen sicheren Beweis dafür, daß in den Versen 1—4 ehedem nichts von einem Opfer stand,

Oder der Vers 26 ist eine Interpolation, — dann bedeutet er eine Art Entschuldigung der Redaktoren und hat den Sinn, daß die von ihnen soeben im Eingang des 4. Kapitels hypothetisch berichtete rituelle Anbetung nachweislich erst in den späteren Erzählungen zu Tage tritt.

Es entsteht hier die Frage, was man für ein Interesse daran haben konnte, einzelne Stellen bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln, während es doch ein Leichtes gewesen wäre, sie ganz fortzulassen. Hierbei darf man nicht vergessen, daß jene alten Sagen unausrottbar im Volke wurzelten, und daß es dem Gesetzeszweck weit mehr entsprach, ihnen eine Legalauslegung zu geben, als den unmöglichen Versuch zu machen, traditionelle Legenden und Anschauungen zu unterdrücken. Auch lag es wohl kaum in der Absicht der Redaktoren, eine glatte Fälschung zu begehen. Dem widerspricht sogar die Erwähnung des Weibes Kains in Vers 17. Man hätte dieses Weib, dessen Anführung einerseits sinnlos geworden war und andererseits zu bedenklichen Fragen Anlaß geben konnte, ruhig fortlassen können. Auch Seth und viele Andere zeugen Kinder, ohne daß die Mutter derselben erwähnt wird. Daß gerade im Vers 17 das Wort „Weib" vorkommt, ist eine weitere Bestätigung der Vermuthung, daß im Vorangehenden ein Weib eine Rolle gespielt hat. Und dennoch ließen die Rabbinen in ihrer sprichwörtlichen Anhänglichkeit an die Tradition die Worte stehen, wie und wo sie standen: „sie legten nur aus". Man ließ keine Silbe fort und dichtete auch nichts hinzu, so sehr dies bei einer Begründung der Abweisung des Opfers am Platze gewesen wäre. Man wandte nur alle Worte des 4. Kapitels, welche in übertragener Bedeutung zur Noth auf Jahwe passen konnten, auf ihn an, ohne auf die sich daraus ergebenden Widersprüche zu achten. Und bei diesem Bemühen kam den Redaktoren zu statten, daß die alten Sagen wohl schon vielfach ihren Sinn gewechselt haben und in verschiedenster Weise symbolisch gedeutet sein mochten.

## III.

Es besteht ein untrennbarer Zusammenhang zwischen unserer Gottesvorstellung und der geschlechtlichen Liebe, und wie unten nachgewiesen, wäre es durchaus nicht der einzige Fall, in welchem das Weib als symbolischer Vergleich für Gott gebraucht, und Gott wie ein geschlechtlich geliebtes Wesen behandelt und angeredet wird. Nicht von jeher war Gott das weltbeherrschende Princip, welches die Thaten der Menschen belohnt und bestraft. Erst die fortgeschrittene Kultur machte ihn zum Hüter ihrer Ordnung. Die ursprüngliche Philosophie sah in Gott vornehmlich das schaffende Prinzip, und diese Vorstellung ergab von selbst den Zusammenhang Gottes mit der Fruchtbarkeit und weiterhin mit der Liebe der Geschlechter.

In den alten hellenischen Sagen ist es Ἔρως, das geschlechtliche Begehren, welches den Κόσμος aus dem Χάος entstehen läßt.

Die phönikischen Sagen lehren, daß die Sehnsucht, Πόθος, dem Πνεῦμα befahl, sich mit dem Χάος zu vereinen, aus welcher Begattung dann der fruchtbare Urstoff entstand.

In der Bibel, welche im Verhältniß zu diesen urheidnischen Anschauungen recht jungen Datums ist, hat sich der Schöpfer bereits fast gänzlich zum allmächtigen Beherrscher gewandelt. Gott ist hier nicht mehr so klar als personificirte Fruchtbarkeit zu erkennen. Er ist mehr der kluge Werkmeister, der sein Ziel vor Augen sieht und leidenschaftslos schafft. Und doch erkennt man noch deutlich die unlösbare Beziehung zwischen Gott und Liebe: Der Stamm des Wortes „Jahwe" führt auf ein Nomen mit der Bedeutung „Begehren" zurück. Ursprünglich haben die Juden also wohl auch Ἔρως als Schöpfer der Welt angenommen. Und noch im Pentateuch erinnern manche Stellen an diese Auffassung der Urreligion. „Seid fruchtbar und mehret Euch" ist das vornehmste Gebot des Schöpfers (Kap. I, 22). Er setzt den Menschen in den Garten „Eden", den Ort der „Lust", der „Wonne" und giebt ihm, sobald er den Hunger seines Geschöpfes gestillt hat (Kap. II, 16), eine Gefährtin (II, 18). Mit allem lyrischen Reiz heißt es von ihm in Kap. III, 8: Adam und Eva hörten die Stimme Gottes, der im Garten ging, da der Tag kühl worden war. (Kautzsch: „In der Abendkühle".) Die Strafe des Weibes für ihren Sündenfall zielt nur auf ihr geschlechtliches Leben ab: „Ich will Dir viel Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und Dein Verlangen soll nach Deinem Manne sein, und er soll Dein Herr sein." Auch mag wohl manch' eine Stelle, die bei Luther gar so abstrakt philosophisch klingt, ganz etwas Anderes bedeutet haben, als wir heute glauben: So spricht Vers 17 im Kap. II nicht vom Baum der Erkenntniß des „Guten und Bösen", sondern, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß übersetzt, vom Baum der Erkenntniß dessen, was „Lust und Unlust" erweckt.

Diese Häufung von Begriffen, die alle auf dieselbe zu Grunde liegende Anschauung zurückführen, kann nicht zufällig sein. Es giebt ja so viel andere Worte, bei denen ein doppelter Sinn und die Deutung auf Liebe ausgeschlossen ist, — warum gebraucht der Erzähler gerade die oben erwähnten Ausdrücke?

Es macht eben nicht nur die vernunftgemäße philosophische Betrachtung, sondern auch das Gefühl die Verschmelzung von Gott und Liebe unvermeidlich. Es ist dieselbe sehnsüchtige Stimmung, welche uns, je nach den Umständen, von dem Körper eines Mädchens oder von überirdischen seligen Gefilden träumen läßt. „Immer, wenn der Geist heißer arbeitet, in Träumen und phantastischer Sehnsucht schwelgt, so ist die Gewalt eines abgelenkten Liebesverlangens der Urkeim dieser Blüthen. Unsere Empfindung

für Farbenpracht, für Kunst und Form, für jede weltvergessene Träumerei ist eine duftige Rauchwolke, die ungelöschtem Liebesfeuer entsteigt.“ So kommt es auch, daß man beim Gottesdienst, um Andacht und Vertiefung zu erzielen, dieselben Stimulantien anwendet, wie bei einer Liebesfeier: Im Alterthum bestand der Kultus in den wildesten Orgien. Heute erregen bunte Processionen, Orgeltöne und Weihrauchduft die erforderliche Ekstase. Und die Wirkung? Die christliche Kirche, welche seit, und wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit Christus Askese lehrt, ist in den Marienkult eingemündet und verheißt einen Himmel, den jungfräuliche Engel bevölkern. Dante glaubt sogar, daß jeder seine Geliebte droben wiederfindet.

Es wäre ein Leichtes, aus der Poesie der Kirche Beispiele anzuführen für eine Uebertragung menschlicher Liebe auf unser Verhältniß zu Gott, welche den eingangs erwähnten Vorgang bei der Bibelredaktion greifbar nahe rücken. Ein vollständiges Analogon aber zu der gewaltsamen Auslegung der Rabbinen finden wir frisch erhalten in der Bibel selbst. Hier hat man das „Hohelied Salomonis“ ungeschlechtlich und „rein geistig“ interpretirt und ist dabei zu noch wunderlicheren Ergebnissen gekommen, wie im IV. Kapitel der Genesis. Man sollte meinen, daß Verse wie Kapitel I, 12 ff. oder Kapitel VII, 7 ff. u. s. f. in ihrer Naivität und Größe über jede weichliche Deutung erhaben sind:

Kap. I, 12. Da der König sich herwandte, gab meine Narde ihren Geruch.

13. Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hanget u. s. f.

Kap. 7, 6. Wie schön bist du Liebe in Wollüsten.

7. Dein Wuchs ist hoch, wie ein Palmbaum, und deine Brüste gleich den Weintrauben.

8. Ich sprach, ich muß auf den Palmbaum steigen und seine Zweige ergreifen u. s. f.

Und doch hat man in diese zweifellos rein lyrischen Lieder einen je nach der herrschenden Lehre verschiedenen allegorischen Sinn hineingelegt. Die synagogale Tradition sah darin das Verhältniß Gottes zu Israel. Die christliche Kirche folgte der Erklärung des Origines, der in dem verherrlichten Mädchen die Christenseele sah, welche sich nach der Vereinigung mit dem Herrn sehnte. Als Theodor von Mopsueste als Einziger dies bestritt und das Hohelied für ein irdisches Liebeslied ausgab, trug ihm seine vorlaute Vernunft das Anathema der Kirche ein. (553.)

Es ist interessant zu beobachten, wie überall bei Religionen, die auf abstrakter Philosophie beruhen, die Neigung entsteht, Alles allegorisch aufzufassen. Und wie unbesorgt wird dabei vorgegangen! Luther, dessen Ehrlichkeit unzweifelhaft ist, und der so am Buchstaben hing, daß er nicht

einmal „bedeutet“ für „ist“ zulassen wollte, erlaubt sich allein in den oben besprochenen Kapiteln folgende bewußte Freiheiten, um einen Sinn herauszupressen, welcher seiner Vorstellung von einem geistigen Gotte entsprach: Kap. II, 17. „Gut und Böse“ für „Lust und Unlust erweckend“.

7. „Wenn Du fromm bist, so bist Du angenehm“ statt: „Ist nicht, wenn Du gut thust, Heiterkeit da?“

26. „predigen“ für „anrufen“.

Dazu kommen einige Fehler, die ganz allein auf die vorgefaßte subjektive Meinung zurückzuführen sind, daß der Text nur so gedeutet werden könne, weil er nur so in Gottes Sinne sei, z. B.:

13. „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge,“ statt „Unerträglich sind die Folgen meiner Verschuldung.“

Um wieviel ungenirter mögen die jüdischen Priester vorgegangen sein, die nicht gewissenhafter sein konnten, aber sicherlich weniger kontrolirt waren.

* * *

Auf Grund der soeben angestellten Betrachtungen kommt man zu folgendem Schluß:

Daß die Sage anders gelautet hat, als in der Bibel, ist bestimmt und geht aus der ganzen sinnlosen und inkonsequenten heutigen Form hervor. Daß im Mittelpunkte der Handlung ein Weib gestanden hat, ist sehr wahrscheinlich. Diese Wahrscheinlichkeit ergiebt sich daraus, daß einerseits eine Fälschung, oder besser: eine symbolische Auffassung des Stoffes leicht möglich war, andererseits bei Annahme eines solchen Vorganges sowohl die einzelnen Widersprüche des Kapitels sich lösen, als auch der ganzen Erzählung ein philosophisch groß erfundenes Motiv zu Grunde liegt. Nicht im Eifer der Gottesverehrung geschah der erste Mord, sondern im leidenschaftlichen Kampfe um das Weib. Er geschah in den Tagen der Jugend der Menschheit, da die Erde noch nicht viele Männer und Weiber hervorgebracht hatte, da die Nahrung noch leicht zu finden war, der Hunger noch keine Feinde schuf und das Weib den einzigen, heiß umstrittenen Besitz des Mannes bildete. Für den Mörder lag eine zwingende Nothwendigkeit zu seiner That vor. Es war nicht mehr ein einziger Mann für ein Weib, wie einst im friedlichen Paradies, — jetzt standen sich zwei Männer gegenüber, dasselbe Ziel vor Augen, und suchten ihr Begehren zu stillen. Die Begehrte aber mußte nothwendig den Einen abweisen, obgleich er ihr nichts Böses gethan hatte und sie ihm auch keinen Grund für ihr Verhalten angeben konnte. Denn Einer mußte zurückstehen, weil sie nicht Beiden zugleich angehören konnte. Da entschied das Recht des Stärkeren unter den Brüdern, und der Aeltere blieb Sieger.

Es ist ein großes Gefühl, die älteste menschliche Ueberlieferung, deren Sprichwörtlichkeit wir seit frühester Jugend athmen, plötzlich in anderem Lichte zu erblicken, als Millionen Menschen vor diesem Zeitpunkte. Mich fesselt diese Legende, weil sie, welche in der Anfangszeit aller Kultur die Anfänge unserer Existenz behandelt, so monumental dasteht und in eherner Schlichtheit nicht eine einzelne Episode darstellt, sondern

Das Weib,
Den Mann,
Das Leiden alles Lebenden!





# Die Hochzeit zu Kana und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker.

Von

**Bernard Fischer.**

— Leipzig. —

Die Menschen wollen lachen, wollen unterhalten sein. Und warum sollten sie es nicht? Der Kredit auf den Himmel ist heute etwas erschüttert, man läßt sich nämlich nicht gern mit der Hoffnung vertrösten, einst, in des Himmels Lenzgefilden sich zu vergnügen und im paradiesischen Pleroma Freuden zu genießen als Lohn für die Mühsale, die wir auf Erden erfahren. Man denkt sich „bis dat, qui cito dat“ (doppelt zahlt, wer gleich bezahlt), besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache; hier also die Rechnung und her mit der Zahlung!

Und wir haben eine große Rechnung an den Himmel, das bischen Wohnen unter seinem Zelte haben wir mit Kummer und Leiden, mit Schmerz und Sorgen und anderen zahlreichen Mühsäligkeiten theuer genug bezahlt, als daß nicht auf unsere Rechnung doch etwas für uns herauskäme! Und warum sollten wir uns da nicht gleich bezahlt machen, sollten nicht jeden Augenblick erfassen, um lachen, jede Gelegenheit ergreifen, um uns freuen zu können.

Bleibt aber in dieser Welt uns noch Zeit übrig, uns zu unterhalten, können wir noch lachen? Jawohl! Zwar in der Welt, solange wir nämlich mitten im Getriebe des Daseins und in dem Treiben der Menschen um Erhaltung dieses Daseins stehen, giebt es keine Zeit für uns zur Unterhaltung und vergeht uns auch alle Lust zum Lachen. An der Welt

aber, wenn wir nämlich ganz theilnahmlos uns die Welt da draußen ansehen, da giebt's viel zu lachen, da können wir uns köstlich unterhalten.

Aber auch der Autor eines uns unterhaltenden Buches hat das Recht, etwas zu wollen, ja, muß wollen, und zwar nichts Geringeres, als den Leser weiser und besser zu machen, wenn er seinem Berufe als Schriftsteller gerecht werden und nicht selbst als Thor erscheinen will, weil er Schriftsteller und nicht lieber Tagelöhner oder Holzhacker geworden sei. Das aber, die Menschen vernünftiger und besser zu machen, ist eine schwere Sache. Denn um es zu thun, müssen wir vorerst dem Menschen seine Unvernunft, seine Mängel zeigen, wobei wir der Gefahr ausgesetzt sind, daß der Leser, sobald wir von seinen Fehlern sprechen, das mühsam zusammengeschriebene und mit Kosten gedruckte Buch bei Seite legt oder mit Widerwillen ganz und gar wegwirft. Wie fängt nun der geplagte Schriftsteller es an, um einerseits als unterhaltender Führer und Erklärer, andererseits als Volkslehrer und Sittenprediger seiner Pflicht gerecht zu werden?

Man müßte mit Blindheit geschlagen, selbst der größte Thor und verkehrteste Mensch sein, wenn man die Thorheit, Verkehrtheiten und die Ungerechtigkeiten der Menschenwelt nicht einsehen sollte. Die Menschen aber, welche diese Menschenwelt, die „Gesellschaft“ ausmachen, wissen sich zu helfen und entschuldigen sich damit, es sei dies der Zeitenlauf, der „Zeitgeist“, wie sie es nennen. Nun, lassen wir sie dabei, lassen wir sie Alle diese Dummheiten, Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten auf den armen Sündenbock, den Zeitgeist, schieben. Daß es da viel zum Lachen, zu bekritteln und bespötteln giebt, und daß dem Schriftsteller hier gute Gelegenheit geboten ist, als Erklärer und Führer die von ihm begleitete Gesellschaft recht gut zu amüsiren und zum Lachen zu bringen, ist ganz außer Zweifel; nur darf er, als Förderer der Wissenschaft, des Guten und Schönen, es nicht unterlassen, seine verehrte Gesellschaft, wenn sie über die Verkehrtheiten und Dummheiten des Zeitgeistes sich lustig gemacht und herzlich gelacht hat, darauf aufmerksam zu machen, daß sie, die verehrte Gesellschaft selbst, diesen Zeitgeist ausmacht, daß sie die Menschenwelt zwar von außen angesehen hat, eigentlich aber in sie hinein gehört, daß sie daher nur sich selbst verlacht, sich selbst verspottet hat.

Doch wollen wir gegen die Zeit und den Menschengeist nicht zu streng sein und den freundlichen Leser, der in dieser Zeitströmung lebt und zu dem Menschengeiste gehört, beruhigen mit dem Hinweise, daß Tausende oder Abertausende von Jahren nur Schritte seien, in welchen der menschliche Geist rasch vorwärts eilt, daß daher jede noch so kleine Errungenschaft, die er macht, einen Fortschritt bedeutet und lobenswerth ist. — Nur wolle er freundlichst eine kleine Exkursion nicht scheuen, zu der ich ihn einlade, hinaus in das etwas holprige Gebiet der Philosophie, wo wir aber nicht etwa mit starrer philosophischer Miene und metaphysischen Floskeln, sondern mit einer freundlichen Volkssage beginnen wollen.

Diese Volkssage will von dem Erbauer des Labyrinthes, jenes großen Wunderbaues auf Kreta wissen, er habe den Namen des Königs, auf dessen Geheiß er den Bau ausgeführt, in das Mörtelwerk, in jenes Material aus Sand und Kalk eingegraben, das bald verwittert und zerfällt, wogegen er seinen Namen in das harte Gestein eingemeißelt, in jenes Baumaterial, das der allzerstörenden Zeit am längsten zu trotzen vermag.

Das ist ein Bild des „Geistes", des die Materie überdauernden Gedankens. Der Gedanke ist Eigenthum alles Lebens. Was lebt, d. h. was sich nach seiner Loslösung von der Erde frei bewegt, muß doch den Willen haben, sich hierhin und dorthin zu bewegen, muß daher einen Gedanken haben, dessen Bethätigung der ausgeführte Wille ist. Auch die auf den niederen Stufen der organisch belebten Welt stehenden Wesen, wie Insekten und Weichthiere, denken — denken aber nur einfach ihren eigenen Gedanken, nur ihr Sein. Anders die Lebewesen höherer Ordnung, wie es die warmblütigen Wirbelthiere sind. Dieselben lesen aus unserer Haltung, aus unserem Auge unser Wohl- oder Uebelwollen gegen sie, nach welchem sie in der Bethätigung ihres Gedankens, in ihrem Wollen sich bestimmt fühlen; sie denken sonach schon doppelt, eigene und andere Gedanken. Eingepfercht aber zwischen den engen Grenzen des Daseins, zwischen Geburt und Tod, Entstehen und Vergehen, lebt das Thier nur ein Leben des „Da-Seins" und denkt auch nur Gedanken, deren Träger sich im Dasein befinden. So ist der Gedanke des Thieres, wenn es auch schon im weiteren Umfange Gedanken denkt, doch auf das vergängliche Dasein beschränkt, hat daher auf die Bezeichnung „Geist" ebensowenig einen Anspruch, als jener in's Mörtelwerk eingegrabene Name des Königs Minos. Mit diesem Anspruche auf Geist kann nur der Mensch auftreten, er, der Gedanken längst verrauschten Daseins denkt und dessen Denken, unvernichtet in seinem Dasein, noch nach Tausenden von Jahren fortbestehen wird.

Nicht mit Unrecht wird daher die Schrift, die Aufbewahrerin der Menschheitsgedanken, von den Alten als besondere Schöpfung und ihr Erfinder als göttlich inspirirt erkannt. Denn im Ueberdauern der Materie grenzt der Geist an die Gottheit, und durch Erfindung erweitert er täglich die Schöpfung, während es die Schrift eben war, die vom bloßen Gedanken zum „Geiste" ihn erhob.

Wer der göttlich inspirirte Mann war und auf welchem Boden sich dieser neue Schöpfungsakt vollzog, darüber sind die Meinungen verschieden. Gewöhnlich nimmt man Aegypten als Entstehungsland der Schrift an, wegen des Gebrauchs der Hieroglyphen daselbst. Doch bleibt dies immer nur eine Bilderschrift, den vom Zeichner derselben gedachten Gedanken nicht deutlicher widergebend, als sonst die bei uns gebrauchten Bilderräthsel. Die Bürgschaft für möglichste Deutlichkeit des Gedankens vermag allein zu leisten die bei uns heute noch übliche Buchstabenschrift. Dieselbe ragt wohl in das graue Alterthum zurück, ist aber doch nicht älter, als das Reich der Babylonier, in

welchem die sogenannte Keilschrift als Buchstabenschrift zunächst vorkommt und dessen Alter nicht über das vierte Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Zwischen diesen beiden, der unzuverlässigen Hieroglyphen- oder Bilderschrift Aegyptens und der mehr verläßlichen Keil- oder Buchstabenschrift der Babylonier liegt eine „Silbenschrift", wie sie im fünften Jahrtausend v. Chr. bis auf den heutigen Tag in dem von aller Weiterentwickelung sich abschließenden, von allem Fortschritt abgeschlossenen China nicht nur der Schrift, sondern auch der Sprache nach sich erhalten hat. Fo-Hi, ein Kaiser der Chinesen aus der halbgeschichtlichen Zeit des vorchristlichen dritten Jahrtausends, soll nach dem Zeugnisse des sonst sehr nüchternen chinesischen Weisen und Gesetzsammlers Kon-fu-tse (Confucius (551—479 v. Chr.) der Erfinder sein, indem er, wie das Zeugniß weiter anführt, Lage, Knöpfe und Windungen an gewissen verschiedenartigen Fäden, welche vorher als Zeichen für die rechtlichen Institutionen des Staates galten, durch Schriftzeichen ersetzt habe. Für diese Entstehungsart spricht auch die noch heute im Gebrauch stehende chinesische Schrift, die nicht, wie die Schrift der Zendvölker und Semiten, von der Rechten zur Linken geschrieben und gelesen wird, auch nicht, wie jene der indogermanischen Stämme, von der Linken zur Rechten, sondern von oben nach unten in Silben zu schreiben und zu lesen ist, wie etwa die Knoten und Windungen, die an lose hängenden Fäden geschürzt und gewunden werden.

Daß übrigens derartig geschürzte und gewundene verschiedenartig farbige Fäden in frühester Zeit als Zeichen für die wichtigsten Gebote und heiligsten Satzungen galten, ergiebt sich aus der mosaischen Institution, welche ihren Bekennern vorschreibt, „daß sie für alle Zeiten ihrer Nachkommenschaft Schaufäden mit einem himmelblauen Faden an den vier Ecken ihrer Gewänder machen sollen, auf daß sie beim Anblicke derselben sich erinnern an die Gebote Gottes". Ja, es wird sogar im 5. Buche Mosis als ein streng zu beobachtendes Gebot wiederholt, und zwar gleich hinter dem Verbote eines Kleidungsstückes vermischter Gattung, d. h. aus Leinen und Wolle, und soll in dieser Nebeneinanderstellung angedeutet sein, es solle das Tragen der „Schaufäden" auch zulässig sein, wenn darin eine Uebertretung jenes Verbots der „gemischten Gattung" liege. — Ebenso berichtet Alexander von Humboldt, im Staatsarchive von Mexiko Fäden gefunden zu haben, die mit ihren Knoten und Knöpfen und Anzahl der Windungen gewisse Staats-Institutionen nach Art unserer schriftlichen Gesetzbücher andeuteten.

Mögen daher indische und ägyptische Bauten noch älter sein und in ein noch tieferes Dunkel der Zeit zurückragen, so bleiben sie mit ihrer Bilderschrift doch immer nur Bruchstücke der Geschichte, geschichtliche Aphorismen gegen die in deutlich lesbarer Silbenschrift kontinuirlich fortgeführte Geschichte der Chinesen, und wir glauben keinen Irrthum zu begehen, wenn wir China als das strahlende Gefilde feiern, allwo der Träger, Schreiber und Bildner der Geschichte, der menschliche Geist sein rechtes Erwachen feiert.

Wie kommt es aber, daß ein Land, ein mächtiges Reich solchen Vorzuges sich uns heute als ein geistig so weit zurückstehendes und zurückgebliebenes Reich zu erkennen giebt? Das kommt daher, weil daselbst der Geist und mit ihm das ganze Reich zu lange stehen geblieben ist bei der Lösung des ersten Problems alles Denkens, bei dem Probleme der Selbsterhaltung.

In der ältesten auf uns gekommenen geschichtlichen Urkunde, in der Bibel ist auch zum ersten Male des Landes China (oder Kina, wie es in den Sanskrit-Urkunden genannt ist) Erwähnung gethan, das dort personificirt wird in dem Namen Kain. Als Stammvater der Mongolen, die stetig in Asien Raubkriege führten und noch im Mittelalter bis Mitteleuropa, bis zum Rheine vordrangen, wird er daselbst als Brudermörder vorgeführt, der, von Gott verbannt, im Osten seinen Wohnsitz nimmt. Bei seiner Verbannung und dem Fluche, mit dem sie ausgesprochen war, sagt er zu Gott: „Sieh', Du hast mich vertrieben von dannen, auf daß ich nimmer vor Dir erscheine. Dann wird es sein, daß Jeder, der mir begegnet, mich umbringt." Des Chinesen Sorge war also nur, er könne umgebracht werden — war nur die Selbsterhaltung. Von dieser einzigen Sorge um die Selbsterhaltung zeugt die Bemühung um die Erhaltung und die Heilighaltung der Gräber Dahingeschiedener, zeugt auch der riesige Bau der „großen Mauer", die der Chinese schon dreihundert Jahre v. Chr. aufgeführt hat im Norden des Reiches, um sich gegen feindliche Einfälle von dieser Seite zu schützen, zeugen auch die Befestigungen, mit denen er alle seine Städte und sogar Dörfer geschützt hat, so wie er auch in der Bibel als der erste Zeltbewohner genannt ist, als der Erste, der in Zelten Schutz gegen die feindlichen Elemente sucht. Der Fluch, keinen Gott zu haben, trifft Kain wegen dieser materialistischen Welt- und Lebensanschauung, wie auch der heutige Materialismus, er mag noch so schön und noch so sittlich thun, mag sich drehen und wenden wie er will, doch immer nur auf den Atheismus hinausläuft.

So nur auf seine Erhaltung bedacht und mit all' seinem Denken in die Materie versunken, erkannte der menschliche Geist es nur allzubald, daß sie, die Materie, keine Erhaltung gewähren kann, weil sie sich selbst zu erhalten nicht vermag, selbst eine dem Tode verfallene Masse, ein Hevel (Abel) ist, wie die biblische Urkunde den zweitgeborenen Sohn Adams nennt, als Träger einer Anschauung, wie wir sie in Indien kennen lernen, wohin der fortschreitende Menschengeist von China aus gelangte. Weinen und singen, singen und weinen, das sind die elegischen Klänge der so großartigen Lyrik der Inder. Ein Besingen der Schönheit der Natur, die in jenen Gefilden ihre ganze Kraft entfaltet, und Beweinen dieser Pracht, daß sie doch eine materielle und nicht bleibende ist. Gab es für den chinesischen Geist nichts als die Materie, so erkennt der indische, daß die Materie selbst ein Nichts ist und es daher nur ein Nicht-Sein giebt.

Das reine Sein des älteren Brahmanismus ist im Grunde mit dem Nichtsein identisch.

Erst auf seiner Weiterreise nach den Zend-Ländern (Baktrien und Persien) müht sich der menschliche Geist, auch ein Sein, ein Wirkliches und Dauerndes, zu finden. Neben der Nacht, neben der Finsterniß giebt es auch einen Tag, giebt es auch Licht, und so muß es neben dem Nichtsein auch ein bleibendes Sein geben. Sein und Nichtsein sind beide wesenhaft, aber diametral entgegengesetzt. Es ist nichts als ein Kampf des Lichtes und der Finsterniß, des Ormuzd (Ahuramazda) und Ahriman, wie die Beherrscher dieser beiden Reiche von dem parsischen Weisen Zarathustra genannt werden. Aber der Mensch glaubt gern, was er gern sähe, und so hat, bei aller Objektivität dieser Welt- und Lebensanschauung, sich doch auch der Wunsch zur Geltung gebracht, es werde einst die Zeit kommen, wo Ormuzd den Sieg über Ahriman davonträgt, wo das Princip des Guten, Wahren und Bleibenden doch obsiegen und zur Geltung kommen werde über das Trugwerk und die der Nichtigkeit verfallene Scheingestalt, wie sie als Keime des Bösen in der finsteren Materie liegen.

Unter diesem Mißtrauen gegen die Materie mußte nothwendigerweise auch das Ansehen des menschlichen Geistes mitleiden. Denn sei es auch — um in dem obigen Bilde zu bleiben — daß der Stein, in welchen der Name des denkenden Erbauers eingegraben ist, das Mörtelwerk überdauert, welches den Namen des den Bau blos anbefehlendes Königs trug, so bleibt immer doch nur die der Zerstörung und dem völligen Nichtsein verfallene Materie, und sei es auch, daß im Geiste ein Gedanke lebt, der vor Tausenden von Jahren gedacht worden ist, so entstammt doch dieser Gedanke nur der an der täuschenden Materie gemachten Wahrnehmung, ist mithin selbst nur ein Werk der Täuschung, die keine Zuverlässigkeit, keine Bürgschaft des Wahrseins und Dauerns in sich trägt.

Zu seiner, des Geistes, Rettung gab der jüngere und spätere Parsismus ihm zum Begleiter die unter dem Bilde der Sonne verehrte reine Vernunft. Sie, die erhaben über alle Sinneswahrnehmung und daher frei von aller Beeinflussung von der Materie ist, soll ihm zur Seite stehen, auf daß er nicht verfalle in die von der Materie, dem Werke des Ahriman vulgo Satan, ihm vorgespiegelte Täuschung.

Das war der erste Schritt, welchen der menschliche Geist gethan hat in das Reich des Sittengesetzes, wie auch der erste in das Gebiet des spekulativen Denkens — des Sittengesetzes oder der Ethik, indem er erkannte, daß nicht Alles, was unseren Sinnen gut bekommt, auch wirklich gut sei; — der Metaphysik, indem er zur Erkenntniß kam, daß die Dinge oft ganz anders sind, als sie uns durch die Sinneswahrnehmung scheinen, da hinter denselben noch etwas stecke, was sich der Sinneswahrnehmung ganz entzieht. Dieses den Sinnen sich Entziehende, von dem einfachen Gedanken Unerfaßliche galt als etwas Höheres und zwar sittlich Höheres, weil

es ein Anderes ist, als es im Sinnengenusse sich kundgiebt, galt als Uebersinnliches, schließlich als Gottheit. Da aber Alles in der Welt des Daseins sich uns nur durch die Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten) zu erkennen giebt, diese Wahrnehmungen aber ein sinnlich nicht erfaßbares und doch der Wahrnehmung überhaupt zu Grunde liegendes, sie ermöglichendes Etwas voraussetzen, so galt dieses nur geahnte übersinnliche und höher-sittliche Etwas als Gott, und so entstand der Pantheismus, welcher Alles in der Daseinswelt von einer Gottheit durchdrungen dachte, das ganze Leben oder alle Lebenskraft der Daseinswelt-Bildnerin, die Natur als Gottheit erkannte.

Eine genauere Analysis der Lebenskraft ergab aber, daß es mehrere Arten derselben gebe, daß die Sonne ihre Kraft ausübt, der Mond, die Sterne, das ganze Himmelsheer, daß sie allesammt, wenn auch jedes nach seiner Art, Lebensspender seien, und es ergab sich daraus der Polytheismus, jene Gottes- und Weltanschauung, welche die Himmelskörper einzeln als Götter verehrt. Zur völligen Ausbildung kam diese Anschauung in Vorderasien im Stromgebiete des Euphrat und des Tigris, in deren nördlichem Stromgebiete, in den kanaanitischen Ländern, sogar die Fortpflanzungskraft, die vegetabilische oder pflanzliche, wie auch die animalische als Gottheit verehrt wurde.

Wenn auch nicht ein klareres Wissen der Biologie und Physiologie, welche mehrere Lebensäußerungen auf eine einzige Ursache zurückführen und eine Vielheit von Kraftäußerungen auf eine geringe Zahl von Kräften reduciren, ja oft sie nur als Erscheinungen an einer Kraft erkennen — so war es doch eine kühne Ahnung, welche das Alt-Hebräerthum als Welt- und Gottesanschauung hinstellte, indem es eine Allkraft als Allgottheit lehrte. Es sind nicht verschiedene Kräfte, die an der Materie wirken, wie etwa das indische Brahm als Schöpfungskraft innerhalb der Materie waltet und *mit* der Materie sich entwickelt, sondern es ist ein außerhalb der Materie für sich selbst Bestehendes, auf dessen Geheiß oder durch dessen Wort die ganze stoffliche Daseinswelt, also alle Materie nebst den ihr innewohnenden Kräften entstanden ist. — Klarer noch und etwas erweitert erscheint diese Welt- und Gottesanschauung im jüngeren Hebraismus oder Mosaismus, wie wir es nennen, wo auch dem menschlichen Geist, als Odem Gottes, ein Sein zukommt und zwar ein relatives, von Gott geschaffenes Sein, wogegen Gott oder jene Allkraft selbst als das außer aller Relation stehende Sein (2. Mose 3, 14), also als absolutes Ursein hingestellt wird.

Während nun die indische Brahm-Lehre, der Brahmanismus, in den vorderasiatischen Ländern zum Monotheismus, zur Lehre von einer Allkraft, die auch das absolute Sein ist, sich herausgebildet hat, ist sie in Indien selbst durch den Königssohn Çakjamuni zum völligen Atheismus — wenn wir die Menschenvergötterung so nennen dürfen — herabgedrückt worden, Brahm

selbst ist bloße Entfaltungskraft, die, sich ihrer selbst unbewußt, in der Materie schlummert und in dem Menschen erst zum Bewußtsein kommt, oder (wie das Wurzelwort Budh im Sanskrit, der Sprache Altindiens, andeutet) erweckt wird, weshalb die Anhänger dieser Weltanschauung den Lehrer derselben „Buddha", d. h. den Erweckten, den Erweckenden, den Weisen nannten. Dieses Erwecktwerden und dieses Erkennen hat mit Hintansetzung aller materiellen Eindrücke und Sinneserscheinungen, die nichts als Täuschung, nichts als ein relatives Nichtssein sind, der Mensch anzustreben, da erst hinter ihnen die Wahrheit, das absolute Nichtsein beginnt.

Die Zeit der Gründung des Buddhismus fällt schon in die Periode des Parsenthums, in das 6. Jahrhundert vor Christus, da wo schon Persien im Oriente als politische Macht auftritt, wir glauben daher keinen Irrthum zu begehen, wenn wir annehmen, es seien in dieser neu-indischen Weltanschauung schon einige Einflüsse des Parsismus zu erkennen. Die Materie bleibt immer eine Ausgeburt der Finsterniß und ist, als das täuschende Satanswerk und verderbliche Spiel des Ahriman, zu verabscheuen, zu vermeiden und zu besiegen durch Ormuzd, den Fürsten des Lichts, oder, wie es im Buddhismus dargestellt ist, von dem zu höherem Bewußtsein gelangten, erleuchteten Menschen.

Aber auch das allen orientalischen Gottesanschauungen so abholde Hebräerthum kann bei seiner Entwickelung in der dritten Periode, derjenigen des Prophetenthums, sich nicht ganz dem Einflusse entziehen, den bei dem Emporblühen der persischen Macht auch die altpersische Weltanschauung vom einstigen Siege des Ormuzd über das verderbliche Treiben des Ahriman äußert. Dies zeigt sich in der Messiasidee, der Idee einer schönen Zukunft, die einst eintreten soll, wo „die Völker ihre Schwerter zu Sicheln, ihre Speere zu Winzermessern umschmieden und nicht mehr die Kriegskunst üben werden", wo „das Kind am Natterloche spielt, Kuh und Bär ihre Jungen miteinander weiden" und „der Löwe wie das Rind vom Stroh sich nähren" u. s. w. — und wir thun dieser Schilderung hier deshalb Erwähnung, um den menschlichen Geist auf seinem weiteren Entwickelungsgange zu zeichnen. Sind doch die Physiologen auf Grund der Darwin'schen Theorie zu dem Ergebnisse gekommen, es seien die Formen der stofflichen Dinge in aufsteigender Vollendung begriffen in Folge der „Kreuzung", der Paarung und Verbindung mehrerer Gattungen mit- und untereinander; und ganz so verhält es sich mit dem menschlichen Geiste, der stets zur größeren und schöneren Entfaltung kommt, je mehr die einzelnen Denkgebilde sich in ihm vereinigen.

Fassen wir das Ergebniß aller dieser verschiedenen Denkgebilde zusammen, so sehen wir den menschlichen Geist in dieser Periode oder auf seinem Entwickelungsgange am Gängelbande einer Gottheit geführt, indem er fragt, ob es einen Gott giebt, wo wir ihn zu suchen und wie wir ihn uns vorzustellen haben: der ganze und ausschließliche Inhalt dieser Periode

ist Theologie, die Lehre von einem Gotte und über einen Gott. Eine Selbstständigkeit, als löse er sich gleichsam los von diesem Gängelbande, gewinnt der menschliche Geist auf seinem weiteren Wege, über die ionischen Inseln, aus Asien nach Griechenland.

Hier faßte man nicht die Materie in ihrer Ganzheit und ihrem Verhältnisse zu einem Gotte auf, sondern ließ Götter Götter sein und forschte nach der Materie in ihrer Mannigfaltigkeit. Was ist es, daß all diese unzählig vielen Dinge doch gemeinsam untereinander haben? Was ist es, das bei jedem dieser Dinge, trotz des ewigen Wechsels, der unablässigen Veränderung an ihnen, an ihrer äußeren Form, doch in ihnen immer unverwandelt bleibt? Was ist es, daß anfangs Eines war und dann erst so viel geworden ist? Was also ist die Wesenheit dieser Millionen und Abermillionen von Dingen? Möchten wir, wenn wir eine Welt bauen wollten, diese unzähligen Millionen von leblosen Dingen, die zwischen den Sonnenstäubchen und der Sonne selbst liegen, die unzähligen Lebewesen, die zwischen der Mücke und dem Elephanten liegen — jedes Einzelwesen für sich schaffen, oder möchte es nicht vernünftiger von uns sein, wir schüfen zuerst ein einzelnes Großes, aus dem späterhin die vielen kleinen Dinge sich herausbilden? Welches also ist das allgemeine Große, das bei der Weltschöpfung sich zu dieser Mannigfaltigkeit entwickelt hat? — Nicht etwa, daß man wirklich eine Welt hätte bauen wollen, — denn wohin mit ihr? — sondern man wollte es wissen, wie das hätte sein müssen. Es war reiner, ganz uneigennütziger Wissensdrang, welcher den Geist hier beschäftigte. Er fing an, Philosophie zu treiben, das heißt: er pflegte die Weisheit aus Liebe!

Ein Weltprincip also galt es zu finden. Da wurde denn auf dieses und auf jenes gerathen. Die Einen meinten, wässerige Theilchen befänden sich in allen Dingen enthalten und auch erhalten durch alle die Verwandlungen des Dinges; mithin sei das Princip aller Dinge, ja des ganzen Weltalls Wasser, das von allem Anfang an da gewesen sei und aus dem alles Weitere sich entwickelt habe. — Andere meinen wieder, das Weltprincip sei ein noch viel feinerer Stoff, der Aether, noch Andere nehmen die Luft überhaupt an, die sich verdichtet habe, woraus dann die ganze Welt der Dinge geworden sei. Kleine, dem Auge kaum sichtbare Theilchen, die so klein, daß sie kaum Träger irgend eines Gepräges, einer Form oder eines inneren Charakters sein konnten, also ganz unbestimmte und unbestimmbare Größen, Atome, wie man sie nennt, sollen es nach anderer Meinung gewesen sein, die sich allmählich zusammengeballt zu großen und größten Weltkörpern.

Bei alledem und trotzdem, daß die ionische Schule, wie man die Anhänger dieser Forschungsweise nennt, sich nur auf die Analyse der Materie beschränkte, konnte sie sich dennoch nicht des Gedankens erwehren, es müsse neben dieser sicht- und faßbaren, mittelst der Sinnesorgane wahrgenommenen

Materie noch etwas Unsichtbares und Unantastbares geben, das die Materie bewegt, sich aus dem einen Zustande in den anderen versetzt, das aber nur ein Begriffliches, ein nur unserer Vorstellung Zugängliches ist, auf dessen Bestehen wir blos aus einer sichtbaren Thätigkeit, einem Resultat seines Wirkens schließen, wie wir etwa vom Leben sprechen, als von einer unsichtbaren Kraft, durch welche unser Körper bewegt wird, wächst und sich entfaltet, d. h. aus einem Zustande in den anderen übergeht, woraus wir schließen, die todte Materie müsse Leben haben.

Diese unabweisbare Forderung führte die Schüler des Xenophanes, des Begründers der Eleatischen Schule, auf einen ganz anderen Versuch, die Frage zu lösen. Handelte es sich doch nur darum, die Vielheit auf eine möglichst geringere Zahl zurückzuführen, was nach ihrer Ansicht leichter und schneller erreichbar ist, wenn wir ganz und gar von der Materie absehen und nur die Eigenschaften und den Zweck der Dinge in's Auge fassen oder sonst dieselben nur begrifflich auffassen und sie so auf geringere Begriffe oder gar einen allgemeinen Begriff zurückführen.

Den von den Eleaten eingeschlagenen Weg weiter verfolgend, kommt der große Athener Platon auf die Lösung der Hauptfrage nach dem Principe, aus welchem und nach welchem die unzählig vielen wahrnehmbaren Gebilde entstanden sind. In der begrifflichen, blos aus Ideen und Gedankenbildern bestehenden und von dem Gedanken allein erfaßlichen Ideenwelt kommen die verschiedenen Dinge allesammt zusammen, deren Materie nichts als etwa die Farbe ist zum Ausfüllen jenes Gedankenbildes, oder sonst die Masse sind in der Gußform der Idee; und so ist auch der aus der Beschaffenheit des Dinges sich kundgebende Gedanke Wesenheit oder Princip desselben.

Mit dieser idealen Auffassung der Welt hatte wiederum der menschliche Geist einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan auf das Gebiet der Darstellung eines Gedankens, auf das Gebiet der idealen Kunst. Maler und Bildhauer waren es da, die ihre Gedankenbilder mittelst Pinsel und Farbe auf das Papier zauberten oder mittelst Hammer und Meißel dem harten Gestein einprägten, sowie auch neben diesen beiden Meistern mancher Meister der Redekunst erstand, der in seiner Rede ein großes Gedankenbild entwarf.

Aber diese schöne Zeit, herbeigeführt durch selbstlose uneigennützige Forschung, durch die echte, oder, wie wir sie sonst nennen, theoretische, exakte Philosophie, sollte nicht lange dauern und ward bald verdrängt von jener Forschung, welche stets ihr eigenes Ich vor Augen hat, eigennützig darauf sieht, was ihr, der Menschheit, aus dieser Welt der Dinge erwächst von der praktischen Philosophie.

Welches ist die Idee des Lebens? Mit welchem Gedankenbilde, Ideale, hat der Mensch sein Leben auszufüllen, um zweckentsprechend zu leben und gelebt zu haben? So fragte man sich, nachdem man die Wechselfälle des Lebens, die Wandelbarkeit der menschlichen Wünsche erkannt hatte.

Die Lust am Schönen, die Hedone, ist es, so sagt Epikur, der Stifter der nach ihm genannten Epikuräischen Schule; anders der Stifter der Stoa, Zeno, welcher die Tugend als höchstes Ideal und allein beglückendes nennt.

Wenn auch nicht den von ihm eingeschlagenen Gedankengang fortsetzend, dürfen wir doch nicht des großen Schülers Platons, des Aristoteles, vergessen, dessen tiefes Denken über alle Fächer der Wissenschaft im Denken aller kommenden Geschlechter nachklang und nachklingen wird, und mit dessen Philosophie die Glanzperiode griechischen Denkens auch ihren Höhepunkt erreicht hat. Denn er lebte schon zur Zeit des Macedonischen Welteroberers Alexander des Großen, welcher Griechenland dem Macedonischen Reiche einverleibte, das wieder nach seinem Zerfallen in verschiedene einzelne Reiche von dem gefräßigen Rachen Roms einzeln verschluckt wurde. So wanderte der griechische Geist in die Gefangenschaft Roms, gefesselt, gleich den übrigen Gefangenen, welche den Triumphzug der stolzen Siegerin zu verherrlichen gezwungen waren.

Denn was soll dieser geistige Schatz dem unter materiellen Waffen starrenden Rom? Höchstens daß es die praktische Beute desselben für sich verwerthet und die in Griechenland begonnene praktische Philosophie weiter betreibt, indem es dieselbe dahin benutzt, um die Beziehungen seiner Bürger zueinander und das Verhältniß festzustellen, in welchem die zahlreich unterworfenen Ländereien zu dem sie unterwerfenden Rom stehen. So blieb von der großen Gründung seiner Weltmacht dem siegreichen Rom nichts übrig, als daß es Begründer des Völkerrechtes und der bei uns so emsig betriebenen Socialpolitik war.

Aber auch von den großen Siegen Alexanders war nichts übrig geblieben, als die von ihm gegründete und nach ihm benannte Stadt Alexandria, die zwar mit ihrem Mutterlande Aegypten ebenfalls unter Roms drückender Herrschaft seufzte, aber doch zu einer eigenen Herrschaft sich emporrang, zur Herrschaft des Geistes durch die in ihre Mauern geflüchtete theoretische oder exakte Philosophie.

Daselbst lebte ein Jude Namens J'didja, griechisch Philo genannt. Seiner Abstammung und seiner frühesten Erziehung nach hatte er einen gegebenen Gott und kannte nur die Theologie, das heißt, jene Weltanschauung, welche einen Gott voraussetzt, auf dessen Geheiß die Welt und Alles, was sie füllt, entstanden ist. Seinem feinen Sinne und seinem später erlangten Wissen nach aber war er zugleich der griechischen Philosophie zugethan, jener Weltanschauung, die nichts als wahr anerkennt, als was sie mittelst ihres Denkens als bestehend erkannt, und so mußte nothwendigerweise aus dem Theologen ein Theosoph werden, Einer, welcher das Dasein eines Gottes erst zu beweisen sucht. Namentlich war es die Ideenlehre, die ihm als Philosophie am meisten zusagte und für dessen Lehrer, Plato, er nicht weniger begeistert, als sein ganzes Wesen erfaßt war vom Geiste

der Theologie Mosis. Wer nun von den beiden großen Männern hat Recht, und wen von beiden ihm so Theueren sollte er aufgeben? Keinen von ihnen, denn sie haben Beide Recht, Beide sagen und lehren dasselbe, nur daß der Eine, Plato, in griechischer Sprache der Philosophie, der Andere, Moses, in seiner orientalischen Bildersprache spricht. Er platonisirte sozusagen die Bibel und gab die Platon'sche Weisheit in biblischer Bildersprache wieder und wurde auf diese Weise Gründer der unter dem Namen Neuplatonismus nachmals so berühmt gewordenen Gottes- und Weltanschauung.

Lehrt Plato die Ideenwelt, eine Anzahl von Vorstellungen und Denkgebilden, welche als Vorlagebilder, als Gußformen dienten für alles in der Daseinswelt materiell Bestehende, so ergänzt Plato: alle diese Bilder und Vorstellungen sind nur Eines, sind die von Ewigkeit her bestehende ewige Vernunft, ist die Gottheit selbst; lehrt der griechische Weise, jene Vorlagebilder und Gußformen seien, wie mit Farbe oder sonst einem sinnenwahrnehmbaren Inhalte, mit Materie, ausgefüllt worden und machen demgemäß die Versinnlichung und die Verkörperung jener Ideen aus, so kommt der jüdische Theosoph zu Hilfe und ergänzt, es sei die Materie ausgeströmt (emanirt) aus der Idee, resp. aus der einigen Vernunft selbst, wie etwa das Licht aus der Flamme emanirt, allmählich dunkler wird bis zur völligen Finsterniß, bis zum ganz leblosen Gestein. Und wie geschah diese Emanation und diese Verkörperung der ewigen Vernunft? Antwort: Wie es in der Bibel geschrieben steht „Gott sprach, es werde". So ist die sinnenwahrnehmbare Körperwelt durch den Logos, wie das „Wort" griechisch heißt, entstanden, wie auch wirklich das Wort, der Logos, die erste Verkörperung des Gedankens, des Allgedankens oder ewiger Vernunft, der Gottheit ist.

Namentlich waren es Juden und Griechen, in deren inneres Geistesleben die kalte eiserne Hand Roms so schonungslos eingreift und welche daher von den damaligen geschichtlichen Ereignissen am härtesten betroffen waren. Nun hatten sie sich wieder aufgerafft, hatten eine Philosophie und einen philosophisch bewiesenen Gott.

Und Rom? — Rom war reich; und was braucht der Reiche einen Gott, was braucht er Philosophie? Sein Geld ist sein Gott, und die Art und Weise, wie er es erworben, sei sie welche immer, genügt ihm als Philosophie.

So wurde immer größer seine Macht, immer größer sein Uebermuth, und immer schwerer lastete auf den Besiegten der eiserne Arm des siegreichen Roms. Und in demselben Maße fingen auch Griechen und Juden immer mehr zu fühlen, daß die Herrschaft des Geistes doch nicht gewachsen sei der stolzen Herrschaft ihres Bedrückers und daß es statt eines philosophisch erwiesenen Gottes auch besser wäre — vorläufig wenigstens — einen thatkräftigen Messias zu besitzen. Einen solchen Messias glaubte man in dem

Nazaräer erblicken zu müssen. Kommt da ein Mann, ein unansehnlicher Jüngling, Sohn eines Zimmermanns aus dem so verspotteten und mißachteten Distrikte Galilea, und wagt es, „die Krämer aus dem Tempelberge zu vertreiben?" das ist der richtige thatkräftige Mann der Rettung!

Wir dürfen diese Worte des Neuen Testaments nicht buchstäblich nehmen, wenn wir die hohe Bedeutung und Tragweite derselben nicht unterschätzen sollen. Wie der Geschichtsschreiber Flavius und die Talmudisten selbst berichten, war um jene Zeit der Einfluß des Geldes auf das politische und religiöse Leben zugleich zu solch einer Höhe gediehen, daß selbst das Hohepriesteramt für Geld erkauft wurde. Diese Geldmacht zu brechen, wenigstens für das religiöse Leben, oder, wie es bildlich heißt, die Krämer aus dem Heiligthume zu vertreiben, das ist es, was sich jener Nazarener zur Aufgabe gestellt und was auszuführen er Muth genug hatte.

Kein Wunder daher, daß jene Partei, welche diese Herrschaft des Geldes so gerne sah, bemüht war, den Aufwiegler und einflußreichen Volksführer bei den Römern zu verdächtigen und daß diese dem Verdachte gerne Gehör schenkten, weil sie in jener Geldherrschaft ein Erlahmen des Volksgeistes erkannt hatten und weil der Kaufpreis dieser Volksentfaltung und der Ertrag der frevelhaften Korruption in ihren eigenen Staatssäckel floß.

Als daher wirklich eintraf, was jener Nazaräer richtig voraus gesehen, die Mauern Jerusalems gefallen und mit ihnen gefallen war das letzte Bollwerk der vorderasiatischen Länder, gebrochen war die letzte Kraft, welche am längsten Widerstand geleistet hatte dem siegereichen Rom, da ward auch das Loos der damals bekannten Welt besiegelt, sie der Willkür jener despotischen Macht unterworfen: Rom hatte keinen Widerstand mehr zu fürchten.

Sollte aber diese rohe Siegesmacht auf ihrer stolzen Höhe auch wirklich bleiben! Wie Viele haben im Zeitraume von kaum siebenhundert Jahren — und was sind siebenhundert Jahre für den Fortschritt des menschlichen Geistes, für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, nichts als ein Schritt, nichts als ein Blüthenstäubchen, das im Schooße der Erde verweht, um bald wieder seine zarte Spitze durch die harte Scholle zu drängen — wie viele Eroberer zogen innerhalb dieses kurzen Zeitraumes über den Schauplatz der Begebenheiten und erlagen ihrem Schicksale; wie viele Weltreiche waren da erstanden, um bald wieder in ein Nichts zu zerrinnen; Nebukadnezar mit dem Ausbau seines babylonischen Reiches, Sanherib mit der Gründung des babylonisch-assyrischen Reiches, Cyrus mit dem Bau der persischen Weltmacht, Alexander der Macedonier endlich mit der Erhebung seines kleinen Reiches zur Beherrscherin der damaligen Welt: Alle, allesammt waren sie sammt ihren Errungenschaften vom Hauche der Zeit weggefegt und in das Nichts zurückgeweht; und das frevelnde Rom und seine Weltmacht sollten fortbestehen!

Die Welt war müde, bedurfte der Ruhe, die Menschen mußten einen

Gott, ein unbegreifliches Wesen haben, ein Wesen, das sie als Urgrund dieser mächtigen Umgestaltungen erkannten und als Macht, in welche sie alle Hoffnungen setzen konnten.

Man denke sich die Winterstube eines armen Mannes an einem regnerischen Wintertage. Es ist ein unfreundlicher, ja mürrischer, naßkalter Tag; denn auch der Winter hatte Lust und Laune verloren, seine Schneeflocken unter klarer Sonne spielen und vom kräftigen Windhauche umhertragen zu lassen. Lässig und träge läßt er nun den schweren Wassertropfen zur Erde fallen und krächzt und stöhnt und seufzt und gähnt hie und da in schläfrigen, gedankenlosen Windstößen. In der Stube selbst zankt die ärmlich bekleidete Hausfrau mit dem Ofen, der raucht, aber nicht brennen will. Denn der Hausbesitzer, ein geiziger Geldmensch, will nur seinen Miethzins, steigert ihn sogar von Quartal zu Quartal, läßt aber nichts im Hause machen, so daß der Ofen nicht zieht, die Fenster nicht schließen, und Fugen und Risse in den Wänden Wind und Nässe durchdringen lassen. Dabei zählt die geplagte Hausfrau ihren Kassenbestand und zerbricht sich den Kopf darüber, wie sie es eintheile, damit die wenigen Nickel genügen sollen, um mit ihnen Mittag- und Abendessen zu bereiten für die zahlreiche Familie. Denn der Familiensegen, etwas verschwenderischer gespendet, als arme Leute es bedürfen, ist hier in beiden Geschlechtern und in allen Altersklassen vertreten. Der älteste Familien-Nachwuchs, ein Fräulein, ist etwas mißmuthig, weil es seit bereits mehreren Jahren angefangen hat eine alte Jungfer zu werden, während die Jüngeren Papierstückchen beschmieren, was sie Malen nennen, weinen, zappeln mit Händen und Füßen, weil Mama kein Geld auf Vorlagebilder giebt, und die Kleinsten, gar wilde Jungens, sogar die goldgestickte Sonntagshaube der Mama, die sie eben zurechtgelegt hatte für das Leihhaus, als Helm aufsetzen, die Ofengabel, den Kleiderausklopfer, den für den Sommer aufbewahrten Fliegenklatscher und sonstige Utensilien des Hauses als Lanze und Speere gebrauchen bei den Soldaten-Spielen, wie sie es jüngst von den martialen Söhnen Roms gelernt.

Und in dieser Stube, bei diesen Sorgen und in diesem Rummel soll man philosophiren wollen, soll man noch mit dem Gottesgedanken sich trösten, soll man noch auf seine Weisheit und Tugendhaftigkeit pochen gleich jenem Manne, der vom Bette, unter welches er sich geflüchtet vor dem erzürnten Besenstiele seiner treuen Lebensgefährtin, ganz kouragirt hervorruft: Ich bin doch Herr im Hause! Zwar ist der pater familias ein gottesfürchtiger Schriftgelehrter, gewohnt auch unter ungünstigen Umständen das Gotteswort zu studiren und sich dabei einige Notizen zu machen; aber heute ist es gar zu arg und macht selbst die Tabakspfeife ihm Aerger, die verstopft ist und es ganz dem Ofen nachthut, durchaus nicht brennen zu wollen; noch die Dunkelheit der Nacht und ihre Beleuchtung mittelst eines spärlichen Oellämpchens fehlen, um diese Winterstube im ganzen Umfange ihrer Aermlichkeit zu zeigen.

Da plötzlich hört man von draußen ein Pochen, ein Poltern, ein Herumtappen an der Thüre, und als man den hölzernen Thürriegel wegschiebt und mit dem dunklen Oellämpchen hinleuchtet, gewahrt man einen Zugereisten, der sich hier die immense Schafpelzmütze von Schnee und Regen abgeklopft und lange herumgetappt hatte, den Eingang zu finden. Man heißt ihn eintreten, was er auch thut; denn er scheint sehr müde und sehr abgemattet von der Reise zu sein. Er erzählt die Erlebnisse seiner Reise, wie ekel ihm diese römischen Standorte sind, mit welch hämischen Blicken ihn überall römische Soldaten angesehen haben, wie es überall von solchem Gesindel wimmelt, wie diese Soldatenherrschaft in allen Landen überhand genommen hat. Während des Erzählens hatte er den Reisesack vom Rücken abgeknöpft und sich eine Prise Schnupftabak zur Erquickung genommen. Dann bringen die kleinen Kinder ihm den Stiefelzieher und sind beim Ausziehen der Stiefel ihm behilflich, was dem fremden Manne sehr gut gefällt, da er sonst die Stiefel gar nicht vom Fuße gebracht hätte vor Nässe. Dafür greift er in die Ledertasche, die er an der Seite hängen hat, und bringt heraus Mandeln und Rosinen und Zuckerzeug, und auch zahlreiche Bildchen mit Vorlageblättern, über welche die Kinderchen sich sehr freuen. Und nachdem man ihm den nassen Schafpelz abgenommen, denselben an den kalten Ofen zum Trocknen gehängt und er sich etwas erholt hat, da bindet er auf seinen großen Reisesack, darinnen eine Rehkeule, einige frisch geschossene Rebhühner, ein mächtig großer Schinken, ein schon gespickter Hasenrücken und dazu mehrere Kisten Cigarren sich befinden. Dann eilt er wieder zu dem am Ofen hängenden Schafpelz und zieht heraus aus der Seitentasche eine Flasche Rum, ein Packet echten chinesischen Thee und wieder ein Packet, enthaltend ein großes Umhängetuch, gestickt mit großen rothen Blumen, welches der Fremde in Damaskus eigens für die Hausfrau angekauft. Diese schönen Sachen alle packt er aus, legt sie hin, es sämmtlichen Hausbewohnern freistellend, zuzugreifen ganz nach Belieben, was dem Einen oder dem Anderen gefällt; denn dieser fremde Zugereiste ist nichts Geringeres als der heilige Weihnachtsmann. Er kommt direkt aus Bethlehem, hat aber einen kleinen Umweg gemacht durch Syrien und Cölesyrien, weil er sehen wollte, wie es dort zugeht, und in Damaskus das rothgeblumte Tuch für eine zukünftige Gevatterin kaufen wollte.

Es ist dies wohl ein kleiner Umweg, welchen unser Reisender von Bethlehem nach dem in Galiläa gelegenen Dorfe Kana gemacht hat. Aber die Heiligen haben ihre eigene Geographie, ihre eigene Landkarte, darnach sie ihre Reise-Route konstruiren; und würde er wohl auch einen Sprung gen Rom gemacht haben, wenn er nicht Angst vor den Soldaten gehabt hätte. Jetzo erst kommt Leben in die Bude. Eiligst legt die Hausfrau ein weißes Tischtuch auf, öffnet schnell das Fenster, damit der Rauch etwas herausziehe, schließt es aber wieder bald, legt ihren alten Unterrock vor, auf daß Wind und Regen nicht durchziehen sollen, und schützt diese ge-

waltigen Vorgänge des Hauses vor der Neugier der Nachbarn, indem sie mit dem abgetragenen Schlafrock ihres Gemahls die Fenster verhängt. Sodann rennt sie eiligen Fußes zu dem großen Kachelofen, darein sie schürt mit emsiger Hand, was an leicht zündbarem Brennstoff sie erfassen kann: eine alte Bibel, geschriebene Traditionen, Notizen, Glossarien und sonstige Bemerkungen, die sich ihr gottesfürchtiger und gottgelahrter Ehegemahl seit längerer Zeit gemacht und zu Papier gebracht hatte; sie allesammt steckt sie geschäftig in den Ofen, zündet sie an, auf daß sie verbrennen und zum Brande erwecken das phlegmatisch und träge darin liegende nasse Holz und frische Reisig, die beide auch bald in ihr Element kommen und die mürrische Winterstube mit molliger Wärme füllen. Weiter steckt sie zwei Kerzen auf, zündet sie an und stellt sie auf den mit weißem Tischtuche gedeckten Tisch, woselbst alle die schönen Sachen ausgebreitet wurden, welche der heilige Weihnachtsmann in seiner großen Ledertasche, in seinem Reisesacke am Rücken und in den weiten Taschen seines Schafpelzes eingepackt und mitgebracht hatte. Hastig greift nun sämmtliches Hauspersonal, Jedes nach der für ihn passenden, ihm zugedachten Weihnachtsgabe, Alles mit der Bescherung ganz zufrieden. In seiner ganzen Ungetrübtheit sieht man das jugendliche Gemüth bei dem kleinen Hauspersonale, bei den Kinderchen, die vor Freude ganz außer sich sind, gar nicht wissen, wie sie liebevoller den Fremden nennen sollen, ob Gevatter, ob Großpapa oder ob nicht Onkelchen vielleicht das geeignete Wort wäre, das alle diese Liebesregungen umfassen möchte, und ranken auf dem Gaste herum, als wäre er ein Tannebaum.

Unterdessen hatte auch das in die Ofenröhre gesetzte Wasser angefangen zu wellen; es wird echt chinesischer Thee hineingeschüttet, der ein angenehmes Aroma verbreitet, und endlich wird auch die spendirte Flasche entkorkt und der Inhalt an Rum mit dem duftenden Bräu vermischt, das nun in weißen Porzellantassen servirt wird. Der Familienvater bittet nun seinen Gast, Platz zu nehmen, und Jeder von ihnen greift nach der auf dem Tische stehenden Kiste, nimmt eine Cigarre heraus, zündet sie an und läßt zwischen jedem andächtigen Schlucke des würzigen Bräus sinnend und bedächtig den Wohlgeruch derselben in kräuselndem Aetherblau den gravitätisch zugespitzten Lippen entsteigen. Sie haben über Vieles zu sprechen, sprechen bedächtig und würdevoll: denn Jeder von ihnen weiß, daß er einen ernsten Mann vor sich hat. Sie sprechen über Dieses und Jenes, über Gott und die Welt, über den Entwickelungsgang des Geistes, den Entwickelungsgang des Seelenlebens und den Geist, der im politischen Leben sich ausprägt. — Es verging eine geraume Zeit während dieses Gespräches; denn viel hatten die beiden Männer mit einander zu sprechen, und je länger sie mit einander sprachen, desto kürzer dünkte ihnen die Zeit, desto mehr erfuhr der Eine, daß der Andere ihm aus dem Herzen spreche, und suchte auch sein Herz vor ihm auszuschütten.

Während die beiden Männer so im ernsten Gespräche versunken sind,

die Kinder in einem Winkel der Stube mit dem Spielzeuge herumspielen und an den Leckereien sich ergötzen, welche der heilige Weihnachtsmann ihnen in der großen Ledertasche mitgebracht, ist die Hausfrau an der Ofenröhre beschäftigt mit Zubereitung des gespickten Hasenrückens und der Rehkeule. Als nun der den beiden Braten entströmende Wohlgeruch hoffen läßt, es sei das Küchenwerk im besten Zuge und bedürfe der Meisterin nicht mehr, erbittet der Gast vom Hausherrn sich die Erlaubniß, die Frau des Hauses an den Tisch laden zu dürfen, und während diese eiligst sich in Putz wirft, die goldgestickte Feiertagshaube aufsetzt und das soeben ihr spendirte Damaskusser seidene Halstuch mit den großen rothen Blumen um den Hals wirft, schreitet der Gast abermals zu seinem weiten Reisesacke, dem er weitere zwei Weinflaschen entnimmt, worauf er sie mittelst des Korkziehers, den er in der Tasche trägt, entkorkt und den ersten Becher Weines der Frau des Hauses ehrerbietigst reicht. Diese nimmt ihn in frauenwürdiger Haltung an, läßt sich an der Seite ihres Ehegemahls nach gemachter Verbeugung auf den von diesem ihr hingerückten Stuhl nieder, und es wird weiter debattirt, auch etwas getuschelt, was wie eine Art von Heiraths-Debatte sich ausnimmt. Nach längerem Getuschel und Debattiren und nachdem man mehrere Mal sich gegenseitig in freundlichster Weise zugetrunken, bittet die Hausfrau sich entfernen zu dürfen, vorgeblich, sie müsse in die Küche schauen, um das Abendessen in Ordnung zu bringen; denn, fügt sie sorgsam hinzu, obschon sie in der Küche und in der ganzen Hauswirthschaft sich ganz auf ihre Tochter verlassen könne, wolle sie sich doch nicht die Ehre und das Verdienst entziehen lassen, für einen so würdigen Gast selbst Dienste geleistet zu haben. Sie entfernt sich, und nach einer längeren Weile tritt eine weibliche Person ein, um den Tisch abzuräumen und ihn in Ordnung zu bringen für die Abendmahlzeit.

Eine schlanke, edle Gestalt, zart und fein geformt, als wäre sie soeben dem Schaume des Meeres entstiegen, eine Aphrodite im strengsten Sinne des Wortes, wohl etwas Orientalisches in ihrer brünetten Färbung, die aber durchwoben ist von einem zarten flüchtigen Roth, mit einem Auge, in welchem wohl orientalisches Feuer lodert, das aber an Keuschheit und Sanftmuth dem frommsten Täubchen-Auge nicht nachsteht, und auch die Haarlocken, welche dieses schöne Gesicht umrahmen, lassen weder dem orientalischen noch dem griechisch-occidentalen Schönheitssinne etwas zum Wünschen übrig. Diesem ganzen Wesen körperlicher und geistiger Erscheinung entspricht auch die äußere Umhüllung: ein einfaches, aber zierliches Gewand, in welches die edle Gestalt wie hineingegossen erscheint. Es ist die Tochter des Hauses, als welche sie dem Gaste von dem Hausvater vorgestellt wird. Während ein Anflug zarter Röthe der verklärten Sonnenröthe gleich über ihre fein geschnittenen Gesichtszüge hinwallt, verbeugt sie sich in anmuthiger Grazie und würdevoller Keuschheit vor dem ihr eben vorgestellten Gaste, den sie in lieblich-süßem Tone und Worten, die wie ein goldner Faden von den rosigen

Lippen kommen, willkommen heißt und in dessen Ohren dieses Willkommen — wenigstens nach Erwiderung des Gastes zu schließen — wie eine Engelstimme klingen mußte. Geräuschlos und behende räumt sie den Tisch ab von dem Thee-Weingelage und richtet ihn wieder her für das Abendessen. Einen leisen Vorwurf, der in dieser Engelsstimme nur als Liebeston erklingen muß, macht sie der soeben wieder eintretenden Mama, die in der Eile und ihrer so angenehmen Ueberraschung durch den würdigen Gast es verabsäumt habe, Stühle und Tisch in besseren Stand zu setzen und das sonstige Möblement doch vom Staube frei zu machen. Sie that dies Alles, und thut es so geräuschlos und so sorgsam mit einem Händchen, daß, wenn wir sie selbst nicht gesehen hätten, wir schon daraus schließen könnten, es gehöre dem schönsten Weibe der Erde an. Der Fremde beobachtet sie liebevollen Blickes in all ihrem Thun; sucht beim Abschied in tiefer Verbeugung die zarte, feine Hand in die seine zu legen, und kann, nachdem das Mädchen einer Elfe gleich dahingeschwebt war, sich nicht der Worte enthalten: die Maid gefällt mir; ein Testimonium, das die Herzen der Eltern um so süßer durchrieselt, als es aus dem Munde eines Vaters kam, der eben auf der Suche sich befindet nach einer Lebensgefährtin für seinen heirathmuthigen Sohn.

Welch eine kalte, rauchige unheimliche Winterstube war die Welt damals unter der kalten, waffenstarrenden Macht Roms, und solch eine beglückende Wendung vollzog sich in ihr mit der Kunde von der Fleischwerdung Christi als Logos: Da hatten die Juden ihren Messias, den nöthigenfalls auch die Perser als ihren Ormuzd, die Indier als ihren Buddha ansehen konnten, da und da hatten die Griechen ihr Platonisches Ideal, ihr großes Bilderbuch und ihre schönen Vorlegebilder zum Hoffnungsstrahle im thränenden Auge, zum wonnevoll ertragenen Schmerze für das Ziel der Menschheit, zur verklärten Mutterliebe und zur Liebe, für die man aufgeht und in der man durch Qual und Leiden sich emporschwingt zur höchsten Wonne, dahin, wo alle Leiden verstummen, kein Schmerzensruf mehr ertönt, alle Qual ein Ende, der Tod seinen Stachel verloren hat; wo nichts als ungetrübte Freude, wahres Wonnegefühl, die Glorie Gottes ruht: die trefflichsten Vorlegebilder zu der erhabensten Menschengestalt.

Und die Philosophie erst! Die konnte sich gar nicht genug freuen, konnte gar nicht mit den Gratulationen fertig werden, welche sie dem Evangelisten Johannes darbrachte, daß er dahintergekommen, es sei jener Messias der Juden, Christus, wie von den Griechen der Name übersetzt ist, nichts Anderes, als der zu Fleisch gewordene Logos; er sei die erste Entäußerung der einigen Vernunft Gottes, sei daher „Anfang" der Daseins- oder Körperwelt, sei aber „von Anbeginn in Gott und mit Gott" dagewesen. Selbstverständlich, daß demgemäß auch der heilige Geist, in welchem Christus sich über seine Jünger ergoß, ebenfalls Gott selbst ist, oder, wie die Kirche diese Dreieinheit in bildlicher Form darstellt: Vater, Sohn und der heilige

Geist sind Eines und dasselbe. Es kommt noch die Gnostik hinzu, welcher gemäß alles menschliche Denken nur Strahl jener ewigen Vernunft ist, und wir würden die Gottheit gar nicht ahnen, so nicht Göttlichkeit uns innewohnte, und das Problem der Philosophie, Alles auf eine Einheit zurückzuführen, ist vollkommen gelöst. Da giebt es nichts als Gott, die ewige Vernunft, welche alle Vergangenheit, alle Zukunft umfaßt und in welcher der Logos, der heilige Geist lebt, wie überhaupt jeder Gedanke an Gott in jener Gottheit von Anbeginn her lagen. Und was die Materie anbelangt — die ist nichts als die Umrahmung jenes Gedankens, als die Schattirung jenes großen Ideals, das durch sie zur klareren Sichtbarwerdung kommt.

Ueber die schwierige Frage, daß ein Gott so viel litt, haben uns die Evangelisten bereits beruhigt, weil es in den Prophezeiungen über den einstigen Messias der Juden, den Gott seinen Sohn nennt, heißt: „Er ist geplagt von Krankheiten", „Er trug unsere Schmerzen", „Mit Frevlern findet er sein Grab" und viele ähnliche Weissagungen über den einstigen Erlöser. Daß aber all' dieses Leid ihn treffen mußte, lag, wie schon Kirchenväter es erklären, in dem Umstande, daß er, als Logos, einst Materie geworden ist, Materie werden mußte, wenn eine aus Materie bestehende Daseinswelt werden sollte, bis er „der Schlange", dem in die Materie gehüllten Naturleben, den Kopf zertrat, durch seinen Tod den physischen Tod tödtete und vom Kreuze aus, da er den Höhepunkt physischen Schmerzes erreichte, gen Himmel fuhr.

Diese Verschmelzung, oder, wie wir es bildlich dargestellt, Verschwägerung Philonisch-jüdischer Gottes- und Weltanschauung mit der griechischen Philosophie ist das Freudenmahl, wo der Wein in Fülle floß und nur das wurde, wozu der Wunsch ihn machte: es ist die „Hochzeit von Kana".

Aber nicht Juden und Griechen allein sollten bei diesem Mahl sich freuen, sondern das ganze Heidenthum, alle Völker der Erde, zu denen die Apostel in allen Sprachen die Evangelien verkündet, sollten theilnehmen an diesem großen Völkermahle und waren von Sendboten dahin geladen. „Ihr könnt essen, was ihr wollt, könnt trinken, was ihr wollt, braucht euren Leib nicht zu peinigen, eure Seele nicht zu kasteien; vergeßt aber nicht das hohe Menschen-Ideal, Christus, vor Augen zu haben: dann wandelt ihr über die Daseinswogen hin, wie über festen Boden, und die Wellen des Lebens, mögen sie hoch gehen, wie der sturmaufgewühlte See Tiberias, sie verschlingen euch nicht." So lautete die Einladung an die heidnische Welt, welche die Apostel allen Völkern der damals bekannten Welt überbrachten.

Nach Muster dieses bescheidenen frommen Mahles und der ihm zu Grunde liegenden Duldsamkeit und Treue bildeten sich auch an vielen anderen Orten Genossenschaften und Gemeinden, in welchen Vertrauen auf Gott, Zufriedenheit und gegenseitige Unterstützung zum Glücke der einzelnen Glieder aufblühten, und bald erkannte auch der Imperator Roms, dort wo der Apostel Paulus mit der Verbreitung der neuen Lehre thätig war, daß

ein derartig bescheidener, frommer Haushalt doch besser und beglückender sei, als der frivole Taumel und die luxuriöse Völlerei seines Reiches, und daß mit dem neuen jüdisch-griechischen Gotte sich doch besser haushalten ließe, als mit dem verlotterten Götterthume des alten Roms. Da aber ein so mächtiger Imperator, wie es Konstantin der Große war, Alles kann, auch dem Traumgotte gebieten kann, ließ er von diesem sich ein Kreuz vorträumen, auf welchem in feuriger Schrift die Worte standen: „In hoc signo vinces". Unter diesem Zeichen (der Duldung) mußt du siegen; und er siegte auch.

So zog Christus im dritten Jahrhundert nach seinem Erdenwallen als Gott in Rom ein.

Aber die Ideenlehre des griechischen Plato, welche in ihrer Neugestaltung durch die Alexandrinischen Juden z. Th. die Grundlage des Christenthums ausmachte, war nicht allgemein anerkannt, ward sogar bald nach ihrer Verbreitung von eigenen Schülern des Plato und von keinem Geringeren, als von dem großen Philosophen Aristoteles hart bekämpft. Ebenso war die Macht Roms keine überall gleich gefürchtete und das Erzittern der Erde unter dem Hufe seiner Streitrosse kein überall gleiches und kein gleich fühlbares. In demselben Maße als das Land der Juden, Paläſtina und das ganze hellenisirte Cölesyrien schon ihrer geographischen Lage nach, als Thor zu Vorderasien und den Pontus-Ländern, vom Andrang der römischen Waffengewalt am meisten zu leiden hatten, waren die mehr südlich gelegenen Ländergebiete, wie die südlichen Euphratländer und das südliche sogenannte glückliche Arabien, von jenem Andrange wenig oder gar nicht betroffen.

Kein Wunder daher, daß man in den letztgenannten Ländern sich gegen jeden Einfluß von Westen her gerne verschloß, nicht weniger in geistiger als in politischer Beziehung. Solch eine ganz entgegengesetzte Strömung giebt sich uns am deutlichsten zu erkennen in der großen, ja, größten und einzigen aus dem Alterthume zu uns gekommenen Encyclopädie, wie ich das jüdische Schriftenthum nennen möchte, dessen Abfassung in die Zeit von Alexander d. G., wo das Judenthum in das weitere Volksleben tritt, also im vierten Jahrhundert v. Chr., bis zum Abschlusse des babylonischen Talmud im fünften Jahrhundert nach Christi fällt. Während nämlich im paläſtinensischen Schriftenthume, umfassend den hierosolymitanischen Talmud und die Schriftauslegung (Midrasch) auf römische Sitten, römisches Recht und auch griechische Philosophie gar oft Bezug genommen wird, die Spekulation also ganz dem Westen zugewandt ist, ist der Geistesblick Babyloniens stets nur dem Osten zugewandt, sind in dem daselbst abgefaßten Talmud vorherrschend persische Sitten, persisches Recht, auch Sagen und Satzungen des tieferen Ostens besprochen, und finden sich sogar im Talmud-Traktate Baba Bathra (Folio 54) ganz possirliche Jagdgeschichten, zum Besten gegeben von einem indischen Proselyten Namens Schmul.

Vom Logos ist daselbst aber keine Rede, und es ist ein gewaltiger Irr-

thum vieler Gelehrter und Lexikographen, wenn sie den in dieser Litteratur oft genannten Mitatron für den Logos halten. Wie bereits erwähnt, hat das babylonische Schriftthum sein Augenmerk auf den Parsismus in Bezug auf Gesetze und Sitten, und hat es auch seine Angelologie wie auch seine Dämonologie ganz dem Parsismus nachgebildet. An der Spitze der Letzteren, der Dämonen, und im Dienste des Ahriman, der der Materie anhaftenden Sinnentäuschung und des Fürsten der Finsterniß, steht der parsische Asmodeus, Aschmedai im babylonischen Schriftthume genannt, an jener, an der Engel Spitze und im Dienste des Ormuzd, des Fürsten des Luftreiches und Princips des Guten, steht Mithra, die reine, von aller Sinnentäuschung freie Vernunft, in jenem Schriftenthum mit Reduplikation des T-Lautes, Mitatron genannt, um den Zahlenwerth des Buchstaben gleich zu machen dem Zahlenwerthe des Gottesnamens Schaddai. Nun aber sind die Engel wie auch die Dämonen nichts Anderes als Mitteldinge, Wesen, die zwischen dem höchsten Wesen, der schaffenden Gottheit, und dieser Niederwelt des geschaffenen vergänglichen Daseins stehen, also körperlose Menschen in ihren guten und in ihren bösen Eigenschaften, immerhin aber nur geschaffene Wesen, die keinesfalls aber mit dem schaffenden Gotte und den Ursprüngen alles Seins identisch sind, wie es etwa der Logos mit der göttlichen ewigen Vernunft ist.

Weniger noch als wegen dieses verschiedenen Gottesbegriffes konnte die Religions-Reform, als welche wir die Anfänge des Christenthums angesehen haben, den im babylonischen Reiche wohnhaften Juden zusagen wegen ihrer eingeführten Erleichterung durch Aufhebung des Speisegesetzes und der Beschneidung. In letzterem Punkte hatte es die Reform auch mit den Bewohnern des südlichen Arabiens zu thun, mit den Ismaeliten nämlich, welche, als Nachkommen Abrahams und Ismaels, die Beschneidung als erste und wichtigste Glaubenslehre ansahen. Was sonst einer Reform Bedürftiges an dem als Grundlage dienenden alten Mosaismus war, wie es Zeitverhältnisse und Erweiterung des Verkehrs erheischten, war nun seitens des späteren Schriftthums, resp. des Talmuds geschehen, der nun für die ursprünglichen Sterndiener des südlichen Arabiens, die sich zum mosaischen Monotheismus bekennen wollten, zur Grundlage der neuen Religion, des Islam, wurde. So hat Mohamed in dem von ihm hergestellten islamitischen Kanon, im Koran, Vieles, ja, das Meiste seiner Glaubenslehre dem Talmud, namentlich dem babylonischen Talmud entnommen, wurde so Begründer der islamitischen Religion, die er im siebenten Jahrhundert durch „Feuer und Schwert“ in die weiteste Fernen trug und die nun heute die vorherrschende Religion nicht nur des Hauptlandes, der Türkei, sondern des größten Theils Asiens ist. Ueber Afrika drang am nördlichen Gestade des Mittelmeeres, durch Fez, Tunis und Marokko seine Glaubenslehre bis an die „Säulen des Herkules“, die heutige Straße von Gibraltar, hinüber nach dem südlichen Spanien, wo in Andalusien das

türkische Khalifat erstand, das von nun an für den islamitischen Glauben in Europa das wurde, was das nun in politischen Verfall gerathene Rom früher daselbst für das Christenthum war.

Hatte dieses, das Christenthum, einen Gewährsmann für sich, den Plato, auf dessen philosophisches System es seinen Gottbegriff stützte und auf dessen Grund es sein Glaubens- und Religionsgebäude aufführte, so stürzte der neue islamitische Glaube sich auf den Gegner des Plato, auf Aristoteles, dessen kurz vorher in den Kellerräumen von Stagira aufgefundene Schriften Gegenstand eifrigen Studiums für die Andalusische Schule wurden. Araber und Juden haben da, wo es möglich war, ihre Glaubenslehren mit der Aristotelischen Philosophie in Einklang zu bringen, dieselbe eifrig betrieben, anderen Falles, da nämlich, wo eine Vereinbarung nicht zulässig schien, sie zu widerlegen gesucht, und es läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß wir dem Fleiße dieser Schule viel zu verdanken haben sowohl in Sammlung als auch in Bezug auf ein richtiges Verständniß der Aristotelischen Schriften.

Mit dem Sturze des arabischen Khalifates im dreizehnten Jahrhundert gewann wieder das Christenthum die Oberhand auf dem Gebiete der theosophischen Forschung, und mit ihm kam auch wieder die Platonische Ideenlehre in Fassung des Neuplatonismus oder der Alexandrinischen Philosophie zur Geltung. Vom nördlichen Spanien durch Frankreich, durch Belgien und Deutschland bis England hinauf haben die größten Geister dreier Jahrhunderte, die Scholastiker, sich gemüht um die Aussöhnung des Glaubens, namentlich des christlichen Glaubens, mit der Philosophie, namentlich der Alexandrinischen, oder des Neuplatonismus.

Dadurch und inzwischen war das spekulative Material derart angewachsen, daß eine Theilung des Lehrstoffes sich als nothwendig erwies. Die Eintheilung war eine einfache, von Aristoteles bereits vorgeschlagen: in Physik und Metaphysik, Untersuchungen über Körperdinge, deren Träger die Materie ist, und solche über Gedankendinge, deren Träger nur die Vorstellung ist. Weiter theilte sich die ehemalige praktische Philosophie, jene Spekulation nämlich, welche ihre Verwerthung im Gedeihen der menschlichen Wohlfahrt anstrebt, in die Rechts- und Staatenlehre, indem sie dort das einträchtige Bestehen unter einander, hier, in der Staatenlehre, die Beziehung der einzelnen Länder zu einander zu regeln sucht. Auch der Gottesgedanke theilte sich in die Theologie, welche das Dasein eines Gottes voraussetzt und es nur mit den Lehren über Gott zu thun hat, und in die Theosophie, welche das Dasein eines Gottes erst zu beweisen sucht. Die Metaphysik, die eigentliche Pflegestätte der Theosophie und die ursprüngliche exakte Philosophie stand damals noch und steht heute noch vor demselben Probleme, vor dem sie vor mehr als zweitausend Jahren gestanden, und sucht auf dieselbe Weise die Lösung, wie damals die Eleaten sie gesucht, die dadurch die eigentlichen Begründer der Metaphysik wurden. Aber Alles in weit größerem, in unvergleichlich

großem Maßstabe. Stand sie damals vor dem Probleme, alle Vielheit zu beseitigen, um eine Einheit zu gewinnen, die sie als Urgrund aller Dinge ansehen könnte, und suchte sie die Lösung darin, daß sie von der Materie ganz absah und Dinge nur nach ihren Eigenschaften und nach ihrer Beschaffenheit, nach der ihnen innewohnenden Kraft und ihrer Wirkung untersuchte, daß sie abstrahirte, wie wir diese Art der Untersuchung nennen, um auf diese Weise die Dinge nur als Gedankendinge vor sich zu haben; so steht sie heute vor dem Probleme, den ganzen Kosmos zu abstrahiren, das heißt, die Summe aller Dinge nebst den ihnen innewohnenden Kräften als ein einheitliches Ganze, als eine Allmacht zu erkennen, die zugleich Allvernunft ist und von Anbeginn her jenen Kräften ihre Ziele gesetzt: daß sie also da, wo sie damals nach einem Gedankendinge forschte, heute einen Weltgedanken sucht.

Ob ihr, der Metaphysik, dies einst gelingen werde und ob, wenn es ihr gelungen sein sollte, diesen Weltgedanken gefunden zu haben, es ihr weiter gelingen wird, jene Allmacht und Allvernunft zugleich als Allgüte und Allliebe, als das zu erkennen, was im Gemüth des Menschen liegt und dem Menschen am meisten Noth thut, als einen Gott — wer vermöchte das voraus zu bestimmen!

So wären wir denn von dem Ausfluge zurück, den wir etwas abseits vom Wege gemacht haben, den zu verfolgen wir eigentlich von Anbeginn uns vorgenommen hatten, den Weg unterhaltender Plaudereien. Ich sehe, lieber Leser, wie Du Dich dehnst und streckst, bemerke, daß Du nur mühsam das Gähnen unterdrückst, wie Einer, der sich etwas gelangweilt, abgespannt und müde fühlt. Ja, ich muß es gestehen, daß das Philosophiren etwas Langweiliges, Trocknes und Ermüdendes ist, und daß irgendwelcher Roman viel mehr Anregung und Interesse bietet; wenn da beispielsweise eine so heimliche, stille Liebe spielt, wenn so ein interessanter Ehebruch mit Intriguen sich abspinnt, oder sonst eine Kriminal-Affaire von haarsträubenden Verbrechen strotzt, wobei natürlich, wie dies in Romanen und derartigen Geschichten üblich ist, der Heros des Stückes einige Male sterben und wieder aufleben muß: — daß derartige Erzählungen mehr Spannung und größeres Interesse bieten, daran zweifle ich nicht. Doch halte ich Dich, freundlicher Leser, für einen zu ernsten und zu würdigen Menschen, als daß ich Dir zumuthete, Du fändest an solchen Erzählungen Gefallen, sowie ich es auch unter der Ehre eines besseren Schriftstellers finde, mit einem Menschen zu sprechen, der von solch einem Gedankenkitzel sich gerne bethören läßt.

Auch die heute zu unseren Tagen in Flor stehende Utopienmalerei sagt mir als Thema der Unterhaltung nicht zu. Vielmehr möcht' ich gegen jene Menschenbeglücker und Staatenverbesserer, gegen jene Maler ihrer Utopien, die Worte gebrauchen, welche der Prophet seinem leichtlebigen und leichtgläubigen, seinem frivolen Zeitalter zuruft: „Spinnengewebe ist's, was sie weben, Basiliskeneier sind's, die sie ausbrüten". So laß' sie denn weben

das Gewebe ihrer Träume, es zerstiebt nicht nur vor den Stürmen, sondern sogar schon vor dem leisesten Wehen des Lebens, laß' sie ausbrüten die Pläne ihres Glückes und ihrer Menschenbeglückung, und sie sind die Unglücklichsten, sie werden getödtet vom Gifthauche der in schönen, schillernden Farben spiegelnden Schlange, von der Wunschlosigkeit erschlaffenden und tödtenden Schlaraffenthumes.

Zwar soll mein Buch, ja, muß jedes Buch die sichtliche Darstellung irgend eines Gedankens, eines Gemüthszustandes, eines Charakters, oder das Insceniren einer Naturerscheinung, das Vorangeführen einer Landschaft, also immer eine Art Malerei, oder richtiger, eine Wortmalerei sein; doch dürfen die Worte nicht der Gewöhnlichkeit voreilen, darf das Bild nicht an Farben überladen sein; und nur dann ist das Kunstwerk ein gelungenes, wenn nichts Erkünsteltes daran ist, wenn es natürlich ist und, wie die Natur selbst, dem Leser freieren Spielraum giebt, daß er sich aus ihrer Erscheinung mache, was er will.

So will auch ich Dir, freundlicher Leser, eine in bescheidenen Farben gemalte Welt vorführen, eine Art orbis pictus, wie man ihn in früherer Zeit mit gutem Erfolge für den Zögling gebrauchte, ihm Länderkunde beizubringen und mit den Menschen und ihren Theorien betraut zu machen. Dir, Deiner Phantasie bleibe es aber frei gestellt, aus diesem zu machen, was Du willst; kannst in der „grauen“ Erle, in den Theorien der Menschen, erblicken „einen König mit Krone und Schweif“, kannst es aber auch nehmen für einen „bloßen Nebelstreif“, kannst, wenn Du gerade von der Menschenwürde und der Menschengröße Dich durchdrungen fühlst, jedes Menschendasein als eine geschichtliche Epoche, als eine besondere Aera erachten, kannst aber auch, wenn Du gerade etwas mißstimmig und übler Laune bist, es mit dem indischen Lyriker als den „zitternden Tropfen am Lotosblatte“ ansehen. Das Alles sei Deiner Stimmung, lieber Leser, Deiner Lebensanschauung und Deiner Auffassungsart überlassen, ohne daß ich es im Geringsten wagte, in dieselbe irgendwelchen Eingriff zu thun.

Freilich scheint es mir wie ein kleiner Eingriff in das Gemüth, scheint auch ganz und gar kleinlich und ist thatsächlich auch ganz unmodern, dem heutigen Zeitgeiste sam wenigsten entsprechend, wenn ich in dieser meiner Darlegung so viel über Gott und über die verschiedenen Gottesanschauungen spreche. Doch nicht so, meine Lieben; die Sache mit Gott ist nicht so leicht und ist nicht so schnell abgethan, wie es unsere schnelllebige und leichtgläubige Zeit annimmt, und der am faulen Denken angesetzte Schimmel, der heute so modern gewordene Materialismus, über diese Frage in's Reine gekommen zu sein glaubt. Denn ohne daß ich unbedingt und ganz der oben erwähnten gnostischen Anschauung beipflichte, es sei all' unser Denken nichts als ein Funke der göttlichen Allvernunft, und wir würden garnicht denkfähig sein, wenn eine Göttlichkeit uns nicht innewohnte; ohne diese Meinung glaube ich doch in der „Geschichte des menschlichen Geistes“ zur

Genüge dargethan zu haben, welch' eine mächtig treibende Kraft der Gottesgedanke im Denken der Menschen war. Denkt sich nun die materialistische Philosophie jeden Trieb im physiologischen Leben und der biologischen Entfaltung als den blinden Gehorsam einer großen Naturkraft, die sie als das Ewige, als Gott anerkennt, warum sollte jene Kraft, die im Menschen so mächtig waltet und sein Denken zur Erforschung der Ewigkeit treibt, kein Gott sein?

Uebrigens will ich durchaus nicht meinen Gottesglauben Dir, lieber Leser, aufdrängen, oder sonst Dich zum frommen, gottesfürchtigen Manne machen; und war diese ganze theo- und philosophische Exkursion nur des Zweckes wegen von mir unternommen, um Dich mit dem Begriffe von „Menschengeist“ und dem von „reiner Vernunft“ betraut zu machen, um, sozusagen, die Hauptpersonen meines Buches, Herrn Anthropopneuma, wie ich den Menschengeist nenne, und Mithra, wie die alten Perser die reine Vernunft nannten, Dir, lieber Leser, vorzustellen.

Sonst — muß ich offen gestehen — wird's beim Philosophiren uns ebenfalls etwas duslig und schwindlig. Aber — der Vergleich dürfte Dir vielleicht aus Calderons so wunderschöner Dichtung bekannt sein — wie der Seidenwurm sich in das eigene Gespinnst einspinnt, um nie wieder aus demselben herauszukommen, nie wieder zum Leben zu erwachen, also sinnt der Mensch und spinnt sich in die Fäden seines Denkens ein, bis stille steht der Gedanke, weil er aus dem Gewirre nicht mehr herauskommt, weil immer verworrener die Fragen vor ihm liegen, und er erkennt, wie unzureichend sein Denken ist, oder aber bis ganz und gar stille steht sein Leben.

Und wie mir und Dir und dem kleinen Seidenwürmchen mag es auch ergehen, ja, ergeht es gewiß auch mancher philosophischen Größe, manchem, als großen Philosophen gefeierten Lehrer. Er schweigt aber und läßt die Welt dabei, als verstünde er Alles, als läge das ganze Gedankenreich vor ihm ausgebreitet wie eine Landkarte, und wüßte er Bescheid zu geben auf ihr über jeden Flecken, über jedes Dorf, über jedes Flüßchen und jeden Steg. Ist es doch so schön, als Philosoph vor der Welt zu glänzen, als Beherrscher des weiten Gedankenreiches. Nur darf er nicht König oder gar Kaiser sein. Denn diese Beherrscher der Erde sind Götter, und von Gott oder gar Göttern wollen unsere Philosophen nichts wissen; zumal solche Götter viel zu thun, viel mit Menschen zu verkehren haben und bei alledem es dennoch keinem einzigen Menschen nach Willen thun. Aber so ein königlicher Prinz zu sein, — und es ergeht diesen philosophischen Prinzen im weiten Reiche des Denkens nicht besser, als es jenem verzauberten Prinzen einst ergangen ist im verzauberten Schlosse.

Hast Du, freundlicher Leser, schon etwas gehört über die Geschichte vom verzauberten Prinzen und dem verzauberten Schlosse? Dieselbe klingt etwas märchenhaft, und wir würden sie kaum glauben, so sie nicht in alter Chronik urkundlich dokumentirt wäre, von zweien Zeugen, die sie selbst erlebt und die ich hier selbst sprechen lasse:

In Nacht und Nebel, unter Wind und Wetter gehen wir einen weiten langweiligen Weg, öde und schauerlich. Ueber Stock und Stein schreiten wir dahin, bei jedem Schritte mit andern und neuen Hindernissen kämpfend; hier ist ein Stein, über den wir straucheln, dort eine Baumwurzel, über die wir hinstürzen, hier eine Ringelpflanze, in welcher unser Fuß etwas verstrickt wird, dort wieder dunstiger Nebel, der uns den Athem raubt; und was das Merkwürdigste dabei ist: trotz dieser Oede, Leere und völligen Abgelebtheit der Natur, wird es doch schlüpfrig unter unseren Füßen und scheint es uns, als zerträten wir mit jedem Tritte ein Lebewesen.

Da schimmert aus weiter Ferne ein Lichtglanz uns entgegen, von dem wir hoffen, daß er aus bewohntem Hause herrühre, und wie der bange Wüstenwanderer dem Sterne, der von finsterer Meeresbrandung umbrauste Schiffer dem Leuchtthurme, eilen wir dem Lichtglanze zu. Derselbe wird immer größer, je mehr wir uns ihm nähern, und immer größer wird unsere Zuversicht, daß dort Menschen wohnen. Unsere Hoffnung hat uns auch nicht getäuscht; denn nach längerem Gange sehen wir uns vor einem Prachtbau, vor einem Schlosse, aus welchem durch zahllose Fenster heller Lichtglanz uns entgegenströmt.

Wir treten ein in die weite Halle, gehen weiter, gehen beflügelten Schrittes, finden uns aber nach langer Wanderung durch Erd- und unterirdische Geschosse und obere Stockwerke in derselben Halle, von der wir ausgegangen, obschon wir in gerader Richtung und stets in horizontaler Geraden fortgegangen zu sein glaubten; so verschlungen sind da die Wege, so täuschend die Irrgänge und so verrätherisch der ganze labyrinthische Bau. Wir pochen an die eine der zahlreichen hohen Thüren an; kein Laut, kein Ruf, der uns eintreten, willkommen hieße. Ueber Teppiche, wo kaum unsere Tritte hörbar, vorbei an goldumrahmten Spiegeln, in denen wir uns selbst als Gespenster erscheinen, schreiten wir dahin, von dem einen Prachtsalon in den andern, von dem einen getäfelten Gemach in das andere, von der einen Prunkstätte in die andere; überall Alles die größte Pracht, der größte Luxus, der höchste Aufwand an Kunstsinn und Reichthum. Und doch scheinen dieser ganze Reichthum, alle die Pracht und Herrlichkeit und unberechenbarer Aufwand, die Reichthümer an edlem Gestein, an kostbarem Erz, an Diamanten, Perlen, Rubinen nicht zu erreichen, die da aufgespeichert sind und zerstreut umherliegen in den unterirdischen Gängen des Schlosses, etwa in so großer Menge und unter nicht größerer Beachtung als die Steinkohle in den Kellern reicher Leute.

Vergebens sehen wir uns nach dem Besitzer des Schlosses um, ihm unsere Bewunderung, unsere Werthschätzung seines Schönheitssinnes, unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen für den Kunstgenuß und die uns gewährte Gastfreundschaft. Vergebens; wir sehen, wir hören Niemanden. Ueberall Stille, tiefe Grabesstille, ein Reich des Todes und des Schreckens, woselbst

nur abgeschiedene Seelen wohnen, Geister nur noch den grausigen Gruß sich einander zurufen.

Das einzige Lebewesen, das in goldgetäfeltem Prunkgemach auf hohem Throne sitzt, ist ein schwarzer Kater. Wie der uns anschaut! Was verräth diese Miene? Sind es Drohungen, die aus diesen Augen blitzen, oder ist es ein herzlicher Willkommengruß, der aus ihnen strahlt, sind es Stolz und Verachtung, mit denen er uns anschaut, oder sind es flehentliche Bitten um unseren Beistand, sind es Gluthen, die aus diesen Augen strömen, uns zu vernichten, oder ist es ein Thränenstrom, in welchem sie sich baden, unser Mitleid zu erregen? Er scheint es selbst nicht zu wissen. Ist er doch trotz all' dieses vieldeutungsvollen Mienenspiels derart in das Spiel mit dem eignen Schwanze versunken, daß er gar nicht zu wissen scheint, was um ihn her vorgeht.

Uns wird sehr unheimlich an diesem Ort, und gerne möchten wir ihn verlassen, wenn wir nur wüßten wohin? Für Nichtsthun und um nur einen Zeitvertreib zu haben, kehren wir zurück in die Kellerräume und füllen uns die Taschen mit Juwelen, edlen Gesteinen, Kostbarkeiten und sonstigen Reichthümern, wie sie nur der Mensch sich denken und wünschen kann.

Und merkwürdig genug: trotz aller dieser Reichthümer und aller dieser Schätze fühlten wir uns beengt, fühlten eine Oede, eine Leere in uns, die uns grausen machte, so daß das Krähen eines heiseren Hahnes uns wie eine rettende Stimme, lieblich wie süßer Orgelton erklang. War's doch der Gruß, den der Hahn der Morgenröthe, dem erwachenden Morgen, entgegenbringt, den wir so sehnsuchtsvoll erwartet. Der Ruf kam wohl aus weiter Ferne, kaum hörbar für das Ohr, zumal der Hahn, wie bereits erwähnt, etwas heiser krähte; desto sichtbarer aber waren die Folgen desselben für das Auge. Denn in dem Maße, als das erröthete und erleuchtete, verdunkelte sich der Strahlenglanz im Schlosse und erlosch daselbst die frühere Helle. Ein zweiter Ruf des Hahns, der nach einigen Minuten schon aus geringerer Weite ertönte, und die Mauern des Hauses fingen an zu beben und sich in die Erde zu versenken. Schon zagte unser Herz, als sollten wir hier unser Grab finden, als nach einigen Augenblicken in nächster Nähe das Krähen des Hahnes zum dritten Mal erfolgte, und wir uns unter freiem Himmel auf offnem Felde sahen.

Was war das? fragten wir einander, uns gegenseitig anstarrend. War es toller Spuk, den uns gespielt neckische Kobolde, war es eine wilde Phantasie, die im rollenden Blute durch unser Gehirn zog, oder war es der Traumgott, der diese Schattenbilder uns vormalte? Woher aber dieser Staub, diese Asche, zu welcher in unseren Händen geworden waren die Reichthümer, die wir aus jenem Schlosse mit uns genommen hatten? So war es ja doch kein eitler Traum, kein leeres Phantasiegebilde und keine bloße Neckerei, sondern war ein Ernst, eine traurige Wirklichkeit; und was war es?

Aber auch das Nichtwissen ist ein System, sogar ein philosophisches

System; es ist die sogenannte Skepsis, die alle Sinneswahrnehmungen anzweifelt, und wir hätten gerne die Wahrnehmungen in jener Nacht angezweifelt, wenn es uns nur gelungen wäre, auch den Hunger abzuzweifeln, den wir nach all' den Strapazen jener Nacht in uns verspürten und der uns außer allen Zweifel setzte, daß wir leben und hungrig sind.

Bald sollten wir auch Gesinnungsgenossen finden, Menschen nämlich, die keine Skeptiker sind und es sich glauben, daß sie Hunger haben. Es war nämlich damals zur Sommerzeit, wo viele Menschen auf Feld und Wiesen beschäftigt waren, und viele derselben, wie wir sahen, ihr sogenanntes zweites Frühstück mit gutem Appetit verzehrten, welche uns daher auch glauben werden, daß der Hunger bei uns nicht bloße Einbildung oder Sinnestäuschung, sondern ein wirklich Reales ist, und uns um so williger beistehen und uns einige Abfälle ihres Mahles werden zukommen lassen, wenn wir ihnen unser trauriges Abenteuer im Schlosse mittheilen werden. Da hatten wir uns aber sehr getäuscht.

Denn sobald wir anfingen vom Schlosse zu erzählen, so bekreuzigten Alle sich, und sie traten in weite Entfernung von uns, als wir erzählten, daß wir sogar die Nacht über daselbst verweilt. Wir wurden jetzt von den früher so freien, feschen Frühstückern mit solch' einer Scheu, solch' einem Entsetzen und Argwohn angesehen, als säßen auf unsern Schultern Medusenhäupter; als lugte aus jedem unserer Augen ein Heer von Kobolden heraus. Viele von ihnen haben sogar vor uns ausgespuckt, weil das ein probates Mittel oder wenigstens eine bewährte Prophylaxis gegen Verhexung sein soll. Gefährlich fing aber erst an die Lage für uns zu werden, als eine Maus vor uns hinlief. Eine Maus, die, wie einer der Feldarbeiter mit untrügerischem Auge will gesehen haben, dem Einen von uns aus dem Halse gesprungen war; also das sicherste Symptom der Hexerei. Nachdem nun das unschuldige Mäuschen in wilder Jagd mit Steinen, Spaten und Holzklötzen erlegt worden war, wandte der Troß sich gegen uns, und es würde auch uns dasselbe Schicksal ereilt haben, wenn nicht glücklicher Weise der Gutsherr angeritten gekommen wäre.

Dieser, ein respektabel aussehender und, wie wir später Gelegenheit hatten ihn kennen zu lernen, ein feiner Mann, stieg von dem sonst frommen, aber jetzt eben sich wild bäumenden Rosse, das er einem der Arbeiter zu halten gab, und forderte uns in höflichem Tone auf, seinen Grund und Boden zu verlassen. Der unsererseits versuchten Entschuldigung kam er mit den Worten zuvor: „Ich weiß, oder wenigstens vermuthe Alles, wünsche aber nicht, daß Jemand auf meinem Felde getödtet werde, so wenig, wie ich es zugeben kann, daß dieses mein Feld eine Stätte der Hexerei werden solle. Ja sogar Geld bot er uns an, falls wir solches, um unsern Hunger zu stillen, bedürften, doch rieth er uns, weil wir noch nicht gefrühstückt hätten, sogleich in's nahe liegende Dorf zu gehen und uns daselbst ungesäumt zum Geistlichen zu begeben, damit dieser eine Wachskerze von uns an-

nehme, uns mit Weihwasser besprenge und uns zur Beichte vorlasse. Das werde der geistliche Herr auch thun, wie er hinzufügte, wenn wir uns auf ihn, den Gutsherrn, beriefen, und stehe es uns frei, sobald wir im Besitze des Absolutoriums seien, auch sein Haus zu besuchen.

So eilten wir dem Dorfe zu und schnurstracks auf die Pfarre, kauften eine weiße Wachskerze beim Küster, der uns, unter Berufung auf den Gutsherrn, auch beim Herrn Pfarrer anmeldete. Wir wurden auch sogleich vorgelassen und hatten hier die höchst angenehme Ueberraschung, einen Priester im wahren Sinne des Wortes, einen Mann kennen zu lernen, der würdig war, ein Diener Gottes zu sein. Er nahm uns freundlich auf, verhehlte uns aber nicht, daß er in uns systematische Sünder wähne, Männer nämlich, die von ihrem Denken irre geleitet worden sind, und die in ihrem Wahnwitz gewöhnlich etwas schwer auf bessere Wege sich bringen lassen. Doch thue das nichts, sei vielmehr bei glücklichem Gelingen am meisten geeignet, den wahren Glauben in uns zu wecken, jenen Glauben, zu dem wir gelangen, weil wir die Unzulänglichkeit all' unseres Denkens erkannt, und daher zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es etwas gebe, das wir mit unserem Denken nicht umfassen, sondern nur in unserem Gefühle erfassen können: daß es einen Gott giebt. Zum Denken, fährt er weiter fort, sind wir geboren und haben der Würde, Mensch zu sein, uns begeben, wenn wir aufhören zu denken oder gar nicht denken. Doch vermögen nicht alle Menschen sich so hoch im Denken emporzuschwingen, dahin nämlich, zu wissen, daß alles Denken nicht ausreicht, das zu finden, was wir suchen, dessen Dasein wir fühlen und danach wir uns sehnen. So muß es denn für jeden Menschen genügen, daß er fühlt und daß er ein Sehnen in sich verspürt, darf aber nie aufhören zu denken, daß der Gegenstand seines Fühlens und seines Sehnens ein Wirklicher ist; darf nie Gott aus dem Gemüthe verlieren.

Da, wie er uns ansieht, wir nicht zu dieser, zu der gewöhnlichen Menschenklasse gehören, zu jener Klasse der Gläubigen nämlich, für die es genügen muß, zu denken, was sie fühlen, sondern die über das Fühlen selbst denken, so sucht unser Mentor uns auf den Irrthum aufmerksam zu machen, welcher in der gewöhnlichen Definition dieses höheren Denkens, derjenigen der Theosophie, liegt. Ein Irrthum, sagt er, ist es, wenn wir Gott in der Welt und nicht umgekehrt, die Welt durch Gott zu erklären suchen; deutlicher gesprochen: wenn wir die stoffliche, materielle Daseinswelt voraussetzen und mittelst unserer Vernunft aus dieser erst das Geistige und den einheitlichen Weltgedanken, den höchsten Geist, Gott, herauszufinden suchen, anstatt daß wir den in unserem Gemüthe wurzelnden Gott voraussetzten und durch ihn den Geist dieser Welt und den Weltgedanken durch unsere Vernunft zu erfassen suchten. Ersteres thue der Materialismus, Letzteres der Idealismus. Für den Materialisten, denjenigen, welcher dem erst bezeichneten Forschungsgang folgt, ist der Gedanke, ist unser ganzes Selbstbewußtsein nichts Anderes

als ein physiologischer und biologischer Prozeß, der sich bei Entwicklung der Materie und mit ihr zugleich abspielt und vollzieht; Beide, der Gedanke wie auch unser Selbstbewußtsein, sind für den Materialsten, wie unser Mentor sich des Beispiels bediente, nicht Weiteres, als die Politur am Metalle, der Glanz und eitle Flimmer am Erze und an dem von thörichten Menschen so hochgeschätzten edlen Gestein und sonstigen Juwelen-Plunder. Und mit diesen seinen Trägern, deren Ursprung Staub der Erde ist, in welche sie einst wieder zerfallen, erlischt auch jener Schimmer und aller Glanz, zerfällt in ein Nichts all' unser Denken. Wie öde und schauerlich es dann auf diesem Gedankengange wird, hat schon so Mancher (— indem er uns so prüfend ansah —) erfahren, dem da die Welt nur die Ausgeburt finsterer Nacht, eine Wächterhütte ist, am Abhange des Grauens, und dem das ganze menschliche Dasein, alles Leben nur als Schatten, als die Zerrgestalt einer wilden Phantasie, als eitler Wahn und wüstes Traumgebilde erscheint. — Bei dem letzten, in etwas erregter Stimme gesprochenen Worte hielt der würdige Greis, unser verehrter Mentor, einige Augenblicke inne, warf abermals einen prüfenden Blick auf uns und fuhr dann sanft und beruhigend fort:

Wie anders der Idealist. Ihm ist der Gedanke, jener Funke der ewigen Vernunft in uns, Träger der Materie, der noch bleibt, wenn auch der Staub, diese stofflichen Theile der Materie, unser Körper, gealtert und vollends weggefegt von ihm ist. Und der höchste Gedanke, dessen Sinnbild die frei brennende Leuchte ist, — dabei zeigte er auf die von uns gespendete Wachskerze — das Ideal höchster Güte, höchster Weisheit und höchster Vollkommenheit, der Gedanke an eine Gottheit, die wir in unserem Gemüthe nur ahnen, nicht aber mit unsrer Vernunft umfassen können, und der in unserem Thun nachzuahmen und durch unser Thun sich gefällig zu erweisen unsere höchste Religion ist; dieses Denken an einen Gott muß uns leiten, muß uns vorleuchten auf unserem Gange durch das Erdenthal, auf unserem Gedankengange durch das unübersehbare Gebiet der Forschung, auf daß wir nicht straucheln, nicht irre gehen und in die Finsterniß des Wahnes und das Dunkel der Dünkelhaftigkeit und der Selbstüberschätzung gerathen.

Auf die Beichte übergehend, belehrte er uns weiter: Das Wort ist eben so viel, als es wenig, ja, gar nichts ist. Wenig ist das Wort und löset, wie jeder Hauch, sich in ein Nichts auf, wenn es nur von den Lippen kommt und ein Lippenhauch bleibt, wenn wir uns nicht des Inhaltes klar und bewußt werden, wenn es nicht vom Herzen kommt. Regellos und wirre, öde und Finsterniß war das All, ein Chaos sich bekämpfender Elemente, bis Gott das große Werde sprach. Das Wort Gottes war es also, der Logos, durch welches die Ordnung in die Welt eintrat, durch welches aus ewiger nächtlicher Finsterniß der lichte Tag hervorging, durch welches das Chaos sich klärte und der Kampf der Elemente sich in Frieden auf-

löste, die Welt wurde, und der Mensch in ihr zu Bewußtsein kam, zum Bewußtsein, daß ein Gott, eine göttliche Seele in ihm wohnt, die ihm das Bewußtsein seiner selbst eingiebt, und die er rein zu halten hat vor jeder Verunreinigung, vor jeder Sünde. So ist es der Mensch, durch dessen beglückendes und sündenreines Handeln die Gottheit in dieser stofflichen Daseinswelt wieder erstrahlt, und war es beim Werden der Welt die Gottheit selbst, die in dem Logos, in Christo, sich offenbarte. Wenn Ihr, so fuhr er fort, an diese Wahrheit glaubet, wenn Christus in Eurem Herzen wohnt, und das Wort, das Bekenntniß Eures Fehles, Eurer Beichte Euch von Herzen kommt, dann wird die Finsterniß des Unglaubens, des quälenden Zweifels, aus Euch weichen und der Kampf der Leidenschaften und der sinnlichen Lüste sich zu Eurer Sühne in Seelenfrieden bei Euch auflösen.

Ebenso hielt der würdige Priester, nachdem er die Beichte uns abgenommen, bei Besprengung mit dem Weihwasser uns einen belehrenden Vortrag: Wenn der Apostel Johannes die in Unglauben, in das Heidenthum versunkenen Menschengestalten am Jordan durch Besprengung mit Wasser taufte und dadurch zu Gläubigen, zu wirklichen Menschen machte, so that er dies in Bezugnahme auf die Worte, welche der Prophet, der heilige Seher, im Namen Gottes spricht, und die da lauten: „Ich sprenge auf euch Wasser der Reinigung, auf daß ihr euch reiniget von all' euerer Unreinigkeit und ich von all' euerem Götzenthume euch reinige". Also, merkt es Euch wohl — hier nahmen die Worte unseres Mentors einen ernsten Ton an — also, wohl gemerkt: die Wasser allein reinigen nicht, wenn Ihr nicht selbst die Reinigung an Euch vornehmt, wenn Ihr nicht selbst Euch bekehret und die Sünde erkennt, mit welcher Ihr Eure Seele befleckt, und nie könnt Ihr Eueres Götzenthums frei werden, frei werden von Zorn, Haß und Mißgunst, von Geld-, Hab- und Genußsucht, und wie die Zerrgestalten, die heidnischen Götter heißen mögen, denen Ihr im Herzen fröhnt, wenn nicht Gott des Erbarmens und der Liebe, Gott des höchsten, heiligsten Gedankens in Euch, in Eurem Herzen wohnt. Tritt nicht diese Selbstreinigung bei Euch ein, wohnt nicht der wahre Gott in Eurem Herzen, dann gleicht ihr Jenem, der eine Reinigung bei sich vornehmen läßt, und das todte Insekt, durch dessen Berührung er sich die Verunreinigung zugezogen, noch immer fest in der Hand hält; er mag in die rauschenden Fluthen und die ganze Tiefe des Jordans hinabsteigen — und er kommt so unrein herauf, als er unrein hinabgestiegen war. —

Mit diesen Worten waren wir entlassen, und war die religiöse Ceremonie auch beendet. Gerne hätten wir dem würdigen Seelsorger die Hand geküßt, wogegen er sich aber sträubte, ja sogar verwahrte er sich vor jedem Dank mit dem Bedeuten, der einzige und auch ganz ausreichende Dank für ihn sei, wenn wir seine Lehre zu unserem Wohlergehen und unserem Heile beherzigen und befolgen. Das versprachen wir von ganzem Herzen, und das wollen wir auch wirklich befolgen.

Von da aus, aus der Kirche und der Pfarre, begaben wir uns zum Gutsherrn, der uns auf das Freundlichste aufnahm. Er ließ uns Essen vorsetzen und setzte sich selbst zu uns. Nun erzählte er uns, welche Bewandtniß es mit dem Schlosse und unseren Erlebnissen in demselben hat:

Ein König, so lautete die Märe aus alter Zeit, war mit seinem einzigen Sohne, dem Prinzen und zukünftigen Thronfolger, sehr unzufrieden. Derselbe war sehr phantastisch angelegt, beschäftigte sich mit Dingen und Fragen, die gar nicht in das Fach des Regierungswesens gehörten, welches doch das zukünftige Bereich seiner Thätigkeit war, und für welches er sich vorzubereiten hatte. Oft ermahnte ihn sein königlicher Vater, er möge doch auf Menschenkenntniß sich verlegen, auf das, was der Gesellschaft, dem Staatenleben wohlthut, möge Landes- und Völkerkunde studiren, möge Reisen machen, um die verschiedenen Regierungsformen kennen zu lernen, um die bestbefundene für den Staat, den er einst regieren solle, zu wählen. Aber Alles vergebens; er suchte vielmehr Fragen aufzuwerfen, die in gar keiner Bewandtniß zu den Regierungsformen und dem Völkerverkehr standen, und stellte Probleme auf, die im glücklichen Lösungsfalle viele andere Probleme nach sich gezogen haben würden. Oft machte sich der König den Spaß oder versuchte es vielmehr, die Lächerlichkeit dieses Beginnens seinem Sohne klar zu machen, indem er dieses Haschen nach Problemen und Lösungen und abermals und wieder neuen Problemen mit dem Auflauern eines Katers am Mauseloch verglich, der lange vergeblich hier lauere und aus purer langer Weile mit dem eignen Schwanze spiele und lange spielen werde, bevor er das Gewünschte erhasche, bevor es ihm oder einem der Sterblichen gelingen werde, alle diese Probleme, das Räthsel des Lebens zu lösen.

Einmal war's, da sprach der König diesen Vergleich im Zorn aus, sprach ihn in Gegenwart eines Feindes des Prinzen aus und sprach ihn leider aus zur Unglücksstunde; so wurde dieser Vergleich zum Fluche, und der unglückliche Kronprinz mußte zum Kater werden.

Das kränkte den König sehr, und es brach ihm das Herz, und er brach oft in Thränen aus, wenn er alle seine Hoffnung, sein Theuerstes im Leben, sein eignes Fleisch und Blut, seinen Prinzen und Thronfolger, so als einen Kater herumschleichen sah, schnüffelnd von Mauseloch zu Mauseloch, hüpfend von Dach zu Dach und von dem einen Holzstoß auf den anderen. So klagte er seinem ersten Minister, dem Premierminister, sein Leid, bat ihn, beschwor ihn, ja, gebot ihm, Rath zu schaffen. Da nun jeder Diplomat eine Art Privilegiums besitzt, lügen und täuschen zu dürfen, also schon einen satanischen Anflug hat, und der erste dieser Diplomaten, der Premierminister, schon auf ganz freundlichem Fuße mit dem Satan, dem Teufel, selbst steht, mit ihm sogar schon Du und Du ist, so bat er diesen, ihm beizustehen, damit er dem Befehl des Königs doch einigermaßen entsprechen könne. Der Teufel entsprach diesem Wunsche des Freundes und bauete in einer einzigen Nacht jenes Schloß auf, in welchem nun fortan der Prinz, als Kater, seinen

Thron bestieg. Er bauete es des Nachts, weil die Werke des Teufels nur Werke der Nacht und der Finsterniß sind, die vor dem Lichte des Tages verschwinden. Das also — und damit schloß der Gutsherr seine Erzählung, — das also ist die Geschichte des Schlosses, in welchem Ihr die vergangene Nacht zugebracht.

Jetzt erst, nachdem unser nobler Gastgeber uns die Zustände so aufgeklärt, begriffen wir die auffallende, widerspruchsvolle Haltung des Schloß-Katers, dessen Blick solch einen Stolz, solch eine Herrschsucht verrieth, und dabei doch so demüthig und so flehentlich uns durchdrang, der als Prinz gewohnt war, daß er gebiete und man ihm gehorche, in seiner jetzigen Lage aber doch gezwungen war, zu bitten, daß man ihn erlöse.

Armer Kater, wirst Du einst erlöst werden! —

Nach vielen Gedankenstrichen, welche hinter diesem großen Ausrufungszeichen der wärmsten Theilnahme folgen, sind eigenhändig die Namen jener zwei Zeugen gezeichnet, welche dieses Erlebniß selbst durchgemacht haben.

Nur bitte ich, es nicht Scheinheiligkeit, Frömmelei oder Heuchelei nennen zu wollen, die mir sehr verächtlich sind und in ihrer Zumuthung mir schon als sehr beleidigend erscheinen; sonst stelle ich es dem freundlichen Leser frei, es Beschränktheit, Schwäche oder gar Dummheit zu nennen, wenn ich offen gestehe, daß ich glaube. Nicht etwa, daß ich ein frommer, streng gläubiger Mensch wäre, der den Glauben cum sanguine et succo in sich aufgenommen und nicht anders kann, als glauben; sondern weil ich es so will, weil ich es vernünftiger finde, zu glauben. Denn, wie soll man es recht machen? Glaube ich, so verstehe ich den lieben Herrgott und seine Rechtspflege nicht, glaube ich nicht, dann verstehe ich mich und die Welt nicht. Wenn ich einmal aber schon zur Dummheit verbannt bin, so will ich doch wenigstens das von ihr haben, glücklich oder doch weniger unglücklich zu sein, will das Leben lieber poetisch verträumen, eingesungen von engelfrommen Chören und angefächelt vom warmen Hauche des Glaubens, als daß ich unter dem kalten, eisernen Fuße des Materialismus wach und prosaisch friere.

Bei dieser meiner Neigung zu poetischen Träumereien und phantasievollen Lebensbildern ist es ganz folgerichtig, daß jenes phantastische Märchen vom Schlosse mich sehr für sich einnahm, und die handschriftliche Mittheilung von Jenen, in deren Phantasie sich die Märe als wirkliches Ereigniß abspielte, mir lieb und theuer war. Namentlich war es der in der Erzählung sprechend angeführte Seelsorger, der mir sehr gefiel und dessen phantastische Bilder mich so angenehm berührten, daß ich süß weiterträumte und aus dem Traume nie zu erwachen wünschte.

Da war es einmal, daß ich mit einem von mir, einem in den modernen Theorien tief steckenden und von Philosophemen der Neuzeit Starrenden, Beaugenglasten und Beaugenschirmten in Gespräch kam und bei dieser Gelegenheit ihm mein Wohlgefallen an jener Erzählung aussprach. Dabei war das überlegene, selbstgefällige und selbstbewußte Lächeln mir nicht

entgangen, das da seinen Wahrheit und Weisheit sprudelnden Mund umspielte, und das so eine Art des Erstaunens ausdrückte, wie ein Mensch mit gesundem Verstande, ja, sogar mit einiger Bildung, wie er mir das Kompliment machte, noch an solchen „Albernheiten" Gefallen finden kann. Hell lachte er aber auf über den Ausgang der Geschichte, indem er ausrief: Der Kater soll also Herr des Hauses sein!

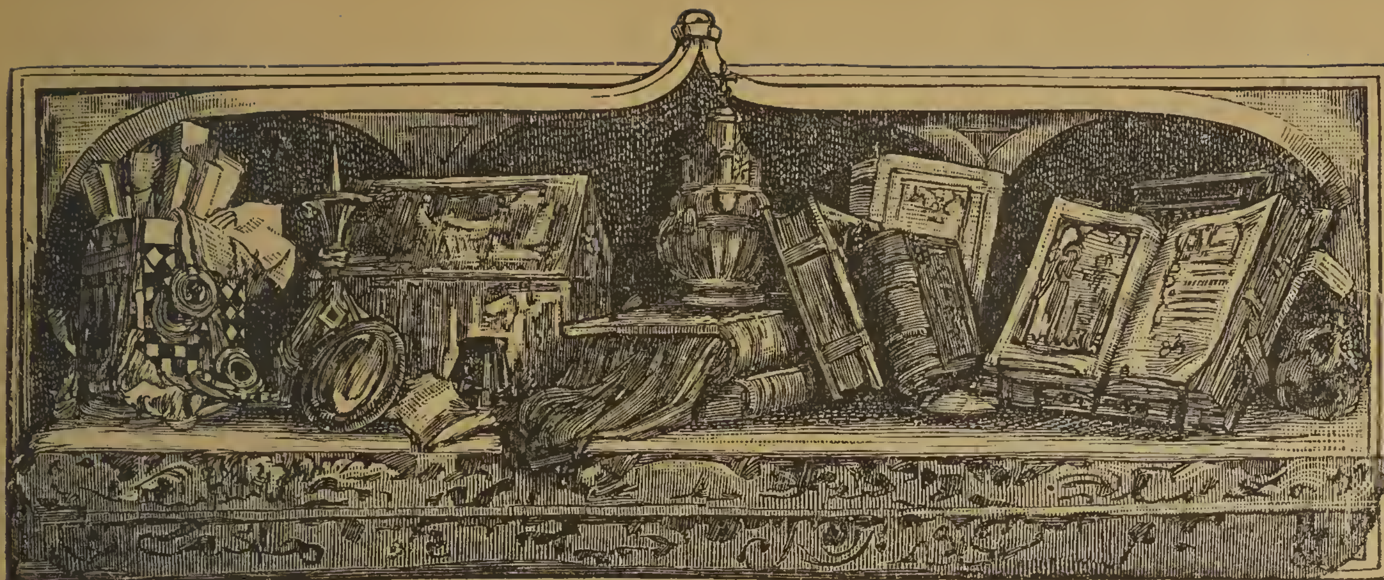
Bei diesem Gespräche und namentlich bei der letzt in hellem Lachen ausgerufenen Bewunderung erinnerte ich mich an ein Büchlein über Poetik, das ich vor mehreren Jahren gelesen, wo die Satire, resp. die Muse derselben, wie folgt definirt ist:

„Die Satire ist eine nicht weniger lieblich anziehende, als zu der Tugend sanft heranziehende Dichtung; lieblich anziehend, weil sie den erhabensten Ernst scherzweise vorträgt, und sanft zur Tugend heranziehend, weil die meisten Menschen sich dünken, tugendhaft zu sein, und daher für die Tugendlehren selten ein Ohr haben, hier aber in der Zeichnung des Lasters erst sehen, daß dieses eigentlich ihre Tugend sei." Weiter wird hier die Muse der Satire dichterisch in Reimen dargestellt, daß sie

witzig und vieldeutig spricht,
Tausende der scharf gespitzten Pfeile
Hinschleudert in jedem Wort, in jeder Zeile.
Und kann sie auch nicht Mohren und Mulatten bleichen,
So fühlt doch Jeder, den es sticht,
Und lacht zum vollen Beifallszeichen,
Wenn auch nicht über sich, doch recht herzlich — über seinesgleichen. —

Wie bereits erwähnt, gab der Gedanke dieser Definition mir die Anregung zum Niederschreiben des weiteren Buches und erinnerte ich mich lebhaft an dasselbe bei Gelegenheit des Gespräches mit einem Bekannten, und als er hell auflachend ausrief: „So ist der Kater Herr des Hauses!" Denn wer sonst ist der schwarze Kater, der mit dem eignen Schwanze spielt, als — unsere moderne Philosophie, jener moderne Philosoph, der sich als Herr im Gedankenreiche dünkt? Ja, wenn man alt wird, wird man zum Kinde, zum Spielhans, ja sogar auch zum schwarzen Kater, der in Ermangelung eines anderen Spielzeuges mit dem eignen Schwanze spielt, und Europa ist alt geworden. Der menschliche Geist, dessen Resumé doch eigentlich die Philosophie ist, thut daher gut, wenn er eine jüngere Kraft, Amerika, aufsucht, und es dürfte auch ihn etwas abkühlen und ihm dienlicher sein, als die Reise über die beiden Kontinente Asien und Europa. Also Glück auf die Reise!





# Ein Rückblick auf die Brügger Kunstausstellung*).

Von

## Toni Goldschmidt.

— Breslau. —

In Brügge, dem todten Brügge, hat diesen Sommer eine Kunstausstellung stattgefunden. Im Gouvernementsgebäude, zu Füßen des mittelalterlichen Belfried, der den Glanz und die Pracht der alten Zeit mit erlebte, waren die Werke der alten Meister auf kurze Monate wieder vereinigt. Aus den entlegensten Galerien Europas kehrten sie in die alte Heimat zurück, und hinter den stillen Mauern, fern vom Getriebe der Gegenwart, wurde die Vergangenheit wieder lebendig, stieg das Bild einer todten, versunkenen Kultur glänzend vor uns herauf. Es ist das Verdienst unserer Zeit, jene Epoche, deren Künstler vor wenigen Jahrzehnten noch kaum dem Namen nach bekannt waren, der Vergessenheit entrissen zu haben. Bis vor Kurzem bedeutete Rubens die niederländische Kunst, verdunkelte seine strahlende Persönlichkeit die bescheideneren Vorgänger. Erst die Gegenwart, die sich an all' dem runden Ausladenden müde gesehen, der die derbe Sinnlichkeit von Rubens auf die Nerven fällt, hat jene Primitiven zu ihren Lieblingen erkoren, fühlt sich hingezogen zu ihrer herben Formensprache, zu ihrem leise vibrirenden Empfindungsleben. In den stillen, schummerigen Sälen am Marktplatz von Brügge zog das 15. und 16. Jahrhundert wieder an uns vorüber. Für die Kunstgelehrten, für stilkritische

*) Gute Reproduktionen von den Hauptwerken der Ausstellung findet man in dem soeben erschienenen Werke von H. Hymans „L'exposition des primitifs flamands à Bruges“, auf das hier hingewiesen sei.

Studien bot die Ausstellung eine seltene Fundgrube; wichtiger schien mir aber der Gesammteindruck, daß wir einmal die Gelegenheit hatten, die fortlaufende logische Entwicklung dieser Kunst zu verfolgen, in den vielen unbekannten Werken die fehlenden Glieder einer einheitlichen Tradition kennen zu lernen. —

In den Niederlanden wie in Italien bedeutet das Ende des 14. Jahrhunderts einen wichtigen Wendepunkt, die Jahre, in denen der Mensch aus der mittelalterlichen asketischen Ideenwelt erwacht, die Kämpfe der Feodalzeit hinter sich läßt, um sich dem Lebensgenuß, den Freuden dieser Welt zuzuwenden. Hier sind es die Herzöge von Burgund, deren Regierung wie die der Medici in Italien, die glänzende Aera einleitet. Wenn wir die Beschreibungen des Hoflagers Philipps des Guten, die Berichte jener Festlichkeiten lesen, so entrollt sich ein farbenprächtiges Bild nach dem andern, schier unwirklich in ihrer märchenhaften Pracht. Freilich, es fehlt der Zusammenhang mit der Antike, das Erbtheil jener uralten Kunstvergangenheit; nicht der reine, geläuterte Geschmack Italiens waltet in den Anfängen ihrer Kultur, zunächst kommt die naive Schaulust, die kindliche, ein wenig barbarische Freude am Glänzenden, Aeußerlichen darin zum Ausdruck. Taine sagt darüber in seiner „Philosophie de l'art“: „En effet les hommes de ce temps par les curiosités et l'élan de leur imagination sont des enfants; leur plus forte envie est d'amuser leurs yeux, ils jouent avec la vie comme avec une lanterne magique“. Diese Worte sind zugleich bezeichnend für die Anfänge ihrer Kunst. Aus dem Handwerk, der Kunstfertigkeit der Goldschmiede und der Illumineure wächst allmählich die Malerei hervor und bewahrt zunächst die Kennzeichen ihrer Abstammung.

Jan v. Eyk ist der Hofmaler Philipps des Guten, und in seinen Werken spiegelt sich zum ersten Mal der heitere Glanz, der ganze bunte Schein jener Jahre. Um die sprühende Farbenfreude seiner Umgebung auf die Leinwand zu bannen, erfindet er sich in der Oelmalerei ein neues Ausdrucksmittel. Und es ist erstaunlich, wie er diese Technik beherrscht, wie er es versteht, die widerstreitendsten Farben zu satten Akkorden zusammenzustimmen; daneben behält sein Pinsel die mühselige, filigranfeine Durchführung, den tüftelnden Fleiß des zünftigen Handwerkers. Wenn man den Eyksaal betrat, glaubte man in eine schimmernde Schatzkammer zu blicken. Verbrämte Meßgewänder mit funkelnden Juwelen besetzt, zierlich ciselirter Goldschmuck, leuchtende Seidenstoffe, flimmernde persische Teppiche, — das Alles einte sich zu wahrhaft blendender Wirkung. Vom Genter Altarwerk waren leider nicht alle Theile beisammen. Hubert, der große mittelalterliche Monumentalmaler, fehlte gänzlich. Nur das Brüsseler Museum hatte Jans Adam und Eva geschickt, und neben den feinen kleinen Bildchen gesehen, wirkten die beiden plumpen Figuren ein wenig barbarisch, plebejisch, zeigten ebenso wie die Madonna aus Löwen, daß Jan besser that, sich auf kleines Format zu beschränken. Seine Brügger Madonna des

v. d. Paele schoß auch in der Ausstellung den Vogel ab; was er in der Farbe, in der Behandlung des Stofflichen, vor Allem in dem erstaunlichen Porträtkopf des Stifters leistet, konnte er später nicht mehr übertreffen. Eine Reihe zierlicher, winziger Madonnen, theils in der Kirchennische, theils im Rosenhaag, die unter Glas ausgestellt waren, zeigten am deutlichsten den Zusammenhang mit der Miniaturmalerei. Außerdem hatte man Gelegenheit, wunderbare Beispiele seiner Porträtkunst vereinigt zu sehen. Die gleiche Freude an krausem, minutiösem Detail überträgt er auch auf die Menschen und gelangt bei dieser getreuen Naturwiedergabe manchmal zu überraschenden Resultaten. Namentlich ist das Bildniß seiner Frau zu nennen, in ihrer strengen, steifleinenen Biederkeit vom Schlage der Frau Jodocus Vyt; ob sie sich über die unerbittliche Wahrheitstreue ihres Eheherrn gefreut hat, der ihr kein Fältchen schenkte, die damals 35jährige um mindestens zehn Jahre älter erscheinen ließ, mag dahingestellt sein. — Die nächste Künstlergeneration hat noch so vollständig von den Anregungen Jans zu zehren, daß es nicht immer möglich ist, ihre Werke von denen des Meisters zu unterscheiden. Kleine zarte Bilder sind es, in denen sich der Duft einer vergangenen Zeit wunderbar erhalten hat. Neu und folgewichtig ist aber dann erst das Hauptwerk der kommenden Epoche: der heilige Eligius des Petrus Christus aus der Sammlung Oppenheim. Im großen Format zeigt der Künstler die Werkstatt eines Goldschmiedes mit allem Zubehör, darin den Schutzpatron der Gilde, den heiligen Eligius, der einem Brautpaar Ringe verkauft. Denken wir uns den Heiligenschein weg, so haben wir ein schlichtes Sittenbild, das Erstlingswerk jenes wichtigen Stoffgebietes, das uns über die Kultur früherer Zeit Aufschluß giebt. Freilich lehrte die Ausstellung, daß dieses Beispiel nicht, wie man bisher geglaubt, vereinzelt dasteht; einige unbekannte interessante Bildchen verdienen ebenfalls Ehrenplätze in der Geschichte des Sittenbildes. „Ein Familienfest auf Schloß Rumbeken", noch heute in Besitz der Rumbekener Schloßherren, zeigt eine festliche Versammlung am Seeufer vor einem Schloß; das Problem des Gruppenbildes, als dessen Schöpfer Mantegna gefeiert wird, ist hier im Kleinen schon sehr geschickt gelöst. Die Brabanter Schule liefert ein kleines Repräsentationsstück, zeigt den Kaiser von seinen Wählern umgeben. Aus etwas späterer Zeit endlich stammt die Predella des Gerard van der Meire: die Belagerung Jerusalems. Auf niedriger, breiter Tafel, in miniaturhafter Ausführung wird der Kampf der eindringenden Soldaten geschildert. Die Belagerungsmaschinen, die Befestigungswerke sind wichtige Dokumente für die damalige Kriegsführung. Wenn Christus' Bedeutung auf diesem Gebiet dadurch etwas geschmälert erscheint, so muß man ihn auf einem andern Feld als großen Meister anerkennen. In dem köstlichen Männerbildniß der Sammlung Salting bewundert man nicht nur den vorzüglichen Koloristen, auch in dem träumerischen Ernst des Ausdrucks zeigt er eine psychologische Feinheit, die man nicht bei ihm vermuthet hätte.

Mit Roger van der Weyden, dem Stadtmaler von Brüssel, und Dirk Bouts, dem Stadtmaler von Löwen, tritt dann dem Hofstil Eyks und seiner Schule eine neue Volkskunst entgegen. Nicht mehr an wenige Auserlesene, an das geschulte Auge des feinsinnigen Amateurs wendet sich der Künstler, sondern an die große Masse, an Jene, die da beten und arbeiten, die von der Kunst ganz andere Dinge verlangen, sich daran erregen, erbauen wollen. Technik und Stoffe ändern sich dementsprechend. Hager und fahrig werden die Gestalten, verhungerte Typen aus dem Volke treten an die Stelle der phlegmatischen Behäbigkeit von früher. Und der Instinkt des großen Haufens verlangte nach dem Grausigen, dem Uebersinnlichen. Christi Passion und die Martyrien beherrschen das Repertoire. In Rogers schmerzensvollem Pathos, in Dirks herbem Stil findet das neue Empfinden den deutlichsten Ausdruck. Selbst die Landschaft macht diese Wandlung zum Volksthümlichen mit. Jan v. Eyk malte sie strahlend in ihrem Festesschmuck, in ihrem glänzendsten Ornat. Dirk Bouts wird mit Recht als vorzüglicher Landschafter gefeiert, der sich als einer der Ersten in die Schönheiten seiner Umgebung versenkte, auch dem Unscheinbaren seine Reize abzugewinnen vermochte. Aber er sieht die Natur mit den Augen des ehrsamen Bürgers, der am Sonntag vor die Thore spazieren geht, feiertäglich und ein wenig spießbürgerlich zugleich; eine gewisse „Sonntagnachmittagstimmung“ ist darüber ausgebreitet. Das Löwener Abendmahl, die Martyrien des Hyppolit und Erasmus waren vorzügliche Beispiele der Bouts'schen Kunst. Roger war in einer thränenvollen mater dolorosa, ein paar Kreuzabnahmen und Madonnen leidlich charakteristisch vertreten, am besten noch durch seine Bildnisse, durchgearbeitete nachdenkliche Köpfe, die auch einer neuen Generation angehören. Neben diesen beiden Malern fiel dann vor Allem der Meister v. Flémalle auf, jener neu entdeckte mysteriöse Unbekannte, dessen oeuvre noch nicht recht gesichtet ist; zwei intime Madonnendarstellungen, deren sinnlicher Frauentypus von seinen Zeitgenossen absticht, und ein monumentales Dreifaltigkeitsbild stempelten ihn auch in der Ausstellung zu einer interessanten Persönlichkeit. Von Hugo van der Goes, dem vielseitigsten Künstler jener Jahre war kein Werk ausgestellt, das an den Portinari-Altar heranreichte. Auch Geertgen v. St. Jans, so seltsam burlesk in seinen sonstigen Darstellungen, ragte hier nicht besonders hervor.

Räumlich nur ein paar Schritte von diesen Meistern entfernt, an Empfindung durch eine Welt von ihnen getrennt — Hans Memlinc. Durch Seitenwände war ihm im größten Saale ein eigner Raum abgegrenzt, und in diesem kleinen Specialmuseum, durch keine anderen Bilder beirrt, konnte man sich seinem Zauber hingeben, den stillen König von Brügge grüßen. Brügge und Memlinc, die stillen Kanäle, die hallenden Glocken und die bleichen Madonnen, — sie lösen die gleiche Empfindung aus; eine Kunst spricht, die organisch mit ihrem Boden verwachsen, die deshalb gerade an ihrem Entstehungsort eine unmittelbare Wirkung auf uns übt.

Das Grundmotiv für Memlincs Eigenart könnte man in einer Todesallegorie sehen, einem mehrtheiligen Bild mit Todtenschädeln, Gerippen und anderen Emblemen der Vergänglichkeit. Brügge, die reiche Stadt ist bettelarm geworden. Krankheiten haben verheerend gewüthet, durch die Versandung des Hafens liegt Handel und Gewerbe brach; aus dem glücklichen Brügge wird „Bruges la morte“, die verödete stille Stadt, die wir heute kennen. Und dieser Niedergang fällt mit dem Sterben der Gotik zusammen. Die letzten Ausläufer der Brügger Kunst mögen diesen Gleichklang empfunden haben; instinktmäßig klammern sie sich an den alten Stil, als könnten sie der Gegenwart die Thür verschließen, durch die Formen der Vergangenheit auch wieder ihren Glanz heraufbeschwören. Finden wir in ihren Bildern vereinzelte Ornamente des neuen Stils, so sind sie rein zufällig angebracht, gotisch bleibt die Anordnung, der Spitzbogen bestimmt die schlanke Gliederung der Gestalten. Und auch der kindlich ergebene Glaube des Mittelalters wird wieder wach. Aber nicht die grausamen Marterscenen sucht man heraus, sondern man malt die mädchenhafte Maria, die selber so blaß, von dumpfer Ahnung durchbebt, die Gebete der Menschen verstehen wird. Keusche Jungfrauen umgeben sie, Engel musiziren, reichen dem Christkind Früchte, und dahinter breitet sich ein wunderbares Stückchen Welt, so unberührt, so paradiesisch schön, daß es wie ein zarter Akkord die heilige Stimmung des Glanzen begleitet. Den Ehrenplatz in der Ausstellung hatte der Ursulaschrein und die anderen lieben Bekannten des Johanneshospitals. Der feierliche Glanz der Gewänder, die schlanken stillen Prinzessinnen mit den schmerzlichschönen Händen, — das übte auch hier seine traumhaft, hypnotische Wirkung. Aber daneben fand man neue Bilder, die sich ihnen würdig an die Seite stellen. Die Verkündigung der Sammlung Radziwill ist ein zartes Gedicht von einer unbeschreiblichen rührenden Schönheit. Maria in ihrem lichtblauen Gewand mit den langen, schlanken Händen, scheint die wunderbarste Verkörperung der „Jungfrau“. Durch das Fenster sieht man ein Stückchen blauen Himmel, auf ein weiches Rosig-Blau ist das Ganze gestimmt. Auch psychisch schlägt der Künstler neue Töne an, läßt zwei milde tröstende Mädchenengel die stehende Maria stützen. Eine andere Perle ist die Devonshire-Madonna. Fast vergißt man hier die Holdseligkeit der Gestalten, so überirdisch schön und friedlich ist die Landschaft des Hintergrundes, ein schlichtes Stückchen Natur, aber durch die Seele eines Memlinc gesehen. Noch eine Reihe ähnlicher Meisterwerke wäre zu erwähnen, doch der Katalog umfaßte vierzig Nummern, zu viel, um sie hier einzeln aufzuzählen. Nur der Porträts sei noch gedacht, jener blassen resignirten Menschen mit den betend gefalteten Händen, in denen sich der Geist der sterbenden Stadt so wunderbar wiederspiegelt. Besonders das Bildniß einer alten Frau aus einer Pariser Privatsammlung zeigt im Blick jene müde Hoffnungslosigkeit, wie wir sie später nur noch bei Rembrandts Greisenbildern wiederfinden.

Neben Memlinc bot Gerard David den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung; ein neuer Stern scheint in ihm aufgegangen, da man seine Werke hier vereinigt gesehen. Man liebte es bisher, David lediglich als Schüler und schwächeren Nachahmer des Memlinc hinzustellen, ihm eine eigene Persönlichkeit abzusprechen, aber die Ausstellung hat das Irrige dieser Auffassung bewiesen. Denn aus den Werken spricht eine Kunst, die sich nur in kleinen Aeußerlichkeiten des Stils mit Memlinc berührt, psychisch auf eine ganz andere Note gestimmt ist. Gleich sein Hauptwerk, die Rouener Madonna, von Heiligen umgeben, trägt einen ganz anderen Charakter als die gleichartigen Darstellungen seines Vorgängers. Bei Memlinc liegt ein beklemmender, ahnungsvoller Ernst über der Versammlung. Maria, in strenger Frontalstellung blickt starr in's Leere, als gehöre sie schon einer anderen Welt an, sei nur das willenlose Werkzeug einer höheren Macht. Davids Maria in ihrer holden Befangenheit, weilt auf der Erde. Schämig wagt sie nicht aufzublicken, als fürchte sie die vielen fremden Augen. Auch die Jungfrauen haben nichts von der Unnahbarkeit jener heiligen Prinzessinnen. Liebe herzige Backfische sind es, die eifrig aus ihrem Büchlein herbeten, kleine Mädchen von einem so süßen keuschen Reiz, daß man den Wunsch hat, sie möchten aus ihrem Rahmen herniedersteigen und mit uns plaudern, statt so ehrbar dazusitzen. Eine kindliche Anmuth, eine so liebenswürdige Naivität kennzeichnet alle Werke, daß man sie nur noch mit denen des Lombarden Borgognone vergleichen könnte. In der Taufe Christi bewunderte man neben dem träumerischen Liebreiz der Gestalten auch die seltsam moderne Landschaftsauffassung; die lauschige Waldwiese mit den spielenden Sonnenlichtern könnte von einem Meister aus Fontainebleau gemalt sein.

Die beiden großen Cambysesdarstellungen interessirten hauptsächlich, weil antike Stoffe damals nur sehr selten behandelt wurden. Und der Niederländer malt kein lustiges Götterabenteuer, sondern giebt in dem antiken Martyrium ein Pendant zur Schindung des heiligen Bartholomäus, freilich, ohne daß sein milder Pinsel dem Grausigen des Inhalts gerecht wird. Ansprechender sind eine Reihe kleinerer Werke: das stimmungsvolle Interieurbildchen des Straßburger Museums, auf dem Maria mit so lieber gotischer Unbeholfenheit dem Kinde den Brei reicht, der heilige Hieronymus der Sammlung Somzée, wo der Gegensatz des kranken, schwindsüchtigen Mannes mit der feiertäglichen Parklandschaft seltsam ergreifend wirkt. Endlich zeigte ihn die Ausstellung als einen ganz aparten Koloristen; denn es ist wunderbar, wie sich in der Rosenhaagmadonna, dem kleinen Bijou der Sammlung Arco-Valley die zierlichen hellen Gestalten vom Smaragdgrün der Landschaft abheben, wunderbar auch, wie er in der Madonna der Sammlung Oppenheim den blauen Himmel und die gelblich grünen Blätter zu eigenthümlich kühler herbstlicher Harmonie zusammenstimmt. Und wie solch ein träumerischer schöner Spätherbsttag steht Gerard David selber am Ende der Brügger Kunst.

Wie ein Mißklang berührte es, wenn man von jenen zarten letzten

Gotikern zur Renaissance übergeht, die rauschenden Farben, die robuste Kraft der jungen Antwerpener Schule erscheinen fast brutal nach jener Traumkunst. Wie Quentin Massys inmitten seiner spitzpinseligen Epoche zu seiner breiten, saftigen Pinselführung gelangte, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß in ihm der niederländischen Kunst der erste große Maler entsteht, der ferne Ahnherr des Rubens. Wie sich in dem Männerportrait der Liechtenstein-Galerie das leuchtende Grau des Gewands von der grünen Landschaft abhebt, dazu das Schwarz der Mütze, das helle Braun des Pelzes als pikante Farbenflecke hineinklingen, das ist ein Akkord, dessen Zauber sich in Worten nicht beschreiben läßt; Velazquez mag sich daran gefreut haben. Zugleich hat Quentin den entscheidenden Schritt von der Gotik zur Renaissance gethan, als Erster die breite runde Gebärde, die Monumentalität des neuen Stils in den Niederlanden zum Ausdruck gebracht. Und mit dieser neuen, robusten Technik ausgerüstet, wendet er sich dem Leben der Gegenwart zu, hat uns in einer Reihe vorzüglich beobachteter Volksscenen die Typen seiner Zeit überliefert. Wie er in den betenden Greisen der Galerie Doria, der Diebin der Sammlung Porrtalès gewisse komplicirte Ausdrucksnüancen festhält, das mag wohl schon auf Leonardos Einfluß zu schreiben sein; denn auch bei seinen etwas manierirten Madonnen müht er sich, das leonardeske Lächeln in's Niederländische zu transponiren. Quentins holländischer Zeitgenosse Lukas v. Leyden war in der Ausstellung nicht gut weggekommen: eine Herodias, zwei Passionsbilder, winzige, miniaturhafte Werke, deren groteske Ausstaffirung an den Mummenschanz streifte, gaben keinen Begriff von der Kunst des Meisters.

Abseits von der allgemeinen Entwickelung, für die Kunstgeschichte nicht minder wichtig, steht dann eine andere eigenartige kleine Gruppe: die Patinir, Bles, Bosch. Patinirs Werke aus Privatbesitz zeugten von einer ganz überraschenden Meisterschaft und erklärten seinen verbreiteten Ruhm als Landschafter. Denn sie sind ganz wunderbar, diese intimen kleinen Sommerlandschaften, die er als Schauplatz seiner religiösen Stoffe wählt. Tief blau glänzt der Himmel, ein klares Bächlein schlängelt sich durch schattige Wälder, durch einen hellgrünen Wiesengrund; etwas von Böcklin'scher Farbenfreude spricht aus den entzückenden Bildchen. Bles, sonst einer der Feinsten, kam in der Ausstellung neben Patinir nicht auf. Seine Anbetung des Kindes der Sammlung Cook, die so merkwürdig mit Davids Wiener Darstellung verwandt ist, Der Gang nach Emmaus mit seiner zierlich ausgeführten Landschaft, der Christophorus, — es sind zusammengewürfelte Werke, die kein einheitliches Bild seiner Persönlichkeit ergeben. Dafür bot uns Bosch interessante Ueberraschungen. Es ist seltsam, wie in diesem Meister die langunterdrückte Eigenart einer ganzen Race übersprudelnd zu Worte kommt. Die barocke Phantastik des Nordens, seine krause Fabellust, die sich bisher nur schüchtern in den alten Holzschnitzereien gemeldet, hält mit ihm in der Malerei ihren Einzug. In Fieberdelirien scheinen sie erfunden, diese beunruhigenden

Fabelwesen, diese Mißgeschöpfe, die sich aus Vögeln und Kannen, aus Fischen und Gefäßen zusammensetzen, um den armen Antonius zu versuchen oder die Verdammten zu placken. In der Ausstellung interessirte noch mehr als derartige, schon bekannte Werke ein anderes Bild, nämlich eine Anzahl Karikaturen, in einem Rahmen zusammengestellt. Diese Fratzen, die Leonardos Galerie noch in's Nordische übersetzen, sind wohl das Wüsteste, Abenteuerlichste, was die niederländische Kunst je ersonnen.

Die ganze folgende Zeit steht unter dem Einflusse des großen Lombarden. Es ist oft darüber geschrieben worden, wieviel die niederländische Kunst durch die Italienisirung verloren habe; Taine hat nachgewiesen, daß die nationale Entwickelung sich ganz anders vollzogen hätte, wenn jene unheilvolle Berührung mit dem Süden nicht gekommen wäre. Aber haben wir sie wirklich zu bedauern? Wenn man vor den Werken Mostaerts, Scorels, des Meisters der weiblichen Halbfiguren steht, zweifelt man daran; denn der neue fremde Klang, der in die Werke gekommen, ist ein so süßer, einschmeichelnder, daß man ihn nicht wieder missen möchte. Mit dem schüchternen Liebreiz des Gerard David hat sich der geheimnißvolle Zauber Leonardos verbunden. Sein Schüler Luini, dessen milde Anmuth den Niederländern am nächsten verwandt, steht hinter den Werken, hat das glänzende Lockenhaar, das weiche Oval und das träumerische Lächeln gegeben, aber germanisch bleibt der Geist, der diese keuschen Mädchengestalten beseelt. Der Meister der weiblichen Halbfiguren war in der Ausstellung mit vier Bildern vertreten. So hieß es wenigstens im Katalog. Aber die vier Werke aus der Harrach-Galerie, aus Brügger, Pariser und Londoner Privatbesitz zeigten so große Verschiedenheiten, daß man daran zweifeln könnte, ob sie von einem Künstler herrühren. Die Briefschreiberin der Sammlung Pacully ist von solch' räthselhafter Lieblichkeit, ihr goldblondes gewelltes Haar, die gewählte Eleganz der Toilette machen einen so mondänen Eindruck, daß die lieben Mandolinenspielerinnen der Harrachgalerie daneben fast ein wenig spießbürgerlich wirken. Es ist ein interessanter Beitrag zur Psychologie der Sammlungen, daß jenes Bild nach Paris, das trauliche biedermeierische Konzert nach Wien verschlagen wurde. Mostaert war besonders reizvoll mit seinen kleinen Magdalenen vertreten, die er bald als schmuckes Patriziertöchterlein darstellt, bald als kindlich reuige Büßerin, in Lumpen, aber mit sauberem weißen Häubchen in der Wüste beten läßt. Scorel und Mabuse konnte man in der Ausstellung nicht immer auseinanderhalten, oft widersprachen sich der Katalog und die Angaben der Besitzer. Hervorzuheben ist das blumenhaft zarte Ildefonsobildchen und die rothlockige, traumverlorene Madonna der Sammlung North brook, Scorels Portrait der Agathe von Schönhoven und Mabuses Glasgower Madonna an der Quelle. Mehr merkwürdig als schön wirkte Mabuses Herkules und Antäus, eine Darstellung echt römischen Stils mit reicher Renaissancearchitektur, aber von minutiöser niederländischer Ausführung. Das Bild kündigt schon die

Gefahr an, die der Kunst daraus erwuchs, wenn sie die eigene Auffassung gänzlich verleugnete, sich zum Sklaven einer fremden Empfindungswelt machte. Der Einfluß der Lombarden gab keinen Mißklang, weil ihre weiche Frauenseligkeit dem niederländischen Gefühl verwandt ist. Als aber die Künstler anfingen, sich bei den Römern, den Venetianern Rath zu holen, mußte die Kunst in hohle Nachahmung verfallen. Barend van Orleys Frauenportrait wirkte wie ein schlechter Palma Vecchio: bei den religiösen Stoffen ist ihm Michelangelo zu Kopfe gestiegen, und das Ergebniß ist naturgemäß unerfreulich. Annehmbar war nur sein originelles Miniaturportrait Karls V., das den Kaiser in der Umrahmung eines Thorbogens zu Pferde darstellt, wie er einen Maurenkönig niederreitet. Lanzelot Blondeels Werke zeigen dann den Uebergang zu einem überladenen Barock. Ein universaler Meister mag er gewesen sein, dieser seltsame Künstler, der Schöpfer des berühmten La France-Kamin; es ist nur schade, daß ihm die verschiedenen Künste ein wenig im Kopf herumrumorten, denn die ganz merkwürdigen gemalten Goldarchitekturen stören den Eindruck seiner Bilder.

Inmitten dieser ungesunden Eklektik, in dieser hohlen Theaterwelt, steht aber ein Künstler, der ganz und gar in der Heimat wurzelt, ihr seine urwüchsige Größe dankt: Pieter Brueghel. Noch ist er ein Stiefkind der Kunstgeschichte, noch hat man ihn nicht nach Verdienst gewürdigt, diesen merkwürdig modernen Meister, den erst die Kunstbewegung der Gegenwart wieder zum Leben erweckte, weil sie alle Probleme, die sie heute beschäftigen, bei ihm schon behandelt findet. Das Landschaftsempfinden der Impressionisten, der Stil Laermanns, Th. Th. Heines, — die allermodernsten Bestrebungen sind in seinen Werken schon im Keim enthalten. Freilich, um seine große eigenartige Monumentalität voll zu würdigen, muß man ihn in Wien studiren; die Ausstellung bot zwar Meisterwerke, aber quantitativ nur wenig. Die Volkszählung des Brüsseler Museums gehört zu jenen wunderbaren, winterlichen Dorfscenen, in denen er als Raumkünstler, als stimmungsvoller Landschafter, vor Allem aber als feintoniger Kolorist bis heute unerreicht ist. Doch solche Werke hatte man schon in anderen Galerieen bewundert; dagegen zeigte ihn das Schlaraffenland der Sammlung Kaufmann von einer ganz neuen Seite, als Märchenerzähler. In einem geistreichen Ausschnitt giebt er die Geschichte vom Schlaraffenlande, malt einen Baum, an dem Torten wachsen, gebratene Thiere, die mit Bestecken herumlaufen, endlich die sich räkelnden Faulpelze. Wie er diese schlafenden Gestalten mit ein paar kecken Strichen boshaft karikirt, das hat wohl nur noch in Zeichnungen des „Simplicissimus" seinesgleichen. Aber Brueghel war um Jahrhunderte zu früh gekommen, in eine kraftlose degenerirte Zeit ragt er hinein, der Künstler, den erst spätere Generationen begreifen sollten, ein Riese unter Epigonen.

In einem Saale des oberen Stockwerks waren diese letzten Ausläufer vereinigt. Und hier sei noch zum Schluß eines feinen Künstlers, des Jan

Massys gedacht; denn seine Werke spiegeln am besten die Empfindungen des Zeitalters wieder, jene seltsame Müdigkeit, die unweigerlich am Ende langer Kunstepochen zu Tage tritt. Der Kunsthistoriker geht geringschätzig an solchen Meistern der Verfallzeit vorüber und sieht in ihren Werken nur den Niedergang der Technik. Für den aber, der die Kunstgeschichte auch als eine Geschichte der Menschheit auffaßt, sind jene Bilder wichtige Dokumente, vielleicht die allerinteressantesten, weil sie in ihrer krankhaften Ueberfeinerung unserer Zeit so viel zu sagen haben. Massys Judith der Sammlung Dannat ist aus ähnlichen Empfindungen entstanden wie die Werke Gustave Moreaus. Es liegt etwas unbeschreiblich Preciöses in der zierlichen Gebärde, mit der die schlanken Finger Haupt und Dolch fassen. Krankhaft blaß hebt sich der entblößte Oberkörper vom Hintergrund. Roth ist das Haar, von gleißendem Diadem gekrönt. Wie sie mit den halbgeschlossenen Augen unbeweglich in's Leere starrt, hat sie etwas Satanisches, etwas von jenem beklemmenden, sphinxhaften Reiz, den wir von Leonardos Weib aus der Liechtenstein-Galerie, auch von den dämonischen Gestalten des Kölner Verfallzeitlers von St. Bartholomäus kennen.

In derartigen Werken, die den betäubenden Duft des Welkens, des Vergehens, ausströmen, klingt diese erste große Epoche aus. Tiefe Dämmerung liegt über der Kunst; aber auch schon etwas von jener bangen, ahnungsvollen Stimmung, die die Natur vor Sonnenaufgang, vor Thau und Tag, im Banne hält. Noch ist die Sonne nicht da, aber man fühlt, daß sie kommen wird. In der Ferne zeigt sich die leuchtende Gestalt von Rubens.





# Das Tagebuch von Pawlik Dolsky.

Novelle.

Von

**N. A. Apuchtin***).

6. November.

Ich habe gestern einen sehr seltsamen Eindruck erlebt. Schon seit einer Woche war mir nicht wohl. Nicht, als ob eine ernste Krankheit sich vorbereite, ich fühlte mich nur anders wie sonst: bald sind es Kopfschmerzen, die mich quälen, bald ist es Husten, der sich einstellt, Nachts leide ich an Schlaflosigkeit, am Tage macht sich eine unbegreifliche Schwäche geltend. Gestern entschloß ich mich, den Arzt, den ich oft bei Maria Petrowna treffe, kommen zu lassen. Derselbe that Alles, was in einem ähnlichen Falle üblich ist. Er besah und behorchte mich in die Kreuz und die Quer, stellte die Temperatur des Körpers fest, klopfte meine Brust mit irgend welchem Stöckchen, war in Betreff der Zunge und des Pulses neugierig und setzte sich dann nachdenklich an den Schreibtisch. Ehe er sein Recept zu Ende geschrieben, sprang er auf, legte wieder sein Ohr an mein Herz, wobei er unwillig den Kopf schüttelte.

Ich bat um Aufklärung.

„Sehen Sie,“ begann er stockend und seine Ausdrücke suchend, „nehmen wir an, Ihr Herz sei in Ordnung, aber wie soll ich es Ihnen sagen . . . Betrachten Sie mal Ihre Pantoffeln: Sie tragen sie schon lange und werden es wohl noch lange thun können, aber die Spitzen sind weiß geworden. Sie sind verschlissen. So ähnlich ist es Ihrem Herzen ergangen, es kann ja auch verschleißen. Wie alt sind Sie?

„Wie alt ich bin? Ich?“

„Nun ja, Sie. Warum setzt Sie meine Frage in Erstaunen?

---

*) Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel-Bonn.

„Weil mir dieselbe nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin über vierzig."

Der Arzt lachte auf.

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie über vierzig sind, aber wie viel denn? Sind Sie nicht näher an die Fünfzig?

„Vielleicht doch."

„Da sehen Sie, ein Mann von fünfzig Jahren muß sich sagen, daß er alt ist, und sich nicht darüber wundern, daß sein Herz schwächer arbeitet, als in jungen Jahren."

Der Arzt näherte sich mit Entschlossenheit dem Schreibtisch und setzte gleich drei Recepte auf.

„Darf ich denn wenigstens heute ausfahren?" fragte ich mit schüchternem Flehen.

„Unter keiner Bedingung! Morgen müssen Sie stündlich beide Arzneien abwechselnd einnehmen, für die Nacht reiben Sie sich mit der Salbe ein, und übermorgen werde ich vorsprechen."

„Ich habe aber Maria Petrowna bestimmt versprochen, bei ihr zu essen. Sie wissen doch, daß sie heute ihre Nichte erwartet."

„Das hat nichts zu sagen! Von hier aus werde ich zu Maria Petrowna fahren und ihr sagen, daß ich Ihnen verboten habe, das Haus zu verlassen. Sie werden noch Zeit haben, sich die Nichte anzusehen; sie bleibt den ganzen Winter bei Maria Petrowna."

Nachdem er das Papierchen, das ich ihm wie verstohlen — als ob ich etwas Unrechtes thäte — eingehändigt, nachlässig in die Tasche gesteckt, entfernte sich der Arzt mit wichtiger Miene.

Dieser ärztliche Besuch brachte mich auf die traurigsten Gedanken. Wie ist es denn eigentlich? Seitdem ich denken kann, habe ich mich jung gefühlt, und nun stellt es sich heraus, daß ich ein alter Mann bin? Noch gestern trank, aß, schlief ich, machte den Damen den Hof, wie ein junger Mann, jetzt muß Alles anders werden.

Eben, als ich in meinem Schreibtische kramte, fand ich ein altes, von der Zeit vergilbtes Heft mit der Aufschrift: „Aufzeichnungen aus meinem Leben. Dresden."

Ich hatte vor Jahren, im Auslande lebend, in sehr aufgeregtem Gemüthszustande, angefangen in diesem Hefte zu schreiben. Ich entnehme daraus die letzten Zeilen:

„Ich muß enden. Ich sehe es ein, ich verstehe weder mich selbst, noch das mich umgebende Leben. Die Zeit muß kommen, wo sich in der Seele Alles beruhigen wird, der Zeitpunkt des traurigen Altseins wird herankommen, — dann werde ich vielleicht diese Aufzeichnungen wieder zur Hand nehmen."

Augenscheinlich ist jetzt dieser Zeitpunkt herangekommen. Schon längst hat sich Alles in der Seele beruhigt, der Lebensweg ist fast überschritten, es ist Zeit, die Summe zu ziehen. Nicht nur, daß ich gegessen, geschlafen

und den Hof gemacht, ich habe auch während meines ganzen Lebens beobachtet und nachgedacht, ich möchte mir gern das Resultat erklären von:

Meines Geistes kühlem Forschen
Und des Herzens trübem Sinnen.

Ich weiß nicht, ob diese Aufzeichnungen zu etwas führen werden, jedenfalls freue ich mich, eine mir zusagende Beschäftigung gefunden zu haben. —

Doch warum bin ich denn eigentlich ein alter Mann? Es ist der reine Unsinn! Mein Gesicht ist jung, ich habe kein einziges graues Haar, auf den Bällen tanze ich, die Mütter betrachten mich als einen Heirathskandidaten, und die Hauptsache, Alle nennen mich Pawlik Dolsky. Nur Leute, mit denen ich ganz wenig bekannt bin, reden mich, Pawel Matweitsch an, sonst aber immer Pawlik, blos Pawlik ... Man wird doch keinen alten Mann Pawlik nennen! Noch kürzlich habe ich im Klub gehört, wie Jemand einem alten Herrn, der einen Partner zum Whist suchte, sagte: „Aber Sie haben doch Pawlik Dolsky“. Diese Vertraulichkeit verdroß mich sogar einigermaßen, weil ich den Betreffenden kaum kannte, doch jetzt sehe ich ein, daß er vollkommen Recht hatte. Was konnte er thun, wenn mich Alle so nennen? Und dieser widerliche Arzt, der selbst jung erscheinen möchte und Maria Petrowna zärtliche Blicke zuwirft, der behauptet, ich sei ein alter Mann. Unsinn, Unsinn und wieder Unsinn!

* * *

8. November.

Heute entnahm ich meinem Schreibtische eine Sammlung meiner Bilder, die ich nach dem Tode meiner Mutter vom Lande mitgebracht hatte, und begann sie zu betrachten. Das erste Bild — ein Daguerreotyp, das im Jahre, wo man mich nach Petersburg gebracht, gemacht worden war. Es ist schon ganz verblaßt, statt des Gesichtes nur ein weißer Fleck. Das zweite Bild, schon eine Photographie, ich bin in der Uniform eines Kammerpagen abgebildet. Was war ich doch damals für ein Prachtkerl! Dann bin ich in einem Husarenattila, dann im Fracke mit der Kette des Friedensrichters, dann in der Kammerherrnuniform und noch in verschiedenen Gruppen. Eins davon — mit Alëscha Okomzeff und seiner Frau — rief in meiner Seele die schwersten Erinnerungen hervor und weckte mein längst beruhigtes Gewissen wieder auf. Lange vermochte ich es nicht, mich von diesem stummen Zeugen vergangener Stürme loszureißen, dann trat ich an den Spiegel und begann, mein Gesicht mit den Bildern zu vergleichen. Meiner Ansicht nach sehe ich dem Pagenbilde am ähnlichsten. Fast dasselbe Gesicht, nur habe ich jetzt einen großen Schnurrbart, den ich damals nicht besaß, und um bei der Wahrheit zu bleiben, ist das Haar lichter geworden. Dafür aber sind der Blick, der Ausdruck dieselben. Der Arzt ertappte mich bei dieser Beschäftigung.

„Nun sagen Sie, Fedor Fedoritsch," fragte ich ihn, „sehe ich diesem Pagen ähnlich? Nicht wahr, der Unterschied ist nur gering?

„Ein gewisser Unterschied ist allerdings vorhanden. Erstens hat der Page keine Runzeln . . ."

Dieser Arzt wird mich entschieden um den Verstand bringen. Natürlich ist mir das Wort: Runzeln schon längst bekannt, und ich habe es mehr als einmal im Gespräch gebraucht, aber ich habe mir niemals Rechenschaft darüber gegeben, was es eigentlich sei.

„Wo habe ich denn Runzeln?" rief ich voll Verzweiflung aus.

Der Arzt zeigte mir „wo".

„Das sollen Runzeln sein? Es sind einfach zufällige Hautvertiefungen.

„Nehmen wir das an; aber bei Ihnen als Page waren diese Zufälligkeiten nicht vorhanden, jetzt sind sie da."

„Es sind die Folgen des Nachdenkens, langer Betrachtungen."

„— Ja, langer Betrachtungen, hauptsächlich aber — der langen Jahre. Regen Sie sich nur nicht auf, beruhigen Sie sich und lassen Sie mich mal Ihr jugendliches Herz behorchen."

Bei meiner seligen Mutter, die eine kranke Frau war, auch bei Maria Petrowna, die immer gesund ist und sich beständig behandeln läßt, habe ich zur Genüge die verschiedensten Typen von Aerzten gesehen. Fedor Fedoritsch gehört zum widerlichsten Typus. Er ist ein witzelnder und ironischer Arzt. Ich habe immer Angst, er möchte einmal in einem Recept ein lateinisches Wortspiel verschreiben, das einem nachher recht schlecht bekommen könnte.

* * *

19. November.

Heute hat mich Maria Petrowna in Begleitung des Arztes besucht.

Maria Petrowna ist eine sehr seltsame Frau; sie zieht sich wie ein grauer Faden durch mein ganzes Leben. Ich bin, wie es scheint, in meiner Kindheit in sie verliebt gewesen. Ich hätte vielleicht diesen Umstand schon längst vergessen, wenn sie ihn mir nicht gelegentlich in's Gedächtniß zurückriefe, indem sie ihre Sätze folgendermaßen anfängt: Vous qui m'avez tant aimée. Wir sind mit ihr im gleichen Alter, aber im vorigen Jahre stellte es sich nach ihren Worten heraus, daß ich fünf Jahre älter sei. Ich bin Brautführer gewesen, als sie den bejahrten General Kunischtscheff heirathete, der sechs Jahre nach der Hochzeit starb und ihr ein Haus auf der Sergiewskaja, in welchem sie im Winter wohnt, und ein großes Gut bei Rjasan, wo sie die Sommermonate zubringt, hinterließ. Jetzt ist sie eine ziemlich starke, frische Blondine, die sich nicht nur für ihre wirklichen, sondern auch für ihre angeblichen Jahre prächtig erhalten hat. Sie ist keine dumme Frau, doch würde sie, wenn sie nicht so zerstreut wäre, viel klüger erscheinen.

Sie folgt aufmerksam der Litteratur, die Revue des deux mondes liest sie von der ersten bis zur letzten Zeile, denkt lange über das Gelesene nach, sodaß ich stets aus ihren Gesprächen schließen kann, bei welchem Artikel sie stehen geblieben ist. Einst bei Tische, als die Rede von einer französischen Schauspielerin war, unterbrach sie das Gespräch, indem sie sich zu mir mit der Frage wandte: „Nicht wahr, Paul, was war doch diese byzantinische Kaiserin Zoë für eine seltsame Frau?“ Ein anderes Mal fragte sie Kolja Kunischtscheff, einen entfernten Verwandten ihres verstorbenen Mannes, der von der Kriegsschule zu ihr beurlaubt war:

„Was denken Sie, Nicolas, über die Lage der Fellahs in Aegypten?“ Statt der Antwort schlug er nur seine Sporen aneinander.

Ich sehe Maria Petrowna fast täglich. Meistens langweile ich mich bei ihr, aber es zieht mich zu ihr hin, wie nach einem stillen, zuverlässigen und gewohnten Hafen. Wir verbringen zuweilen ganze Abende zusammen, indem wir über Poesie und Liebe sprechen und den Stadtklatsch leicht durchnehmen. Sie liebt die Musik und spielt gern die Chopin'schen Noctürnes, aber sie führt sie mit solchem Gefühle aus und verlangsamt derart das Tempo, daß man sie nicht erkennen kann; manchmal klimpert sie aber in ihrer Zerstreutheit allen möglichen Mißklang. Ich habe bemerkt, daß, wenn sie besonders traurig ist, sie Les cloches du monastère zu spielen beginnt. Bei den ersten Tönen dieses weinerlichen Stücks übermannt mich stets der Schlaf.

Maria Petrowna erkennt nur die platonische Liebe an. Mit dem oben erwähnten Kolja Kunischtscheff ereignete sich im vergangenen Jahre ein charakteristischer Vorfall. Als er zum Offizier befördert worden war, stellte sie ein unglaubliches Gethue mit ihm an. Maria Petrowna lud ihn unaufhörlich ein, gab sogar, trotz ihrer Abneigung für große Empfänge, ihm zu Ehren Gesellschaften. Damals freute ich mich schon für sie, weil ich dachte, daß sie, nachdem sie ihr ganzes Leben über Liebe gesprochen, sich endlich ordentlich verliebt hätte. Es endigte damit, daß mir eines Morgens ein lakonisches Briefchen überbracht wurde, „Mon cher Paul, venez me voir, j'ai à vous parler.“ Ich fand Maria Petrowna in Thränen von Arzeneien und Kompressen umgeben.

„Ich habe Sie gebeten zu kommen,“ begann sie mit schwacher Stimme, „weil ich Sie für einen wahren Freund halte. Sie glauben nicht, wie peinlich es ist, sich durch die Menschen irre geführt zu sehen. Ich bin vollkommen von Nicolas enttäuscht, er hat mich nicht verstanden.“

„Aber was hat er gethan?“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, was er gethan, nur Eines will ich Ihnen mittheilen, er hat mich ganz und gar nicht verstanden.“

Da ich nichts in Erfahrung bringen konnte, begab ich mich zu Kolja. Er nahm zuerst meine Fragen etwas übel.

„Verstehen Sie doch nur, Kolja,“ sagte ich ihm, „daß ich nicht ge-

kommen bin, um eine Untersuchung einzuleiten. Eigentlich geht mich ja die Sache nicht im Geringsten an. Ich möchte nur als Maria Petrownas und — Ihr Freund einem zwischen Ihnen entstandenen Mißverständniß ein Ende bereiten. Was ist eigentlich vorgefallen?"

„Aber wirklich, es ist nichts vorgefallen," antwortete er lachend. „Ich habe den ganzen Abend bei der Tante zugebracht, sie hat die meiste Zeit Noctürnes gespielt, dann wurde das Souper aufgetragen, dann weiß ich nicht, warum . . .. mit einem Worte, ich habe vielleicht einmal zu viel ihr Händchen geküßt. Sie hat sich geärgert und ist weggegangen."

„Ich glaube vollkommen, daß Sie Maria Petrowna nicht haben beleidigen wollen, da Sie sie aber doch gekränkt haben, so — was kostet es Ihnen, sich bei ihr zu entschuldigen?"

„Aber ich bitte Sie, ich bin bereit, mich hunderttausend Mal zu entschuldigen."

Ich brachte den Sünder augenblicklich zu Maria Petrowna. Er bat ehrerbietig um Verzeihung, erhielt dieselbe, doch von der Zeit an stellte er seine Besuche bei der Tante fast vollständig ein. Dieses Mal hatte er sie ganz gut verstanden.

Heute erschien Maria Petrowna bei mir ganz in Schwarz gekleidet und mit einem Gesichte, wie man zu einer Trauermesse geht. Nachdem sie mich aufmerksam angesehen, erheiterte sie sich.

„Ich finde, Paul, daß es nicht so schlimm mit Ihnen steht, als wie es Fedor Fedoritsch gesagt hat.

Der Arzt machte ihr ein ausdrucksvolles Zeichen, das seinen Zweck vollständig verfehlte, denn ihr entging es, und ich bemerkte dasselbe.

„Allerdings ist Paul etwas mager geworden, aber sehen Sie nur, er hat sogar Farben . . . Und wissen Sie, Fedor Fedoritsch, mir scheint es, daß es garnicht nöthig ist, ihn mit Ihren starken Mitteln zu behandeln. Man könnte ihm pulsatilla oder mercurius solubilis geben. Wie denken Sie darüber?

„Sie kennen Maria Petrowna," erwiderte scharf der Arzt, „meine Ansicht über die Homöopathie . . ."

„Ach ja, pardon, ich habe vergessen, daß Sie hier sind, aber ich glaube doch, daß pulsatilla nicht schaden könnte."

„Wenn sie auch nicht schaden kann, so kann sie doch nicht helfen, und wenn sie helfen kann, so kann sie auch schaden. Das ist une cercle vicieuse, aus der Sie nicht herauskommen werden."

„Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Fedor Fedoritsch," bemerkte Maria Petrowna im Tone zärtlichen Vorwurfs, daß cercle männlich ist und daß man sagen muß: cercle vicieux und nicht vicieuse."

Der Doktor, ganz außer sich über die Verbesserung der französischen Sprache, für die er eine unüberwindliche Leidenschaft hegte, und hauptsächlich über die Erwähnung der Homöopathie, erklärte, er hätte einen Schwerkranken,

zu dem er unverzüglich fahren müsse. Trotz meiner Bitten entschloß sich Maria Petrowna nicht, allein bei mir zu bleiben, und fuhr auch weg. Wahrscheinlich erwartete sie auch meinerseits irgend eine Ausschreitung in der Art von Kolja Kunischtscheff.

Sie fand jedoch dafür einen vorzüglichen Vorwand — ihre Nichte. Von dieser eben aus dem Institute entlassenen Nichte hatte sie mir seit ihrer Rückkehr vom Lande in einem fort erzählt. Sie bildete sich ein, sie unendlich zu lieben, obgleich sie sie zum letzten Male gesehen, wie Jene drei Jahre alt gewesen. Jetzt behauptet sie, ihre Nichte sei bezaubernd, nennt sie „l'enfant de mon coeur“ und bedauert unendlich, daß es mir noch nicht geglückt sei, sie zu sehen.

Ich dagegen bedaure es nicht im Geringsten. Dieselbe ist wahrscheinlich irgend ein sentimentales, semmelblondes Institutsfräulein, in der Art wie sie selbst.

* * *

1. Dezember.

Nun sind schon drei Wochen seit dem Anfange meiner Krankheit verflossen. Ich habe eine ganze Menge Arzeneien und Salben durchprobirt; nach jedem neuen Mittel behauptet der Arzt, es hätte gewirkt, dabei entläßt er mich nicht aus dem Hausarreste. Abends besuchten mich einzelne Freunde, heute ist Niemand gekommen, und ich setze mich mit Vergnügen an diese Aufzeichnungen.

Um die Summe des verflossenen Lebens zu ziehen, muß man vor Allem entscheiden, was ich eigentlich für ein Mensch gewesen bin: ein guter oder ein schlechter, ein kluger oder ein dummer, ein glücklicher oder unglücklicher. Ich steckte mir eine Cigarre an, nahm auf dem Divan Platz und dachte während zwei Stunden über die erste Frage nach. Ich kam zum Schlusse, daß dies selbst für den wahrheitsliebendsten Mann eine nicht zu entscheidende Frage sei. Wenn sich Jemand Mühe giebt, sein früheres Leben sich zu vergegenwärtigen, kommen ihm sogleich seine guten Thaten besonders deutlich in den Sinn: dem hat man Gutes erwiesen, den gerettet, einst hätte man eine Niederträchtigkeit begehen können und hat es nicht gethan. Die Erinnerung an die schlechten Handlungen ist unendlich blasser. Wenn aber unser Gewissen plötzlich durch eine unzweifelhaft häßliche That beschwert wird, so ernennt sich dasselbe gefällige Gewissen zu unserm eigenen vereidigten Rechtsanwalte und beeilt sich alle möglichen Rechtfertigungen auszudenken, als ob es fürchte, daß im Falle wir uns für schuldig erklären, man uns augenblicklich, wenn auch nicht in einen ganz entfernten, so doch nicht genug centralen Ort verbannen würde. Ein ähnliches Gefühl empfand ich eben und empfinde es jedes Mal, wenn ich an Aljöscha Okontzeff denke. Doch davon ein anderes Mal.

Es ist noch schwerer, seine Eigenschaften, als seine Handlungen richtig

zu schätzen. Wenn wir andere Menschen beurtheilen, so haben wir ein ganzes Lexikon von Abstufungen in Vorrath, aus dem wir je nach Bedarf eine beliebige entnehmen. Hier sind drei Menschen, die ihr Eigenthum auf gleiche Art wahren. Von ihnen ist uns der Erste sympathisch, wir nennen ihn sparsam, vernünftig; den Zweiten lieben wir nicht, er ist unserer Ansicht nach geizig; den Dritten können wir nicht leiden, er ist ein Knauser. Die Geschichtsschreiber lassen sich in ihren Urtheilen meist durch ähnliche Sympathien, oder besser noch gesagt, Launen leiten. Ohne sich gegen die Wahrheit zu versündigen, können sie immer eine Abstufung wählen, können eine bekannte historische Persönlichkeit streng oder grausam, gütig oder schwach nennen. Es versteht sich von selbst, daß bei der Beurtheilung seiner eigenen Eigenschaften selbst der Mensch, der am meisten wünscht, wahrheitsgetreu zu bleiben, dennoch die zartesten Abstufungen wählen wird. Uebrigens hat es Beispiele gegeben, daß Menschen ihre Vergangenheit in den schwärzesten, mit Absicht verdichteten Farben vorgestellt haben. Für solche öffentliche Bußen kann man kein besseres Epigraph wählen, als den bekannten Ausspruch „Demuth, die mehr als Stolz". Aus der Tiefe dieser schriftstellerischen Beichter blickt der hoffärtige Gedanke hinaus: „Da seht Ihr, Leser, bis zu welchem Grade ich für meine Vergangenheit streng bin; erseht daraus, welche Vollkommenheit ich jetzt erreicht habe." Bis morgen.

2. Dezember.

Bin ich gescheit oder dumm? Wenn man mir eine ähnliche Frage unvermuthet über irgend einen meiner Bekannten vorgelegt hätte, so wäre es mir schwer geworden, dieselbe gleich, ohne Ueberlegung zu beantworten. Ich spreche nicht über Genies oder Idioten, doch von diesen und jenen giebt es ja nicht viele. Um so schwerer ist es mir, ein Urtheil über mich selbst zu fällen. Im Allgemeinen sind die Begriffe über Geist sehr verschieden. In der Gesellschaft nennt man größtentheils denjenigen klug, der viele französische Wortspiele auswendig kennt, oder den, der über Alle schimpft. In der Gelehrtenwelt gilt derjenige für klug, der die Geduld gehabt hat, die größte Menge unnöthiger Bücher durchzulesen; in den geschäftlichen Kreisen derjenige, der die meisten Menschen hintergangen hat. Jemanden für gescheit oder dumm zu erklären, kostet entschieden nichts; es hängt oft von der Stimmung ab. Da habe ich Maria Petrowna nicht dumm, wenn auch eine zerstreute Frau genannt, aber als ich es niederschrieb, befand ich mich in einer großherzigen Laune. Wäre ich damals etwas böse gewesen, hätte ich sie dreist dumm nennen können, ohne mich dabei wirklich sehr weit von der Wahrheit zu entfernen. Gestern schickte sie mir dennoch homöopathische Kügelchen mit dem strengen Befehle, dem Arzte nichts davon zu sagen. Heute trat Fedor Fedoritsch zu mir ein mit der Frage:

„Nun, hat Ihnen denn die Pulsatilla geholfen?"

„Von wem wissen Sie es?"

„Selbstverständlich von Maria Petrowna."

Meiner Ansicht nach ist die Logik der einzige Maßstab für den Geist, und von diesem Standpunkt aus kann ich mich nicht für klug erklären. Oft habe ich nicht das gethan, was ich gesagt, gedacht. Dabei kann ich beschwören, daß ich niemals mit Ueberlegung, mit Berechnung gelogen habe. Meine alte Tante Awdotja Markowna sagte mir, als sie mich einst für einen Jungenstreich schalt:

„Selbst bist Du klug, aber Dein Kopf ist dumm."

Ich glaube, sie hatte Recht.

Ich entstamme einer adligen, streng konservativen Familie. Die Erziehung im Korps und der Dienst im Regiment haben diese Richtung noch mehr gefördert. In Folge des hauptsächlichen und einzigen, oben erwähnten Romans meines Lebens nahm ich meinen Abschied, ließ mich auf dem Lande nieder und gerieth unter die Friedensrichter. Unser Gouvernement zeichnete sich durch ungewöhnlich liberale Friedensrichter aus, und unter ihnen war ich einer von den liberalsten. Wie dies geschah, kann ich hier nicht erklären. Uebrigens verwirrten sich damals diese Begriffe bis zur Lächerlichkeit; jeder Einzelne konnte sich für das, was er wollte, halten. Von Kindheit an war mir beigebracht worden, daß der Konservative der Richtung der Regierung folgen müsse, hier ereignete es sich, daß die Regierung liberaler als die Gesellschaft war. Unser Gouverneur — einst einer der grausamsten Gutsbesitzer — weinte jetzt vor Rührung bei dem Worte Befreiung. Natürlich, wäre es der Regierung in den Sinn gekommen, die Bauern wieder zu Leibeignen zu machen, so wären seine Rührungsthränen noch reichlicher geflossen. Diesem Gouverneur gleich, donnerte ich an und strafte die abscheulichen Plantators und Vertheidiger der Leibeigenschaft im Namen der liberalen Richtung, die man der Kürze wegen damals einfach „ehrliche" nannte. War ich vollkommen aufrichtig? Ja und nein, wie eine mir bekannte Dame sagt, die zu verstehen geben will, daß sie Alles weiß und dabei fürchtet, in die Klemme zu gerathen. Zuweilen umfingen mich Minuten schweren Nachdenkens. Da dachte ich, der Onkel Platon Markitsch . . . bis zu siebzig Jahren hat er als Ritter der Ehre gelebt, er ist von ungewöhnlicher Güte, die Bauern lieben ihn über Alles. Aber er ist ein Mann von alten Grundsätzen, es ist ihm schwer, sich mit den neuen Ideen zu befreunden, er befürchtet für seine Kinder das völlige Elend. Wie ist es zu verwundern, wenn er so viel wie möglich seine eigenen Interessen vertheidigt? Ist es möglich, daß man auch ihn als „unehrlich" betrachten muß? —

Aber diese Minuten des Nachdenkens wurden durch den Lärm der allgemeinen Berathungen, der Zeitungsartikel, hauptsächlich aber der Mode übertönt, und wir donnerten, straften und terrorisirten das Gouvernement, ohne den geringsten Unterschied zu machen zwischen Leuten in der Art wie

Platon Markitsch und den wirklichen Koryphäen und Virtuosen des leibeigenen Rechtes.

Es ist sehr möglich, daß ein so leidenschaftliches und deshalb ungerechtes Verhalten in der Sache für jene historische Rolle, die wir zu spielen hatten, unumgänglich nöthig war. Als diese Rolle zu Ende ging, verließen wir die Bühne, und ich kehrte ganz naturgemäß in den früheren Kreis von Menschen und Begriffen zurück. Im vorigen Jahr trafen sich einige gewesene Terroristen in Petersburg. Ich hatte freundschaftliche Beziehungen mit ihnen aufrecht erhalten, und wir verabredeten uns, zusammen im Restaurant zu essen. Anfangs empfanden wir eine gewisse Verlegenheit, aber unter dem Einflusse des Weines und der alten Erinnerungen verschwand dieses Gefühl, und gegen Ende des Essens tönten wieder „Vertheidiger der Leibeigenschaft", „Kampf mit den Plantators", „ehrliche Richtung" — dieses ganze Arsenal der einst gefürchteten, jetzt unnöthigen Worte. Für ein paar Stunden wähnten wir wieder Kalifen zu sein. War ich dieses Mal aufrichtig? Wieder werde ich mit dem Ausspruche der bekannten Dame antworten: ja, und nein. Die mit diesen Worten verknüpften Begriffe sind längst in das Gebiet des Anachronismus übergegangen. Früher bildeten diese Worte den Auswuchs neuer Ideen, den Bruch des ganzen Lebens, jetzt sind sie einfach eine Frage der Terminologie.

* * *

6. Dezember.

Jetzt ist die Frage an der Reihe: Bin ich ein glücklicher oder unglücklicher Mensch gewesen?

Vom allgemeinen Standpunkt aus war ich unzweifelhaft sehr glücklich, denn ich habe ein unabhängiges Vermögen und was man sehr unbestimmt eine Stellung in der Gesellschaft nennt. Aber das Geld ist doch — ein negatives Gut; daran wie an die Gesundheit denkt man nur, wenn sie nicht vorhanden sind.

Im Erreichen gerade dessen, was man nicht hat, besteht meiner Ansicht nach das Glück, und deshalb dauert es nur einen Augenblick. Kaum hat der Mensch das Ersehnte errungen, so wünscht er schon etwas Größeres. Und sogar dieser Augenblick wird Einem durch die Einmischung in unser Leben von Freunden und Feinden, was fast dasselbe ist, vergiftet.

Was sind Freunde, und was sind Feinde?

Eine wahre, auf langjährige Bekanntschaft und gegenseitige Liebe gegründete Freundschaft kommt im Leben jedes Menschen äußerst selten vor, und für diejenigen Beziehungen, bei deren Vorhandensein man die Menschen als „gute Freunde" bezeichnet, bedarf es weder der Achtung, noch der Liebe. Gute Freunde sind Menschen, die es für ihre Pflicht halten, in unserer Seele und in unserem Leben herumzustöbern, die bei jedem Zusammentreffen mit Einem der größten Freude Ausdruck geben, und denen es sehr wenig

Kummer macht, wenn uns ein Mißgeschick oder gar ein Schmerz ereilt. Ich habe bemerkt, daß solche oberflächliche, freundschaftliche Beziehungen sich viel öfter in Folge gemeinschaftlicher Fehler, als in Folge gemeinschaftlicher Tugenden entwickeln. Gemeinschaftliche Tugenden oder Talente erwecken Eifersucht und folglich auch Neid. Es ist aber einem Manne, der einen Fehler an sich kennt, sehr angenehm, denselben Fehler bei anderen Menschen zu entdecken, und naturgemäß findet er diese Menschen ausgezeichnet, schon um sich selbst zu rechtfertigen.

Feindschaft entsteht zuweilen unter Menschen durch das Aneinanderprallen gemeinschaftlicher Interessen. Es ist dies eine natürliche Feindschaft, es ist die Feindschaft zweier Hunde wegen des zwischen sie geworfenen Knochens. Doch oft sind die Gründe zur Feindschaft flüchtiger und zufälliger Natur, gleich denen der Freundschaft. Sie treffen Herrn NN. zum ersten Mal in einem bekannten Hause und sagen in seiner Gegenwart, die Sängerin Solfeggio sänge falsch. Hätte NN. dazu geschwiegen oder Ihre Ansicht getheilt, so wären Sie vielleicht Ihr ganzes Leben in freundschaftlichen Beziehungen mit ihm geblieben. Aber NN. ist in die Sängerin Solfeggio verliebt und giebt Ihnen eine scharfe Antwort. Der Ton seiner Erwiderung setzt Sie in Erstaunen, und Ihrerseits sagen Sie ihm eine Stichelei, die die Grenzen der Höflichkeit nicht übersteigt. Das genügt: NN. ist Ihr Feind bis zum Grabe, er spürt jedem Ihrer Worte nach, hebt Ihre Schwächen hervor, wird vielleicht nicht 'mal vor der Verleumdung zurückschrecken.

Wie oft schändet eine solche ephemere Feindschaft höhere, geistige Sphären. Da hat der bekannte, geehrte Schriftsteller X. einen Artikel über Genossenschaften erscheinen lassen. Ein anderer, nicht minder geehrter Schriftsteller Z. liebt nicht Genossenschaften und schreibt eine Erwiderung auf den Artikel von X., in welcher er übrigens volle Achtung dem Talente des Verfassers zollt. X. ist demungeachtet unzufrieden und deutet in seiner Antwort an, Z. sei nicht genügend mit dem Gegenstande, über welchen er zu schreiben unternommen, unterrichtet. Z. überführt seinerseits X. der Unrichtigkeit der von ihm gemachten Citate. Die Polemik entbrennt immer mehr; zum Schlusse führt der Gedankenaustausch X. so weit, daß er die zweideutige Stellung von Z.s Frau erwähnt, und Z. erzählt sehr durchsichtig, wie X. einst bei der Eröffnung eines Vergnügungslokals durchgeprügelt worden ist. Ueber Genossenschaften ist in diesen Artikeln zur Verwunderung und Unzufriedenheit des Publikums schon nicht mehr die Rede.

Doch ist die Sache die, daß sich das Publikum gar nicht wundert und keinen Unwillen empfindet. Die Mehrzahl interessirt sich viel weniger für die Frage der Genossenschaften, als für die der Prügel von X. und der Intriguen von Z.s Frau.

Doch habe ich mich nicht weniger als X. und Z. vom Gegenstande meiner Betrachtungen entfernt. Indem ich auf die Frage von dem Glück

zurückkomme, erinnere ich mich unwillkürlich an den Zeitpunkt meines Lebens, den ich schon öfters hier erwähnt habe, den Zeitpunkt fieberhafter Thätigkeit und sinnlosen Glückes, dem mein ganzes späteres Leben zum Opfer gefallen ist. Ich will morgen versuchen, diese Geschichte, die auf viele von mir aufgeworfene Fragen wird Antwort ertheilen können, wahrheitsgetreu zu erzählen.

* * *

7. Dezember.

Aljöscha Okontzeff war mein nächster Nachbar, entfernter Verwandter und der größte Freund meiner Kinder- und Jugendjahre. Niemals habe ich einen sympathischeren Menschen getroffen. Ein origineller Geist vereinigte sich bei ihm mit dem zärtlichsten, theilnehmenden und kindlich vertrauenden Herzen. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als er sich mit einer reichen und vornehmen Moskauer jungen Dame vermählte. Nie werde ich meine erste Begegnung mit Helene Pawlowna vergessen. Ich hatte vom Regiment einen dreimonatlichen Urlaub erhalten und fuhr nach meiner Wassiliewska, um die Geschäfte bei Gelegenheit der „Emancipation", wie man sich damals ausdrückte, zu ordnen. Bei der Durchreise in Moskau ging ich in das Troitzkische Restaurant und erblickte am Ende des Saales, fast bei der Orgel, Aljöscha mit einer jungen und schlanken Frau. Er fiel mir um den Hals und stellte mich seiner Frau vor.

„Siehst Du, Lilja," sagte er mit ungeheuchelter Freude, „Du mußt doch irgend eine Ahnung, daß wir ihn hier finden würden, gehabt haben."

„Gar keine Ahnung habe ich gehabt," antwortete Lilja lächelnd. „Ich hatte einfach noch nie im Leben eine Orgel gehört und schon längst beschlossen, sobald ich verheirathet sein würde, unbedingt in einem Wirthshause zu frühstücken."

Das Frühstück verlief sehr heiter. Ich weiß noch ganz genau, daß dies erste Mal Helene Pawlownas Schönheit keinen besonderen Eindruck auf mich hervorbrachte. Das Einzige, was mir an ihr auffiel, war ihr seltsamer, räthselhafter, in die Ferne gerichteter Blick. Es schien, als ob in diesen grünlichen Augen eine Frage, auf die Niemand Antwort ertheilen konnte, erstarrt sei. Nach dem Frühstück kam ihr ein neuer Einfall in den Sinn: zum Photographen zu fahren und zur Erinnerung an dieses Frühstück eine Gruppe machen zu lassen. Wir erfüllten selbstverständlich ihren Wunsch, und dieses Bild, das ich das prophetische genannt, ist bei mir das einzige Denkmal der Vergangenheit geblieben. Am selben Abend verließen wir zusammen Moskau und begaben uns auf's Land. Zwischen unseren Gütern lagen nicht mehr als vier Werst, und wir sahen uns natürlich täglich.

Nach ungefähr zwei Monaten fing ich an zu bemerken, daß der räthselhafte Blick oft lange auf mir ruhte . . . Daß ich mich in Helene Pawlowna verliebte, ist nicht zu verwundern, aber warum sie mich lieb gewann,

das kann ich bis heute nicht verstehen. Alëscha sah viel besser aus als ich, und auch in jeder anderen Hinsicht wage ich es nicht, mich mit ihm zu vergleichen . . . Und unser Roman begann, ehe noch ein halbes Jahr nach ihrer Heirath vergangen war.

In späterer Zeit, wenn ich mein damaliges Benehmen prüfte, tröstete mich der Gedanke, daß ich mit meinen Gefühlen lange gekämpft hatte. Leider muß ich gestehen, daß, wenn ich auch gekämpft, der Kampf kein andauernder gewesen war. Wenn ich als ganz ehrlicher Mann hätte handeln wollen, so hätte ich vor Ablauf meines Urlaubs wegfahren müssen. Aber ich fuhr nicht weg, nahm sogar Nachurlaub, dann trat ich aus dem Regiment aus, übernahm die Stellung eines Friedensrichters und verlebte zwei Jahre auf dem Lande. Diese zwei Jahre sind der interessanteste und schmachvollste Zeitabschnitt meines ganzen Daseins. Ich genoß mein Leben vollauf, ich gab mich nicht vollständig Helene Pawlowna hin; die Pflichten eines Friedensrichters nahmen mehr als die Hälfte meiner Zeit in Anspruch, die Liebe war mir mehr ein Ausruhen und eine Zerstreuung, so daß ich nicht 'mal als Rechtfertigung die Stärke und Macht meiner Neigung anführen darf. Den Winter verbrachten Okontzeffs in der Gouvernementstadt, ich miethete ein im Hofe ihres Hauses stehendes Nebengebäude und besuchte sie, sobald ich mich frei machen konnte. Ich kann nicht behaupten, daß mein Gewissen sich die ganze Zeit nicht regte. Ich konnte zuweilen nicht ohne Entsetzen das gute vertrauende Gesicht Alëschas ansehen, aber eben dies Bewußtsein von der Tiefe meines Verbrechens, verbunden mit der beständigen Angst, ertappt zu werden, verlieh dem ganzen Roman einen besonderen sündhaften Reiz.

Gegen Ende des zweiten Winters erkältete sich Alëscha und wurde ernstlich krank. Helene Pawlowna entfernte sich nicht von seinem Bette und erfüllte mit bewundernswerther Selbstlosigkeit die Pflichten einer Pflegerin, als aber Alëscha anfing sich zu erholen, konnte sie ihren schweren, immer wiederkehrenden Trübsinn nicht verbergen. Die Sache war die, daß die Aerzte durchaus verlangten, Alëscha solle auf ein Jahr ein warmes Klima aufsuchen. Helene Pawlowna konnte ihn nicht allein fahren lassen, und es schien ihr unmöglich, die Trennung von mir zu ertragen. Vergebens gab ich ihr die Versicherung, ich würde sie im Sommer im Auslande aufsuchen, — sie blieb untröstlich. Endlich gegen Ende April erklärte man Alëscha stark genug, um die Reise zu unternehmen, und die Abreise wurde auf zwei Tage darauf festgesetzt. An diesem Tage hielt ich mich bei Okontzeffs besonders lange auf. Der Abend war so warm, daß die Balkonthüre offen stand und Alëscha die frische Frühlingsluft mit Entzücken einathmete. Helene Pawlowna war auch lebhaft geworden, plauderte heiter über die bevorstehende Reise, dann machte sie ihrem Manne die Arzenei zurecht und sagte mir lächelnd, es wäre nun für mich Zeit zu gehen. Ich war schon an der Thür, da rief mich Alëscha zurück.

„Siehst Du, Pawlik,“ sagte er, mir fest die Hand drückend, „ich wollte

Dir sagen . . . Du kannst Dir nicht denken, wie glücklich ich bin, reisen zu können, aber es ist mir sehr schwer, mich von Dir zu trennen. Gieb mir Dein Wort, uns bestimmt im Sommer nachzukommen.

Keine noch so bitteren Vorwürfe Alëschas hätten es vermocht, meine Seele derart zu erschüttern, wie diese einfachen, freundschaftlichen Worte es thaten. Wie ein Stein lag es mir auf dem Herzen, eine dunkle Ahnung eines unbekannten und unvermeidlichen Unheils ließ mich keinen Schlaf finden. Nur gegen Morgen schlummerte ich schwer und unruhig ein.

Man weckte mich mit der Nachricht, Alëscha sei gestorben. Die Aerzte hatten bei diesem unerwarteten Ausgange der Krankheit vollständig den Kopf verloren; dann entschieden sie, es sei ein akuter Rückfall gewesen, und beruhigten sich dabei. Als Hauptschuldige an demselben wurde die offene Balkonthür erklärt. Bei den Trauergebeten war die ganze Stadt anwesend, und Allen fiel der tiefe, bis zur Verzweiflung sich steigernde Schmerz Helene Pawlownas auf. Mir kam es gar nicht in den Sinn, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, weil ich selbst unter der Last der Scham und des Kummers buchstäblich zusammenbrach. Bei dem Begräbnisse schlug sie mit dem Kopfe an die Sargwand und wurde auf den Stufen des Katafalks ohnmächtig. Ich wußte nicht, ob es für mich passend sei, sie an diesem Tage zu besuchen, aber sie enthob mich dieses Zweifels, indem sie mir schrieb, sie würde mich um neun Uhr erwarten. Ich fand sie bleich, aber gefaßt, in einem neuen, weißen, mit Spitzen besetzten Schlafrock. Sie empfing mich mit den Worten:

„Welches Glück, daß endlich Alles zu Ende ist!“

Und sie reichte mir lächelnd die Hand.

Ich war so bestürzt über diese Worte, dieses Lächeln und den Anzug, daß ich keinen Laut hervorbringen konnte. Ich hatte das Gefühl, an einem ganz dunklen Orte zu stehen, und daß sich eine unermeßliche Tiefe unter meinen Füßen bewege. Plötzlich erhellte ein grelles, unheilverkündendes Licht diese Dunkelheit und diesen Abgrund. In meinen umdüsterten Geist drang mit ungewöhnlicher Klarheit der Gedanke, Helene Pawlowna habe Alëscha vergiftet. In demselben Augenblick, wo ich das dachte, sagte sie eine französische Phrase, deren Sinn darin bestand, daß eine Frau, wenn sie wirklich liebt, vor keinem Opfer zurückscheue, die Männer jedoch (ich weiß noch, sie sagte vous autres) ein solches nicht 'mal zu würdigen wüßten.

Wäre nun Helene Pawlowna des Mordes an ihrem Gatten angeklagt worden und ich Geschworener gewesen, so hätte ich nicht den Muth gehabt, sie schuldig zu sprechen. Aber an jenem entsetzlichen Tage fiel der von ihr ausgesprochene Satz derart mit meinem Gedanken zusammen, daß mir auch nicht der Schatten eines Zweifels blieb. Ich wollte mich auf sie stürzen und ihr das Bekenntniß entreißen, wollte eilen und verlangen, man solle Alëschas Leiche ausgraben und öffnen . . .

Ich that nichts davon. Ich überwand mich, entschuldigte mich mit

Kopfschmerzen und verließ Helene Pawlowna mit dem Versprechen, sie am nächsten Morgen zu besuchen. Ich glaube sogar, daß ich sie zum Abschiede auf die Stirn küßte.

Am nächsten Morgen floh ich bei Anbruch des Tages nach Wassiliewka; übergab schleunigst die Geschäfte und fuhr nach dem Auslande weg. Vier Jahre lang trieb ich mich in Europa herum, von einem Ort zum anderen eilend, ohne, wo es auch sei, Ruhe zu finden. Der Gedanke, ich sei der indirekte, aber thatsächliche Mörder Alëschas, verfolgte mich überall. Helene Pawlowna versuchte mir zu schreiben, indem sie mich Anfangs anflehte, wiederzukommen, und mich später mit Vorwürfen überhäufte; ich antwortete ihr nicht. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn sie plötzlich irgend wo mit ihrem räthselhaften Lächeln vor mir erschienen wäre, ich mich ihr wieder zu Füßen geworfen und jedem ihrer Worte Glauben geschenkt hätte, aber ihre Briefe waren bitter und scharf — und bestärkten mich nur in meinem Verdachte. Sie erwähnte niemals diesen Verdacht: vielleicht ahnt sie nichts bis zum heutigen Tage . . .

Endlich that die Zeit das ihrige. Ich kehrte nach Rußland zurück, ließ mich in Petersburg nieder, trat wieder in den Dienst, schrieb mich im Klub ein und begann jenes müßige Weltleben zu führen, bei dem ein Tag nach dem anderen vergeht, ohne Freude oder Leid zu bringen, den Verstand und das Gewissen durch den eintönigen Lärm einschläfernd und zeitweise das Herz durch den nichtssagendsten Kampf des kleinlichsten Ehrgeizes erregend.

Nach Wassiliewska begab ich mich nur ein einziges Mal, als ich die Nachricht von der schweren Erkrankung meiner Mutter erhielt. Helene Pawlowna traf ich dort nicht. Man erzählte mir, daß sie ungefähr zwei Jahre nach Alëschas Tode eine neue Ehe mit irgend einem polnischen Grafen eingegangen, bald wieder Wittwe geworden sei und nun auf ihren neuen polnischen Gütern lebe. Dann hörte ich ganze fünfzehn Jahre nichts mehr von ihr. Zu Beginn des vorigen Winters saß ich beim Morgenempfange bei der Fürstin Koselsky und war schon im Begriff, mich zu verabschieden, als die Gräfin Sawolska angemeldet wurde.

„Es ist meine alte Moskauer Freundin,“ erklärte uns die Hausfrau. „Wir gingen zusammen aus, elle était bien belle alors. Jetzt ist sie hergekommen, um ihre Töchter auszuführen.“

Herein trat eine Dame in einem schwarzen Kleide, mit einem gelben Gesicht und erloschenen Augen, ohne jegliche Spur von früherer Schönheit. Hinter ihr gingen zwei sehr elegant gekleidete junge Mädchen.

„Chère Hélène, quel bonheur de vous voir enfin,“ brachte die Fürstin hervor, indem sie sich mit ihrem schweren Körper geräuschvoll zum Empfange des Gastes erhob.

Bei dem ersten Laute der Stimme der schwarzen Dame fuhr ich unwillkürlich zusammen. Es war Helene Pawlowna. Die Fürstin stellte ihr die Gäste vor, unter ihnen auch mich.

Helene Pawlowna maß mich mit einem raschen und aufmerksamen Blick, und ohne mir die Hand zu reichen, sagte sie, sich an die Fürstin wendend:

„Nous nous connaissons de longue date, Monsieur a été très lié avec mon premier mari.“

Von da an traf ich Helene Pawlowna sehr oft in der Gesellschaft. Ihr Benehmen mir gegenüber war fast bis zur Unhöflichkeit schroff. Eines Abends, auf einer Gesellschaft bei derselben Fürstin Koselsky, kam ich ohne mein Zuthun in ihre Kartenpartie hinein. Der erste Robber verlief ganz gut, als sie aber mit mir spielen mußte, rief sie einen ältlichen General heran und überließ ihm ihre Karten, indem sie behauptete, müde zu sein. Ihre jüngste Tochter zweiter Ehe ist nicht hübsch, obgleich sie an Helene Pawlowna in deren Jugend erinnert, dafür ist aber die älteste reizend. Sie ist im Aeußeren, wie im Wesen, das vollkommene Ebenbild Alëschas: oft wünschte ich an sie heranzutreten und sie näher kennen zu lernen, aber wahrscheinlich in Folge der von der Mutter erhaltenen Weisungen sieht sie mich an, als ob statt meiner sich ein leerer Raum vor ihr befände.

Nun habe ich in aller Kürze meinen Roman erzählt . . . Kann man ihn denn wirklich als Glück bezeichnen? Mein Benehmen in dieser ganzen Geschichte war weder ehrenhaft, noch klug. Ich kann mich nur damit rechtfertigen, daß Viele an meiner Stelle ähnlich gehandelt hätten. Aber ist das eine Rechtfertigung?

* * *

25. Dezember.

Gestern, nach fünfzigtägiger Gefangenschaft, hat man mir endlich meine Freiheit wiedergegeben. Meine erste Ausfahrt war zu Maria Petrowna zum Weihnachtsbaum. Ueber diesen Weihnachtsbaum wurden schon seit einem Monat Reden geführt. Wie ich es schon gesagt, kann es Maria Petrowna nicht leiden, große Empfänge abzuhalten, weil sie immer glaubt, Alle langweilen sich bei ihr. Sie schließt von sich auf Andere: wenn sie wenig bekannte Gäste unterhalten muß, kann sie das nervöse Gähnen nicht unterdrücken und nimmt sogar homöopathische Mittel dagegen ein, allerdings ohne Erfolg. Man behauptet, daß sie einst, als sie im Salon drei Mütter, deren Töchter im Saale tanzten, zu beschäftigen hatte, dabei einschlief. Diesen Weihnachtsbaum entschloß sie sich für ihre Nichte herzurichten, wodurch sie dieser den größten Beweis ihrer Liebe gab.

Ich hatte mich in der letzten Zeit so sehr an Einsamkeit und an meine mit einem dunklen Schirm versehene Lampe gewöhnt, daß beim Betreten von Maria Petrownas Salon ich mich vollkommen über den Lichterglanz und die vielen Menschen bestürzt fühlte. Es waren eine Menge Kinder jeden Alters, aber noch mehr Erwachsene da. In der Saalthüre, einem memento mori gleich, stand mein Arzt. Er hatte den modernsten,

wie mit kleinen Flügeln versehenen Frack, eine weiße Binde an, und auf seiner Brust glänzte ein Knopf mit einem enormen Brillanten — wahrscheinlich war derselbe falsch. Er betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sagte:

„Nun, es scheint ja gut zu gehen, nur dürfen Sie kein Eis essen.“

Ich gelangte nur mit Mühe bis zu Maria Petrowna. Sie befand sich in einer eher melancholischen, als gelangweilten Stimmung. Ich erkundigte mich nach der Ursache.

„Ach, Sie wissen ja, Paul, wie ich Kinder liebe, und Gott hat mir dieses Glück versagt. Was würde ich geben, wenn alle diese Kinder die meinigen wären!“

„Das wäre aber sehr schlimm für Sie, Maria Petrowna, dann müßten Sie wenigstens hundertundfünfzig Jahre alt sein . . .“

„Vous avez toujours le mot pour rire . . . Wie hat Ihnen meine Nichte gefallen?“

„Ich habe Sie nicht gesehen.“

„Ist es möglich? Ich werde Sie gleich mit einander bekannt machen. Mischa, bitte, suchen Sie Lydie und schicken Sie sie zu mir.

Mischa Koselsky, ein großer und schöner Kammerpage mit einem heiteren, lächelnden Gesichte, ging auf die Suche. Nach einem Augenblicke eilte ein sehr hübsches Mädchen mit einer Stutznase und mit schwarzen, neckischen Augen herbei. Sie ist schon siebzehn Jahre alt, aber man kann ihr höchstens fünfzehn geben. Es war mir dies eine große Ueberraschung, in der Art eines Weihnachtsgeschenks: ich weiß nicht, warum ich es mir durchaus nicht hatte vorstellen können, daß Maria Petrowna eine so bezaubernde Nichte besäße. Von ihrem erhitzten Gesichtchen wehte es Einem wie unverfälschte Heiterkeit entgegen. Sie nahm einen ernsten Ausdruck an und verbeugte sich feierlich vor mir, doch hielt sie es nicht lange aus und begann gleich zu lachen.

„Ich kenne Sie schon lange, die Tante besitzt viele von Ihren Bildern, und Sie sehen Kostja sehr ähnlich.“

„Wer ist dieser Kostja?“

„Er ist mein Onkel. Ich nenne ihn Kostja, weil ich ihn sehr lieb habe. Wollen Sie Bonbons haben? Diese sind nicht gut, ich will Ihnen Chokolade bringen.“

„Lydie Lwowna,“ sagte herbeilaufend Mischa Koselsky, „die Baronin ist mit ihren Töchtern angekommen, Sie müssen hin, sie zu empfangen.“

Lydie machte wieder ein ernstes Gesicht, wie es sich für die Wirthin gehört, und ging gemessen der Baronin entgegen, unterwegs ergriff sie aber einen dicken Jungen in einem weißen Anzuge und stülpte ihm eine grüne Papiermütze auf den Kopf.

Mich führte der Arzt zu seiner Frau, um mich ihr vorzustellen. Ueberhaupt war der Doktor sehr aufgeräumt und wollte durchaus beweisen,

er sei ein naher Freund des Hauses. Er sprach sehr laut, selbstverständlich französisch. In der letzten Zeit behandelte er eine französische Cocotte und lernte bei ihr einen gewählten Pariser Jargon.

In allen Ecken des Saales ertönte seine Stimme: „Consi — consi, Madame. En voilà une gaffe, par exemple“ u. s. w. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich in den Artikeln zu irren, z. B. sagte er: l'arbre est très belle.“ Was war da zu thun, die Artikel zu bewältigen, das brachte er nicht fertig, es ist seine Achillesferse. Seine Gattin ist eine kleine, farblose, sehr einfach angezogene und wahrscheinlich verprügelte Frau. Unaufhörlich liefen zwei blonde Töchter zu ihr heran und brachten ihr Bonbons, Apfelsinen und verschiedene Kleinigkeiten vom Weihnachtsbaume. Sie packte Alles sorgfältig in ein großes, ledernes Ridicule ein.

Ich hatte noch keine Zeit gehabt, mit meiner neuen Bekanntschaft ein Gespräch anzuknüpfen, als Lydie auf einmal vor mir stand mit einem kleinen, rosa Mützchen in der Hand. Ein ganzer Haufen junger Leute blieb ungefähr zwei Schritte hinter ihr stehen.

„Hier ist Sonja Koselsky,“ begann sie mit gesenktem Kopfe, indem sie mir von unten einen schlauen Blick zuwarf — „Sonja Koselsky, die behauptet, ich würde nicht den Muth haben, Ihnen dieses Mützchen aufzusetzen, und ich sage, daß ich es wagen werde. Sie werden doch nicht böse sein?“

„Durchaus nicht, wenn es Ihnen Vergnügen bereiten kann.“

„Wie gut Sie doch sind, die Tante sprach die Wahrheit . . . Doch will ich es besser nicht thun: es wäre nicht passend, und Miß Teck würde mich auszanken.“

„Wer ist Miß Teck?“

„Wie, Sie kennen nicht Miß Teck? Es ist meine Gouvernante, sie ist sehr streng. Ich will Ihnen lieber Eis bringen.“

„Ich danke Ihnen, der Doktor hat mir verboten, Eis zu essen.“

Der Arzt dachte scharfsinnig nach und sagte:

„Es schadet nichts, wenn ich dabei bin, ist es erlaubt.“

Lydie lief fort, um Eis zu holen, und die rosa Nachtmütze, die sie aus Höflichkeit Mützchen genannt, setzte sie sich, zur großen Freude der Jugend, auf.

„Lydie Lwowna,“ sagte ich, nachdem ich von ihr eine Untertasse mit einer rothen Flüssigkeit, die einst Eis gewesen war, erhalten. „Sie bewirthen mich heute derart, daß ich auch das Recht habe, Ihnen nächstens Bonbons mitzubringen, welche essen Sie am liebsten?“

„Rosa Rahmbonbons.“

In ihrem rosa Kleide, mit der rosa Mütze auf dem Kopf, mit gerötheten Wangen sah sie selbst entweder wie eine rosa Blume oder ein rosa Bonbon aus.

Gegen elf Uhr plünderte man den Baum, die kleinen Kinder wurden zum Schlafen weggebracht, und die erwachsenen Kinder fingen zu tanzen an. Es wurde ohne jede Unterbrechung getanzt, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit,

daß sogar Maria Petrowna dieses Mal nicht hätte behaupten können, man langweile sich bei ihr. Ich walzte mit Lydie zwei Mal herum, wonach sie mir sagte:

„Wissen Sie auch, daß Sie sehr gut tanzen, viel besser als alle jungen Herren, außer Mischa.“

„Lydie Lwowna, warum beleidigen Sie mich? Bin ich denn ein Greis?“

„Nein, Sie sind kein Greis, aber Sie sind doch bei Jahren . . .“

„Beweisen Sie mir, daß Sie mich nicht für einen Greis halten, und tanzen Sie die Masurka mit mir.“

Lydie hatte noch keine Zeit gehabt, mir eine Antwort zu geben, als der unausstehliche Arzt es für nöthig hielt, sich in unser Gespräch einzumischen.

„Nein, Väterchen, dies werden Sie schon bleiben lassen. Jetzt müssen Sie schleunigst nach Hause, für das erste Mal ist es genug. Sie dürfen weder die Masurka tanzen, noch soupiren.“

Ich widersprach schüchtern, aber der Arzt blieb unerbittlich.

„Sehen Sie sich im Spiegel an . . . Wie sehen Sie aus?“

Ich mußte mich fügen. Als ich das Eßzimmer, in welchem sich Niemand befand, durchschritt, blieb ich vor einem Spiegel stehen, und was erblickte ich? Ich erblickte ein sehr lebhaftes, jugendliches Antlitz, das niemand Anderem als Pawlik Dolsky glich, der sein ganzes Leben soupirt und die Masurka getanzt hatte.

Ich kehrte von meinem Abend sehr befriedigt nach Hause zurück, konnte aber, wahrscheinlich vor Müdigkeit, an die ich in letzter Zeit nicht mehr gewohnt war, lange nicht einschlafen. Gegen Morgen träumte es mir, ich äße rosa Rahmbonbons.

28. Dezember.

Nachdem ich zwei Tage zu Hause gesessen, fuhr ich heute zum Essen nach dem Klub. Ich war sehr begierig zu sehen, ob man an mir irgend eine Veränderung wahrnehmen würde. Der erste Eindruck war ein angenehmer. Im Flure stieß ich auf den dicken Wasska Tusemtzoff, den man in seinen Pelz zwängte.

„Ach, guten Tag, Pawlik . . . Wo hast Du so lange gesteckt?“

„Ich war fast zwei Monate krank.“

„Als ob man Dir das ohne Weiteres glauben könnte! Was hat Dir fehlen können? Sieh' Dich nur an — Milch und Blut! Aber den Weibern den Hof machen — das ist Dein Fall! Wo ißt Du zu Mittag?“

„Im Klub, und Du?“

„Mir hat meine Frau befohlen zu Hause zu essen, wir haben Gäste. Setze Du Dich auch zu mir in den Wagen und iß bei uns. Meine Frau wird sich freuen . . . Was willst Du hier versauern?“

„Nein, danke, heute kann ich nicht.“

„Nun, wie Du willst.“

Beide Portiers liefen herbei, um Wasska in den Wagen hineinzuschieben, und ich, durch seine Worte ermuthigt, lief tapfer die erste Hälfte der Treppe hinauf und erstickte fast vor Asthma. Ich mußte mich auf den Treppenabsatz setzen, um zu Athem zu kommen. In diesem Augenblicke kam der alte und verehrte Vorsteher Andreï Jwanitsch aus dem Lesezimmer herauf. Er erkundigte sich auch, warum ich so lange nicht im Klub gewesen sei, und ich mußte ihm den ganzen Verlauf meiner Krankheit ausführlich erzählen. Andreï Jwanitsch hörte mir mit großer Theilnahme zu, schüttelte dann den Kopf und äußerte, wie für sich:

„Ja, das ist auch wunderbar, Stepan Stepanitsch lebt immer noch . . .“

Diesen Ausspruch hatte ich schon gar nicht erwarten können. Stepan Stepanitsch ist über achtzig Jahr alt und liegt schon seit zwei Jahren gelähmt da. Was habe ich denn Gemeinschaftliches mit ihm? Die gedrückte Stimmung, die sich meiner in Folge dieses netten Vergleiches bemächtigt hatte, zerstreute sich etwas bei Tische. Alle kamen mir sehr herzlich entgegen, das Essen war ausgezeichnet und das Gespräch sehr animirt. Die alten Herren gedachten der Vergangenheit, und da es mir im Leben zufällig vergönnt gewesen ist, mit sehr interessanten Menschen zusammenzukommen, so wurde auch ich munter und erzählte viel. Andreï Jwanitsch verdarb mir auch hier den ganzen Spaß. Gegen Ende des Essens wandte er sich zu mir mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

„Sie haben ja, Pawel Matweïtsch, so viel bemerkenswerthe Männer gekannt. Sagen Sie mir, bitte, sind Sie nie mit unserem berühmten Historiker Karamsin zusammengetroffen?“

Eigentlich wollte ich antworten: „Nein, Karamsin habe ich niemals getroffen, aber mit Lomonossoff habe ich mich geduzt,“ hielt mich aber zurück, weil meine Ironie vergeblich gewesen wäre. Karamsin ist ungefähr zwanzig Jahre vor meiner Geburt gestorben. Wie konnte ich denn mit ihm zusammentreffen? Es ist wunderbar, wie diese Leute in Folge des Alters die elementarsten Begriffe von Chronologie einbüßen!

Abends beim Whistspielen machte ich einzelne grobe Fehler. Warum eigentlich? Wahrscheinlich, weil ich lange nicht mehr gespielt hatte, und vielleicht fange ich wirklich an Stepan Stepanitsch zu gleichen, der schon vor zehn Jahren so alt war, daß man ihm die Renoncen verzieh.

3. Januar.

Das Haus von Maria Petrowna ist nicht mehr zu erkennen. Früher war es ein stiller Hafen; jetzt, dank Lydies Anwesenheit ist es ein ununterbrochener weltlicher Bazar. Drei Prinzessinnen Koselsky: Sonja, Wera und Nadja, Sonja die Zweite, Sibkin, Sonja die Dritte (den Familiennamen habe ich vergessen), Kousine Katja, Kousine Lisa, noch einige junge Damen, „ihre Namen wisse Du, o Herr“ — verschiedene Pagen, Lyceisten und junge Offiziere, — Alles das wimmelt im gastfreundlichen Hause auf der

Sergiewskaja herum. An der Spitze der ganzen Jugend steht Mischa Koselsky, der augenscheinlich in Lydie verliebt ist und ihr Adjutant genannt wird. Maria Petrowna hat endgiltig zu glauben aufgehört, man langweile sich bei ihr, und einmal versprach sie sich sogar in ihrer Zerstreutheit, indem sie mir sagte:

„Il paraît pourtant, que cette jeunesse s'amuse chez moi."

Lydie ist sehr lieb mit mir und sehr lieb im Allgemeinen. Ich bestellte ein paar Pfund rosa Rahmbonbons, ließ sie in eine rosa Bonbonniere in Form eines Mützchens einpacken und brachte es ihr zu Neujahr. Anfangs war sie sehr erfreut über das Geschenk und lief zu Miß Teck, um ihr dasselbe zu zeigen, kam aber mit einem etwas betrübten Gesichte wieder.

„Ich hielt Sie für so gut; jetzt sehe ich aber, daß Sie ein Schalk sind. Sie haben mir diese Bonbonniere mit Fleiß gebracht, um mich an mein dummes Benehmen bei dem Weihnachtsbaume zu erinnern. Es ist doch wahr?"

„Es ist wahr, aber ich wollte Sie durchaus nicht kränken. Ein Witz ist den anderen werth, — das ist Alles. Wenn Sie sich aber geärgert haben, Lydie Lwowna, so verzeihen Sie mir . . ."

„Nein, ich habe mich nicht geärgert, von nun an werde ich nur wissen, daß Sie ein Schalk sind . . . Darf ich Sie Pawlik nennen?"

„Natürlich dürfen Sie das, ich werde Sie aber Lydie nennen."

„Ausgezeichnet, ich bin sehr froh . . . Und wollen Sie jetzt mit mir einmal Walzer tanzen?"

„Was ist Dir denn, Lydie?" mischte sich Maria Petrowna ein. „Wie kann man auf dem Teppiche und ohne Musik tanzen?"

„Das schadet nichts, Tante, Pawlik tanzt vorzüglich."

„Nein, Unsinn, Unsinn, überhaupt nimmst Du Dir viel zu viel heraus. Paul ist doch kein Junge, daß er Dir alle Deine Launen erfüllte . . ."

Ach, obgleich ich auch kein Junge bin, legte ich doch den Hut weg, verließ meinen Platz und hätte wahrscheinlich Lydies Laune befriedigt, aber in diesem Augenblicke stürmten Sonja Sibkin und Kousine Katja mit zwei Gouvernanten und drei Fähnrichen in das Zimmer. Die ganze Kohorte begrüßte uns flüchtig und entfernte sich mit Ungestüm nach dem Saale.

„Quelle bonne et charmante enfant," sagte Maria Petrowna, ihrer Nichte nachblickend, „aber Paul, Sie verwöhnen Sie unverantwortlich. Sie ist schon ohnedies von Allen verwöhnt worden."

22. Februar.

Trotz der Befürchtungen und Prophezeiungen meines geistvollen Aeskulaps, bin ich so rüstig und gesund wie schon lange nicht mehr. Ich verbringe ganze Tage bei Maria Petrowna und fühle mich eben so jung wie Mischa Koselsky. Es kommt mir zuweilen vor, ich sei wie ehedem ein Kammerpage, ich wäre nie Offizier, nie Friedensrichter, nie Kammerherr gewesen, daß das Ganze nur ein dummer Traum sei, von dem ich eben auf-

gewacht bin. Lydie wird mit jedem Tage bezaubernder und lieber. Sie hat mich zum zweiten Adjutanten ernannt, und ich erfülle mit Wonne ihre sämmtlichen Aufträge. Ich habe die Verpflichtung, Logen zu besorgen, verschiedene Fahrten zu Stande zu bringen und Maria Petrowna zu überreden, wenn sie irgend etwas nicht erlauben will. Mein Bekanntenkreis hat sich vollständig verändert. Ich habe bei Sonja Sibkins Mutter und bei dem Vater von Kousine Katja Besuch gemacht. Eine besondere Freundschaft verbindet mich mit allen Gouvernanten. Dank der Gouvernante von Kousine Lisa habe ich mich als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft in Lausanne eingeschrieben und für die Gouvernante von Sonja der Dritten (ich vergesse immer den Familiennamen) habe ich angefangen, Briefmarken zu sammeln. Sogar die eisige und langzähnige Miß Teck ist etwas für mich geschmolzen und vertraut mir ihre Familiengeheimnisse an. Allerdings sammle ich für sie Cigarrenabschnitte, die sie jeden Monat durch die Gesandtschaft nach England schickt.

Von meinen früheren Bekannten verkehre ich nur noch bei der Fürstin Koselsky. Gestern habe ich bei ihr auf dem Balle getanzt.

Es war dies ein reizender bal d'adolescents. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Lydie die Königin des Festes war und Alles anordnete. Ihrem Befehle folgend tanzte ich vor und — ich darf es sagen, ohne zu prahlen, — machte meine Sache gut nach den Ueberlieferungen der guten alten Zeit. In früheren Jahren war es meine Spezialität. Da Kousine Lisa sehr unschön ist und oft ohne Tänzer bleibt, mußte ich zwei Quadrilles hintereinander mit ihr tanzen; dafür beglückte mich aber Lydie mit der Masurka. Sie wurde beständig gewählt, und ich konnte nur wenig mit ihr sprechen. Aber wie schön war es, ihren Bewegungen zu folgen und dabei zu wissen, daß sie doch gleich zu mir wiederkommen würde.

Es war ein sehr, sehr schöner Abend, aber beim Abschiede setzte mich die Fürstin Koselsky in Erstaunen durch die übertrieben große Dosis Dankbarkeit, die sie mir zu Theil werden ließ.

„Merci, merci, lieber Pawlik," wiederholte sie ein paar Mal, „vous avez dansé comme un ange, ich werde Ihnen dafür einen Kuß geben."

Und sie berührte meine Stirn mit ihren fetten Lippen. Nehmen wir an, dies sei liebenswürdig gewesen, aber zu anerkennend war es entschieden. Was ist denn so Besonderes dran, daß ich auf einem Balle getanzt habe? Mit mir zusammen verabschiedeten sich zwei chevaliers-gardes, und ihnen sprach sie gar keinen Dank aus.

Ueberhaupt hat die Fürstin komische Begriffe. Vous avez dansé comme un ange! Wie sie wohl herausgefunden hat, daß Engel tanzen!

(Schluß folgt.)

---



# Oscar Wilde als Problematiker.

Von

## Max Hoffmann.

— Berlin. —

Daß Oscar Wilde, in dessen anregender Gesellschaft viele der Edelsten seiner Nation — worunter auch König Eduard VII. als Prinz von Wales — manche angenehme Stunde verlebten, einer der geistreichsten Engländer gewesen ist, steht jetzt unumstößlich fest, trotz seines furchtbaren Sturzes im Jahre 1895, der schrecklicher war, als der des Satan in Miltons „Verlorenem Paradies“. Nach und nach tauchen auch wieder Bücher von ihm auf, die seiner Zeit mit büttelhafter Wuth von den steifleinenen Vertretern des unentwegten „cant“ vernichtet oder in dunkle Winkel geschleudert worden waren. „Dorian Gray“, „Lady Windermeres Fächer“, „Eine Frau ohne Bedeutung“ und „Salome“ liegen bereits deutsch vor, seine von Walter Crane illustrirten fünf Märchen sind vor Kurzem in dritter Auflage herausgegeben worden und zeigen sich hier und da in deutschen Zeitschriften; sein Einakter „Salome“ und die Komödie „Bunbury haben kürzlich auf einer Berliner Bühne das Lampenlicht erblickt*) — kurz, die Werke des schnell verdammten, einst unumstrittenen Tonangebers des Londoner feinen Geschmacks beginnen zwei Jahre nach seinem elenden Tode langsam wieder zu erwachen.

Und er verdient es. Denn an Niemandem besser als an ihm läßt sich erkennen, daß jene Männer, die man als Angehörige des „dritten Geschlechts“ bezeichnet hat, durchaus nicht die Bösewichte sind, als die sie Gesetz und öffentliche Moral hinstellt, sondern daß sie meist bedauernswerthe Abnorme sind, die oft ein aufs Höchste gesteigertes, allerfeinstes Kunstverständniß und zartestes Gefühl für litterarische, wissenschaftliche und sociale Probleme besitzen. Das beste und für uns naheliegendste Beispiel dafür bietet Platen. Mit dem wühlenden Spürsinn des Hasses hatte Heine, unbeirrt durch die Entrüstung seiner Zeitgenossen über diese Enthüllungen, die wahre Veranlagung seines Innern erkannt, und die später herausgekommenen Tagebücher des gräflichen Poeten haben die Vermuthungen des boshaften Gegners bestätigt. Fast an jeder einzelnen Dichtung Platens läßt sich seine Vorliebe für männliche Wesen nachweisen; mag er nun in den „Ghaselen“ den Schenken besingen, als Balladen- und Romanzenfiguren uns Gestalten wie Alarich, Zobir, Harmosan, Wittekind, Kaiser Otto III. vorführen, oder die Abbassiden

---

*) Die erste deutsche Aufführung der „Salome“ wurde bereits vor 1½ Jahren von der „Freien Litterarischen Vereinigung“ in Breslau veranstaltet; das Lobe-Theater daselbst war auch die erste deutsche Bühne, auf welcher — am 22. Nov. d. J. — „Lady Windermeres Fächer“ in Scene ging.

als Helden eines Epos wählen, das Weib wird fast gar nicht oder nur als untergeordnet erwähnt. Auch in seinen „Sonetten". Dazu gehört auch die Thatsache, daß er in Kunst und Litteratur gern auf solche Größen hinweist, die nach seiner Meinung eine der seinigen ähnliche Veranlagung besaßen, auf Hafis, Michel Angelo, Winckelmann und Shakespeare in seinen Sonetten, von dem er singt:

Nicht Mädchenlaunen störten deinen Schlummer,
Nur stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen.

Ein ähnliches, wahrscheinlich unbewußtes Verfahren, durch das er seine Abnormität vor dem Forum der Welt und seines eignen geängstigten Gewissens zu vertheidigen glaubte, schlug auch Oscar Wilde ein, indem er aus der Geschichte aller Zeiten und Völker solche Männer feiert, die zur Rechtfertigung seines Wesens dienen. Im „Dorian Gray" spricht er von der „Liebe, die Michel Angelo, Montaigne, Shakespeare und Winckelmann empfunden hatten".

Durch die eherne Macht grausamer Umstände gezwungen, hat er dann seine Denk- und Fühlsweise öffentlich zu rechtfertigen gesucht in der dritten Hauptverhandlung gegen ihn vor dem „Central Criminal Court" am 30. April 1895, wo er sich folgendermaßen äußerte: Die Liebe, die in diesem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, die Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand; wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie machte, und wie wir sie in den Sonetten Michel Angelos und Shakespeares finden — jene tiefe geistige Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die großen Werke der Kunst eingiebt, jene Liebe, die in diesem Jahrhundert mißverstanden wird . . . sie ist schönheitsvoll, sie ist herrlich, sie ist die edelste Form jeder Zuneigung. Sie ist geistig, und sie besteht zwischen einem älteren Mann und einem jüngeren, wenn der ältere geistreich ist und der jüngere noch seine unberührte Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt . . .

Wenn wir das Alles in Betracht ziehen, so ist es nicht zu verwundern, daß Wilde sich auch eingehend mit dem Problem, das uns Shakespeare in seinen Sonetten bietet, beschäftigt hat. Bekanntlich giebt uns kein Dichter der Weltlitteratur durch sein Leben und seine Werke härtere Nüsse aufzuknacken, als der große Brite. Letztere stehen in unbegreiflich riesenhafter Größe vor uns; ersteres ist ein Buch mit sieben Siegeln geblieben und wird es bleiben. Wir wissen nur ganz wenig darüber, und auch dies wenige nur sehr ungenau. So war es denn möglich, daß selbst ernsthafte, wissenschaftlich gebildete Männer den Spuren der hysterischen Amerikanerin Delia Bacon folgten, die zuerst im Jahre 1856 den Lordkanzler ihres Namens als den Verfasser der Shakespeare'schen Dramen hinstellte. Und ähnlich wie den Dramen erging es auch den hundertvierundfünfzig Sonetten, die unter dem Namen Shakespeares umlaufen. Veranlaßt durch die überschwänglichen Gefühlsäußerungen, die darin niedergelegt und größtentheils an einen jungen Mann gerichtet sind, und durch die sonderbare Widmung, die der ersten im Jahre 1609 herausgekommenen Gesammtauflage der Sonette vorgesetzt ist, stellte man verschiedene Theorien auf, die sowohl die Widmung, als auch den Inhalt näher verständlich und begreiflich machen sollten. Zu diesen Theoretikern gesellte sich auch Oscar Wilde, der seinem ganzen Denken und Fühlen nach ein eifriger Bewunderer jener Gedichte sein mußte, in seiner kleinen, reizenden Schrift „The portrait of Mr. W. H.", die jetzt in einer von Johannes Gaulke besorgten Uebersetzung bei Spohr in Leipzig erschienen ist.

Wilde erfaßt seine Aufgabe als echter Künstler. Er giebt uns nicht wie ein trockner Gelehrter langweilige Buchstabengelehrsamkeit, sondern eine kleine, mit köstlicher Anschaulichkeit erzählte Geschichte, in der er spielend seine eingehende Kenntniß des Stoffes und seine tiefen Studien verwerthet. Er führt uns einen jungen Engländer Cyril Graham vor, der „in mancher Hinsicht etwas vom Weibe an sich hatte, obgleich er ein sehr guter Reiter und Fechter war". Wirkliches Gefallen fand er nur an der Poesie und der Schauspielkunst, beschäftigte sich immerfort mit Shakespeare und recitirte ihn auch gern. Er glaubte, endlich das Geheimniß der Shakespeare'schen Sonette enthüllt zu haben. Er

versicherte, daß alle Gelehrten und Kritiker auf einen ganz falschen Weg gerathen wären und daß er der Erste wäre, der dank seiner logischen Beweisführung dahinter gekommen wäre, wer der mysteriöse Mr. W. H., dem die erste Ausgabe gewidmet ist, gewesen sei. Er geht von der Voraussetzung aus, daß der junge Mann, an den Shakespeare seine tief leidenschaftlichen Sonette gerichtet hatte, eine Persönlichkeit gewesen sein müsse, die in der Entwicklung seiner dramatischen Kunst ein lebendiger Faktor gewesen sei, und solches könne weder von Lord Pembroke, noch vom Grafen Southampton, auf die man gewöhnlich die Sonette bezieht, behauptet werden. Er untersucht die verschiedenen Theorien, widerlegt sie und kommt dann zu dem Schluß: „Der Mensch, dem Shakespeare Unsterblichkeit versprach, war sicherlich kein Anderer als der jugendliche Schauspieler, für den er Viola und Imogen schuf, Julia und Rosalinde, Portia und Kleopatra und selbst Desdemona."

„Von diesem Gesichtspunkt geleitet, nahm er alle Sonette aufs Sorgfältigste durch, um zu beweisen, daß nach seiner Auslegung alles Dunkle, Häßliche und Uebertriebene aus den Sonetten verschwand und diese plötzlich in höchster künstlerischer Klarheit erstrahlten . . . Es steht außer Frage, daß in der Shakespeare'schen Truppe sich ein begabter jugendlicher Schauspieler befunden haben muß, den er mit der Darstellung seiner erhabenen Heroinen betraut hat . . . Cyril Graham wollte sogar den Namen des jugendlichen Schauspielers entdeckt haben. Er hieß nach seiner Meinung Will, oder wie er ihn noch lieber nannte: Willie Hughes."

Man muß gestehen, daß diese Annahme viel Bestechendes für sich hat. Sagt doch selbst Bodenstedt, der sonst die Frage nach dem räthselhaften W. H. offen läßt und den in den Gedichten angeschlagenen Ton auf den zu jener Zeit allgemein verbreiteten Freundschaftskultus zurückführt, in der Einleitung zu seiner meisterhaften Uebertragung der Sonette: „Sie erinnern uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen. Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse, bevor und während er „Romeo und Julia" dichtete, jene, während er mit „Hamlet" beschäftigt war, andere, während seine Lustspiele entstanden. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen Zusammenhang."

Dadurch giebt auch Bodenstedt zu, daß die Sonette nahe Beziehung zu dem dramatischen Schaffen Shakespeares verrathen.

Dem schaffenden Künstler Oscar Wilde genügte es aber nicht, die nackte Theorie in seiner Geschichte zu verkünden, und gemäß seiner Neigung fürs Phantastische und Excentrische verquickt er mit seiner Erzählung einen mysteriösen Vorgang. Cyril Graham wünscht, seinen Freund Erskine von der Richtigkeit seiner Lösung ganz zu überzeugen, und begeht deshalb eine Fälschung, indem er sich insgeheim nach seiner Angabe ein Bild anfertigen läßt und dies für ein durch ihn zufällig aufgefundenes altes Portrait jenes unbekannten Schauspielers ausgiebt. Als der Freund diesen Betrug entdeckt und ihm Vorwürfe deswegen macht, begeht er Selbstmord, um zu zeigen, wie fest und unerschütterlich sein Glaube an seine Sache sei, und „um sein Leben dem Sonetten-Geheimniß zum Opfer zu bringen".

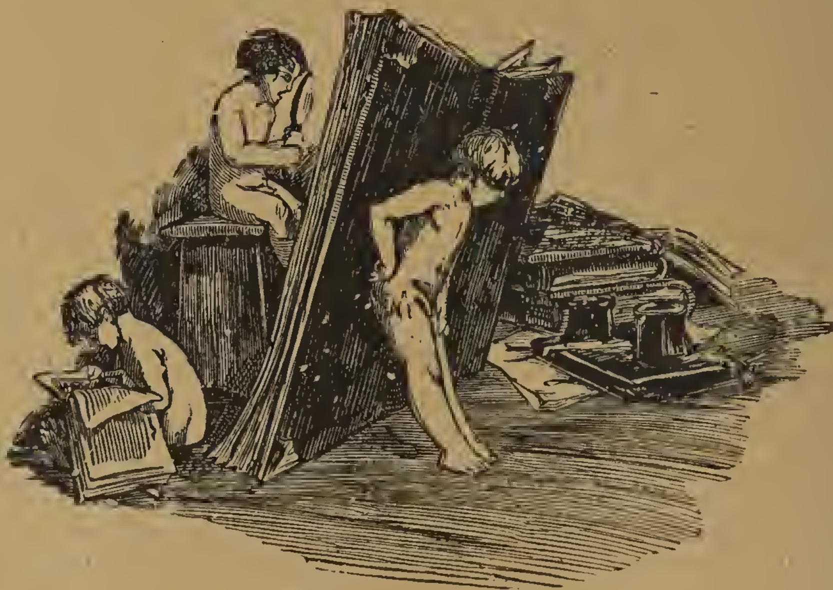
Aber die Theorie vererbt sich mit dem Bilde wie ein magischer Schicksalsspruch weiter, geht nun auf Erskine, der sie erst mit allen Mitteln der Logik bekämpft hat, über und schlägt ihn ganz in ihren Bann. Auch er geht — allem Anscheine nach freiwillig — in den Tod und überläßt das verhängnißvolle Bild und damit die Theorie, befleckt mit dem Blute zweier Menschen, dem Erzähler der Geschichte, der nun beim Betrachten des Bildes, das in seinem Studirzimmer hängt, „manchmal denkt, daß sich vielerlei zu Gunsten der Willie Hughes-Theorie bezüglich der Shakespeare'schen Sonette sagen läßt".

So endet Wildes geistvolles Büchlein. Geistvoll auch durch manche seiner bekannten cynischen Aperçus. Z. B.: „Sommersprossen sind ein Privileg der schottischen

Familien, wie die Gicht eines der englischen ist. Cyril pflegte zu sagen, daß er von Beiden immer noch die Gicht vorzöge." Oder: „Es ist immer ein thörichtes Beginnen, Jemandem einen Rath zu geben, aber noch verwerflicher ist es, Jemandem einen guten Rath zu geben. Wenn du es aber dennoch thust, würdest du es zu bereuen haben." Das sind echte Oscariana!

Wie aber gerade Wilde dazu gekommen ist, diese Geschichte zu schreiben, erkennt man aus seiner Beschreibung des Bildes. „Es stellte einen jungen Mann im Costüm des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts dar, der neben einem Tische stand, die rechte Hand auf ein offenes Buch gestützt. Er machte den Eindruck eines Siebzehnjährigen und war von ungewöhnlicher Schönheit, doch von stark ausgesprochen weiblichem Typus. Ja, hätte er nicht Herrenkleidung und kurz geschorenes Haar getragen, man hätte dieses Gesicht mit den traumverlorenen Augen und den zarten Scharlachlippen für ein Mädchengesicht halten können." — Und mit welcher Begeisterung zählt Wilde die Kosenamen des Dichterfreundes aus den Sonetten auf: Der zarte Liebling seiner Mußestunden, die Rose der ganzen Welt, der Herold des Frühlings, der in das prächtige Gewand der Jugend gehüllt war, der Lieblingsknabe, dessen Stimme ihm wie Musik erklang und dessen Schönheit die Nahrung seines Herzens war!

Er glaubte bei dem größten Dichter, den unser fruchtbarer Planet bis jetzt hervorgebracht hat, ähnliche Gefühlstöne wie in seinem eigenen Herzen entdeckt zu haben, und aus inniger Freude darüber schuf er sein novellistisches Phantasiegebilde, das dem Litterarhistoriker ebenso interessant sein wird, wie dem unbefangenen Leser, der sich, gleichgiltig gegen die theoretischen Erörterungen, an dem sophistischen Stil und der großen Darstellungskunst Wildes ergötzt.






# Illustrirte Bibliographie.



**Gartenlaube-Bilderbuch.** Der Deutschen Jugend gewidmet vom Verlag der Gartenlaube, Ernst Keils Nchfl. G. m. b. H. in Leipzig.

Die Kunst im Leben des Kindes! Das ist das neueste Schlagwort; und solche Schlagworte flößen mir ein gewisses Mißbehagen ein. Sobald gewisse, durchaus natürliche, aus der Nothwendigkeit hervorgegangene Bestrebungen erst in einem Schlagwort ihre Abstempelung erhalten und damit ihre officielle Einführung erlangt haben, pflegt sich heutzutage der übertriebene Eifer Unberufener sofort der Sache zu bemächtigen, sie durch maßloses Wiederholen zu trivialisiren oder durch Uebertreibung oder theoretisches Tifteln so zu verzerren, daß sie schließlich ihren eigenen wahren Freunden verleidet wird, wie den Tischgästen der Brei, in dem zu viele Köche herumgerührt haben. Die geistlose Nachahmung, die Phrase und die Verlogenheit bilden das leidige Gefolge des Schlagwortes, das anfangs wie eine Offenbarung, als der bewußte, klare, verständliche Ausdruck von bisher noch nicht geklärten, ringenden Tendenzen aufklärend und zielsetzend erscheint, und mit freudiger Ueberraschung und Begeisterung empfangen wurde. Hoffen wir, daß unter dem Schlagworte der „Kunst im Leben des Kindes“ nicht allzuviel mehr gesündigt werden mag. Es wird gar zu viel von ihr geredet, als daß man nicht ein Recht zu Befürchtungen hätte, die denn auch zum Theil bereits durch einige künstlerische Extravaganzen gerechtfertigt worden sind. Vor Allem soll man nicht, in der Einbildung, etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes in's Leben zu rufen, vergessen, daß auch schon in früheren Zeiten für die Kunst im Leben des Kindes Musterhaftes geschaffen worden ist, daß es auch hier eine Tradition giebt, an die man anknüpfen kann — eine Tradition, die freilich lange genug unterbrochen gewesen ist. Der Grundsatz, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug sei, ist lange sträflich hintangesetzt worden, und heute noch wird in Bild und Wort vielfach gegen das Kind gefehlt, für das jede Sache als ein die Entwickelung beeinflussendes Element von Wichtigkeit ist und danach behandelt werden muß. So muß in den künstlerischen Gaben, die man dem Kinde darreicht, auch wirklich der Geist eines ernsten Künstlers leben und zugleich der eines feinfühligen, verständnißvollen Kenners der Kinderseele. Wir finden unter den neueren Erscheinungen auf dem Büchermarkte manche, die in erfreulichem Maße diesen Forderungen entspricht. Zu den besten unter ihnen gehört das von dem Verlag der „Gartenlaube“ als eine Festgabe anläßlich des 50 jährigen Bestehens dieses

Familienblattes der deutschen Kinderwelt auf den Weihnachtstisch gelegte „Gartenlaube-Bilderbuch".

Das „Gartenlaube-Bilderbuch" ist nicht eine Schöpfung neuerungssüchtigen Wagemuthes, eines entdeckungslüsternen Experimentireifers, der ebensogut einen Volltreffer




Muttersöhnchen. Originalzeichnung von Fritz Reiß.
Aus: Gartenlaube-Bilderbuch. Leipzig, Ernst Keils Nachf.

machen, wie einen Fehlschuß thun kann; es wandelt im Allgemeinen in Bild und Wort sichere Bahnen, zuverlässige Pfade, die zweifellos zu einem schönen Ziele führen. So finden wir hier eine Menge altvertrauter Namen von Dichtern und Zeichnern, die von vornherein die Gewähr boten, daß zum Mindesten Geschmacklosigkeit, tollkühne Extravaganz

und excentrische Phantastik dem Werke fern bleiben würde. Vielleicht mag dem, der in erster Linie auf frappirende Originalität, auf künstlerisches Neuland erpicht ist, das „Gartenlaube-Bilderbuch" im Ganzen ein wenig zu konservativ erscheinen, in der Weiterentwickelung der alten Tradition zu zurückhaltend erscheinen — er wird vielleicht den Wunsch hegen, daß mehr solcher stärkeren modernen Persönlichkeitsnoten wie in Ernst Kreidolf, Arpad Schmidhammer, Caspari und H. Vogeler in dem Buche erklingen möchten. Aber Jeder wird zugeben, daß in dem einmal von dem Herausgeber gezogenen Rahmen, in den sicheren künstlerischen Grenzen, die er sich sorgsam abgesteckt, Vortreffliches geleistet worden ist, daß hier die oben betonte Forderung künstlerischen Geschmacks und liebevollen Verständnisses der Kinderseele erfüllt worden ist. Es giebt unter



Originalzeichnung von E. H. Walther.
Aus: Gartenlaube-Bilderbuch. Leipzig, Ernst Keils Nachf.

der reichen Fülle von dichterischen Gaben in Vers und Prosa Manches, das nicht nur Kinder entzücken, sondern auch durch echt poetische Empfindung und vollendete Form den erwachsenen Leser erfreuen wird. So sind die Gedichte von Viktor Blüthgen: „Im Juni", von Therese Dahn: „Frühlingsträume" echte Lyrik; reizend sind ferner ein paar Gedichte von L. von Strauß und Torney und von Anna Ritter. Letztere ist auch mit einem Märchen im Tone Andersens „Die einsame Blume" glänzend vertreten. Alte liebe Bekannte der Kinderwelt sind J. Trojan und Heinrich Seidel. Sehr ansprechend sind ferner die Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Klara Hohrath, deren Gedicht „Gespräch zwischen Hans und Grethe" Arpad Schmidhammer mit prächtigem Humor illustrirt hat, und deren Geschichte vom Glockenelfchen in Fritz Reiß einen poesievollen und dabei feinen neckischen Humor entfaltenden Illustrator gefunden hat, der sich hier auf seinem eigensten Gebiete zu befinden scheint.

Fritz Reiß' prächtiges „Muttersöhnchen" sind wir durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung in der Lage hier — neben anderen Illustrationsproben: einem Gnomenbildchen desselben Meisters, einer anmuthigen Zeichnung von E. H. Walther und einem von Flinzers fein beobachteten und humorvoll aufgefaßten Thierbildern — zu reproduciren. Daß Hans Hoffmann, der uns Erwachsenen so manches sinnvolle Märchen geschenkt hat, den Geschmack der Kinder mit besonderem Raffinement getroffen hat, werden ihm die Leser seines Märchens „Das Chokoladenschloß" bezeugen müssen, in welchem er nach einem ähnlichen Recept wie jene Dichter verfährt, die nach Schillers Wort die Wollust und den Teufel zugleich malen, um nach allen Seiten hin Gefallen zu erwecken, — d. h. in's Kindliche übertragen, daß er die Gaumenphantasie der Kleinen durch Schilderung der verlockendsten süßen Herrlichkeiten erweckt und zugleich der Naschhaftigkeit drohend die moralische Ruthe weist. Auch sonst wird — nicht in verstimmender Weise — eine pädagogische Einwirkung angestrebt, die sich gelegentlich — in „Ottos Ferienreise" von W. Heimburg — mit einem Appell an das patriotische Gefühl verbindet. Auf den Humor des Kindes versteht sich Agnes Harder in ihrem Märchen „Der Bär und der Haarschneider (illustrirt von Paul Neumann) gut — und neben ihr haben Andere für die Erheiterung in einer Weise gesorgt, die da beweist, daß sie die besonderen Mittel wohl kennen, mit denen die kindlichen Lachmuskeln in Bewegung zu setzen sind. Man kann nämlich ein großer Humorist für die Erwachsenen sein, ohne als solcher vor der jüngeren Generation bestehen zu können. Es giebt eine ganze Anzahl von Kindergedichten, die den großen Leuten bei Weitem mehr Spaß machen, als den Kleinen. Um die Reichhaltigkeit des Buches zu erhöhen, ist auch Frau Musika vertreten durch zwei Lieder von Chr. Bering, und hat Irene Braun in anregender Plauderei Anweisung zu „allerlei Spielen" gegeben.

Den zahlreichen Bildern in Schwarzdruck ist eine beträchtliche Zahl solcher in Buntdruck gesellt, die durch leuchtende Farbenpracht das kindliche Auge erfreuen und doch dabei alles Grelle, Rohe vermeiden und in sorgfältiger Abstimmung einen harmonisch-künstlerischen Eindruck erzeugen.

Das Buch ist auch, was Papier und Druck anbetrifft, mustergiltig ausgestattet und sein Preis (3.00 Mk.) in Anbetracht der Fülle und Güte seiner Gaben ein mäßiger. Möge es in recht vielen Häusern Eingang finden, um Tausende von Kinderherzen zu erfreuen.

O. W.



# Bibliographische Notizen.

**Philosophische Bibliothek.** Band 84. Friedrich Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1902. 1 Mk. 40 Pf.

Schiele hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, Schleiermachers Mono-

logen „die Neujahrsgabe“ des Jahres 1800, in einer sorgfältig mit den späteren Auflagen Wort für Wort verglichenen kritischen Ausgabe neu herauszubringen. Daß das edle Werk eine solche liebevolle Mühewaltung verdient, braucht dem Freunde Schleiermachers, dem Liebhaber der Romantik, ja vielleicht jedem Bewunderer stilvollendeter Denkergaben nicht erst des Näheren bewiesen werden. Ein Index gewährt dem Leser interessanten Einblick in fleißige Schleiermacher-Philologie.

H. L.

**Im Goldland des Alterthums.** Forschungen zwischen Zambesi und Sabi von Dr. Carl Peters. Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen von Tennyson Cole, 1 Heliogravüre, 50 photographischen Aufnahmen und 2 Karten. München 1902. Verlag von J. F. Lehmann. Preis geheftet Mk. 14.—, schön geb. Mk. 16.—

Der bekannte Forscher giebt in seinem neuen Werke ein Bild seiner zielbewußten Wirksamkeit auf einem interessanten wissenschaftlichen wie real geographischen Gebiete. Es handelt sich hier nicht um einen Gelehrten am Schreibtisch, der in beschaulicher Seelenruhe den Problemen durch das scharfe Denken allein beikommt, sondern um ein rühriges Wanderleben, das mit nach außen energisch um sich greifender Thätigkeit verknüpft ist. Die Darstellung derartiger Forschungsmühen und -ergebnisse steht daher auch in eigenthümlichem Kontrast zu den Berichten über die Versuchsanordnungen und säuberlichen Methoden unserer üblichen Gelehrtenarbeit. Doch ist im Grunde hier wie dort das Experiment, die kluge Fragstellung an die allzeit in ihrer Weise antwortende Natur, von entscheidender Bedeutung.

H. L.

**Waldwinter.** Roman von Paul Keller. Mit Bildern von P. Brockmüller. Herausgegeben von der Deutschen Litteratur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Wenn die Zeichen nicht trügen, wird dieser Roman die Bedeutung eines Dokumentes für die Geschichte des litterarischen Geschmacks gewinnen. Im Geschmack des Lesepublikums macht sich eine Aenderung bemerklich — eine Sehnsucht nach einer modernisirten Romantik. Eine geraume Zeit hindurch war das lesende Volk begeistert für eine Erzählungskunst, in der gewaltige Zeitprobleme, krankhafte Kulturzustände oder das Ringen des Socialismus wider den Kapitalismus und den Feudalismus geschildert und erörtert wurden; jetzt aber zeigt sich die Uebersättigung und das Verlangen nach etwas Anderem. Der Keller'sche Roman ist zufällig in einer für ihn günstigen Zeit erschienen; er bietet das „Andere“. Der Held ist ein liebenswürdiger, gemüthvoller, träumerischer und riesig gescheiter Müßiggänger vom romantischen Schlage. Er geht allerdings nur während der Dauer der Erzählung müßig; sonst ist er ein moderner Großstadtmensch. Dadurch unterscheidet er sich von den Haupthelden Tieck'scher, Schlegel'scher und Eichendorff'scher Erzählungen. Er entflieht aus dem Trubel und Wirbel der großen Stadt; er will einen Winter in der Waldeinsamkeit verbringen, und während dieses Winters erlebt er auf einer alten Ritterburg seinen großen Roman. Viel morgenfrische, übermüthig sprudelnde Jugendlust lacht uns schallend aus dem Buche entgegen, und oft auch lauscht die Seele goldenem Märchenklange. Der Stil ist von bestrickender Lebendigkeit, der Dialog von reizender Natürlichkeit, die Naturschilderungen sind einzig, und insbesondere dürfen wir Schlesier uns freuen an einer unvergleichlich schönen Schilderung des Riesengebirges. Der Roman enthält auch düstere, erschütternde Kapitel; im Allgemeinen aber ist es ein lachender Roman, in dem sich Alles zum Guten wendet. Ein Roman der Stille! Er wird viele Freunde finden.

rs.

**Der Ruf des Lebens.** Von Karl Rosner: Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Das Buch erzählt vom Ruf des Lebens, der an die Sterbenden ergeht.

Der Doktor Cornelius ist ein Mann geworden, ohne jemals recht gelebt zu haben. Er war ein fleißiger Arbeiter der Wissenschaft; und nun beginnt sein Körper allmählich zu sterben. „Höchstens ein Jahr noch,“ sagen ihm die Aerzte, und „höchstens ein Jahr noch,“ sagt er sich selber. Er lebt in einem Kurort, wo bleiche Menschen — durstig nach Leben und Sonnenschein — langsam in's Grab wanken; „höchstens ein Jahr noch,“ dann ist die Reihe an ihm. Er ist ruhig, er hat keinen Wunsch mehr.

Da tritt das Weib in seine sinkenden Tage: — leise, fast unmerklich Anfangs, bis die ganze Trostlosigkeit seines Sterbens über ihn kommt und er nach dem Leben schreit und weint wie ein Kind. „Höchstens ein Jahr noch;“ er glaubt es nicht mehr, denn er will es nicht mehr glauben. Gierig

feilscht er jetzt um jede minutenlange Verzögerung des Endes, und mit der ganzen grausigen Zähigkeit des Sterbenden kämpft er um die Liebe des Weibes, das ihm — es ist die alte Geschichte — nur Freundschaft geben kann.

Unter der Hypnose des Halbtodten ist sie bereit, ihr junges Leben an sein welkendes zu binden, als auch an sie der große Ruf ergeht: leben, leben! — Ein Anderer, der Arzt ihrer lichtlosen Seele, zieht sie von dem sterbenden Doktor zurück. Der Doktor ist schlimm daran; „höchstens ein Jahr noch"; er ist zerschlagen und bankerott. Und im Tode noch, im Wahnsinn will er die große Abrechnung mit dem Leben halten; er ringt noch einmal mit dem Weibe — Brust gegen Brust — und daneben das grundlose Bergwasser. Hier ist er der Stärkere. Im Bergsee ist Alles zu Ende. „Der Ruf des Lebens" — es klingt zum Schluß wie eine bittere Ironie.

Es liegt ein gutes Quantum „Idee" in dem Ganzen. Aber es ist mehr eine traurige Geschichte als ein großer Griff, es zeigt mehr zarte Sentimentalität als Tiefe.

Rosner hat noch wenig geschrieben. Er soll ein guter Uebersetzer sein; es ist schön, wenn dichterische Persönlichkeiten selber sich in den Dienst eines Größeren stellen und so dessen berufene Interpreten werden.

Und vielleicht belehrt er uns mit einem späteren Werk, daß er nicht nur ein feinsinniger dichterischer Geist, sondern auch ein großer Erzähler ist. B.

**Die Grafen von Buchenau.** Roman von Arthur Zapp. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Goethe sagt: „Der Roman ist das wahre Leben, nur folgerecht, was dem Leben abgeht." Diesen einfachen Grundsatz befolgt A. Z. Er verkündet weder ein neues Evangelium der Kunst, noch übermenschliche Lebensregeln, sondern bekennt sich zu dem gesunden realistischen Idealismus, dem das Häßliche die absolute Negation des positiv Menschlichen ist, also des Vernünftigen, Edlen, Großen, und zieht in zahlreichen Büchern ehrlich gegen alles Schlechte zu Felde mit dem Kampfruf, den schon Aeschylos in dem Kehrvers seines „Agamemnon" widerhallen läßt: Das Gute soll siegen! In all seinen Erzählungen ist der Zusammenhang des Planes so fest und die Ver- und Entwicklung der Handlung so übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und der Moral, daß der Leser nirgends einen Bruch mit dem in der Wirklichkeit für möglich Gehaltenen entdecken kann. Auch dem vorliegenden Roman, der in den Grafen von Buchenau zwei verschieden geartete Charaktere darstellt, liegt eine sittliche Tendenz zu Grunde. In spannender Weise erzählt er, wie der leichtsinnige Bruder, den schließlich ein unglücklicher Zufall des Mordes verdächtigt, mit Hilfe des guten Bruders gerettet und gebessert wird. N.

**Die Grenze.** Roman aus der amerikanischen Gesellschaft von Fred. W. Priemer. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Der Titel bezeichnet nicht den Ort der Handlung, sondern das sittliche Maß der Handlungen, die hier geschickt zum Roman verknüpft werden. Der Verfasser sagt auf S. 210: „Die Amerikaner glauben, die letzte Grenze der europäischen, das heißt der veralteten Kultur hinter sich gelassen zu haben, und die Europäer sind der Ansicht, daß die Amerikaner noch nicht einmal an der Anfangsgrenze europäischer Civilisation angekommen seien. — Wo ist die Wahrheit? Das Feld dieses Kampfes ist zu groß, zu labyrintisch, zu erregend und zu wechselnd, als daß es von dem einzelnen Menschengeiste überblickt werden könnte. Die Zukunft mit ihrem Weltgericht wird einst das entscheidende Wort sprechen." — Nur wenige der geschilderten Personen haben diese Grenze erreicht und werden dem Leser sympathisch. Es wäre aber unrecht, dem Erzähler, der uns ein wahres Spiegelbild amerikanischer Zustände geben wollte, dies vorzuwerfen und der Lüge den Vorzug zu geben, weil sie das Uebel der Wahrheit oder die Wahrheit des Uebels umgeht, beschönigt. N.

**Das Eulennest.** Roman von Baronesse Falke. Dresden, Heinrich Minden.

Der uns in zweiter Auflage vorliegende Roman der geschätzten Verfasserin erscheint uns nicht ganz gleichwerthig mit ihren früheren Productionen; sie unternimmt es mit anerkennenswerthem Freimuth, die Schwächen ihrer eigenen Gesellschaftsklassen zu geißeln, aber wenn sie den Grafen Kelsberg zum Falschmünzer werden läßt, um den gesteigerten Anforderungen an Luxus und Wohlleben genügen zu können, so erscheint uns dies etwas sehr romanhaft.

Das Eulennest ist der Spottname, welchen der Graf seinem verfallenen Familienschlosse giebt; in diesem bleibt ein altes Thurmgemach ewig verschlossen und

reizt dadurch die Neugierde sämmtlicher Schloßbewohner; aber Niemandem gelingt es, den Eintritt zu erzwingen, auch dem jungen Weibe des Grafen nicht, schließlich findet Rosine, die Schaffnerin, den Schlüssel und entdeckt mit Schrecken in dem Gemache alle nothwendigen Utensilien zu der modernen Goldmacherkunst, die sie vernichtet, um die Ehre des Grafen zu retten, zu welchem sie lange schon eine stille Liebe hegt.

Falsch und schlecht erschien dem Grafen die Gesellschaft, in welcher er lebte, ihr geschminktes Laster, ihre herzlose Koketterie ekelten ihn an, und müde vom Widerstande wurde er falsch und schlecht wie sie; — dieses Bekenntniß, welches der Graf für seine Schwester niederschreibt, ist das bedeutungsvollste Wort des Romans. mz.

**Symphonien des Windes.** Alles Leben ist nur ein Hauch. Von Georg von Oertzen. Freiburg i. B., C. Ragoczy (E. Jedele).

Zahlreiche Bücher geben von der Gedankenfülle und Tiefe dieses Dichters das beste Zeugniß. Die vorliegenden Dichtungen bestätigen seine Unerschöpflichkeit. 61 Lieder dem Winde zu widmen, das ist keine leichte Aufgabe. Wie nahe lag die Gefahr der Wiederholung, der Eintönigkeit! G. v. Oe. vermeidet sie glücklich, indem er dem Thema immer neue poetische Seiten abgewinnt. Bald schildert er den Wind als Befreier, der das Schlechte vernichtet und verweht, bald als Sämann, der mit gutem Samen Feld und Wüste zu neuem Leben weckt, bald schreibt er ihm seelische Kräfte zu: „Jugendthorheit, Laune, Liebe -- sagt, im Wirbel dieser drei, wer im Gleichgewichte bliebe, wär' vom Wind kein Hauch dabei?“ oder an anderer Stelle: „Vom Weltenliede wehn im Wind zerrißne Melodieen . . . sie wimmern, wie ein krankes Kind, sie drohen, sie entfliehen. Ein Eulenruf, ein Glockenschall, das Hammerwerk des Schmiedes, von Noth und Tod der Widerhall, sind Stimmen dieses Liedes. Und wen es packt, dem wird zu Sinn, als trüg' auch ihn im Winde ein athemloses Jagen hin, das nie sein Ziel sich finde“. Den Gegensatz dazu bilden die als Anhang unter dem Motto „und ward eine tiefe Stille“ beigefügten stimmungsvollen Sommerabendlieder. N.

**Blätter aus meinem Skizzenbuch.** Gesammelte kleine Erzählungen von Dr. C. Budde. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Georg Reimer.

Scharfe Beobachtungsgabe und Poesie, Verstand und Gemüth haben gleichen Antheil an diesen vierzehn anmuthigen Skizzenblättern. Dies zeigt sich besonders in den Erzählungen, die, wie Mannuckerle und Mannickerle — Joachim — Philosophie des Unbewußten — Ein Glück, — Begebenheiten en miniature schildern. Hier gesellt sich zu den genannten Vorzügen noch jener naive Humor, der seine Echtheit durch das liebevolle Eingehen und Aufgehen im Kleinen bewegt. Für den Werth des Buches spricht der günstige Erfolg seiner ersten Auflage. N.

**Luginsland.** Dorfgeschichten. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, bei F. Fontane & Co.

Markige Figuren und drastische Geschichten, aus der Fülle praktischer Erfahrung herausgestaltet, füllen dieses jüngste Buch von Polenz aus. Schmucklos, ohne schönfärbende Sentimentalität, stellt er die Leute und Dinge vor uns hin. Aus mancher dieser kleinen Geschichten hätte vielleicht ein guter Dorfroman werden können. So, in aller gedrängten Kürze, athmen sie, straff und kernig, nur mitunter ein bischen die Nüchternheit des Referats. K. W. G.

**Vizefeldwebel Starke.** Roman von Maximilian von Rosenberg. Berlin, bei F. Fontane & Co.

Eine tragische Geschichte aus dem Militärleben, nüchtern und sachlich, aber mit starker Plastik und Beobachtungsfähigkeit [redacted]

**Cantilenen der Einsamkeit.** Ein Gedichtbuch von Ottokar Winicky. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Das dünne, nur 46 Seiten zählende Büchlein enthält wirkliche, eigenartige Poesie. Die Sprache dieses Dichters hat nichts mit dem abgedroschenen poetischen Jargon gemein, sondern ist sorgfälig durchdacht und entspricht dem Sinn und Wohlklang der

Worte. Die Gedichte sind kurz und verrathen das künstlerische Streben, tiefen Gefühlen in klarer, schöner Form Ausdruck zu geben: z. B. Ein sündhaft Lied. Es sang eine stille Fröhlichkeit: Dein Frühling will sich künden, Der spricht Dich los für alle Zeit Von Deinen schwersten Sünden. Es sang eine stille Traurigkeit: Träumst Du von Tugendpfründen? Was wär' Dir geblieben in Deinem Leid, Hättest Du nicht Deine Sünden? N.

**Gedichte** von Margarethe Mores. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag. „Seht mich nicht im Weltgetriebe, in des Lebens Sturmgebraus, denn mich treibt's auf Bergeshöhen in die Einsamkeit hinaus. Kerker sind mir Eure Stätten, Leben brauch' ich, brauche Licht und das weite Meer der Ferne, das von ewiger Freiheit spricht." So lautet das poetische Bekenntniß dieser Dichterin. M. M. zählt nicht zu den kleinen, knechtischen Alltagsseelen, die des guten Tones oder des guten Lohnes wegen sich beugen und binden lassen, sondern zu den einsamen und freien, die, getragen von den Flammenschwingen der Sehnsucht und der Leidenschaft, immer wieder das Wagestück des Ikarus nachahmen. Sie bleibt dabei aber wahr und verleugnet nicht, wie so manche ihrer Schwestern, im Gefühl und Ausdruck ihr Geschlecht. Nur eine Probe: Gar Mancher sprach: „Komm, laß uns glücklich sein, auf daß die Welt mit ihrer Noth entrücke! Doch leise wehrt' [redacted] floh, — Eins blieb mir im Innern: Der Freund des Grams, — ein süßes Erinnern." So beichtet P. B. poetisch. In der That machen seine Gedichte den Eindruck süßer oder herber Erinnerungen, in deren Mittelpunkt die alte, ewig junge Zauberin, die Liebe steht. Das eigenartige Titelbild, das ein in der Betrachtung eines Todtenkopfes versunkenes Mädchen zeigt, hätte sich der Herausgeber sparen können. Auch ohne diesen wenig geschmackvollen Hinweis spürt jeder verständige Leser, daß der Dichter nicht heuchelt, sondern wahre Erlebnisse giebt. Dies verrathen besonders die Cyklen: „Marie" u. „Fräulein Namenlos" und die Gedichte: Sünde, Das süße Mädel. Nach dem Diner. Der Spieler. Verirrt. N.

---

Den im vorigen Hefte kurz erwähnten litterarischen Festgaben mögen hier noch einige andere folgen; zunächst solche für die Jugend.

Es giebt fast keinen Erdenfleck, den die ihr gewidmete Litteratur unberücksichtigt läßt. Der bekannte Reiseschriftsteller Karl Tanera giebt in seiner Erzählung „Die Rauhreiter" (mit elf Vollbildern von Zimmer, Berlin, Trowitzsch u. Sohn) ein Bild wirklicher Zustände in den Vereinigten Staaten, das jene falschen Vorstellungen, welche die an phantastischen Uebertreibungen reichen, längst Vergangenes als gegenwärtig darstellenden alten Indianergeschichten erzeugen, zu beseitigen berufen ist.

Deutsches Kämpfen und Arbeiten in Ostafrika schildert Otto Felsing, der Verfasser von „Gert Janssens China-Abenteuer", in seinem Buche „Der blaue Diamant" (Elberfeld, Sam. Lucas), das ebenso wie jenes nicht nur eine spannende, an Abenteuern reiche, doch von wüster Phantastik freie Lektüre für die reifere Jugend bietet, sondern zugleich ein Volksbuch sein soll, das in zuverlässiger, wahrheitsgetreuer Schilderung die Kenntniß von Land und Leuten im Rahmen einer fesselnden Handlung vermittelt. Das Buch ist mit 12 Vollbildern und zahlreichen guten Textillustrationen geschmückt. —

Paul Lindenberg führt seine jungen Leser in das Reich des Weißen Elephanten, in dem der Held seiner Erzählung Kurt Nettelbeck allerlei merkwürdige, interessante und gefährliche Abenteuer erlebt, die die Romantik deutschen Kaufmannslebens im Auslande veranschaulichen. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern nach photographischen Aufnahmen und nach Zeichnungen von Martin Nänicke u. A. geschmückt. —

Auf besonderes Interesse darf bei der deutschen Jugend, die dem südafrikanischen Kriege dieselbe leidenschaftliche Theilnahme gewidmet hat, wie das deutsche Volk überhaupt, die von A. Oskar Klaußmann besorgte freie Bearbeitung des Werkes von Christian de Wet: „Der Kampf

zwischen Bur und Brite" (Verlag von Karl Siwinna in Kattowitz) rechnen. Die elegant gebundene illustrirte Jugendschrift ist bereits für 4.50 Mk. erhältlich, während das vortrefflich ausgestattete, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen geschmückte und mit Kartenskizzen versehene deutsche Originalwerk 12.50 Mk. kostet. Es darf trotz der ungemein angeschwollenen Litteratur über den Burenkrieg der allgemeinen Beachtung sicher sein. Das Wort eines Mannes wie de Wet, ob er auch behauptet, kein Schriftsteller zu sein, verhallt auch in dem Gewirr unzähliger Stimmen nicht ungehört. —

Daß der Schalksnarr sich dem ernsten Helden nachbarlich gesellt, ist eine Keckheit, die aber Till Eulenspiegel — denn um ihn handelt es sich — sehr ähnlich sieht. Man gehe mit ihm nicht zu streng darob in's Gericht. Dachte doch Goethe resp. Goethes Herrgott milde über den Schalk; — und dann ist dafür gesorgt, daß er seine derbsten Späße diesmal für sich behält; auch hat er dank Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, und Walter Tiemann, dem bekannten Meister des Stiftes, ein so hübsches, stilgerechtes Gewand bekommen, daß der alte Bursche sich gar prächtig ausnimmt.

Ein Buch, das bereits Tausende von alten wie jungen Lesern entzückt hat und noch Tausende entzücken wird, bietet in festlichem Gewande und mit reicher illustrativer Ausstattung die Deutsche Verlagsanstalt mit ihrer Ausgabe von Wilhelm Hauffs romantischer Sage vom „Lichtenstein". Sie wird mit ihren zahlreichen hübschen Bildern von Carl Häberlin, G. A. Cloß und Walter Zweigle, bei dem mäßigen Preise von 4 Mark, um so mehr Freunde finden, als der 100. Geburtstag des liebenswürdigen Dichters die Anregung, ihm erneut näher zu treten, giebt. Der Verlag hat sicher mit dieser Sonderausgabe aus seiner großen illustrirten Prachtausgabe von Hauffs Werken einen glücklichen Griff gethan.

Pädagogische Ziele und moralische Belehrung verfolgen die von J. Ninck, dem Herausgeber der bekannten trefflichen Zeitschrift „Deutscher Kinderfreund" herausgegebenen Erzählungen für die Jugend, die aber gewiß kein kindlich Gemüth durch die erkennbare Absicht der Belehrung verstimmen werden, da sich die Lehre ungezwungen, wie von selbst, als die Blüthe einer fesselnden Handlung ergiebt. Das geschmackvoll ausgestattete, mit sehr hübschen Illustrationen von M. Hohneck und E. Voigt geschmückte, billige Büchlein (Pr. 1.60 Mk.) vereinigt unter dem Titel „Goldfäden" (Dresden, Expedition des deutschen Kinderfreundes) Erzählungen und Märchen von M. Rickmeyer, Käthe Friedmann, Oskar Wilda, Ingeborg Alsen, Carl Tetzel, Clara Lassen und E. Bartels. —

Für die Erheiterung der Kleinsten sorgt Lothar Meggendorfer mit seinem humoristischen Bilderbuche „Trulala" (Verlag von Carl Haushalter in München), das von allerlei lustigem Mißgeschick in drolligen Versen und Bildern berichtet. —

Einige hervorragende Neuerscheinungen, die als Festgeschenke für Erwachsene Empfehlung verdienen, seien angereiht. Im Verlage der „Deutschen Verlags-Anstalt" in Stuttgart sind — außer der bereits oben erwähnten illustrirten Ausgabe von Hauffs Lichtenstein — zwei interessante Prachtwerke erschienen: die bereits von uns besprochene volksthümliche Völkerkunde von Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde", die, reich illustrirt, Lebensweise, Sitten und Bräuche aller lebenden Völker schildert, und „Durch den Indischen Archipel", von Hugo V. Pedersen, in welchem einmal nicht ein gelehrter Forschungsreisender, sondern ein Künstler die Wunder asiatischer Natur und Fürstenhöfe anschaulicher noch als durch sein Wort durch den Zeichenstift vor Augen führt. Wir kommen im nächsten Hefte auf dies werthvolle Werk (Preis in Original-Prachteinband 25.00 Mk.) ausführlich zurück. — Ein paar interessante Romanbücher des genannten Verlages müssen hier ebenfalls vorläufig mit kurzem Hinweis abgethan werden. Wilhelm Meyer-Förster, der erfolgreiche Verfasser von „Alt-Heidelberg", hat sich in seinem Roman „Süderssen" einem von ihm früher mit Erfolg gepflegten Genre, dem Sportroman, wieder zugewandt; August Sperl, der uns so vortreffliche historische Erzählungen geschenkt hat, versucht sich in seinem neuesten Buche „Herzkrank" (illustrirt von O. Meyer-Wegner) an einem Stoff aus dem modernen Leben, indem er eine heitere Badegeschichte erzählt; einen ausländischen historischen Roman von Weltruf: Henryk Sienkiewicz' „Quo vadis" bietet der Verlag in einer durch ihre Eigenart hervorstechenden Ausgabe; — der ganze ca. 800 Seiten umfassende Roman ist auf so dünnem, dabei festem Papier gedruckt, daß das handliche Büchlein in seinem schmiegsamen Einbande nur 225 Gramm wiegt. (Pr. 4.00 Mk.) — Der Frauenwelt sind zwei Bücher gewidmet: „Ueber-

leg's!" von Tony Schuhmacher (Pr. 4.00 Mk.), die hier in ihrer bekannten anregenden und gemüthvollen belehrenden Weise über Alltagsdinge plaudert, und Amalie Baischs Buch „Das junge Mädchen auf eigenen Füßen", das ein verständnißvoller Führer und Berather bei der Wahl weiblicher Erwerbszweige ist.

Die von uns bereits gewürdigte Pantheon-Ausgabe des S. Fischerschen Verlages in Berlin ist durch drei weitere Klassiker-Bände bereichert worden: Lessings „Nathan den Weisen", (Textrevision und Einleitung von Professor Alb. Köster), Shakespeares „Hamlet", eingeleitet von Prof. Robert Fischer, der die Schlegel'sche Uebersetzung gewählt, aber sie von den zahlreichen Fehlern und Inkorrektheiten befreit hat, und „Eichendorffs Gedichte" in einer sorgsamen, mit feinem Geschmack zusammengestellten Auswahl von Emil Strauß. Die vornehm ausgestatteten Bücher in ihrem einfach-eleganten weichen Lederbande (Preis je 2.50 Mk.) werden von allen Bücherfreunden, die goldenen Trank aus kunstvollen silbernen Gefäßen zu trinken lieben, freudig willkommen geheißen werden.

Auch einer unserer besten Lyriker hat uns eine werthvolle Gabe gespendet: „Martin Greif", mit seinen „Neuen Liedern und Mären", die in gediegenster Ausstattung, geschmückt mit dem Bildniß des Dichters nach dem Gemälde von Wilhelm Trübner, im Verlage von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig (Pr. geb. 4.00 Mk.) erschienen sind. Möge diese Weihnachtsgabe des Dichters — der wir später noch einige Worte widmen werden — vom deutschen Volke durch die entsprechende Gegengabe an den Dichter erwidert werden — d. h. durch Ankauf und Lektüre des qualitativ und quantitativ so reichen Buches.

Eine Wiedererweckung der Legende, und damit die Erneuerung eines Denkmals der deutschen Nationallitteratur bietet R. von Kralik in seiner „Goldenen Legende der Heiligen" (München, Allgem. Verlags-Gesellschaft), die ihren Namen von dem berühmtesten Legendenwerke des Mittelalters, der „Legenda aurea" entlehnt hat und sich dem Ton und Geist der alten Vorlagen so treu als möglich anschließt. Die Ausstattung und der Buchschmuck von Georg Barlösius sind durchaus stilgemäß.

Die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München giebt in dem Werke „Die Kunst des Jahres" (Pr. 4.50 Mk.) in 363 gut ausgeführten Bildern einen Ueberblick über die Kunstausstellungen des eben zu Ende gegangenen Jahres und damit über den Stand und das Wesen des derzeitigen Kunstschaffens. Dem Verzeichniß der abgebildeten Werke — Gemälde wie Skulpturen — sind biographische Angaben über deren Urheber beigefügt. —

Für die Lachlustigen hat Edwin Bormann eine Unzahl neuer Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch zusammengereimt, die er unter dem Titel „Es lebe der Humor" (Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag) seinen Verehrern bietet. Ist auch Manches nur „Füllung", wird auch manche bloße Wortspielerei, mancher Kalauer nur sehr harmlose Gemüther erfreuen, so findet sich doch in dem allzu freigebigen Bande genug — namentlich unter den sächsischen „Boësien" — was allseitig fröhliche Stimmung zu erzeugen vermag. Und in dieser ernsten Zeit muß man dafür doppelt dankbar sein.

Im Verlage dieser Zeitschrift (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender) ist eine Anzahl neuer interessanter Werke erschienen, die, in ihrer Mannigfaltigkeit verschiedenem Geschmack Befriedigung bietend, sich durch ihren Inhalt, wie ihre Ausstattung als Festgeschenke empfehlen. Von den poetischen Werken, die obenanstehen mögen, sind die „Gedichte Roffhacks" (Pr. geb. 4.00 Mk.) durch die feinsinnige Würdigung, die sie in dieser Zeitschrift durch Hans Lindau erfahren haben, sowie durch die mitgetheilten Proben unsern Lesern bereits nahe gerückt worden. Nicht nur der dichterische Werth dieses Buches, das den Gehalt einer reichen inneren Entwickelung, einer auf dem Grunde einer reifen, tiefen Erfahrung ruhenden abgeklärten Lebensweisheit in vornehm künstlerischer Form vermittelt, sondern auch der von Franz Hein herrührende Buchschmuck und die geschmackvolle Ausstattung haben allseitige Anerkennung gefunden. Einen dankenswerthen Ueberblick über die Lyrik des Nordens giebt uns der von Emil Jonas herausgegebene, von Prof. C. Beyer-Boppard eingeleitete „Nordische Musenalmanach" (Pr. geb. 5 Mk.), in welchem die bedeutendsten skandinavischen Dichter, unter ihnen auch König Oskar II. von Schweden, mit charakteristischen Proben ihrer Lyrik in treuer deutscher Nachbildung vertreten sind. — Philipp Holitscher behandelt in seinem Buche „Im Reiche der Dichtung" Stoffe aus Geschichte und Sage

wie auch aus dem Leben der Gegenwart mit gleichem Geschick in leicht fließenden, gewandt gereimten Versen. Von den Romanen des Verlages gebührt die erste Stelle, durch die Bedeutung des Themas und dessen kraftvolle und doch großzügig einfache Durchführung, der Erzählung „Ein Kampf um Gott“ von Dagobert von Gerhardt-Amyntor (Pr. geb. 3 Mk.), die in ergreifender Weise das Opfer, das ein Cistercienser-Mönch seiner Gewissensfreiheit bringt, und die seelische und sittliche Läuterung eines Frauenherzens schildert und zugleich ein fesselndes märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern entrollt. Interessante, zum Theil in novellistische Form gekleidete culturhistorische Schilderungen, die uns das Universitäts- und Studentenleben früherer Zeiten anschaulich vor Augen führen, enthält Hugo Christof Heinrich Meyers Buch „Aus alter Burschenzeit“ (Pr. geb. 3 Mk.), das namentlich in akademischen Kreisen viel Freunde finden wird. Karl Baranowsky, der Verfasser der „Modernen Ehen“, zeigt auch in seinem neuesten Werke „Halbnaturen“ (Pr. geb. 4 Mk.) seine fest zugreifende und sicher formende Hand, die, von dem Geiste sittlichen Ernstes geführt, Menschen und Menschenschicksale lebensvoll gestaltet, um an ihrem Beispiel der modernen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten. Der Roman von Emma Friedländer-Werther: „Römische Luft“ (Pr. geb. 6 Mk.) fesselt durch die lebendige und treue Darstellung des gesellschaftlichen Lebens der italienischen Hauptstadt. Geschichten in Moll und Dur nennt Max Hoffmann seine unter dem Titel „Hochzeitnacht“ (Preis geb. 5 Mk.) vereinigten Novellen und Skizzen, in denen er heitere und düstere Stoffe aus dem Alltagsleben als ein fein empfindender Poet behandelt, der bald durch weiche Melancholie uns berückt, bald ironische und satirische Töne wirksam anzuschlagen weiß. Ein Buch, das vornehmlich in Mädchenkreisen sich seit Jahren großer Beliebtheit erfreut, die sich bisher nicht gemindert hat, liegt in fünfter Auflage vor: der Roman „Haideröslein“ von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. (Pr. geb. 5 Mk.). Blanka von Gündel hat das Werk mit ansprechenden Illustrationen geschmückt, die seine Eignung als Festgabe noch erhöhen.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

**Abstammungslehre, Der gegenwärtige Stand der.** Von J. Reinke. Türmer V. 1.
**Bayreuth und das Wagnererbe.** Von W. Kleefeld. Westermanns Monatshefte. 47. 1.
**Bennigsen, Rudolf von.** Von H. Rickert. Deutsche Revue XXVII. Okt.
— Von M. Lorenz. Kultur I. 6.
**Brahm's Jugendzeit, Aus.** Von M. Kalbeck. Deutsche Rundschau XXIX. 1.
**Epilepsie, Ueber.** Von A. Kussmaul. Deutsche Revue XXVII. Okt.
**Fred, W., Aus der Kunstlitteratur.** Von M. Osborn. Litt. Echo IV. 24.
**Geschichtsschreibung, Philosophische, (Kurt Breysig).** Von K. W. Goldschmidt. Nord und Süd 1903. Jan.
**Hamletproblem, Das.** Von R. v. Kralik. Litterarische Warte IV. 1.
**Hebbels, Der Sieg.** Von A. Bartels. Deutsche Monatsschrift II. 1.
**Heraklit zu Spinoza, Von.** Von A. Riehl. Zukunft X. 52.
**Hofmann, Ludwig von.** Von G. Hermann. Westermanns Monatshefte 47. 1.
**Holzamer, Wilhelm.** Von H. Benzmann. Deutsche Heimat V. 50.
**Italien und seine moderne Kultur, Ueber.** Von H. Biermann. Kultur I. 7.
**Kainsage in ihrer ursprünglichen Form, Die.** Von W. Moser. Nord u. Süd 1903. Januar.
**Kana, Die Hochzeit zu, und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker.** Von B. Fischer. Nord und Süd 1903. Januar.
**Kinkel, Johanna, Glaubensbekenntniss.** Von A. v. Asten-Kinkel. Deutsche Revue XXVII. Okt.
**Kunst im Kampf der Weltanschauungen, Die.** Von P. Friedrich. Nord und Süd 1903. Jan.
**Laube, Heinrich, Erinnerungen an.** Von R. v. Gottschall. Deutsche Revue XXVII. Oktober.
**Mechanik als Philosophie, Die.** Von H. Friedmann. Zukunft X. 51.
**Moltke, Graf von, Persönl. Erinnerungen an den.** Von W. v. Kardorff. Deutsche Monatschrift II. 1.
**Musik und Leben.** Von K. Storck. Türmer V. 1.
**Natur und Kultur.** Von A. Tille. Zukunft X. 51.
**Recke, Elisa von der.** Von O. Wilda. Nord u. Süd 1903. Januar.
**Rembrandt als Mystiker.** Von A. Drews. Kultur I. 7.
**Rohde, Erwin.** Von W. Golther. Deutsche Monatschrift II. 1.
**Schönheitsproblem, Das.** Von J. Gaulke Türmer V. 1.

**Schreiner, Olive.** Von A. Brunnemann. Litt. Echo IV. 24.
**Seelenblindheit, Ueber die.** Von W. Manz. Deutsche Revue XXVII. Oktober.
**Siegesallee und das Bismarckdenkmal, Die.** Von W. Kirchbach. Westermanns Monatshefte 47. 1.
**Turin.** Von J. Meier-Gräfe. Zukunft X. 52.
**Ultramontanismus und das Deutsche Reich, Der.** Von G. Kaufmann. Deutsche Monatsschrift II. 1.
**Universitäten, Die französischen.** Von K. Schirmacher. Westermanns Monatshefte 47. 1.
**Wilde, Oscar, als Problematiker.** Von Max Hoffmann. Nord u. Süd 1903. Januar

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Andrejew, Leonid,** Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Nadja Hornstein. Dresden, Heinrich Minden.
**Amateur-Photograph, Der.** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 11. November 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag. (Rud. Helm.)
**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 20—21. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Baisch, Amalie,** Das junge Mädchen auf eigenen Füssen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Bartels, Adolf,** Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius.
**Bastier, Paul,** La Mère de Goethe. Paris, Perrin et Cie.
**Biedenkapp, Dr. Georg,** Im Kampf gegen Hirn-Bacillen. Eine Philosophie der kleinen Worte mit Ergebnissen für Politik und Pädagogik. Berlin, Gose & Tetzlaff.
**Björnson, Björnstjerne,** Auf Storhove. Drama. München, Albert Langen.
— Thomas Rendalen. Roman. Deutsch von Wilhelm Lange. Mit dem Bildniss des Verfassers. 2. Auflage. Berlin, Franz Wunder.
**Bonomelli, Msgr. Jeremias,** Das neue Jahrhundert. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Professor Valentin Holzer. München, G. Schuh & Cie., G. m. b. H.
**Bormann, Edwin,** Es lebe der Humor! Neue Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
**Born, M.,** Natur- und Lebensbilder. Gedichte. Braunschweig, Richard Sattler.
**Busse-Palma, Georg,** Mord. Geschichten, die mein Dolch erzählt. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
**Castellani, Ch.,** Das Weib am Kongo. Deutsch von Margarete Bruns. Mit Einleitung und Anmerkungen von Max Bruns. Mit zahlreichen Abbildungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
**Deutsche Kunst und Dekoration.** VI. Jahrgang. Heft 3. Dezember 1902. Darmstadt, Alex. Koch.
**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 2 u. 3. Wien, A. Hartlebens Verlag.
**Diemar, A. von,** Festspiele für eine und für mehrere Personen. (Schwabachersche Sammlung populärer Schriften.) Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.
**Diene dem Ewigen!** Was nützt die theosophische Gesellschaft ihren Mitgliedern? Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
**Ebersberger, Thea,** Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.
**Eichendorff,** Gedichte. Ausgewählt von Emil Strauss. (Pantheon - Ausgabe.) Berlin, S. Fischer Verlag.
**Enderling, Paul,** Tolle Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Felsing, Otto,** Der blaue Diamant. Streifzüge und Abenteuer eines jungen Deutschen in Deutsch-Ostafrika. Mit 12 Vollbildern und zahlreichen Text-Illustr. Elberfeld, S. Lucas.
**France, Hector,** Aus dem Reiche des Haschisch und andere Erzählungen. Algerische Sittenschilderungen übersetzt von Y. Dresden, Moewig & Höffner.
**Hartmann, Alma von,** Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
**Hauff, Wilhelm,** Lichtenstein. Romantische Sage. Reich illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
**Hauptmann, Carl,** Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. München, Georg D. W. Callwey.
— Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. München, Georg D. W. Callwey.
— Unsere Wirklichkeit. München, Georg D. W. Callwey.
**Helfft, Dora,** Ein moderner Jurist. Zeitbild. Dresden, Heinrich Minden.
**Heyse, Paul,** Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Lieferung 9—15. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.
**Hirundo, C.,** Till Riemenschneider. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
**Hohenhausen, Baronin Elise von,** Die feine junge Dame. Ein Buch des Rathes für alle Fragen des feineren geselligen Verkehrs und der guten, häuslichen Sitte mit besonderer Rücksicht auf die Ausbildung von Geist, Herz und Gemüth. Nebst einem Anhang: Lebensregeln. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
**Hübel, Felix,** Der Schmetterlingskuss. Aus dem Tagebuche eines Zwanzigjährigen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.
**Huch, Friedrich,** Geschwister. Roman. Umschlag und Einband von Plehn. Berlin, S. Fischer, Verlag.
**Kapp, H.,** Bildende Kunst und Schule. (Pädagogische Abhandlungen. Heft 58.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlg. (Hugo Anders.)
**Kerner,** Zwölf Geschichten vom Studiosus Kurt. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
**Kewitsch, Prof. Dr.,** Die Vulkane Pelé, Krakatau, Aetna, Vesuv m. Illustrationen. Norden, Diedr. Soltaus Verlag.
**Kirchbach, Wolfgang,** Was lehrte Jesus?! Zwei Ur-Evangelien. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhdlg.
**Klaar, Alfred,** Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie. Berlin, Johannes Räde.

**Kleemeier, Friedr. Joh.,** Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisiren. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Köbke, Peter,** Briefe von Julius Lange. Einzig berechtigte Uebersetzung von Ida Anders. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel.)

**Kretzer, Max,** Der wandernde Thaler. Eine Märchendichtung in fünf Akten. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

**Kretzschmar, Hermann,** Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge. Leipzig, C. F. Peters.

**Kröger, Timm,** Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Haide. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, Kiel, Lipsius & Tischer.

**Kunst des Jahres, Die,** Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

**Kunst und Künstler.** Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Jahrg. 1. Heft 1. Berlin, Bruno Cassirer.

**Kürschners Jahrbuch 1903.** Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Begründet 1898 von Joseph Kürschner. Herausgegeb. von Herm. Hilger. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin. H. Hilger.

**Lampert, Kurt, Dr.,** Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste u. Ceremonien aller lebenden Völker. Mit etwa 650 Abbildungen. Liefrg. 17—22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Lappe, Friedrich,** Bilder und Bildung. (Pädagogische Abhandlungen. Heft 70.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders.)

**Lapsa, Edwart,** Tant' Jula. Ein Dünastrandisches Gequassel. Riga, Gr. Münstereistrasse 6, Typo-Lithographie „Gutenberg".

**Lessing, Nathan der Weise.** Ein dramasches Gedicht in fünf Aufzügen. (Pantheon-Ausgabe. Berlin, S. Fischer, Verlag.

**Liebisch, Rudolf,** Der zerbrochene Krug und anderes. Dessau, C. Dünnhaupt.

**Linde, Otto zur,** Fantoccini. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Lindenberg, Paul,** Kurt Nettelbeck. Abenteuer eines jungen Deutschen in Siam. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlg.

**Litterarischer Rathgeber für Weihnachten 1902.** Herausgegeben von der Redaktion der „Litterarischen Warte". München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

**Mauthner, Fritz,** Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

**Meggendorfer, Lothar,** Trulala. Humoristisches Bilderbuch. München, Carl Haushalter.

**Meissner, Sofie,** Modernes Kochbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der hygienischen Grundsätze der Neuzeit und der nationalen Küche. 1. Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 13. u. 14. Brief. III. Beilage: Konjugationsmuster für alle Zeitwörter der spanischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 20. u. 21. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandung.

**Mellin, George Samuel Albert,** Marginalien und Register zu Kants Kritik der Erkenntnissvermögen. II. Theil. Gotha, E. F. Thienemann.

**Memoiren des General Rapp** (Adjutanten Napoleons I.) Von ihm selbst erzählt. Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein. Mit dem Bildniss des General Rapp. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

**Meyer-Förster, Wilhelm,** Süderssen. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

**Moeller-Bruck, Arthur,** Die Moderne Litteratur. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Neugebauer, Emil,** Halte Haus. Buchführung der Hausfrau. Erste Auflage. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

**O' Meara, Barry E.,** Napoleon I. in der Verbannung oder Eine Stimme von St. Helena. Meinungen und Aeusserungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eignen Worten. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Band I, II u. III. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.

**Pater, Walter,** Imaginäre Porträts. Deutsche Uebertragung von Felix Hübel. Leipzig, Lindenstr. 20, Insel-Verlag, G. m. b. H.

**Photographische Correspondenz.** Zeitschrift für Photographie und verwandte Fächer. Unter besonderer Mitwirkung des Herrn Hofrathes Prof. Dr. Josef Maria Eder und anderer hervorragender Fachmänner redigirt und herausgegeben von Ludwig Schrank. XXXIX. Bd. XII. Heft. Dezember 1902. No. 507 der ganzen Folge. Wien, Verlag der Photograph. Correspondenz.

**Richter, Wilhelm,** Kunst und Schule. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben v. W. Bartholomäus. VIII. Band. Heft 2. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlg. (Hugo Anders.)

**Salomon, Alice,** Sociale Frauenpflichten. Vorträge gehalten in deutschen Frauenvereinen. Berlin, Otto Liebmann.

**Salus, Hugo,** Ernte. München, Albert Langen.

**Schönaich - Carolath, Prinz Emil von,** Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

**Schönthan, Paul von,** „Pariser Modell". Roman. Dresden, Moewig & Höffner.

**Schröder, Paul Friedr.,** Die Hexe von Glatz. Ein geschichtlicher Roman aus dem Jahrhundert des dreissigjährigen Krieges. Oppeln, Georg Maske.

**Schumacher, Tony,** Ueberleg's. Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

**Schumacher, Heinrich Vollrat,** Pflug und Schwert. Roman. I. u. II. Band. (Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band VI, VII). Berlin, W. Vobach & Co.

**Schur, Ernst,** Das Buch der dreizehn Erzählungen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

**Seidl, Arthur,** Kunst und Kultur. Produktive Kritik in Vorträgen, Essays, Studien. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Servaes, Franz,** Heinrich v. Kleist. Mit 61 Abbildungen. (Dichter u. Darsteller.) Herausgegeben v. Dr. Rudolph Lothar. IX.) Leipzig, E. A. Seemann.

**Shakespeare,** Hamlet, Prinz von Dänemark. Uebers. von A. W. v. Schlegel. (Pantheon-Ausgabe). Berlin, S. Fischer Verlag.

**Sutro, Emil,** Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Berlin, W. Fussinger.

**Sperl, August,** Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

**Steig, Reinhold,** Neue Kunde zu Heinrich von Kleist. Berlin Georg Reimer.

**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 14. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Steinheil, Carl,** Die Schlangenkönigin. Ein Märchen aus den Bergen. München, Carl Haushalter.

**Stephan, Heinrich von,** Kunst in Ernst und Scherz. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. VII. Band. Heft 8.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. (Hugo Anders.)

**Tanera, Karl,** Der Rauhreiter. Erzählung für die reifere Jugend aus dem amerikanischen Leben der Gegenwart. Mit 11 Vollbildern von Ernst Zimmer. Berlin, Trowitzsch u. Sohn.

**Thiébault, General de,** Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. I. Band. Stuttgart, Robert Lutz.

**Tiemann, Walter,** Till Eulenspiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Turgenjeff,** Gedichte in Prosa. Leipzig, Insel-Verlag, G. m. b. H.

**Vierordt, Heinrich,** Vaterlandsgesänge. Zweite umgearbeitete, vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

**Vierssen, G. W.,** Weite Herzen. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Weltall und Menschheit,** Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgeg. von Hans Kraemer. Lieferung 15—17. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 47. Jahrg. No. 3. Heft 555. Dez. 1902. Braunschweig, George Westermann.

**Westkirch, Luise,** Jenseits von Gut und Böse. Roman. 2 Theile in 1 Bande. Leipzig, Philipp Reclam jun.

**Wet, General Chr. R. de,** Der Kampf zwischen Bur und Brite (Der dreijährige Krieg.) Deutsche Original-Ausgabe. Mit Illustrationen, Kartenskizzen und dem Bildniss des Verfassers. Kattowitz, Carl Siwinna.

— Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der dreijährige Krieg.) Für die Jugend frei bearbeitet von A. Oskar Klaussmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz. Karl Siwinna

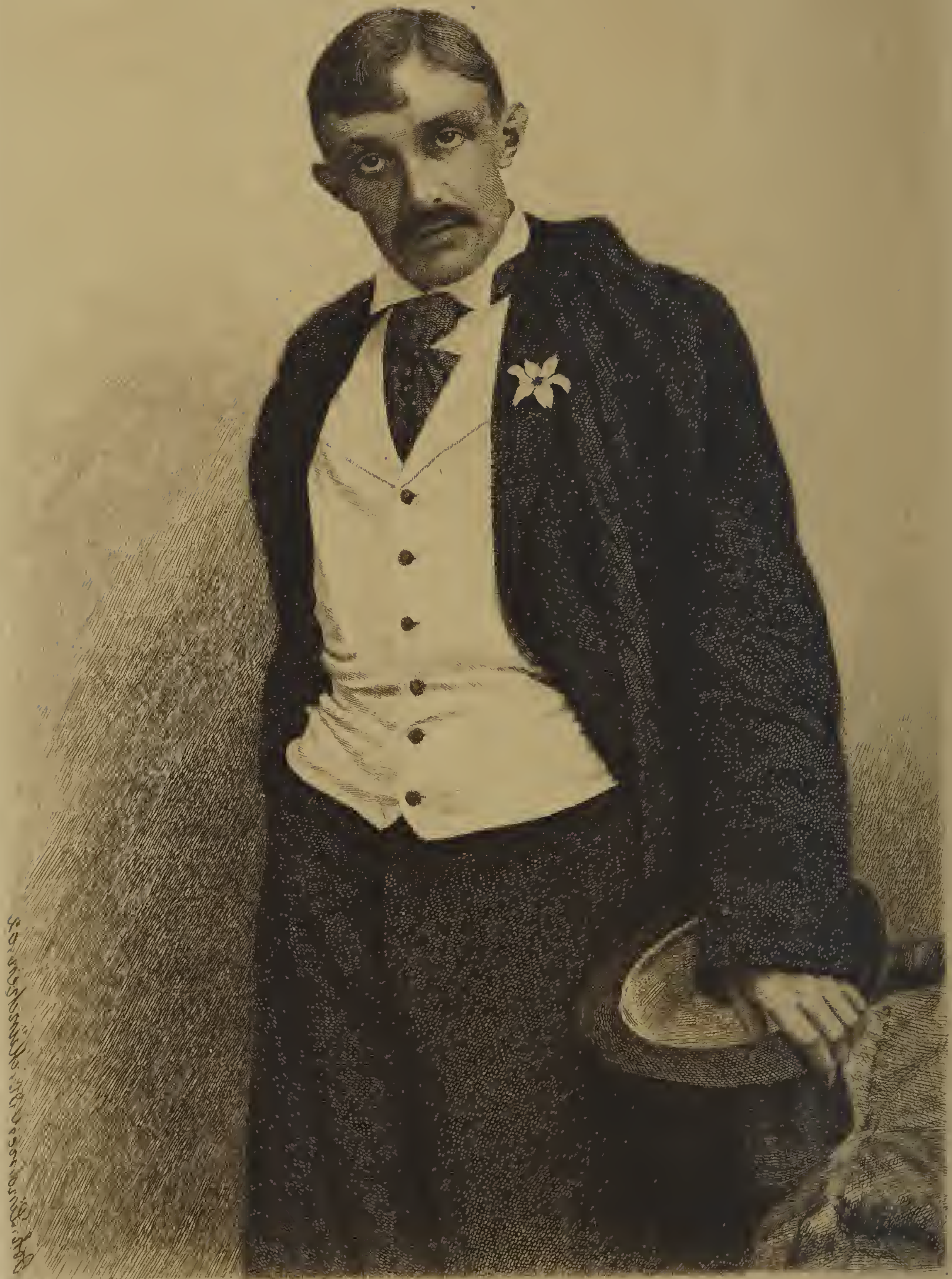
**Wichert, Fritz,** Zwischen Auf- und Niedergang, Gedichte. Dresden, Carl Reissner.

**Windholz, J. L.,** Das neue Leben. Ein moderner Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

**Briefe Hugo Wolfs an Emil Kauffmann.** Herausgegeben von Edmund Hellmer. Berlin, S. Fischer Verlag.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Herman Bang.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.



# Das dunkle Thor.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

**Felix Philippi.**

— Berlin. —

Personen:

Geheimer Commerzienrath Wandenberg.
Geheimrath Frohner.
Baron von Westkirch.
Generalkonsul Petersen.
Bankdirektor Birch.
Justizrath Buddaeus.
Oberingenieur Johannes Falkenried.
Der Wirth zum „Himmelreich“.
Groddien, Fuhrherr.
Wenninger, Schlossermeister.
Lanz, Schuster, genannt der „Hihi“.
Lene Maurer, Schankmädchen.
Amalie Schwartz, Briefbotin.
Carl Dominik.
Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, Fünfter, Sechster — Arbeiter.
Winkelmann, bei Wandenberg bedienstet.
Ein Protokollführer.
Arbeiter. Diener bei Wandenberg.

Zeit: Die Gegenwart.

# Erster Akt.

## Das Wirthshaus „zum Himmelreich".

Ein großer, düsterer, verräucherter Raum. Eine sehr hohe und breite, immer offen stehende Mittelthür, (Allgemeiner Auftritt) durch welche man auf einen steinigen, von einigen kleineren Felsstücken eingerahmten Weg sieht. Trotzdem es gegen Mittag, ist es draußen ziemlich dunkel, wie von Nebeln verdüstert. Links und rechts*) von der Thüre hohe und breite Fenster, durch welche man eine wilde Hochgebirgslandschaft, in den Spitzen mit Schnee überschüttet, erblickt. Die Fenster haben keine Vorhänge. In den tiefen Fensternischen Tische und Bänke. Die linke Wand: in einer stumpfen Ecke ein großer, schmutziger eiserner Herd, auf dessen offenem Feuer viele dampfende Töpfe, an der Wand hölzerne Löffel, Quirle und Blechtöpfe. Ueber dem ganzen Herd ein großes geschwärztes Dach (Rauchfang). Neben dem Herd eine kleine Thür, zu der einige Stufen hinaufführen. Dann das „Buffet", bestehend aus einem langen, auf zwei roh gehobelten Böcken liegenden Brett, das mit dunklem Wachstuch und darunter mit einem Tischtuch von sehr zweifelhafter Sauberkeit bedeckt ist. Auf dem Buffet 20—30 Flaschen verschiedener Größe mit bunt gefärbten Schnäpsen, eine besonders große Flasche ist mit einem großen Todtenkopf bemalt, ferner eine hölzerne Wanne zum Ausspülen der Gläser. Daneben eine große Schüssel mit kalten Fleischwaaren; eine Holztonne mit Heringen. Unter einer schmierigen Glasglocke Käse. Hinter dem Buffet an der Wand eine große Schiefertafel mit vielen in Kreide geschriebenen Namen und Strichen. Besonders erkenntlich ist der Name Dominik, hinter dem besonders viele Striche. Im Vordergrund ein Faß Bier auf einer Stellage. Die rechte Wand: vorn eine einflügelige Thür, über der ein aus blauem Zuckerpapier angefertigtes Plakat hängt mit der ungelenk in Kreide geschriebenen Inschrift „Loschieh". Fast den ganzen Mittelraum nehmen lange lehnenlose Bänke und fest eingerammte ebenso lange Tische ein, hier und da auch ein Holzstuhl, sämmtliche Tische und Bänke ungedeckt, natürlich muß genügender Raum für die Cirkulation frei bleiben. An den Wänden grelle Plakate mit Anzeigen überseeischer Linien, Anpreisungen von Schnäpsen und Tabellen von Unfallversicherungsgesellschaften. Ueber der Mittelthür ein ordinär gemaltes Schild „Wirthshaus zum Himmelreich", zwischen Mittelthür und rechtem Fenster auf einer an der Wand ziemlich hochhängenden Schiefertafel deutlich lesbar: „Menüh", darunter „Kohlsuppe" und darunter „gebahkene Hammelfühße feinfein 30 Fennige". Unter der Tafel ein an der Wand angebrachtes primitives Waschbecken mit grobem Handtuch. Von der Mitte der ganz verräucherten Decke herab hängt eine unangezündete Petroleumlampe mit Blechschirm. Das Ganze muß den Eindruck der ordinären Arbeiterkneipe machen.

## Erste Scene.

**Der Wirth** (ein feister Mann mit geröthetem listigem Gesicht in Hemdsärmeln und Schürze, hantirt am Buffet.) **Der Fuhrherr Groddien** (in einem langen blauen Kattunkittel und) **der Schlossermeister Wenninger** (hemdsärmelig mit Schurz, geschwärzte Arme, Handwerkszeug auf der Bank neben sich, jeder ein Glas Schnaps vor sich; vom rechten Fenster her hinkt langsam) **der Schuster Lanz** (Ende der 50, Stoppelbart, grauweiße wirre Haare, dürftig gekleidet).

Wenninger (sich seine Pfeife mit einem Streichholz an seiner Hose ansteckend). Also Prost! Sollst leben!

Groddien. Prost! (Stoßen an und trinken.)

Wenninger (zu dem sich in einiger Entfernung schüchtern an denselben Tisch hinsetzenden Lanz). Na, Schuster, stößt Du nicht mit an?

Lanz. Hab' nichts zu trinken!

Groddien. Laß' Dir doch einen einschänken!

Lanz. Hab' kein Geld! Hihi! (Lacht leise vor sich hin.)

Wenninger. Du Geizkragen! Wo hast Du's denn vergraben?

Lanz. Alles hin! Alles futsch! Hihi!

Groddien. Trink eins auf meine Rechnung! He! Wirthshaus! Schnell noch drei „Himmelreiche!"

Wirth (schenkt aus der Flasche mit dem Todtenkopf die beiden Gläser voll und setzt auch für Lanz eins hin). Ganz frische Sendung! Wohl bekomm's!

---

*) Alle Bezeichnungen gelten vom Zuschauer aus.

Wenninger (den Wirth vertraulich in die Seite stoßend). Na, alter Gauner, geht's Geschäft immer flott?

Wirth (nach dem Büffet zurück). Passabel! So lila!

Groddien (lacht). Der Gierschlung ist ja nie zufrieden!

Wenninger. Hand auf's Herz, Giftmischer, wieviel hast Du denn eigentlich gehabt, als Du hier vor vier Jahren das „Himmelreich" aufgemacht hast? Wette: keinen Groschen! Und jetzt?

Groddien . . . hat er sicher seine 25 bis 30000 Mark auf der hohen Kante! He!

Wirth (pfiffig, lacht). Nächstens wird mich der Herr Geheimrath Wandenberg anpumpen. Ihr verdammten Neidhammel!

Wenninger (Lanz auf die Schulter klopfend). Hast ja an dem allein schon ein Vermögen verdient.

Lanz (unheimlich, man weiß nie, ob er's im Scherz oder Ernst meint). Ja, ja, Alles an mir! . . . Haus und Garten . . . und Werkstatt . . . und Wiese . . . und Acker . . . Alles hat der Sakramenter da drüben! Alles! . . . (Er lacht.) Hihi!

Groddien. Ja, sag' mal, Hihi, wovon lebst Du denn jetzt eigentlich?

Lanz (murmelt). Weiß selber nicht! . . . selber nicht! Sache vom lieben Gott! . . . Nicht meine Sache!

Wenninger. Wo schläfst Du denn? Hast denn gar keinen Unterschlupf?

Groddien. Komm' zu mir! Ich lasse Dir im Stall Stroh aufschütten!

Lanz. Dank' Dir schön! Brauch's nicht! Schlafe gut! Schlafe warm! Im dunklen Thor da draußen! Hihi!

Wenninger. Im Tunnel? Ja, Mensch, da kannst Du doch nicht die ganze Nacht bleiben? In der Luft? Da mußt Du ja ersticken!

Lanz. Glaubst es nicht? Kannst es schon glauben! . . . Da hinter dem neunten Stollen rechts . . . da ist 'ne tiefe Kiesgrube, da leg' ich mich 'nein . . . da ist's warm! . . . Und Wasser zum Trinken und Waschen habe ich genug . . . da kommen aus dem Felsen Quellen . . . starke, große Quellen . . . die fließen jetzt!! . . . Mir fehlt Nichts . . . hab' ein freies Leben! . . . (sich verlierend) ein freies Leben! (Kleine Pause.)

Groddien. Siehst es, Wirthshaus, so weit hast Du den armen Kerl mit Deinem verfluchten Giftzeugs gebracht. Hat Haus und Hof und schließlich noch sein bischen Verstand versoffen!

Wirth. Ja freilich! Du Schandmaul! Als ich herkam, war er schon so absonderlich!

Wenninger. Ja, weißt Du vielleicht, was ihn um sein bischen Verstand gebracht hat? Die Leute reden so mancherlei!

Wirth. So närrisch ist er seit dem Tage, als sie ihm seinen zwanzigjährigen Sohn aus dem Tunnel erschlagen in's Haus gebracht haben!

Deswegen schläft er ja auch in der dunklen Kiesgrube. Da haben sie seinen Jungen gefunden. Kein Mensch ist damals recht klug daraus geworden ... gemunkelt hat man allerlei.

Wenninger. Na, ich dächte, er hatte doch auch noch 'ne Tochter? Wo ist denn die eigentlich?

Wirth. Hinaus in die Welt!

Lanz. Und die ist weit!

## Zweite Scene.

**Vorige. Die Briefbotin Amalie Schwartz.**

Briefbotin (schwarze doppelreihige Tuchjacke mit buntem Amtskragen, dunkler, runder Strohhut, querüber Ledertasche, Stock, erscheint im rechten Fenster, [spricht sehr schnell] und ruft hinein). 'Morgen, 'Morgen', 'Morgen, die Herren! (Während sie eintritt.) Alles wohl? Alles gesund? Hier ist die Zeitung! Fortsetzung vom Roman! Der Graf heirathet die arme Schneidertochter doch! Hatte schon eine Schandwuth auf den Kerl! Prise gefällig? Empfehle mich allerseits!

Groddien. Na! Na! Na! Hast Du's denn gar so eilig? Schnell hierher! Fräulein Briefträger! Auf ein Glas!

Wirth (der Briefbotin in die Backen kneifend). Korn? Kümmel? Wachholder? Pfefferminz?

Briefbotin. Hände weg! Nicht anfassen! Nur ansehen! Gieb mir lieber ein „Himmelreich".

Lanz. Das Himmelreich! Ja, ja, da kommen wir noch Alle hin! Alle! Hihi!

Groddien (zu der sich am selben Tisch hinsetzenden Briefbotin). Also, alte Klatschbase, was giebt's Neues?

Briefbotin. Hab' keine Zeit! Keine Zeit! Erlauben die Herren? Neues? Neues giebt's garnicht! Dem Grubenbauer ist diese Nacht sein Hof abgebrannt, die Frau Schneidermeister hat Drillinge gekriegt, dem Apotheker hat der Blitz zwei Kühe erschlagen, auf der anderen Seite vom Tunnel hat's einen großen Erdrutsch gegeben, bei dem wurden drei Arbeiter verschüttet, zwischen Langenau und Birkenfeld ist der Postomnibus in den Graben gefallen, beim Gottesdienst heut Morgen ist der Kramer Heimberg — Gott hab' ihn selig und schenk' ihm die ewige Ruh' — vom Schlage getroffen . . .

Wenninger (hält ihr die Hand vor den Mund). Amalia! Um Gottes Willen, hör' auf!

Briefbotin (nach Luft schnappend, während ihr Wenninger noch den Mund zuhält) . . bei der Kirchweih in Hammersbach . . .

Wenninger. Willst Du wohl stille sein!

Briefbotin (keuchend). Hammersbach . . .

Wirth (lacht). Wenn Die mal im Zuge ist, können sie zehn Pferde nicht halten!

Briefbotin (mit Wenningers Hand vor dem Mund). . . . Haben sie dem Christian Gernig . . .

Groddien. Wirthshaus! Ein Heftpflaster!

Briefbotin . . . das rechte Ohr abgebissen! (Man lacht.) Daß ich nicht lüge . . . das linke Ohr! das linke! (Sie macht sich von Wenninger los.) Sonst giebt's nicht Neues, absolut nichts Neues! Ihr Wohlsein die Herren! (Sie schnupft.)

Groddien. Na, ich dächte, das wäre für einen Tag gerade genug!

Lanz. Postbote, hast keinen Brief für mich?

Wenninger. Du närrischer Kerl, wer wird denn an Dich schreiben?

Lanz (zitternd). Keinen Brief für mich?

Groddien. Vielleicht gar 'nen Liebesbrief, Hihi! (Alle lachen.)

Wirth. Laßt ihn doch gehen! Er bildet sich ein, seine Tochter wird ihm noch mal schreiben!

Briefbotin. Hätt' ich beinahe vergessen! Hier hab' ich was! (Sie nimmt eine schwarze Hornbrille und einen Brief aus der Ledertasche und liest langsam.) „An Ihro Hochwohlgeboren Fräulein Lene Maurer . . . abzugeben im Wirthshaus „zum Himmelreich", eingeschrieben.

Wenninger. Solch blitzsaubere Person giebt's nicht alle Tage!

Briefbotin (selig). Ich war auch 'mal solch blitzsaubere Person!

Groddien. Wann denn? Wohl in den Freiheitskriegen?

Briefbotin (schelmisch). Habe manchem jungen Mann den Kopf verdreht!

Wenninger. Zum Beispiel: meinem Großvater!

Briefbotin (schmachtet nach dem Wirth hinüber). Aber man hat heute noch seine Anbeter!

Groddien. Schau nur, was für verliebte Augen sie dem Wirthshaus zuwirft! Na, zur Taufe vom ersten Jungen stehe ich Pathe!

Briefbotin. Ich muß mir solche Späße verbitten, sowohl als königlicher Beamter, als auch als Jungfrau!

Wenninger. Ja, Kreuzschockschwernoth! 'n paar Augen hat die Lene im Kopf! Ganz närrisch könnte man werden.

Lanz (unheimlich). Ist meine Braut, hihi!

Groddien. O Du Tolpatsch, die sucht sich schon was Bessres aus. Paß nur auf, Wirthshaus, daß Dir die nicht mal ein feiner Herr wegstibitzt! Dann kannst Du Deine Bude zumachen!

Wenninger (lacht). Kannst ganz ruhig sein, in die Mausefalle kommt so leicht kein feiner Herr! He, Wirthschaft, noch zwei „Himmelreiche!" Und für die königliche Post einen ganz feinen mit Himbeer!

Briefbotin. Trinke keinen Tropfen mehr. Aber bitte mit recht viel Himbeer! Prise gefällig? Es war doch das rechte Ohr vom Christian Gernig! . . . Also, wo ist das hochwohlgeborene Fräulein?

Wirth. Zieht sich noch an! Werde sie rufen! (Zur linken Thüre.) Lene! Lene!

Groddien. Ein hoher Beamter will Sie sprechen!

Wenninger. Soll mich wundern, wenn die noch keine Bandelage hat!

Groddien. Der Dominik ist schon hinter ihr her.

Wenninger. Der verfluchte Kerl? Dann adieu, Lene!

Briefbotin. Ja, wenn man ihn so reden hört . . .

Wirth. Na, was denn? was denn? He?

Briefbotin . . . dann meint man, er hätte das Mädel schon in der Tasche!

Lanz (ruhig). Dann lügt er!

Groddien. Hast ganz Recht! Das ist 'ne aparte! Die thut mit Allen schön und mag doch keinen leiden!

Lanz (langsam). Einen doch!

Wenninger (lacht). Am Ende gar Dich!

Lanz (sicherer). Einen doch!

Groddien. Also 'raus mit der Sprache!

Wenninger. So red' doch, wenn Du's weißt, Du Aufschneider!

Briefbotin. Ich zahl' Dir . . . das heißt: der Herr Wenninger zahlt Dir ein „Himmelreich", wenn Du's sagst!

Groddien. Ich zahle zwei! Na?

Lanz (sieht Groddien an, langsam und schwankend). Zwei Himmelreich?

Wenninger (belustigt). Ich zahle drei!

Wirth (lacht). Nur immer zu! Ich habe noch mehr!

Briefbotin. Herrgott, wenn ich so 'was wüßte! So sag's doch endlich, alter Maulwurf!

Groddien. Drei Himmelreiche zum ersten, zum zweiten . . . (Er hält ihm sein volles Schnapsglas hin.) Na?

Lanz (erhebt langsam und zitternd die Hand, um das Glas zu fassen).

Groddien. Möchte das Mädel gar zu gerne ein bischen hänseln!

Briefbotin (verhimmelnd). Und ich erst!

Lanz (zieht die Hand zurück). Dann nicht! Hihi!

Wirth. Laßt ihn doch gehen, den alten Narren! Heut hat er wieder seinen krausen Tag!

Lanz (in die Ferne blickend). Einen doch!

Groddien. Meinst Du: Du kannst uns nur foppen? Drück' Dich, sonst . . . (Er will ihn von der Bank schieben.)

Wenninger. Mach' weiter, Du Lump, oder . . .

## Dritte Scene.

**Vorige. Lene Maurer** (von links, ein auffallend schönes Mädchen von vielleicht 23 Jahren, mit prachtvollen lose gesteckten Haaren; sie trägt ein dunkles fußfreies Kleid mit etwas aufgestreiften Aermeln, Geldtasche über der weißen Schürze; sie bleibt einen Moment auf den Stufen stehen).

Lene. Pfui Teufel!

Wenninger (sich umsehend). He?

Lene (langsam die Stufen herunter). Schämt's Euch 'was, dem alten Mann zu drohen! Dazu gehört freilich viel Muth!

Groddien (zu der langsam vorkommenden Lene). Na, na, na! Nur nicht gleich so aufbegehren! Man kann am Ende doch seinen Scherz machen!

Lene. Mit dem nicht!

Wenninger. Lene, ist der Hihi vielleicht gar Dein Schatz?

Lene. Erstens haben wir noch nicht Brüderschaft getrunken, Herr Schlossermeister . . .

Briefbotin (klatscht in die Hände). Bravo! Bravo! So mache ich's auch immer, wenn sich mir Einer zu vertraulich nähert!

Lene. Jedenfalls ist mir der alte Hihi lieber, als das ganze Mannsvolk hier! (Sie geht an Lanz vorüber und streichelt ihm langsam den Kopf.)

Lanz (sie verklärt ansehend, demüthig). Danke! Danke!

(Kurze Pause.)

Wirth. Na, Lene, tummeln Sie sich ein bischen! Schnell aufdecken! Gleich werden sie drüben zum Mittag läuten! Werde Ihnen helfen!

Lene. Nicht nöthig! Bin schon zur rechten Zeit fertig! (Sie nimmt vom Buffet hölzerne Löffel und blecherne Teller und beginnt, einzelne Tische zu decken.)

Briefbotin (steht auf). Fräulein Hochwohlgeboren! Bitte um Ihre werthe Unterschrift!

Lene. Geben Sie her! (Sie unterschreibt mit einem Bleistift, den sie sich aus den Haaren zieht, an einem Tische stehend, den Schein, betrachtet den Brief, zerreißt ihn ungelesen und wirft ihn in's offene Herdfeuer.)

Groddien. Na, Lene, neugierig sind Sie nicht!

Briefbotin (zur Lene). Prise gefällig? Empfehle mich! Bezahle das nächste Mal! Habe keine Zeit mehr! Hochachtung allerseits! (Sie geht zur Mittelthür hinaus und sieht dann zum rechten Fenster hinein.) Uebrigens, was ich noch vergessen habe: Die Katze vom Barbier Wieser hat zwölf Junge gekriegt, heute ist Kaffeegesellschaft bei der Frau Postsekretär, der Tischler Braun hätte beinahe das große Loos gewonnen, die Hebamme ist heute Nacht sieben Mal gerufen worden . . .

Wenninger. Himmelbombenelement, nu' aber 'raus, königliche Post!

Briefbotin (sehr entrüstet). Merken Sie sich das, Herr Wenninger, man läßt die Leute ausreden, vor Allem aber eine junge Dame! (Sie verschwindet.)

## Vierte Scene.

**Vorige** ohne **Briefbotin.**

Wirth (mit Lene deckend). Der Brief war wohl wieder von dem da drüben?

Lene. Vom Agenten! Drei Mal hat er mir schon geschrieben und

mir goldene Berge versprochen, wenn ich auf der anderen Seite vom Tunnel in der „ewigen Seligkeit" einstehen würde!

Wenninger. Vom „Himmelreich" zur „ewigen Seligkeit" .. das ist doch die richtige Reihenfolge!

Groddien. Na, bis vor vier Wochen wollten Sie doch durchaus hinüber?

Lene. Und jetzt will ich nicht mehr!

Wenninger. Warum denn nicht?

Lene. Meine Sache!

Groddien (leise zu Wenninger). Siehst es! Der Dominik steckt ihr schon im Kopfe!

Lene (deckt jetzt am rechten Tisch den vorderen Eckplatz; sie legt eine kleine weiße Serviette hin; ordentliches Besteck, ein Weinglas, einen Porzellanteller, Salzfaß.)

Groddien (zum Wirth). Du, Dicker, für wen deckt die denn da gar so nobel auf?

Wirth. Für den Herrn Oberingenieur Falkenried!

Wenninger. Was? Kommt denn der jetzt auch in's „Himmelreich?"

Wirth. Vom frühen Morgen bis in die Nacht steckt er im Tunnel. Damit er ja keine Zeit verliert, ißt er hier schnell Mittag . . .

Groddien (lachend). Kohlsuppe und Hammelfüße? Na, verwöhnt ist er nicht!

Wirth. Und seit vier Wochen schläft er auch drüben im Fremdenzimmer. Muß was Besonderes los sein im „dunkeln Thor".

Wenninger. Haben ganz Recht, Lene, bleiben Sie nur hier bei uns! Hier können Sie viel mehr Geld verdienen, als bei den Hungerleidern am südlichen Ende!

Groddien. Ja, hol' mich der Kuckuck, seitdem sie hier vor sechs Jahren angefangen haben, das große schwarze Loch zu bohren, haben wir Alle schönes Geld verdient. Ihr Einheimischen und wir aus der Nachbarschaft! Früher hatten wir Alle zusammen nichts, und jetzt? (Klopft sich auf die Tasche.) Da sitzen die Musikanten! Nee, nee, auf den Tunnel lasse ich nichts kommen! Der macht uns noch Alle reich, bis sie mit dem Bau fertig sind!

Lanz. Am meisten mich! Hihi!

Wenninger. Ja natürlich, Dich! Du bist beim Tunnel ein Millionär geworden!

Lene. Armer Kerl! Der hat in dem grausigen dunkeln Thor Alles verloren, was er gehabt hat!

Lanz (hinkt langsam nach hinten).

Wenninger. Das Meiste verdient bei der Geschichte aber doch der Geheimrath Wandenberg! Das muß ja gleich nach Millionen gehen!

Wirth. Wird sich so auch wohl gehören! Als Unternehmer vom Ganzen!

Groddien. Möchte doch nicht mit ihm tauschen! Mit all' seinem Geld und seinen Sorgen dazu!

Wenninger. Ja, Sorgen wird er wohl schon haben! Donnerwetter, diese Berechnungen! Daß da Alles klappt! Dazu gehört ein Kopf! Großartig!

Groddien. Und dann so über 5000 Menschen futtern und kommandiren! Daß sie alle Ordre pariren.

Wenninger. Ach, das ist noch das Wenigste! Da heißt's arbeiten oder heidi! Haste nicht gesehen! . . . Die Hauptsache ist die Kopfarbeit! Ja, ja, Mordskerle sind sie schon, er und seine Ingenieure! (Sie sprechen leise weiter.)

Lene. Willst Du denn schon gehen, Hihi? Magst Du was essen? 'was Warmes?

Lanz. Dank' Dir schön, Lene, hab' noch keinen Hunger! Hab' ja erst zu Mittag gegessen! Vor acht Tagen! Hihi!

Lene. Bleib', ich geb' Dir 'was! (Sie geht zum Herd, häuft einen Teller, bringt ihn dann Lanz und drückt ihn auf eine Bank.)

Lanz (will zitternd ihre Hand ergreifen und sie küssen).

Lene (zieht erschüttert die Hand zurück). Ach was! Dummes Zeug! Nichts da!

Wirth (ist in die Mittelthür getreten und sieht nach den Bergen hinauf). Diese verfluchten Nebel! Hängen wieder wie die Bettlaken 'runter!

Groddien (hinüberrufend). Aber wie ganz schmutzige!

Wirth. Wenn nur endlich 'mal wieder die Sonne scheinen wollte!

Lanz (leise). Nur Geduld! Sonne wird schon wieder scheinen! . . . Sonne bringt es an den Tag! (Er ißt.)

(In diesem Augenblick hört man von links, aus weiter Entfernung einen langgezogenen grellen Dampfpfiff und dann das Läuten zahlreicher elektrischer Glocken.)

Wirth (schnell zurück). Mittagszeit! Schnell, Lene, schnell! (Er eilt geschäftig zum Buffet, sich vergnügt die Hände reibend.) Jetzt geht's Geschäft los!

Lene (ist an den Herd getreten und rührt in einigen Töpfen, die elektrischen Glocken hören auf, während des Folgenden hört man den Dampfpfiff immer stärker, wie von einer sich nähernden Lokomotive.)

Wenninger (der sich wieder seine Pfeife, wie oben, angesteckt hat, im Gespräch fortfahrend). Ja, ja, darin gebe ich Dir schon Recht! aber — kannst mir's glauben — der Hauptkerl ist doch der Falkenried! Ein Mordskerl! Das ist Einer! Ich glaube, der Mensch hat paar Augen auch auf dem Rücken!

Groddien. Na, was ich so gehört habe . . verflucht streng soll er sein!

Wenninger. Und doch schwören sie Alle auf ihn! Dem darf Keiner ein Haar krümmen! Der weiß, was er will! Wenn der Wandenberg den nicht hätte . . . na, gute Nacht, Tunnel!

(Der jetzt in unmittelbarer Nähe hörbare Pfiff verstummt; man hört zunächst leises, dann lauteres Stimmengewirr und das Scharren und Trappen vieler Füße.)

## Fünfte Scene.

**Vorige. Arbeiter.**

(Zwei Arbeiter gehen am linken Fenster vorüber und treten dann ein; kräftige Gestalten mit geschwärzten Gesichtern [natürlich nicht übertrieben], der Eine in einer, die Brust freilassenden Blouse, Ledergurt, kurze in hohen Stiefeln steckende Beinkleider; der Andere hat die Jacke über die linke Schulter gehängt; Beide tragen am Ledergurt kleine brennende Grubenlaternen; diese Kleidung ist ungefähr für alle Arbeiter dieselbe, [Mütze, weicher Hut], hie und da geht Einer von ihnen beim Eintritt ans Waschbecken und wäscht sich Gesicht und Hände.)

Erster Arbeiter (die Laterne löschend). Mahlzeit die Herren bei einander!

Wenninger. Mahlzeit, Hans!

Groddien. Mahlzeit, Karl!

Zweiter Arbeiter. Tag, Lene! (Ihr lustig die Hand reichend.) Hab' 'nen Mordshunger! Her mit der Suppe! (Schnuppernd.) Sakrament, riecht die gut! (Beide setzen sich Lanz gegenüber.)

Erster. Wenn's der Hihi erlaubt! (während)

Lene (die dampfenden Suppenteller den Beiden hinsetzt).

Erster (lacht). Hast Dir da hinten im „dunkeln Thor" ein possirliches Bett eingerichtet. Hab's eben gesehen! (Man sieht vier Arbeiter von links kommen, die dann eintreten.)

Zweiter (heiter). 'ne Matratze aus Kies und das Kopfkissen aus Stein! (Mit Behagen essend.) Mußt 'nen harten Schädel haben, Hihi!

Lanz (sich langsam mit der Faust gegen den Kopf schlagend). Der hält viel aus!

Erster. Kannst Du denn da schlafen?

Lanz (verklärt). Und träumen!

Zweiter. Wirst aber bald das Quartier wechseln müssen!

Lanz (erschrocken). Warum?

Zweiter. Sonst versaufst Du! In den Wassern!

Erster (schwerer). Ja, ja, die Wasser! Die soll der Teufel holen!

Zweiter. He! Lene! Hierher zwei Bier!

(Von den vier neu hinzugekommenen Arbeitern haben inzwischen drei Platz genommen.)

Dritter. Mir auch eins!

Vierter. Mir auch! Den verdammten Staub 'runterspülen!

Fünfter. Lene! ein „Himmelreich"!

Wirth (am Bierfaß, er schänkt Bier in Blechbecher und hilft der Lene geschäftig beim Bedienen.)

Sechster (hat sich gewaschen, befriedigt). Ah! So'n bischen Wasser thut doch zu wohl!

Erster. O jeh! Schau doch den noblen Lienhard! Wäscht sich in der Mittagspause! Schnappt vor lauter Feinheit nächstens noch über!

Zweiter. Lene! Heut lass' ich 'was draufgehen. Bin sakrisch vergnügt! Heut' Nacht ist der Kronprinz bei uns eingerückt!

Lene (freundlich). Gratulire! Schönen Gruß an die Frau! Laden's mich nur zur Taufe ein! Den Kuchen bringe ich mit!

Groddien (hinüberrufend). Und ich fahre Deine Frau und den Bengel in die Kirche! Natürlich umsonst! Prost Karl!

Zweiter. Jesses, die Welt geht unter! Der Fuhrmann hat die Spendirhosen an! (Man hört von draußen Gesang, ungeübt, aber doch wohlklingend; ein ganzes Rudel Arbeiter, 10—12, treten singend ein und gruppiren sich zwanglos und in heiterer Unterhaltung.

Wenninger. Siehst es, Groddien, was ich Dir gesagt habe! Der Falkenried kann noch so streng mit ihnen sein, zufrieden sind sie doch Alle!

Groddien. Ja, weiß es der Himmel! Sieben Stunden haben sie jetzt in der kohlrabenschwarzen Nacht und in der Stickluft gearbeitet, und bei dem Mordshunger singen sie noch! (Nach und nach füllt sich der ganze Raum mit Arbeitern, nicht alle haben angezündete Laternen, aber die meisten; immerwährend geschäftiges Leben; einige gehen selbst an die Schänke und trinken dort; andere suchen sich selbst, in dem Heringsfaß stochernd, etwas aus, wieder andere bleiben, kurze Pfeifen rauchend, in der rechten Fensternische stehen u. s. w.)

Erster (kauend). Möchte nur wissen, was es zwischen dem Herrn Falkenried und Dominik heute Vormittag gegeben hat!

Dritter (hinüberrufend). Gegeben hat's was?

Zweiter (ohne sich nach dem Dritten, der an einem anderen Tisch sitzt, umzusehen). Hast wohl geschlafen, Fritze?

Vierter. Na, bei uns hat man heute wieder sein eigenes Wort nicht verstehen können! . . . Mir noch 'mal Kohlsuppe!

Zweiter. Na ja! Ihr dahinten beim Dynamit! Famoses Konzert! (Die Gruppen wechseln.)

Dritter. Zündfäden liegen jetzt da, die Kreuz und die Quer . . . (Lacht.) Vorsicht! Sonst fliegt die ganze Bude in die Luft!

Fünfter. Na, Hans, so red' doch, was war denn los?

Erster. Ein Mordsskandal! Ein richtiger solider Krach! Die Brüderschaft haben sie sich nicht angeboten!

Zweiter. Der Falkenried hat den Dominik furchtbar 'runtergeputzt!

Lene (hört plötzlich mit dem Bedienen auf und horcht aufmerksam dem Gespräch zu).

Sechster. Na und der Dominik?

Erster. Der hat aufbegehrt und immer geschrieen: „Sie haben mir gar nichts zu sagen," und da war natürlich der Salat fertig!

Zweiter. Und Beide haben sie dagestanden, ganz dicht bei einander, als ob sie sich am liebsten auffressen möchten!

Groddien. Ja, weswegen haben sie denn gestritten?

Erster. Hab's nicht verstehen können! Hab' nur beim Schein der Laternen die beiden Gesichter gesehen! Na, und die vergess' ich nicht, und wenn ich hundert Jahr alt werde!

Vierter. Dem Dominik kann's nichts schaden, dem frechen Kerl!

Siebenter. Ja, der kann 'mal 'nen Kübel kaltes Wasser vertragen!

Lanz (ist plötzlich aufgestanden und nach dem Herd gehinkt, er starrt unheimlich in's Feuer). Hihi!

Dritter. Ja, Hihi, was hast denn? Schaust ja aus, als ob Du Gespenster siehst?

Lanz (grauenhaft). Gespenster! Gespenster! In der Kiesgrube! (Er sinkt zusammen.)

Zweiter. Laßt ihn nur! So ist der Alte oft!

Fünfter. Ja, Lene, da schmeckt die Suppe wohl heute ein bischen versalzen, wenn's dem Carl Dominik schlecht geht?

Lene (an dem rechten mit der Serviette gedeckten Tisch stehend). Wüßt' nicht, was mich das interessiren könnte!

Dritter. Ujeh! Jetzt schaut Die an! Jetzt verleugnet sie ihn gar!

Vierter. Ja, ja, die Weiber!

Wenninger (zu Groddien). Paß auf!

Fünfter. Jetzt denkt die noble Prinzeß, daß wir Alle blind sind! Das sieht doch jedes Kind, daß der Dominik um sie herumscherwenzelt!

Lene (achselzuckend). So lange es mich nicht genirt . . . mag er doch!

Dritter (laut). Hm! Hm!

Lene (heftig). Wenn Sie vielleicht damit sagen wollen, daß . . .

Dritter (kleinlauter). Hab' gar nichts sagen wollen, bei Leibe nichts!

Lene. Hätt's ihm auch gerathen!

Zweiter. Kreuzschockschwerenoth, laß mir das Mädel gehen!

Lene. Schönen Dank, Carl, aber ich brauche keinen Anwalt!

Eine Stimme. Lene! Zahlen!

Eine andere Stimme. Ich auch!

Lene (geht nach hinten).

Wirth. Kinder, diskutirt nicht so viel! Trinkt lieber!

Vierter (im Gespräch mit seinem Nachbar fortfahrend). Das kann nun sein, wie's will! Da braucht's weiter gar kein Untersuchen! Recht hat der Falkenried auf alle Fälle gehabt!

Fünfter. Nana!

Vierter. Was denn nana?

Fünfter. Das kommt noch sehr d'rauf an!

Dritter. Willste wieder stänkern, Du Naseweis?

Fünfter. Ach was, stänkern!

Eine Stimme. Den Knobelbecher! (Lene bringt.)

Fünfter. Die Geschichte mit den Wassern fängt an ungemüthlich zu werden!

Sechster. Davon verstehst Du nichts!

Fünfter. Ja freilich, wenn wir erst Alle ersaufen, dann werden wir's schon verstehen!

Zweiter. Kriegst Deinen Lohn! Halt's Maul!

Erster. Der Oberingenieur hat gesagt: das muß so sein! Und damit Basta! 'nen bessern Herrn können wir uns gar nicht wünschen!

Zweiter. Hast Recht, Hans! Wer anders hätt' uns denn endlich die Krankenkassen durchgesetzt?

Dritter. Und die Wittwenpensionen?

Fünfter. Du Affe! Bist ja gar nicht verheirathet!

Vierter. Von denen wollten die Herren von der Verwaltung lange genug nichts wissen!

Eine Stimme. Und die Unfallversicherung?

Eine andere Stimme. Und eine Mark 20 Pfennige mehr Wochenlohn!

(Aus der knobelnden Gruppe: „Höchste Hausnummer!")

Erster. Und die Hauptsache: daß wir schon um 6 Uhr Abends Schluß machen können! Das war doch die größte Wohlthat!

Fünfter. Ujeh! Ihr Leimsieder!

Erster (ganz spontan). Hoch Falkenried! Und wer nicht mitthut . . .

Zweiter (lacht) . . . der soll im dunkeln Thor ersaufen!

Mehrere. Bravo! Bravo!

Erster. Wirthshaus! Schnell Bier her!

Eine Stimme. In der Mittagspause? Damit wir Alle angeduselt in's schwarze Loch kommen?

Zweiter. Du Zierpuppe! Davon wirst Du nicht umfallen!

Eine andere Stimme. Bier her!

Wirth (schänkt fleißig ein).

Lene (bedient).

Einige (holen es sich selbst).

Wenninger. Das war ein gescheidter Gedanke, Hans! Die Lage Bier zahle ich! Prost, Kinder!

Erster. Ein donnerndes Hoch . . .

Alle (heben die Bierbecher; in diesem Augenblick hört man eine Kirchenglocke von nicht zu weit her läuten, das auf dem Lande und im Gebirge übliche Mittagläuten, drei lange gleichtönende Schläge, dann zweistimmige ein wenig schnellere).

Zweiter. Pst! Es läutet Mittag!

(Alle sind ausnahmslos aufgestanden; sie haben schnell die Becher hingestellt, ihre Kopfbedeckung abgenommen und beten still mit gesenkten Köpfen; einige bekreuzigen sich; langsam verhallt die Glocke.)

Erster. Amen! (Man setzt die Kopfbedeckung wieder auf; schnell ergreifen Alle die Becher.) Also unser Oberingenieur Herr Johannes Falkenried hoch! (In das Alle jubelnd einstimmen.)

Lene (steht mit leuchtenden Augen vorne).

Erster. Und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch! (Lebhafteste Bewegung in den Gruppen und freudige Stimmung.)

## Sechste Scene.

**Vorige.** (In der Mittelthür steht plötzlich) **Johannes Falkenried.**

Falkenried (Mitte der 30, charakteristischer Künstlerkopf von genialem Gepräge, das Gesicht von Ruß und Rauch ein wenig geschwärzt; er trägt eine braunlederne Jacke, darunter ein wollenes kragenloses Hemde [wie die Matrosen], Ledergurt mit noch brennender Laterne, braune sammetne Pumphosen, hohe

ganz beschmutzte Stiefel, weichen, dunklen Hut). Schönen Dank, Jungens! Da treffe ich ja lustige Gesellschaft! Mir auch ein Bier, Lene, damit ich anstoßen kann! (Er kommt vor und trägt die Laterne, die er auf den Tisch vorne rechts stellt. Lene reicht ihm ein Glas Bier.) Dank' schön, Lene! Und nun Kinder prost! (Während die Arbeiter ihn umdrängen und ihre Becher mit einem Zuge leeren, trinkt Falkenried die Hälfte). Donnerwetter, mir war die Kehle wie ausgetrocknet! Lene, auch 'nen Schluck?

Lene (ungeziert und heiter). Gerne! (Sie trinkt den Rest seines Glases aus.)

Falkenried (setzt sich an den gedeckten Tisch). Und nun schnell 'was zu essen, Wirthschaft, habe keine Zeit! . . . Hat sie schon wieder so nobel aufgedeckt! (Die Serviette unter dem Teller vorziehend und wegwerfend.) Ich hab's Ihnen schon oft genug gesagt, Lene, ich will keine Ausnahme!

Wirth (vom Buffet her, zuckersüß.) Wäre ein ganz feiner Schinken da, Herr Oberingenieur! So zart! Hat mir selbst leid gethan, das liebe, süße Schweinchen zu schlachten! Ich brat' Ihnen schnell ein Stück!

Falkenried. Kohlsuppe, Hammelfüße! Basta!

Wenninger (zu Groddien). Von der Geschichte mit dem Dominik merkt man nicht viel!

Groddien. Der kann sich beherrschen!

Falkenried (essend hinüberrufend). Bombenelement, Groddien, rauchen Sie da aber ein feines Kraut! Möchten's mir nicht auch 'ne Pfeife ablassen? (Er holt aus dem Ledergurt eine ordinäre kurze Pfeife.)

Groddien (geht zu ihm hinüber). Da haben Sie gleich meinen ganzen Vorrath, Herr Ingenieur, und den Beutel dazu! (Legt einen kleinen weißledernen Beutel hin; dann geht er nach hinten, mit dem und jenem Arbeiter sprechend.)

Wenninger (ist auch aufgestanden, bleibt noch am Buffet im Gespräch mit dem Wirth und geht dann auch langsam dem Hintergrunde zu.

Falkenried. Dank' schön! . . . (Kauend.) Die Hammelfüße delikat!

Wirth (geschmeichelt). Mein Rezept!

Falkenried. Da setzen wir nachher ein Himmelreich drauf! . . . (Hinüberrufend.) Na, Hihi, bist Du auch da? Immer wohlauf?

Lanz (ein wenig vom Herd vor). Bin ganz zufrieden! Ganz zufrieden!

Falkenried (mehr für sich). Du lieber Gott! . . . (Er schiebt das Geschirr bei Seite und während er sich die Pfeife ansteckt.) Hihi! Heute kannst Du lachen! . . . Heut' habe ich Deinem Spezi, dem Dominik, 'mal ordentlich den Marsch geblasen!

Lanz (freudig). Hihi! Hihi!

Erster Arbeiter (während die meisten Arbeiter mehr nach vorn kommen). Mit Verlaub, ist wohl wieder mal frech geworden?

Falkenried. Der Mensch weigerte sich zu thun, was ich ihm befahl, und (ruhig) da habe ich ihn natürlich 'nausgefeuert!

Zweiter. Gekündigt haben Sie ihm, Herr Oberingenieur?

Falkenried. So viel Umstände mache ich nicht mit einem so ungehorsamen Patron . . . hui! . . . Raus! . . . Auf Nimmerwiedersehn!

Dritter (lebhafter). Also entlassen?

Fünfter (ebenso). So Knall und Fall?

Falkenried. Jawohl, mein Sohn! Ohne einen Pfennig Lohn! Wie sich's gehört! . . . Sie, Groddien! Ihr Knaster ist wirklich prima! (Lebhafte Bewegung unter den Arbeitern.)

Erster. Mit dem Kerl mußte es mal solch Ende nehmen!

Zweiter. Das glauben Sie gar nicht, Herr Oberingenieur, was der Alles hinter Ihrem Rücken gewühlt hat! 'ne Versammlung wollte er einberufen . . . noch mal höheren Lohn sollten wir verlangen bei der schweren Arbeit jetzt im Wasser . . .

Fünfter (laut). Ja, ja, die Wasser!

Falkenried (beißt sich auf die Lippen).

Erster. Und namentlich in den letzten vier Wochen, seitdem der Herr Oberingenieur vom Morgen bis in die Nacht im Tunnel ist . . . da hat er . . . (er stockt).

Falkenried. So sprich doch!

Erster . . . da hat er uns gegen Sie und den Herrn Geheimrath Wandenberg aufhetzen wollen: Menschenschinder wären Sie Beide . . .

Fünfter (wieder laut). Ja, ja, die Wasser!

Falkenried (sich beherrschend). Das hättet Ihr mir aber gefälligst früher sagen sollen!

Zweiter. Na, nur gut, wenn der Dominik nicht mehr in's dunkle Thor hinein darf!

## Siebente Scene.

**Vorige. Carl Dominik.**

Carl Dominik (Mitte der 20er, verwegen aussehender Kerl mit vollen blonden Locken, die ihm unter der Mütze hervorquellen, kleiner Schnurbart, ungefähr in gleicher Arbeitertracht, mit ein wenig berußtem Gesicht; er drängt sich mitten hindurch, ohne vorläufig Falkenried zu bemerken). Da werde ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzusprechen haben!

Erster. Mach' daß Du 'raus kommst, Dominik!

Dominik. Seit wann bist Du denn hier der Wirth? He?

Zweiter. Wirthshaus, so sag' Du ihm, daß er sich trollen soll!

Dominik (sich auf eine Bank breitbeinig hinwerfend). Möcht' doch sehen, wer mich hier fortbringt! Na also! Wer von Euch hat Muth?

Lanz (ein wenig vor). Ich!

Dominik (lachend). Der Hihi?

Lanz (ihn ansehend, bestimmt). Der Hihi!

Dominik. Du lieber Gott! Dich werf' ich mit dem kleinen Finger da in die Kiesgrube 'nein, daß Dir Deine alten Rippen krachen!

Lanz. Wart's ab! (Grausig.) Wart's ab!

Falkenried (wieder ruhig, Pfeife rauchend). Erst müssen Sie doch hineinkommen in den Tunnel, Carl Dominik!

Dominik (eine helle Lache aufschlagend, höhnisch). Ah! sieh mal an! Der Herr Oberingenieur geben uns die Ehre! . . . Ja, der Herr Oberingenieur haben mir's freilich verboten! Aber der Herr Oberingenieur haben sich danach zu richten, was der Herr Geheimrath Wandenberg sagt! Und wollen doch sehen, ob der's gutheißt!

Falkenried. Der Herr Geheimrath hat Wichtigeres zu thun, als sich um Sie zu kümmern!

Dominik. Das wird sich gleich nachher finden!

Falkenried (ruhig in der gleichen Stellung). Da wird sich gar nichts finden! Ich habe Sie hinausgejagt und damit basta! Und nun packen Sie sich fort!

Eine Stimme. Werft den Kerl doch 'naus!

Eine andere Stimme (von anderer Seite). 'Naus!

Eine dritte Stimme. Dominik 'raus!

Zweiter. Da mach' ich nicht langen Prozeß! (Er will auf Dominik zu.)

Erster (den Zweiten zurückdrängend). Noch nicht! Erst müssen wir wissen, warum er entlassen wurde!

Eine Stimme. Hast's ja schon vom Oberingenieur gehört!

Erster. Er selber soll's sagen!

Dominik (höhnisch). Das wißt Ihr nicht? . . . Der gnädige Herr meinten, meine Strecke sei liederlich gearbeitet, die Bohrlöcher für die Zündfäden seien nicht richtig . . . sollen eingerissen werden . . . das sind sechs Tage Arbeit . . . ein ganzer Wochenlohn zum Teufel! . . . Da war der Krach fertig!

Erster. Geschieht Dir ganz recht! Hättest Du gethan, was Dir befohlen wird!

Zweiter. Du Grünschnabel!

Dominik. Aber der Hauptspaß kommt erst noch! Macht Euch nur darauf gefaßt, . . . Euch Allen geht's noch so!

Eine Stimme. Was sagt er da? (Die Arbeiter treten näher; einige im Hintergrunde stellen sich auf die Bänke, um besser sehen und hören zu können.)

Dominik. Seit wann, Wirthshaus, läßt Du denn Deine Gäste verdursten? He? Bier her! Aber ein bischen flott!

Erster. Erst red'! Dann sauf'!

Wirth. Erst bezahl'! Dann sauf'!

Dominik (trinkt und wischt sich mit der verkehrten Hand den Schaum vom Schnurrbart). Ja, ja! Seht mich nur so erstaunt an! Bin noch ganz klar bei Verstande! . . . Als ich noch so unschlüssig dastehe und mir's überlege, ob ich dem noblen Herrn da nicht lieber gleich an die Kehle springe, höre ich ganz deutlich, wie er hinter mir leise zu drei Unteringenieuren sagt: „Es nützt uns Alles nichts . . . wir müssen die Arbeit einstellen . . . ein für alle Mal . . . je schneller, je besser!

Falkenried (mit dem Fuße aufstampfend, leise.) Verflucht!

(Murren im Hintergrunde.)

Dominik (aufspringend auf Falkenried zu, ihm am Tische gegenüber). Haben Sie's gesagt oder nicht?

Falkenried (mühsam seine Erregung bemeisternd). Sie sind nicht mehr in unseren Diensten! Scheeren Sie sich zum Teufel!

(Die allgemeine Spannung wächst.)

Dominik (haßerfüllt, ihm Aug' in Aug' gegenüber). Haben Sie's gesagt oder nicht?

Falkenried. Kerl, jetzt reißt mir die Geduld! Weiß der Teufel, was Sie da geträumt haben! Ich habe mehr zu thun, als auf Ihre dummen Schwätzereien zu antworten!

Dominik (sich zu den ihn umdrängenden Arbeitern wendend, mit geballter Faust, fanatisch). Und ich sag' Euch, diese dummen Schwätzereien werden Wahrheit werden! Mit mir hat man den Anfang gemacht! Und dann kommt Ihr Alle an die Reihe . . . Alle! Alle! . . . Das merkt Ihr nicht? Wenn sie Euch die Kraft aus den Knochen gepumpt haben und Ihr so ausgemergelt seid, daß Ihr umfallt, wie die Fliegen, dann wird's eines schönen Tages heißen, mit Sack und Pack und Kind und Kegel weiterziehen! und dann könnt Ihr dummen Hanswurste sehen, wo Ihr was zu fressen kriegt! (Er gießt das Bier hinunter.)

Alle Arbeiter (starren in höchster Erregung auf Falkenried; kurze Pause.)

Eine Stimme. Was will er denn, der Lump? Wir kriegen doch sämmtlich unsern Lohn?

Erster (zu Dominik). Das ist wieder eine von Deinen verfluchten Hetzereien!

Eine andere Stimme. Aber die Wasser! Die Wasser!

Zweiter. Halt's Maul! Da hinten!

Erster. So lange wir unsere Arbeit haben, Herr Oberingenieur, halte ich treu zu Ihnen!

Mehrere. Ich auch! Ich auch!

Eine Stimme. Schlagt ihn doch todt, den Dominik, den Hund!

Falkenried (ist an seinen Tisch zurück und trinkt die Hälfte des neuen Glases Bier, welches ihm Lene während des Vorigen gebracht hat, und hält dann Lenen das Glas hin). Auf gute Freundschaft, Lene!

Lene (nimmt und trinkt). Auf gute Freundschaft!

Dominik (verfolgt den Vorgang mit wuthverzerrtem Gesicht).

Wirth (dienernd). Sind der Herr Oberingenieur auch mit dem Zimmer zufrieden?

Falkenried. Danke! Das Bett ist ausgezeichnet!

Wirth (stolz). Und gar keine Wanzen!

Eine Stimme. Giebt's denn das?

Lene (steht hinter Falkenried).

Dominik (plötzlich). Lene, hierher!

Lene (stehenbleibend). Wüßte nicht, was ich da sollte!

Dominik (lauter). Hierher! sag' ich!

Lene. Wenn ich mag!

Dominik (will sich wie rasend auf sie stürzen). Hierher! . . zu mir!

Falkenried. Das sieht Ihnen ähnlich, sich auch noch an dem Mädchen zu vergreifen!

Dominik (haßerfüllt). Was ich und die Lene miteinander haben, das geht Sie gar nichts an!

Lene (tritt vor und dicht vor Dominik). Was haben wir miteinander, Carl Dominik? (Sie sieht ihn fest an.)

Dominik (will sie an der Hand packen und auf die andere Seite ziehen).

Lene (sich losmachend). Nicht anrühren! Das rathe ich Ihnen!

Eine Stimme (hohnlachend). Ujeh! Der Dominik wird eifersüchtig!

Eine andere Stimme. Nu 'mal endlich raus mit dem Kerl!

Dominik (zu Lene). Aber darüber reden wir noch, wenn wir alleine sind!

Lene. Nein jetzt! Jetzt gleich! Hier vor Allen! Was wollen Sie von mir? Wollen den Allen wohl einreden, Sie hätten ein Recht auf mich? Ich wäre vielleicht Ihr Schatz? Aber (mit Energie) das ist nicht, und das wird nicht sein!

Dominik (rasend). Meinst, ich rieche nicht den Braten? Der saubere Herr wohnt ja schon hier, damit Ihr's gleich recht bequem habt! Du da! . . Er da . . . Juchheidi! Das muß lustig sein!

Lene (stürzt wuthentbrannt auf ihn zu und giebt ihm einen Schlag in's Gesicht.)

Dominik (taumelt zurück und will dann auf Lene zu. Ein paar Arme umschlingen ihn von hinten und reißen ihn zurück; Tumult, Geschrei und Gelächter; er wird trotz verzweifelter Gegenwehr festgehalten).

Rufe. Haltet ihm die Hände fest!

Andere Rufe. Vorsicht! Bei dem sitzt das Messer lose!

Wirth (sich in die Mittelthür stellend). Nichts da! Aus dem „Himmelreich" fliegt Keiner 'raus ohne meine Erlaubniß! (Gelächter.)

Dominik (keuchend). Loslassen!

Wirth. Dominik, erst zahlst Du Deine (auf die Tafel am Buffet deutend) siebzehn Bier und elf „Himmelreich"!

Dominik (rasend). Loslassen!

Ein Arbeiter (reißt Dominik aus seinem Ledergürtel den Geldbeutel und wirft ihn auf den nächststehenden Tisch).

Wirth (befriedigt). So! . . . Und jetzt könnt Ihr ihn an die frische Luft setzen! (während mehrere Dominik am Kragen packen und ihn hinausdrängen.)

Rufe. Vergiß das Wiederkommen, Carl!

Andere Rufe. Servus, Dominik!

Ein Arbeiter (der von der Thür möglichst entfernt steht, wirft ihm in weitem Bogen die Mütze nach).

Wirth (in der Thür, Dominik süß nachrufend). Carlchen, mein Liebling! Jetzt hast Du bezahlt! Morgen kannst Du wiederkommen! Wird mir immer 'ne ganz besondere Ehre sein! (Er geht zum Buffet und wischt auf der Tafel die hinter Dominiks Namen stehenden Striche aus.)

Falkenried. Donnerwetter, Kerle, habt Ihr aber 'ne Fertigkeit im 'nauswerfen!

Erster. Macht im Laufe der Jahre die Uebung, Herr Oberingenieur, nur die Uebung!

Mehrere Arbeiter (haben sich wieder ihre Laternen angezündet, plötzlich ertönen, wie beim Beginn, die elektrischen Glocken; plötzlicher allgemeiner Aufbruch; Einige „Mahlzeit"! Andere stecken sich noch schnell die Pfeifen an; truppweise gehen sie hinaus in lebhafter heitrer Unterhaltung, einige singen; die elektrischen Glocken hören auf; man hört den Dampfpfiff ganz nahe, dann mit dem Lauf der Lokomotive, welche die Arbeiter in den Tunnel zurückbefördert, nach und nach schwächer, bis er sich ganz verliert).

Falkenried. Lene! Zahlen! (Es geschieht, er schnallt sich die Laterne, welche ihm Lene während des Aufbruchs angezündet hat, an; dann geht er zur Mittelthüre.)

Lene (ruhig und stolz). Herr Oberingenieur, denken Sie, bitte, nichts Schlechtes von mir!

Falkenried (sieht sie einen Moment an, dann). Aber Lene! Wie können Sie nur so etwas glauben! . . . Also auf Wiedersehen heute Abend!

Lene. Auf Wiedersehn!

Falkenried (sieht beim Hinausgehen den in der linken Fensternische kauernden Lanz). Na, Hihi, willst Du mit mir hineinfahren in's dunkle Thor?

Lanz (schüttelt den Kopf.) Noch nicht! Noch nicht! Bin noch nicht müde!

Falkenried. Auf Wiedersehn! (Er verschwindet links.)

Wirth. Ergebenster Diener, Herr Oberingenieur, ergebenster Diener! (Während Lene und der Wirth herumhantiren, erscheint)

Dominik (am linken Fenster, mit erhobener Faust, wild und fanatisch). Er und (zu Lene) Du! Ihr sollt mir's büßen!

Lanz (plötzlich sich von der Bank erhebend, Dominik hart gegenüber nur durch das Fenster getrennt, ihm grauenhaft in die Augen starrend). Erst Du! Erst Du!

Dominik (der vor der plötzlichen, gleichsam geisterhaften Erscheinung des Lanz erschrocken ist, verschwindet links).

Lene (im Vordergrund). Mich schaudert's!

Lanz (wieder auf die Bank zurücksinkend). Hihi! Hihi!

Vorhang.

## Zweiter Akt.

Dieselbe Scenerie.

Am Abend desselben Tages. Die Mittelthür ist fest geschlossen; in deren Mitte ein Guckloch mit Lederdeckel; die Fenster sind geschlossen, aber ohne Läden; die Mittellampe brennt; das Feuer im Herd ist beinahe erloschen. Auf dem Tisch rechts noch Falkenrieds leeres Bierglas.

## Erste Scene.

**Lene. Lanz.**

Lene (am Buffet, auf dem ein Licht steht; sie wäscht Gläser; sie singt eine schwermüthige Melodie leise vor sich hin; dann hält sie mit Spülen der Gläser und Becher inne, sie steht einen Augenblick unbeweglich, die Augen in's Leere gerichtet; man sieht, daß eine Erinnerung sie quält und beunruhigt; unwillig wirft sie den Kopf nach hinten, um sich von den sie peinigenden Gedanken zu befreien; ihr Gesicht verklärt sich, sie geht in eine heitere übermüthige Weise über, bis sie vom Hintergrunde her eine Stimme hört; zu Tode erschrocken, athemlos). Ist da Jemand? (Keine Antwort; etwas muthiger.) Wer ist da? (Sie nimmt das brennende Licht und leuchtet, das Licht hochhaltend, von ihrem Platze nach allen Seiten; der unartikulirte Laut wiederholt sich; sie geht einige Schritte vor und leuchtet dem auf einer Bank eingeschlafenen Lanz in's Gesicht.) Ach Du lieber Gott, der Hihi! Und fest eingeschlafen! . . . Armer Kerl! Dir wäre auch am wohlsten, wenn Du gar nicht wieder aufwachen würdest!

Lanz (im Traum erst unverständlich, dann deutlicher). Kerl! . . . Jetzt hab' ich Dich! . . . Gesteh's! . . . Ja, ja! Du hast mir mein Mädel unglücklich gemacht . . .

Lene (weicht zurück, dann auf ihn zu, um gierig die Worte zu hören.)

Lanz . . . hast meinen Jungen todtgeschlagen . . und deswegen erwürge ich Dich jetzt . . . (Im Schlafe aufspringend.) Willst Du nicht? (Wie wenn er mit Jemandem ringt.) Du mußt! . . Du Hund! . . . So! . . . So!! . . . So!!! (Er sinkt wieder auf die Bank zurück.)

Lene (ihn rüttelnd). Hihi! Hihi! . . . So wach' doch auf!

Lanz (noch schlaftrunken). Zündfäden! . . . Dunkles Thor! . . Wie? . . . Was? . . (Er wacht vollends auf und hebt den Kopf in die Höhe, sieht sich um.) Bin ich denn nicht in der Kiesgrube?

Lene (lachend). Nein, Hihi, Du bist im „Himmelreich!"

Lanz (sieht sie selig an). Die Lene!

Lene. Und geträumt hast Du! Ganz schauderhaftes Zeug! Mit Einem gerauft hast Du! . . . Wen hattest Du denn beim Wickel? (Ein leichter Windstoß.)

Lanz (versucht sich vergeblich zu besinnen). Weiß nichts mehr, nichts mehr! . . . (Er steht langsam auf und will zur Thüre hinken.)

Lene. Wo willst Du denn hin?

Lanz. In meine Schlafstelle!

Lene. Was fällt Dir denn ein! Ist ja längst Feierabend! Ist ja gleich acht Uhr! Die Lampen im Tunnel sind ja längst gelöscht! Du findest ja bei der Dunkelheit unmöglich mehr den Weg!

Lanz. Finde ihn schon, taste immer die Schienen entlang . . .

Lene. Brennt ja kaum noch eine Richtlaterne!

Lanz. Brauch' sie nicht . . die Wasser über mir im Felsen sind meine Richtlaternen . . . die sind so laut in den letzten Wochen . . so laut! Hihi! Wenn ich die ganz deutlich höre . . dann weiß ich, daß ich zu Hause bin!

Lene. Ach Unsinn! Du bleibst jetzt hier! Hörst Du nicht den Wind? Zieht wieder ein Gewitter über uns weg!

Lanz (sie ansehend, bedeutungsvoll). Glaub's wohl . . . daß ein Wetter kommt!

Lene (hat den Lanz auf eine Bank gedrückt und setzt sich ihm gegenüber, das Kinn in beide Hände stützend; das brennende Licht beleuchtet Beide.) Eigentlich, Hihi, könntest Du doch immer hier bleiben! Arbeit gäb's genug für Dich! Die Wirthsstube kehren . . . Fenster putzen . . . die Tische scheuern, und dafür kriegst Du Essen und ein ordentliches Bett!

Lanz (lächelnd). Wird dem Wirth zu theuer sein!

Lene. Das laß mich nur machen! Auf seinen Verdienst ist er schon aus . . . na, kann's ihm nicht verdenken . . . aber ein Herz im Leibe hat er doch! Bleib nur hier! Dann lebst Du doch! Jetzt hausest Du ja nur wie ein Thier! Und leben muß doch der Mensch!

Lanz (sie ansehend, wehmüthig). So! Muß er das?

Lene. Ich sag's dem Wirth gleich nachher, wenn er kommt!

Lanz. Wo ist er denn?

Lene. Im Orte drunten. Macht Einkäufe.

Lanz. Bist also ganz allein? Fürchtest Du Dich nicht?

Lene (nach der rechten Thüre zeigend, etwas leiser). Der Herr Oberingenieur schläft ja da drüben.

Lanz. Ein guter Mann! Ist er denn zu Hause?

Lene. Seit 'ner Stunde. Er war wieder müde zum Umsinken! Hat sich gleich schlafen gelegt. Soll ihn morgen früh um halb fünf wecken.

Lanz (wiederholend). Ein guter Mann! (Sie scharf ansehend; dann langsam.) Den gönn' ich Dir!

Lene (verständnißlos). Ja, wie meinst Du denn das?

Lanz. Den gönnte ich Dir . . . . zum Mann!

Lene (aufspringend). Ja, Hihi, bist Du denn des Teufels?

Lanz (nimmt ihre Hand). Siehst Du ihn nicht gern?

Lene (sich abwendend). Aber Hihi!

Lanz (eindringlicher). Siehst Du ihn nicht gern? (Pause.) Wirst ihn noch lieben! (Pause.)

Lene (trotzig). Was das für Dummheiten sind! Hast noch nicht ausgeschlafen! (Zum Herd gehend). Ich wärme Dir noch 'ne Suppe, und dann legst Du Dich schlafen auf dem Boden! (Sie hantirt am Herd.)

Lanz. Lene!

Lene. Was giebt's?

Lanz (sich nach der rechten Thür umsehend, dann leiser). Das mit der „Arbeit einstellen“ . . .

Lene. Ja, ja, ich weiß schon: das hat der Dominik wieder gelogen!

Lanz (schüttelt den Kopf). Das hat der Falkenried doch gesagt! . . Hab's auch gehört! Ganz deutlich . . . war ganz in seiner Nähe!

Lene (sich rasch umdrehend). Was soll denn das nur heißen?

Lanz. Weiß nicht! . . Aber gesagt hat er's!

Lene (entsetzt, als ob sie's gar nicht fassen könne). Das wäre ja aber ein namenloses Unglück! Würden ja Tausende brotlos!

Lanz. Meinst Du, daß der da drin nicht auch daran gedacht hat? . . Wird wohl so sein müssen!

Lene. Kannst Du das verstehen? . . . Ich kann's nicht!

Lanz. Du bist nur ein Mädel . . und ich? ich bin ein altes Nichts! Aber der da . . . das ist ein Studirter, der wird schon wissen: warum! Solltest ihn mal fragen?

Lene. Ich? . . Da würde er mir doch in's Gesicht lachen, wenn ich ihn nach so 'was frage! Ich, ein Schankmädchen! dazu habe ich doch kein Recht!

Lanz. Mußt es Dir erwerben Lene, ja, erwerben!

Lene (hat ihm die Suppe gebracht, dann sieht sie ihn, stehen bleibend, einen Moment an). Aber Dich möchte ich etwas fragen! Hast Du mich ein bischen lieb?

Lanz (sie voll Liebe ansehend). Wie mein Ki . . . (Er stockt und schluchzt dann plötzlich auf, am ganzen Leibe bebend.)

Lene (ihm den Kopf streichend, sanft). Ja, ja, ich weiß, hast Deinen Jungen da drin im Tunnel verloren . . . Weißt Du denn, wie's gekommen ist?

Lanz (weint noch leise vor sich hin).

Lene (zornig). Ja, dieses furchtbare dunkle Thor hat schon genug Leben gekostet! . . . Wird ihn ein Felsblock erschlagen haben?

Lanz (den Kopf hebend, grauenvoll aufschreiend). Nein! Ein Mensch!

Lene (prallt zurück). Ein Mensch? . . . (Athemlos) Um Gotteswillen, wer denn?

Lanz (leiser). Die Sonne bringt es an den Tag! Hihi! (Er sinkt zusammen.)

Lene (mehr für sich). Ist das nun Sinn oder Unsinn? Weiß er denn, was er spricht? . . . (Kurze Pause.)

Lanz (in Erinnerung verloren). Hatte ein Mädel, schön und lieb . . . und sechzehn Jahr . . . und als die Schande über sie kam . . . lief sie davon . . . und ein paar Tage drauf . . . da habe ich . . . den Jungen begraben! . . . (Ein Windstoß; von außen drei Schläge am Klopfer der Thüre.)

Lene (auffahrend). Wer da? . . . (Stille; sie bleibt stehen.)

Lanz. Wird der Wirth sein!

Lene. Der klopft nicht! Der hat den Schlüssel. (Sie geht zur Thür.) Wer da?

(Eine männliche Stimme.) Bitte, öffnen Sie, es ist ja ein Hundewetter!

Lene (hebt vorsichtig die Lederklappe, dann prallt sie zurück; schnell.) Der Herr Geheimrath Wandenberg!

Die Stimme. Ist der Herr Oberingenieur Falkenried vielleicht hier?

Lene (schaut unschlüssig Lanz an).

Lanz. Ist er allein? (Schnell und leise.)

Lene. Ja!

Lanz. Mach' auf!

Lene. (Oeffnet die Thüre.)

## Zweite Scene.

**Vorige. Geheimrath Wandenberg.**

Wandenberg (tritt ein; Mitte der 50; vornehme und bedeutende Erscheinung; er trägt einen dunklen eleganten Havelock und runden schwarzen Hut; höflich). Guten Abend! (Er sieht sich um.) Wo ist der Herr Oberingenieur?

Lene (nach rechts). Dort!

Wandenberg (will hinübergehen).

Lene (tritt vor, leise). Er schläft!

Wandenberg. So wecken Sie ihn, bitte!

Lene. Das darf ich nicht!

Wandenberg. Warum nicht?

Lene. Nicht vor morgen früh halb fünf!

Wandenberg. So sagen Sie ihm, bitte, daß ich ihn sprechen möchte! Es wäre dringend! Ich bin der Geheimrath Wandenberg!

Lene. Ich weiß es! (Sie klopft rechts.) Herr Oberingenieur! (Pause.) Herr Oberingenieur?

Falkenrieds (Stimme). Was giebt's?

Lene. Der Herr Geheimrath Wandenberg ist hier und will Sie sprechen!

Falkenrieds (Stimme.) Geheimrath Wandenberg? Aber Lene, Sie träumen wohl?

Wandenberg. Es ist so, lieber Falkenried, bitte, beeile Dich!

Falkenrieds (Stimme). Jetzt muß ich es wohl glauben! Sofort! Sofort!

Wandenberg. Brauchen keine Angst zu haben, liebes Kind, die Verantwortung für die kleine Störung übernehme ich! Sind Sie die „schöne Lene"?

Lene (einfach und heiter). Ich glaube, man nennt mich so!

Wandenberg (sie betrachtend). Nicht mit Unrecht! Und wer ist der Mann dort?

Lene. Das ist der „Hihi"!

Wandenberg. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt! (Leise zu Lene.) Ist er noch so confus wie früher?

Lene (nickt).

Wandenberg. Armer Tropf!

Falkenrieds (Stimme.) Im Augenblick! Nur noch die Stiefel! (Kurze Pause.)

## Dritte Scene.

**Vorige. Falkenried.**

Falkenried (in der rechten Thüre). So habe ich also wahrhaftig nicht geträumt! Sie hier, Herr Geheimrath?

Wandenberg (ihm die Hand reichend). Im „Himmelreich"! (Leiser.) Schicke die Leute da fort . . . ich habe mit Dir zu sprechen!

Falkenried. Hier?

Wandenberg. Ja, wo anders warst Du ja nicht zu erwischen! Auf meine telephonische Anfrage bei den verschiedenen Stationen erhielt ich den Bescheid, Du wärest gegen sieben Uhr fort aus dem Tunnel; wenn etwas Wichtiges vorläge, träfe man Dich hier!

Falkenried. Hätten Sie mich rufen lassen, Herr Geheimrath, ich wäre doch selbstverständlich sofort zu Ihnen gekommen! Ich habe lange genug auf diesen Ruf gewartet!

Wandenberg. Ich habe das ganze Haus voll Gäste, zwischen uns giebt's keine Umstände; und da die Sache keinen Aufschub leidet und wir hier auch wohl ungestört sind . . Also (leise auf Lanz und Lene) bitte! (Er geht auf und ab.)

Falkenried. Lene, wir wollen jetzt ungestört sein! Lassen Sie Niemand hinein!

Lene. Um die Zeit kommt kein Mensch mehr! Hihi, komm, leg' Dich schlafen! Darf ich den Herren noch etwas zu trinken hinstellen?

Falkenried. Vorläufig nicht! Falls wir noch Durst bekommen, rufe ich Sie! Bleiben Sie noch wach?

Lene. Bis der Wirth kommt! (Sie öffnet die rechte Thür.)

Lanz (auf dem Wege zur Thüre innehaltend, hinkt er an den in seiner Nähe stehenden Falkenried heran, leise). Arbeit nicht einstellen . . . thäte zu vielen Menschen weh!

Falkenried (starrt betroffen ihn einen Moment an).

Lanz (zur Thüre rechts). Gute Nacht! Hihi! (Ab.)

Lene (bleibt noch einen Augenblick in der Thüre stehen, sie dreht sich nochmals nach Falkenried um, der es nicht beachtet, dann folgt sie in Gedanken versunken Lanz und schließt die Thür von außen.)

## Vierte Scene.

**Vorige** (ohne) **Lene** (und) **Lanz.**

Wandenberg (der während des Vorigen auf der rechten Seite auf und ab ging und auch einmal durch das Fenster gesehen, kommt vor und bleibt stehen). Du! Horcht die?

Falkenried. So sieht sie doch wahrhaftig nicht aus!

Wandenberg. Sag' mal, Mensch, wie bist Du denn eigentlich auf die verrückte Idee gekommen, in der Spelunke zu übernachten?

Falkenried. Ich konnte mit der Fahrerei Morgens und Abends nicht so viel Zeit verlieren. Ich hatte zu viel zu thun!

Wandenberg. Ja, ein wenig rar hast Du Dich ja in den letzten Wochen bei uns in den Bureaux gemacht. Ich bin gewiß auch ein strammer Arbeiter, aber Du übertreibst die Geschichte doch ein bischen gar zu sehr! Indessen, ich will Dir keinen Vorwurf machen . . (Er klopft ihm auf die Backe voll Dankbarkeit.) Mein alter Kerl, wenn ich Dich nicht hätte! (Ganz leicht.)

Uebrigens, was hast Du denn eigentlich mit dem Menschen, dem Dominik, vorgehabt?

Falkenried (ihn erstaunt ansehend). Deswegen kommen Sie hierher?

Wandenberg. Nee! Wahrhaftig nicht! Um solchen Krimskrams werde ich Dich doch nicht in dieser Räuberhöhle aufsuchen! Also, was hat's denn eigentlich gegeben?

Falkenried. Der Kerl wurde frech!

Wandenberg. Und da hast Du ihn entlassen?

Falkenried. Na natürlich!

Wandenberg. Das ist Dein gutes Recht!

Falkenried. Glaub's.

Wandenberg (umher). Geht die Sache nicht noch zu repariren!

Falkenried. Würde mich meine Autorität kosten.

Wandenberg. Wäre mir gerade jetzt werthvoll gewesen, wenn sich's hätte einrenken lassen!

Falkenried. Der Kerl ist ein Luder!

Wandenberg. Eben deswegen. Kann böses Blut machen!

Falkenried. Keine Idee! Wollte die Leute hier aufwiegeln! Da kam er aber schön an! 'rausgeschmissen haben sie ihn! Aber elegant! Uebrigens, die Geschichte ist doch erst vor paar Stunden passirt! Woher wissen Sie denn jetzt schon davon?

Wandenberg. Dominik war im Bureau!

Falkenried. Ja, damit drohte er! Haben Sie ihn denn empfangen?

Wandenberg. Was glaubst Du denn? Ich kann mich doch nicht auch noch um die Beschwerden jedes einzelnen Arbeiters kümmern! Direktor Bucher, der jetzt provisorisch der sechsten Abtheilung vorsteht, berichtete mir, Dominik habe furchtbar erregt nach mir gefragt: er müsse mich sprechen . . . sofort . . . es sei von der größten Wichtigkeit . . . nicht für ihn . . . sondern für mich! . . . Und als man ihm sagte, ich hätte eine Sitzung, die noch Stunden dauern würde, da sei der Kerl ganz rabiat geworden, habe immer geschrieen: „um so schlimmer für den Herrn Geheimrath" und unverständliches Zeug mehr! . . . Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn wir dem Burschen 'nen Monatsgehalt auszahlen und ihm so sein Lästermaul stopfen! Nur um Gotteswillen keinen Unfrieden, keinen Mißton, gerade in diesen Tagen. . . . Das muß Alles morgen und übermorgen wie am Schnürchen gehen . . . Da kann ich keinen Krakehl gebrauchen.

Falkenried (ihn ansehend). Warum denn gerade in diesen Tagen?

Wandenberg. Ja, lebst Du denn im Mond, Falkenried? Sonst müßtest Du eigentlich wissen, daß ich seit fünfzehn Tagen die Herren von der Finanzkommission da habe. Seit fünfzehn Tagen dauern die Verhandlungen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht . . . auf tausende Fragen antworten müssen . . . überall Gegensätze ausgleichen . . . vermitteln . . . schmeicheln

. . . aufklären . . . na, aber dem Himmel sei Dank, daß die Arbeit nicht umsonst war! Die Stimmung ist mir durchaus günstig, morgen ist die entscheidende Versammlung, und dann können endlich die Verträge unterzeichnet werden!

Falkenried. Darf ich fragen: welche Verträge?

Wandenberg. Die uns die Vollendung des Tunnelbaues ermöglichen sollen! Runde zwölf Millionen! Ja, Ihr Herren Ingenieure, wenn Ihr nur lustig drauf los bauen könnt! Um die Hauptsache, die Mittel, das Geld, das brutale Geld . . . da kümmert Ihr Euch herzlich wenig! (Kurze Pause; er legt Falkenried die Hand auf die Schulter.) Dir kann ich's ja jetzt sagen: ich habe schreckliche Zeiten durchgemacht . . . furchtbare Tage und böse Nächte. Ja, sieh mich nicht so ungläubig an, Du in Deiner Sorglosigkeit kannst es freilich nicht verstehen: wären die Verhandlungen mit den Finanzmännern resultatlos verlaufen . . . der Zusammenbruch unseres ganzen herrlichen Unternehmens wäre unvermeidlich gewesen. (Er geht umher.) Unsere Berechnungen waren musterhaft exact . . in's Blaue haben wir wahrhaftig auch nicht gewirthschaftet . . . aber im Kampf mit all dem Unvorhergesehenen . . . den furchtbaren Ueberschwemmungen des vorigen Frühjahrs . . . den beiden großen Erdrutschen auf der südlichen Seite, die uns volle vier Monate zurückwarfen . . . den beiden grausig langen Wintern, die uns die Arbeit namenlos erschwerten . . . an all dem haben wir uns verbluten müssen! Da kannst Du Dir ungefähr vorstellen, was ich durchgemacht habe, und Du kannst begreifen, wie glücklich ich bin, die drohende Gefahr abgewendet zu sehen! (Er bleibt stehen.) Das ist nun Alles vorbei! Ich sehe wieder Licht, ich kann wieder athmen! (Er sieht ihn an.) Du schweigst Falkenried? Ich sage Dir, was Alles für mich, für Dich, für Tausende auf dem Spiele stand, und Du schweigst? So wenig Interesse, so wenig Theilnahme? Habe ich das um Dich verdient?

Falkenried (nach kurzer Pause, sehr beklommen). Herr Geheimrath!

Wandenberg. Aber ich kenne Dich ja! Ich weiß, Du bist kein Freund von vielem Reden, Dein Herz hast Du schon als blutjunger Mensch nicht auf der Zunge getragen. Aber (er tritt auf ihn zu und legt ihm beide Hände auf die Schultern) das weiß ich doch, daß es Keiner mit mir so ehrlich, so treu meint, als Du!

Falkenried. Sind Sie wirklich ganz und gar davon überzeugt?

Wandenberg. Wie von meinem Leben! (Fortfahrend.) Ja, also morgen ist die entscheidende Versammlung und dazu, mein Junge, brauche ich Dich!

Falkenried (ihn ansehend). Mich?

Wandenberg. Ja, ja, Dich! Ich kenne ja Deine Abneigung gegen alle derartige Veranstaltungen, bei denen ein Dutzend schwarzgekleideter Herren stundenlang auf hohen Lehnstühlen sitzen und mehr oder minder dummes Zeug reden . . . in den ersten zwölf Tagen . . . da wurden

nur finanzielle Sachen behandelt . . . von denen verstehst Du nichts . . . da haben wir Dich nicht gebraucht und auch nicht vermißt. Aber seit den letzten zwei Tagen werden die technischen Fragen erörtert . . . aber gründlich! Du kannst mir wahrhaftig keinen Vorwurf machen . . . weiß es Gott, Junge, ich habe Dich lange genug verschont! Jetzt verlangen die Herren nach Dir, unweigerlich! peremptorisch! kategorisch! Ich weiß ja, wie zuwider Dir all' solch' Brimborium ist . . . Deswegen mußte ich schon selbst hierherkommen und Dich aus Deinem Bau herausholen! Denn dabei sein mußt Du unter allen Umständen!

Falkenried. Bitte, erlassen Sie mir das!

Wandenberg. Nee, das kann ich Dir beim besten Willen nicht ersparen! So leichten Kaufs kommst Du mir dieses Mal nicht davon! Denn kurz und gut, Falkenried, Du sollst gewissermaßen die Siegel auf die Verträge drücken. Bevor sie unterzeichnet werden, verlangt man durchaus Dein fachmännisches Urtheil! Einen mündlichen Bericht — Du kannst ihn ja so kurz fassen, wie Du willst, — der nochmals die unendlichen Schwierigkeiten beleuchtet, mit denen wir kämpfen mußten, der aber vor Allem den Herren jeden Zweifel an der glücklichen Durchführung des Unternehmens, mit einem Wort, jedes Mißtrauen nimmt! Und wenn Du Deinen Vortrag mit der festen Zuversicht schließest, daß in 1½ Jahren rastloser Arbeit der erste Zug vom Norden nach Süden durch unser dunkles Thor sausen wird, dann hast Du Deine Pflicht gethan! (Kurze Pause.) Also, Falkenried, mach' keinen Unsinn und überwinde Dich!

Falkenried. Ich kann nicht!

Wandenberg. Wenn ich Dich darum bitte?

Falkenried. Auch dann nicht!

Wandenberg. Herzlichst bitte?

Falkenried. Auch dann nicht! (Kurze Pause.)

Wandenberg (ihn scharf ansehend, energisch). Und wenn ich es Dir, als Dein Vorgesetzter, befehlen müßte?

Falkenried. Dann würde ich um meine Entlassung bitten!

Wandenberg. Das ist nicht mehr Eigensinn, das ist mehr! (Er tritt vor ihn hin.) Falkenried! Warum willst Du das nicht thun, was ich von Dir verlange?

Falkenried. Weil ich die Unwahrheit sagen müßte!

Wandenberg (rauh). Wie?

Falkenried. Weil ich sagen müßte, daß wir die Schwierigkeiten, vor denen ich Sie oft genug gewarnt habe, niemals überwinden können und daß uns nichts übrig bleibt, als die Arbeit niederzulegen!

Wandenberg (wüthend aufschreiend). Aber das ist ja Wahnsinn!

Falkenried. Nein, die Wahrheit!

Wandenberg (bebend). Und auf wie lange sollte Deiner Ansicht nach die Arbeit eingestellt werden?

Falkenried. Auf immer!

Wandenberg (bebend). Und Du wärst im Stande, das morgen öffentlich zu erklären?

Falkenried. Ich müßte es, ich kann nicht lügen!

Wandenberg (eilt umher und murmelt fieberhaft vor sich hin). Das ist ja Alles nicht wahr! . . . nicht wahr! (Er ergreift das in seiner Nähe stehende Bierglas und wirft es an die Wand, daß es zerbricht; Pause).

## Fünfte Scene.

**Vorige. Lene** von links.

Lene (tritt in die Thür und sieht sich, von dem Geräusch angezogen, um).

Wandenberg (rauh). Was wollen Sie?

Lene (einfach). Die Scherben aufheben!

Wandenberg. Gehen Sie! Wir brauchen Sie nicht!

Lene (ist nach rechts gegangen und sammelt knieend die Scherben in ihre Schürze).

Falkenried. Ich denke, Herr Geheimrath, in Ruhe verständigen wir uns am schnellsten!

Wandenberg (in grimmigem Zorn). Ruhe! Ruhe! wenn's Einen packt und schüttelt und es Einem blutroth vor den Augen wird.

Falkenried (voll Wärme). Sie können mir's glauben, es wird mir nicht leicht, so vor Ihnen zu stehen!

Wandenberg (außer sich). Wirklich? Wirklich nicht leicht, mir mein Lebenswerk zu vernichten! (Mit aller Energie.) Aber noch bin ich der Herr.

Falkenried. Sie brauchen mich daran nicht zu erinnern.

Wandenberg. Und es wird fortgebaut!

Falkenried. Nicht unter meiner Führung.

Wandenberg. Dann ohne Dich!

Falkenried. Ob mit mir, ob ohne mich . . .gleichviel, Sie können nicht weiter!

Wandenberg. Falkenried, mach' mich nicht rasend! (Zu der nach links gehenden Lene.) Schnell! Etwas zu trinken! Ich erstide!

Lene (eilt nach links, wirft die Scherben auf's Buffet, gießt ein Glas Wein ein).

Wandenberg (heiser). Nichts da! Wasser! Wasser! Ich erstide!

Lene (holt aus dem unteren Behälter des Buffets eine Kanne Wasser, füllt ein Glas und bringt es Wandenberg.)

Wandenberg (gießt das Wasser hinunter und läßt sich dann ganz erschöpft auf eine Bank fallen).

Lene (geht links hinaus auf einen stummen freundlichen Wink Falkenrieds).

## Sechste Scene.

**Vorige** ohne **Lene.**

Falkenried. Ich müßte doch wahrhaftig kein Herz im Leibe haben und keinen Funken Ehrgefühl und keine Liebe zu dem Werke, an dem ich ebenso hänge wie Sie, mit jeder Faser meines Herzens hänge wie Sie!

Mein Entschluß stand fest: morgen früh wollte ich zu Ihnen! Da wollte ich Ihnen Alles sagen! Herr Geheimrath, wir können nicht mehr weiter! Die Nachricht kann Sie nicht überraschen! Bei jeder Konferenz, die ich in den letzten 3/4 Jahren mit Ihnen hatte, habe ich's Ihnen gesagt, immer dringlicher, immer warnender, aber Sie haben davon nichts wissen wollen! Lesen Sie doch meine vier großen Gutachten durch! Immer besorgter habe ich Ihnen die Gefahren geschildert, die uns drohten, als die unterirdischen Wasser aus dem angebohrten See in den Hauptschacht und die beiden großen Sohlstollen eintraten. Sie schickten mir eine Kommission von kleinlichen Krämerseelen, die ich vergeblich zu überzeugen versuchte! Habe ich Ihnen etwa nicht in meinem letzten Bericht vorgeschlagen, einen Sohlkanal zu bohren, der das ganze Mittelterrain durchqueren sollte? Durch den hätten wir zur rechten Zeit noch die heranstürzenden Wassermassen bewältigen, in vier mächtige Reservoirs eindämmen und durch die namentlich auf der linken Seite anzubringenden Mundlöcher wieder ableiten können! Sie haben mir die Mittel nicht bewilligt! Immer verzweifelter arbeitete ich, immer zuversichtlicher wurden Sie! Und während Sie, Herr Geheimrath, mit Ihren Direktoren und Abtheilungschefs und berufsmäßigen Jasagern rechnen und kalkuliren und mir auf alle meine Warnungen immer nur entgegnen: „Durch! Durch! Wir müssen durch!“ (immer lebendiger) da quallten und murmelten die Quellen immer unheimlicher, und aus den Quellen wurden Bäche und Ströme, immer wilder, immer tosender, immer entsetzlicher, und mit namenlosem Grauen sah ich die täglich wachsenden Verheerungen. Und jeder Nothschrei, den ich zu Ihnen sandte, verhallte ungehört. Aber mächtiger, als alle Ihre Projekte und Systeme sind die Elemente! Die kümmern sich den Teufel um geschriebenen Krimskrams! Die schalten willkürlich, die bringen uns reißende Sturzbäche, die das Gestein über uns aushöhlen und zerbröckeln, die das ganze Erdreich über uns, neben uns, unter uns aufwühlen, und ein Meer von Moor und Schlamm und Felsstücken, die uns die Stollen förmlich verrammeln! Und wenn wir mit übermenschlicher Kraft Schritt für Schritt die Wasser auf einer Stelle zurückgedrängt haben und tausende Hände schöpfen und unsere Druckpumpen fieberhaft arbeiten, dann stürzen die schwarzen Fluthen mit doppelter Gewalt aus einem neu entstandenen Felsloch hervor und vernichten uns in einer Minute die Arbeit vieler Wochen! Ah, Herr Geheimrath, ich glaube wohl, die letzten vier Monate waren ebenso furchtbar für mich, wie diese Stunden jetzt für Sie! (Mit immer größerer Steigerung.) Kommen Sie mit in den Tunnel! Morgen in aller Frühe, jetzt gleich, wann Sie wollen, dann können Sie die Natur bei ihrem Zerstörungswerk sehen, dann werden Sie endlich mit eigenen Augen sehen, wie die Wasser von allen Seiten strömen und zischen und gierig lecken und sich tausende Wege ebnen, unaufhaltsam, allem Menschenwitz zum Trotz, bis sie Alles mit sich fortgerissen haben werden, Alles, Alles! (Er hält erschöpft inne; Pause, in welcher er in höchster Erregung einen Gang macht; er stößt das linke Fenster auf

um ein wenig Luft zu schöpfen; dann kehrt er zurück und bleibt stehen.) Und nun frage ich Sie, Herr Geheimrath, nachdem ich Ihnen endlich mal mein schweres Herz ausschütten konnte . . . verlangen Sie noch von mir, daß ich morgen in Ihrer Sitzung Jubelhymnen auf unser Unternehmen und seine glückliche Zukunft anstimme? Verlangen Sie es noch von mir?

Wandenberg (steht auf, mit erzwungener Ruhe). Ich verlange nichts mehr von Ihnen! auf Ihre Dienste rechne ich nicht mehr!

Falkenried (sieht ihn einen Moment an). Sie verlieren in diesem Moment mehr, als Sie vielleicht ahnen: denn so treu und ehrlich wie ich, hat es wahrhaftig kein Mensch mit Ihnen gemeint! (Er will zur rechten Thüre.)

Wandenberg (schreit verzweifelt auf). Johannes!

Falkenried (dreht sich um).

Wandenberg (fiebernd). Johannes, ist denn keine Rettung möglich?

Falkenried. Keine!

Wandenberg (immer stürmischer). Die Zukunft tausender Menschen hängt davon ab, ob wir die Arbeit einstellen!

Falkenried. Und das Leben Tausender, wenn wir die Arbeit fortsetzen; denn das Verderben lauert schon in allen Winkeln!

Wandenberg (immer fliegender). Mensch! Habe doch Erbarmen! Soll denn all der Kampf, die Sorgen, die Mühen umsonst gewesen sein? Mein ganzes Leben habe ich gearbeitet mit dem einen großen Ziel vor Augen, und jetzt, wo ich das Ziel schon in der Ferne sehe, soll denn jetzt Alles kurz und klein geschlagen werden: Stolz, Ehrgeiz, Befriedigung, Hoffnung, Alles, Alles?

Falkenried. Alles! Nur nicht die Ehre!

Wandenberg. Du bist auch nur ein Mensch! Du kannst Dich irren!

Falkenried. Ich irre mich nicht!

Wandenberg. Sei nicht kleinmüthig, laß es uns noch einmal versuchen!

Falkenried. Es geht nicht weiter!

Wandenberg. Und Du? Denkst Du denn gar nicht an Dich selbst?

Falkenried. Bitte: mich lassen Sie gefälligst ganz aus dem Spiel!

Wandenberg. Daß es nicht Deine Schuld, das weiß ich, das wissen Alle, die an dem Werk mitgearbeitet haben! Weiß es die Welt? Was wird die sagen? Daß man Dein Genie überschätzt hat, daß Du Dich geirrt hast! Andere, die gierig auf den Augenblick lauern, werden Dich verdrängen, erbittert, an Dir selbst und an Deinem Können zweifelnd, wirst Du zu Grunde gehen!

Falkenried. So mag man mich für einen Stümper halten, aber ich kann den Menschen wenigstens mit ruhigem Gewissen in's Gesicht schauen!

Wandenberg. Ich wiederhole es Dir: von Deinem Gutachten hängt morgen Alles ab! Wenn Du willst, stehen uns Millionen zur Verfügung!

Wolle nur! Sage ihnen morgen, daß wir hoffnungsvoll in die Zukunft schauen können . . .

Falkenried. Dann wäre ich ein Schurke!

Wandenberg. Sage es ihnen, und wir sind gerettet! Ich flehe Dich an, sage es ihnen, und wir haben Alles gewonnen!

Falkenried. Dann haben wir Alles verloren: die Ehre!

Wandenberg. Hast Du denn kein Mitleid mit mir?

Falkenried. Nein, Herr Geheimrath, das kann ich nicht mit Ihnen haben! Sie haben es nicht anders gewollt!

Wandenberg (verzweifelt). Gewollt? Gewollt? Ich habe nicht anders gekonnt! Ich wußte ja, daß Du Recht hattest mit all' Deinen Forderungen, ich habe sie damals nicht mehr erfüllen können! Ich habe Dich hingezogen und Dich vertröstet und Dich abgewiesen, immer in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, die erforderlichen Riesenmittel zu schaffen: jetzt endlich habe ich alle Hindernisse beseitigt, jetzt winkt mir die Rettung . . . und da willst Du mich im Stich lassen?

Falkenried (erregt). Und wenn ich Ihnen das ungeheuerliche Opfer brächte, wenn ich Pflicht, Ueberzeugung, Gewissen, Ehre . . . Alles mit Füßen trete, wenn ich die Männer, die meinen Kenntnissen und Erfahrungen trauen . . . wenn ich die nichtswürdig belügen würde . . . sagen Sie mir um Gotteswillen: was dann? Was würden Sie dann thun?

Wandenberg. Weiter arbeiten! Kämpfen! Nicht ruhen, bis wir am Ziele sind! Schilt mich nicht einen Optimisten, einen eigensinnigen Rechthaber! Wenn uns die großen Mittel zur Verfügung stehen, so können wir weiter arbeiten! Das ganze Massiv auf der südwestlichen Seite ist Gottlob von den Wassern verschont geblieben . . . ich bin überzeugt wie von meinem Leben, daß sich der See nicht bis dahin erstreckt . . . die Durchquerung muß nach dort verlegt werden . . . ich gebe Dir ja zu, daß durch den Bogen, den wir machen müssen, wir vielleicht zwei Kilometer mehr zu bewältigen haben . . . wir arbeiten vereint . . wir spannen alle unsere Kräfte an, und wir finden durch! Ja, ja, glaube mir, mein Junge, wir finden durch! . . . Es ist nicht denkbar, es kann und darf nicht sein, daß alle Arbeit, alle Sorgen, alles Streben und Hoffen ganz umsonst gewesen ist! (Er packt ihn an beiden Schultern.) Johannes! noch nie in meinem Leben habe ich einen Menschen an die Wohlthaten erinnert, die ich ihm erwiesen habe! Heut thu' ich's, muß ich es thun! Du verdankst mir Alles! Ich habe Deinen Vater vom Untergang gerettet, daß er Dir einen ehrlichen Namen hinterlassen konnte . . . ich habe Dich aufgezogen . . . ich habe Dich lernen lassen . . . ich habe Dich gefördert . . . (bebend) ich habe Dich geliebt wie einen Sohn! Zahle es mir heute heim und rette mich!

Falkenried (wendet sich in tiefster Erschütterung ab).

Wandenberg. Ich habe Frau und Kinder verloren . . . ich bin allein . . . ich habe nichts als die Arbeit . . . willst Du mir auch die

rauben? . . . Beim Andenken an Deine Eltern; denen ich nur Gutes that, beim Andenken an Alles, was Du mir zu danken hast . . . rette mich! (Tiefe Pause; zitternd und flehend.) Johannes!

Falkenried (sieht ihn lange an, dann langsam und leise). Ich werde schweigen! . . . Mehr . . . kann ich . . . Ihnen nicht versprechen!

Wandenberg (stürmisch). Nein! nicht schweigen! Reden mußt Du! Du mußt sie morgen überzeugen, Du mußt mit Deiner ganzen Persönlichkeit, mit dem ganzen Schwergewicht Deiner Autorität für mich eintreten, Du mußt ihnen die glänzendste Zukunft für unser Unternehmen versprechen: Du mußt! Du mußt!

Falkenried (dumpf). Ein Schurke werden!

Wandenberg. Nur meine Vorsehung sollst Du werden!

Falkenried (starrt vor sich hin).

Wandenberg (tritt dicht an ihn heran, leise und bebend). Johannes, in Deiner Hand liegt mein Schicksal! . . .

Falkenried (verzweifelnd abwehrend). Um Gotteswillen . . . lassen Sie mir Zeit . . . bis morgen . . . bis morgen . . .

Wandenberg (immer flehender). Jetzt muß ich Gewißheit haben . . . jetzt gleich!

Falkenried. Nein! . . . nein! . . . nein!

Wandenberg (flüsternd). In Deiner Hand liegt es, ob ich morgen um diese Zeit ein stiller Mann sein werde!

Falkenried (schrickt entsetzt zusammen; in heißem Kampfe bäumt er sich gegen sich selber auf; dann endlich nach langer Pause langsam, leise, stockend und jedes Wort hervorkeuchend). Ich . . . werde . . . für Sie . . . sprechen!

Wandenberg (ihm fest in die Augen sehend und die Hand hinhaltend). Ein Mann?

Falkenried (dumpf, ohne ihn anzusehen). Ein Wort!

Wandenberg (stürzt ihm aufjubelnd in die Arme). Johannes! (Dann in tiefster Rührung.) Mein Johannes! . . . (Er macht sich los, da man von rechts näherkommend eine Männerstimme ein lustiges Lied singen hört.) Komm! (Er nimmt seinen Hut.) . . . Begleite mich eine Strecke . . . bis zu meinem Wagen . . . mir schwankt der Boden unter den Füßen! (Er geht zur Mittelthüre.)

Falkenried (folgt ihm langsam mit gesenktem Kopf).

(Die Mittelthür wird geöffnet.)

## Siebente Scene.

**Vorige. Wirth.**

Wirth (tritt in die Thüre mit zwei großen gefüllten Henkelkörben; als er Wandenberg sieht, stellt er vor Schreck die Körbe auf den Boden, reißt die Mütze herunter). Der Herr Geheimrath Wandenberg! . . . eigenhändig! . . . (Er starrt ihn an.) Ach, Du lieber Gott! Diese Ehre! Dieses Glück! Diese Auszeichnung! . . . Darf ich dem Herrn Geheimrath nichts aufwarten? (Indem er zum Buffet rennt.) Pfefferminz, Wachholder, Korn, Kümmel, Anis, Absynth, Enzian, Kirsch, Cognac, Arac,

Rum oder gar ein „Himmelreich“ . . . ja natürlich ein „Himmelreich“ . . Lene . . . Lene! . . . Ja zum Donnerwetter, wo steckt denn die Bedienung! (Er holt die große Flasche mit dem Todtenkopf und hält sie geöffnet Wandenberg hin.) Nehmen Sie 'nen ordentlichen Schluck gleich aus der Flasche . . . auf Ehr' und Seligkeit . . . ich berechne keinen Pfennig dafür! . . .

Wandenberg. Schon gut! schon gut! Ich will Ihre Gastfreundschaft nicht umsonst genossen haben . . . Schicken Sie mir zwanzig Flaschen nach Hause! Guten Abend! Komm, Johannes! (Er geht mit Falkenried hinaus; man sieht sie am rechten Fenster langsam vorübergehen.)

Wirth (nacheilend, in der Thür dienernd). 'n Abend, Herr Geheimrath . . . habe die Ehre! . . . Empfehle mich gehorsamst! Unterthänigster Diener! . . . meine Hochachtung! . . . 'n Abend, 'n Abend! angenehme Ruh! . . . Kommen Sie gut nach Hause! (Er kehrt zurück und schließt die Thüre.) Lene! (laut) Lene!

## Achte Scene.

**Wirth. Lene** (in der linken Thüre).

Lene. Was giebt's?

Wirth. Saub're Wirthschaft das! Der Herr Geheimsterath wollten das „Himmelreich“ zu Höchstihrem Stammlokal machen . . . ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich welche hätte! . . .

Lene. Die Herren haben mich 'nausgeschickt!

Wirth. Waren also ganz allein hier? Ganz unbeobachtet? Da haben sie jedenfalls hübsch genascht! Die Schlauberger! (Er hat währenddessen die Körbe bis zum Buffet geschleppt.) Was sind denn das hier für Scherben?

Lene. Der Herr Geheimrath hat das Glas zerbrochen!

Wirth. Ein so gutes, theures, feines Glas? Das fünfzehn Pfennige gekostet hat? Schreiben Sie morgen auf die Rechnung mit den zwanzig Flaschen Himmelreich . . . einen Krystallpokal zerbrochen: eine Mark! . . . Haben Sie nicht gehört, was die Beiden gesprochen haben?

Lene. Ich horche nicht!

Wirth (mit dem Auspacken beschäftigt). Dann gewöhnen Sie sich's gefälligst an! Das kann ich als Wirth von Ihnen verlangen! . . . (Den Finger an die Nase legend.) Ein Glas hat er zerbrochen! Ueber's Wetter haben sie sich dann wohl kaum unterhalten! . . .

Lene (hilft beim Auspacken).

Wirth (die einzelnen Packete nehmend). Cichorien, Cichorien, Cichorien, Donnerwetter, nun habe ich den Kaffee ganz vergessen . . . ach was . . . man kann Kaffee machen auch ohne Kaffee! . . Zwiebeln, Streichhölzer, Kohl . . . (Er gähnt.) Lassen wir den Kram bis morgen früh, und machen wir die Bude zu! . . . (Er will die Mittelthür verschließen.)

Lene. Der Herr Oberingenieur ist ja noch nicht wieder zu Hause?

Wirth. Weiß Gott, wann der kommt! Hat ja den Schlüssel bei sich! . . . (Er geht zur linken Thüre.) Gute Nacht, Lene! (Er dreht sich nochmals in der

Thür um, gähnend.) Schreiben Sie für das Glas lieber 'ne Mark fünfzig auf die Rechnung! . . . Aber ja nicht mehr! Man darf nicht unverschämt sein! (Er geht und läßt die Thüre offen.)

## Neunte Scene.

**Lene.** (Gleich darauf) **Lanz,** (dann) **Dominik.**

Lene (nimmt den Leuchter, schneidet mit einer Putzscheere das Licht, dann trägt sie ihn nach der Mittelthür und setzt ihn mit Streichhölzern auf den Boden).

Lanz (von links).

Lene (dreht sich um). Ja, wo willst Du denn hin, Du Durchbrenner?

Lanz. Laß mich gehen! Kann da oben nicht schlafen! Kann nur in meiner Kiesgrube schlafen . . . glaub' mir's!

Lene (heiter). So geh', Du alter närrischer Kauz! (Ihm anmuthig drohend, während sie nach links geht). Aber hübsch wiederkommen, Hihi, darfst mir nicht untreu werden! Gute Nacht!

Lanz. Gute Nacht, Lene!

Lene (geht hinaus).

Lanz (wickelt sich einen Shawl, den er aus der Tasche zieht, um den Hals und will zur Mittelthür; durch das linke Fenster schwingt sich plötzlich katzenartig)

Dominik (er springt in's Zimmer; er sieht sich scheu um und will dann auf den Zehen nach der linken Thür schleichen).

Lanz (leise). Was suchst Du dort?

Dominik (leise). Verdammt!

Lanz (ebenso). Was suchst Du dort? Willst Du sie auch zu Schanden machen? . . . Fort von der Thüre! (Beide bis zum Eintritt Lenen's leise und schnell.)

Dominik. Wenn Du einen Laut von Dir giebst, erwürge ich Dich!

Lanz (grauenhaft). Hast Uebung d'rin!

Dominik. Marsch, in Deine Kiesgrube!

Lanz. Nicht ohne Dich! (Er packt ihn mit dämonischer Kraft an der Hand.)

Dominik. Fort! Sage ich!

Lanz (ihn festhaltend). Mit in die Kiesgrube!

Dominik. Was soll ich da?

Lanz. Mit mir abrechnen!

Dominik. Wüßte nicht, was wir Beide . .

Lanz. Werd's Dir schon sagen! Komm!

Lene (ist bei „was soll ich da" in die Thür getreten; mit großer Energie). Hinaus! (Da Dominik erwidern will.) Hinaus!

Dominik (reißt sich gewaltsam von Lanz los; haßerfüllt auf seine Wange zeigend). Siehst Du den Fleck da? Den rothen, heißen Fleck? . . . Den zahle ich Dir noch heim! (Blitzschnell springt er wieder auf's Fensterbrett und verschwindet in der Dunkelheit.)

Lene (befehlerisch). Und Du, Hihi! Marsch zurück auf den Boden! Sonst schlägt er Dich noch todt!

Lanz (geht wieder in seinem alten Stumpfsinn vor sich hinlachend links hinaus). Hihi! Hihi!

Lene (schließt den linken Fensterladen fest zu; dann geht sie zum rechten Fenster, und während sie dort ebenfalls den Fensterladen zuschließt, wird die Mittelthür von außen mit einem Schlüssel geöffnet).

## Zehnte Scene.

**Lene. Falkenried.**

Falkenried (tritt ein, er geht einige Schritte gedankenvoll nach vorne rechts, plötzlich erblickt er die Lene). Was Tausend, Lene? Sie sind noch auf?

Lene. Ich hatte hier noch zu thun!

Falkenried. Uebrigens, Lene, gut, daß ich Sie noch treffe! Zu wecken brauchen Sie mich morgen nicht so früh! Will mich 'mal ausschlafen! Und dann noch Eins: mein Zimmer können Sie von morgen an vermiethen! Ich brauche es nicht mehr!

Lene (starrt ihn an, dann stockend). Waren der Herr Oberingenieur denn nicht zufrieden? Haben Sie denn irgend einen Grund zur Klage?

Falkenried. Bei Leibe nicht! War Alles vortrefflich! Ich habe ganz gut geschlafen!

Lene. Aber recht unruhig!

Falkenried. Woher wissen Sie denn das?

Lene. Ich habe oft gehört, wenn der Herr Oberingenieur im Schlafe heftig aufschrie . . .

Falkenried. Ja, mir ging in der letzten Zeit wohl mancherlei durch den Kopf! (Kurze Pause.)

Lene. Wo soll ich denn die Sachen vom Herrn Oberingenieur hinschicken?

Falkenried. Das bischen Kram? Du lieber Gott, daran liegt nicht viel! Wenn Jemand von Euch 'mal in den Ort hinunterkommt, kann er's in meiner Wohnung abgeben! (Er zieht seinen Geldbeutel.) Uebrigens Lene! Damit Sie mich in gutem Andenken behalten . . . hier! Nehmen Sie nur die paar Goldstücke!

Lene (schrickt heftig zusammen und wendet sich dann ab.)

Falkenried (sieht sie an, dann). Ich wollte Sie nicht beleidigen, Lene! Uebrigens, haben Sie vielleicht noch 'ne Flasche von dem Rothwein da? Sie wissen schon, von dem alten? Ja? Na schön! . . . Bringen Sie mir eine, ich muß noch etwas trinken, ich bin wie zerschlagen!

Lene. Man sieht es Ihnen an! (Sie eilt zum Buffet und besorgt das Nöthige.)

Falkenried (setzt sich auf seinen Platz). Lene, haben Sie mir immer die Blumen in mein Zimmer gestellt? Oder war's vielleicht 'ne kleine Aufmerksamkeit vom Wirth?

Lene (Flasche und Glas hinübertragend, ganz einfach). Ich habe sie hingestellt; es sah sonst gar so unfreundlich drin aus!

Falkenried. Ich danke Ihnen schön! . . Na? Wollen Sie sich nicht ein bischen hersetzen? Mir Gesellschaft leisten? Schlafen kann ich jetzt doch noch nicht!

Lene (setzt sich ihm gegenüber, ohne jede Geziertheit). Mit Verlaub!

Falkenried (gießt sein Glas voll und trinkt es in einem Zuge aus; er athmet auf und gießt dann wieder ein). Wollen Sie auch 'nen Schluck?

Lene. Danke! Der ist zu stark! Der steigt mir gleich zu Kopf!

Falkenried. Wenn Einem solch' Zeug durch alle Adern rinnt, dann vergißt man Manches, was sonst unerträglich wäre! (Er hält ihr das Glas hin.) Na prosit, Lene! Wir müssen doch Abschied feiern!

Lene (sieht ihn einen Moment an, dann ergreift sie das Glas). Jetzt ist ja doch schon Alles einerlei!

Falkenried. Wie meinen Sie denn das?

Lene. Nichts! . . Prosit, Herr Oberingenieur!

Falkenried. Ach was! Nicht so nippen! 'runter mit! Na also, es geht ja!

Lene (hat gierig das Glas Wein hinuntergegossen). Herr Oberingenieur! . . . Ich möchte Ihnen etwas sagen . . . Nehmen Sie sich vor dem Dominik in Acht!

Falkenried (trinkend). Ein böser Kerl?

Lene. Jähzornig und rachsüchtig . . .

Falkenried. Werde mich schon wehren: wenn er mir zu nahe kommt, knalle ich ihn nieder!

Lene . . und hat kein Gewissen! (Kurze Pause.)

Falkenried. Lene, wissen Sie eigentlich, was das heißt: Gewissen?

Lene. O ja!

Falkenried. . . . ?

Lene (ganz einfach). Wenn man weiß, daß man Unrecht gethan hat oder thun will!

Falkenried (sieht sie lange an, dann bedeutungsvoll wiederholend). Wenn man weiß, daß man Unrecht thun will! . . . Könnten Sie das?

Lene. O ja!

Falkenried (erregter). Wirklich?

Lene. Wenn ich mir zum Beispiel etwas recht . . . recht sehr wünschte, und ich wüßte ganz genau, es wäre Unrecht, es mir zu nehmen . . . ich thäte es doch!

Falkenried (sieht sie an). Hm!

Lene. Oder wenn Einer, dem ich viel, na meinetwegen Alles verdanke, wenn der zu mir sagen würde: „Du mußt das und das für mich thun . . . es ist zwar ein großes Unrecht, vielleicht sogar ein Verbrechen . . . aber Du mußt es thun, um mich vor der Schande oder gar vor'm Tode zu retten . . .“

Falkenried (fieberhaft). Sie thäten es?

Lene (sicher). Ich thät's!

Falkenried (reicht ihr die Hand). Lene, Sie haben doch gehorcht! (Pause.) (Mit großer Wärme). Meine liebe Lene! . . . Darf ich denn gar nichts für Sie thun? Ihnen nichts zum Andenken geben?

Lene. Nicht nöthig! Ich werde schon so an Sie denken!

Falkenried. Sagen Sie 'mal, Lene, wer hat Sie denn eigentlich in diese Spelunke gebracht?

Lene (wieder ohne jede Affektation). Die Noth!

Falkenried. Waren Sie denn ganz allein?

Lene. Allein! Und arm!

Falkenried. Ihre Eltern?

Lene (zuckt die Achseln). . . . und hatte nicht viel gelernt! Da hat unsereins keine Wahl!

Falkenried. Sie haben doch hier wenigstens ein sorgenfreies Leben?

Lene. Leben? Jahr aus, Jahr ein sich plagen um die paar Groschen . . . alle die Rohheiten hier mit ansehen und anhören . . . (Achselzuckend.) Schankmädchen in 'ner Arbeiterkneipe! . . . wenn das „Leben" ist!

Falkenried. Sie sind noch so jung! Sie haben noch Zeit genug, etwas Anderes zu lernen!

Lene. O Jemineh! In meinen dummen Kopf geht nichts mehr 'nein! (Sie trinkt unwillkürlich aus seinem beinahe vor ihr stehenden Glase und starrt dann vor sich hin.)

Falkenried. Wenn Sie sich so wählen könnten, was Sie wollten: was möchten Sie wohl sein? Wohl recht reich?

Lene (schüttelt den Kopf, ihm in die Augen sehend und selig vor sich hin). Nur glücklich!

Falkenried (steht auf). Nur glücklich? Sie sind recht bescheiden! (Er geht um den Tisch herum.)

Lene (ihm mit den Augen folgend, in inniger Liebe). Nur ein Mal glücklich! Nicht lange! Nicht immer! Das verlange ich gar nicht! . . . Nur ein Mal glücklich! . . . So ganz und gar glücklich! . . . Dann mag's vorbei sein!

Falkenried (steht jetzt hinter ihr, er sieht einen Moment auf sie herab, dann streichelt er ihr über das Haar).

Lene (schließt schaudernd die Augen).

Falkenried (umher; kurze Pause).

Lene (springt plötzlich auf und gießt den Rest des Glases hinunter.)

Falkenried (nimmt ihr das Glas aus der Hand). Hopla! Hopla! (Er stellt es auf den Tisch.) Der geht in's Blut!

Lene. Möchten Sie mich nicht 'mal mitnehmen in's dunkle Thor?

Falkenried. Was wollen Sie dort?

Lene. Möcht's gar zu gerne 'mal sehen!

Falkenried. Da drin ist's grausig, Lene, und dunkel . . .

Lene. Wenn Sie dabei sind, fürchte ich mich nicht . . .

Falkenried. Und jeder Schritt kann Ihnen den Tod bringen! . . .

Lene. Wenn Sie dabei sind . . . (Plötzlich stürzt sie am Tisch nieder; sie beugt den Kopf auf die Tischplatte und schluchzt in wildem Schmerz auf.)

Falkenried (dicht hinter ihr). Lene? Lene?

Lene (überläßt sich ungezügelt ihrem Schmerze).

Falkenried (streichelt ihr zärtlich das Haar; Pause).

Lene (den Kopf noch unten). Sie werden von jetzt an wohl gar nicht mehr in's „Himmelreich" kommen?

Falkenried (stockend). Gewiß! Gewiß . . .

Lene (den Kopf langsam hebend, bestimmt). Also nie mehr!

Falkenried (verwirrt). Wie?

Lene (mit voller Sicherheit). Nie mehr! (Besinnungslos und überwältigt schreit sie auf.) Nicht einmal mehr das bischen Sonnenschein! (Sie stürzt wieder auf die Bank.)

Falkenried (immer erregter). Aber Lene! Wir haben ja so selten mit einander gesprochen . . .

Lene (leidenschaftlich). Aber ich habe Sie doch wenigstens gesehen!

Falkenried (von ihrer Anmuth immer mehr hingerissen). Lene! (Er steht dicht hinter ihr und beugt seinen Kopf von hinten über sie.)

Lene (ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlingt plötzlich beide Arme von hinten um seinen Hals, in wildester Leidenschaft). Küsse mich! Nur ein einziges Mal!

Falkenried (reißt sie zu sich empor und umarmt sie stürmisch.)

Lene (in wilder Gluth aufjauchzend). Endlich! (Langer leidenschaftlicher Kuß; endlich schaut sie selig zu ihm auf und streicht ihm das Haar aus der Stirn; wortlos, Aug' in Aug', eng aneinander geschmiegt stehen sie da.)

Falkenried (leise). Wie schön Du bist!

Lene (legt ihm die Hand auf den Mund, flüsternd). Jetzt nicht sprechen! (Pause.)

Falkenried (bebend). Und wie lieb Du bist!

Lene (wie oben). Nicht sprechen! (Ueberselig und leise.) Der Augenblick kommt nicht wieder! (Dann löst sie sich aus seinen Armen.) Du magst jetzt denken von mir, was Du willst! . . . Glaubst Du, daß mir mein Gewissen klopft? (Stolz hebt sie den Kopf.) O nein! Weil das Glück nicht zu mir kommen wollte, . . . hab' ich mir's genommen! . . . Ich bin glücklich gewesen . . . ein Mal . . . selig! . . . Und wenn ich jetzt gleich sterben müßte . . . ein Mal war ich's ja doch . . . glücklich!

Falkenried (hingerissen). Jetzt habe ich doch einen Menschen, der mich verstehen wird!

Lene (jauchzend). Nein! Nicht sterben! (Jubelnd stürzt sie ihm in die Arme.) Leben will ich für Dich! Leben! Leben!

(Der Vorhang fällt schnell.)

(Schluß folgt.)

---



# Herman Bang.

## Ein ironischer Dichter aus Dänemark.

Von

**Arthur Moeller-Bruck.**

— Paris. —

Seinen Namen konnte man in Deutschland zuerst bei Ola Hansson lesen. Das war vor zehn Jahren. Damals klagte Hansson darüber, daß sich heutzutage die Dichter bereits in ihren Jünglingsjahren auszugeben pflegten, während sie früher erst als Männer ihre eigentlichen Werke geschaffen hätten. Und als typisches Beispiel aus dem Norden nannte er Herman Bang, der als Zwanzigjähriger seinen großen Roman von den „Hoffnungslosen Geschlechtern" geschrieben habe; dieser Roman sei für die ganze gleichalterige Generation droben ein neuer „Werther" gewesen; und seitdem habe Bang zwar noch Vieles geschaffen, aber nichts, was seinem Erstling auch nur annähernd gleich käme; jetzt, mit einigen dreißig Jahren, scheine es sogar ganz aus zu sein.

Das war, wie gesagt, vor zehn Jahren.

Inzwischen ist Bang in die Vierziger gekommen, und man hat ihn in Deutschland mit seinen Werken eingeführt . . . man hat uns nicht nur jenen ersten großen Roman, sondern auch Manches von dem übertragen, was er nachher geschrieben. Es ist also möglich, das Hansson'sche Urtheil nachzuprüfen.

Und da scheint mir — man muß es eigentlich in sein Gegentheil umkehren; muß sagen, daß gerade der zweite Bang der werthvollere wurde, und daß das Bezeichnende und in seinem Grade Bedeutende an ihm eben ist, daß er zwar mit einer problematischen Linie einsetzte, hernach aber die Kraft fand, sich von ihr wieder abzukehren, daß er nicht mit ihr in eine Sackgasse jugendlich-individualistischer Dilemmen gerieth, sondern sich die

Freiheit des männlich reifen Blickes in's Leben gewann. Freilich eines ironischen Blickes — wie man sehen wird.

Einiges über die „Hoffnungslosen Geschlechter“ mag zunächst einmal verdeutlichen, wie er zu diesem ironischen Blick gelangte.

Bezeichnend ist schon, um was es sich in dem Roman eigentlich handelt: Bangs Held ist William Hög, ein junger Mensch, der den letzten Abglanz einer jahrhundertelangen Familientradition in seinem dünnblauen Blute hat. Einer seiner Vorväter hätte es vielleicht mit einer Bauerndirne auffrischen können. William will's mit unbestimmten Gefühlsidealen, die sich ihm schließlich zu dem Wunsche verdichten, ein bedeutender — Schauspieler zu werden. So findet er also nichts Anderes, wodurch er sich in die ersehnte hohe Beziehung zur Realität der Dinge setzen könnte, als die vergängliche Herrschaft über einen schönen Schein. Das kennzeichnet das ganze Buch und die Verfassung seines Dichters — die damalige. Der Ehrgeiz der Helden bei Dostojewski, Bourget, d'Annunzio, von Deutschen im „Zarathustra“ und später bei Conradi, Przybyszewski, Schlaf geht auf's Wirkliche, meist auf eine höhere Wirklichkeit, geht dann tief hinein in's Prometheische, bis in's Satanische unter Umständen, oder weit vorausschweifend in's Sociale, Utopisch-Ethische; oder der Ehrgeiz wirft sich — bleibt er im Gegenwärtigen gefangen — wohl auch auf's Aesthetische, will große Lebensführung, auf jeden Fall Lebensgenuß, und wäre es ein hyperraffinirter. Die Tragik, kein bedeutender Schauspieler sein zu dürfen, wäre für diese Helden, zu denen als Typus, als Ausdruck einer verwandten jungen Zeitstimmung Bangs Held ja gehört, nur Gymnasiastentragik. Hier aber liegt das Unterscheidende: Hög kommt über die Gymnasiastentragik nicht hinaus. Daß sein knabenhafter Wunsch unerfüllbar ist, bricht ihn als Jüngling, macht ihn unfähig zum Manne. Er verbummelt. Und in lethargischer, nicht etwa cynischer Verzweiflung, tritt er ab vom Schauplatz des Seins — ein hoffnungslos Zweckloser. In seinem Abschiedsbrief aber steht der Satz: „Ich träumte einst, etwas Großes leisten zu können, und war unvermögend. Das ist die traurige Geschichte meines Lebens.“

Ich weiß nicht, ob die jungen Dänen heute noch zugeben werden, daß dies Buch das nordische Bekenntnißbuch der Zeit ist. Auf jeden Fall haben sie kein anderes — und das ist in einer gewissen Weise ausschlaggebend. Uebrigens ließ es Bang auch nicht bei dem einen Typus bewenden, sondern stellte ihm — das Buch ist sehr figurenreich — eine ganze Reihe ergänzender Neben- und Unteräußerungen personificirt zur Seite, und sie alle haben diesen negativen Zug, der, wie ich sagte, den ganzen Roman, angesehen als Dokument der Einwirkung der modernen Weltanschauung auf die dänische Seele, so grundsätzlich von den Werken trennt, die im übrigen Europa Entsprechendes dokumentirten.

Wenn da unsere braven Kameraden von der problematischen Linie zu Grunde gingen und in ihren Untergängen gezeigt wurden, so war ihr Tod

noch ein letztes Grüßen zum Zukunftslande hinüber, und man wußte: die nächste Generation wird's zwingen; immer war in irgend einer Form eine Bejahung des Lebens vorhergegangen, die dazu die Berechtigung gab; selbst bei einem Skeptiker wie Bourget schuf der starre, intellektuelle Muth seines sich selbst secirenden Schülers noch einen positiven Unterton. Bei Bang dagegen ist Alles principielle Negirung . . . wobei zur Charakteristik des Buches noch bemerkt sein mag, daß diese Negirung niemals aus dem Gedanken, etwa gar aus einem wissenschaftlich-theoretischen kommt, sondern durchaus und durchweg aus dem Gefühl, aus einer moralischen Laxigkeit. Von den ersten Seiten ab schwingt eine Stimmung, die unerbittliche Aussichtslosigkeit ist; wie sie ja schon im Titel liegt — direkt pathologisch. Morbide Melancholie steht statt elementarer Tragik. Und man fühlt heraus, hier war ein Dichter am Werke, der Pessimismus und Skepsis schon von Geburt an, aber nur weniger als bewußte Weltanschauung, mehr wie ein körperliches Gift in den dekadenten Nerven hatte. So mußte die Sphäre des Heroischen — die immer das Eine oder das Andere bedingt: den großen Aufgang oder den großen Untergang — nothwendig unberührt bleiben.

Doch gerade das, glaube ich, rettete Bang.

Tragik kann einen Menschen jäh zerschmettern. Melancholie vermag nur einen Menschen langsam aufzuzehren. Und sie giebt ihm dabei noch Zeit und Möglichkeit allmählicher Ausheilung.

Als Bang sein erstes Buch schrieb, stand er persönlich zweifellos schwer vor letzten Entscheidungen. Denn es ist stellenweise ein furchtbares Buch. Es steht eine Scene darin, die grauenhaft ist: ich meine jene Hotelnacht, da William Hög mit seinem sinnlos betrunkenen und wahnsinnig werdenden Vater ringt. Und dann fallen in dem Buche oft Worte, denen man's anmerkt, daß sie nur Einer geschrieben haben kann, der Schweres gelitten.

Aber Bang kam darüber hinweg. Er behielt vielleicht seinen neurasthenischen Knacks für's Leben — aber er kam darüber hinweg. Er hatte ja keinen fanatisch gefährlichen, keinen ideologischen Idealismus, an dessen Unerfüllbarkeiten er plötzlich, im Wirbel des Schicksals, hätte zerbrechen können. Er hatte nur jenen Gefühlsidealismus, der so sensuell war, daß in dem Roman schließlich sogar rein epikuräische Fragen mit ihm in Zusammenhang gebracht werden durften.

Und so hörte Bang einfach auf, zu kämpfen . . . Wie hätte er da erliegen sollen?

Er kam zunächst dahin, „das Alles“ nicht mehr so recht ernst zu nehmen. Es war der erste Schritt, es lächerlich zu nehmen. Er sagte sich, daß Menschenschicksal schließlich doch immer nur Menschheitsschicksal sei; und daß es sich für den Einzelnen am Ende blos darum handeln könne, sich mit Grazie und Humor aus den Affairen des Lebens zu ziehen.

Dazu kam dann im Verlauf weniger der menschlichen als der künst-

lerischen Entwicklung noch ein Anderes, kam eben das Künstlerische, das rein Artistische.

Schon in den „Hoffnungslosen Geschlechtern“ war es ihm gelungen, seine Gestalten so plastisch herauszubringen und lebend in ihre lebendige Umgebung zu setzen, daß dieser Roman vielleicht als der „gekonnteste“ unter allen problematischen dasteht, die wir in den letzten Jahrzehnten bekamen. Da waren keine schemenhaft analysirten Wesen, sondern natürliche Menschen, und auch keine abstrakten, sondern greifbar gegenwärtige Milieus. Dazu waren die Verbindungen vom Einen zum Andern rund herausmodellirt. Und das Ganze stand episch breit und in voller großer Glaubhaftigkeit da. Blos — und hier kündete sich die spätere Bang'sche Note an — war jedes Einzelne, hie und da, und ein ganz klein wenig auch nur, auf sein Merkwürdiges hin angesehen, nicht im extravaganten Sinne, das that auch Bang hernach nicht. Aber ganz diskret, ganz intim war das Kuriose eines Menschen und einer Handlung angedeutet: er hatte es bereits verstanden, eine leicht groteske Linie um die einzelnen Figuren zu ziehen, in die einzelnen Stimmungen hinein zu zeichnen.

Und jetzt wurde nun die Lust immer größer, Züge des Lebens um ihrer selbst willen festzuhalten — nur, weil sie so köstlich tragikomisch waren. Denn er hatte erfahren, daß es vom Leben befreien kann, wenn man die Fähigkeit gewinnt, es darzustellen.

Und so wandelte sich denn der melancholische Bekenner langsam in den ironisch betrachtenden Schilderer Bang.

Freilich, für Einen, der so tief verstrickt gewesen in frühe Leiden, wie er, war das kein leichter Uebergang. Und nur zu erklärlich scheint es, daß der Humor, den er jetzt bewußt gewinnt, auch in der Folge noch schmerzliche Formen annimmt . . . daß seine erwachende Liebe zu den Menschen eine ist, die schon eher der gleicht, die wir wohl aus einem Gefühl heraus, das eigentlich versteckte Menschenscheu ist, streichelnd, liebkosend zu den Thieren haben.

Aber Bang glückte die ausgleichende Perspektivirung. Es gelang ihm, Leiderfahrung und Lusterfahrung, Göttliches und Thierisches unserer Natur mit einander zu versöhnen: Mit einem wehmüthig lächelnden, mitleidig spottenden, aber auch wahrhaft mit-leidenden Blick in's Leben schrieb er seine neuen Bücher, die die der hoffnungslosen Menschheit sind: der hoffnungslos verderbten, hoffnungslos entmuthigten, hoffnungslos beschränkten, das ist spießbürgerlichen Menschheit — oder wie es das sociale Milieu nun gerade forderte, das er an die Stelle des litterarischen setzte.

Es sind für uns, die wir die Ausländer nehmen müssen, wie sie übersetzt werden, die Romane „Am Wege“ und „Das weiße Haus“, der Novellencyklus „Tod und Leben“, sowie die Novellen „Die vier Teufel“, „Fräulein Caja“, „Ein herrlicher Tag“ und einige andere.

An diesen Büchern erkennt man Bangs Methode. Und an der

Methode das Wesen seines Humors. Und an dem wieder, in etwa, das allgemeine Wesen des neuen Humors überhaupt. Man sieht, daß er gerade so wenig Komik bedeutet und mit einer Absicht, die moralisch ist, lächerlich machen will, wie anderseits der neue Ernst eine moralisirende Tragik ist und die Erscheinungen noch auf Schuld- und Erlösungsmomente zu prüfen strebt. Alles Dogmatische ist ausgeschaltet. An der Stelle steht ein gütig verzeihendes Verstehen. So daß sich denn dieser Humor, der neue, so recht und ausschließlich ergiebt aus einem sicheren Gefühle für das, was dem Leben als lächerlich eingeboren ist.

Gefühl für das Von-sich-aus-Lächerliche des Lebens — ein entschiedenes Zeichen des Nichtphilisters — kann nur ein Mensch haben, der zu der Menschheit eine Distanz des „Bescheidwissens" besitzt, ein gewisses augenzwinkerndes Verständniß für all' ihre Unzulänglichkeiten und Unbeholfenheiten, für ihr, ach! so Animalisches . . dem aber sehr leicht der große Ehrgeiz fehlt, mit That und Beispiel auf ein Besseres schaffend hinzuwirken; seine Ethik ist brüchig und ohne Spannung noch Schwung; ohne Erwartungen und ohne den Sternenglauben an doch noch allerletzte Mysterien, lebt er hin, schleierlos, klarsichtig, blasirt und auf jeden Fall undesillusionirbar. Das war bei einem Libertin wie Heinrich Heine schon so, mit dem der ganze Typus, die nothwendige Reaktion auf einen damals übertriebenen Idealismus bezeichnend, in der modernen Litteratur einsetzte. Nur daß Heine doch immer noch Postulate an seine Skepticismen knüpfte, Postulate, die freilich mehr als Mittel zur Verschroffung dieser Skepticismen dienten, als daß sie um ihrer selbst willen da waren.

Bang knüpft keine Postulate mehr. Sein Ironismus neigt nicht zur Kritik und damit nicht zur Tendenz. Sein Ironismus kommt eben ganz aus der Wehmuth seines Herzens und ist seine instinktive Lebensanschauung. Das nimmt ihm jenen bissigen Schneid, der den Heinetypus ausmacht. Wunschlos, mit einer müden, traurigen Geste, wie sie Menschen eigen, deren Kultur es ist, daß sie stark gelebt haben, werden alle Konsequenzen abgelehnt, alle politischen, alle socialen, alle humanen. Kein Nietzschevorwurf, geschweige denn ein Fluch, auch kein Th. Th. Heine-Haß und -Hohn, und nur ein leiser, eben sein melancholischer Spott, der aber auch nicht gerade herausgesagt wird, sondern versteckt zwischen den Zeilen liegt — hier ist nebenbei der Kern seiner Methode — nur ein solcher Spott trifft Veranlagungen, Zustände, Stimmungen und Handlungsweisen, die sonst dem modernen Individuum an seinem lieben Mitmenschen tief unsympathisch sein müssen. Sodaß man dann wirklich die Empfindung hat, der Dichter begleite in seinem Herzen jeden einzelnen Satz, den er von den Menschen niederschreibt, lächelnd unter Thränen — denn Bang hat schon seine Sentimentalität — mit einem: „Ich weiß ja, ich weiß ja, was Ihr da thut und laßt — es ist Alles, Alles so unendlich menschlich!"

Was sich hier scheidet, ist Journalist großen, agitatorischen Stils und

Künstler. Mensch, der den Witz der Aburtheilung hätte. Und Mensch, der ganz die Liebe der Darstellung besitzt.

Denn Bangs Methode besteht auch rein ästhetisch in nichts Anderem, als einer rührenden Sorgfalt, mit der er all' die kleinen Dokumente dieses Unendlich-Menschlichen zusammenträgt, das zugleich wieder jenes Von-sich-aus-Lächerliche ist. Für den, der wissen will, inwiefern dasselbe gewaltige Schicksal, aus dem Tragiker ihre aufwühlende Kunst schöpfen, nur Zufall, Laune, Alltäglichkeit heißen kann, für den sind seine Bücher wahre Fundgruben. Keine ungeheuren Thaten der Vernichtung bringt er bei; sondern immer nur die nicht minder zerstörenden Lappalien des Seins, jene stillen feinen Züge, jene unsäglichen Banalitäten der Oberfläche — unsere stolze Seele en culotte giebt er, die ganze unbarmherzige Nimbuslosigkeit des Seins, wie sie uns vor uns selbst so erschrecken machen kann. Und das mit einem Detailreichthum, dessen sich ein Naturalist nicht zu schämen brauchte. Bang ist keiner: bei aller Liebe zum Objekt bleibt sein Mittel die Verkürzung. Aber er ist auch kein Karikaturist: das wird schon dadurch verhindert, daß sich ihm diese Liebe in's Menschliche, Herzliche, Gemüthliche verinnerlicht hat, daß er es nicht über sich gewinnt, die Menschen bewußt noch armseliger, kleinlicher, thierisch-komischer zu machen, als sie so schon sind. Als Skeptiker wurde er einst nicht cynisch. Jetzt, als Humorist, bleibt seine Linienführung, ich möchte fast sagen, putzig — sie hat so etwas treuherzig Liebes. Sie ist schon grotesk, natürlich, aber sie wächst nie in's Abstruse, Monströse. Ja, es äußert sich — ich deutete schon darauf hin — oft geradezu sentimental, wie es ihm weh thut, die Menschen „so" zu sehen . . .

Aber er kann nun einmal nicht anders. Es ist seine Art, ist sein Verhängniß. Wenn er nicht Künstler wäre, wenn er die Menschen nicht eben auch „so" zu zeichnen verstände, würde es ihm das Herz abdrücken. Doch Arbeit läßt „nicht daran denken" . . . sie übertäubt . . . und wenn er mitten in ihr ist, wächst ihm sogar der Muth zum Ulk.

Aber wie Heinrich Heine — ich bleibe bei dem Beispiel, da es so unzweifelhafte Parallelen nahelegt — zweierlei war: Henri, der Spötter, den man schließlich auf dem Montmartre zu Grabe trug, und Heinrich, der in der Nachtigallenstadt am Rhein geboren war und süßtraurige Lieder singen konnte, so hat auch Bang seine lyrische Seite mitunter restlos. Und er legt dann den Klingelstock nicht gerade beiseit — aber er läßt sein lustig Schellengeläut eine Weile nur mehr noch als Begleitung zu. Ich meine das so: In den rahmenden Hintergrund all' der kleinen einzelnen Dokumente, mit denen Bang das Leben zu ironisiren pflegt, stellt er wohl eine Handlung, die so traurig ist, eine Lebenswendung, die so Trauriges offenbar macht, daß der Melancholiker, der in ihm steckt, nunmehr allein zu uns redet — der Melancholiker, der zu viel Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Schmerzes hat, um auch jetzt noch zugleich ein Spötter zu sein; der Spötter bricht dann

nur noch in Pausen durch. Bangs Roman „Am Wege“ ist beispielsweise von solcher Art: er zeigt sehr erheiternd das Leben auf einer kleinen Bahnstation, doch darinnen steht das Sterben einer jungen stillen Frau.

Ganz lustig, nur und nichts als lustig, ist Bang nie. Auch dann nicht, wenn er ein im Grunde Tragisches, das sich blos nicht als solches äußert, bewußtermaßen in's Komische treibt.

Ich denke da etwa an seine Novelle „Ein herrlicher Tag“, die — nebenbei bemerkt — wohl seine glänzendste Leistung als Novellist ist. Da hat er einen Gymnasiallehrer vor, so einen armen Kerl, der mit seinen Jugendidealen, seiner Frau und schrecklich viel Kindern in einer kleinen Stadt sitzt. Und in diese kleine Stadt kommt eine berühmte Künstlerin, irgend so eine internationale Diva, um ein Konzert zu geben. Der Gymnasiallehrer aber wollte auch einmal Künstler werden, „damals“, in seiner Jugend — und zwar wollte er ein Sänger werden. Doch das ist jetzt lange her. Nun will man der Diva zu Ehren ein Honoratiorendiner veranstalten, und durch einen unglücklichen Zufall ladet sie sich gerade in das Haus des Gymnasiallehrers ein. Das Diner, das dann folgt — von einem Geld, das „man“ rasch zur Verfügung gestellt hat, und mit zusammengeliehenen Sachen — ist unsäglich: überall geht etwas aus dem Leim, überall klappt etwas nicht. Das Diner ist zum Weinen unsäglich, aber wirklich zum Weinen . . und dabei doch wieder so grenzenlos komisch! Seine Schilderung, die Bang Gelegenheit giebt, in einer grausam überwältigenden Weise Kontrast auf Kontrast zu häufen, Nüance an Nüance zu fügen, macht eigentlich die Novelle aus. Man muß das gelesen haben: wie allein der Gymasiallehrer von der Misère nichts merkt, wie die einen der Gäste sich für ihn geniren, die anderen sich amüsiren, wie die Frau sich schämt bei jeder Gelegenheit, und die Tochter, die älteste, abseits in der Küche sitzt und weint über den Jammer . . . Und wie dann im Stolzgefühl über die ihm angethane Ehre der alte Künstler in dem Gymnasiallehrer durchbricht, und er selbst seinem berühmten Gaste etwas vorsingt — und immer weiter singt, immer weiter . . . Für Alle war's ein fürchterlicher Tag, und nur für ihn war's ein herrlicher: so lange er lebt, wird er an ihn denken; die Anderen auch, aber aus anderen Gründen.

In dieser Novelle, wie sonst oft, hat Bang zweifellos die Absicht, zunächst einmal und in erster Linie an unseren Sinn für den Humor der Dinge zu rühren. Und er rührt auch daran. Aber zu gleicher Zeit trifft er eine Schicht tiefer und macht das ganze wehmüthige Trauerspiel einer Alltagsexistenz offenbar.

Man darf die Empfindung mit sich nehmen, als sage der Dichter zu uns: „Seht, eine Komödie ist schon das ganze Leben. Doch wenn man den einzelnen Fall herausgreift und sich näher ansieht, so ist es mit Sicherheit Qual, Leid und ewiges Elend. Ich griff diesen heraus. Das nächste Mal, meine Herrschaften, einen anderen. Und es wird dasselbe sein!“

Und diese Empfindung nimmt man immer bei Bang mit sich. Sie ist sein Stil. Und daß sie sich so voll und rein, so rund und reif einstellt: das macht, daß dieser Stil ein meisterlicher genannt werden muß. Immer bekommt er die richtige Abtönung heraus — im Künstlerischen. Und im Menschlichen verläßt ihn nie der seelische Takt, nur genau in demselben Verhältniß seine bunten Lichter aufzusetzen, in dem es der mehr oder weniger düstere, graue Fond gestattet, den ihm das Leben darbietet. So sind seine Dichtungen, die kleinen voran, zu wahren Kostbarkeiten herausgepinselt.

Hansson hat diese Entwicklung nicht zu schätzen vermocht. Er hat sie vielleicht gar nicht gesehen. Auf jeden Fall dürfte er das Wollen — wie es den ersten Bang auszeichnete — über das Können des zweiten gestellt haben. Doch das mag jetzt gleich gelten. Weil Bang diese seine Entwicklung nahm, ist er heute ein Dichter von mehr als dem blos dänischen Rang, den ihm auch Hansson ließ. Heute gehört er Europa an. Denn seine Entwicklung war eine zum Allgemein-Menschlichen. Und vor uns steht seine Gestalt und weckt die Erinnerung an die Renaissance-Vorstellung vom trauervollen Narren . . . oder, wenn man will, an die modern modificirte vom melancholischen Clown; doch an einen, der einmal vor Böcklins Selbstbildniß mit dem Tode gestanden haben mag und nun — nicht mehr ganz unglücklich werden kann.





# Die Czechen in Oesterreich.

Von

**Sigmund Münz.**

— Wien. —

Noch immer ist in den österreichischen Reichsrath nicht Friede eingekehrt. Jeden Augenblick wird die Arbeit des Parlaments durch die Czechen in Frage gestellt. Immer und immer sind Regierung und Parteien darauf angewiesen, durch große oder kleine Zugeständnisse einen Waffenstillstand von den Czechen zu erkaufen. Diese aber geben nur jeweilig kurze Waffenruhe, keinen Frieden. Sie proklamiren laut, in Oesterreich könne überhaupt nicht Friede werden, so lange den nationalen Forderungen der Czechen nicht genug gethan sei. Sie glauben sich noch immer darüber beklagen zu müssen, daß der Vorgänger des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Dr. von Körber, Graf Clary, die von dem Grafen Badeni zu Gunsten der Czechen erlassenen und von dessen Nachfolger Freiherrn von Gautsch modificirten „Sprachenverordnungen" völlig aufgehoben, und aus allen Kräften streben sie die Restituirung wenigstens eines Theils derselben an. Wenn also jetzt Ruhe im Reichsrathe sein sollte, so könnte immer und immer wieder das Unwetter von Böhmen her kommen.

Böhmen! Das ist das Land, in dem der ewige Bürgerkrieg herrscht!

Nirgends in Oesterreich platzen die Geister so sehr auf einander, wie in Böhmen. Diese kulturreichste und wohlhabendste Provinz Oesterreichs gleicht gewissen Paradiesen der Erde, aus deren Mitte sich Vulkane erheben, deren Walten zuweilen in die saftigste Festesfreude fällt. Seit einem halben Jahrhundert, seit Kaiser Franz Josef herrscht, hat sich der Krater des böhmischen Vulkans, aus dem die Flammen des nationalen Haders so sichtbar aufsteigen, nie recht geschlossen. Eine ewige Fehde zwischen Deutschen und Czechen stört den Fortschritt dieses schönen Landes Böhmen und wirkt auf das ganze Reich zersetzend.

Es hat in der vorigen Reichsrathstagung nicht an Zeichen zur Besserung gefehlt. Wirthschaftliche Arbeit zu Gunsten der beiden Volksstämme führte Deutsche und Böhmen zusammen. Doch die Friedensschalmeien wurden nicht selten durch laute Kriegstrompeten übertönt. Sogar in der österreichischen Delegation prallten Deutschthum und Czechenthum heftig auf einander, und in dieser die gemeinsame österreichisch-ungarische Politik berathenden Versammlung weitete sich der Gegensatz zwischen Deutschen und Czechen, zwischen Deutschen und Slaven auch zu einem Antagonismus zwischen den Freunden der Allianz mit Deutschland und ihren Gegnern aus.

Die Czechen propagiren ihre Ideale zum Theile im Einvernehmen mit den übrigen slavischen Elementen Oesterreichs. Seit der Aera des Grafen Taaffe insbesondere, der als Ministerpräsident die slavischen Ansprüche in hohem Grade förderte, sind die Czechen sehr ehrgeizig geworden. Sie wollen an der Spitze aller Slaven in Oesterreich marschiren und predigen, man müsse das Joch der Deutschen, die doch die Minderheit der österreichischen Bevölkerung bilden, von sich schütteln. Daß die Deutschen die Minorität sind gegenüber allen anderen Nationalitäten zusammengenommen, wer möchte dies leugnen? Es ist so wahr, wie daß neun Millionen weniger sind als siebzehn Millionen. Es ist aber ebenso wahr, daß es in Oesterreich keinen Stamm für sich allein giebt, der sich einer so großen Seelenzahl rühmte, wie die Deutschen. Was in Ungarn die Magyaren, sind in Oesterreich die Deutschen. Wie die Magyaren in der Minorität sind gegenüber allen anderen Nationen Ungarns zusammengenommen, in der Majorität jedoch im Vergleiche zu jeder einzelnen, so sind auch die Deutschen in Oesterreich wohl in der Minderheit gegenüber der Summe aller anderen Nationen, jedoch in der Mehrheit im Vergleiche zu jeder einzelnen.

Unter solchen Umständen haben die Deutschen ein Interesse, innerhalb der Monarchie einen centralistischen, die Slaven dagegen im Allgemeinen und die Czechen im Besonderen, einen föderalistischen Standpunkt einzunehmen. Die Deutschen können sich, wenn es gilt, über die Grenzpfähle der einzelnen Provinzen Oesterreichs hinweg die Hand zum Bunde reichen, um es als geschlossene Masse mit jeder anderen Nation aufzunehmen. Die Czechen freilich sagen, es sei Verrath der Deutschen an Böhmen, wenn sie sich den Deutschen der anderen Kronländer näher fühlen, als den mit ihnen unter einem Dache wohnenden Czechen. Und diese sind gegen die administrative Theilung Böhmens, die von den maßvolleren Elementen unter den Deutschen, der Fortschrittspartei und der deutschen Volkspartei, begehrt wird. Die Czechen halten fest an der Idee von der Einheit Böhmens, wollen die Zweitheilung des Landes in eine deutsche und eine böhmische Verwaltungssphäre auch darum nicht, weil sie so leichter Einbrüche in deutsches Gebiet machen können; auch haben sie den Gedanken nicht aufgegeben, daß der

Kaiser von Oesterreich sich eines Tages denn doch noch zum König von Böhmen, dem einigen, ungetheilten Böhmen, werde krönen lassen.

Natürlich würde die Staatssprache solch' eines autonomen Königreichs Böhmen, wie es die Czechen anstreben, nicht das Deutsche, sondern das Czechische sein. Da es ein allgemein slavisches Interesse ist, daß das Czechische immer weitere Kreise in Böhmen und auch in Mähren und Schlesien ziehe, so werden die Czechen in ihren bisher keineswegs erfolglosen Expansionsbestrebungen, denen auch die Badeni'schen Sprachenverordnungen in hohem Grade hätten dienen sollen, von allen Slaven Oesterreichs unterstützt. Diese betonen mit Emphase das große slavische Sprachgebiet in Oesterreich und stellen es stolz dem weit kleineren deutschen gegenüber.

„Das slavische Sprachgebiet!" Ein sonorer Begriff! Doch das Czechische, wer auf Erden spricht es, außer den 5 ½ Millionen Czechen, die in Oesterreich leben? Auch wenn der Czeche sich mit dem Slaven einer anderen Nation, etwa mit einem Polen oder Ruthenen verständigen will, so muß er zu einem dritten Idiom, fast immer zum Deutschen, Zuflucht nehmen. Zwischen dem Czechischen und mancher verwandten slavischen Sprache ist eben kein geringerer Unterschied als etwa zwischen dem Italienischen und dem Spanischen, um nicht zu sagen zwischen dem Englischen und dem Deutschen. Gleichwohl ist der Czeche mit seiner Sprache besser daran, als der Ungar mit seinem Magyarischen. Denn wenn auch das Ungarische von 8 ½ Millionen, also von drei Millionen mehr als das Czechische gesprochen wird, so steht es doch noch isolirter — eine vollständig exotische, asiatische Sprachpflanze in dem Garten Europas da. Die Sprache der Czechen schließt sich wenigstens den anderen slavischen Idiomen an, nicht am geringsten dem Russischen, wenn sie sich auch schon in Hinsicht auf den Schriftcharakter von diesem unterscheidet. Aber die czechische Sprache ist, obzwar sie sich der slovakischen und der slovenischen Schwester, der polnischen und ruthenischen Kousinen und gar der russischen, reichen, sehr reichen Tante rühmt, doch als Verständigungsmittel über den lokalen Gebrauch hinaus unmöglich. Welcher Czeche, der auf Erden fortzukommen wünscht, könnte des Deutschen als Weltsprache und insbesondere als eines Verständigungsinstruments für die verschiedenen Nationen Oesterreichs entrathen? Kein Czeche, der Beamter in Oesterreich werden wollte, konnte vormals auf die Kenntniß des Deutschen verzichten. Anders der Deutsche: Ihm stand und steht, wie überhaupt ein großer Theil der Welt, auch ein gut Theil Böhmens und Mährens offen. Wie viele Fremde besuchen jahraus, jahrein die berühmten Heilquellen Böhmens: Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Teplitz. Sind dies nicht rein deutsche Orte? Hat man je dort czechisch sprechen gehört? Und nun könnten, wenn die „Sprachenverordnungen" des Grafen Badeni zur Wahrheit geworden wären, oder, wie die Ultras unter den Czechen es noch immer wollen, noch zur Wahrheit würden, auch in Städten Böhmens, wie es die genannten weltberühmten Orte sind, nur solche Beamte

funktioniren, die auch des Czechischen mächtig wären. Da der Czeche der deutschen Sprache weit mehr bedurfte und bedarf, als der Deutsche des Czechischen, so kennen ungleich mehr Czechen in Böhmen Deutsch, als Deutsche Czechisch. Böhmen und Mähren würden nun mit czechischen Beamten überschwemmt werden, während die Deutschen durch ihre Unkenntniß des Czechischen von Ehren und Brot ausgeschlossen wären. Die Verwirklichung der Sprachenverordnungen des Grafen Badeni hätte also im höchsten Grade das wirthschaftliche Interesse der Deutschen und die Zukunft der Söhne dieses Volkes, die einst im österreichischen Staatsdienste unterzukommen wünschten, beeinträchtigen müssen.

In ihrem Kampfe gegen die Deutschen wurden und werden die Czechen von dem in Oesterreich allgemein erwachten slavischen Solidaritätsgefühl gefördert. Ist denn aber diese slavische Solidarität nicht eigentlich Chimäre? Es giebt einzelne slavische Idiome, es giebt aber in Wirklichkeit, so wenig wie eine allen germanischen Stämmen gemeinsame germanische, eine slavische Sprache, durch die sich alle Slaven mit einander verständigen könnten. Das Schicksal hat es überhaupt gefügt, daß die Slaven Oesterreichs sowohl wie Ungarns kein homogenes zu einer welthistorischen Mission geeignetes Volksthum sind, sondern nur Völkersplitter, die als Slaven ein mehr lokales Dasein auf dem Boden führen können, auf den sie verschlagen sind.

Wenn man von den Polen in Galizien absieht, die als Nation einem größeren Ganzen angehören, das sich über drei Reiche Europas erstreckt und seine kulturellen Centren in Krakau, Warschau und Posen hat, so giebt es in Oesterreich keine einzige slavische Nation, die, wäre sie auf sich gestellt, materiell oder geistig fortkommen könnte. Doch auch das Polenthum ist wirthschaftlich, größtentheils auch wissenschaftlich verdorrt und lebt von historischen Erinnerungen, lebt, bis auf einige bedeutende litterarische und künstlerische Hervorbringungen, von dem, was es bei den Deutschen borgt.

Die Czechen zumal, die zahlreichste slavische Nation in Oesterreich, sind ganz und gar Klienten des Deutschthums. Was sie auf dem Gebiete der Wissenschaft leisten, haben sie in der Schule der Deutschen gelernt. Ihre Universität in Prag, die sie sich vor zwei Jahrzehnten neben der altberühmten deutschen Universität, der ältesten deutschen Hochschule überhaupt, errichteten, ist eine Dependance deutschen Wissens. Der Strom geistigen Lebens, der durch das Czechenthum fließt, entspringt deutschem Quell. Einst mündete er auch in das Meer deutscher Bildung. Denn die größten Söhne des czechischen Volkes, das namentlich Mediziner ersten Ranges hervorbrachte, lebten an deutschen Universitäten, besonders in Wien, wo ein Rokitansky, der Begründer der pathologischen Anatomie, und ein Skoda, der Urheber der physikalischen Krankenuntersuchung und Schöpfer des Systems der Auskultation und Perkussion, zu Ruhm gelangten. Dies war in einer Zeit, als die besten unter den Czechen freudig die Führung des deutschen Geistes anerkannten. Heute dagegen haben sich selbst manche von den Spitzen des

czechischen Volkes zu Tribunen degradirt, die den Massen zu Gefallen sind. Ein panslavistischer Zug aber hat diese Massen erfaßt, und sie geben sich der Vorstellung hin, die Russen, von denen sie doch schon räumlich durch eine Welt getrennt sind, könnten die Führung des Czechenthums übernehmen.

Das Russische, wenn es auch jetzt unter den Czechen einige Pflege findet, ist nur einer kleinen Minderzahl von „Intellektuels“ bekannt. Daß die Verwirklichung des panslavistischen Traumes in weiter Ferne liege, daß das Protektorat der Russen über das czechische Volk eitler Wahn sei, sehen übrigens verständige Czechenführer ein. Doch die Stimme von Männern, wie etwa des „Realisten“ Thomas Masaryk, Professor der Philosophie an der czechischen Universität Prag, verhallt wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Masaryk, ein außerordentlich kenntnißreicher Denker, ein Mann von europäischem Gesichtskreis, hatte früher ein Mandat im Prager Landtage und im Wiener Reichsrathe inne, gab jedoch Beides freiwillig auf, da er einsah, daß ein Philosoph nicht für die Dauer unter Ehrgeizlinge gehöre, die, auf der einen Seite Opportunisten, der in Feudaladel und Klerus verkörperten Reaktion und auf der anderen als Demagogen den chauvinistischen Trieben der Menge schmeicheln, der sie vorlügen, daß die czechische Cultur auf eigenen Füßen stehen und sich somit von der Vormundschaft der Deutschen befreien könne.

Nun, der czechische Chauvinismus ist weit aussichtsloser als es vorläufig die alldeutsche Richtung in Oesterreich ist, die unter dem Zeichen der Kornblume steht. Die Alldeutschen im Reichsrathe, zwanzig Mann stark, sind eine Partei geworden, mit der jede Regierung zu rechnen hat. Daß sich diese Partei fast ausschließlich aus Wahlbezirken Böhmens rekrutirt, ist ein besonderes Memento an die Regierenden in Oesterreich. Temperamentsvolle Rücksichtslosigkeit und unzweideutigste Kriegerstellung gegenüber dem Slavismus giebt den Alldeutschen ihr Gepräge.

Der etwas plumpe Führer eines Schönerer und das leidenschaftliche Auftreten eines Wolf sind zu einer Macht im österreichischen Reichsrathe geworden. Die deutschnationale Bewegung wird, wie vorauszusehen ist, in nächster Zeit nicht abnehmen, vielmehr unter dem Drucke der slavischen Agitation noch wachsen. Diese deutsche Bewegung ist auch gegen die Suprematie des katholischen Klerus gerichtet, der in Oesterreich und namentlich in Böhmen stets das Slaventhum in dem Kampfe gegen das Deutschthum beschützt. In Cisleithanien ist das Gros der Bevölkerung katholisch. Den 24 Millionen Katholiken stehen nicht einmal eine halbe Million Protestanten gegenüber. Selbst die Zahl der Juden ist fast 3 mal so groß wie die der Protestanten. Die Deutschnationalen, die das Losungswort „Los von Rom“ ausgeben, drohen nun mit dem Abfall der ihnen politisch zugethanen Bevölkerung von der katholischen Kirche und Zukehr zum Protestantismus. Diese Propaganda, die bereits in dem Uebertritte von mehr

als dreißigtausend Deutsch-Oesterreichern namentlich Böhmens ihren Erfolg aufweist, strebt zunächst den Anschluß der deutschen Bevölkerung Böhmens, doch auch Schlesiens und anderer Provinzen an die evangelische Kirche an. Die Wirkung auf die Deutschklerikalen, ja sogar auf die deutschen Bischöfe Oesterreichs ist nicht ganz ausgeblieben. Während die deutschen Klerikalen früher leicht ihrem Volksthume abtrünnig wurden, sind manche von ihnen jetzt geneigter, unter der Wucht des in den Deutschen geweckten Nationalgefühls mit ihren Volksgenossen in nationalen Fragen zusammenzustehen. Wenn die Deutschen in Oesterreich nicht in gar so viele Parteien zersplittert wären und in ihrem nationalen Programm auch von den gemäßigten Deutschklerikalen unterstützt würden, so könnte eine Niederlage des Slaventhums, das immer wieder zu tödtlichem Schlage gegen das Deutschthum ausholt, nicht ausbleiben.

Eine unbedingte und definitive Koalition sämmtlicher Slaven in Oesterreich, wie sie der Panslavismus will, ist überhaupt unmöglich. In Oesterreich wohnen fast 3½ Millionen Ruthenen, davon gegen drei Millionen in Galizien allein. Diese Ruthenen nun, Slaven wie die Polen, werden von den 4¼ Millionen Polen in Galizien dermaßen unterdrückt, daß es ihnen in Folge fast asiatischer Wahlmanöver jeweilig nur mit Mühe und Noth gelingt, einige Abgeordnete in den Landtag nach Lemberg und in den Reichsrath nach Wien zu entsenden, so daß hier wie dort die Polen, nur die Polen das große Wort für Galizien führen. Die Ruthenen also wären, da sie allen Grund haben, die polnische Schlachta zu hassen, die sie gleich Parias behandelt, gegenwärtig für die slavische Solidarität nicht zu haben. Aber auch die Polen thun aus Opportunismus wenig allslavisch. Die Slaven in Oesterreich bieten also auch ihrerseits keineswegs das Bild vollkommener Einheit.

So steht es also nicht zum besten mit den czechischen Hoffnungen.





# Walt Whitman.

Von

**Hans Benzmann.**

Berlin-Wilmersdorf.

Das Genie schafft neue Realitäten.
Emerson.

Nicht Optimist und nicht Pessimist ist Whitman:
er ist Kraft!
Johannes Schlaf.

an kann nicht gut von einer amerikanischen Kunst reden. Das Bestreben aller Einzelnen, sich auf jede mögliche Art praktischer Bethätigung materiell zu sichern, sich zu bereichern und jede Selbstständigkeit zu erringen, hat als naive gewaltige Naturkraft, als Lebens- und Schaffensdrang eines Volkes eine ganz eigenartige Kultur in Amerika erzeugt, die den Vergleich mit jeder europäischen Civilisation aushält, die jedoch eine zarte Blüthe nicht aufkommen ließ: die Kunst! Die historische Entwicklung Amerikas ist eben so sehr Schuld an diesem Mangel. Sie vollzog sich nicht allmählich auf dem Kulturboden alter untergegangener verwandter Kulturen wie in Europa, sondern sprung- und staffelweise entstand sie aus dem Gemisch der verschiedensten eingewanderten Rassen. Mit Riesensprüngen folgte diese Kultur den großen Entdeckungen, Erfindungen und Befreiungen. Was sogenannte amerikanische Dichter geleistet haben, stellt sich daher als Erzeugniß englischen, französischen und deutschen Geistes und Geschmackes dar. Kann man so von einer amerikanischen Kunst als Erzeugniß eines Volksgeistes, einer Kulturperiode oder einer breiten Bildungsschicht nicht reden, so hat Amerika doch in dem verflossenen Jahrhundert eine litterarische Einzelerscheinung gesehen, eine künstlerische Persönlichkeit, die, im Germanis-

mus und im gesammten Weltkulturboden wurzelnd, dennoch eine nationale Dichtergröße genannt werden kann: Walt Whitman!

In den Rhythmen dieses Dichters hat das gewaltige Lebensgefühl des amerikanischen Volkes, der persönliche Freiheitsdrang, der Individualismus und in gleicher Weise das demokratische Zusammengehörigkeitsgefühl desselben, haben Weltstadtgeist und Urwaldkraft, urdeutsche Mystik, Pantheismus und Darwinismus Ausdruck und eigenartige dichterische Form gefunden. Ungehört verhallte vor dreißig Jahren das, was Ferdinand Freiligrath, selbst eine, bei dem damaligen Autoritätsglauben sich von jeder Beeinflussung freihaltende starke Persönlichkeit, über Walt Whitman in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. April 1868 sagte:

„Walt Whitman! Wer ist Whitman? Die Antwort lautet: ein Dichter! Ein neuer amerikanischer Dichter! Seine Bewunderer sagen: der erste, der einzige Dichter, welchen Amerika hervorgebracht. Der einzige specifisch amerikanische Dichter. Kein Wandler in ausgetretenen Spuren der europäischen Muse, nein, frisch von der Prairie und den Ansiedlungen, frisch von der Küste und den großen Flüssen, frisch aus dem Menschengewühl der Häfen und der Städte, frisch von den Schlachtfeldern des Südens. Er hat den Erdgeruch des Bodens, der ihn erzeugt, in Haar und Bart und Kleidern; er ist ein noch nicht dagewesener, ein fest und bewußt auf den eigenen amerikanischen Füßen stehender, ein große Dinge groß, wenn auch seltsam Verkündender. Und weiter noch gehen die Bewunderer, Walt Whitman ist ihnen der einzige Dichter überhaupt, in welchem die Zeit, die kreisende, ringende und suchende Zeit, ihren Ausdruck gefunden hat; der Dichter par excellence; der Dichter — the poet!“

Selbst die Litteraten jenes Zeitalters Freiligraths verstanden die Größe Whitmans nicht. Volk und Dichter standen damals noch zu sehr unter dem Einfluß der Klassiker, der Romantiker, der liberalen oder nationalen Bewegung. Die vorwärtsdrängenden künstlerischen Geister waren Skeptiker. Die Poesie des Weltschmerzes war die der Persönlichkeit in jenen Tagen. Desto mehr regt sich in einigen hervorragenden Dichtern der Gegenwart das „Kulturgewissen“, wie Richard Dehmel sagt, der Drang, inmitten der Flucht der Erscheinungen nach eigenen Gesetzen sich zu entwickeln, den Zeitgeist in seiner ganzen Fülle auf sich wirken zu lassen und die moderne Nüance des Ewigen zu finden und zu offenbaren. Eine derartige moderne Persönlichkeit, wurzelnd in ihrer Rasse, aber doch gänzlich frei von Klassicismus und vormärzlicher Romantik, Germane und Amerikaner, Mystiker und Realist ist Walt Whitman. Er ist ein Uebermensch im Sinne Nietzsches. Die Bewunderer, von denen Freiligrath spricht, hatten Recht, ihn „den Dichter“ zu nennen. Ihn durchfluthet jener Enthusiasmus, welcher die Rapsoden der Hellenen zu ihren dionysischen Hymnen begeisterte, jene Inspiration, welche auch aus den Poemen und den Liedern der Edda als urwüchsige schöpferische Kraft fühlbar ist. Er ist Künstler aus Intuition, auch in dieser Beziehung

seinen Germanismus offenbarend, nicht Analytiker, wie die Dichter der Kelten und Slaven es sind.

Die „Leaves of Grass", das dichterische Hauptwerk Whitmans, Gedichte, sind theilweise übersetzt worden und mit Einleitung herausgegeben von Karl Knortz und T. W. Rolleston 1889 im Verlage von Schabelitz in Zürich. Schon Freiligrath hatte einige der schönsten Gedichte übersetzt, die in seinen gesammelten Werken Band IV (Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) zu finden sind. Neuerdings sind auch Novellen von Whitmann übersetzt worden, so von Thea Ettlinger („Novellen" von Walt Whitmann, J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.). Eine Broschüre „H. B. Coterill u. T. W. Rolleston, Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge" erschien 1883 bei Carl Tittmann, Dresden. Johannes Schlaf hat im Verlage Kreisende Ringe (Max Spohr) einen Essay „Walt Whitman" veröffentlicht. Schließlich hat Karl Knortz, Schulsuperintendent in Evansville (Indiana) eine ganz vortreffliche Darstellung des Lebens und Schaffens Walt Whitmans gegeben in der 1899 erschienenen Schrift: „Walt Whitman. Der Dichter der Demokratie". Mit Beilagen: 1. Neue Uebersetzungen aus „Grashalme" und 2. Dreizehn Originalbriefe Whitmans (Verlag von Friedrich Fleischer, Leipzig). Beide Broschüren, die von Schlaf und Knortz, ergänzen einander und sind in gleicher Weise zu empfehlen. Außerdem haben Zeitschriften hier und dort Aufsätze über Whitman gebracht. Einzelne Dichtungen, Novellen und Episteln brachten die Zeitschriften: „Wiener Rundschau" und „Die Gesellschaft".

In meinen biographischen Angaben folge ich im Wesentlichen der tüchtigen Schrift von Karl Knortz. Walt Whitman ist am 19. Mai 1819 zu West Hills auf Long Island oder, wie er selbst es mit Vorliebe nennt, Paumanok geboren. Seine Vorfahren waren einfache, robuste Farmer. Leidenschaftlich gern hielt sich der junge Walt im Freien auf. Auf den ausgedehnten Grasflächen von Long Island weideten zahlreiche Heerden, und an der Küste fanden die sogenannten Paumanokers, jene Strandläufer unrühmlichen Angedenkens, lohnende Gelegenheit für die Ausübung ihres verbrecherischen Gewerbes. Walt Whitman verkehrte gern mit diesen Landstreichern. Später siedelten seine Eltern nach Broklyn über, wo Walt die öffentliche Schule besuchte. Damals las er mit Leidenschaft Novellen und Gedichte, war eifriges Mitglied eines Debattirclubs und suchte, wie vorher in der Natur, jetzt in der Kunst und Wissenschaft sein Denken und sein Gemüth zu bereichern. Seine Vorliebe für natürliche, einfache Menschen, Menschen der Arbeit und der einfachen Lebensweise war ihm angeboren. Er schloß eine wahre Freundschaft und Kameradschaft mit den Piloten der zwischen New-York und Broklyn laufenden Fährboote, ebenso mit den Omnibuslenkern, die ihn, trotzdem er ihnen öfters Stellen aus Shakespeares Dramen vordeklamirte, als ihres Gleichen betrachteten und ihn einfach „Walt"

nannten. So sammelte er also schon frühzeitig auf den frequentirtesten New-Yorker Verkehrswegen sowie in stiller Abgeschlossenheit auf Long Island das Material zu seinen unvergleichlichen, einzig in ihrer Art dastehenden „Leaves of Grass“. Darauf war er Schreiber in einem Advokatenbureau, Dorfschulmeister, Schriftsetzer, Lokalreporter und Redakteur, machte eine ausgedehnte Tour durch die Mittel- und Südstaaten, ließ sich darauf wieder in Broklyn nieder und widmete sich daselbst von 1851—1853 dem Bauhandwerke. Er ließ zahlreiche kleine Wohnhäuser bauen und verkaufte sie an Arbeiterfamilien, womit er solchen pekuniären Erfolg erzielte, daß er, um nicht ganz und gar im Geldmachen aufzugehen und geistig zu versumpfen, sich wieder der einmal lieb gewonnenen litterarischen Beschäftigung widmete. Im Jahre 1862, nach dem Ausbruche des großen Bürgerkriegs, (als enthusiastischer Unionist und Anti-Slavery-Man stand er unerschütterlich auf der Seite des Nordens) unterzog sich Whitman, durch Emersons Vermittelung von Lincoln dazu ermächtigt, der Pflege der Verwundeten im Felde, und zwar — das hatte er vorher ausdrücklich bedungen — ohne alle und jede Remuneration. Hier lernte er das wilde Nomadenleben des Krieges kennen, all die Begeisterung, Leidenschaft und den wilden Siegesdrang der amerikanischen Freischaaren und vor Allem das Elend auf dem Schlachtfelde. Mitten in diesem furchtbaren Getriebe singt Whitman seine Freiheitspsalmen. Des Nachts, wenn Alles schläft, geht er still über die Schlachtfelder und betrachtet mit tiefem Schmerze die Leichen der Jünglinge und Greise. Ich gebe hierbei eines jener tiefempfundenen Gedichte in der herrlichen Uebersetzung Freiligraths wieder.

Neugierig halt' ich — steh' ich in Schweigen.
Mit leisen Fingern vom Gesicht des Nächsten dann, des Ersten,
heb' ich die Decke:
Wer bist Du, ältlicher Mann, so knochig und grimm, Dein Haar
wohlergraut, um die Augen rings gesunken das Fleisch?
Wer bist Du, mein lieber Kamerade?
Drauf zum Zweiten hinschreit' ich und, wer bist Du, mein Kind,
mein Liebling?
Wer bist Du, holder Knabe, mit Wangen noch blühend?
Drauf zum Dritten, — ein Antlitz, nicht Kind, noch alt, sehr still,
wie von schönem gelbweißen Elfenbein:
Jüngling, ich glaub, ich kenne Dich, — glaube, dieses Dein Antlitz
ist das Antlitz des Christes selbst;
Todt und göttlich und Bruder von Allen Er, und hier liegt Er!

„Wie sehr ihm,“ sagt Knortz, „seine verkrüppelten Schutzbefohlenen am Herzen lagen, und welchen innigen Antheil er an ihrem Schicksale nahm, geht aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen hervor, welche einen Theil seiner prosaischen Werke bilden. Er versah seine Soldaten reichlich mit Zeichnungen und Büchern und schrieb für dieselben Briefe aller Art, ja selbst die zartesten Liebesbriefe und schickte sie frankirt an die Adressen ab.“ Seine Gesundheit, die stark unter all diesen Entbehrungen litt, und sein

leergewordener Geldbeutel zwangen ihn aber, darauf eine Schreiberstelle im Departement des Innern anzunehmen. Letzteres stand damals unter der Herrschaft des Ministers James Harlan, eines ehemaligen Methodisten-Geistlichen, der nach christlichen Grundsätzen sein Departement reguliren wollte. Dieser pedantische Herr fand einst auf dem Tische Whitmans dessen Buch, er las darin und die Folge war, daß der Dichter plötzlich seines Amtes entsetzt wurde. Der geniale amerikanische Philosoph und Aesthetiker R. W. Emerson hatte die bereits 1855 auf Kosten des Dichters gedruckten „Grashalme", als einziger Lobsprecher, in einem Briefe an Whitman rühmend anerkannt. Eine Broschüre von O'Connor nach Whitmans Entlassung (1865) „The Good Gray Poet" („Der gute graue Poet", wie der seit seinem 30. Jahre vollständig ergraute Whitman in Freundeskreisen genannt wurde) gewann das allgemeine Interesse plötzlich für den Dichter. Kurz darauf erhielt er eine anständig dotirte Stellung in anderem Departement. Ein Schlaganfall, der ihn dem Tode nahe brachte, zwang ihn das Amt (1873) aufzugeben. Seitdem lebte er ganz seiner Gesundheit und seiner Kunst in Camden in New-Jersey. „Er hielt sich während der heißen Jahreszeit gewöhnlich am Timber Creek, einem kleinen in den Delaware mündenden Flusse auf und lebte dort in freier Luft ungestört seinen poetischen Träumereien und seinen systematisch betriebenen gymnastischen Uebungen." Man möge die prächtige Schilderung in Knortz' Schrift nachlesen, wie Whitman sein Leben hier einrichtete. Baumäste dienten ihm als Reck und Barren. In der Einsamkeit lief er halbnackt umher, in seinem breitgeränderten Schlapphut und in bequemen Filzschuhen; er plätschert im Flusse herum, dabei recitirt er Stellen aus Homer und Shakespeare oder singt Opernarien, Zwiegespräche führt er mit den Bäumen und Vögeln. Menschen, die ihn zufällig beobachteten, bekümmern ihn nicht. Er starb am 28. März 1892 zu Camden.

Die Geschichte der Herausgabe der „Grashalme" und der neuen Auflagen derselben möge man bei Knortz nachlesen. Sie ist bei dem allmählichen Bekanntwerden des Dichters ungemein interessant. Erwähnt sei nur, daß neben Emerson auch kein geringerer als Carlyle die Bedeutung Whitmans frühzeitig erkannte. Die Geschichte des Buches ist ein fortgesetztes Dokument für die Charakterstärke des Dichters. Ein paar mal wurde er aufgefordert, Stellen hier und dort zu streichen. Er that es nicht. Mit Gleichmuth erlebte er es nicht nur einmal, daß ganze Auflagen wegen weniger Stellen vernichtet wurden oder nicht zu Stande kamen. Lieber ging er zu Grunde, als daß er seine Künstlerehre von einem Tröpfchen Unehrlichkeit beflecken ließ.

So steht Walt Whitman zunächst als Mensch unantastbar, hoheitsvoll vor uns da, ein Recke, unbeugsam und milde . . .

* * *

Die Form der allergrößten poetischen Kunstwerke ist die gebundene Sprache. Ich meine hierbei nicht allein irgend eine Versform, sondern allgemein: die präcise, anschauliche, bei allem poetischen Schwunge, bei aller Kraft und Tiefe klare und einfache, künstlerisch-sprachliche Harmonie. Es ist ein Etwas in der Sprache dieser Kunstwerke, das an sich als Kunst auf den Kulturmenschen und gleichzeitig als Medium, als Ueberträger einer Empfindung, Stimmung oder Idee suggestiv auf den Menschen wirkt. Ich berühre hier den Gegensatz Kunst und Natur und die Thatsache, daß in der Kunst die Natur allein nie so auf uns wirken wird, wie Kunst und Natur, ganz abgesehen davon, daß die Form recht eigentlich die suggestive Macht ist, daß sie uns mehr sagt, als das gesprochene nackte Wort. (Goethe spricht hier von dem Geheimniß der Form.) Alle modernen Theorien gegen eine absolute Form, d. h. vom Worte losgelöste, scheitern an einem Kunstempfinden in uns, das uns wie unser moralisches Empfinden vererbt ist von Jahrhunderten. Wie ganz anders wirkt das einfachste Lied in gebundener Sprache auf uns als z. B. sehr einfache Gedichtzeilen in ungebundener Form von Arno Holz (aus seinem „Phantasus"). Als höchste Kunst können wir darum auch die Kunst Walt Whitmans, dessen Sprache gänzlich ungebunden oder besser unharmonisch ist, principiell nicht preisen, ganz abgesehen von ihrer Dunkelheit und Verworrenheit, von ihren vielen Prosaismen. Es sei dagegen bemerkt, daß im Einzelnen diese Kunst uns durch Rhythmenkraft mächtig fortreißt und höchst suggestiv und impressionistisch durch das Einzelwort und seine Bedeutung im Zusammenhange wirkt. Ich komme hierauf noch zurück.

Nach diesen Klarlegungen aber wollen wir uns desto ungestörter dieser starken und tiefen dichterischen Persönlichkeit hingeben und gelegentlich auch dem gern folgen, was sie theoretisch über Form und Inhalt, Kunst und Natur sagt.

Uns ist, als träten wir in einen mächtigen Urwald, wenn wir in Whitmans Versen lesen. Hoch oben in den Gipfeln der Bäume orgelt der Sturm, siedet die Sonne, prasselt aus schwarzen Wolken Hagel und Regen, Alles eine furchtbare Lebenskraft! tief unten an den Wurzeln, in Morast und Fäulniß gährt wieder das Leben und nagt der Tod. Lebensgesänge, Hymnen eines Lebensbejahers sind die Gedichte Whitmans. Wie ein olympischer Sieger schreitet er durch die Welt.

Lothrecht an den Säulen, wohlgefügt, fest in den Balken,
Stämmig wie ein Roß, liebevoll, stolz, elektrisch,
Ich und dieses Mysterium — hier stehen wir.
Klar und rein ist meine Seele, und klar und rein ist Alles,
was nicht meine Seele ist.

(Aus „Grashalme", übers. von Knortz.)

Nicht genug kann er die Lebenskraft, die alle Wesen, die organische und anorganische Welt, durchfluthet, besingen. „Nicht Optimist und

nicht Pessimist ist Whitman: er ist Kraft" sagt Johannes Schlaf in seiner Schrift von ihm, ihn mit diesem Satze vollkommen charakterisirend. Es ist die Lebenskraft, die nicht zu grübeln vermag, die von That zu That, von Augenblick zu Augenblick sich willenlos sich selbst hingiebt. Als Mensch und Künstler ist Walt Whitman selbst die Lebenskraft in ihrer höchsten Inkarnation, sie, die als Leib und Seele eine Substanz ist! Das ist die Ueberwindung aller Vergangenheit, alles Dualismus; diese Weltanschauung ist die wahrhaft moderne in ihrer einfachsten Formel. Nichts kann ihre Wahrhaftigkeit, ihre Logik, möchte ich fast sagen, mehr beweisen, als die Naivetät, mit der sie dieser urwüchsige Dichter, dieser Naturmensch, also gleichsam die Natur selbst, hier vorträgt . . .

Vom fischförmigen Paumanok ausgehend, wo ich geboren wurde,
Wohlerzeugt und von der besten Mutter erzogen,
Nachdem ich manche Länder durchwandert, ein Freund volksreichen
Pflasters,
In meiner Stadt Manhattan (New-York) wohnend oder auf den
südlichen Savannen,
Oder als Soldat lagernd oder Tornister und Gewehr tragend, oder
Goldgräber in Californien,
Oder zurückgezogen, um nachzusinnen und zu brüten in irgend
einem tiefen Verstecke,
Fern vom klirrenden Haufen entzückungsvolle und selige Stunden
zubringend,
Gewahr des frischen, freien Gebers, des stürmenden Missouri, ge-
wahr des mächtigen Niagara,
Gewahr der Büffelheerden, die auf den Ebenen grasen, gewahr des
zottigen starkbrüstigen Stieres,
Vertraut mit Boden, Felsen, Maiblumen — Sterne, Regen, Schnee
mein Erstaunen!
Vertraut mit den Weisen der Spottdrossel, mit dem Fluge des
Bergfalken,
Und dem Abend, dem unvergleichlichen lauschend und der Hermit-
Drossel in den Sumpfgefilden, —
Einsam im Westen singend, erhebe ich meine Stimme für eine
neue Welt!

(Aus „Grashalme", übers. v. Knortz.)

Dieses gewaltige Lebensgefühl versetzt den Dichter in den Rausch eines poetischen Universalismus, der einzig ist in der Weltlitteratur. Jede Lebensäußerung, jede geschichtliche Entwicklung, jede seelische Regung erscheint ihm gleichsam als eine Aeußerung des Universums, die nothwendig ist, fördernd den Gang alles Lebens, die würdig ist einer poetischen Verklärung. Er besingt den menschlichen Körper in einem seitenlangen Hymnus, indem er mit Inbrunst die einzelnen Gliedmaßen, Muskeln und Nerven aufzählt. Er nennt in einem anderen Hymnus alle großen Städte der Welt nur mit dem Namen, ohne sie zu schildern, und sieht dabei vor sich das ganze Panorama der Welt. An anderer Stelle zählt er die Völker auf,

deutet ihre geschichtliche Entwicklung an und erlebt die ganze Weltgeschichte. So prosaisch er hier wirkt, ist er dennoch gerade an solchen Stellen ein Impressionist, der in sich selbst und auch in diesem oder jenem phantasiebegabten Leser durch kurze Schlagworte gewaltige Visionen zu erzeugen vermag.

Whitman ist der Dichter der Identität. So nennen ihn Knortz und Schlaf. Ein zweiter Satz, der ihn charakterisirt, der eine Konsequenz jenes ersten ist. In dem „Gesange von mir selbst" („Song of Myself" tritt er als die Personifikation der Menschheit, wie Knortz sagt, auf, besser alles Lebendigen, aller Erscheinung. Er identificirt sich mit Allem und Allen; er ist alt und jung, thöricht und weise. Er nimmt den flüchtigen Sklaven auf und theilt Tisch und Bett mit ihm; die dem Sträfling zugezählten Schläge treffen ihn. Wer überhaupt auf der Welt Unrecht thut, der fügt dies Walt Whitman zu. Die Thiere sind seine Brüder; auch Mineralien und Pflanzen spürt er in sich und fragt sich, ob er früher einmal in denselben gelebt habe, weil ihm solche Gedanken kämen. Die Baumkröte nennt er ein Meisterstück des Allerhöchsten. Brombeerranken würden alle Säle des Himmels schmücken. Dieses in der Uebersetzung etwa 70 Seiten lange Gedicht enthält die tiefsten Offenbarungen des menschlichen Geistes. Der urgermanische Pantheismus und der aus germanischer Skepsis hervorgegangene Darwinismus, Naturwissenschaft und Mystik feiern in diesen Rhythmen ihre Versöhnung, sie sind Eins in einem Lebensgefühl. Ueberhaupt erscheint in diesem Gesange Alles, was Menschengehirn erdacht und ergrübelt, intuitiv erkannt und wissenschaftlich analysirt hat, in poetischer tiefster Symbolik oder Andeutung, in Gefühlen und Ekstasen wieder. Die Gegensätze berühren sich, und wir fühlen, daß sie nicht nur Wege zu einem Ziel sind, sondern sogar nur sich ergänzende und nach Vereinigung strebende Anschauungen, die von einem einseitigen Standpunkt aus dasselbe verschieden sehen und die Funktionen der Dinge darum nicht vereinigen können, weil sie jede nur eine Funktion wahrnehmen. Um nur ein paar Beziehungen herauszugreifen: In Whitmans erkennendem Gefühl erscheinen das „τὸ ὄν" der Eleaten und das „πάντα ῥεῖ" des Heraklit nur als verschiedene Funktionen der Wirklichkeit. Mit Scotus Erigena, der schon unter Karl dem Kahlen die spinozistische Lehre verkündigte, und mit Spinoza erkennt er, daß das Sein Eins sei und alles Andere nur Formen dieses Seins.

Und was Dich, o Leiche, betrifft, ich denke, Du giebst guten Dünger
ab — doch das finde ich nicht anstößig,
Ich rieche die weißen Rosen, duftend und wachsend,
Ich greife nach den Lippen des Laubes, ich greife nach der glatten
Brust der Melonen.
O Leben, Du bist der Rest von vielem Sterben!
Zehntausend Mal bin ich wohl selbst gestorben!
O Gras von Gräbern! o unaufhörlicher Uebergang!
Wenn Ihr nichts sagt, wie kann ich etwas sagen? . : .

Wie fein poetisch weist er „das Ding an sich" zurück!

Wenn derjenige, den ich liebe, mich auf der Reise begleitet, oder
lang neben mir sitzt und mich bei den Händen hält,
Wenn die feine Luft, die zarte, uns umschwebt und durchdringt,
Dann bin ich voll unausgesprochener und unaussprechlicher Weisheit, ich bin ruhig, verlange nichts weiter,
Ich kann die Frage der Erscheinungen oder des Bewußtseins nach dem Grabe nicht beantworten,
Doch ich gehe oder sitze da gleichgiltig, ich bin zufrieden,
Der, der meine Hand hält, hat mich vollkommen zufrieden gestellt.

Hier mögen noch einige, auf's geratewohl aus dem „Gesange von mir selbst" herausgegriffene Stellen folgen, die die Tiefe dieses Dichters und sein Allempfinden vorzüglich charakterisiren.

Auf das Beste hinweisend, es vom Schlechten unterscheidend,
quälen einander die Zeitalter,
Ich aber, bekannt mit der vollkommenen Schicklichkeit und
Gelassenheit der Dinge, schweige, während sie
streiten, gehe baden und bewundere mich selbst.

* * *

Ein Kind sagte: „Was ist das Gras?" und brachte es mir
mit vollen Händen;
Wie konnte ich dem Kinde Antwort geben? ich weiß nichts
mehr davon, als das Kind.

* * *

Wer einen Andern erniedrigt, der erniedrigt mich,
Und Alles, was gesagt oder gethan wird, kehrt endlich auch
auf mich zurück.

* * *

Ich presse mir nicht die Finger auf den Mund,
Ich denke nicht gemeiner über die Eingeweide als über
den Kopf oder das Herz,
Die Begattung ist mir nicht anstößiger als der Tod.
Ich glaube an das Fleisch und an die Begierden,
Gesicht, Gehör, Gefühl sind Wunder, und ein jeder Theil
und jede Kleinigkeit von mir ist ein Wunder.

* * *

Göttlich bin ich, innen und außen, und was ich berühre,
oder was mich anrührt, das wird heilig,
Der Geruch dieser Achselhöhlen ein Duft feiner als das Gebet,
Dieses Haupt mehr als Kirchen, Bibeln und alle Glaubensbekenntnisse.

* * *

Willst Du mich verstehen? so begieb Dich auf die Höhen oder an das Meeresgestade,
Die nächste Mücke ist eine Erklärung, und ein Tropfen oder eine Bewegung der Wellen ist ein Schlüssel,
Der Schlägel, das Ruder, die Handsäge sekundiren meine Worte.

* * *

Und Euch, den Menschen, sag' ich: Seid nicht neugierig nach Gott, denn ich, der ich ja neugierig nach Allem bin, bin doch nach Gott nicht neugierig.
(Kein Wortschwall vermag zu sagen, in welchem Frieden ich mit Gott und dem Tode stehe.)
Ich höre und sehe Gott in einem jeden Gegenstand, doch Gott begreif' ich nicht im mindesten,
Noch begreif' ich, wie es Jemand geben kann, der wunderbarer wäre, als ich selber.

(Aus den Uebersetzungen von Knortz.)

Interessant ist das metaphysische Gedicht: „Singend das göttliche Quadrat". Die Lebenskraft erscheint symbolisirt in vierfacher Weise: als Jehova-Kronos, Christus, Satan und als individuelle Seele und Schöpferkraft des Einzelnen. Unerbittlich waltet das Schicksal, die Nothwendigkeit, die Natur, alt über alle Berechnung, doch immer neu, immer nach mächtigen Gesetzen rollend. Wer sündigt, stirbt! Haben die Jahreszeiten, die Schwerkraft Erbarmen? Ich fordere Dein Leben, ich, Kronos! Aber der mächtigere Gott bin ich, ich, die Harmonie, die unbewußt aus dem Ringen chaotischer Elemente sich entwickelt, ich, die Ordnung, die Liebe, die Schönheit, die Sehnsucht nach Erlösung und Erfüllung: Ich, Jesus Christus! Und ich stehe bei Seite, sinnend, tückisch, verachtet, ich, der Haß, der Krieg, die Leidenschaft, ich, der Zerstörer, der Tod, der ewige Schlaf und der ewige Schöpfer, ich, Satan, lebe noch und immerdar . . . Und ich lebe und bin durch mich selbst, lebend von meinem eigenen Hauche, alles Leben auf der Erde einschließend, Gott berührend, Erlöser und Satan . . . Alles durchdringend, (denn ohne mich, wie wäre Alles? wie wäre Gott?) Leben der großen, runden Welt, der Sonne und der Sterne und der Menschen: Ich, die allgemeine Seele: Ich, Walt Whitman hauche meinen Athem durch diese unsterblichen Lieder! Mit Johannes Schlaf möchte ich dieses Allgefühl des Dichters tiefste Religiosität nennen, ein pantheistisches Empfinden, wie es sich fanatischer durch keinen Hohenpriester äußern kann. Schlaf sagt: „Er betet nicht, verehrt nicht, katzenbuckelt nicht vor den ewigen Gesetzen und macht keine Ceremonie mit. Seine Verehrung ist die rasende Lust, mit der Atmosphäre in Berührung zu kommen, jauchzend sich in die mächtige Bewegung des Lebens zu stürzen, in sein Werden und Vergehen, sein Blühen, Leuchten, Brausen, Wachsen und Glühen." Mit derselben Ekstase feiert er das Mysterium der Liebe und des Todes.

Das ist die weibliche Gestalt!
Ein göttlicher Nimbus haucht aus ihr vom Kopf bis zum Fuße,
Sie zieht uns an mit feuriger, unwiderstehlicher Gewalt,
Von ihrem Hauche werde ich angezogen, als wäre ich ein kraftloser Nebel . . .
Vernunft, Kunst, Gottheit, Zeit, Erde, Himmel und Hölle sind mir entschwunden . . .
Zitternde Fühlfäden, unbändige Blitze — —
Lässig einfallende Hände, meine und Deine entkräftigt . . .
Ebbe, gestachelt von der Fluth, und Fluth, gestachelt von der Ebbe, Liebesfleisch schwellend und köstlich schmerzend,
Unermeßliche, klare Strahlen der Liebe, Gischt und Saft der Raserei,
Nacht, die sicher und sanft in die Braut, den hingestreckten Morgen, dringt,
Hineinwogend in den willigen und nachgebenden Tag,
Vergehend im Liebesgedräng des umschlingenden und jugendfrischen Tages . . .
Das ist der Kern — dann wird das Kind vom Weibe geboren, der Mann vom Weibe geboren,
Dies ist das Bad der Geburt, dies das Eintauchen von Groß und Klein, und die Auferstehung!

In geradezu bacchantischer Lust begrüßt er die Sommererde:

O Nacht der Südwinde — Nacht der ewigen, großen Sterne,
Stille nickende Nacht — tolle nackte Sommernacht!
Lächle nun, üppige, kühl angehauchte Erde!
Erde, wenn die Sonne geschieden und die Gipfel sich in Nebel hüllen!
Erde mit dem gläsernen Gruß des Vollmonds —, von kaum merkbarem Schein,
Erde des Glanzes und Dunkels, die Fluth des Stromes bunt machend,
Erde der hellgrauen Wolken, heller und klarer um meinetwillen,
Allumarmende Erde — reiche, in Apfelblüthen prangende!
Lächle! o Dein Geliebter naht!

* * *

In Whitman ist in der That ein Dichter erstanden, aus dessen eigenartigen pantheistischen Empfindungen sich das gewaltigste Selbstgefühl entwickelt hat und andererseits — und hier kommen wir auf andere Grundakkorde in seinen Poesieen — die tiefste und ehrlichste Menschenliebe, ein Zusammengehörigkeitsgefühl ohne Gleichen. Man hat Whitman auch den Dichter der Demokratie genannt, ich möchte ihn dazu den Dichter des eisernen Jahrhunderts, des Verkehrs, der Maschinen und Dampfschiffe nennen. Sein Amerikanismus zeigt sich auch hier. Ich verglich seine Rhythmen, seine Tiefe, sein Allgefühl und seine Lebenskraft mit dem Urwald. Aus seinen Poesieen tönt auch die Millionenarbeit, das Getöse der großen Städte, das internationale und nationale Amerika. Die Gespenster des Mittelalters entweichen in weite Ferne! Er will seine Menschen arbeitsam, einig, frei und gesund! Er, der in dem brutalen Walten der Nothwendigkeit die

Kraft des einen Gottes spürt, er sieht auch in dem rücksichtslosen Wesen des amerikanischen Volkes, dessen industrielle Entwicklung über die Leichen von tausend Schrecken schreitet, nur Gesundheit, Kraft und Energie . . . Das ist kein Gegensatz zu seiner ehrlichen und tiefsinnigen Menschenliebe! Ein Gedicht von ihm heißt: „Auf der Brooklyner Fähre“, ein anderes „Ein Gesang von der freien Straße“. In beiden feiert er in glänzenden Visionen, in wahrer Begeisterung den Verkehr. „Mit scharfen, erraffenden Augen giebt er dieses Treiben wieder und belebt jede einzelne Wahrnehmung liebevoll oft nur durch ein einziges, außerordentlich lebendiges und charakteristisches Epitheton zu einem Gedicht für sich. Wie eine unzählige Fülle kleiner Romane, Dramen, lyrischer Gedichte, oft nur eine knappe Zeile, ein paar Worte umfassend, reiht er diese Bilderfülle aneinander. Da sind Sklaven, Auktionen, Soldaten, Polizei, Feuerwehrleute, Handwerker, Verkäufer u. s. w. Er durchwandert Werkstätten und Magazine, geht an den Uferquais hin, durch Speicher an Bauplätzen vorbei.“ So schildert ihn Johannes Schlaf. In der That, Whitman ist der Modernste der Modernen im edelsten Sinne, er vereinigt Naturalismus und Idealismus, und positiv ist Alles, was er äußert, eine aktive optimistische Dichternatur voll Kraft und Tiefe, ohne ihresgleichen.

Ueber Whitmans reformatorische Bestrebungen berichtet Knortz in sehr interessanter Weise (Seite 20 u. ff. seiner Schrift). Als begeisterter Amerikaner und entschiedener Fortschrittsmann verlangt Whitman, erzählt Knortz, daß Kunst, Poesie, Philosophie und Erziehung vom demokratischen Principe durchdrungen seien und auf die Zukunft gestaltend wirkten. Die Lösung dieser Aufgabe verlangt er hauptsächlich vom Dichter . . . Er verlangt ein Geschlecht von ausgeprägter Individualität, aber keine Schablonenmenschen . . . Die Jünglinge müssen frisch, beweglich, strebsam und erregbar sein; sie müssen Gefahren suchen und denselben trotzen; die Männer muß Muth, Treue, Selbstbeherrschung, Zuverlässigkeit, Ausdauer, robuste Gesundheit und ruhiger Ernst, der aber auch zum glühendsten Hasse umschlagen kann, charakterisiren. Den Frauen soll jede bürgerliche Laufbahn und Thätigkeit offen stehen.

Uebrigens enthält das Prosawerk Whitmans „Democratic Vistas“ „sein politisch-philosophisch-poetisches Glaubensbekenntniß, das Resultat langjährigen, unabhängigen Nachdenkens, in bild- und wortreicher Fassung“ (Knortz).

Es ist schon erwähnt, in welcher Weise Whitman mit dem nordamerikanischen Kriege (1862) verbunden war. Viele seiner schönsten Gedichte und novellenartigen Skizzen stammen aus dieser Zeit (vgl. Jahrgang 1899 der „Gesellschaft“ und 1898/99 der „Wiener Rundschau“).

Hier seien auch ein paar Worte über die von Thea Ettlinger übersetzten Novellen eingefügt. Die Novellen stammen aus einer Zeit, in der sich der Dichter noch nicht selbst gefunden hatte. Es sind feine, realistische

Studien, Erlebnissen nacherzählt, zum Theil seltsamer Art und in ihren Motiven, in ihrer Abenteuerlichkeit an Poë erinnernd, der den Dichter damals (um das Jahr 1840) beeinflußt haben mag. Zum Theil beschäftigen sich die Novellen mit Zeitproblemen, und man erkennt in ihnen den Gegner der Sklaverei und der Todesstrafe wieder. Wer die Entwicklung dieses merkwürdigen genialen Dichters kennen lernen will, für den sind diese Novellen von großer Bedeutung. Es wäre zu wünschen, daß die Uebersetzerin auch an den späteren, namentlich den ungemein interessanten autobiographischen Schriften Whitmans ihre Kunst bethätigte.

Erwähnt sei noch, daß Whitmans Bedeutung zuerst in vollem Umfange außerhalb seiner Heimat von den Engländern gewürdigt worden ist. Die Professoren und Litterarhistoriker Dowden, Symonds und Clifford veröffentlichten Essays über ihn, und die sogenannten Präraphaeliten Swinburne, Rosetti, Morris, Buchanan und Oskar Wilde, sowie auch Ruskin haben ihr Möglichstes gethan, ihm ein großes Lesepublikum in England zu erobern.

In Deutschland ist namentlich, wie schon bemerkt, Freiligrath und seit Jahren Johannes Schlaf für ihn eingetreten. Johannes Schlaf wurde nicht müde, immer wieder auch in allgemein gehaltenen Artikeln und solchen, die sich in erster Linie mit anderen Persönlichkeiten beschäftigten, auf W. Whitman hinzuweisen. Auch ich habe hier und dort auf ihn aufmerksam gemacht.

Whitman hat auch auf einige der modernen Dichter anregend gewirkt, formell wie inhaltlich namentlich auf Johannes Schlaf, vielleicht auch auf Arno Holz und Julius Hart (in dessen: „Stimmen in der Nacht").

Whitman ist ein Genie! Wir können stolz auf ihn sein, auf diesen echtgermanischen Dichter, und ebenfalls die Amerikaner. Wir nennen ihn mit den Worten seines Freundes Emeron: einen Repräsentanten der Menschheit!





# Die Abendmahlsworte Jesu.

Von

**Wolfgang Kirchbach.**

— Steglitz. —

Zu den interessantesten Streitfragen, welche die Welt bewegt haben und weite Kreise christlicher Glaubensbekenntnisse noch lange bewegen werden, gehört sicherlich die Frage nach der Auslegung und Meinung der Worte, welche die drei nach Matthäus, Markus und Lukas benannten Evangelien Jesus von Nazareth bei Gelegenheit seines letzten Passahmahles in den Mund legen. Verschiedene Auffassungen und Dogmen haben sich darum gebildet. Man weiß, daß die darauf bezügliche Lehre von der Transsubstantiation erst im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf katholischer Seite kanonisirt worden ist. Man weiß, in welchen Streit die junge Reformation mit Luther und Zwingli über den Sinn der Worte „das ist“ oder „das bedeutet“ meinen Leib gerieth, und man kennt die Art, wie in Preußen sich die uniirten Kirchen über diesen Punkt ausgeglichen haben, während anderweitig an der Auffassung festgehalten wird, daß die Worte: das ist mein Leib und das ist mein Blut, durchaus wörtlich verstanden sind. Mit Nothwendigkeit mußte im Ceremonialwesen dieser Gedanke, daß der Gläubige bei diesem Gedächtnißmahl Blut und Leib des Stifters selbst zu sich nimmt, zu der vermittelnden Vorstellung einer Umwandlung, einer wunderbaren materiellen Verwandlung der äußerlich gegebenen Stoffe Brod und Wein in den als materiell oder übermateriell gedachten Leib des Stifters führen.

Wird der Sprachforscher, der den griechischen Urtext zu lesen vermag, darüber befragt, so ist heutzutage nicht mehr zweifelhaft, daß Zwingli Recht hatte in dem betreffenden Streite. Die Wendung, welche im Original gebraucht wird: „tuto esti“ (τοῦτό ἐστιν) heißt im griechischen Sprachgebrauch so viel wie das französische „c'est“ im ganzen Umfange seines grammatikalischen Gebrauchs. Es bedeutet eine bildliche Vergleichung, eine nur bedingte Anspielung auf die Wesensgleichheit der durch dieses Wort verbundenen Begriffe. Da die deutsche Sprache unterdessen auch die Wendung: „das ist“ im Sinne des französischen c'est kennt, so kann man heutzutage ganz einfach sagen: „das ist“ heißt so viel wie das „bedeutet“. Die verbundenen Begriffe sind in eine bildliche Beziehung gebracht. Wein und Brod bedeuten nur Leib und Blut. Ein sprachwissenschaftlicher Zweifel kann hierüber nicht mehr bestehen.

Aber damit ist die Frage nach dem Sinn, der im Einzelnen mit den Worten Jesu zu verbinden ist, noch lange nicht beantwortet. Weitere Uebersetzungsfragen drängen sich auf, die zugleich zu Sinnfragen werden.

Wenn zu lesen ist: das bedeutet mein Blut, so stellt sich sofort die weitere Frage ein: wieso kann ein Religionsstifter den Wein zum Bilde seines Blutes machen, wieso kann er seinen Anhängern auch nur bildlich zumuthen, dieses Blut beim Genusse des Weins in ihrer Phantasie in sich aufzunehmen? Ist dabei an eine sogenannte Blutbrüderschaft zu denken, wie sie bei vielen Völkern durch den Genuß des Freundesblutes, das man sich abzapft, geschlossen wird, eine Blutbrüderschaft, die hier in der milderen Form des gemeinsamen Weintrunks ausgeübt wird? Und wieso soll man dieses Blut, das — nach den bisherigen Auslegungen — vergossen wird als das Märtyrerblut des gekreuzigten Jesus selbst, im Bilde des Weingenusses immer wieder und zu allen Zeiten symbolisch trinken? Liegt hier nicht für jedes feinere Gefühl eine gewisse Härte der Bildersprache vor? Soll man das am Kreuze vergossene Märtyrerblut im Bild des Weins sich selbst assimiliren?

Der Schreiber dieser Zeilen hat verschiedentlich solchen Auffassungen den Wortlaut der Reden Jesu selbst entgegengesetzt, der auf etwas ganz Anderes, als all' diese Vorstellungen hinweist. Abermals stehen wir zunächst vor einer Uebersetzungsfrage. (vergl. „Nation“: „Abendmahl und Nägelmahle“. 1897. „Was lehrte Jesus“.*) „Das Buch Jesus“ 156.) Jesus spricht für den Kenner des Griechischen gar nicht von seinem Blut, sondern von dem Blut seines Bundes. Er sagt im griechischen Originaltext (Matthäus 26, Vers 27, 28), nachdem er das Trinkgefäß gesegnet und herumgereicht: „Trinket Alle daraus, denn dieses ist (d. h. bedeutet) das Blut meines Bundes, das für Viele zur Vergebung der Sünden ausgegossen wird.“ Wir haben grammatikalisch festgestellt, daß Luthers

*) 2. Auflage, Seite 234 ff.

Uebersetzung „das ist mein Blut des Bundes“ oder „des Testamentes“ weder in der deutschen, noch in der griechischen Sprache, noch sonst in einer sonst in Frage kommenden möglich ist. Es ist im Deutschen wie im Griechischen ein Fehler, das besitzende Eigenschaftswort in dieser Weise mit dem Genitiv zu einem Hauptbegriff zu verbinden. Kein Deutscher sagt: „Das ist mein Haus der Ahnen“, sondern „das ist das Haus meiner Ahnen“. Ebenso würde im Griechischen ein in der Sprache jener Zeit ganz undenkbarer grammatischer Fehler vorliegen, wenn irgend etwas von Jesus gesagt worden wäre, was den bisherigen Auslegungen seiner Worte entspräche. Der Leser möge sich erinnern, daß erst das neunzehnte Jahrhundert uns eine genauere Kenntniß des Griechischen und seines Sprachgebrauchs gebracht hat, daß zu der Zeit, da das Dogma der Transsubstantiation entstand, die griechischen Textworte Jesu von hundert lateinisch Redenden nicht zwei lesen, geschweige richtig übersetzen konnten. Dies mag dem Laien erklären, warum wir vielfach erst in den Anfängen einer sprachlich und historisch richtigen Auslegung der Worte Jesu stehen.

Die griechische Wendung: „to haima mu tes diathekes“ (το αἷμά μου τῆς διαθήκης) heißt nach dem Sprachgebrauch des neuen Testamentes selbst und nach sonstigem Sprachgebrauch, den wir an den citirten Stellen nachgewiesen haben, nicht „mein Blut des Bundes“, sondern „das Blut meines Bundes“*) und zwar derart, daß das Wort „meines Bundes“ besonders hervorgehoben ist, insofern dieser Bund in einem Unterschied zu irgend einem anderen Bunde gedacht ist. Das aber, was Luther mit „vergossen“ übersetzte, und was man damit auf Jesu Märtyrerblut deutete, heißt wörtlich und genau übersetzt: „ausgegossen“ (als „Participium präsentis“).

Damit sind wir zum Verständniß der Abendmahlsworte auf eine ganz andere Fährte gewiesen. Eine Reihe von Streitfragen und Geschmacksfragen sind erledigt in dem Augenblick, wo wir darüber klar sind, daß Jesus den Wein nicht für sein persönliches Blut, sondern als das Blut seines Bundes erklärt. Damit ist klar, daß dieser Wein als ein Bild gedacht wird, welches das Blut irgend eines anderen Bundes ersetzen soll, wobei denn evidenter Weise an Bluttrinken in irgend einem Sinne nicht mehr gedacht sein kann, sondern der Weingenuß ein altes Blutsymbol ersetzen soll.

Nun aber fragt es sich: Giebt es ein solches älteres Symbol, wo vom „Ausgießen“ des Blutes die Rede ist?

In der That, indem wir der neu gefundenen Fährte einer grammatikalisch richtigen Uebersetzung folgen, finden wir im alten Testament diejenige Stelle, auf die sich allein die Worte Jesu beziehen können und zwar

*) Nämlich μου τῆς διαθήκης wie in μου οἱ λογοι; in der Septuaginta öfters gebräuchlich, daß man das μου als Possessivum dem Begriff voransetzt. Im Neuen Testament vergl. μου την ἐκκλησιαν, Matth. 16, 18; ὑμων ἡ καρδια Joh. 16. 22 rc. rc.

im Wortlaut auch der anderen Evangelisten mit ihren Varianten, die wir noch zu betrachten haben. Und ein höchst glücklicher Umstand hat uns sogar eine Textform des alten Testamentes in griechischer Sprache erhalten, nach der wir die griechisch überlieferten Worte Jesu wörtlich in diesem alten Testament wiederfinden. Bekanntlich ist die „Septuaginta" genannte griechische Uebersetzung des alten Testaments zweihundert bis hundertfünfzig Jahre vor Jesus entstanden. Einerlei, ob Jesus sich aramäisch, hebräisch oder griechisch ausgedrückt hat — drei historische Möglichkeiten, — so haben wir, da wir nur in griechischer Sprache die authentische Fassung seiner Worte besitzen, auch in griechischer Sprache das alte Testament aus Zeiten vor Jesus vor uns, aus dem wir die rückbezügliche Anspielung seiner Abendmahlsworte verstehen.

Diese Worte, auf welche klar und deutlich Jesus anspielt, finden sich im zweiten Buch Mose (Exodus, Kap. 24. Vers 6—8); hier ist geschildert, wie Mose nach der Verkündigung aller Sittengesetze die zwölf Gesetzestafeln oder Steinsäulen den zwölf Stämmen Israels übergiebt und zur Weihung dieser Gesetze Gott ein Blutopfer bringt von geschlachteten Stieren. Das Opfer ist ein Opfer des Heils, der Rettung oder Erlösung genannt, und zwar ist es die Erlösung von Sünden, die durch die Ertheilung des Sittengesetzes der zwölf Tafeln geschaffen wird, wie der Zusammenhang ergiebt. Nun fährt die alte Urkunde fort, wobei wir nach der Septuaginta übersetzen, auf die es hierbei ankommt:

„Moses aber nahm die Hälfte des Blutes und goß es in Krüge, zur Hälfte aber goß er es vor den Opferaltar hin. Und er nahm das Buch des Bundes und las es vor den Ohren des Volkes. Und sie sprachen: Alles, was der Herr verkündet hat, wollen wir thun. Und Moses nahm das Blut, verschüttete es vor dem Volk und sprach: Das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit Euch über all' diese Worte eingesetzt hat."

Im Griechischen steht hier zu lesen in wörtlicher Vorwegnahme der Abendmahlsworte Jesu: „Ἰδοὺ τὸ αἷμα τῆς διαθήκης" (idu, to haima tes diathekes), „siehe das Blut des Bundes". Dabei ist zu bemerken, daß im Griechischen der Septuaginta die Wendung „das ist" (das bedeutet) sehr oft an Stelle des „siehe" steht, da die entsprechenden hebräischen Wendungen im selben Sinne für einander eintreten. Es ist das Hebräische: hinneh.

Moses erklärt das ausgegossene Blut für das „Blut des Bundes". Auch Jesus spricht von diesem ausgegossenen Blut des Bundes, und er macht nur den sprachlichen Unterschied, daß er betont: „das ist das Blut meines Bundes."

Damit ist die Beziehung der Worte Jesu ganz unzweideutig klar, damit ist eine wörtliche Bezugnahme zu der ganzen Scene, die Moses veranstaltet, gegeben. Wie Jesus darauf anspielt, daß das Blut ausgegossen zu werden pflegt — denn die Handlung des Moses war rituell geworden — zur Befreiung, Entlastung (ἄφεσις) von Sünden, so sehen wir diesen Beweg=

grund in der Erzählung des Exodus spielen. Und wie das verschüttete Blut nicht irgend das Blut einer Person symbolisirt, sondern ein Zeichen des Bundes, das Bundesblut ist, so spricht auch Jesus vom Blute des Bundes.

Klar ist nun, was der große Ethiker und Religionsstifter hat sagen wollen. Wein, nicht Blut hat er im Becher, und er erklärt: Der Wein bedeutet das Blut seines Bundes. Wo Mose noch wirkliches Blut ausgeschüttet hat, um den Bundesvertrag über das Sittengesetz zu versinnlichen, da sollen statt dessen die Anhänger des Jesus-Bundes nun den Weintrunk umgehen lassen um Alle daraus zu trinken, und in dieser Gemeinsamkeit des Trunkes die neue Bundeseinheit zu versinnlichen. Wir erkennen, daß der Sprecher dieser Worte mit keiner Silbe an einen blutigen Opfertod einer Person gedacht hat, sondern an die wichtigste symbolische Tradition eines Volkes anknüpft, die zur Bestätigung des mosaischen Sittengesetzes selbst ausgeübt ward. Eine Blut-Libation brachte Moses dar, ein gemeinsamer Weintrunk soll für die Anhänger des Jesusbundes an die Stelle des geopferten Stierblutes treten. Daß Jesus nicht einen persönlichen Opfertod gemeint haben kann, ergiebt die grammatikalische Wendung bei allen Evangelisten: „ausgegossen", und zwar als Participium, das nicht auf die Zukunft geht, sondern in der Gegenwartsform auf eine Sitte und einen historischen Vorgang anspielt. Ebenso ist dafür der Beweis, daß Jesus gar nicht von seinem Blute, sondern vom Blute seines Bundes spricht.

In der Fassung, welche Markus diesen Worten giebt, ist sogar noch eine Steigerung und besondere Hervorhebung des Umstandes, daß nur das Blut des Bundes gemeint sei, enthalten. Hier sagt Jesus (Markus 14, 2) wörtlich: „Das ist mein Blut, das des Bundes, das ausgegossen wird für Viele." Es sagt ganz dasselbe wie die grammatische Fassung bei Matthäus, nur daß in verschärfter Form betont wird, man habe nicht persönliches Blut, sondern das Bundesblut unter dem Weinbilde zu verstehen. Lukas aber (Luk. 22, 20) läßt Jesus sagen: „Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blute, den man für Euch ausgießt." Hier ergiebt der richtige grammatikalische Zusammenhang, daß an ein Ausgießen des Bechers und seines Inhalts selbst gedacht ist, also eine Weinlibation. Demgemäß ist der „Bund in meinem Blute" der Bund im Weine, den Jesus als sein Blut bezeichnet im Gegensatz zum Blut, das Moses ausgießt. Man hat vielfach den Satz vom Ausgießen auf das Wort Blut beziehen wollen, aber die hier gewählte Apposition kann sich nach griechischer Sprachregel ebenso auf den „Becher" (Kelch, das Trinkgefäß) beziehen, weil sie nicht im Dativ, in dem das Wort Blut dasteht, sondern im Nominativ des Wortes Becher rückbezogen ist. Der Leser mag hieraus ersehen, wie haarscharf das grammatische Bewußtsein des Uebersetzers sein muß, damit er nicht unter Umständen in gänzlich falsche Auffassungen fällt. Aber auch, wenn man die Lukasworte so nähme, daß das Blut ausgegossen wird, so bleibt doch in allen Beziehungen klar, daß die ursprüngliche Anspielung auf

Mose noch vollständig erhalten ist, nur daß der Evangelist vielleicht nicht mehr ganz genau wußte, wie er die Sache zu nehmen hatte.

Dafür ist aber auch ihm im Blute, das der Wein darstellt, nicht Jesu Blut, sondern der „neue Bund“ versinnlicht, und so ergiebt sich, daß nur eine freiere Paraphrase der von den beiden anderen Evangelisten überlieferten Worte vorliegt. Auch hat ja Lukas den Zusatz, daß man die vorhergehende Brodtheilung „zum Gedächtniß“ üben solle, ein Satz, der in keiner Weise den Anspielungen Jesu widerspricht und daher als ein lebendiger Bestandtheil der Tradition angesehen werden darf.

Wir haben nun erkannt, worauf Jesus mit der Weinceremonie bei jenem Abendmahl hinzielt, und zwar nach Matthäus und Markus mit einer Evidenz, daß etwas Anderes dabei überhaupt nicht mehr zu denken ist. Es ist nun die Frage zu beantworten, in welchem Sinne müssen die Worte, die Luther übersetzt, „das ist mein Leib“ genommen werden. Feststeht, daß auch hier „das ist“ nur so viel heißt wie das französische c'est oder voilà, daß in einem Bilde geredet wird, daß auch hier nur von einer sinnbildlichen Bedeutung die Rede sein kann.

Die große Frage ist aber: welches Bild meinte Jesu? Wovon spricht er überhaupt, wenn er, nachdem er das Brod gebrochen und vertheilt hat, bei Matthäus sagt: „Nehmet, esset: das bedeutet meinen Körper.“ (Luther: mein Leib.) Im Griechischen steht hier das Wort „Soma“, welches nach dem Sprachgebrauch der Septuaginta, wie ich mich überzeugt habe, die Uebersetzung von sechs verschiedenen hebräischen und chaldäischen, bezüglich syrisch-aramäischen Worten sein kann. Je nachdem man annimmt, daß Jesus das eine oder andere Wort gebraucht hat, ergeben sich auch verschiedene Schattirungen des Bildes nach den üblichen und grammatikalisch-möglichen Bedeutungen der betreffenden semitischen Worte. Man muß all' diese Möglichkeiten erwogen haben, um die ganze Schwierigkeit des Problems zu verstehen. Fragt man nach dem allgemeinen griechischen Sprachgebrauch, so ergiebt sich, daß die Wendung: „Das bedeutet meinen Körper“ (lateinisch: corpus) soviel heißen kann wie das „bedeutet meine Körperschaft“, sofern man unter Soma dasselbe denkt wie eine Korporation. Demnach wäre die Vertheilung des einen Brodlaibes an die Jünger das Bild für die Einheit ihrer Körperschaft, ihrer Korporation, ihres „Bundes“, wie Jesus gleich darauf ihre Gemeinschaft nennt. Die Worte: „Das bedeutet meinen Körper“ wären also so zu verstehen, daß Jesus den von ihm gestifteten Bund, sofern er als Stifter der seine ist, mit dem e i n e n Brode, von dem Alle essen, versinnlicht, wie in dem einen Becher, aus dem Alle trinken, ja auch die Einheit und Gemeinsamkeit des Bundes symbolisirt ist.

Wir können nun aber das griechische Wort nicht unabhängig von einem hebräischen oder aramäischen Wort denken, das zu Grunde liegt. Bei der Wendung „Blut des Bundes“ kennen wir aus dem alten Testament auch das Wort, das Jesus gebraucht haben muß, weil es an der betreffen-

den Stelle steht. (Dam ha=Brith.) Für Soma ergeben sich aber unter Umständen sechs Möglichkeiten, die den Sinn des griechischen Soma verschieden beleuchten.

So wird das hebräische Wort Basar gelegentlich mit Soma übersetzt, und es könnte daraus geschlossen werden, daß Jesus dieses Wort hebräisch oder syrisch gebraucht habe. Dieses hebräische Wort kann aber heißen sowohl soviel wie „Fleisch“, daß Jesus also gesagt hätte: „Das ist mein Fleisch“, als auch soviel wie Fleisch als „Körper“. Nehmen wir an, er hätte gesagt „das ist mein Fleisch“, so würde nach dem Sprachgebrauch des Wortes „Basar“, der aus verschiedenen alttestamentarischen Stellen zu bezeugen ist, darunter zu verstehen sein: das ist meine Verwandtschaft, meine Brüderschaft. So nennen den Benjamin seine Brüder „unser Fleisch“, um ihn damit als Blutsverwandten zu bezeichnen; wenn der Hebräer aber auch einen fremden Menschen gleichsam als seinen Bruder im sittlichen Sinne bezeichnen, ihn als seines Gleichen schlechthin bezeichnen will, so nennt er ihn wohl auch mein Fleisch. Nehmen wir an, daß Jesus Basar in diesem Sinne gebraucht habe, so würde der Sinn seiner Worte gewissermaßen herzlicher sein; das Brod wäre ihm das Symbol der inneren verwandtschaftlichen Beziehung, der Bruderschaft, die zwischen ihm und den Mittheilnehmern des Mahles besteht; er vertheilt das Brod als Bild seines „Fleisches“ sofern er darunter die sittliche Verbrüderung all derer versteht, ihn selbst mit eingeschlossen, die in diesem verwandtschaftlichen Sinne ein Fleisch sind.

Diese Auslegung wäre sehr ansprechend und durchaus im Sinne der Worte über den Wein, wenn ihr nicht eine Schwierigkeit entgegen stünde. Wir finden nämlich in den meisten Fällen, wo im alten Testament Basar in diesem Sinne gebraucht wird, daß die griechisch=jüdischen Uebersetzer, die äußerst feinfühlig für derartige Beziehungen sind, es nicht mit Soma, sondern mit Sarx (Fleisch, Materie) übersetzen. Man müßte also eine von der Tradition abweichende Uebersetzung annehmen, wo das Wort Soma an die Stelle von Sarx getreten wäre, und es ist die Frage, ob man dann eben unter dem ersten Worte das verstanden hätte, was das zweite sagt. Aber auch in Fällen, wo Basar schlechthin nur „Körper“ im Gegensatz zur Seele heißt, wird es mit Sarx übersetzt, so daß es ganz zweifelhaft ist, ob Jesus gerade das Wort Basar gebraucht haben kann.

Vielmehr finden wir, daß das Wort Soma in der Septuaginta durchaus die Uebersetzung andrer hebräischer und chaldäischer Worte ist, von denen wir auch die syrisch=aramäischen Formen kennen. Solche sind das syrisch=chaldäische Gäschäm, das hebräisch=aramäische Gupha und Guph*), Ausdrücke, die Jesus möglicher Weise gebraucht haben kann, die unter Anderem übertragene Beziehungen des Wortes Körper zulassen würden, die einen

*) Friedrich Delitzsch übersetzt in seiner Rückübertragung des „Neuen Testaments“ σωμα mit „Guph“ גוף.

Sinn ergäben, der sagen würde: das ist mein Inhalt, meine Person. Aber auch diese Uebersetzungen müssen wir ausschließen, da sie nichts völlig philologisch Denkendes zum Verständniß der Brodworte und ihres Symbols austragen würden. Nachdem wir alle diese Vorbeziehungen durchdacht haben, und Basar nicht möglich erscheint als das Wort für Körper, Leib zu gelten nach dem griechischen Mittelwort, finden wir im alten Testament noch ein anderes sehr gebräuchliches Wort, das wir auch im Syrischen kennen und welches Jesus gebraucht haben muß: nämlich „Gewa" oder Gewijja, Gwijja. Dieses wird von den Uebersetzern des alten Testaments konsequent mit dem Worte wiedergegeben, welches das neue Testament braucht: Soma (z. B. Ezechiel 1. 11, 23; Daniel 10. 6 ꝛc).

Dieses führt uns aber zur einfachsten Bedeutung des Wortes als Körper, Leib zurück, und da wir mit einer gewissen sprachwissenschaftlichen Sicherheit behaupten können, daß Jesus gerade dies Wort gebraucht haben muß, so sind wir auch darauf angewiesen, von hier aus die Brodworte zu verstehen.

Wir sind zu der Annahme genöthigt, daß eine übertragene Bedeutung des griechischen Wortes nicht gedacht ist, sondern daß die Worte den Sinn haben: das bedeutet meinen Leib, das bedeutet meinen Körper.

Der geistige Hergang aber ist dieser: Jesus reicht das zerbrochene Brod herum und giebt Jedem davon mit dem Worte: das bedeutet meinen Leib. Nicht das Wort, sondern die Handlung ist sinnbildlich, und sie sagt nun: Wie das Brot zertheilt ist und Jedermann davon genießt, so möchte der Stifter seinen Körper, der als eine Ganzheit, ein Brod gedacht ist, als die Körpereinheit, diesen Leib dahingeben zur Zertheilung an Alle als einen Ausdruck der Innigkeit seines Wunsches, daß Alle an dieser Einheit Theil haben möchten. Nicht ist gemeint, daß etwa körperlich das Brod den Leib des Stifters materiell darstelle, denn es heißt: das bedeutet. Nicht ist gemeint, daß er etwa in Zukunft seinen Leib hingeben wollte, denn bei Lukas steht der Zusatz: „das für Euch gegeben wird", oder „der für Euch gegeben wird" — beide Uebersetzungen sind möglich — im Gegenwartsparticip und bezieht sich demgemäß auf das gegenwärtige Herumreichen des Brodes oder des bildlich darin gedachten Leibes; — sondern lediglich das ist ausgedrückt, daß im Bilde des Brodes der Körper des Stifters herumgegeben, herumgereicht wird zum Besten derer, die am Mahle theilnehmen, um die Einheit der ganzen geschlossenen Gemeinschaft auszudrücken. Sie wird aber dadurch zur Körperschaft, zum corpus (Soma) im übertragenen Sinne, insofern man auch im Griechischen unter Körper eine Einheit in diesem Sinne denkt.

Und nun erst können wir die erklärende Beziehung der Weinworte, welche vom Blute des Bundes im mosaischen Sinne sprechen, mit diesem Brodbilde vereinigen zum Gesammtsinne des Ganzen.

Ein Widerspruch zwischen den Evangelisten ist bei solcher Erklärung

nicht zu finden. Die Brodworte lauten bei Matthäus und Markus übereinstimmend: „Nehmet und esset, das ist (bedeutet) mein Körper.“ Bei Lukas steht, „das ist mein Körper, der für Euch gegeben wird,“ wobei der Zusatz so zu verstehen ist: das, was hier gegeben wird, herumgegeben ist. Denn es steht da, er gab das Brod, und auf dieses sein Vertheilen bezieht sich das Particip der Gegenwart „das für Euch gegebene“. (διδομενον). Demgemäß sagt auch bei Lukas das Wort nur: das, was hier herumgegeben wird, bedeutet meinen Körper oder aber: „das bedeutet meinen Körper, der für Euch herumgegeben wird.“

Fragt man nun nach einer Sitte, auf die Jesus anspielt, wie er mit dem Blutausguß auf eine Sitte anspielt, so ist der Körper, der vertheilt und herumgereicht wird, ja zweifellos das Passahlamm, vor dessen unmittelbarer feierlicher Vertheilung Jesus steht. Aber er nimmt statt des Lammes als Symbol seines neuen Bundes lieber das Brod, wie er den Wein als Symbol dem Blute vorzieht. Wir haben zu denken, daß das Wort „das ist mein Leib“ die Abkürzung von „das ist der Leib meines Bundes“ ausdrückt, wenn wir die Worte als Parallelworte denken wollen. Aber wir sind nicht genöthigt, sie als solche zu verstehen und zwar weil alle Ueberlieferungen der drei Evangelisten zu dem Weinworte den Vordersatz oder Nachsatz haben: „Ich werde von jetzt ab nicht mehr von diesem Weinstockserzeugniß trinken bis einst, wo ich es mit Euch neu trinke im Reiche meines Vaters.“ Damit ist ein Parallelismus zwischen dem Brod und Wein insofern aufgehoben, als auf dem Weinbilde nicht in demselben Sinne verweilt wird und eine freiere Fortspinnung der Rede unabhängig vom Symbol gegeben ist.

Wir fassen das Ergebniß unserer ganzen Betrachtung zusammen. Jesus erhob das Brod zum Sinnbild der Einheit seines Bundes, indem er es entweder an Stelle des vertheilten Passahlammes für sich (mein Leib) und für seine Anhänger zum Einheits-Körper machte oder aber seinen eigenen Körper als Energiebild des Einheitswunsches unter dem Symbol des Brodes dachte. Er erhob den Wein zum Sinnbilde der Einheit seines Bundes als Ersatz für den Blutausguß des Mose mit seinen symbolischen Beziehungen und versinnlichte durch beide Bilder auf alle Fälle die Einheit eines von ihm als neu gedachten Bundes, eine Einheit, in der er sich natürlich als Lehrer in seinen Lehren mitdachte.

Unmöglich sind dagegen diejenigen Auffassungen, welche sich bisher in dogmatischen Formen kundgegeben haben. Sie sind weder vor der Sprachwissenschaft noch vor den historisch möglichen Beziehungen haltbar. Das wird nicht hindern, daß an ihnen nur um so mehr festgehalten wird, denn lebendige Religionen fragen überhaupt nicht nach dem historischen und logisch möglichen Sinne ihrer Urkunden, sondern sind eine freie Dichtung der Zeitalter, indem das Lesemißverständniß, der Lesefehler sehr oft die Hauptursache zur Bildung und Umbildung von Glaubensüberzeugungen sind.

Sind diese aber einmal zu Ueberzeugungen geworden, so ist es ganz überflüssig, sie berichtigen zu wollen, weil eine solche Berichtigung nur da verlangt wird, wo man nicht glauben, sondern wissen will.

Soviel aber dürfte aus unserer Darlegung entspringen, daß Forscher, die rein um der Wissenschaft willen eine weltbewegende Frage verfolgen, um ihre Einsicht in den faktischen Weltlauf zu bereichern, nunmehr wissen können, wie die allerersten Christen, die ältesten Anhänger Jesu diese Worte verstanden haben müssen, worauf sie sich beziehen, und was man geschichtlich und sprachwissenschaftlich dabei zu denken hat. Diese Erkenntniß aber kann wiederum Religionsgeschichte und Religionskämpfe, ihren Wahrheitswerth und ihre Irrthümer einigermaßen beleuchten. Auch kann der Leser ein Bild gewinnen, wie außerordentlich schwierig es ist, eine wissenschaftliche, ausschlaggebende Einsicht zu gewinnen in solchen Fragen, wo verschiedene Sprachen und ihre Uebersetzung, der Brauch solcher Uebersetzung erst ein Bild dessen geben können, wovon überhaupt geredet wird. Wie wir sehen, wird in den Abendmahlsworten Jesu von etwas ganz Anderem geredet, als ein großer Theil der theologischen Wissenschaft annimmt. Die Sprachwissenschaft und Kulturforschung sieht sich zu anderen Ergebnissen gelangt, und erst eine Theologie der Zukunft wird vielleicht hiervon willigen Nutzen ziehen. —





# Das Tagebuch von Pawlik Dolsky.

Novelle.

Von

## N. A. Apuchtin*).

(Schluß.)

4. März.



Es sind, seitdem ich die letzte Seite meiner Aufzeichnungen geschrieben, im Ganzen nur zehn Tage verflossen — und es hat sich Alles verändert.

Ich habe wieder zu husten angefangen, kann Nachts nicht schlafen, die Galle macht mir zu schaffen, meine Rüstigkeit ist verschwunden, und auf der Seele lastet es schwer. Wodurch ist das Ganze entstanden? Ich weiß es nicht. Vieleicht weil:

Le chagrin est tenace et long,
Mais la joie est volage et brève!

wie es irgend ein deutscher Diplomat Maria Petrowna in's Album geschrieben hat.

Besonders schlecht habe ich die letzte Nacht geschlafen; zu verwundern ist es aber nicht. Gestern war beschlossen worden, eine Troïkafahrt außerhalb der Stadt zu machen und dann den Thee bei Sibkins einzunehmen. Ich kam gegen acht Uhr an, Alle waren versammelt, drei Toikas standen vor der Thüre.

„Wie, Sie wollen auch mitfahren, Paul?" fragte mich Maria Petrowna. Glauben Sie mir, bei Ihrem Husten wäre das unvernünftig. Leisten Sie mir lieber Gesellschaft. Dans la dernière Revue il y a un article très intéressant sur les Ducs de Bourgogne . . . Lesen Sie mir diesen Artikel vor, Sie lesen ja so gut."

*) Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel-Bonn.

Ich hätte natürlich weder auf die Rathschläge der Vernunft, noch auf Maria Petrownas Bitten gehört, wenn mich Lydie nicht bei Seite genommen und mir zugeflüstert hätte:

„Pawlik, mein Lieber, bleiben Sie etwas bei der Tante, sie langweilt sich so allein! Wir kommen bald wieder.“

Schweigend half ich Lydie in den Schlitten und kehrte in den kleinen Salon zurück, wo schon unter der Lampe zwei dünne rosa Bändchen lagen. Ich machte eine Recognoscirung. Die Geschichte der Herzöge von Burgund nahm in einem Buche fünfzig, im anderen ungefähr sechzig Seiten ein.

„Maria Petrowna,“ rief ich entsetzt aus, „wir werden heute nicht mal Zeit haben, den ersten Artikel durchzulesen.“

„Nein, Paul, wir werden für beide Zeit haben. Ich will Lydies Rückkehr abwarten, und ich glaube, es wird bei Sibkins getanzt.

Das war ein neuer Schlag. Warum hatte mir Lydie verheimlicht, daß man bei Sibkins tanzen sollte? und sie hatte sogar versprochen, bald wiederzukommen.

Das Lesen begann; seitdem ich auf der Welt bin, habe ich nichts Langweiligeres als diesen Artikel gelesen. Im Vergleiche dazu wäre einem der Jahresbericht der frei-ökonomischen Gesellschaft wie der spannendste Roman vorgekommen. Zwei Stunden hielt ich diese Folter aus, dann verließen mich meine Kräfte. Ich ließ mich auf eine List ein und fing an, einige Zeilen auszulassen, dann sogar halbe Seiten; da ich merkte, daß ich es ungestraft thun durfte, wandte ich achtzehn Seiten auf einmal um, so daß von sämmtlichen Heldenthaten Karls des Kühnen Maria Petrowna nur seinen Tod erfuhr. Uebrigens ist es kaum anzunehmen, daß sie überhaupt etwas hörte. Zu Anfang unterbrach sie den Vortrag durch beifällige Ausrufungen, dann schloß sie die Augen und schlummerte, glaube ich, ein. Endlich kam der Augenblick, wo ich fühlte, daß mir jetzt das Buch gleich entfallen müsse; ich glaubte les cloches du monastère spielen zu hören. Ich blieb stehen. Sie öffnete die Augen.

„Décidément on danse chez les Sibkine ce soir. Sollten wir nicht lieber unsere Lektüre bis morgen aufschieben?“

Ich ließ mich nicht bitten und rannte auf die Straße. Mein Wagen war noch nicht da. Ich lief zu Fuß nach Hause. Ein nasser Schnee fiel in dichten Flocken, ich bekam nasse Füße und zitterte vor Kälte.

* * *

5. März.

Gestern habe ich geschrieben, ich wüßte nicht, warum sich Alles verändert hätte, aber ich habe geflunkert — ich weiß es. Ich will versuchen, meine Lage klar zu stellen und meine Gedanken in Ordnung zu bringen. Dafür muß ich vor Allem das aussprechen, was ich mich bis jetzt

nicht entchließen konnte, mir selbst einzugestehen. Ich bin wahnsinnig in Lydie verliebt.

Aber in allen übrigen Fragen bin ich noch nicht ganz verrückt, deshalb wußte ich sehr genau, daß ich auf keine Gegenliebe rechnen durfte. Ich fühlte einfach das Bedürfniß, sie täglich zu sehen, und freute mich, daß sie sich mir gegenüber so freundschaftlich benahm, das genügte mir schon. Warum hat sich denn Alles verändert?

Man versichert, daß die Lehren der Geschichte den Staaten und Völkern niemals von Nutzen seien. Dasselbe kann man von den Lebenserfahrungen in Bezug auf die einzelnen Persönlichkeiten sagen. Diese Lebenserfahrung ist sehr nützlich in der Theorie, aber die Menschen handeln meistens wider die erhaltenen Lehren. So geschah es auch mit mir. Die Lebenserfahrung sagte mir, daß, wenn ich die freundschaftlichen Beziehungen zu Lydie aufrecht erhalten wolle, so dürfe ich unter keinen Umständen das Geheimniß meiner Liebe offenbaren. Möge Lydie von meiner bedingungslosen Ergebenheit überzeugt sein, aber das Element des Verliebtseins mußte in meiner Seele tief begraben bleiben — sonst war ich verloren. Lange verrieth ich mich nicht, zum Schlusse that ich es doch!

Es geschah ungefähr zwei Tage nach dem Koselsky'schen Balle. Durch ein besonderes Zusammentreffen der Umstände fand ich mich mit Lydie allein; wir sprachen über den Ball, und Lydie sagte, daß Allen meine Art, die Mazurka zu führen, sehr gefallen hätte.

„Nun, nicht gerade Allen," bemerkte ich lachend. „Ihr erster Adjutant war nicht vollkommen mit der Mazurka einverstanden."

„Wer? Mischa? Welcher Unsinn! Wir sehen uns ja ohnedies oft genug."

„Vielleicht sogar zu oft, Lydie?"

Dabei muß ich bemerken, daß ich diesen Mischa von ganzer Seele hasse. Alles an ihm ist mir widerwärtig: seine Stimme, sein Benehmen, seine Courmacherei mit Lydie, sogar seine Schönheit. Besonders aber seine Schönheit: er ist zu puppenhaft hübsch und weiß es zu genau. Als ich von Mischa zu sprechen anfing, so flüsterte mir die Stimme der Lebenserfahrung zu:

„Höre auf, geh' nicht weiter!"

Ich gehorchte nicht dieser Stimme und versuchte, meinen Nebenbuhler lächerlich zu machen, sprach über seine Unentwickeltheit und Herzlosigkeit, warnte, rieth, flehte — in einem Worte, ich spielte wie nach einem Souffleur die Rolle eines eifersüchtigen Liebhabers. Als ich Lydie ansah, drückte ihr Gesicht einen solchen Schrecken und ein solches Leiden aus, daß ich selbst davor erschrak.

„Wenn Sie mich auch nur im Geringsten lieb haben," sagte sie aufstehend, „so sagen Sie mir niemals Schlechtes über Mischa. Er ist mein Freund."

Leise verließ sie das Zimmer.

Von diesem Tage an hat sich nun Alles verändert. Früher sah es Lydie gern, wenn ich an allen Belustigungen der Jugend theilnahm, jetzt ist es ihr ersichtlich unangenehm geworden, mich mit Mischa zusammen zu sehen. Das quälte mich, ich büßte meine Lebhaftigkeit ein, wurde reizbar, finster, und in Folge dessen begann Lydie mich entschieden zu meiden. Wenn sie auch ab und zu den früheren, freundschaftlichen Ton mir gegenüber anschlägt, wie sie es z. B. gestern gethan, so geschieht es nur zu einem bestimmten Zweck. Gestern wurde mir die vergoldete Pille verabreicht, damit ich die Troïkapartie nicht mitmache, sondern bei Maria Petrowna bliebe.

Heute wäre ich wahrscheinlich nicht nach der Sergiewskaja gefahren, aber ich mußte das Lesen der Geschichte der Burgunder beenden. In meinem Herzen war ich übrigens froh, doch einen Vorwand zu haben. Vor der Anfahrt standen viele Wagen, und schon auf der Treppe schallte mir lautes Singen entgegen. Eine so unbegreifliche Schüchternheit bemächtigte sich plötzlich meiner, daß ich, ohne den Saal zu betreten, mich auf einem Umwege zu Maria Petrowna begab. Als ich durch das Eßzimmer schritt, hörte ich deutlich das Lied, das Mischa Koselsky am Klavier mit seinem durchdringenden Bariton sang. Es war eine bekannte Zigeunermelodie, die Worte dagegen hatte er wohl selbst dazu verfaßt.

Das liebe Lydchen
Hat ein kühles Gemüthchen,
Doch Melchisedek
Der ist ein rechter Geck.

Der Chor der jungen Mädchen wiederholte quiekend: Der ist ein rechter Geck.

Aus dem Lesen wurde nichts, weil Maria Petrowna auch Besuch hatte, man händigte mir aber sogleich Karten zum Wintspielen ein. Ehe ich jedoch zu spielen begann, entschloß ich mich in den Saal zu gehen. Nicht, daß bei meinem Eintreten der Lärm und das Geschrei ganz aufhörten, aber sie wurden doch entschieden leiser. Scherzend warf ich Lydie ihren gestrigen Betrug vor, aber mein Scherz mißlang, er enthielt doch zu viel Kränkung und Schmerz. Lydie murmelte etwas als Antwort, ich verstand nichts davon und entfernte mich nach der Gouvernantenecke.

Währenddem trat Mischa Koselsky, sich auf eine ganz besondere Art wiegend und in die Brust werfend, an Lydie heran und fragte sie laut:

„Lydie Lwowna, Sie lieben wohl sehr Melchisedek?"

Ringsherum erscholl das laute Kichern der jungen Mädchen. Lydies Antwort konnte ich nicht hören, aber es kam mir vor, als ob sie sich ärgerte.

Wer ist denn dieser Melchisedek? überlegte ich bei mir — wahrscheinlich irgend ein neuer Anbeter ... Wie ich doch zurückgeblieben bin! Früher kannte ich sämmtliche Verehrer auswendig. Der Aehnlichkeit der Namen

nach könnte es der Garde-à-cheval Melchowsky sein, aber bis jetzt machte doch Melchowsky Nadja Koselsky den Hof . . ."

Die Frage begann mich derart zu interessiren, daß ich mich schon zu ihrer Aufklärung an Lydie wenden wollte, aber ich wurde zum Wintspielen gerufen.

Niemals im Leben habe ich so schlecht gespielt; meine Mitspieler ärgerten sich furchtbar über mich, und ich freute mich darüber, denn ich betrachtete sie als Feinde. Hinter der Thüre im Saale ertönten die lauten, vergnügten Stimmen der Jugend, die mir noch vor Kurzem so sympathisch gewesen ist. Jetzt bin ich ihr völlig fremd, vielleicht sogar eben so unangenehm geworden, wie meinen Mitspielern bei dem Wint.

Plötzlich kam mir ein seltsamer Gedanke in den Sinn: daß ich von nun an nicht mehr vergleichen könne, wo es mir besser, sondern nur denken, wo es mir am schlechtesten gehe. Hier beim Wint habe ich es sehr schlecht, im Saale aber noch schlechter . . . Und zu Hause, weit von Lydie, vielleicht am schlechtesten : . . Nein, zu Hause ist es am Ende doch erträglicher. Kaum war die Partie beendet, so eilte ich auf demselben Umwege fort, ohne mich, von wem es auch sei, zu verabschieden.

Im Saale ertönte wieder dieselbe Zigeunermelodie, aber die Strophe hatte eine leichte Variante erfahren:

Lydchen, die feine,
Liebt uns all' im Vereine,
Doch Melchisedek
Ist ein garstiger Geck.

„Ist ein garstiger Geck," wiederholte der Chor.

O mein Gott, was war das für ein blödsinniges Lied, und wie kränkte es mich, Lydies silberhelles Stimmchen zu hören, wie es sich von diesem winselnden Chore abhob!

* * *

6. März.

Ein Weiser des Alterthums hat gesagt, daß der größte Feind des Menschen — er selbst sei. Ich habe es gestern bewiesen, indem ich in mein Tagebuch niederschrieb, ich sei in Lydie verliebt. Solange dieses Gefühl nur im Bewußtsein des Menschen sein Dasein fristet, kann man noch dagegen ankämpfen, aber sobald es deutlich ausgedrückt und in Worten oder auf dem Papiere ausgesprochen wird — so ist der Kampf undenkbar. Es ist dasselbe, als wenn man eine Akte notariell beglaubigen läßt. Der Mensch hat sich nicht mehr in der Gewalt, sondern handelt unter dem Einflusse irgend welcher dunkler, unbekannter Kräfte. Heute z. B. hatte ich fest beschlossen, nicht zu Maria Petrowna zu fahren und im Klub zu essen. Dieser Klub, den ich früher so liebte, machte mir den Eindruck einer menschenleeren Wüste: immer dieselben Persönlichkeiten, dieselben Gespräche,

dasselbe Essen. Früher gefiel mir sogar diese traditionelle Wiederholung von einem Tage zum andern, heute habe ich mich unerträglich gelangweilt. Nach Tische, als ich durch das Billardzimmer schritt, erblickte ich den alten Trutneff, der mit dem Marqueur spielte. Früher bemerkte ich diesen Trutneff garnicht, heute aber freute ich mich über ihn wie über den mir nächststehenden Menschen. Die Sache ist die, daß Trutneff mit Sibkins verwandt ist und oft mit ihnen verkehrt, da konnte ich im Laufe des Gespräches zwei Mal Lydie Lwownas Namen erwähnen. Wie ich mich noch mit dem über meine angestrengte Liebenswürdigkeit etwas verwunderten Trutneff unterhielt, erschien in der Thüre zum Billardzimmer der verehrte Vorsteher Andreï Iwanitsch. Mich ergriff augenblicklich eine Ahnung, er würde mir etwas Unangenehmes sagen. Ich hatte mich nicht geirrt.

„Was ist denn das mit Ihnen, Väterchen Pawel Matweïtsch,“ fragte er mich, mit einem gewissen Mitleid meine Hand schüttelnd. „Sie sehen ja furchtbar schlecht aus! Wie mager Sie geworden sind!“

„Was ist da zu thun, Andreï Iwanitsch, das Alter ist's.“

„Dagegen ist nichts zu sagen, „das Alter“ ist gut,“ rief Trutneff aus. „Dieser Tage noch hat Pawel Matweïtsch so flott getanzt, daß er die ganze Jugend in den Schatten gestellt hat. Auch Jahre hat Pawel Matweïtsch nicht viele zu verzeichnen.“

„Nun, an Jahren hat er keinen Mangel,“ erwiderte der unerbittliche Andreï Iwanitsch, „ich habe dergleichen Beispiele viele erlebt. Der Mensch ist rüstig, rüstig, zählt sich noch immer zu den Jungen; eines schönen Morgens wacht er auf und siehe da: ein Greis! Auch im Piket sieht man dasselbe; man zählt achtundzwanzig, neunundzwanzig und dann plötzlich sechzig!“

Mit seinem Witze sehr zufrieden, entfernte sich Andreï Iwanitsch, um denselben im Klub zu verbreiten.

In diesem Augenblicke schlug die große Klubuhr neun. Ich sprang auf und lief mit einer solchen Geschwindigkeit hinunter, als ob ich Angst hätte, den Zug zu versäumen. „Nach der Sergiewskaja und möglichst schnell,“ rief ich dem Kutscher zu und sprang in den Schlitten. Warum es sich so ereignete, weiß ich nicht. Mich hatte plötzlich der Wunsch ergriffen, Lydie zu sehen. sie nur zu sehen — weiter nichts. Ich werde nicht mal mit ihr sprechen, nur bei Maria Petrowna sitzen. In der That, was ist es für ein Vergnügen für sie, mein abgemagertes, verhärmtes Gesicht zu sehen? Um sie her sind stets lauter junge, heitere Gesichter. Aber sie ansehen darf ich doch. Es ist Niemandem verboten, die Sonne, die Sterne, die Kuppel der Isaakkathedrale zu betrachten! . . .

So überlegte ich im Schlitten, aber auch diesem bescheidenen Wunsche war es nicht bestimmt, in Erfüllung zu gehen. Der Portier theilte mir mit, daß die jungen Herrschaften eben erst — es wären noch keine drei Minuten her — in Troïkas weggefahren seien, Maria Petrowna aber

sei zu Hause. Das Schicksal wollte mir wohl beweisen, daß man auch die Kuppel der Kathedrale nicht immer ansehen dürfe.

Maria Petrowna war in einem elegischen Gemüthszustande, das Gespräch wollte gar nicht recht voran gehen.

„Lydie Lwowna scheint neuerdings nie mehr zu Hause zu sein?“ — fragte ich nicht ohne Bosheit.

„Wie meinen Sie das? Gestern war sie doch den ganzen Tag zu Hause.“

„Oh, Sie nennen das zu Hause sein, wenn Sie hundert Gäste haben. Wissen Sie, Maria Petrowna, Sie setzen mich in Erstaunen. Sie haben ja Ihre Nichte doch sehr lieb, und mit diesen täglichen Troïkas, Gesellschaften, Balaganes*) bekommen Sie sie kaum zu sehen.“

„Ja, es ist wahr, ich sehe sie sehr wenig, aber das ist nicht zu ändern, Paul, il faut que jeunesse se passe . . . .

„Ja, jeunesse, jeunesse . . . das ist Alles sehr schön und gut, aber hat doch seine Grenzen. Ich meine, daß ein solches Leben, wie es Lydie Lwowna führt, für die Entwicklung des Geistes und Herzens nicht besonders nutzbringend und außerdem nicht ganz passend sei.“

„Nein, Paul, wenn sich Einer von uns wundern muß, so bin ich es entschieden. Ich habe stets das, was Sie jetzt sagen, behauptet, und Sie haben immer mit mir darüber gestritten. Ich war gegen die Troïkas, Sie haben mich überzeugt, daß nichts daran sei. Die sich bei Sibkins versammelnde Gesellschaft mißfällt mir ungemein, und ich wünschte, daß Lydie möglichst selten hinginge, Sie haben mir bewiesen, daß dies unmöglich sei, weil Sonja Sibkin mit Lydie zusammen im Institute erzogen worden war. Endlich die Balaganes . . . Sie müssen noch wissen, daß wir uns fast verzankt, weil ich Lydie nicht erlauben wollte, hinzugehen. Ich habe so viel Vertrauen in Ihren Takt und Ihre Weltkenntniß, und jetzt werfen Sie mir vor, daß ich auf Sie gehört habe. Wirklich, Paul, das ist ungerecht.“

Maria Petrowna hatte vollkommen Recht, doch das reizte mich noch mehr.

„Schon gut, nehmen wir an, es sei so, wie Sie behaupten. Da Sie zu wünschen scheinen, daß ich an Allem schuld sei, nehme ich gern die Schuld auf mich. Aber sagen Sie, Maria Petrowna, habe ich Ihnen jemals den Rath gegeben, Ihrer Nichte zu erlauben, auf einem so vertraulichen, intimen Fuße mit den jungen Herren zu stehen, dieselben bei ihrem Taufnamen zu nennen, ganze Tage mit ihnen zu verbringen . . .“

„Sie spielen auf Mischa Koselsky an? Er ist aber doch ein Verwandter . . .“

„Ach ja, entschuldigen Sie, ich vergaß diese berühmte Verwandtschaft. Die Mutter der Fürstin Koselsky war die Cousine dritten Grades von

*) Auf dem Marsfelde während der Butterwoche errichtete Schaubuden.

Lydies Großmutter . . . Eine allerdings nahe Verwandtschaft, nur müssen Sie bedenken, daß dieselbe vor nichts schützt.“

„Höre auf, geh' nicht weiter,“ flüsterte mir leise die innere Stimme zu, doch ich segelte mit vollem Winde und ergoß die ganze Galle, die sich im Laufe des verflossenen Monats bei mir angesammelt hatte. Maria Petrowna fächelte sich nur.

„Nein, Paul, dies Mal bin ich entschieden nicht mit Ihnen einverstanden. Mischa est un enfant de bonne maison und wird sich niemals etwas Unpassendes erlauben. Mais vous avez une dent contre lui, ich habe es schon längst bemerkt, und er selbst weiß es auch. Noch gestern hat er gesagt: ‚ich weiß nicht, warum Melchisedek mit mir schmollt‘ . . .“

Ich sprang wie gestochen auf.

„Wie hat er gesagt? Wer ist Melchisedek? Am Ende gar ich?“

„Oui, c'est un sobriquet, que cette jeunesse vous a donné, je ne sais pas trop pourquoi . . .“

„Das hat mir noch gefehlt!“ schrie ich im Zimmer auf und ab rennend und warf fast den mir im Wege stehenden Theetisch um. — Danke Ihnen, Maria Petrowna! Es genügt Ihnen nicht mehr, daß Sie aus Ihrem Hause den Sammelplatz einer ungestümen Jugend gemacht, Sie erlauben ihr auch, Ihre Gäste zu beleidigen — und wen? Einen Mann, der Sie seit Ihrer Kindheit kennt . . . der . . . der auf Ihrer Hochzeit Brautführer gewesen, der . . .“

„Aber was ist Ihnen nur, Paul? Beruhigen Sie sich,“ stammelte Maria Petrowna, lief im Zimmer hinter mir her und brachte mich schließlich dazu, auf einem Sopha Platz zu nehmen. — Ich kann entschieden nicht begreifen, warum Sie das so beleidigt. Wenn noch Melchisedek irgend ein Missethäter oder bekannter Räuber gewesen wäre, dann würde ich es verstehen . . . Mais je vous assure, que c'était un homme tout à fait respectable, même une espèce de saint, je crois . . . Ich würde mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn man mich Melchisedek genannt hätte . . . Im vorigen Jahre hat in der Revue des deux Mondes ein Artikel über ihn gestanden, ich will ihn gleich für Sie heraussuchen . . .“

„Nein, ersparen Sie mir wenigstens das,“ brüllte ich voller Wut, „ich schwöre, daß ich diesen Artikel nicht lesen werde! Ich habe genug mit den Herzögen von Burgund . . . . Und erfahren Sie hiermit, Maria Petrowna, daß ich Ihre Revue des deux Mondes aus ganzer Seele verachte und verabscheue! Es ist gar keine Zeitschrift, es ist einfach irgend ein Schlafmittel . . . . etwas in der Art wie les cloches du monastère, die Sie so gern haben“ . . .

„Aber kommen Sie doch zu sich, Paul, was ist Ihnen? Sie fangen ja an mir Grobheiten zu sagen“ . . . .

Ich kam wieder zur Besinnung.

„Verzeihen Sie mir, Maria Petrowna, ich spreche wahrhaftig den

größten Blödsinn. Aber sehen Sie, ich fühle mich sehr elend . . . Mein Kopf ist nicht in Ordnung."

„Ach ja, ja, Sie sehen wie eine Leiche aus, ich werde Ihnen ignatium bringen, es wird Ihnen gleich helfen."

Ich schluckte fünf Kügelchen ignatium herunter, dann noch einige weitere Kügelchen, aber es half nichts. Das Fieber schüttelte mich, Maria Petrowna ließ ihren Wagen anspannen und schickte nach dem Arzte. Ich wurde nach Hause gebracht, in's Bett gelegt und bekam heißen Thee zu trinken. Nach ungefähr zwei Stunden wurde ich wieder warm, aber einschlafen konnte ich nicht. Ich verließ das Bett und schrieb, um mich selbst zu strafen, mein Gespräch mit Maria Petrowna ausführlich nieder. Möge mir das zur ewigen Erinnerung daran dienen, wie dumm, grob und taktlos ich gewesen bin.

Nun, Du bist mir auch der Richtige, Du widerlicher Bengel, der den Leuten, die drei Mal Dein Alter haben, Spitznamen giebt und Couplets auf sie verfaßt. Du glaubst wohl, weil Du Dich beim Gehen in den Hüften wiegst und Dich in die Brust wirfst, daß Dir Alles erlaubt ist . . Ich war ja auch einst ein Kammerpage, wiegte mich auch und warf mich in die Brust, ich war nicht häßlicher als Du, und gescheiter war ich jedenfalls. Jetzt bin ich aber hülflos und krank und komisch. Auch Dir wird es so ergehen. Die Jahre werden unmerklich verstreichen, und wenn Du mit dem zahnlosen Munde schmatzen wirst, wird ein neuer, bis jetzt noch nicht geborener Kammerpage sich in die Brust werfen und sinnlose Knüttelverse auf Dich machen . . . Jetzt trittst Du mich mit Füßen, und ich kann mich nicht an Dir rächen, aber sei nur ruhig, hinter mir steht ein großer Rächer — die Zeit. Dir hat man wohl mehr als ein Mal gesagt, und Du, als dummer Papagei hast es wiederholt, daß Zeit — Geld ist. Wenn Du aber mein Alter erreichst, wirst auch Du wissen, daß die Zeit viel mehr noch als Geld ist. Die Zeit ist der unbestechlichste Richter und der erbarmungsloseste Henker!

* * *

17. März.

Ich mußte einige Tage das Bett hüten. Gleich am ersten Tage ließ sich Maria Petrowna nach meinem Befinden erkundigen, wodurch sie ihre ungewöhnliche Güte bewies, denn sie hätte statt dessen das Recht gehabt, ihrem Portier den Befehl zu ertheilen, mich nicht mehr vorzulassen. Am zweiten Tage erhielt ich ein Briefchen von Lydie. Ich las dasselbe so oft durch, daß ich es aus dem Gedächtnisse hier niederschreibe:

„Sie haben sich unnöthig über Mischa geärgert. Den Spitznamen Melchisedek hat Ihnen die Haushälterin von Sibkins gegeben. Sonja erzählte es uns, und wir fanden es komisch, doch jetzt, wo es Sie gekränkt, wird Sie Niemand mehr so nennen. Sie glauben gar nicht, wie leid es

mir thut, Sie krank zu wissen, und wie ich den Wunsch hege, Sie bald wiederzusehen.

Ihre Freundin Lydie."

Nachdem ich diesen Brief erhalten, beruhigte ich mich vollständig und brachte einige ganz glückliche Tage im Bette zu. Ich vergaß meine Krankheit und die ganze Umgebung, sah nur Lydie vor mir und wiederholte mir fortwährend „die letzte Liebe" — eins von meinen Lieblingsgedichten von Tjutscheff:

Wie wird in vorgerückten Jahren
Die Liebe ängstlicher und zarter.

Ja, ängstlicher. Einen besseren Ausdruck kann man sich gar nicht ausdenken. Ich studirte aufmerksam die unsichere, fast kindliche Handschrift von Lydie, und aus den Linien dieser Buchstaben versuchte ich ihren Charakter und mein zukünftiges Schicksal zu entziffern. Wäre ich jung gewesen, so hätte ich mich danach gesehnt, ihr Bild zu besitzen, jetzt brauche ich es nicht, ich sehe sie ja ohnedies mit meinem geistigen Auge. Den Buchstaben D macht sie mit einem gewissen Schnörkel; wie lebend tritt sie mir mit diesem Schnörkel entgegen.

O Du unsere letzte Liebe,
Ein Glück bist Du, doch hoffnungslos!

23. März.

Wenn es in Wirklichkeit ein Reich der Liebe gäbe, was würde es für ein seltsames und launisches sein! Nach welchen Gesetzen würde es regiert werden, und kann es überhaupt Gesetze für eine so launenhafte Königin geben?

Hunderte schöner Frauen gehen an Einem vorüber, und man bleibt gleichgültig. Plötzlich erblickt man irgend wo ein hübsches, glattes Gesichtchen und fühlt auf einmal, daß das Leben von nun an einen Inhalt hat und daß es außer diesem Gesichtchen nichts mehr in der Welt für Einen giebt. Worin hat das seinen Grund? Vielleicht hat Euer Ahn ein ähnliches Weib geliebt, und ihr Bild ist mit Euch geboren, in Euer Blut, Eure Nerven gedrungen. Wohl Euch, wenn Ihr diesem Weibe begegnet, solange Ihr noch jung seid. Es kann Eurem Rufe folgen, und dann werdet Ihr Beide von der Königin der Liebe in ihren hellen Gemächern empfangen.

Leider ist meine Jugend ohne eine solche erwünschte Begegnung verflossen, aber warum kann dieselbe nicht jetzt stattfinden?

„Sie sind kein Greis, aber Sie sind doch bei Jahren," sagte mir Lydie am ersten Tage unserer Bekanntschaft. Was schadet es denn, daß ich bei Jahren bin? Ist es denn meine Schuld, daß sie zu spät oder daß ich zu früh geboren bin? Sind denn Jahre ein Verbrechen? Im Gegentheil, in allen anderen Lagen des Lebens erwirbt ein Mann mit den Jahren Achtung und Ehren. Warum ihn denn des heiligsten Rechtes berauben, — des Rechtes, zu lieben? Wenn es so ist, so wäre es schon besser, Jeden zu tödten, der die Vierzig überschritten hat.

„Nein," — sagt mir die grausame Königin, — „tödten wird man Dich nicht, Dich auch nicht des Rechtes, zu lieben, berauben. Wenn Du willst, so komm zu mir, aber das Leben in meinem Reiche wird Dir nichts Schönes bieten. Steh' an der Schwelle meiner Gemächer und ergötze Dich daran, wie ich mein Lächeln, meine Liebkosungen und Thränen des Glücks an Andere verschwenden werde. Du aber steh an der Schwelle und schweige. Keine Achtung, keine Ehren werden Dir hier zu Theil, doch wage nicht, auch nur zu zeigen, daß Du damit unzufrieden bist, sonst werde ich Dir nicht mal erlauben, an der Schwelle zu bleiben. Dein ganzes Blut wird vor Kränkung zu brodeln und zu kochen anfangen, Du aber lächle einschmeichelnd und glatt; das ganze Herz wird sich vor Weh zusammenziehen, Du aber lache, strampele mit Deinen schwachen Beinchen und tanze .... Hauptsächlich aber schweige, schweige und schweige!"

Aber nein, ich werde nicht schweigen! Es geschehe, was wolle, ich werde dennoch dieses verzauberte Gemach betreten und werde mit der stolzen Sprache des freien Mannes zu reden beginnen. Am Ende jagt man mich doch nicht davon. Die Frauen haben ja nicht immer nur Milchbärte geliebt! Da, um nicht zu weit nach einem Beispiele zu suchen, Mazeppa ..... Er war viel älter als ich, und Maria gewann ihn doch lieb .... Und ein Greis bin ich doch wahrhaftig nicht, kein Stepan Stepanitsch, der seit zwei Jahren gelähmt daliegt.

26. März.

Vorgestern erlaubte mir der Arzt, aufzustehen, aber unter keiner Bedingung auszufahren, und von diesem Tage an entstand in mir der Plan einer entscheidenden Erklärung an Lydie. Um bei der Wahrheit zu bleiben, gründeten sich meine Hoffnungen auf Erfolg theilweise auf Lydies Briefchen, was beweist dieses aber? Es war einzig durch den Wunsch hervorgerufen worden, Mischa zu rechtfertigen, jetzt sehe ich es ganz deutlich ein, doch damals kam es mir anders vor. Ich durchmaß meine Wohnung, wie in einem trunkenen Zustande. Aus den letzten Versen Tjutscheffs hatte ich die Hoffnungslosigkeit vergessen und dachte nur an das Glück, Lydies Gatte zu werden, ihr den Rest meiner Kräfte und meines Lebens zu weihen. Gestern wurde nun mein Plan endgültig reif, und ich brachte ihn gleich zur Ausführung. Ich bat den Arzt, heute etwas früher zu kommen, um sich von der Wirkung einer neuen stärkenden Arzenei zu überzeugen. Er erschien um zehn Uhr, war sowohl mit der Arzenei, wie mit meiner Berücksichtigung seiner Behandlung sehr zufrieden und drückte die Hoffnung aus, mir wahrscheinlich in zehn Tagen die erste Ausfahrt genehmigen zu können. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so zog ich mich an und fuhr nach der Sergiewskaja. Mein Plan stützte sich darauf, daß Maria Petrowna sehr spät aufstand und daß zu so früher Stunde ich wohl keine Gäste treffen würde. Meine Berechnung

erwies sich als vollkommen richtig. Lydie saß allein im Saale am Klavier und übte eine Sonate. Sie freute sich sehr über mein Kommen und wollte gleich eilen, Maria Petrowna zu wecken, es gelang mir fast nur mit Gewalt sie zurückzuhalten. Wir fingen an über alle möglichen Nichtigkeiten zu plaudern, die Zeit verging, ich wußte, daß sich mir lange keine solche günstige Gelegenheit mehr bieten würde, dennoch fesselte eine unüberwindliche Schüchternheit meine Zunge. Endlich faßte ich den Entschluß. Ich holte von Weitem aus; ich sprach von meiner drückenden Einsamkeit, davon, daß Lydie allein die Macht habe, meinen sämmtlichen Schmerzen und Krankheiten ein Ende zu bereiten, aber weiter kam ich nicht: die stolze Sprache eines freien Mannes, die ich Lydie gegenüber führen wollte, sank um ein Paar Töne. Seit dem Beginne meiner erbaulichen Rede sah mich Lydie besonders listig an und schien etwas sagen zu wollen, ohne sich dazu entschließen zu können. Sie hielt es aber, wie gewöhnlich, nicht aus.

„Pawlik, drücken Sie sich deutlicher aus. Sie machen mir wohl einen Antrag? Ja? Ach, was sind Sie lieb, wie freue ich mich!“

Sie sprang auf und ergriff meine Hände.

„Ist es kein Traum, Lydie?“ rief ich mit Entzücken aus und preßte ihre Finger zusammen, „Sie willigen ein, meine Gattin zu werden?“

Lydie wankte zurück und nahm ihren früheren Platz ein.

„Ach nein, Pawlik, das kann ich nicht, und doch ist es mir sehr angenehm, daß Sie mir einen Antrag gemacht haben.“

„Was bedeutet es denn, Lydie? Warum quälen Sie mich so furchtbar?“

„Es ist ein großes Geheimniß, aber ich will Ihnen nur Alles sagen. Ich habe Mischa versprochen, ihn zu heirathen.“

„Wie, dem Mischa? Er ist ja noch im Korps.“

„In vier Monaten wird er Offizier sein, und dann werden wir gleich heirathen, wenn — wenn man ihm aber seiner Jugend wegen die Erlaubniß verweigert, so wird er sich ein ärztliches Zeugniß ausstellen lassen und wird gleich seinen Abschied nehmen, um später wieder in sein Regiment einzutreten. Wir haben es schon längst beschlossen. Wie ich noch im Institute war, liebten wir schon einander. Sie sehen, wie lieb ich Sie habe, welches Geheimniß ich Ihnen enthüllt habe. Niemand weiß etwas davon. Sie haben mir so furchtbar leid gethan, als Sie von dieser Ihrer . . . Einsamkeit zu sprechen anfingen, daß, wenn ich es nicht Mischa versprochen, ich Sie unbedingt geheirathet hätte. Wissen Sie was? Heirathen Sie die Tante! Wir würden dann Alle zusammen leben . . . Das wäre aber lustig! Wollen Sie nicht? Ach, bitte, heirathen Sie sie doch, wenn auch nur um meinetwillen. — Und darf ich erzählen, daß Sie mir einen Antrag gemacht haben?“

Ich schwieg.

„Nun gut, ich werde es nicht erzählen, ich sehe, daß Sie es nicht wünschen. Ich werde es nur Mischa sagen — ihm darf ich es doch erzählen?“

„O, natürlich, Mischa dürfen Sie es sagen!“ rief ich in einem Anfalle von Verzweiflung aus. „Nicht nur, daß man es darf, man muß es sogar thun. Wenn man es Mischa nicht erzählen würde! Er wird ja Ihr Gatte sein, für jeden anderen Mann wäre es genug des Glücks gewesen, aber für Mischa ist es zu wenig. Zu seinem vollen Triumphe gehört noch die Möglichkeit, sich nach Herzenslust über den armen Greis, dem nichts mehr im Leben geblieben ist, lustig machen und spotten zu können.“

Lydie sprang wieder auf und legte ihre Arme um meinen Hals.

„Pawlik, mein Lieber, verzeihen Sie, ich habe eine große Dummheit gesagt. Nein, nein, glauben Sie mir, ich werde es Niemandem sagen, weder der Tante, noch Mischa, keinem Menschen. Möge es ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Sie werden mich doch wie ehedem lieben? Wir bleiben doch Freunde?“

Ich fühlte, daß ich wie ein Kind zu schluchzen anfangen könnte, und eilte nach Hause.

Hier ist nun das Ende „meiner letzten Liebe“, von der nur das Glück geflohen und die Hoffnungslosigkeit allein zurückgeblieben ist. Ich muß nun gestehen, daß ich nach meiner Rückkehr nach Hause eine gewisse Erleichterung empfand. Es hat sich wenigstens Alles aufgeklärt, es wird keine Unruhe und Aufregung mehr geben. Jetzt werde ich ohne Unterbrechung diese Aufzeichnungen fortsetzen. Ich habe sie zu dem Zwecke begonnen, die Summe meines vergangenen Lebens zu ziehen, bin aber von den laufenden Ereignissen hingerissen worden. Jetzt wird es keine laufenden Ereignisse mehr geben, die Summe allein bleibt übrig.

Was mir aber in Lydie's Erklärungen gefallen hat, ist das ärztliche Zeugniß, welches Mischa Koselsky die Absicht hat, sich ausstellen zu lassen. Ich möchte mir den Arzt ansehen, der ihm dieses Zeugniß schreiben wird! Er ist gesund wie ein Balken. Wenn die medicinischen Facultäten des ganzen Erdballes sich in Petersburg versammeln würden, könnten sie, glaube ich, keine einzige Krankheit an ihm entdecken. Denn um krank zu sein, muß man doch wenigstens ein denkender, aufgeklärter Mensch sein . . . hat etwa ein Balken Krankheiten?

27. März.

Ungeachtet dessen, was ich gestern geschrieben habe, muß ich doch noch eine Seite den laufenden Ereignissen widmen. Kaum hatte ich gestern Zeit gehabt, mein Gespräch mit Lydie aufzuschreiben, als mir ein Brief von Maria Petrowna überbracht wurde.

Mon cher Paul, ich habe mich sehr gefreut, zu hören, daß Sie heute früh bei mir waren; ich wußte garnicht, daß es Ihnen erlaubt sei, auszufahren. Kommen Sie zu mir zum Essen, Lydie ist auf den ganzen Tag fort, ich bleibe allein.“

Mir war Alles gleichgiltig, ich fuhr hin.

Morgens hatte ich meine Niederlage ziemlich muthig ertragen, als ich aber zu Maria Petrowna hineinkam, als ich diese Wände erblickte, zwischen denen meine Hoffnungen verloren und untergegangen waren, stieg eine unaussprechliche Bitterkeit in mir auf. Für eine solche Stimmung kann man keine beruhigendere Medicin finden, als Maria Petrowna. Sie entsetzte sich so über mein blasses Aussehen, behandelte und bemitleidete mich derart, daß ich für sie eine dankbare Zärtlichkeit zu empfinden begann. In einem Anfalle dieser Zärtlichkeit entschloß ich mich, ihr meinen Kummer anzuvertrauen.

„Maria Petrowna," sagte ich, als wir es uns nach Tische im kleinen Salon bequem gemacht hatten, „wir sind doch Beide so alte Freunde, daß ich es für meine Pflicht halte, vor Ihnen Buße zu thun. Sie werden vielleicht böse werden, aber ich muß es Ihnen dennoch sagen."

„Ja, es ist wahr, Paul, wir sind sehr alte Freunde."

„Wissen Sie auch, warum ich heute früh hier gewesen bin? Ich habe Lydie Lwowna einen Antrag gemacht . . ."

Eine andere Frau hätte bei einer solchen Nachricht wenigstens einen Ausruf des Erstaunens laut werden lassen, aber Maria Petrowna kann man durch nichts in Verwunderung setzen. Sie fragte nur sehr phlegmatisch:

„Ja, in der That? Nun, und?"

„Selbstverständlich habe ich einen Korb bekommen. Uebrigens war es ja auch nicht anders zu erwarten."

„O nein, Sie haben Unrecht, dies zu sagen. Wenn Lydie mich um Rath gefragt, so hätte ich ihr zugeredet, Sie zu heirathen. Sie würden ein sehr guter Ehemann sein."

„Ich danke Ihnen, Maria Petrowna, obgleich Sie natürlich mir das nur zum Troste sagen."

„Nein, Sie wissen, daß ich Ihnen nie schmeichle. Wäre ich an Lydies Stelle gewesen, so hätte ich es unbedingt gethan. Es ist ja wahr, daß ein großer Altersunterschied zwischen Ihnen besteht, aber was will das heißen? Jetzt kommt es so oft vor, daß Mädchen ganz junge Leute aus Liebe heirathen und ihr ganzes Leben dann unglücklich sind."

Meine Zärtlichkeit Maria Petrowna gegenüber wurde immer größer. Für diesen letzten Ausspruch wäre ich bereit gewesen sie abzuküssen. Da ist eine Frau, dachte ich, die mich wahrhaftig liebt und schätzt, sie macht sich nicht über mich lustig, wie jene. Dabei habe ich es selbst nicht verstanden, sie zu schätzen, — wie es ja immer im Leben ist. Nun soll ich dieses letzten stillen Hafens verlustig gehen — nach dem mit Lydie Vorgefallenen kann ich nicht mehr oft hier verkehren. Plötzlich wurde es mir ganz ängstlich zu Muthe bei dem Gedanken, nach Hause zurückkehren zu müssen. Niemals war mir die Einsamkeit zur Last gewesen, aber früher lagen die Sachen anders: früher hatte ich noch Hoffnungen. Jetzt aber in diese leere kalte Wohnung zurückzukehren, um dort allein endlose Stunden mit

den Leiden der Krankheit und mit dem unerträglichen Gefühl einer bitteren Kränkung zuzubringen . . . nein, das ist zu schwer!"

Ich beobachtete Maria Petrowna. Ihre Augen strahlten eine solche Güte, ein solches Mitgefühl aus, daß sie mir wie eine Schönheit vorkam.

„Maria Petrowna," sprudelte ich plötzlich, für mich selbst unerwartet heraus, „wenn Sie an Lydies Stelle so gehandelt hätten, so thun Sie es doch auch an der eigenen. Werden Sie meine Frau!"

Auch das setzte Maria Petrowna nicht in Erstaunen. Sie schwieg eine kurze Weile, dann sagte sie:

„Nein, Paul, für mich ist es eine vollkommene Unmöglichkeit."

„Warum denn eigentlich?"

„Aus vielen Gründen. Erstens will ich meine Freiheit nicht aufgeben."

„Aber zum Teufel, wozu brauchen Sie denn diese Freiheit?" rief ich aus, ohne meine Ausdrücke mehr zu wählen. — „Man könnte wirklich glauben, Sie hätten den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Freiheit gemacht. Erbarmen Sie sich, Sie leben ja wie eine Aebtissin, nur daß statt des Breviers, Sie die Revue des deux Mondes lesen, was eigentlich auf dasselbe hinauskommt . . . Fürchten Sie sich nicht, ich werde nicht über Ihre Lieblingszeitschrift herfallen. — Glauben Sie mir, daß ich Sie dieser Freiheit nicht berauben werde. Andere Gründe haben Sie wohl nicht?"

„Nein, ich habe auch andere: die Hauptsache ist, daß es jetzt zu spät dafür ist. Warum haben Sie mir damals keinen Antrag gemacht . . . wissen Sie noch, wie Sie mich so liebten?"

„Aber um Gottes willen, Maria Petrowna, wir waren ja damals Beide zehn Jahre alt . . . Kann man denn in einem solchen Alter heirathen?"

„Nein, Paul, Sie irren sich, Sie waren ja damals sieben Jahre älter als ich."

„Nehmen wir an, es sei so gewesen, ich streite mich nicht. Wenn ich aber damals sieben Jahre älter war als Sie, so ist doch der Unterschied auch jetzt noch derselbe. Wie kann das ein Hinderniß sein?"

„Nein, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich wollte sagen, daß es in meinen Jahren schrecklich ist, in ein neues Leben, in dieses unbekannte Gebiet zu treten . . . ."

„Was ist es denn für ein unbekanntes Gebiet? Sie scheinen zu vergessen, daß Sie schon einmal verheirathet gewesen sind und ziemlich glücklich mit Ihrem seligen Gatten gelebt haben . . . ."

„Es ist wahr, ich liebte und achtete Ossip Wassiliewitsch sehr, aber es giebt doch viel Unangenehmes in diesen ehelichen Beziehungen. Et puis je vous dirai, que dans tout cela il y a un côté ridicule, qui n'est pas du tout comme il faut."

Ich hätte den Rückzug antreten sollen, aber in diesem Augenblicke kam es

mir schon wie ein Unglück vor, Maria Petrowna zu verlieren. Ich fuhr fort, darauf zu bestehen.

„Maria Petrowna, hören Sie mich zu Ende an. Wir kennen uns schon seit so langer Zeit, daß es uns mit Hülfe gegenseitiger Nachgiebigkeit nicht schwer fallen wird, diese sämmtlichen Rauhheiten des ehelichen Lebens zu überwinden. Wir sehen uns ja ohnehin täglich .... Was wird denn Merkwürdiges daran sein, wenn wir uns schließlich heirathen? Es wird keine aus Leidenschaft geschlossene Ehe sein, weil es in unseren Jahren komisch ist, sich sterblich zu verlieben ... wenigstens in einander. Es wird keine aus Berechnung geschlossene Ehe sein, weil jeder von uns ein unabhängiges Vermögen besitzt und eine feste Stellung in der Gesellschaft hat. Es wird, wenn man es so ausdrücken darf, eine Ehe — aus Bequemlichkeit und aus alter Freundschaft sein. Und dann nähern wir uns den Jahren, in welchen uns unwillkürlich verschiedene Gebrechen und Krankheiten heimsuchen werden. Statt sich täglich nach dem Befinden erkundigen zu lassen, wäre es nicht besser, sich gegenseitig zu pflegen und einander behülflich zu sein, den Rest unserer Tage zu verleben? Wir haben bis jetzt unseren ganzen Lebensweg neben einander gehend zurückgelegt, jetzt wollen wir es Hand in Hand thun .... Das ist Alles .... einen anderen Unterschied wird es nicht geben."

Ich verschwendete meine Ueberredungskunst umsonst. Maria Petrowna hörte mir nicht zu. Sie war augenscheinlich vollständig in ihre ehelichen Erinnerungen versunken.

„Denken Sie sich nur," unterbrach sie meine Beweisführung, „daß Ossip Wassiliewitsch zuweilen im alten Pelzschlafrocke zu mir kam, um seine Pfeife zu rauchen ... Mon Dieu, rien qu'à ce souvenir j'ai des nausées ... Und nachher, wenn er wegging, blieben Haare von seinem Pelze an meinem Diwan hängen. Und ein Mal nahm er vor mir seine — falschen Zähne heraus und rieb sie mit irgend einem Pulver ab ... Es ist gräßlich, gräßlich!"

„Aber mit mir kann Ihnen nichts Aehnliches passiren. Falsche Zähne werde ich nicht vor Ihnen herausnehmen, weil sich die meinigen sämmtlich erhalten haben, eine Pfeife habe ich niemals geraucht, und ich kann, wenn Sie es verlangen, Ihnen zuschwören, daß Sie mich nie im Schlafrocke, wenigstens nie in einem solchen aus Pelz, sehen werden."

„Et puis il était jaloux, terriblement jaloux, obgleich ich ihm niemals Veranlassung dazu gab. Zuweilen sagte er, er führe fort, und kam unerwartet wieder, weil er glaubte, Jemanden bei mir zu finden. Natürlich traf er Niemanden, aber sagen Sie selbst, daß solche Verdächtigungen sehr kränkend sind, um so mehr, da in der Provinz, wo wir zu der Zeit lebten, es Allen bekannt war. Besonders eifersüchtig war er im Sommer, wenn er auf Besichtigungen fahren mußte. Alors pour m'effrayer il inventait chaque fois de nouvelles sottises. Einst

mußte mir sein Adjutant seinem Befehle gemäß versichern, daß es ein Gesetz gäbe, nach welchem, sobald die Garnison in's Lager ausrückte, Ossip Wassiliewitsch das Recht habe, mich ohne jegliche gerichtliche Untersuchung erschießen zu lassen. Je me souviens très bien qu'il appelait cette stupide loi das militärische Reglement . . . . Selbstverständlich glaubte ich das nicht, aber gestehen Sie, Paul, daß es kränkend ist."

„Gern gebe ich das zu, aber ich schwöre Ihnen, Maria Petrowna, daß ich unter keiner Bedingung eifersüchtig sein werde, nicht einmal, wenn ich Sie allein mit Dolja Kunischtscheff, den Sie ja so lieben, anträfe."

„En voilà encore un ingrat! Es ist wahr, daß ich ihn sehr lieb gehabt habe, und wie hat er es mir gelohnt? Eine ganze Ewigkeit ist er nicht mehr bei mir gewesen und hat zu Neujahr nur seine Karte abgeworfen. En général, les hommes ne savent pas apprécier un sentiment pur. Sie haben Alle so rohe Instinkte, ein solches Verlangen, ihre rohe Kraft zu zeigen. Au fond Nicolas a tout-à-fait le caractère de son oncle. Ossip Wassiliewitsch war ganz so wie er."

„Aber bei mir haben Sie doch niemals diese rohen Instinkte bemerkt? Sagen Sie es offen."

Maria Petrowna sah mich aufmerksam an.

„Ja, allerdings, bei Ihnen habe ich sie nicht bemerkt . . . Vielleicht würden Sie auch so ähnlich sein . . . . Nein, Paul, glauben Sie mir, ich habe Sie sehr lieb, ich betrachte Sie als meinen besten Freund, aber Sie heirathen kann ich nicht!"

Ich griff nach meinem Hute.

„Warum gehen Sie fort? Können wir denn wirklich ohne das nicht Freunde bleiben?"

Ich nahm meinen früheren Platz wieder ein, und wir begannen zu schweigen. Es giebt Menschen, mit denen es sogar gemüthlich ist zu schweigen, und Maria Petrowna gehört gerade zu dieser Art Leute, aber nach dem eben zwischen uns geführten Gespräche fühlten wir uns verlegen, und wir fuhren Beide vor Vergnügen auf, als die Schelle an der Thür ertönte.

Es war der Arzt. Bei meinem Anblicke zeigte sein Gesicht zuerst unverfälschtes Entsetzen, dann nahm es den Ausdruck von Kränkung und Sarkasmus an.

„Na, Väterchen Pawel Matweïtsch, ich danke, erwartet habe ich es nicht. Ich bin ja natürlich weder Ihr Vater, noch Ihr Vormund und kann Ihnen nicht verbieten, sich umzubringen, wenn Sie diese Laune haben, aber ich wünsche auch nicht, das Geld für meine Besuche umsonst einzustecken. Sehen Sie sich nach einem anderen Arzte um, dann tanzen Sie, betrinken Sie sich, zechen Sie, fahren Sie in Troïkas herum, machen Sie Alles, was Sie wollen. Mit einem Worte, wie die Franzosen sagen „vogue le galère!"

„La galère,“ verbesserte sanft Maria Petrowna.

„Na, ich weiß schon nicht mehr: le oder la, aber Sie behandeln kann ich wirklich nicht mehr.“

„O nein, Sie können es, Doctor,“ rief ich mit Ueberzeugung aus, „Sie können es jetzt besser, als je! Bringen Sie mich nach Hause, und machen Sie aus mir, was Sie wollen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, wenn nöthig, sogar ein ganzes Jahr mein Haus nicht verlassen werde. Jetzt habe ich ja keinen Ort mehr, wo ich hinfahren könnte!“

5. April.

Es scheint, daß ich dieses Mal nicht zum Spaße erkrankt bin. Der Arzt runzelt die Stirn, verschreibt mir immer neue stärkende Arzneien und wirft mir jedes Mal die vergangene Woche gemachten Ausfahrten vor. Er nennt sie „einen Streich, für welchen man Kinder durchprügelt“.

Der Arzt hat Recht. Es war wahrhaftig ein Streich nicht nur im medicinischen Sinne, sondern auch in jeder anderen Beziehung. Wie konnte ich auf irgend einen Erfolg rechnen? Und wenn nun Lydie eingewilligt hätte, was für ein Leben stünde mir bevor? Sagen wir, sie sei ein bezauberndes Kind . . . . aber ist es an mir, dieses Kind zu warten?

Mein ganzes Leben habe ich gesagt und gedacht, es gäbe kein Glück außer dem Familienleben. Viele liebe und anziehende Mädchen, mit denen dieses Glück möglich schien, sind mir auf meinem Lebenswege begegnet, und dennoch habe ich keine ernsten Versuche gemacht, es zu gründen. Ich schob es immer auf, wartete immer auf etwas Ungewöhnliches . . . . Nun habe ich es ja abgewartet! Der Grund dieser Saumseligkeit ist darin zu suchen, daß das Alter niemals in den Berechnungen meines zukünftigen Lebens Raum fand. Als mich im vorigen Jahre Jemand einen alten Junggesellen nannte, lachte ich ganz aufrichtig auf. Junggeselle — ja, aber warum denn ein alter?

Und jetzt, nachdem ich fast ein halbes Jahrhundert in platonischen Träumereien über das Familienleben zugebracht, habe ich an einem und demselben Tage zwei Heirathsanträge gemacht.

Wenn man meine Geschichte mit Lydie, wegen der Summe der Leiden, die ich dadurch ertragen, ein Drama nennen kann, so nenne ich den Zwischenfall mit Maria Petrowna tapfer ein Vaudeville zum Todtlachen. Ich habe nachher lange darüber nachgedacht, was mich wohl dazu bewogen haben könne, diesen unerwarteten komischen Schritt zu thun, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich damit unbewußt Lydies letzten Auftrag hatte erfüllen wollen: „Heirathen Sie die Tante, thun Sie es, wenn auch nur um meinetwillen,“ sagte das naive Mädchen. Sie war daran gewöhnt, daß ich ihr zur Verfügung stand, und hatte mich zur Tante geschickt. Ich war daran gewöhnt, ihre Launen zu erfüllen, und ging auch zur Tante; diese hätte auch wohl auf meine Gründe gehört, wie es bis

jetzt immer der Fall gewesen, wenn ich nicht meine Sache dadurch verdorben hätte, daß ich in ihrer Einbildung das Bild Ossip Wassiliewitschs mit der Pfeife, den falschen Zähnen und den rohen Instinkten heraufbeschwor.

Wie dem nun auch sei, wenn mir schon Maria Petrowna einen Korb gegeben, wer wird mich denn überhaupt noch heirathen? Ich muß mich schon daran gewöhnen, mich als ewigen Junggesellen zu betrachten und die mir vom Schicksale noch beschiedenen Tage in bitterer Einsamkeit hinzuschleppen. Es giebt Menschen, die mit der vollständigen Einsamkeit Frieden schließen und sogar eine gewisse Genugthuung darin finden, aber es sind Menschen, die sich selbst zu sehr lieben, ich aber kann mich nicht lieben, weil ich eine zu schlechte Meinung von mir habe.

Wie soll man aber leben, wenn man Niemanden zu lieben und auf nichts zu hoffen hat? In meinem Dresdner Tagebuche habe ich einst den Gedanken ausgesprochen, daß jeder Mensch als Ersatz des persönlichen Glückes Trost in der Liebe zur Menschheit im Allgemeinen finden könne. Jetzt denke ich etwas anders über diesen Punkt.

Unter allen Redensarten, mit denen sich die Menschen einzulullen belieben, giebt es keine inhaltslosere und falschere als diejenige von der Menschenliebe. Ich verstehe, daß man die Gattin, die Kinder, den Vater, die Mutter, die Geschwister, Freunde und Bekannte lieben kann. Ich verstehe, daß man das Land, in dem wir geboren, lieben, und wenn das Vaterland sich in Gefahr befindet, man ihm sein Leben opfern kann. Ich verstehe, daß man nicht nur mit dem Verstande schätzen, sondern gewissermaßen auch mit dem Herzen fremde Leute, Ausländer lieben kann, wenn dieselben unseren geistigen Horizont erweitern, uns künstlerische Genüsse verschafft oder unsere Einbildungskraft durch irgend welche Thaten in den verschiedenen Lebenssphären erschüttert haben. Aber die ganze Masse der Menschen zu lieben, nur weil sie Menschen sind — ich zweifle, daß, wer es auch sei, ein solches Gefühl thatsächlich empfunden hat . . . Warum sollten die Chinesen meinem Herzen näher stehen als jene Mineralien, die in den Urwäldern Amerikas verborgen liegen? Wenn man noch eine negative Liebe, die darin bestehen müßte, den Chinesen weder Böses zu thun, noch zu wünschen, predigen würde, so wäre ich bereit, eine solche Liebe anzuerkennen. Aber ich wünsche ja auch den Mineralien nichts Böses: mögen sie ruhig im Schooße der amerikanischen Erde liegen, mögen auch die Chinesen ihr Leben im Gebiete ihres himmlischen Reiches genießen. Dieses Gebiet zu verlassen wünsche ich ihnen keinenfalls, denn wenn sie in großen Mengen Europa aufsuchen wollten, so wäre es nicht leicht, mit ihnen zu kämpfen.

Ich weiß nicht, warum Menschen mit einem weiten und geräumigen Herzen sich auf die Menschenliebe beschränken. Man kann ja die Liebessphäre noch mehr erweitern. Man kann ja in Entzücken gerathen vor Liebe zum ganzen Thierreiche, dann vor Liebe zum irdischen Planeten, dann vor Liebe zum Sonnensystem, endlich vor Liebe zur ganzen Welt. Ich verstehe

keine solche allumfassende Liebe. Möge derjenige das Weltall lieben, dem es darin wohl ergeht!

9. April.

Es wird mir immer schlimmer und schlimmer. Jetzt kommen schon statt eines Arztes deren zwei zu mir. Fedor Fedoritsch hat mir seinen Freund Anton Antonitsch, einen „Specialisten", gebracht. Dieser Anton Antonitsch ist eben so mager und düster, wie Fedor Fedoritsch lebhaft und gewandt ist. Was ich eigentlich für eine Krankheit habe, sagen sie mir nicht, eine ganze Stunde haben sie aber über mich auf lateinisch gesprochen, indem sie ganz ungezwungen mit ihren Fingern auf mich wiesen. Ich finde es äußerst unzart und von ihrem Standpunkte aus sehr unvorsichtig. Sie sind natürlich davon überzeugt, daß mir von der ganzen lateinischen Sprache nur zwei Worte bekannt sind und zwar: Omnibus und Kaptenarmus*); ich weiß aber etwas mehr, als sie glauben, und einer von meinen Kameraden vom Korps gilt für einen der besten Lateinkenner Europas.

Die direkte Folge von Anton Antonitschs Erscheinen war eine vierte Arznei, die kräftigendste von allen. Das erste Mal wirkte sie gut, und ich habe ihr zu verdanken, daß ich meine Aufzeichnungen vornehmen kann, was mir in den letzten Tagen wegen der ungemeinen Schwäche nicht möglich war. Die Aufzeichnungen bilden jetzt meine einzige Lebensfreude, alles Uebrige ist mir verboten. Es ist gut, daß Fedor Fedoritsch nichts davon ahnt, sonst würde er mir natürlich verbieten, zu schreiben.

Er hat mir thatsächlich Alles verboten. Ich darf weder trinken, noch essen, noch rauchen, noch lesen, noch Bekannte empfangen. Der zweite Arzt sagte mir sogar ganz traurig:

„Versuchen Sie weniger zu denken." Uebrigens ist es bei Schlaflosigkeit recht schwer.

Maria Petrowna wird durch besondere Protektion des Arztes zu mir hereingelassen. Leider hat sie mich gestern im Schlafrocke gesehen und hat dabei wahrscheinlich wieder an ihren Ossip Wassiliewitsch d'impérissable mémoire gedacht.

Es ist seltsam, daß die Frage über den Tod mich seit meinen ersten Kinderjahren interessirt hat. Ich empfand damals die abergläubischeste Furcht bei dem Gedanken. Der Tod eines mir im Geringsten bekannten Menschen beraubte mich auf Tage des Appetits und des Schlafes. Dann verschwand diese Furcht, aber es vergingen viele Jahre, ehe ich mich mit dem übrigens ziemlich verbreiteten Gedanken vertraut machte, daß alle Menschen sterben werden; die Bösen und die Guten, die Armen und die Reichen, die Alten und die Jungen. Es ist dies die einzige Gleichheit, die die Menschen haben erreichen können. Vom Gedanken, daß alle Menschen sterben werden, bis

*) Auf russisch: Zeughauswärter.

zu demjenigen: „Auch ich werde sterben," ist noch eine große Entfernung. Bis zu diesem letzten Gedanken bin ich erst gestern angelangt.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr vor dem Tode fürchte. Ist es denn der Mühe werth, sich zu fürchten, da dasselbe Schicksal die sich Fürchtenden und nicht Fürchtenden erwartet? Ich hatte einen Kameraden, der eine große Angst davor hatte und welcher die Regelmäßigkeit seines Lebens bis zu der äußersten Grenze gebracht hatte. Niemals aß er einen überflüssigen Bissen bei Tische, niemals blieb er überzählige fünf Minuten vor dem Schlafengehen sitzen. Die Entfernung der verschiedenen Eckchen seines Gartens war ganz genau abgemessen, und bei seinem Morgenspaziergange stieß er sogar mit dem Fuße an eine alte Linde, die am Rande einer Allee stand, als Beweis dafür, daß er eine bestimmte Anzahl Schritte gegangen war. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln starb er vor seinem vierzigsten Jahre. Meine Tante Awdotja Markowna machte sich immer lustig über seine beständige Angst.

„Nun, ist es denn nicht dumm, eine solche Angst zu haben?" sagte sie in ihrer ungenirten Art. „Wenn man von Moskau nach Petersburg fährt, so zieht man sich aus und legt sich im Waggon schlafen und wird in Petersburg wach. Der Tod ist dasselbe, hier schlafen wir ein und werden irgend wo anders wach."

Awdotja Markowna selbst fürchtete sich vor nichts, übte gar keine Vorsichtsmaßregeln und wurde fünfundachtzig Jahre alt. Aber auch sie starb wie zufällig.

Die Menschen, die ihre Furcht vor dem Tode verheimlichen wollen, sagen, daß sie nicht der Tod, aber die vorangehenden Leiden erschrecken. Sie lieben es, den bekannten Ausspruch zu wiederholen: „ce n'est pas la mort, qui m'effraye, c'est de mourir". Es ist aber ein ganz unbegründeter Kunstgriff. Die Leiden entstehen nicht durch den Tod, sondern durch Krankheiten, die zuweilen gar nicht mit dem Tode enden. Viele Aerzte haben es mir gesagt, ich habe es selbst bei dem Ableben meines einzigen, zärtlich geliebten Bruders wahrgenommen. Einige Stunden vor dem Tode wurde sein Athem regelmäßiger, sein Gesicht ruhiger, so daß, wie ich mich erinnere, ein Hoffnungsstrahl in mir aufstieg. Im Augenblicke des Todes richtete er auf mich einen erstaunten, fragenden Blick. Auch nach dem Tode, bis ich ihm die Augen schloß, behielt sein Gesicht denselben Ausdruck. Ich wollte ihn gern fragen: „Worüber wunderst Du Dich, mein armer Sascha? Bist Du über das, was Du gesehen, erstaunt, oder wunderst Du Dich darüber, daß Du nichts gesehen hast?"

Ich bin ein gläubiger, aber nicht genügend gläubiger Mann. Ich habe die wichtigsten Werke der Materialisten gelesen, aber auch die haben mir nicht genug Glauben eingeflößt. Ich habe mich davon überzeugt, daß sich trotz aller Lehren und Bücher in der Tiefe der menschlichen Seele der Gedanke birgt, unser Dasein könne nicht aufhören. Es ist dies eine innere,

unbestimmte und leise, aber lebende Stimme: sie wird leicht durch Beweisgründe des Geistes und der Wissenschaft übertönt, vernichten kann man sie nicht. Zuweilen wird sie lauter, und die Menschen gehorchen ihr unbewußt, fast gegen ihren Willen. Warum gehen wir auf Begräbnisse und Panihidas*)? Ich spreche nicht von jenen weltlichen Panihidas, die man der Verwandten des Verstorbenen wegen, zuweilen sogar einfach als Zerstreuung besucht. Eines Tages war Maria Petrowna sehr betrübt, den Tod einer ihrer Freundinnen nicht bei Zeiten erfahren zu haben, da sie deshalb nicht auf der Panihida hatte sein können. Ich versuchte sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, sie könne es ja noch am nächsten Tage thun.

„Oh, c'est bien autre chose,“ gab Maria Petrowna naiv zu, „la première panihida est toujours plus animée.“

Aber Jeder von uns ist mal auf der Panihida eines einsamen Mannes gewesen, der keine Verwandte besaß und wo wir nicht hoffen durften, wen es auch sei, zu treffen. Ich zwang mich, hauptsächlich solche Panihidas zu besuchen, indem ich mir sagte, ich sei verpflichtet, die letzte Ehre zu erweisen ... wem? Einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, ist abgeschmackt, weil er es nicht sehen wird. — Aber das ist ja die Sache, daß die innere Stimme mir sagte, daß der Verstorbene es sehen und schätzen würde.

Noch lauter spricht diese Stimme, wenn ich an die eigene Panihida denke. Ich stelle mir lebhaft das ganze Bild vor, sehe die Eintretenden, höre ihre Gespräche, bemerke die Abstufungen der Aufrichtigkeit oder Gleichgiltigkeit auf diesem oder jenem Gesichte. Nur eine Sache kann ich mir nicht ausdenken: woher ich das Alles sehen werde?

Dieses „woher“ bildet jenes Räthsel, über dessen Lösung die Menschen sich gequält haben und es ewig thun werden. Hochentwickelte und vollständig unentwickelte. Hamlet sagt:

Sterben — heißt einschlafen.

Einschlafen . . . vielleicht träumen, aber wie? Das ist die Frage!

Awdotja Markowna, die wahrscheinlich Shakespeare niemals gelesen, brauchte denselben Vergleich, nur drückte sie ihren Gedanken deutlicher aus.

Es ist bemerkenswerth, daß die Wissenschaft, die ein für alle Mal entschieden hat, es würde nichts nach dem Tode geben, sich dennoch zuweilen Mühe giebt, wenigstens eine Ecke des das große Geheimniß verhüllenden Vorhanges zu lüften. Warum lassen sich viele bekannte Gelehrte durch den Spiritismus hinreißen? Was interessirt sie bei den spiritistischen Sitzungen? Sollten es die Kunststücke allein sein?

Vom Spiritismus gingen meine Gedanken naturgemäß zu den Verstorbenen über. Ich nahm in meinem Geiste lange Zeit alle mir nahe-

*) Panihida — nennt man die Todtengebete, die in der russischen Kirche während drei Tagen Morgens und Abends am offenen Sarge des Verstorbenen im Sterbehause gelesen werden und zu denen sich Verwandte und Bekannte desselben versammeln.

stehenden Menschen durch und entdeckte, daß die Mehrzahl von ihnen im Grabe sei. Nun was thut's, auch für mich ist es Zeit, sie aufzusuchen.

Nur möchte ich bei voller Besinnung sterben, wissen, daß es mit mir zu Ende geht, und zum letzten Male mich aufmerksam beobachten. Kaum wird sich wohl dieser Wunsch erfüllen. Ich werde wahrscheinlich zu einer Zeit sterben, wo man mir die Versicherung geben wird, ich sei fast gesund. Wozu ist diese klägliche Komödie, diese letzte ziellose Lüge nothwendig?

12. April.

Die Sache ist augenscheinlich der Entscheidung nah. Mein Kopf ist noch ziemlich frisch, aber die Kräfte sinken täglich, die Schmerzen werden Nachts unerträglich. Ich habe mich kaum bis zum Schreibtische schleppen können, und die Hand hält nur mühsam die Feder fest. Heute früh rieth mir Maria Petrowna, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, und Fedor Fedoritsch machte den Vorschlag, mehrere Aerzte zur Konsultation zu versammeln. Ich willigte natürlich in das Eine und das Andere ein. Beide versicherten mir dabei, daß ich außer Gefahr sei, und daß sie diese Maßregeln nur zu meiner persönlichen Beruhigung vorschlügen. Nach ihrem Weggehen überbrachte man mir mehrere Visitenkarten. Auf einer davon las ich: Gräfin Helene Pawlowna Sawolska. Schon diese Karte allein — ist mein Todesurtheil. Helene Pawlowna wäre für nichts in der Welt zu mir gekommen, wenn auch nur die geringste Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden wäre. Ihr Besuch ist weiter nichts, wie eine Versöhnung in extremis.

Jetzt ist es Zeit, den Nekrolog in Angriff zu nehmen.

Es lebte einmal in der Welt ein Mann, den die Bekannten Pawlik Dolsky nannten. Er verübte im Leben nichts besonderes Böses, aber auch Gutes hatte er nicht viel an sich. Er war, um bei der Wahrheit zu bleiben, ein ziemlich nichtssagender Mensch. Dennoch nahm er als Mensch seinen bestimmten Platz ein, sein Hirn arbeitete, sein Herz schlug heiß und heftig. Er durchdachte und durchfühlte Vieles, wünschte und hoffte oft, litt und irrte noch öfter. Sein Hauptunglück bestand darin, daß er nichts that und sich zu lange für jung hielt. Und da, als er sich vom Gegentheil überzeugte und den Wunsch empfand, sein Leben etwas vernünftiger zu gestalten, sagte man ihm: „Nein, jetzt ist es zu spät. Du wirst nicht mehr weder lieben, noch denken, noch hoffen, noch wünschen, noch irren. Für Deine früheren Vergehen kannst Du vielleicht noch zum Schlusse leiden, aber auch nicht lange. Und danach wirst Du verschwinden.“ Ich weiß nicht, wie die Anderen darüber denken, aber ich bedauere diesen armen Pawlik, den man, ohne ihn nach seiner Zustimmung zu fragen, in Gottes Welt geschickt hat und den man, ohne jede Schuld seinerseits, wieder zurücktreibt.

5. Juli.

Nun ist es schon einen Monat her, daß man mich noch sehr Schwachen und wie durch ein Wunder vom Tode Geretteten nach Wassiliewka gebracht hat. Jener Tag, an welchem ich die letzte Seite in meinem Tagebuche schrieb, war der letzte, an dem ich noch bei Besinnung war. Ich erinnere mich wie in einem Traume, daß mein Beichtvater Wassili zu mir kam und daß ich inbrünstig betete. Dann weiß ich noch, wie mir unbekannte Leute hereinkamen, wie sie mich vollständig entkleideten, wie sie sich über mich stritten und wie einer von ihnen, der Aelteste und Kahlköpfigste, sich ärgerte und Fedor Fedoritsch anschrie. Ab und zu kam ich zu mir, und beim Scheine einer Lampe sah ich immer Maria Petrowna vor mir, die mir die Arzenei reichte. Nur war es nicht die mir bekannte Maria Petrowna, sondern eine andere. Ich wollte sie immer fragen, warum sie so bleich und mager geworden sei, hatte aber nie Zeit, es zu thun. Kaum hatte ich die Arzenei eingenommen, so verschwand sie wieder, nur das Geräusch ihrer leisen Schritte erscholl auf dem Teppiche, und ich versank wieder in Bewußtlosigkeit. Jetzt ist es mir sogar schwer mir vorzustellen, wie lange dieser Zustand anhielt. Ich wurde eines Morgens wach, die Lampe mit dem Schirme war nicht da, die helle Sonne schien durch die Fenstervorhänge. Ich richtete mich auf: leichte Schritte erklangen auf dem Teppiche.

„Maria Petrowna, sind Sie es?" fragte ich, meine Augen reibend.

„Nein, ich bin nicht Maria Petrowna," sagte eine kleine magere Frau mit einem sanften, sympathischen Gesichte und näherte sich meinem Bette, „ich bin die barmherzige Schwester, Sie haben mich aber stets Maria Petrowna genannt — fahren Sie nur so fort, es ist ja gleichgiltig."

„Und wie heißen Sie denn?"

„Ich will es Ihnen später sagen, jetzt dürfen Sie nicht sprechen. Nehmen Sie Ihre Arzenei und schlafen Sie ein."

Dabei nahm die kleine Frau sehr geschickt das obere Kissen weg, legte ein anderes an dessen Stelle, und ich weiß noch bis jetzt, wie süß ich einschlief, indem ich auf dieses Kissen zurückfiel.

Von diesem Tage an begann meine Genesung. In den seltenen Augenblicken, während deren ich in meiner Krankheit denken konnte, wußte ich genau, daß ich im Sterben lag, dieser Gedanke jedoch betrübte mich nicht besonders, aber jeder neue Fortschritt meiner Genesung erfüllte mein Herz mit unbeschreiblicher Freude. Das erste Gespräch mit Anna Dmitriewna — so hieß die barmherzige Schwester — die erste Tasse Thee, die man mir zu trinken erlaubte, der erste Strom frischer Frühlingsluft, als man mir gestattete, das Fenster zu öffnen, das Alles war für mich eine ganze Reihe Festtage. Unter den unerbrochenen, auf meinem Schreibtische liegenden Briefen fand ich einen von Helene Pawlowna, der mir den Zweck ihres Besuches erklärte. Sie schrieb, da ihr das Andenken ihres ersten Mannes heilig sei, so bäte sie mich, ihr Alëschas Briefe zum Lesen zu überlassen

und seine Bilder ihr zu schicken. Zum Schlusse fügte sie hinzu, daß, wenn wider Erwarten sich auch Briefe von ihr bei mir finden sollten, so bäte sie, dieselben denen ihres Mannes beizulegen. Auf dieses, wenn auch trockene, so doch sehr höfliche Schreiben antwortete ich mit dem herzlichsten Briefe. Ich bat Helene Pawlowna, mir zu verzeihen, wenn mein früheres Benehmen ihr gegenüber ihren Zorn verdient, gab ihr mein Wort — was auch der Wahrheit entsprach — daß ich keinen von ihren Briefen behalten, und legte in den Umschlag die „prophetische Gruppe" hinein, als einziges Denkmal der Vergangenheit. Nach zwei Stunden wurde mir ein Fetzen graues Papier gebracht, auf welchem ich folgende, mit einer großen unförmlichen Handschrift hingeworfene Zeilen las: „Den Brief und die Sendung des Herrn Dolsky hat die Gräfin Helene Pawlowna Sawolska empfangen, was ich auf Befehl Ihrer Durchlaucht bescheinige. Der Haushofmeister Jakob."

Wenn Helene Pawlowna an dem Tode ihres Gatten unschuldig ist — ich zweifle immer mehr an ihrer Schuld — so bin ich natürlich furchtbar schuldig ihr gegenüber. Ihr Zorn ist begreiflich, nur meine ich, daß nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts sich derselbe hätte etwas abkühlen und mildern können. Jedenfalls freue ich mich, daß mit der Rücksendung der prophetischen Gruppe Alles oder wenigstens fast Alles verschwunden ist, was ich von diesem schweren Lebensabschnitte noch übrig hatte. Geblieben sind die Gewissensbisse, die man nirgendwohin zurückschicken kann.

Der Briefwechsel mit Helene Pawlowna war der einzige dunkle Punkt auf dem hellen Grunde der letzten zwei Monate. Meine freudige Stimmung wuchs mit jedem Tage und erreichte ihren Höhepunkt, als man mich nach Wassiliewska brachte. Aus diesem alten, im Grün der Linden und Pappeln verschwindenden Hause, aus diesem enormen, verwilderten Garten, von dem man einige Parks hätte herausschneiden können, wehte mir die unvergeßliche Zeit der hellen, reinen Kindheit entgegen. Ich kam in Wassiliewska Nachts an. Als ich am anderen Morgen aufwachte und auf den Balkon trat, vor welchem ein ganzer Wald Rosensträucher blühte und duftete, und als meine alte Pelageja Iwanowna mir den Kaffee in einer großen, blauen Tasse mit darauf gemalten Schäfern hinausbrachte, fühlte ich, daß die Last der schweren Jahre von mir genommen wurde. Unterwegs hatte ich noch ab und zu eine große Schwäche verspürt, die Heimat gab mir die früheren Kräfte auf einmal wieder. Ich ging um das Haus herum und lief leichtfüßig die Treppe zu dem Zimmer hinauf, das ich als Kind mit meinem Bruder getheilt hatte. Dieses Zimmer hat sich fast garnicht verändert. Der große schwarze, mit dem Federmesser ganz zerschnittene Tisch nimmt wie ehedem die Ecke zwischen den Fenstern und dem Ofen ein; unsere Kinderbetten stehen immer noch nebeneinander. Nur die Tapeten sind gerissen und die Fenstervorhänge verschossen. Ich öffnete das große Fenster, an welchem ich einst stundenlang gesessen, nachdenklich den Saum des alten, finsteren Waldes, der rechts vom Wege sich dunkel abhob, betrachtend. „Jetzt ist der Wald

abgeholzt, statt seiner schlängelt sich, einem blauen Bande gleich, der Fluß, der früher hinter den Bäumen nicht sichtbar gewesen war. Die Aussicht ist vielleicht schöner geworden, aber ich vermisse doch den alten, ausgehauenen Wald, und bei dem bekannten Anblicke der verfallenen alten Küche wandte ich mit Freuden den Blick nach links. Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als man eine neue, steinerne Küche baute, aber neben ihr bleibt die halbverfaulte hölzerne aus irgend welchem Grunde unantastbar stehen. Ich freute mich auch darüber, daß der längst mit Erde vollgeschüttete Brunnen sowie die lange Stange am Eingange zu dem Obstgarten erhalten geblieben waren. Man setzte damals eine Vogelscheuche in schwarzem Kleide darauf, um die Raben zu erschrecken, aber Sascha und ich fürchteten uns mehr vor derselben als die Vögel . . .

Ein ganzer Monat verstrich unmerklich. Ich hatte die Absicht gehabt, einzelne Nachbarn zu besuchen, aber jedes Mal verschob ich die Fahrt auf den nächsten Tag. Es thut mir einfach leid, mein stilles Leben zu unterbrechen, — dieses erinnerungsreiche, mit einsamen Gedanken erfüllte Leben. Ich gehe vollkommen in der Vergangenheit auf. Ich habe meine alten Briefe, die ich im Laufe von dreißig Jahren meiner Mutter geschrieben, hier aufgefunden, bei dem Lesen derselben verbringe ich gewöhnlich den ganzen Morgen. Ueber jeden einzelnen denke ich lange nach, ich lese nicht nur die geschriebenen Worte, sondern ich entdecke auch zwischen den Zeilen das, worüber ich geschwiegen hatte. Ganze Abschnitte meines früheren Lebens erstehen vor mir auf, ganze Reihen von Menschen schreiten an mir vorüber mit ihren hellen und dunklen Seiten. Diese dunklen Flecken auf den mir nahestehenden Menschen quälten mich nicht wenig in meinen jungen Jahren; jetzt betrachte ich dieselben ruhiger, weil ich sie besser verstehe, und verstehen heißt nach Shakespeares erhabenem Ausspruche — vergeben.

Meine einzige Zerstreuung sind endlose Gespräche mit Pelageja Iwanowna, aber auch diese Gespräche gehören ausschließlich der Vergangenheit an. Sie ist schon über achtzig Jahre alt; sie war aus dem Dorfe als Amme für meine Mutter genommen worden, und seit der Zeit ist sie im Hause geblieben. Sie wurde stets als Familienmitglied betrachtet, hat meine beiden Großväter genau gekannt, und ihre Erzählungen erklären mir Manches in meinem eigenen Charakter und Leben. Von der einst zahlreichen Familie bin ich der einzig Ueberlebende.

„Nur um Deine Gesundheit bete ich jetzt, — sagte mir eines Tages Pelageja Iwanowna und für alle Anderen, wenn ich an irgend Einen denke, muß ich sagen: „Gott, schenke Ruhe der Seele Deines verstorbenen Knechtes."

Gestern fiel mir dieses Heft in die Hände, ich las meine Aufzeichnungen durch, und merkwürdigerweise stehen meine vor dreißig Jahren geschriebenen Briefe meiner Seele näher als diese im vorigen Jahre begonnenen Seiten. Eine vollkommene geistige Wiedergeburt hat sich in den letzten zwei Monaten

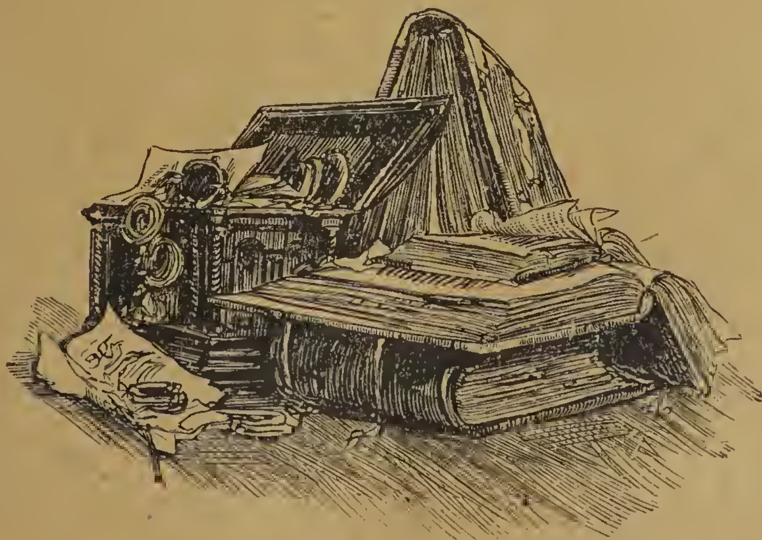
mit mir vollzogen. Unter Anderem habe ich mich am Anfange dieser Aufzeichnungen gefragt: bin ich ein glücklicher Mann gewesen? und konnte diese Frage nicht beantworten. Jetzt antworte ich bestimmt: Ich war viele Jahre hindurch unglücklich, dafür bin ich jetzt vollkommen glücklich. Vielleicht waren meine Betrachtungen über die Liebe zur Menschheit logisch, aber es ist nicht immer Alles richtig, was logisch ist. Ich kann nicht genau bestimmen, was ich eigentlich liebe: die Menschheit, den Planeten oder das Sonnensystem . . . . Ich weiß nur das Eine, daß ich das Leben in seinen sämmtlichen Aeußerungen liebe, selbst den Gedanken liebe, daß ich auf der Welt bin.

Heute ist ein sehr heißer Tag, so heiß, wie wir in diesem Jahre noch keinen gehabt haben. Mich hat die Faulheit übermannt, ich mochte weder lesen, noch denken, ging in den Garten hinunter und legte mich in den Schatten eines mächtigen Ahorns hin. Ueber mir, zwischen den Ahornblättern leuchtete der wolkenloseste Himmel durch, um mich herum herrschte die tiefste Stille. Alles, was nur konnte, hatte sich vor der Hitze geflüchtet, Alles schlief: die Menschen, die Hunde, die Bäume. Nur die Schwalben durchschnitten lautlos die Luft, über meinem Kopfe kreisten schweigsam winzige Fliegen, und ab und zu drangen bis zu mir das Plätschern des Wassers und das Geschrei der im Flusse badenden Kinder. Dann wurden auch sie still. Vom allgemeinen Beispiele angesteckt, begann auch ich zu schlummern, wurde aber durch das Erscheinen einer neuen Persönlichkeit geweckt. Einige Schritte von mir entfernt stand ein großer Hahn und betrachtete mich aufmerksam. Er krähte zwei Mal gebieterisch und scharf auf, gerieth über etwas in Unzufriedenheit, wandte sich geärgert ab und ging fort, vorsichtig mit seinen feinen Beinchen auf den Rasen tretend, ganz wie ein hauptstädtischer kleiner Stutzer, der zufällig auf's Land gerathen und seine Lackschuhe zu beschmutzen fürchtet . . . . Dieser Hahn war wie mit Absicht erschienen, um meinen unzeitigen Schlaf zu verscheuchen und mich zum Genusse, d. h. zum Leben zurückzurufen. „O Gott — dachte ich, indem ich in einen verzückten Zustand gerieth — wie sollte ich Dir nicht danken? Ich war schon zum Tode verurtheilt, und wäre kein Wunder an mir geschehen, so läge ich jetzt im Grabe, ohne diese Sonne, diesen Schatten, diese Stille zu genießen. Der Hahn hätte eben so laut an meinem Grabe krähen können, aber ich hätte seinen Schrei nicht gehört. Selbstverständlich weiß ich, daß die Stunde nicht mehr fern ist, aber ich muß auch für diese Frist dankbar sein und sie nach Möglichkeit ausnützen. Was mir jetzt auch zustoßen möge, ich kann nicht das Geringste fürchten. Wenn ich mein ganzes Vermögen verlieren und zu den schwersten Arbeiten verurtheilt würde, wenn ich das Leben eines obdachlosen Bettlers führen müßte, auch dann könnte ich nicht murren. Es ist immerhin besser, auf der nackten Erde als unter ihr zu schlafen. Feinde kann ich gar keine haben; es giebt keine Kränkung, die ich nicht im Stande

wäre zu verzeihen. Ich glaube, ich habe Niemanden im Leben so gehaßt wie Mischa Koselsky, aber auch an ihn denke ich jetzt ohne jede Bitterkeit. In ungefähr drei Wochen werde ich zu Maria Petrowna auf ihr Gut fahren und den Rest des Sommers bei ihr zubringen. Dort wird Ende August Lydies Hochzeit gefeiert werden, und ich habe ihr versprochen, ihr Brautführer zu sein. An dieses liebe Kind kann ich nicht ohne Rührung denken, obgleich das Ungeheuer der Verliebtheit vollständig in mir eingeschlafen ist. Hoffentlich wacht es nicht wieder auf. Dieser Tage schrieb mir Lydie: „Ich werde es aber doch durchsetzen, und nach meiner Hochzeit werde ich unbedingt die Tante überreden, Sie zu heirathen“ . . . . Mir ist das Alles gleichgültig!

Wenn jeder Mensch auch nur ein Mal in seinem Leben dasselbe wie ich durchmachen könnte, d. h. deutlich fühlen, daß er mit einem Fuße schon im Grabe gestanden, so würde jede Feindschaft unter den Menschen aufhören. Das menschliche Leben ist in so enge Rahmen der Unwissenheit und Schwäche gezwängt, es ist so dem Zufall unterworfen, schwankend und von so kurzer Dauer, daß es einfach komisch ist, es noch durch unsinnige Feindschaft zu verbittern . . . . Welche unbegreifliche Dummheit — der Krieg doch ist! Wie können sich die Menschen entschließen, einander zu vernichten? Die Menschheit hat nur einen wahren Feind: den Tod. Mit diesem Feinde zu kämpfen ist unmöglich, aber es ist auch nicht nöthig, ihm zu Hülfe zu kommen.

Und wenn nun diese Ablehnung des Kampfes und dieser liebreiche Herzensdrang keine Beweise meiner geistigen Wiedergeburt wären, sondern nur die untrüglichen Zeichen der nahenden greisenhaften Erweichung? Nun, auch damit muß man sich dann abfinden. Es ist jetzt Zeit, aufzuhören, Pawlik zu sein, — Pawel Matweitsch zu werden und ruhig das Alter mit dessen sämmtlichen Folgen hinzunehmen. Ach du Alter, Alter!!





# Eine Mutter.

Novelle

von

## Paul Anders.

— Berlin. —

### I.

In seinem mit Bildern, Teppichen und alterthümlichen Gegenständen überreich ausgestatteten Arbeitszimmer saß der Maler Felix Dellinger vor einem Reißbrett und zeichnete. Mit seinen blauen Augen und dem vollen blonden Haar würde er das Urbild eines Germanen abgegeben haben, wenn nicht eine gewisse Müdigkeit und ein weichlicher Zug die Männlichkeit beeinträchtigt und darauf hingedeutet hätten, daß dieser breitschultrige Mann ein moderner Gesellschaftsmensch und ein Freund der Frauen war. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf das junge Mädchen, das mit aufgelöstem Haar — es war so blond wie das seinige — ihm gegenüber stand und das feine Profil ihm zuwandte. Hin und wieder zuckten die runden Schultern, und die Hand fuhr über das Gesicht, um ein Thränlein zu trocknen.

„So hör' schon auf," sprach Frau Ludmilla, „und laß das alberne Weinen! Die Wahl Deiner Kostüme mußt Du mir schon überlassen. Wenn Du sie bezahlen müßtest, wär's was Anderes. Aber so lange wir Dich ernähren müssen —"

„Lula!" sagte Felix, mehr bittend als vorwurfsvoll.

„Nun ja: es ist doch auch ärgerlich. Man thut für sie alles Mögliche, obgleich sie Einen eigentlich nichts angeht, und nun ist sie noch obendrein undankbar und heult, wie nicht gescheidt."

Maria, die bereits still geworden war, fing von Neuem an zu weinen.

„Da hast Du's!“ rief Felix mißmuthig und warf den Bleistift auf den Tisch; „dabei soll man nun zeichnen. Erst stand sie so hübsch ruhig. Eins von Beiden geht nur: entweder sie steht Modell, oder Ihr sucht Blousen aus. Beides zusammen —“

„Aber Männchen!“ lachte Ludmilla; „Du bist ja so heftig! Ist das ein Mann!“

„Nimm's mir nicht übel,“ grollte Felix; „aber ich finde das rücksichtslos von Dir. Wenn ich arbeite, dann muß ich Ruhe haben. Glaubst Du: es macht mir Spaß, für das Schundbuch ein Titelblatt zu malen? Maria, so weine doch nicht mehr! Ich lege die paar Mark zu: dann kriegst Du die *blaue* Blouse.“

„Nein, sie behält die graue,“ bestimmte Ludmilla: „Du willst sie wohl noch in ihrem Eigensinn bestärken? Das Theuerste ist ihr gerade recht. Nun: ich bin für billige und gute Sachen.“

„Mein Gott, die paar Mark —“, brummte Felix.

„Ich *will* auch gar nicht mehr die blaue,“ schluchzte Maria. „Ich wußte doch nicht, daß sie so viel kostet.“

Sie sah verschüchtert auf den Stuhl, wo das Packet mit den Blousen lag.

„Es ist nur, weil mir blau besser steht zu meinem Haar; die graue ist so pluderig: man sieht wie verwachsen drin aus.“

„Das verstehst Du nicht. Auf meinen Geschmack kannst Du Dich schon verlassen. Ich habe für ganz andere Leute Sachen ausgesucht. A propos, Männchen: um Eins wollte mich Dr. Käswurm abholen. Er bat mich, ihm für seine neue Wohnung einen Teppich auszusuchen. Er versteht das nicht so; Du weißt: ich bin Kenner.“

„So? Dr. Käswurm?“ fragte Felix mit einem Ausdruck von Verdrossenheit. Er hatte zwar längst aufgehört, eifersüchtig zu sein; aber er konnte sich doch, so oft ein neuer Kurmacher in die Erscheinung trat, eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren: dieser beständige Wechsel ihrer männlichen Umgebung hatte etwas Beunruhigendes für ihn.

„Wer ist denn eigentlich dieser Käswurm?“

„Aber Männchen! Das weißt Du nicht? Er ist doch unser erster Theater-Recensent.“

„Was Du sagst!“

„Aber ich habe Dir doch schon früher von ihm erzählt.“

„Kein Wort.“

„Dann hast Du es eben wieder vergessen. Er ist ein sehr bedeutender Mensch. Er sagte mir: er habe in seinem Leben noch keine so geistvolle Frau kennen gelernt wie mich.“

Felix schwieg. Ludmilla nähte an einem Unterrock und that von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der vor ihr stehenden Kaffeetasse. Sie schien noch nicht lange auf zu sein. Ihr Haar war nicht gemacht, die rothe Farbe

noch nicht erneuert; sie hatte einen blauen, schmutzigen Morgenrock an; sie sprach heiser und sah so aus, als ob sie in die Nacht hinein geschwärmt hätte; auch schien sie die Strapazen des Aufstehens, obwohl es bereits Zwölf geschlagen hatte, noch nicht überwunden zu haben.

Es klingelte. Sollte es bereits Dr. Käswurm sein? dachte Ludmilla beunruhigt: in diesem Zustande konnte der viel gefeierte Stern der Gesellschaft schwerlich einem Manne gefährlich werden. Zum Glück war es ein Anderer. Das Dienstmädchen klopfte und meldete: Herr Referendar Helden. Maria fuhr zusammen und wollte ins Nebenzimmer flüchten.

„Hab' Dich nicht so," schalt Ludmilla. „Hermann hat schon öfters Mädchen mit aufgelöstem Haar gesehen."

„Guten Tag, Mama," sagte der Eintretende, der mehr den Eindruck eines Schauspielers als eines Juristen machte und dessen bartloses, schönes Gesicht an einen antiken Römerkopf gemahnte. Er wollte weiter sprechen; aber das Wort erstarb ihm im Munde, als er das junge Mädchen erblickte.

„Maria!" rief er mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung. Er blieb wie festgewurzelt stehen und starrte nur immer das Mädchen an, welches seinen Blick strahlenden Auges erwiderte, während sich die bleichen Wangen rosig färbten.

„Schade, daß ich meinen Apparat nicht hier habe," sagte Felix trocken; „die Gruppe müßte photographirt werden."

„Guten Tag, Onkel Felix," sprach Hermann, ohne den Blick von Maria zu wenden, und reichte ihm die Hand.

„Willst Du mir nicht auch die Hand geben?" fragte Ludmilla mit Strenge. „Formen hast Du angenommen: da hört Alles auf. Man merkt, daß Du nicht unter meiner Leitung stehst. Ueberhaupt: weshalb läßt Du Dich gar nicht blicken? Was soll das heißen?"

„Habe zu thun, Mama."

„Was Du schon zu thun hast. Wenn man Zeit haben will, dann hat man Zeit. Aber Du hast eben kein kindliches Gefühl."

„Du bist doch nie zu Hause, Mama."

„Wer sagt das? Das hat Dir gewiß mein lieber Bruder eingeblasen."

„Das hat mir Niemand eingeblasen. Ich sehe es doch. Wenn man des Morgens kommt, bist Du gewöhnlich noch nicht zu sprechen. Mittags bist Du in der Stadt und Abends im Theater oder in Gesellschaft."

„Frechheit! Ich verbitte mir Dein vorlautes Wesen. Felix: sind wir nicht immer zu Hause gewesen in den letzten Tagen?"

Felix war gewohnt, von seiner Frau zum Eideshelfer für kleine und große Unwahrheiten aufgerufen zu werden. Er bestätigte denn auch Alles, was sie sagte, da ihm der häusliche Friede mit einer kleinen Lüge nicht zu theuer erkauft schien. So log er denn auch jetzt, ohne von seinem Reißbrett aufzusehen:

„Jawohl: wir waren in den letzten Tagen immer zu Hause."

„Famos, Onkel Felix!“ sprach Hermann und sah dem Maler über die Schulter. „Büßende Magdalena oder so was, nicht?“

„Oder so was ist richtig,“ war die Antwort. „Die Nonne vor dem Kreuz. Ein Titelblatt zu einem Buch von der Roski. Das Titelblatt ist Schund. Aber das macht nichts: das Buch ist auch Schund.“

„Maria,“ sprach Hermann; „mein Kompliment! Sie sind ja wie geschaffen zur Nonne!“

Dellinger lachte. Ludmilla erhob sich und erklärte: sie müsse sich anziehen; es sei die höchste Zeit; sie dürfe den Dr. Käswurm nicht warten lassen.

„Dann will ich mich nur gleich verabschieden,“ sagte Hermann, „habe ein Urtheil zu bauen, ein langes Ding. Adieu, Mama.“

Er gab ihr flüchtig die Hand und schickte sich, als sie das Zimmer verlassen hatte, zum Gehen an. Maria steckte sich eilfertig das Haar auf.

„Was heißt das?“ sprach Dellinger erstaunt; „ich denke: heute hast Du länger Zeit? Du sagtest doch —“

„Nein, Onkel, ich — ich habe mich geirrt. Meine Wirthin ißt heute früher als sonst, und — und bis nach Hause ist ein weiter Weg.“

Sie war über und über roth geworden. Hermann strahlte. Er ahnte, weshalb sie sich so eilig stellte. Dellinger schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken.

„Nun,“ sprach er und schob das Reißbrett auf den Tisch; „also dann übermorgen.“

Hermann sah Maria an. Sie wandte kein Auge von ihm. Er sagte so oben hin: „Wir gehen wohl zusammen?“

## II.

Sie gingen zusammen. Sie passirten die — — —straße, bogen an der Ecke zum Kanal ein und schritten unter den herbstlichen Kastanienbäumen das Ufer entlang.

„Seit wann sind Sie hier, Maria?“

„Seit acht Tagen.“

„Und davon weiß ich nichts! Aber nun bleiben Sie auch hier, nicht wahr?“

„Ich denke wohl. Die Leute, bei denen ich in München wohnte, sind nach außerhalb gezogen. Da hat mich denn Tante Ludmilla herkommen lassen und für mich ein Zimmer gemiethet in der Köpenickerstraße.“

„In der Köpenickerstraße? So weit und in so häßlicher Gegend!“

„Es wird wohl da am billigsten sein. Sie wissen doch, daß ich kein Geld habe. Ich bin arm, wie eine Kirchenmaus. Onkel und Tante müssen Alles für mich bezahlen. Wenn ich nur erst selbständig wäre und mir mein Brot verdienen könnte! Ich lerne jetzt Buchführung; in einem halben Jahr werde ich wohl soweit sein, daß ich in Stellung gehen kann.

Sie glauben nicht, Herr Referendar, wie bitter es ist, wenn man fremden Leuten zur Last fallen muß."

„Fremden Leuten! Wie das klingt! Onkel Felix ist Ihnen doch kein Fremder. Und besser könnten Dellingers ihr Geld doch gar nicht anlegen! Gewiß, es macht ihnen Freude."

„Ach nein; es macht ihnen keine Freude. Es ist ihnen eine lästige Pflicht. Wie oft wird mir vorgehalten, was ich schon gekostet habe! Tante sagt es ja selber: wenn sie es nicht meinem Vater versprochen hätten, dann würden sie sich hüten und ihr Geld für mich ausgeben. Sie wissen doch, daß mein Vater flüchten mußte? Nein? Er hatte doch Schulden und mußte nach Amerika. Hat Ihnen Onkel Felix nicht erzählt?"

„Nein. Ich fragte ihn einmal, wie Sie mit ihm verwandt wären. Da antwortete er kurz und ausweichend. Er schien nicht gern an die Verwandtschaft mit Ihrem Vater erinnert zu werden. Kannten Sie Ihren Vater?"

Maria schüttelte den Kopf.

„Ich war noch ganz klein, als er fort mußte, sagt Tante Ludmilla. Wenn Tante nur nicht immer so böse zu mir wäre! Onkel Felix ist gut gegen mich. Aber vor Tante habe ich Angst. Ich kann es ihr auch nicht verdenken, daß sie mich nicht mag; ich koste ihr Geld und bin ihr im Wege. Ach, Herr Referendar, manchmal bin ich ganz traurig und verzweifelt. Ich habe ja keinen Menschen auf der Welt und bin so überflüssig. Einmal war ich drauf und dran, mir das Leben zu nehmen."

„Wenn Sie das wollen," sagte Hermann, „so kann ich Ihnen eine ausgezeichnete Stelle empfehlen. Sehen Sie dort an der Brücke den weißen Rettungsgürtel? Dicht neben dem steinernen Triton, der so bausbackig in die Muschel stößt? Dieses Plätzchen ist wie geschaffen für Lebensmüde. Hier wird alle paar Wochen Einer herausgefischt. Wenn Sie also wieder einmal Bedarf haben sollten, dann, bitte, bedienen Sie sich. Sie werden hier prompt und billig in eine bessere Welt befördert."

Maria lachte. Er brachte das so trocken heraus.

„Ja —", sagte sie, „die Stelle muß in der That für Selbstmörder etwas Anziehendes haben. Da drüben die Weiden, die so traurig nickend ins Wasser tauchen; hier der steile, steinerne Uferrand."

„Nicht wahr?" sprach Hermann; „so leicht kommt hier Keiner wieder heraus. Ich sehe, Sie wissen, was für eine Gegend so ein Selbstmörder nöthig hat. Und vor dem Rettungsgürtel brauchen Sie keine Angst zu haben. Der hat noch keinen Menschen gerettet. Sein einziger Lebenszweck ist, sich dem Schutze des Publikums empfohlen zu halten."

„Sie sind so lustig, Herr Referendar. Ich wünschte, Sie könnten mir etwas von Ihrer Lustigkeit abgeben. Ich bin immer so traurig."

„Das wird anders werden. Das Leben ist schön, Maria. Sie sind jung. Und ich denke mir: wer eine traurige Kindheit gehabt, der hat Anspruch auf eine fröhliche Zukunft."

„Sie haben gut reden, Herr Referendar.“

„Herr Referendar! Warum nennen Sie mich nur immer bei meinen sämmtlichen Titeln und Würden? Wir haben uns doch früher bei Vornamen genannt!“

„Das geht doch jetzt nicht mehr.“

„Geht nicht mehr? Warum denn nicht? Wissen Sie auch, daß es mein gutes Recht ist? ja, daß wir uns von Rechts wegen Du sagen müßten?“

„Von Rechts wegen? Ja, wieso denn?“

„Das will ich Ihnen erklären, Maria. Erstens sind wir sozusagen mit einander verwandt. Felix Dellinger ist unser gemeinschaftlicher Onkel.“

„Nur schade, daß dieser Onkel garnicht unser Onkel ist. Er ist der Vetter meines Vaters —“

„Also doch immerhin so etwas Aehnliches wie ein Onkel. Dafür ist er aber der Mann meiner Mutter: das ist doch eigentlich noch viel näher verwandt, als wenn er mein Onkel wäre.“

„Nein, nein, die Verwandtschaft lasse ich nicht gelten, Herr Hermann.“

„Warum sagen Sie Herr Hermann? Nur keine überflüssigen Wiederholungen. Das einfache Hermann genügt mir vollständig. Also die Verwandtschaft wollen Sie nicht gelten lassen? Aber das hilft Ihnen nichts. Wir gehören nun einmal zusammen. Denn wir sind Schicksalsgenossen. Ernsthaft, Maria: Auch meine Jugend war arm an Glück. Auch ich bin eigentlich eine elternlose Waise. Meine Mutter hat sich nie um mich gekümmert. Sie hatte Anderes zu thun. Gesellschaften und Theater waren ihr wichtiger. Sie verließ meinen Vater, als ich ein kleiner Junge war. Eines Tages war sie fort. Ich fragte ihn: Kommt denn die Mama nicht wieder? Da setzte er sich hin und weinte und sagte: Nein, die kommt nie mehr wieder. Mein Vater ist daran gestorben: vor Gram, an gebrochenem Herzen, oder wie man das nun nennen will. Ich sage Ihnen das nur, Maria, damit Sie sehen sollen, daß unser Schicksal ähnlich ist, und daß wir Zwei zusammen gehören. Denn da ist noch ein Drittes, das ist stärker als die beiden Ersten, wie es im Korintherbrief heißt: „Nun aber bleiben diese Drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“

„Und was ist das für ein Drittes?“

„Ja, das ist schwer zu sagen. Denn es liegt auf dem Gebiete des Gefühls. Entsinnen Sie sich des Tages, wo wir uns kennen lernten?“

„Wie können Sie nur so fragen? Ich weiß es noch so gut, als wenn es gestern gewesen wäre. Das ist nun länger als zwei Jahr her. Sie kamen mit Onkel Felix in meine Pension. Es war am 27. Juli zwischen 5 und 6.“

„Wie genau Sie das behalten haben! Nun ja, damals hatte ich eine wunderbare Empfindung. Mir war, als wenn wir uns schon irgend wo

einmal gesehen hätten: vor langen, langen Jahren, vielleicht in einem anderen Leben, in einer anderen Welt —"

„Wie merkwürdig!"

„Alles an Ihnen, Ihr Körper, Ihre Bewegungen, Ihr Organ war mir so vertraut, als ob ich niemals von Ihnen getrennt gewesen wäre. Ja, als Sie mir das Liedchen sangen: am Brunnen vor dem Thore, da war mir's, als hätte ich das schon von Ihnen gehört, und als hätte ich selber Sie schon früher einmal dazu begleitet. Damals, Maria, wurden Sie mir so vertraut, daß ich mir sagte: ich werde niemals wieder einen Menschen finden, dessen Wesen so innig mit dem meinigen verschmelzen könnte. Es war wie ein magnetischer Strom zwischen mir und Ihnen. Seitdem habe ich Sie beständig vor mir gesehen. Mit Jeder, die ich kennen lernte, verglich ich Sie. Ich verfolgte im Geiste Ihre Entwickelung. Sie blieben mir nicht das fünfzehnjährige Mädchen; ich wußte genau, wie Sie werden würden. Und als ich Sie heute wieder sah, da wunderte ich mich nicht über Ihr Aussehen. Ich wußte es: so und nicht anders mußten Sie geworden sein. Aber etwas Eigenthümliches war doch wieder dabei. Als ich Sie zuletzt sah in München, da fiel Ihr Haar frei über den Nacken, gerade so wie heute, wo Sie es eigens aufgelöst hatten, um Onkel Felix Modell zu stehen. Ich faßte das so auf wie einen Wink des Schicksals: die zwei langen Jahre, die zwischen Abschied und Wiedersehen lagen, die waren nun auf einmal ausgelöscht. Sehen Sie, Maria: Das war das Dritte, was ich Ihnen zu sagen hatte. Und wenn Sie jetzt nicht nach Berlin gekommen wären, bei Gott, ich hätte mir Urlaub genommen und wäre nach München gereist. — Und Sie, Maria, haben Sie wohl manchmal an mich gedacht?"

„Ob ich an Sie gedacht habe, Hermann?" sprach sie und neigte den Kopf zur Erde. „Ich habe täglich an Sie gedacht. Abend für Abend habe ich gebetet: Laß mich ihn wiedersehen."

„Maria!"

Wie ein Jubelruf kam der Name von seinen Lippen. Er mußte an sich halten, um das holdselige Geschöpf nicht vor aller Welt zu umarmen. Er faßte ihre Hand und schüttelte und drückte sie, daß sie leise aufschrie.

„Siehst Du nun ein, Maria," sprach er, „weshalb wir uns Du sagen müssen?"

Die Leute, die vorbei kamen, sahen die Beiden an und tuschelten und lächelten. Er merkte es nicht. Er sah nur das stumme Glück an seiner Seite und hörte nichts als den rauschenden Jubelgesang in seiner Brust.

## III.

Bei Ahlemanns war Gesellschaft. Das Mahl war vorüber. Die Gäste hatten sich zwanglos in den glänzend ausgestatteten Vorderräumen zerstreut. Der Hausherr ging von Einem zum Anderen und erkundigte sich,

wie man sich unterhielt. Manchem theilte er auch vertraulich mit, daß heute noch etwas ganz Besonderes bevorstände. Man sah es diesem unscheinbaren Manne, der mit ewig lächelndem Munde nichtssagende Bemerkungen machte, nicht an, daß er Chef eines großen Konfektionshauses war. Wenn er so verbindlich sprach, den Kopf zur Seite neigte und sich die Hände rieb, dann war er noch immer der Kunden bedienende, Waaren anpreisende junge Mann wie vor fünfundzwanzig Jahren. Auch seine Frau konnte ihre Vergangenheit nicht verleugnen. Ihr haftete nun einmal die steife und ein wenig ordinäre Grazie der Konfektioneuse an, die sie damals in München gewesen war, als sie ihren Gatten kennen lernte.

Vielleicht war diese Vergangenheit und das, was davon haften geblieben war, daran schuld, daß es Ahlemanns nicht gelang, sich einen Freundeskreis zu verschaffen. Dellingers waren die Einzigen, mit denen sie dauernd im Verkehr standen. Sie legten Werth auf Umgang mit Künstlern. Es sollten Leute sein, von denen in den Zeitungen die Rede war. Je berühmter, desto besser. Es war Emmy Ahlemanns stiller Kummer, daß diese Leute sich zu Dellingers drängten, auch wenn die geizige Ludmilla ihnen nichts Anderes vorsetzte als Bier und kalte Küche. Waren sie aber zu Ahlemanns geladen, so bedurfte es immer besonderer Attraktionen, und dabei schien es immer so, als ob sie mehr auf Bitten Ludmillas und um ihr gefällig zu sein, als aus Interesse für Ahlemanns sich einfanden. Dieser Künstlerverkehr kam sie theuer zu stehen. Die Wände waren bedeckt mit Bildern, die Tische mit Büchern von Leuten, die bei ihnen verkehrten. Alles gekauft, nichts geschenkt. Die Musiker, die zu ihnen kamen, überschütteten sie mit Konzertbillets, die sie zu theuerem Preise erstanden und unentgeltlich weiter gaben. Bei den Gesellschaften war es mit einer solennen Bewirthung nicht gethan. Da gab es entweder eine Zigeunerkapelle oder einen Soubrettenstern oder einen Gedankenleser. So eine Gesellschaft kostete Tausende. Da übrigens die meisten Gäste von Dellingers, so zu sagen, entliehen waren, so machte es nicht den Eindruck, als ob Ahlemanns, sondern als ob Ludmilla die Gesellschaft gäbe. Sie bildete heute, wie immer, den Mittelpunkt.

Diese Frau verstand es, mit Allen über Alles zu reden. Wenn sie auch nichts Eigenes zu sagen hatte, so wußte sie doch Gehörtes und Gelesenes so vorzutragen, als ob es von ihr stamme. Ein Mann würde mit dieser Talmiweisheit schwerlich Eindruck gemacht haben. Die schöne Frau war ihres Eindrucks sicher. Sie hatte in dem Blick ihrer dunklen Augen, wenn sie wollte, etwas Berauschendes. Wer bei ihr stand, der hörte nur mit halbem Ohre. Man sah sich trunken an diesen Augen, an diesen schlanken Formen. Keinem der Menschen schildernden Maler und Dichter fiel es auf, wie viel an dieser Frau Berechnung, wie wenig Natur war. Das machte wohl, weil sie selbst, die da um sie herumstanden, aus Unnatur und Pose zusammengesetzt waren. Man spielte eine Rolle, man trug eine Maske.

Der Dramatiker Lebus fuhr mit der weißen Hand durch den blonden Vollbart und senkte seine Augen schwermuthsvoll in sie hinein. Er wußte, wie schön er war, wenn er schwermuthsvoll blickte: gedachte er verflossener Tage, da er noch der Favorit war und durch ihre Neigung beglückt wurde? Die Zeiten waren dahin. An seine Stelle war der Doktor Käswurm getreten, jener Mann mit dem bocksbärtigen, schlitzäugigen Faunsgesicht, der sich auf den Geistvoll-Interessanten hinausspielte. Er trug so etwas wie eine triumphirende Ueberlegenheit zur Schau; denn er besaß zur Zeit das Herz dieser wandelbaren Frau; und im sicheren Gefühl des Besitzes bemerkte er nicht, wie schon ein Anderer mit Erfolg an der Arbeit war und auf dem besten Wege, ihm die schöne Beute abzujagen. Dieser kommende Mann war der große, dicke und reiche Doktor Pfeffers: ein Arzt, der es nicht nöthig hatte, zu prakticiren, und darum Bücher schrieb. Mittels einer Stirnlocke und einer wild flatternden Kravatte suchte er seinem harmlosen, runden Gesicht den Stempel des Genialen aufzudrücken. Zu dieser Gruppe gehörte auch der fruchtbare, aber unbekannte Romanschreiber Wolter, hinter dem man eher einen blasirten Lebemann als einen deutschen Dichter vermuthete. Er wich nicht von der Seite des berühmten Dramatikers. Lebus war sein Gott. Der verfügte über jene schwüle Sinnlichkeit, die der nüchterne Wolter vergeblich anstrebte und die doch, wie er vermeinte, das Geheimniß des Erfolges war. Da war auch die unzertrennliche Dichterfirma Schäffer und Balze, welche einen Band gemeinsam verfaßter Gedichte, betitelt: „Neue Menschen", in Schweinsleder herausgegeben hatten. Beide verhimmelten sich gegenseitig. Einer machte für den Andern Reklame. Ihre Gedichte galten für epochemachend: sie hatten keine Reime, und die Substantiva waren klein geschrieben. Auch Ludmilla war von ihnen verarbeitet und als ein neuer Mensch der Sammlung einverleibt worden.

Während Ludmilla vor diesem Schwarm von Federhelden ihren Geist blitzen und ihre Reize spielen ließ, saß ihr Mann auf einem Sopha des Nebensalons und machte der üppigen, stark dekolletirten Wittwe Lange den Hof. Zwischen den Ehegatten war das Uebereinkommen getroffen, daß Keiner die Kreise des Anderen stören sollte. Die bis zu Küssen auf den runden Arm sich steigernden Vertraulichkeiten, welche sich Felix Dellinger gegen die schöne Frau Lange erlaubte, ließen erkennen, daß in der Dellinger-schen Ehe die Eifersucht keine Stätte hatte und die Treue ein überwundener Standpunkt war.

Aus dem Musikzimmer klang das Lied herüber:

„Ich bin ein kleiner Schmetterling, ling, ling,
Ein allerliebstes, flücht'ges Ding, Ding, Ding, . . . ."

Es war der junge Komponist Heinrich Hansen, der dieses Lied vortrug. Hinter ihm stand eine Anzahl freimüthiger Damen, die den hübschen Jungen mit Ausrufen des Entzückens unterbrachen. Bei dem ling, ling, ling und dem ding, ding, ding sang Alles mit. Er war der beliebteste

Komponist der Saison, wenn gleich man eine andere Komposition als das Lied von dem kleinen Schmetterling nicht kannte. Er lebte von dem Lied. Er mußte es überall singen. Bei Ahlemanns spielte er gewöhnlich hinterdrein aus Gefälligkeit ein paar Tänze, — Tänze spielte er hinreißend —, und diese Gefälligkeit fand ihren Lohn in Gestalt eines Kassenscheins, der ihm am folgenden Tage mit der Visitenkarte des Hausherrn übersandt wurde.

An einem Thürpfeiler stand der Leutnant. Er war zwar nicht von der Garde, auch nicht von Adel; aber es war doch ein Leutnant. Seine funkelnden Knöpfe brachten Glanz und Leben in die Gesellschaft. Woher ihn Ahlemanns bezogen, wußte Keiner. Aber er fehlte nie in einer Ahlemann'schen Gesellschaft. Einmal hieß er Schmidt, ein anderes Mal Krause. Die Namen wechselten, der Rock blieb derselbe, und das war die Hauptsache. Dieser Rock bedeutete für Ahlemanns: wir gehören auch zur vornehmen Gesellschaft; denn des Königs Rock weilt unter uns. Der heutige hieß Möller, war auf kurze Zeit nach Berlin kommandirt und erfreute sich eines gesunden Gesichts sowie prachtvoller Zähne, die er lachend seiner Dame, der Königl. Solotänzerin Fräulein Laria zeigte. Sie hatte ein bis oben geschlossenes Kleid an und trug eine an Prüderie streifende Decenz zur Schau. Fräulein Sarro, ihre Kollegin vom Schauspielhaus, lauschte einem blassen Jüngling, der halb auf Körner, halb auf Werther frisirt war und ihr eigene Gedichte vortrug; kokett wie ein Mädchen, nervös wie eine Modedame, die Karikatur eines Dichters.

Fräulein Else Baumann, eine reifere Jugendschriftstellerin, schüttete einem jungen Manne, der dreißig Jahre jünger war, ihr liebedurstiges Herz aus; und Hermine von Klingenfeld, das zarte, junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb, — sie war die Tochter eines Predigers, und man fragte sich vergebens, woher sie alles das wußte — machte über die Gesellschaft so zweideutige Glossen, daß der alte Cyniker Dr. Fränkel, der Arzt des Hauses, aus dem Lachen nicht herauskam.

In einer Nische, hinter Palmen verborgen, saß ein kleiner Mann mit übergroßem Kopf, der etwas Gnomenhaftes hatte. In der feinen, fast weiblich zarten Hand zitterte ein Bierglas. Mit seinen großen, traurigen Augen beobachtete er das Treiben, wo Jeder sich selbst und seine Eitelkeit zur Schau trug, diese Maskerade des Lebens, welche man Gesellschaft nannte. Hin und wieder aber blickte er nach der gegenüberliegenden Nische, wo hinter Blumen Zwei saßen, die sich viel zu sagen hatten. Dieser schlanke Jüngling mit dem bartlosen Römerkopf und den leuchtenden Augen, dieses blasse Mädchen mit dem schmalen Madonnengesicht, sie schienen ihm seltsam abzustechen von den Anderen; wie kamen diese Menschen in das Puppenspiel? Hin und wieder kam die Frau des Hauses heran und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit. Sonst störte sie Keiner. Sie merkten auch nicht, daß sie die Aufmerksamkeit des Mannes in der anderen Nische auf sich zogen.

„Ich bin ein kleiner Schmetterling," klang es aus dem Nebenzimmer. Ludmilla hatte sich erhoben, und indem sie ein gefülltes Sektglas mit Anmuth über ihrem Kopf schwang, bewegte sie sich reizend lächelnd inmitten ihrer Verehrer nach den Rhythmen des ling, ling, ling: die Augen leuchteten, die Wangen waren geröthet, sie sah berückend schön aus. Der Maler Bela erklärte, so müsse er sie malen, und das Bild würde heißen: Freude, schöner Götterfunken.

„Meine Herrschaften, sie kommen!" rief der Hausherr und klatschte in die Hände. Neugierige Gesichter, Fragen, Ausrufe der Ueberraschung. Der kleine Schmetterling verstummte, die Ablösung, die Attraktion des Abends war da. Die Tiroler Sänger- und Schuhplattlergesellschaft Allfeld aus dem bayrischen Hochgebirge, die Männer in ihrem Schützenkostüm, die Frauen in der oberbayerischen Nationaltracht mit Ketten und Kugeln, sie mischten sich unter die Gesellschaft, und obwohl sie durch vieljährige Gastspielreisen längst von der Kultur beleckt waren, spielten sie doch mit Erfolg die Naturkinder. Sie spielten diese Rolle so geschickt und natürlich, daß die Schauspieler in Frack und Gesellschaftstoilette viel von ihnen hätten lernen können. Der Gnom in seiner Palmenecke lächelte ironisch, als er dieses Schauspiel im Schauspiel, die Maskerade in der Maskerade sah. Plötzlich wurde ihm die Aussicht genommen. Vor den Palmen, die ihn verdeckten, standen zwei Frauen und sprachen eifrig aufeinander ein.

„Kann ich dafür?" sagte Emmy und lachte.

„Sie brauchten ja die Beiden nicht zusammen zu setzen," antwortete Ludmilla.

„Hab' ich denn gesetzt?" sprach Emmy und lachte wieder. Sie hatte anscheinend einen kleinen Schwipps, „es war doch freie Tischwahl."

„Ueberhaupt, Sie hätten Maria besser fortgelassen. Ich finde, sie ist noch viel zu jung für Gesellschaften."

Emmy hörte auf zu lachen und sagte in gereiztem Tone: „Aber beste Lula, das lassen Sie doch meine Sorge sein!"

„So! Und wohin soll das führen? Das Gethue zwischen den Beiden?"

„Seien Sie nicht komisch, das ist eine ganz harmlose Sache. Uebrigens: habe ich Maria kommen lassen oder Sie? Ich war stets dagegen, ich habe immer gesagt, sie soll in München bleiben. Aber Sie wollten ja nicht. Sie mußten ja Ihren Kopf durchsetzen."

„Wie Sie nur reden, Emmy, Sie wissen ganz gut, daß es nicht ging. Haben Sie Beziehungen in München? Nun also! Wir auch nicht!"

Der Gnom hinter den Palmen wunderte sich nicht wenig, wie erregt die Beiden waren. Ludmilla, eben noch das Sinnbild der Freude, glich jetzt eher einem bösen Geist oder einer fauchenden Katze. Aber diese Ver-

wandlung dauerte nicht lange. Ein paar Tiroler kamen auf sie zu, mit ihnen der „kommende Mann", der dicke Dr. Pfeffers.

„Schöne Frau," sprach er, „wo bleiben Sie nur? Unsere Tiroler wünschen eine eigens für Sie bestimmte Mazurka vorzutragen." Er bot ihr den Arm und führte Ludmilla, die jetzt wieder ganz Tochter aus Elysium war, in die Mitte ihrer Verehrer zurück. Die Tiroler aber stimmten die Polka an und sangen:

„Lula mit dem goldnen Haar,
Mit den Aeuglein frisch und klar:
Du bist mei' Freud'. Holdrio!"

Emmy hatte sich umgewandt und das hinter den Palmen verborgene Männlein wahrgenommen.

„Aber lieber Amtsgerichtsrath, was machen Sie denn hier?"

„Ich sehe und genieße," war die Antwort. „Ist es nicht beispielsweise ein Genuß, die beiden Leutchen da drüben zu beobachten? Ein schönes Paar, meinen Sie nicht auch, Frau Ahlemann? Mein Neffe ist das geborene Modell für eine antike Statue, und die entfernte Verwandte aus München ist einfach reizend. Nun ja, mein Schwager Dellinger ist ja auch ein schöner Mann."

Frau Ahlemann stutzte und sah den Amtsgerichtsrath forschend an.

„Sie wissen?" entfuhr es ihr.

„Was denn? Was soll ich denn wissen?" sagte er und lachte von einem Ohr zum anderen. „Gar nichts weiß ich. Ich vermuthe nur, liebe Frau. Ich vermuthe. Wenn zwei Menschen dieselben blauen Augen und dasselbe blonde Haar und den gleichen Schwung der Augenbrauen haben, dann sagt man sich doch unwillkürlich: nein, so entfernt kann die Verwandtschaft unmöglich sein."

Er kicherte.

„Amtsgerichtsrath, Sie sind ein Schlaukopf, aber um's Himmelswillen sagen Sie nichts, keinem Menschen! Verstanden?

„Haben Sie keine Angst! Ich weiß ja nichts. Ich vermuthe ja nur." —

„Ach Sie! Am Ende „vermuthen" Sie auch, wer die Mama ist, he?" Sie stieß ihn in die Seite, dann lachten sie Beide.

„Ich denke mir," sagte er und sah sie listig an, „die Mama wird nicht allzu fern sein."

„Pscht!" machte Emmy und hielt ihm den Mund zu.

„Ja, ich vermuthe," sprach er, als sie die Hand fortnahm; „sie steht mir nahe, sehr nahe."

Er blickte sie lange und durchdringend an. Sie wurde über und über roth.

„Sie sind wirklich ein Teufelskerl!" sprach sie und lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Wen meinen Sie eigentlich?“ fragte sie.

Er sah sie wieder an, schelmisch zwinkernd, und nun lachten sie alle Beide so laut und herzhaft, daß Andere herankamen und erklärten, sie wollten auch mitlachen, und man solle sagen, was eigentlich los sei. Emmy wies in das Nebenzimmer, wo sich in der That ein lustiger Anblick bot. Die befrackten Herren hatten je einen Tiroler zwischen sich genommen und tanzten im Polkaschritt um Ludmilla herum, wobei sie im Rhythmus sangen:

„Lula mit dem goldnen Haar,
Mit den Aeuglein frisch und klar:
Du bist mei' Freud'. Holdrio!“

Ludmilla stand hochaufgerichtet in ihrer Mitte, mit strahlendem Lächeln: eine Königin.

## IV.

„Guten Tag, Onkel, wo steckst Du denn?“ sagte Hermann und reckte sich, um über einen hohen Stoß Akten hinüberzusehen. Hinter den Akten tauchte der Kopf des Amtsgerichtsraths auf, dieser Gnomenkopf mit der mächtigen Stirn und den großen, schwarzen Willmann'schen Familienaugen. Sie hatten nicht das Katzenartige Ludmillas, auch nicht das Leuchtende und Leidenschaftliche Hermanns, sondern waren wie verschleiert und enthielten jene Mischung von Traurigkeit und Treuherzigkeit, wie man sie wohl bei den großen Neufundländer Hunden findet. Amtsgerichtsrath Willmann war einige vierzig Jahre alt. Seitdem das Mädchen seiner Wahl einen Anderen geheirathet hatte, war er zu dem Entschluß gekommen, auf die Freuden der Ehe ein für allemal zu verzichten. Ein hübsches poetisches Talent, welches in früheren Jahren Gedichte und Erzählungen zu Tage gefördert hatte, war nach der großen Enttäuschung seines Lebens versiegt; den Wunsch seiner Jugend, deutscher Dichter zu werden, hatte er, mit den anderen Wünschen zusammen, längst zu Grabe getragen. Seit zehn Jahren Vormundschaftsrichter, war er ausschließlich darauf bedacht, über das Wohl von etwa tausend Waisenkindern zu wachen, eine Thätigkeit, die ebenso menschenfreundlich wie auf die Dauer eintönig und ermüdend ist. Nach dem Tode von Hermanns Vater hatte er den Knaben zu sich genommen, und Alles, was von Liebe und Zärtlichkeit in ihm war, das hatte er ihm zugewandt, eifrig bemüht, ihm Vater und Mutter zu ersetzen. Denn das zu kurz gerathene Männlein mit dem dicken Gnomenkopf erblickte in Hermann sein verschönertes und idealisirtes Abbild. Er sah in dem Neffen die Verkörperung und Vollendung dessen, was die Natur bei ihm selbst zwar beabsichtigt, aber leider nicht zu Stande gebracht hatte. Und was Ernst Willmann noch vom Leben wünschte, war, daß es seinem Liebling denjenigen Antheil an Glück spenden sollte, auf den er dereinst Anspruch erhoben hatte, und der ihm versagt geblieben war.

„Donnerwetter!“ rief Hermann und wies auf die Akten, „Du hast ja heute ein riesiges Decernat. Die dicken Dinger!“

„Die Dicke macht's nicht, Hermann, die dünnen Sachen sind oft die knifflichsten. Zehn Mal verfügt man „zu den Akten“ oder „nach einem Jahr“; aber dann kommt so eine kleine niederträchtige Erziehungsstreitsache, wo sich zwei Eltern um ihr Kind balgen, und die nimmt mehr Zeit in Anspruch als alle die dicken zusammengenommen.“

„Soll ich Dir helfen, Onkel, und ein paar Verfügungen entwerfen?“

„Wenn Du Zeit hast, mein Junge. Ihr in Eurer Strafkammer scheint ja ein idyllisches Leben zu führen.“

„Was ist da auch groß zu thun? Die Urtheile macht man während der Sitzung. Es ist ja doch allemal dasselbe, Betrug, Diebstahl, Kuppelei, wenn es hoch kommt, Majestätsbeleidigung.“

Er setzte sich an die Querseite des Tisches, nahm sich ein paar Akten und blätterte darin.

„Du, Onkel —“

„Ja?“

„Was Alles vorkommt. Da hatte ich einen ganz merkwürdigen Fall. Sage mal, was macht man da? Ein siebzehnjähriges Mädchen, das keine Eltern mehr hat, will heirathen. Der Standesbeamte muß die Geburtsurkunde haben. Aber die ist nicht aufzutreiben, weil das Mädchen nicht weiß, wie die Eltern heißen und wo die Geburt erfolgt ist.“

„Das ist allerdings ein seltener Fall,“ sagte der Amtsgerichtsrath und sah in die Höhe. „Gieb mal die Akten her, vielleicht —“

„Nein, Onkel,“ erwiderte Hermann und wurde verlegen, „es handelt sich nicht um diese Akten, es — es fiel mir nur gerade ein, weil es doch zum Familienrecht gehört. Da dachte ich denn, es müßte Dich interessiren. Es kam jüngst in der Praxis vor.“

Er wurde immer verlegener. Der Onkel musterte ihn mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„So — so,“ sagte er, „in der Praxis. Merkwürdig, was heutzutage die Referendare für Fälle erleben! Also ein Fall aus dem Familienrecht, und in der Praxis kam er vor. Hm. Wie kommt nur Eure Strafkammer mit ihrem ewigen Einerlei von Betrug und Diebstahl zu diesem interessanten Fall aus dem Familienrecht?“

„Nun — das ist doch ganz einfach,“ suchte Hermann sich herauszureden. „Stell' Dir mal vor, Onkel: das Mädchen hat, um heirathen zu können, die Geburtsurkunde fälschlich angefertigt, nicht wahr? Und der Standesbeamte hat es gemerkt, ja, und zeigt den Fall der Staatsanwaltschaft an. Na, das ist doch Urkundenfälschung, Vergehen gegen § 267 Strafgesetzbuch, nicht wahr?“

„Gut ausgedacht, mein Junge; aber doch nur *ausgedacht*. Oder sollte das wirklich vorgekommen sein?“

„Nein — das nicht. Aber — es könnte doch — —"

„Ich will Dir sagen, was vorgekommen ist," sprach der Amtsgerichtsrath und weidete sich an der Verlegenheit des Neffen. „Da ist ein Mädchen, das heißt Maria Dellinger — —"

„Onkel!"

„Ja, glaubst Du denn: ich hätte keine Augen im Kopf? Wenn man Euch zwei so zusammensieht, wie zum Beispiel gestern bei Ahlemanns, ja, da muß man doch auf allerhand Gedanken kommen. Du Heuchler, Du Spitzbube! Also heirathen willst Du sie? Hübsch ist sie: das muß man sagen. Etwas jung noch, aber lieb und ernst und verständig — —"

„Onkel, sie ist göttlich!"

Der Amtsgerichtsrath zuckte lächelnd die Schultern.

„Ja, freilich: wenn sie göttlich ist! Dann wird allerdings die Beschaffung der Geburtsurkunde ihre Schwierigkeiten haben. Die Geburten von Göttern und Göttinnen werden vorläufig auf den Deutschen Standesämtern noch nicht gebucht. Sollte jedoch Deine Auserwählte irdischen Ursprungs sein — und das möchte ich, trotz Deiner gegentheiligen Versicherung, beinahe glauben — dann dürfte die in Frage stehende Beurkundung ohne sonderliche Mühe zu ermitteln sein."

„Onkelchen: wenn Du das fertig brächtest, dann — dann erlaube ich Maria, daß sie Dir einen Kuß giebt."

„Deine Freigebigkeit soll mir ein Ansporn sein. Ein Kuß von göttlichen Lippen: das muß ja der Himmel auf Erden sein! Versprechen kann ich nichts; aber ich habe doch gegründete Aussicht, Licht in diese dunkele Angelegenheit zu bringen. Denn dunkel ist sie: das wirst Du mir zugeben. Und ich kann Dir den Vorwurf nicht ersparen, daß Deine Verbindung mit diesem geheimnißvollen Wesen zum Mindesten etwas voreilig ist. Du weißt nicht, wer die Eltern waren, ja, ob überhaupt Eltern im Sinne des Gesetzes vorhanden waren. Wenn wir von der zwar poetischen, aber doch ziemlich fern liegenden Möglichkeit, daß dieses Wesen vom Himmel gefallen sei, einmal absehen — —"

„Aber lieber Onkel," unterbrach Hermann, „wir wissen doch, daß sie die Tochter eines Verwandten von Onkel Felix ist, der dummer Streiche wegen nach Amerika ausgewandert und wahrscheinlich dort zu Grunde gegangen ist."

„Hm—" machte der Amtsgerichtsrath. „Also Du glaubst an die Geschichte mit dem entfernten Verwandten? Leichtgläubige Jugend! Wenn Du dermaleinst als Untersuchungsrichter ebenso leichtgläubig sein wirst —"

„Ja, warum sollte man denn nicht daran glauben?"

„Weil — weil Alles dagegen spricht. Erstens ist dieser angebliche Verwandte erst in den letzten Jahren aufgetaucht. Früher war von diesem mysteriösen Vetter oder Großvetter — ganz klar scheint sich der Onkel Felix über den Verwandtschaftsgrad selber nicht zu sein — niemals die Rede.

Auch von Marias Existenz erfuhr man erst in den letzten vier oder fünf Jahren. Zweitens muß es auffallen, daß Onkel Felix und Deine Mutter, die sich doch wahrlich nicht leicht vom Gelde trennt, Jahr aus, Jahr ein den Unterhalt dieser entfernten Verwandten bestritten haben.“

„Ja, aber — —“

„Drittens weisen die Gesichtszüge Deiner Auserwählten Aehnlichkeiten auf mit Onkel Felix, die geradezu frappant sind.“

„Wie? Du meinst doch nicht?“

„Ich meine garnichts. Ich vermuthe nur, ich kombinire; ich reihe Thatsachen aneinander, wie es der Staatsanwalt thut, wenn er, in Ermangelung von Augenzeugen, einen Indicienbeweis zu führen genöthigt ist, und ich ziehe aus der Summe dieser Thatsachen den gewiß bescheidenen Schluß, daß der Onkel Felix mit Maria keineswegs so entfernt verwandt ist, wie man der Welt gern glauben machen möchte.“

„Du glaubst also?“

„Ich vermuthe, Hermann, daß Onkel Felix der natürliche Vater Marias ist. Solltest Du also die Vorurtheile, welche die Gesellschaft nun einmal gegen natürliche Kinder hegt, theilen, so — —“

„Was kümmern mich die Vorurtheile? Ich heirathe Maria, und wenn des Teufels Großmutter ihre Tante wäre. Also Onkel Felix soll Marias Vater sein? Mir ist das so neu und überraschend; ja, ich möchte trotz Deiner Indicien glauben, daß Deine Annahme unrichtig ist. Denn wenn Onkel Felix ihr natürlicher Vater wäre, dann könnte sie doch nicht Dellinger heißen, sondern müßte den Namen ihrer Mutter führen, nicht wahr?“

„Sehr richtig,“ antwortete der Gnom und lächelte verschmitzt. „Deine juristische Logik läßt Dich nicht im Stich, mein Junge. Wie aber, wenn sie garnicht Dellinger hieße, wenn vielmehr dieser Name nur ein angenommener wäre, dazu bestimmt, sie selbst vor dem Odium, das nun einmal auf diesen unglücklichen Kindern lastet, zu bewahren; dazu bestimmt, die Mutter des Kindes, die vielleicht zur Zeit eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt, vor einer Blamage, vor einem Skandal zu schützen?“

„Marias Mutter lebt also? Am Ende kennst Du sie gar oder weißt doch ihren Namen?

Der Amtsgerichtsrath zuckte die Achseln und machte ein verschmitztes Gesicht.

„Wer ist sie? Wie heißt sie? Hat Onkel Felix Dir gesagt — —“

„Kein Wort. Wozu mit ihm über Dinge reden, deren Berührung ihm peinlich sein muß? Dank meiner Kombinationsgabe habe ich auch diese Frage mir allein beantwortet.“

Der kleine Mann stützte sein Kinn in die Hand.

„Kannst Du mir sagen, Hermann, wie es kommt, daß Dellingers mit Ahlemanns so befreundet sind?“

„Eine seltsame Frage,“ antwortete der Neffe. „Ich denke mir, weil

Beide einander brauchen. Ahlemanns legen Werth auf Verkehr mit Künstlern und Dellingers auf die Benutzung von Ahlemanns Equipage sowie auf die sonstigen Annehmlichkeiten, die die Freigebigkeit reicher Menschen gewährt."

„Ganz recht, das mag wohl mit ein Grund sein. Aber der Hauptgrund ist ein Anderer. Die Sache liegt tiefer. Das Band, welches die beiden Familien verbindet, heißt — Maria!"

„Maria? Das verstehe ich nicht."

„Du weißt, daß Onkel Felix, bevor er herzog, in München lebte. Die Frauen hatten ihn gern. Er war ein hübscher, flotter Kerl. Charakterstärke gehörte nicht zu seinen Tugenden und paßt auch nicht zu einem Don Juan. Er soll mit vielen weiblichen Wesen in Beziehung gestanden haben. Die Welt sprach viel von seinen Abenteuern. Die Welt brachte ihn auch mit einer Konfektioneuse Namens Gellert in Verbindung."

„Gellert — Gellert: ist das nicht der Mädchenname von Frau Ahlemann?"

„Richtig, mein Junge. Frau Gellert war früher Konfektioneuse in München, und sie wird von Rechts wegen wahrscheinlich nichts dagegen haben dürfen, wenn Deine Auserwählte sie Mama nennt."

„Woher weißt Du das?" rief Hermann und starrte den Gnom an, als wäre er ein höheres Wesen, das vor den anderen den Vorzug der Allwissenheit hätte.

„Ich weiß es nicht," sprach der Amtsgerichtsrath mit erheuchelter Bescheidenheit; „ich vermuthe es nur. Andeutungen, welche mir Frau Ahlemann gestern in gehobener Stimmung machte, bestärkten, ja bestätigten fast meine Vermuthung. Denn diese Andeutungen kamen einem Geständniß gleich."

„Nun begreife ich auch," sprach Hermann, „weshalb Frau Ahlemann einmal sagte: sie habe ältere Rechte auf Onkel Felix als Mama. Sie scheint ihn noch immer gern zu haben; denn sie bevorzugt ihn, wo sie nur kann. Aber Eines verstehe ich nicht: wenn die Dinge so liegen, wie Du sagst, Onkel, wie konnte es dann geschehen, daß Onkel Felix Mama und nicht Frau Ahlemann heirathete?"

„Ja, lieber Junge: das entzieht sich meiner Kenntniß. Als Onkel Felix Deine Mama kennen lernte, war sie ein Bild von Schönheit. Damals erwachte wahrscheinlich das Verlangen in ihm, sie zu heirathen. So ohne Weiteres ging das natürlich nicht: denn die Mutter seines Kindes würde ihn schwerlich frei gegeben haben. Ich nehme nun an, daß der Zufall ihm zu Hilfe kam in Gestalt des Herrn Ahlemann, welcher sich in das zwanzig Jahre jüngere Fräulein Gellert verliebte und ihr Mann zu werden beschloß. Fräulein Gellert wäre dumm gewesen, wenn sie sich die gute Partie hätte entgehen lassen. Da sie aber befürchten mußte, daß sich Herr Ahlemann von ihr zurückziehen würde, wenn er von der Existenz eines

Kindes erführe, so einigte sie sich mit Dellingers dahin, daß man dem Kinde den Namen Dellinger geben und der Welt das Märchen von der entfernten Verwandten auftischen sollte. Das Alles ist natürlich nur Hypothese. Es kann so gewesen sein; es wird vielleicht auch so oder ähnlich gewesen sein. Aber etwas Bestimmtes läßt sich über diesen Punkt nicht sagen."

„Onkelchen, Du imponirst mir. Deine Kombinationsgabe ist einfach großartig. An Dir ist ein Detektiv verloren gegangen. Und wenn ich auch noch meine Zweifel habe, ob das mit Maria seine Richtigkeit hat — —"

„Wir werden die Probe auf das Exempel machen. Wenn meine Annahme richtig ist, nun, dann müssen bei dem Amtsgericht München Vormundschaftsakten über Maria Gellert vorhanden sein; dann haben wir die Geburtsurkunde und können zugleich den Vormund ermitteln, dessen Einwilligung zur Eheschließung seines Mündels ja erforderlich ist."

„Maria behauptet, keinen Vormund zu besitzen."

„Das beweist nichts. In großen Städten haben viele Kinder einen Vormund, ohne es zu wissen. Die Leute sind pflichtvergessen und bekümmern sich nicht um ihre Mündel. Nun, wir werden ja sehen. Ich denke: der interessante Fall ist seiner Lösung nahe und der versprochene Lohn in kurzer Zeit verfallen. Noch heute schreibe ich nach München."

„Onkel, ich habe es immer gesagt: Du bist ein pikfeiner Kopf. Ich wäre im ganzen Leben nicht darauf gekommen, daß Frau Ahlemann meine Schwiegermutter werden könnte. Es giebt doch komische Verhältnisse im Leben!"

„Diese tiefsinnige Bemerkung soll uns nicht abhalten, uns nunmehr mit Eifer in die Vormundschaftsakten zu versenken."

## V.

Hermann war fast täglich mit Maria zusammen. In dem kleinen Zimmer, das man der Frau Krüger, einer armen Beamtenwittwe, abgemiethet hatte, stand ein Pianino, das zwar sehr verstimmt war, aber die jungen Leute nicht hinderte, mit einander zu musiciren. Hermann saß am Klavier und begleitete, während Maria hinter ihm stand und, sein dunkeles Haar mit ihrem Athem streifend, mit ihrer feinen Stimme Lieder sang. Am liebsten sang sie Schubert. Die süße Melodik der Müllerlieder, die schwermüthige Stimmung der Winterreise lag ihr am besten, und wenn sie den Lindenbaum sang und an die Stelle kam: „Komm her zu mir, Geselle, hier findst Du Deine Ruh'," dann traten der andächtigen Frau Krüger regelmäßig die Thränen ins Auge. Für Musik ließ die Brave ihr Leben, vergaß sie ihre Pflicht: denn daß Maria ohne Vorwissen von Dellingers keinen Besuch empfangen würde, hatte sie Ludmilla versprechen müssen. Allein bei einem Vetter — als solcher hatte sich Hermann eingeführt — und einem musikalischen dazu glaubte sie eine Ausnahme machen zu dürfen.

Immerhin hielt sie ein wachsames Auge auf die jungen Leute, was freilich nicht hinderte, daß Hermann jedesmal, wenn ein Lied zu Ende war, ausrief: „Schönes Lied ex est, ein Schmollis der Sängerin und der Hauskapelle!“ und im Anschluß hieran der Sängerin einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte. Wenn gegen dieses Verfahren die gute Frau Einspruch erhob und das „ewige Geküsse“ sich verbat, dann sagte Hermann ernsthaft: „Liebe Frau Krüger, das verstehen Sie nicht. Das ist so Studentensitte. Ich bin zwar Referendar, aber den schönen Brauch habe ich mir aus der Studentenzeit in das Philisterium hinübergerettet.“

Darauf konnte Frau Krüger, da sie mit dem studentischen Komment wenig vertraut war, nichts Rechtes erwidern. Es ging ihr wie dem Röslein im Liede, das Maria so rührend sang: „Mußt’ es eben leiden.“

Mit heiligem Eifer erfüllte Hermann die kleinen, bescheidenen Wünsche der Geliebten. Maria liebte Thiere und Blumen.

„Das macht wohl,“ meinte sie, „weil ich immer so allein war und keinen Menschen hatte.“

„Ja,“ sprach er, „Deine Kindheit war arm an Glück. Das muß nun Alles nachgeholt werden.“

Einmal schenkte er ihr einen Kanarienvogel, über den sie in maßlose Freude gerieth. Dem Spender zu Ehren nannte sie das Thierchen Hermann. Ein anderes Mal brachte er ihr einen Topf mit dunkelrothen Rosen; nie aber Blumen, die vom Erdreich getrennt waren; die hatte sie sich verbeten.

Wenn es dämmerte und Frau Krüger draußen war, um den Kaffee zu bereiten, saßen sie aneinander geschmiegt auf dem kleinen grünen Sopha. Er hielt ihre Hand und streichelte sie: eine weiße, zarte, schmale Hand; so sehen Hände aus von Menschen, denen Schweres widerfahren ist. Woran erinnerte ihn nur diese weiche, oft leise zitternde Hand?

Sie saßen still und schwiegen, oder malten sich ihre Zukunft aus: wie es sein würde, wenn sie erst Mann und Frau wären und ein Häuschen im Grünen hätten. Er erzählte, daß er vor Jahresfrist, bei seiner Großjährigkeit, in den Besitz seines Vatererbes gelangt sei; und wenn sie erst den Geburtsschein hätten: denn den mußten sie haben; sonst könnte aus der Heirath nichts werden . . . Maria erschrak. „Ja, ja,“ scherzte er. „Ein Mädchen, das keinen Vater und keine Mutter hat, das kann auch keinen Mann kriegen. Aber beruhige Dich: Onkel Ernst wird schon herausbringen, was für eine Bewandtniß es mit dem Mädchen aus der Fremde hat.“

Und wieder streichelte er ihre Hand, und nun wußte er auf einmal, woran ihn die Hand erinnerte.

„Weißt Du auch,“ sprach er, „daß Du mit Onkel Ernst eine auffallende Aehnlichkeit hast?“

„Das soll wohl gar eine Schmeichelei sein?“ sagte sie und lachte bei dem Gedanken, daß sie dem kleinen Gnom ähnlich wäre.

„Onkel Ernst hat eine Hand, die eigentlich garnicht zu seinem Körper

paßt. Sie ist fein und lang und schmal, gerade so wie Deine. Ist das nicht sonderbar?"

Nicht wenig erstaunte Maria, als sie erfuhr, welche Vermuthungen der kleine Gnom über ihre Beziehungen zu Onkel Felix geäußert hatte.

„Weißt Du," sprach sie, nachdem sie sich einigermaßen an den Gedanken gewöhnt hatte; „mir fällt ordentlich ein Stein vom Herzen. Denn wenn es sich wirklich so verhält, daß Onkel Felix mein Vater ist, dann hat er ja einfach die Pflicht, für mich zu sorgen, und dann ist Alles, was ich als Gnade und Barmherzigkeit empfunden habe, mir von Rechts wegen zu Theil geworden. Nun verstehe ich auch, warum Tante Ahlemann immer so zärtlich ist und Tante Ludmilla mich nicht leiden mag."

Eines Tages erklärte ihr Ludmilla, daß sie beabsichtige, Maria an Kindesstelle in ihr Haus zu nehmen. Sie begründete diese Absicht mit der Bemerkung, daß sie sich so vereinsamt fühle und für ihr Alter einen Menschen um sich haben wolle, der es gut mit ihr meine und der ihr zu Dank verpflichtet sei. Als Hermann dies erfuhr, lachte er laut auf und rief: „Vereinsamt? Diese Frau und vereinsamt? Sie, die niemals allein, immer außer dem Hause ist, die von einer Gesellschaft in die andere läuft, von Zerstreuung zu Zerstreuung taumelt, die sich mit einem Stabe von Freunden und Verehrern umgiebt — diese Frau will glauben machen, daß sie sich vereinsamt fühle?"

Er war mit Maria der Meinung, daß die angebliche Vereinsamung nichts weiter als ein leerer Vorwand. Sentimental war seine Mutter nie gewesen. Für ihn hatte sie nie ein wärmeres Gefühl empfunden; er war ihr gleichgültig, ja, lästig. Wenn sie jetzt plötzlich das Bedürfniß empfand, ihre Familie zu vergrößern, dann war sicher nicht das Gefühl der Vereinsamung oder sonst ein Gefühl daran schuld. Daß sie Maria an Kindes statt annehmen wollte, war auch nur so eine Redensart. Denn da sie ein leibliches Kind besaß und noch nicht fünfzig Jahr alt war, so mangelte es an den gesetzlichen Voraussetzungen. Offenbar beabsichtigte sie in Wahrheit garnicht so etwas wie eine Adoption. Was eigentlich dahinter steckte, war schwer zu sagen. Vielleicht handelte es sich um eine bloße Phrase, berechnet auf das große Publikum: die Komödiantin Ludmilla hatte das Bedürfniß, zur Abwechslung einmal die Rolle der edlen Menschenfreundin zu spielen. Vielleicht auch waren praktische Erwägungen maßgebend: durch die Uebersiedelung Marias kamen die Ausgaben, welche das Wohnen und Beköstigen außer dem Hause verursachte, in Fortfall.

Keinesfalls durfte die von Ludmilla geäußerte Absicht zur That werden. Diese Frau, vor der Maria zitterte, durfte nicht Gelegenheit haben, mit ihrer tyrannischen Bevormundung dem armen Kinde noch ärger zuzusetzen, als es schon der Fall war. Hermann erklärte ihr sofort, daß daraus nichts werden würde: die Eheschließung sollte nach Möglichkeit beschleunigt und die

Mutter alsbald darüber aufgeklärt werden, wie es zwischen ihm und Maria stände.

Als Ludmilla ihm bei seinem nächsten Pflichtbesuche mittheilte, daß sie Maria in's Haus nehmen und adoptiren wolle, erklärte er fröhlich:

„Ist garnicht nöthig, Mama. Wenn Maria Deine Tochter werden soll, so brauchst Du Dir weiter keine Umstände zu machen: ich werde sie heirathen."

Die Wirkung dieser Worte war eine völlig unerwartete. Ludmilla ließ den Hut, den sie gerade garnirte, fallen und starrte Hermann mit einem Ausdruck sprachlosen Entsetzens an, für den er keine Erklärung hatte. Schließlich, als sie wieder Worte fand, sprach sie: „Was sagst Du da?"

„Ich werde sie heirathen," wiederholte er harmlos.

„Dummer Junge!" stieß sie ärgerlich heraus; „man macht nicht solche Späße!"

„Das ist kein Spaß, Mama; das ist mein heiliger Ernst. Wir lieben uns —"

„Verrückt seid Ihr, alle Beide. Komm mir nur nicht wieder mit solchem Blödsinn. Zwei Menschen, die kaum erwachsen sind. Maria ist ein Kind noch, geistig und körperlich unreif. Sie weiß von nichts, sie hat von Nichts eine Ahnung. Ich will — ich werde — ich muß sie zurück nach München schicken in eine Pension, wo sie die Lücken in ihrer Bildung ausfüllen kann."

Sie brachte dies Alles mit polternder Heftigkeit heraus, ohne ihre Verwirrung verbergen zu können.

„Auf einmal willst Du sie fortschicken?" sprach Hermann mit Ruhe. „Vorhin sagtest Du doch: Du willst sie in Dein Haus nehmen und adoptiren? Uebrigens wird sie sich nicht von Dir schicken lassen. Dazu wäre doch höchstens ihr Vormund oder, wer sonst ihr gesetzlicher Vertreter ist, befugt."

„Schweig'!" schrie Ludmilla; „und merke Dir für die Zukunft: wenn Du — später einmal — beabsichtigen solltest, Dich zu verloben, dann ist es Deine Pflicht, mir davon Mittheilung zu machen und mich um Erlaubniß zu fragen, verstanden?"

„Ich weiß, was meine Pflicht ist, Mama," sprach Hermann, sich mühsam beherrschend; „und ich frage Dich hiermit in aller Form, ob Du damit einverstanden bist, daß ich Maria Dellinger heirathe."

„Und ich antworte Dir in aller Form, daß ich es nie und nimmer zugeben werde."

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil — weil — weil ich es nicht will."

„Und wenn ich sie nun trotzdem wider Deinen Willen heirathe?"

„Das wirst Du nicht, so lange ich lebe, nicht!"

„Du brauchst Dich nicht so zu ereifern, Mama. Aber das mit Maria ist fest beschlossene Sache. Die wird geheirathet oder Keine.“

„Ist das die Art, wie ein Sohn zu seiner Mutter spricht? Du bist ein ganz respektloser Mensch!“

Sie sah ihm in's Auge: hart, kalt, feindselig. Er begegnete ihrem Blick mit finsterer Entschlossenheit.

„Nichts mehr davon,“ sprach sie; „die Sache ist erledigt.“ Er wandte sich und ging ohne ein Wort des Abschieds. — —

Als der Amtsrichter erfuhr, daß seine Schwester die Erlaubniß zur Heirath verweigert habe, zog er ein bedenkliches Gesicht.

„Hm,“ machte er und schüttelte den dicken Kopf; „also verweigert. Und weshalb?“

„Sie will es nicht.“

„So, so. Sie will es nicht. Und was gedenkst Du zu thun, Hermann?“

Hermann lachte.

„Aber Onkel! Welche Frage! Ich werde doch nicht auf das Glück meines Lebens verzichten, nur weil meine eigensinnige Frau Mama sich eine Marotte in den Kopf gesetzt hat!“

„Wenn es nun aber mehr wäre, als eine Marotte? Was dann, Hermann?“

„Onkel, ich verstehe Dich nicht,“ sprach Hermann und sah erstaunt in das gutmüthige, von Besorgniß erfüllte Gesicht des Amtsgerichtsraths.

„Ich habe da,“ sprach dieser zögernd, „den Bescheid vom Amtsgericht in München erhalten. Eine Vormundschaft über Maria Gellert ist dort unbekannt.“

„Das ist aber dumm. Heute geht mir auch Alles verquer. Da wären wir denn so klug wie zuvor und tappen weiter im Dunkeln herum.“

„Nun, nun; man soll den Muth nicht verlieren. Es ist zwar ein negatives Ergebniß, aber doch immer ein Ergebniß. Wir wissen jetzt, daß eine Vormundschaft nicht besteht, und können daraus den Schluß ziehen, daß auch ein Grund für eine Vormundschaft nicht vorliegt.“

„Nun ja,“ sagte Hermann mißmuthig; „was folgt daraus? Doch weiter nichts, als daß unsere großartige Kombination ein Luftschloß ist, und daß dieser verschollene Vetter oder Großvetter, an den Du durchaus nicht glauben wolltest, der legitime Vater Marias ist.“

„Ich will wünschen, mein guter Hermann, daß Deine Folgerung richtig ist. Daß der legitime Vater Marias oder die legitime Mutter oder gar alle Beide am Leben sind, das nehme ich, da eine Vormundschaft nicht vorhanden ist, allerdings auch an, wenngleich es mir schwer fällt, die Hypothese, daß Frau Ahlemann Marias Mutter ist, fallen zu lassen. Daß aber dieser sagenhafte Vetter Dellinger der Vater sein soll, daran glaube ich nun einmal nicht, obwohl ich es Dir, wie gesagt, von Herzen wünsche.“

Die Stimme des Amtsgerichtsraths zitterte bei diesen Worten. Hermann war nicht wenig erstaunt, da er den Onkel so bewegt sah.

„Ja, lieber Onkel; was hältst Du denn von der Sache?“

„Was ich von der Sache halte, mein armer Junge? Nun, ich meine — das heißt: ich vermuthe — aber nein. Laß uns ruhig abwarten, Hermann. Wir werden bald Gewißheit haben. Ich habe dem Standesamt in München Namen und Geburtstag Marias mitgetheilt und um Uebersendung des Geburtsscheines gebeten. Der wird nun wohl, wenn anders sie in München geboren ist, in den nächsten Tagen eintreffen.“

„Du sagst das so ernst, so — so feierlich. Du meinst doch nicht etwa, daß — —“

Ein Gedanke durchzuckte ihn, der ihn mit Entsetzen erfüllte, so daß er sich verfärbte und bis ins Innerste erbebte. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Das Ungeheuerliche, das ihm den Athem benahm, schüttelte er mit einem lachenden: „Ach, Unsinn!“ von sich ab.

Der Amtsgerichtsrath seufzte tief auf und brummte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre.“

## VI.

Während Hermann bei Maria war, kam der Postbote und brachte für Herrn Amtsgerichtsrath Willmann ein mit Dienstsiegel verschlossenes Schreiben aus München. Der nervöse Mann bekam wieder sein Herzklopfen. Beim Lösen und Oeffnen des Siegels hatte er die sichere Empfindung, daß ein großes, unabwendbares Unglück bevorstände. Er entfaltete das Papier und las das fettgedruckte: „Geburtsurkunde.“ Ein Blatt, wie tausend ihm durch die Finger gingen. Aber er zitterte derart, daß er nicht lesen konnte. Er breitete das Schriftstück auf dem Tische aus. Bevor er las, wußte er genau, was darin stand. Die Urkunde lautete:

„München, den 4. August 18 . . .

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Person nach bekannt, die Hebamme . . . und zeigte an, daß Frau Ludmilla Dellinger, Ehefrau des Herrn Felix Dellinger zu München in der . . straße um 6 Uhr Morgens in Gegenwart der Anzeigenden ein Mädchen geboren und dieses den Namen Maria erhalten hat . . .“

Trotz seiner Ahnungen, die sich schließlich zur Gewißheit verdichtet hatten, traf es ihn, nun da er es schwarz auf weiß in amtlich beglaubigter Form in Händen hatte, wie etwas Neues und Unerwartetes. Ihm war zu Muthe wie Einem, der einen Keulenschlag auf den Kopf bekommt. Er konnte keinen Gedanken fassen. Er starrte nur immer auf das Blatt Papier, und die feinen, weißen Hände zitterten unaufhörlich. Bisweilen bewegte sich der unförmliche, dicke Kopf langsam hin und her. Er hatte die dumpfe Empfindung, daß da auf einmal zwei Menschenleben todt getreten waren; was ihm am theuersten war auf der Welt, das war vernichtet; vernichtet in einer so raffinirt und ausgesucht grausamen Weise, wie sie kein Dichter erfinden kann, wie sie nur das Leben kennt, das erbarmungslose, unerbitt-

liche, brutale Leben. Fragen schossen ihm durchs Hirn, Fragen, auf die er keine andere Antwort fand, als ein schwerfälliges Kopfschütteln. Er war so in sich versunken, daß er nichts um sich herum wahrnahm. Er wußte auch nicht, daß es bereits zwei Mal geklopft hatte. Eine Dame trat in das Zimmer.

„Ungewohnter Besuch, nicht?“ sprach sie leichthin.

Er schrak zusammen.

„Guten Tag, Ernst!“

„Guten Tag,“ sagte er, ohne sich zu rühren. Die Hand, die sich ihm darbot, schien er nicht zu sehen.

„Sonderbarer Empfang,“ sprach sie und ließ sich lachend in den Sessel fallen. „Ich wollte Dir nur sagen, Ernst, daß Frau Ahlemann nächsten Sonntag auf Dich rechnet. Ich habe ihr versprechen müssen, die Einladung selber zu überbringen. Sie meint: sonst kämst Du doch nicht. Hoffentlich hat sie meinen Einfluß nicht überschätzt. Ich weiß: Du bist kein Gesellschaftsmensch. Aber Du kannst mir schon mal den Gefallen thun. Die Emmy ist ganz verliebt in Dich. Sie hat ein paar bildhübsche Mädel eingeladen. Denke Dir: sie will Dich durchaus verheirathen. Sie meint wer so nett und begabt und sympathisch ist, der dürfte nicht Junggeselle bleiben. Eigentlich hat sie Recht. Ein Mensch von Deinen Anlagen! Gestern erst sagte Dr. Käswurm zu mir — ich hatte ihm nämlich eine von Deinen Novellen gezeigt — Du seiest ein starkes Talent.“

Ekelhaft — dachte der Amtsgerichtsrath. Ekelhaft und frech. Für wie bornirt muß sie mich halten! Es war ja geradezu beleidigend, wie dick sie die Farben auftrug. Nie war ihm ihre Falschheit in so widerwärtiger Weise aufgefallen wie gerade heute.

„Was soll das?“ sprach er kühl. „Kommst Du her, um mir die Komplimente von Frau Ahlemann und Herrn Käswurm zu übermitteln, oder — —“

„Was hat er nur?“ dachte Ludmilla. „Er hat doch sonst auf meine Schmeicheleien angebissen. Zucker und Syrup hat er doch früher nicht verschmäht. Da muß etwas passirt sein. Sollte er ahnen —?“

„Aber Brüderchen, was hast Du denn heute?“ sprach sie und lachte. „Machen Dir Deine Berliner Jöhren so viel Aerger?“

Sie hatte das Stück Papier entdeckt, das auf dem Tische lag, und bemühte sich, es zu entziffern. Das hatte aber seine Schwierigkeiten; denn es lag von ihr aus verkehrt. Sie witterte, daß dieses Stück Papier die Erklärung für die üble Laune des Bruders geben würde.

„Du brauchst Dich nicht so anzustrengen,“ sprach er und schob ihr den Schein hin. Sie las.

„Ach so!“ sagte sie gleichmüthig, als ob sie die Nachricht von einem freudigen Ereigniß bei Müllers oder Schulzes erhielt; „deswegen komme ich gerade. Du bist der Einzige, mit dem man so etwas besprechen kann.

Du stehst so prachtvoll über den Dingen und hast so garnichts Kleinliches an Dir. Du bist einer von den Wenigen, die nach dem Grundsatz handeln: Alles verstehen heißt Alles verzeihen."

„Pfui Teufel!" dachte Ernst und wunderte sich, daß diese schmeichlerische Liebenswürdigkeit, deren Macht er sich früher willenlos hingegeben hatte, heute so machtlos an ihm abprallte.

„Alles hat seine Grenzen," sagte er, „auch das Verstehen. Ich verstehe, was menschlich ist. Das Unmenschliche verstehe ich nicht."

„Was meinst Du damit?" fragte sie harmlos, und ihre großen Märchenaugen sahen ihn verwundert an.

„Das will ich Dir erklären, Schwester. Wenn ein armes Ding, das nichts zu essen hat und vom Liebhaber verlassen wird, ihr Kind auf irgend eine Art los zu werden sucht: das verstehe ich. Aber wie zwei Eltern, die in guten Verhältnissen leben, es über's Herz bringen können, ihr Kind einfach zu verleugnen und bei fremden Leuten als elternlose Waise aufwachsen zu lassen, das verstehe ich nicht, das geht über meinen moralischen Horizont. Da kann ich nur sagen —"

„Höre mich an, Ernst!" sprach sie, und ihre Stimme klang seelenvoll wie ein zitternder Glockenton. „Sie spielt schon wieder Theater," dachte er. War es denn möglich, daß diese Frau, die das Entzücken der Männer, der Liebling der Gesellschaft war, solche Unmenschlichkeit begehen konnte? War denn Alles, was menschlich war an ihr und die Menschen entzückte, eitel Komödie? Und natürlich an ihr nur die Unnatur und das Unmenschliche?

„Du bist der Einzige," fuhr sie fort, „auf dessen Meinung ich Werth lege. Wenn Du nicht mein Bruder wärest, Du müßtest mein Freund sein. So auf den ersten Blick — das glaube ich wohl — wird mein Verhalten Dir räthselhaft erscheinen. Aber es bedarf nur zweier Worte, und Du wirst mich verstehen. Du weißt, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, als ich mich von Helden scheiden ließ. Ich war geächtet, verstoßen. Eltern, Verwandte, Bekannte behandelten mich wie einen Hund. Man hatte kein Verständniß dafür, daß ich nicht länger mit einem Mann leben konnte, der geistig tief unter mir stand und der mir nicht die Freiheit der Bewegung ließ, ohne welche ich mit meinem Zug in's Große, mit meiner hochstrebenden Künstlernatur nicht existiren konnte."

„Phrasen, nichts als Phrasen," dachte der Amtsgerichtsrath. „Ich kenne Dich," sprach er; „ich kenne auch die Geschichte Deiner Scheidung. Also wozu die Weitschweifigkeiten?"

„Ich ging von Berlin fort und suchte in der Fremde mein Brot. Wäre ich nicht eine so energische, zielbewußte Persönlichkeit, ich wäre damals zu Grunde gegangen. Ich hatte mit unsäglichen Entbehrungen zu kämpfen. Monate lang ernährte ich mich kümmerlich durch Stundengeben. Doch das ist Dir bekannt."

„Nein,“ sprach er, „das ist mir allerdings nicht bekannt. Ich höre das heute zum ersten Male. Meines Wissens bezogst Du damals vom Vater Unterstützung. Du hattest ja auch die Zinsen Deiner Mitgift.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du irrst Dich, Ernst. So wie ich es Dir sage, so verhält es sich.“

Er zuckte die Schultern. Was gingen ihn ihre Lügen an? Aber so war sie: wenn sie behauptete, der Himmel ist schwarz, dann mußte die ganze Welt es glauben; das verlangte sie.

„Ich habe,“ fuhr sie fort, „mit Niemandem darüber gesprochen, weil mir die Erinnerung an diese Zeit und die bitteren Erfahrungen, die ich damals machte, sehr schmerzlich ist. Damals lernte ich die Menschen kennen, Ernst, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.“

Sie sprach so beweglich, so düster. Aber er hatte doch die Empfindung, daß hier ihre Schauspielkunst versagte. Das hätte zum Beispiel Fräulein Sarro vom Schauspielhause besser gesprochen.

„Willst Du endlich zur Sache kommen?“ sprach er.

„In München traf ich wieder mit Felix zusammen, der damals an der Akademie Unterricht ertheilte. Einsam und verlassen, wie ich damals war, sehnte ich mich nach einem Freunde. Kannst Du mir verdenken, daß ich seine Liebe als ein Geschenk des Himmels betrachtete? Ich bin eine leidenschaftliche Natur. Kein Mensch kann gegen sein Schicksal. Was geschehen mußte, das geschah. Du kennst das Leben, Ernst, und — —“

„Willst Du mir nun endlich eine Erklärung geben —“ unterbrach er sie.

„Es war eine schwere Zeit. Emmy stand mir damals zur Seite. Bei ihr erfolgte die Geburt Marias. Felix war ein Flattergeist. Es war nicht leicht, ihn zu halten. Wäre nicht Maria gewesen —“

„Dir ist da ein kleiner Fehler untergelaufen,“ bemerkte Hermann. „Ihr müßt doch schon verheirathet gewesen sein und zwar mehrere Monate, als Maria zur Welt kam.“

Sie schien nachzudenken.

„Ganz recht,“ sagte sie. „Wie gut Du unterrichtet bist! Wir waren sechs Monate verheirathet. Es war eine dumme Geschichte. Was sollten wir thun? Die Leute redeten ohnedies schon so viel von Einem. Wir hätten uns für immer unmöglich gemacht. Die Gesellschaft würde mich nicht wieder aufgenommen haben; sie würde uns diesen Verstoß gegen ihre Sitten nicht verziehen haben. Du weißt ja selbst, wie bornirt und vorurtheilsvoll die Menschen über solche Dinge denken.“

Sie hielt inne, erwartend, daß er etwas sagen würde. Aber er schwieg.

„Wir beschlossen, Stillschweigen zu beobachten. Wir gaben das Kind in Pflege. Kannst Du Dir vorstellen, was es heißt: sich trennen müssen von so einem lieben, kleinen Geschöpfchen? Mein Herz blutete, glaube

mir! Für mein Mutterherz war es eine schwere, schwere Prüfung. Sehnsüchtig wartete ich alle die Zeit auf den geeigneten Moment, wo wir das Kind wieder zu uns nehmen konnten, ohne den bösen Mäulern neuen Stoff zum Klatschen zu geben. Ach, Ernst: ich habe unter heiterer Maske schwere seelische Qualen erduldet."

„Ich — ich — immer ich!" platzte Ernst heraus, nicht mehr im Stande, seinen Unmuth zu zügeln. „Du redest nur immer von Dir, denn Du denkst nur immer an Dich. Nimm's mir nicht übel: aber das mit den seelischen Qualen glaube ich Dir nicht. Du willst mir einreden, daß Du, aus Furcht vor dem Gerede der Welt, Dein Kind siebzehn Jahre lang verheimlicht und verstoßen hast? Du hast doch sonst keine Rücksichten genommen! Du thatest Dir doch stets etwas zu Gute auf Deine Energie, auf Deine freie Künstlernatur! Nein, Ludmilla, ich will Dir sagen, weshalb Du Dich von Deiner Tochter losgesagt hast: weil Du nicht Mutterpflichten übernehmen wolltest; weil Dein Sinn danach stand, Dich zu amüsiren und in der Welt eine Rolle zu spielen. Eine Tochter im Hause ist störend. So ein Mädchen wächst rasch heran und macht die Mutter alt. Ein Kind hat Augen und Ohren; und es giebt Situationen, die für Augen und Ohren eines Kindes nicht geschaffen sind."

„Ernst!" sprach sie vorwurfsvoll, und ihre Stimme bebte wie von verhaltenen Thränen. „Ernst, Du weißt nicht, wie weh Du mir thust, indem Du mir so niedrige Motive unterlegst. Wo ich immer nur das Gute und Wahre im Auge gehabt, das Große und Edle gewollt habe. Noch gestern, bei Remmlings, sagte mir Dr. Pfeffers: er wäre in seinem ganzen Leben keiner Frau begegnet, die so —"

„Du sprichst nur von Dir. Was aus Maria werden soll und aus Hermann, das scheint Dich nicht zu bekümmern. Solltest Du aber noch länger beabsichtigen, sie im Unklaren zu lassen, so sage ich Dir gleich, daß ich —"

„Deswegen kam ich doch her, Ernst," sprach sie sanft. „Ich wollte mir Deinen Rath holen — —"

„Du kommst etwas spät. Wärst Du vor siebzehn Jahren gekommen und hättest mir die Geburt Marias angezeigt, worauf ich wohl als Bruder ein gewisses Anrecht hatte, dann hätte ich Dir vielleicht rathen können. Und Du kannst Dich darauf verlassen, Schwester: wie Deine Entschließung auch gelautet hätte, Maria wäre nicht zu fremden Leuten gekommen. Heute sind dank Deiner siebzehnjährigen Kindesunterschlagung die Dinge soweit gediehen, daß für eine Berathung wahrlich kein Raum ist. Oder hast Du vor, die Komödie von der entfernten Verwandten noch weiter zu spielen? Ich wüßte nicht, wie das geschehen sollte, und würde auch nicht meine Hand dazu bieten."

„Nun ja, man wird es ihnen eben mittheilen."

„Und damit, meinst Du, wäre die Sache erledigt?"

„Ja, was sollte denn noch weiter sein?"

„Ich weiß nicht, Ludmilla: stellst Du Dich nur so an, oder bist Du wirklich jedes moralischen Gefühls baar, daß Du nicht mehr empfindest, was es heißt, zwei Menschen, die sich lieben, die Eröffnung machen, daß sie sich nicht heirathen können, weil sie Bruder und Schwester sind!"

„Mein Gott, die kleine Jugenddeselei ist bald vergessen."

„Eine Herzensneigung zweier Menschen, die in der Blüthe der Jugend stehen und zum ersten Mal die Gewalt der Liebe empfinden, nennst Du Jugenddeselei?"

Sie hob die Schultern und sprach leichthin:

„Ich habe ihnen nicht gesagt, daß sie sich verlieben sollen. Du thust gerade so, als ob ich daran schuld wäre."

„Bist Du auch! Du allein! Wenn Maria als Deine Tochter aufgewachsen wäre, dann wären sich Hermann und Maria Bruder und Schwester gewesen; jedes andere Gefühl wäre ausgeschlossen."

„Du nimmst Alles immer gleich so tragisch."

„Und Du, Ludmilla, darf ich fragen, wie Du es nimmst? Versetze Dich doch in die Lage dieses armen Geschöpfes, welches das Unglück hat, Deine Tochter zu sein! Stelle Dir doch vor, was in ihrer jungen Seele vorgehen muß, wenn sie, die siebenzehnjährige Waise, auf einmal erfährt, daß sie zwei Eltern hat, die leben und vergnügt sind. Sie, die auf der Schule und im Leben, bei Mensch und Thier, die Mutterliebe als das Heiligste und Hehrste in der Natur verehren lernte, die mit Trauer und heimlichem Neid hat zusehen müssen, wie andere Kinder von ihren Eltern geherzt und geküßt, gehegt und gepflegt wurden, die mit ihrem Schicksal haderte, weil es ihr das Glück der Kindheit vorenthielt: sie findet plötzlich ihre Mutter, die sich siebzehn Jahre lang nicht um das Kind gekümmert hat. Welche fürchterliche Wandlung müssen ihre Vorstellungen von Elternpflicht und Mutterliebe erfahren! In welchen wilden Aufruhr muß nicht die arme Seele gerathen! Welch' ein Abgrund menschlicher Verworfenheit thut sich vor ihrem Innern auf!"

Er war immer eregter geworden und ging, die zitternden Hände auf dem Rücken, bleich und schnaubend auf und ab.

„Du gefällst Dir in Uebertreibungen, Ernst. Und Ausdrücke gebrauchst Du: ich weiß garnicht, was ich dazu sagen soll. Ein Anderer dürfte nicht so zu mir sprechen. Ernst, Du benimmst Dich nicht brüderlich. Ich wende mich an Dich um Hülfe, und Du giebst mir einen Fußtritt, ja, einen Fußtritt."

Sie gab sich Mühe, weinerlich zu sprechen. Es gelang ihr, einige Thränen zu zerdrücken.

„Ach was, Hülfe! Was ist da noch zu helfen!"

„Ernst, ich war Dir immer eine gute Schwester."

„Ja, Du bist eine Seele von einem Menschen."

„Wie Du auch denken magst über diese Dinge: Deine Pflicht wäre es, meine schwierige Lage zu erleichtern.“

„Auf einmal ist Deine Lage schwierig. Vorhin war sie noch ganz leicht.“

„Es ist nur, daß man den Jungen vorbereitet.“

„Vorbereitet? Wie denkst Du Dir das?“

„Daß man ihm die Gründe klar macht.“

„Gründe? Ich sehe keine. Ich sehe nur Vorwände. Die kannst Du ihm ja mittheilen, wenn Du es für angezeigt hältst.“

„Er wäre in Stande, und machte eine Dummheit. Man müßte ihn von unüberlegten Schritten zurückhalten.“

„Ach so. Du meinst: er könnte sich eine Kugel — —“

„Ernst!“

„Nun ja. Was denn? Das ist doch das Nächstliegende. In der Verzweiflung ist der Mensch zu Allem fähig.“

„Verzweiflung! Dazu liegt doch wirklich kein Grund vor. An so etwas zu denken! Nein, dazu ist Hermann doch zu vernünftig. Aber etwas Anderes kam mir in den Sinn. Wenn er in der Erregung — die ja bei seinem Temperament nicht ausbleiben wird — auf den Gedanken käme, die Sache unter die Leute zu bringen: das wäre doch für uns Alle äußerst peinlich. Davor, meine ich, müßtest Du ihn bewahren. Du bist der Einzige, dessen Autorität ihm imponirt; und wenn Du ihm zur Seite stehst, dann wird er sich in das Unabänderliche fügen und nicht der Welt ein Schauspiel geben, das uns, die Familie Willmann, lächerlich machen und seine Zukunft ruiniren würde.“

„Ich finde, Du bist merkwürdig ängstlich geworden, Ludmilla. Ich hätte nicht gedacht, daß eine freie Künstlernatur, die so erhaben ist über die Vorurtheile der Gesellschaft, auf derlei Kleinigkeiten Werth legt. Wie stellst Du Dir das eigentlich vor? Glaubst Du wirklich, Dein Kind noch länger vor der Welt geheim halten zu können?“

„Ich dachte: man nimmt den Beiden das Versprechen ab zu schweigen. Ich werde Maria in's Haus nehmen. Man sagt den Leuten: ich hätte sie adoptirt. Sie soll Alles haben, was sie will: Kleider, Gesellschaften, Theater. Ich lasse ihre Stimme ausbilden. Wir werden ihr einen Mann verschaffen der sie glücklich macht —“

„Und zum Lohn für soviel mütterliche Liebe soll sie den Mund halten, damit die Welt nicht erfährt, daß sie die Tochter ihrer Mutter ist. Wie schön gedacht! Wie groß und edel! Wenn es nicht so traurig wäre, man könnte sich todtlachen. Du hast Dir das sehr hübsch ausgedacht, Schwester. Du hast nur Eins vergessen; daß diese beiden Menschen nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben. Denn sie werden daran zu Grunde gehen. Ludmilla: Du bist wie ein Mensch, der einem Anderen das Messer in's Herz stößt und dann sagt: sei mir nicht böse; ich wollte Dir nicht wehe

thun. — Nimm mir's nicht übel, Schwester: aber von dem, was man so gemeinhin Gemüth und Charakter nennt, hast Du Vorstellungen wie die niedrigste Straßendirne."

„Pfui, Ernst! Ich hätte Dich für hochherziger gehalten. Ich hätte gedacht, daß Du mir Verständniß entgegen bringen würdest. Aber das Alles ist wohl noch zu neu und überraschend für Dich. Du hast Dich noch nicht durchgerungen. Ich bin überzeugt: wenn Du erst ruhiger geworden bist, dann wirst Du mich gerechter beurtheilen. Also nicht wahr: Du läßt mich nicht im Stich? Und am Sonntag Abend bei Ahlemanns, vergiß nicht. Es sind nur ein paar Leute da. Du kannst im Straßenanzug kommen. Leb' wohl, Ernst!"

(Schluß folgt.)






# Illustrirte Bibliographie.


Hinduschmuck.

**Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Erde ist klein geworden; die eisernen Gleise, die ihren Körper umspannen, die Drähte, welche das menschliche Wort mit der Schnelle des elektrischen Funkens von einem Ende der Welt zum andern tragen, haben dem Begriffe der Entfernung für unsere Planeten seine Bedeutung geraubt. Wie nahe ist uns gerückt, was einst mit dem Reize

Chinesische Reismühle (Sumatra.)
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

einer unnahbaren wunderlich fremden Welt geheimnißvoll lockte, wenn seltene Kunde an das Ohr der Wißbegierde oder Neugier aus jenen fernen Gebieten, die zu betreten wenigen Auserwählten vergönnt war, drang. Wo sind die Zeiten hin, da schon die Türkei als ein weitentferntes orientalisches Märchenland galt, wo die Tage, da die ausschweifendste Phantasie sich nicht genug thun konnte, die fabelhafte Seltsamkeit des Reiches der Mitte sich auszumalen, da der Geist bei dem Gedanken an die Wunder Indiens, an die Zauberreiche Asiens in einen ekstatischen Rausch gerieth! Es liegt uns nun Alles schon so nahe, unsere Kenntniß der entlegensten Fremde ist nun schon so reich, daß ein Theil jenes Zaubers, den die Phantasie dem Unbekannten oder halb Gekannten berückend verweiht, daß ein gut Stück jener wunderbaren Poesie, die alles Exotische für uns früher besaß, verloren ist. Damit müssen wir uns abfinden: Wir müssen uns nun daran gewöhnen, das schon Bekannte neu zu sehen; und wie unsere Dichter, die früher die



Malayenhäuser.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Poesie gern in dem Ungewöhnlichen, Seltsamen gesucht haben, entdeckt und dargestellt haben, welche Poesie für den künstlerisch empfindenden Geist das Leben des Alltags bergen kann, so müssen auch die Reisenden und Reiseschilderer, die selbst in den entlegenen Erdgebieten die Spuren so zahlreicher Vorgänger finden und ihnen nachgehen, es verstehen, das von Andern Geschaute und Geschilderte mit andern, eigenen Augen zu sehen und ihre Leser mit diesen Augen sehen zu lassen. Und dann hat man doch vielleicht noch Glück, einen Erdenfleck zu finden, der noch so gut wie unbekannt ist, von dem man als Entdecker, sei es auch nur im Kleinen, Neues zu berichten weiß, das ein Anderer vorher noch nicht erkundet hat. Nach beiden Richtungen hin wird das vorliegende Werk den Leser nicht unbefriedigt lassen. Es ist freilich nicht das Werk eines Forschungsreisenden, auch nicht das Werk eines Magier des Wortes, der etwa wie ein Pierre Loti aus schwarzen Lettern eine farbenprächtige eigenartige Welt, gesehen mit den Augen des Dichters, hervor-

zaubert; — es ist das Werk eines Künstlers, dessen Werkzeug der Griffel ist und der durch das leibliche Auge zu unserem geistigen spricht. Mit Linien und Farben schildert er lebendig, anschaulich, das Charakteristische und das Malerische interessant und anziehend wiedergebend, die Eindrücke der fernen Länder Asiens, Natur und Kultur, die Menschen, Thier- und Pflanzenwelt in ihren eigenartigsten Erscheinungen. Neben den zahlreichen schwarzen Bildern in Kreide oder Bleistift finden wir mehrere vortrefflich reproducirte Aquarelle, in denen die Farbengluth des Orients in lebhaftem Glanze uns entgegenleuchtet. Die Feder des Schriftstellers hat der Verfasser des Werkes nicht — wie das Werkzeug des Künstlers — eigenem inneren Drange folgend in die Hand genommen,



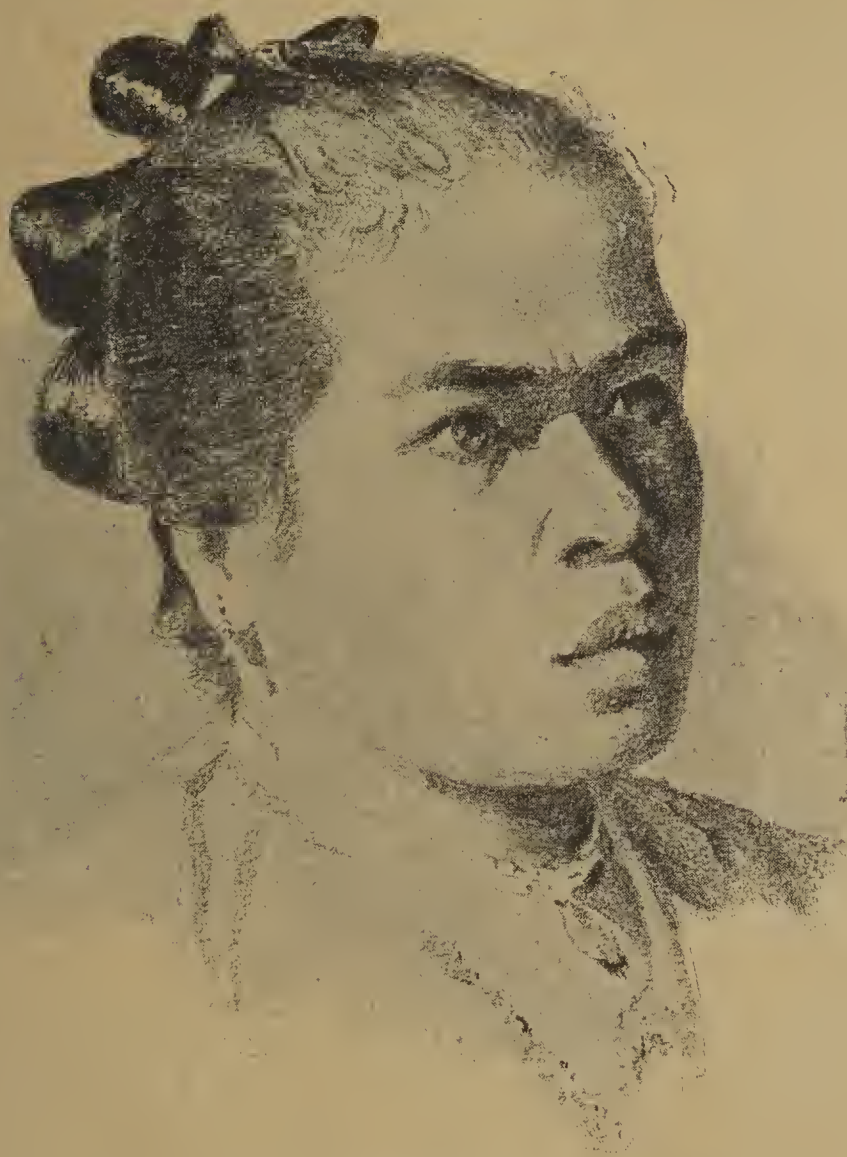
Des Kaisers Urgroßvater.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

sondern ergangener Anregung Folge leistend. Liegt aber auch der Schwerpunkt seines Werkes in dem bildlichen, nicht in dem textlichen Theile, so bietet dieser doch auch, bei aller Anspruchlosigkeit der Darstellung, manches Interessante, und — so namentlich in der Schilderung unzugänglicher javanischer Fürstenhöfe, die sich dem wißbegierigen europäischen Forscher verschließen, aber in diesem Falle dem Künstler sich willig öffneten — manches Neue. Ueber die Persönlichkeit des Letzteren sei nach den in dem Werke von der Verlagsanstalt vorangestellten Angaben das Folgende mitgetheilt:

Hugo V. Pedersen ist ein Däne; geboren 1870 zu Kopenhagen als Sohn wohlhabender Bürgersleute, genoß er nach früh absolvirter Schule und Akademie den Unterricht

eines der größten Meister Kopenhagens, ging als 19jähriger nach Deutschland, wo er sieben Jahre in Berlin, Leipzig, Nürnberg und in Tirol lebte und für mehrere große lithographische Kunstanstalten arbeitete. Während eines Aufenthalts in London traf er mit einem älteren Bruder, der seit Jahren als Leiter der Plantagen einer der größten englischen Handelsgesellschaften thätig war, zusammen und entschloß sich, dem Bruder in seine zweite Heimat zu folgen, um seine Skizzenbücher mit den dort in so reicher Fülle vorhandenen Motiven und Volkstypen zu füllen. Unterstützt von Behörden und einflußreichen Persönlichkeiten, darunter dem Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, dessen Empfehlungen ihm manchen bis dahin verschlossen gewesenen Hof öffneten, führte der junge Künstler sein Vorhaben mit glücklichstem Gelingen durch.

Nach einem interessanten Aufenthalte in Sumatra ließ sich Pedersen längere Zeit



Javanerin.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

in Singapore und Penang nieder, wo er zum Studium der mannigfaltigen morgenländischen Volkstypen Gelegenheit hatte. Mit einer reichen künstlerischen Ausbeute begab er sich dann nach Java, dem „Paradies des Ostens“, wo er volle zwei Jahre, die er als die schönste Zeit seines Lebens bezeichnet, zubrachte. Er bereiste die Insel nach allen Richtungen und zeichnete Alles, was die weltberühmten Tempel, die Vulkane und das bunte Volksleben ihm an prächtigen Motiven boten. Dank dem mächtigen Einflusse des Generalgouverneurs öffneten ihm selbst die Fürstenpaläste im Herzen von Java, sowohl der Sultan als der Soesoehoenan (Kaiser) gastfrei ihre Pforten und gaben ihm Gelegenheit, den eigenthümlichen und höchst interessanten Hofstaat kennen zu lernen und in Wort und Bild wiederzugeben. Für die Königin von Holland malte Pedersen das Portrait des Soesoehoenan von Surakarta, an dessen Hof der Künstler 7 Monate verblieb, während welcher er auch die Verwandten des Fürsten im Bilde verewigte. Reich belohnt zog er darauf

in das „Land des weißen Elephanten“, Siam, wo er in König Khulalongkorn einen Gönner fand, der ihm bei seinen Studien des siamesischen Volkslebens alle Förderung angedeihen ließ. Als Hauptfrucht dieses Besuches in Siam bezeichnet Pedersen die Studien nach dem ungemein interessanten Tempel „Wats“ in Bangkok, in der Nähe des Königspalastes und der Stadt. Die nachtheiligen Einflüsse des Klimas und das Heimweh bewogen schließlich den Künstler, dem Orient Lebewohl zu sagen und nach fünf genuß- und ergebnißreichen Jahren nach Europa zurückzukehren, um hier von den Wundern des Orients in Wort und Bild zu erzählen. Es wird ihm an Hörern voraussichtlich nicht fehlen, zumal die Verlagshandlung Alles gethan hat, eine zahlreiche Gemeinde heranzuziehen. Durch ein glänzendes äußeres Gewand schon hat sie dafür gesorgt, daß das Werk des Künstlers die Aufmerksamkeit auf sich ziehe, die dann durch den Inhalt gefesselt und bis zur letzten Seite, zur letzten Zeichnung rege gehalten wird; die Reproduktion der Bilder, Papier und Typenmaterial lassen nichts zu wünschen übrig. Möge recht Vielen das interessante, an künstlerischen Anregungen reiche Prachtwerk eine Quelle des Genusses für Geist und Auge sein. O. W.



Hinduschmuck.

**Dichter und Darsteller.** Herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar. IX. Heinrich v. Kleist. Von Franz Servaes. Leipzig, Berlin, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien. 1902.

Wieder eine Kleistbiographie von feiner Schriftstellerhand. Die Liebe und Bewunderung für den unglücklichen Dichter hat seit seinem Tode in lang ansteigendem Crescendo immer zugenommen. Es begann zuerst vornehm zögernd, eine lange Einleitung zu etwas Unbekanntem, Herrlichem, der Einleitung zu Beethovens IV. Sinfonie B-dur vergleichlich, und hier wie dort scheint plötzlich einmal der bewußte Funke blitzartig ein schnelleres Tempo zu entfesseln. Es war Wilbrandts unübertrefflich schöne Kleistbiographie, die nun die allgemeine Stimmung endgiltig auslöste. Von nun an gab es kein Zurück. Ein würdiges Kleistbild war geschaffen. Ein Dichter hatte den Dichter gekrönt. „Seit Wilbrandt ist Kleist eine Gestalt der Weltlitteratur, deren Hauptzüge ein für allemal feststehen, und die nicht wieder untergehen wird.“ (Servaes S. 158.) Und es kamen nun mehr und mehr Freunde herbei. Auf Grund des reicher zu Tage geförderten Materials erschien die wuchtige, gedrungene Darstellung von Otto Brahm. „Brahm drang, in Ergänzung Wilbrandts, energischer auf das Litterarhistorische vor, indem er die Zeitbeziehungen, die Quellenverhältnisse, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten sorgfältiger untersuchte und so das Bild im Einzelnen noch vielfach sauberer ausmalte.“ Mächtiger und mächtiger drang vom großen Kleist die Kunde hinaus in's Weite. Denn „kurz heraus: Kleist ist einer der wichtigsten Vorläufer des „modernen Menschen“, und weil er als solcher ein Zufrühgekommener war, hat er in seiner Zeit noch nicht verstanden werden können und untergehen müssen . . . Uns heute ist der ganze Kleist enthüllt, und stolz dürfen wir sagen: Wir sind Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist und Nerv von seinem Nerv. Mit seinem so unendlich gesteigerten Empfindungsvermögen hat er auch unser Empfindungsleben üppig und vielfältig befruchtet. Mit seinem klaren, aufrichtigen Auge und mit seiner wahrhaftigen, unerschrockenen Sprache hat er auch unser Sehen und Sprechen enger und unzerreißbarer an die Wahrheit des Lebens gebunden. Doch nicht minder hat er mit der Allgewalt seiner Phantasie und mit der Unbedingtheit seines Tempos und Temperaments uns ein hohes Muster aufgestellt, wie wir uns der Wunderwelt unseres eigenen Innern vertrauensvoll hingeben dürfen, um ungeahnt bereichert zu

werden. Und so danken wir ihm nicht zuletzt die heroische Gluth seiner Leidenschaft und den hohen Märtyrermuth seiner allzeit tapferen Gesinnung. Wir wissen, daß wir ihm auch darin nachleben müssen, und daß das Feuer, das er in unsere Herzen gesäet hat, angefacht bleiben muß, um als reine, unauslöschbare Flamme weiterzubrennen im Kampf um die Gewinnung neuer Ideale. So lebt Kleist als Held und Bruder in unseren Herzen. Die Anerkennung, die ihm ehemals verweigert wurde, wird ihm heute reichlich zu Theil. Doch nicht eher werden wir uns zufrieden geben, als bis das, wie sich's gebührt, vor der ganzen Welt öffentlich dokumentirt sein wird — durch ein Denkmal Unter den Linden in Berlin."

So schließt Franz Servaes seinen Heinrich v. Kleist. Das neue schöne Buch in seiner geschmackvoll splendiden Ausstattung mit den zahlreichen höchst interessanten Bildern, diesem sinnig ausgewählten Schmuck, der die prächtige Darstellung des Lebens und der Thaten zu wirksamer Unterstützung der Anschauung auf Schritt und Tritt freundlich begleitet, wird nicht verfehlen, dem Gewaltigen neue Freunde und Bewunderer zu werben. Stolz darf sich aber der Verfasser den würdigen Vorgängern als kein unwürdiger Aufnehmer des alten Themas an die Seite stellen. Anders als die in blühender Gefühlsfülle prangende, von unendlich zartem dichterischen Verständniß durchdrungene, bahnbrechende Arbeit des Meisters Adolf Wilbrandt, anders als die mit kraftvoll treuem Eifer durchgeführte Leistung von Dr. Otto Brahm, ist Dr. Franz Servaes' Schrift ein eigenartiges, frisch und mit glänzendster sprachlicher Begabung hingeschriebenes Werk, das sich mit Ehren sehen läßt in einer Reihe, wo so vorzügliche Künstler ihr Bestes gethan haben.

H. L.

---

# Bibliographische Notizen.

**Philosophische Bibliothek.** Band 105 und 106. Geschichte der Philosophie. Von Dr. Karl Vorländer. I. Band. Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. 2 Mk. 50 Pf. II. Band. Phil. der Neuzeit. 3 Mk. 60 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1903.

So spielt der Zufall. Dr. Vorländer schreibt eine fleißige Arbeit, die sich u. a. besonders auch durch umfassende Litteraturangaben als brauchbares Nachschlagewerk auszeichnet. Und eine kleine Litteraturangabe, die dem Schreiber dieser Zeilen just die wichtigste, hat er ausgelassen, und gerade dem Verfasser dieser nicht erwähnten Arbeit (über Fichte und den neueren Socialismus, Berlin 1900) muß das Schicksal zufallen, über das Werk Vorländers recensiren zu sollen. Eine schwere Situation! Wie eine nicht zu Gaste geladene Fee möchte sich der Gekränkte mit Verwünschung von ihm wenden, aber dazu ist es nun zu spät, denn er hat sich ja verrathen. So heißt es: zum üblen Spiele eine gute Miene aufsetzen, und den Geschichtsschreiber der Philosophie loben, ihn loben wegen seiner geschmackvollen Auswahl und beinahe (ach, welche Schmerzen liegen in diesem beinahe!) lückenlosen Vollständigkeit in den Litteraturangaben. — Der Fall wäre übrigens weniger schmerzlich zu tragen, wenn wenigstens nicht noch die Rivalin Marianne Weber (Fichtes Socialismus und sein Verhältniß zur Marxschen Doktrin, Tübingen 1900) citirt worden wäre. Aber die ist nicht vergessen, und der betrübte Recensent ist vergessen worden. Natürlich kann es da zu keiner objektiven Würdigung kommen. Mit bitterem Unmuth blättert der Recensent in dem vortrefflichen Buche. Ob er nicht noch andere Lücken findet? — Lange findet er nichts. Endlich doch wenigstens etwas. Die Darstellung der Wundt'schen philosophischen Richtung scheint ein wenig dürftig ausgefallen. Nicht viel mehr als 5 Seiten über Wundt in einem Werke, das die Geschichte der Philosophie auf 800 Seiten beschreibt, das scheint mir, besonders wenn man sieht, daß mehr als 84 Seiten Kant gewidmet sind, schon rein äußerlich, etwas wenig. Aber, wie gesagt, ich bin leider nicht unbefangen. Immerhin wünsche ich der tüchtigen Arbeit viele Leser, die davon Nutzen und Freude haben.

H. L.

**Wissen und Glauben bei Pascal.** Von Dr. Kurt Warmuth, Licentiat der Theologie. Berlin, Georg Reimer. 1902. Preis brosch. Mk. 1.50.

Diese kleine Schrift des feinen Pascalkenners Warmuth behandelt in schönem wohlgeformtem Vortrag Pascals, des großen Mathematikers und großen Jansenisten, seltsamen Seelenzwiespalt, wie er sich zunächst als Gleichgewicht verschiedenartiger Forderungen, sodann aber als Unterliegen der einen des Wissens unter der anderen des Glaubens herzerschütternd darstellt. Anatole France hat einmal hierüber in seiner Vie littéraire Meisterhaftes geschrieben. Der steht freilich auf einem anderen Standpunkte als der Verfasser, und Viele werden wiederum anderen Anschauungen huldigen. Einig dürften sich indessen wohl Alle in der liebevollen Würdigung Pascals, des guten reinen Menschen, des genialen Schriftstellers und hoch begabten Denkers, finden lassen.

H. L.

**Panstenographie.** Allgemeine Stenographie zum Gebrauch in allen Sprachen. Von A. Dirr. 12 Bogen, geb. 2 Kr. 20 H. = 2 Mk., Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Ueber die Gedankenschrift als internationales Verständigungsmittel hat F. Walther Jlges jüngst (Nord und Süd, November 1902) eine interessante Skizze älterer und neuerer pasigraphischer Versuche veröffentlicht. Sie endigt mit dem Hinweise, daß es bereits eine internationale Weltschrift gäbe: die Signalsprache der Marine. Man könnte vielleicht hinzufügen, daß es auch noch eine wichtige internationale Weltsprache, die freilich nicht der Gedankenmittheilung dient, giebt, nämlich die Musik mit ihrer Notenschrift. Sie arbeitet vielleicht auch dem allgemeinen Frieden entgegen, da wir durch sie immer mehr nationale Eigenarten anderer Völker schätzen lernen und gegenseitig in die Lehre gehen zu Nutz und Frommen kommender Generationen. An diese Dinge mußte ich denken, als mir das kleine, fleißig ausgedachte System der Dirr'schen Panstenographie vor Augen kam. Allerdings handelt es sich hier um etwas Anderes. Das Problem ist weniger wolkenhaft hoch, es ist praktisch naheliegend. Es soll eine Kurzschrift erfunden werden, die den Anforderungen möglichst vieler Sprachen entspricht. Das Bedürfniß hierzu ist zwar noch nicht geradezu sehr aktuell vorhanden, aber doch bereits in einer erlesenen Schaar vielwissender Sprachkenner zu spüren. Dirrs Panstenographie will besonders Journalisten, Korrespondenten, Philologen von ausgebreiteter linguistischer Kunst und Wissenschaft etwas Werthvolles bieten. Theoretisch dürfte sie das Interesse Vieler fesseln. In dem kleinen Buch finden sich Uebungsbeispiele in deutscher, französischer, italienischer, spanischer, rumänischer, englischer, holländischer, schwedischer, russischer, polnischer, böhmischer, serbischer, slowenischer, bulgarischer, ungarischer, finnischer, griechischer, lateinischer Sprache. Ein letzter Paragraph enthält Beispiele für die Anwendungsmöglichkeit auf weitere Sprachen.

H. L.

**Licht und Wärme.** Gemeinfaßlich dargestellt von Rich. Herm. Blochmann. Mit 81 Abb. 272 S. gr. 8. Geh. Mk. 3,80, in eleg. Lwndbd Mk. 4,60, in fein. Originalbd. (Naturwiss. Hausschatz II. Physik II) Mk. 5.—. Leipzig 1902. Verlag von Carl Ernst Poeschel.

Schöner klarer Druck auf glattem Papier, um mit der äußeren Annehmlichkeit zu beginnen, klare, deutliche Abbildungen in schematischer Sauberkeit, die die Anschauung des Lesers unterstützen, und ein ruhig fließender, wohldurchdachter, gemeinfaßlich gehaltener Vortrag, der mit sorgfältiger Auswahl sich über die wichtigsten Dinge der Licht- und Wärmelehre verbreitet. Möchten solche Bücher von Vielen mit Genuß und Nutzen gelesen werden! Wie ein Tafelwasser mit Kohlensäure erfüllt wird, damit es schmackhafter werde, so sollte man sich mit gelehrtem Wissen erfüllen, um sein Wesen für die Menschheit schmackhafter auszubilden, da nicht Jedermann ein Genie ist, der, dem Schaumwein vergleichlich, das wohlgefällige Moussiren durch innere Gährung aus sich heraus erzeugt. Doch dieser Vergleich hinkt, denn das Genie unterscheidet sich nicht so sehr von anderen Geistern, daß es nicht auch lernen müßte.

H. L.

**Womit sind die ansteckenden Geschlechtskrankheiten als Volksseuche im Deutschen Reich zu bekämpfen?** Preisschrift von Dr. Max Silber, Arzt in Breslau. Leipzig, Benno Konegen.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß vor nicht zu langer Zeit hier an dieser Stelle über eine von Dr. Tancum Judellovitz verfaßte Schrift „Die Geschlechtskrankheiten und ihre Behandlung" referirt und dabei besonders die Nothwendigkeit betont worden ist, aus der bisherigen Reserve herauszutreten und der Ausbreitung dieser am Volkskörper zerstörend wirkenden Krankheiten mit aller Energie entgegenzuarbeiten. Inzwischen hat man sich nun endlich dazu

entschlossen, das besagte, in ängstlicher Weise aus Prüderie und Unverstand gemiedene Kapitel an's Tageslicht zu bringen und das seither befolgte Verhalten, nach Art des Vogels Strauß, aufzugeben. Hat man doch auch mit den Mitteln, die die wissenschaftliche Medicin errungen hat, den Kampf gegen die Volksseuchen: Tuberkulose, Krebs, und Alkoholismus aufgenommen. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß seitens des Vorsitzenden der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend, Herrn Kommerzienrath Dr. Schwabe, die Bearbeitung obiger Frage als Preisaufgabe gestellt worden ist, und daß des Weiteren vor einigen Wochen in Berlin eine deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich konstituirt hat, der auch in vollster Anerkennung der in Aussicht genommenen Bestrebungen staatlicherseits die erforderliche Unterstützung zugesichert worden ist. — Was nun die hier vorliegende Preisschrift anbetrifft, so hat der Verfasser in vortrefflicher Weise bei gewandter und allgemein verständlicher Darstellung es verstanden, mit vollster Offenheit die gestellte Aufgabe zu lösen und damit die Anerkennung seitens des Preisrichter-Collegiums zu erlangen. Nach einem Vorwort und einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser in einzelnen Kapiteln das Wesen, die Gefährlichkeit, die Verbreitungsweise und Ausdehnung der Geschlechtskrankheiten, um zunächst den Feind vorzuführen, gegen den der Kampf aufgenommen werden soll. Mit dem noch vielfach bestehenden Vorurtheile, als seien genannte Krankheiten zum Theil nicht weiterhin gefährlich, muß gründlich aufgeräumt werden. Hier kann nur eingehende Belehrung, wie solche Verfasser mit Erfolg angestrebt hat, helfen. In weiteren Kapiteln wird die Prostitution sowie ihre Behandlung besprochen, und in einem Schlußwort werden die Resultate, die sich bei Lösung der gestellten Aufgabe ergeben haben, in den Hauptpunkten kurz zusammengefaßt. Gegen den Geschlechtstrieb selbst, als einen von der Natur in jedes Lebewesen gelegten, hochwichtigen Trieb ankämpfen zu wollen, wäre ein eitles Unternehmen. Es zeugt daher auch von vollständigem Unverstand, wenn, wie es in einer Frauenversammlung geschehen, die Ausrottung der Prostitution durch strenge Strafen verlangt worden ist. Der Verfasser hat sehr richtig die beiden Schlagwörter erkannt, auf die es hier ankommt, „gründliche Belehrung der weitesten Volksschichten und persönliche Prophylaxe"; bezüglich letzterer sind auch bereits von fachkundiger Seite Schritte gethan worden. Wenn bei dem Kapitel über die Prostitution der Verfasser die Verquickung von Sitten- und Sanitätspolizei als schädlich bezeichnet, so kann man ihm nur beipflichten. Jedenfalls ist das, was der Verfasser in seiner Darstellung gewollt, ihm in anerkennenswerther Weise gelungen. Jetzt kommt es darauf an, daß auch seine empfehlenswerthe Schrift die weiteste Verbreitung finde — ein Wunsch, der hiermit ausgesprochen sein soll. K.

**Beim göttlichen Sauhirten.** Ein dramatisches Bild nach Homer. Von Dr. Ludwig Gurlitt. Berlin 1902.

Der Verfasser hat in dieser Bearbeitung den Inhalt des XIV., sowie Theile des XV. und XVI. Gesanges der Odyssee in recht geschickter Weise zu einem Gesammtbilde zusammengefügt. Daß er sich dabei aller eigenen Zuthaten enthält und lediglich den Stoff und die Züge verarbeitet, die die Odyssee bietet, ist nur zu billigen. Als Zweck der Dichtung bezeichnet der Verfasser in der Vorrede ihre Aufführung in der Schule, und dazu ist dies dramatische Bild auch recht geeignet; der Schüler wird sicherlich einen Genuß davon haben, wenn ihm die Gestalten der Odyssee redend und handelnd persönlich gegenübertreten.

S.

**Traum und Tag.** Ein stilles Liebesdrama. Von Friedrich Kurt Benndorf. Dresden, R. Bertling. 1902.

Wir haben nicht leicht das Recht, über ein Buch mit Nichtachtung hinwegzugehen, wir sind ja doch zum Wahrheitsglauben sozusagen moralisch verpflichtet. Aber manchmal wird es zu viel. „Ein stilles Liebesdrama"; — im Grunde beinahe eine Komödie. Zuweilen Märchenempfinden und dann wieder Albernheiten, grenzenlose Albernheiten. In dem wunderlichen Arrangement des Buchdrucks stehen zu Zeiten vom Verfasser selber komponirte Tonmotive, die als ornamentale Beigabe an Stelle eines zeichnerischen Buchschmucks angesehen und nur von denen beachtet werden sollen, „die sie hören, ohne sie sich am Klavier versinnlichen zu müssen". Das ist eine Idee, die gefallen kann. Man tritt mit all seinen Nerven an und kommt so vielleicht zum höchstgesteigerten Raffinement seelischen Genießens. Hier nicht. Denn Traum und Tag ist ein lyrisches Rührei, von Zartheit und Banalitäten.

G. B.

**Leonardo da Vinci.** Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Carl v. Gütschow. Leipzig, Schulze & Co.

Von diesem sehr interessanten russischen Romane, der bereits so viel von sich reden gemacht hat, liegt nun auch eine gute deutsche Uebersetzung vor, und es ist anzunehmen, daß er auch in Deutschland viele Leser und Freunde finden wird; denn es wird uns hier nicht nur eine Fülle spannend vorgetragener Romanerlebnisse geboten, sondern zugleich ein grandioses Zeitbild der Renaissance entrollt, in dem der Titelheld nach allen Seiten seines unendlich reichen Wesens den künstlerisch kontrastirenden, höchst wirksamen Hintergrund findet. Leonardo da Vinci ist einer der erstaunlichsten Menschen aller Zeit gewesen, ja er hat in seiner Weise eigentlich gar nicht seines Gleichen. Auf Goethe wird man gewiesen, der ihm an bedeutender Universalität in Kunst und Wissenschaft beinahe allein ebenbürtig erscheint, und man meint, sind sich diese herrlichen Männer in ihrer dem Blick sofort erkennbaren Mannigfaltigkeit der Daseinsentfaltung ähnlich, so wird man wohl auch auf eine tiefere Geistesverwandtschaft schließen dürfen. Diese Vermuthung bestätigt sich auch einigermaßen, wenn wir an Goethes „Blick auf Leonardo" uns erinnern und bemerken, daß, was der geniale Dichter von dem Maler sagt, nicht unschwer auf ihn selber angewandt werden kann und darf: „. . und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlich angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen" oder „die mannigfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, koncentrirten sich vorzüglich im Auge".

Professor Richard Muther erklärte das vorliegende Werk als die beste Arbeit über Leonardo. Das ist ein hohes Lob aus dem Munde eines Mannes, dessen Urtheil, selbst wenn wir hier annehmen wollen, daß ihn temperamentvolle Begeisterung hingerissen hat, doch durch die Obertöne feinster sonstiger Kenntnisse in seiner Klangfarbe bestimmt zu werden pflegt. In der That schreitet Leonardo durch diesen farbenreichen historischen Roman so lebensmächtig gewaltig auf uns zu, wie das in dem auf weiteste Strecken behutsam abgetönten Vortrage der Kunsthistoriker nicht in gleicher Weise erwartet werden darf, und wie es nur eben der Poet, der mit seinem Zauberstabe das längst nicht mehr Vorhandene zur Auferstehung erwecken kann, zu Wege bringt. Allein es bleibt darum Jacob Burckhardts resignirte Aeußerung doch wohl unangefochten: „Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können."

H. L.

**Ein unglückliches Volk.** Roman in zwei Bänden. Von Rudolf Lindau. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. —

Das unglückliche Volk, von dem der Roman handelt, ist das armenische. Daß es unglücklich genannt zu werden verdient, wird die Dichtung dem, der es nicht schon sonst weiß, verdeutlichen. Die Theilnahme des Lesers wendet sich, der edleren menschlichen Natur gemäß, den Unterdrückten zu. Ihnen gehört auch wohl das Herz des Autors, insofern ihm seine vornehme Kunst gestattet, das Herz an die Leidenden zu verschenken. Rudolf Lindau ist gelegentlich mit dem kühlen, aber künstlerisch ernst veranlagten Mérimée verglichen worden, der die Thatsachen ohne subjektive Einmischung sprechen zu lassen liebt, der sich auf Schritt und Tritt zurückhält aus Zartheit, Diskretion und Geschmack. Der Vergleich hat etwas Berechtigtes, aber man darf doch daneben nicht übersehen, mit wie wohl verstandener Aufrichtigkeit der deutsche Dichter oft genug den aus der Tiefe quellenden Strömen seines Gemüthslebens freien Lauf läßt. Freilich nicht à la Jean Paul, aber um einen gleichfalls vornehmen und wie Mérimée kosmopolitischen Schriftsteller zu nennen, in gewissen Dingen Turgenjew ähnlich. Wer Rudolf Lindau aus früheren Werken her kennt, wird verstehen, daß sich die erwähnte Theilnahme des Autors für seinen Gegenstand auch in diesem letzten Romane nicht aufdringlich laut äußert. Er läßt es sich vielmehr angelegen sein, dem Urtheile der Geschichte in keiner Weise unbescheiden vorzugreifen. Mit Sorgfalt wird die Gegenpartei belauscht und aus ihrem Sinne heraus gewissenhaft Alles erörtert. Ehrenhafte Einzelpersönlichkeiten treffen wir natürlich auch so rechts wie links an. Ja, fast scheint der Dichter der grausamen Handlungsweise auf der einen Seite und dem Jammer auf der andern, dadurch ein Gegengewicht haben schaffen zu wollen, daß er unliebenswürdige Gestalten namentlich im Lager der Bemitleideten schildert.

Die Vorzüge des neuen Romans lassen sich im Allgemeinen aus den beiden in Rudolf Lindau zu besonders fesselnder Eigenart entwickelten Gebieten oder Standpunkten unserer Weltauffassung herleiten: Außen-

**Nietzsches, Friedrich.** Gesammelte Briefe. Herausg. von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. Dritte Auflage. 2. Bände. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Oderwald, Hermann,** Achilles. Zigeunerliesel. Zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart. Oppeln, Georg Maske.

**Oertzen, Margarethe von.** Blonde Versuchung. Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Pöschel, Joh. Prof. Dr.,** Taschenbuch der deutschen Rechtschreibung, nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz giltigen Bestimmungen bearb. für Haus, Amt und Schule. (IV. u. 1685.) Leipzig, Carl Ernst Pöschel.

**Promber, Otto,** Träumereien eines Nachtwandlers. Zittau i. S., O. Promber.

**Pudor, Dr. H.,** Dokumente des modernen Kunstgewerbes. Serie A, Heft 1. Serie B, Heft 1. Berlin, W. 30, Verlag der Dokumente des modernen Kunstgewerbes.

**Roese, Dr. Chr.,** Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der Lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 2–5. Leipzig, C. Haberland.

**Schafheitlin, Adolf,** So ward ich. Tagebuchblätter. Band I—III. Berlin, S. Rosenbaum.

**Schütz, Dr. Ernst Harald,** Die Lehre von dem Wesen und den Wanderungen der magnetischen Pole der Erde. Ein Beitrag zur Geschichte der Geophysik. Mit vier Tabellen und fünf kartographischen Darstellungen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

**Künstler-Lexikon, Schweizerisches.** Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein. Redigirt unter Mitwirkung von Fachgenossen von Dr. Carl Brun. Erste Lieferung. Frauenfeld, Huber & Co.

**Sybel, Ludwig von,** Weltgeschichte der Kunst im Alterthum. Zweite verbesserte Auflage. Mit 3 Farbtafeln und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 15, 16 u. 17. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Teja, C.,** Der Wille zum Glück. Drama in 3 Akten. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl.

**Tucker, Benj. R.,** Was ist Sozialismus? Mit einer Einleitung über „Unsere Ziele“ und einem Anhang: die Litteratur des individualistischen Anarchismus. Erstes und zweites Tausend. Berlin S. O., Oppelnerstrasse 47, B. Zack.

**Vaillant, Theodor Hans.** Ein feuchtfröhlich Burschenlied aus Altheidelberg. Kassel, Georg Weiss.

**Weltall und Menschheit,** Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferungen 18—19. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 47. Jahrgang No. 4. Januar 1903. Heft 556. Braunschweig, George Westermann.

**Wirth, Albrecht,** Aus Uebersee und Europa. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Wolf-Rabe, F.,** Scheodan Singh. Roman eines Hindu. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Zeitler, Julius,** Thaten und Worte. Ein Stück Litteraturpsychologie. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Züricher, Ulbrich Wilhelm,** Der erste Mai. Zürich, Caesar Schmidt.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

**Bals, Heinrich,** Lustige Musikanten in Feld und Wald. Unsere Singvögel in Wort und Bild. (Naturwissenschaftliche Jugend und Volksbibliothek V. Bändchen) Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz.

**Bernard, Tristan,** Ein Musterjüngling. Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

**Bismarcks Staatsrecht.** Die Stellungnahme des Fürsten Otto von Bismarck zu den wichtigsten Fragen des Deutschen und Preussischen Staatsrechts nach amtlichen, privaten und zeitgenössischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Paul von Roëll und Dr. Georg Epstein. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**Böhmische Künstler.** Prag, B. Koči, Kunst-Verlag.

**Busse-Palma, Georg,** Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchh. Nachf.

**Danckelman, Dr. phil. Eberhard Freiherr von,** Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Gross-Lichterfelde, B. W. Gebels Verlag (Inhaber Bruno Gebel.)

**Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrgang. Dezember 1902 Heft 3. (Kunstausstellungs-Heft.) München, G. D. W. Callwey.

**Deutsche Kunst und Dekoration.** VI. Jahrgang. Heft 4. Januar 1903. Darmstadt, Alex. Koch.

**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 4. Januar 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Eick, Wilhelm,** Hoch Deutschlands Kaiser! Ein Handbüchlein für patriotische Festredner, enthaltend Fest-Prologe, Reden, Ansprachen, Toaste, Trinksprüche, Festgesänge, Kommerslieder und Deklamationen zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers. 2. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage von Paul Meinhold. Mühlhausen i. Th., G. Danner.

**Goethes sämmtliche Werke.** Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Zwölfter Band. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflgr.

**Goldmar, Jon von,** Eine Leidenschaft. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Köln, Albert Ahn.

**Groddeck, Georg,** Ein Frauenproblem. Leipzig, C. G. Naumann.

**Hausschatz älterer Kunst.** Heft 10. 11. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

**Heimann, Moritz,** Kritik der Kritik? Berlin, Verlag Helianthus.

**Holzamer, Wilhelm,** Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Huch, Rudolf,** Hans der Träumer. Leipzig, Insel-Verlag.

**Janitschek, Maria,** Auf weiten Flügeln. Novellen. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

**Innen-Dekoration.** Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XIV. Jahrgang 1903. Januar-Heft. Darmstadt, Alexander Koch.

**Keussler, Gerhard von,** Die Grenzen der Aesthetik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Koeppel, Emil,** Lord Byron. Mit Bildniss. (Geisteshelden. Biographieen. 44. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Kohler, J.,** Aus Petrareas Sonettenschatz. Freie Nachdichtungen. Berlin, Georg Reimer.

**Kunst und Künstler.** Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Jahrg. 1. Heft 2. Berlin, Bruno Cassirer.

**Lange, Sven,** Die stillen Stuben. Schauspiel in drei Akten. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München, Albert Langen.

— Sommerspiel. Novelle. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

**Larsen, Karl,** Sechzehn Jahre. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

**Lauterburg, E.,** Punta. Das schönste Gesellschaftsspiel mit Karten und Würfel. Ges. geschützt durch D. G. M. Markenschutz und Patent in den Kulturstaaten. Leipzig, G. Menze, Langestr. 16.

**Liliencron, D. v.,** Kriegsnovellen. Mit Illustrationen von Eugen Hanetzog und Hans Lindloff. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Lucius, Carl, Souchay von,** Stimmungen. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Marney, E. A. Toreau de,** First Step to English Conversation. Leipzig-R., E. Haberland.

**Meisel-Hess, Grete,** Suchende Seelen. Drei Novellen. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl.

**Melschin, L.,** Im Lande der Verworfenen. Band I. u. II. Leipzig, Insel-Verlag.

**Messer, Max,** Die moderne Seele. Dritte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Mensch, Ella,** Der Geopferte. Liebesroman eines modernen Mannes. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 15. u. 16. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 22. u. 23. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandung.

**Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.** Herausgegeben v. Dr. A. Blaschko, Dr. E. Lesser. Dr. A. Neisser. Band I. No. 1 u. 2. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

**Moeller-Bruck, Arthur,** Die Moderne Litteratur. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Monatsblätter für deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Albert Warneke. 7. Jahrgang, 1902—1903. Heft 3. Dezember 1902. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Monton, Eugène,** Le XIX siècle vécu par deux Français. Paris, Rue Soufflot 15, Ch. Delagrave.

— Un demi-siècle de vie 1818—1901. Paris, Rue Soufflot 15, Ch. Delagrave.

Ein Epos in acht Gesängen ist die neueste Dichtergabe August Sturms, die Freunde des Naumburger Poeten seien auf die Dichtung aufmerksam gemacht. Das kleine Buch ist mit einem träumerisch märchenhaften stimmungsvollen Titelbilde geschmückt. H. L.

**Vom Heimwege.** Ritornellen von Georg v. Oertzen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

G. v. Oe. gehört nicht zu den Modernen, ist aber mehr werth als manche vielgerühmte und gelesene Tagesgröße: Er hat viel erlebt und prägt den goldenen Schatz seiner Erfahrungen mit Vorliebe in Sprüchen und Aphorismen aus. Wie seine zahlreichen früheren Bücher, so weisen auch diese formschönen Ritornelle einen seltenen Gedankenreichthum auf. Schon die Eintheilung des Inhalts in die drei Abschnitte: Von draußen her. Aus Kampf und Rast. Aus der Innenwelt — zeigt, daß der Dichter kein Träumer, sondern ein Wachender, ein Wegweiser ist, daß er dem Leser etwas zu sagen hat. Aus der Fülle seiner Lebensweisheit nur folgende Proben: „Den Narren strafen heißt die Narrheit stärken, heißt, mit der Milch der Eitelkeit sie nähren. Sie welkt und stirbt, wenn Weise sie nicht merken. — Vergessen heißt sich selber halb entschwinden, Verzeihn ist schwerer, doch das leidvoll Schwerste: Für Unvergeßliches Versöhnung finden. — Mit Steinchen, die er sorgsam aufgelesen, hat Däumling einst geführt die Kameraden. So nützt der Kleine, wenn er klug gewesen. — Nach all dem Muth, zu wagen und zu leiden, Mensch bleibt Dir Eins: Mit Dir vorlieb zu nehmen, das heißt, Dich mit sehr Wenigem bescheiden. — Gebt uns nicht Dogmata. Nein, schürt den Seelen den heiligen Durst nach Frieden, Reinheit, Liebe, und keine wird am Born des Lebens fehlen." — N.

**Styx.** Gedichte von Else Lasker-Schüler. Berlin, Verlag Axel Juncker.

Die Sucht, um jeden Preis eigenartig zu sein, greift in jüngster Zeit immer mehr um sich. Am unangenehmsten tritt diese krankhafte Erscheinung in der Lyrik zu Tage. Das gesunde Streben nach Ursprünglichkeit wird aus übertriebener Furcht, in Nachahmung zu verfallen, unnatürlich, es wird selbst Nachahmung. Daran kranken auch die vorliegenden Gedichte. Die Dichterin wird zur Bacchantin. So stimmt sie u. a. folgendes Tanzlied an: „Aus mir braust finstre Tanzmusik, Meine Seele kracht in tausend Stücken! Der Teufel holt sich mein Mißgeschick, Um es an's brandige Herz zu drücken. Die Rosen fliegen mir aus dem Haar, Und mein Leben saust nach allen Seiten, So tanz' ich schon seit tausend Jahr, Seit meinen ersten Ewigkeiten." N.

**Stimmen und Gestalten.** Gedichte von Adolf Vögtlin. Zürich, Verlag von Müller, Werder & Co. Zweite Aufl.

**Im Frühglanz.** Gedichte von Julius Koch, Leipzig, Eduard Avenarius.

**Gedichte.** Von Gustav Adolf Müller. Kassel, Karl Victor.

Alle drei Dichter besitzen ein reiches Empfinden und wissen ihm einen wohlklingenden Ausdruck zu geben, vermögen jedoch nicht ihre Verse so eigenartig zu gestalten, daß sie einen stärkeren Nachhall hervorrufen. Von ihren Gedichten gilt mehr oder minder, was Julius Sturm mit den Worten sagt: „Und ob auch zierlich ein Gedicht, ob Form und Inhalt fein gewählt: Es spricht zu Herz und Seele nicht, wenn ihm der Duft, die Stimmung fehlt." N.

---

**Die Zeitschriften-Uebersicht vom Januar erscheint gleichzeitig mit der vom Februar im nächsten Heft.**

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Aabel, M.,** Die Schnellküche. Eine Sammlung rasch herzustellender, schmackhafter, warmer Speisen und Getränke für Restaurationen, Hotels, Gast- und Privathäuser, wie auch für Jäger, Touristen und Junggesellen. Mit Anhang: Vorrathskammer. 3. Auflage. Backnang, J. Raths Verlag.

**Abert, Hermann,** Robert Schumann. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von Heinrich Reimann. XV. Band.) Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

**Alsen, Friedrich Albert,** Dumpfe Gesänge. Berlin, Carl Messer & Cie., G. m. b. H.

**Amateur-Photograph, Der.** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 12. Dezember 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag. (Rud. Helm.)

**Arnold, Fr.,** Neues Fabelbuch. Berlin, Gerdes u. Hödel.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 22—24. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

welt und Seele. Zu scharfer Wiedergabe von Ereignissen und Situationen, Landschaften und Lokalkolorit befähigt den Verfasser ein glückliches Augengedächtniß, das er fleißig, wie man allen Arbeiten aus seiner Hand entnehmen muß, gepflegt hat. Langer Aufenthalt in der Fremde hat einen Schatz mannigfaltiger Kenntnisse in ihm sich aufsammeln lassen. Der Schauplatz der Handlung seiner Erzählungen und Novellen ist eigentlich immer aufmerksam gesehenes Land. Auch in dem vorliegenden Werke geben zahlreiche Beobachtungen von der gewohnheitsmäßig mit einer gewissen Virtuosität geübten Autopsie Zeugniß ab. Man wird es daher auch nicht ungerechtfertigt finden, daß der Verleger das Buch, gleichsam um dessen topographische Treue zu symbolisiren, mit einem Kärtchen von Konstantinopel, der Bühne dieses Dramas, geschmückt hat (Bd. 1). Im zweiten Bande zeigen einige Anmerkungen in sparsamer Auswahl, daß es der Verfasser sich hat Mühe kosten lassen, auch die ihm durch statistische Mittheilungen zugänglich gewesenen Wege des Vorstudiums zu beschreiten.

Sorgfalt in der Auffassung der Dinge, die sich vor uns zutragen, ist, wie gesagt, eine Seite, jedoch aber nur die eine Hälfte der Bedeutung des Kunstwerks. Sie wird ergänzt durch das, in direkter Aufmerksamkeitsrichtung vielleicht weniger erlernbare als aus der Wesenstotalität des Menschen sich als reife Frucht ergebende, moralische seelische Verständniß der Innenseite der Dinge. Hier handelt es sich um die für den Menschen mit höchstem Werthgefühl begleiteten Erscheinungen, als da sind Güte, Humanität und Lebensweisheit. Was wäre uns Gottfried Keller ohne sein Herz, was Anatole France oder Emile Zola bei aller ihrer Kenntniß, wenn sich nicht die Menschenliebe, die Liebe Gottes in ihres Herzens tiefstem Grunde regte? — Wäre der vorliegende Roman nichts als der Außenwelt, im Sinne scharfer Augen, treu, es verlohnte sich kaum der Mühe, ihn zu lesen. Erst der seelische Ton macht die Musik. Erst die eigenartig zum Gemüth sprechende Innigkeit erfüllt uns mit **warmer** Bewunderung; und es offenbart sich hier auch in der Tragödie das Sonnenlicht wohlthuender Herzlichkeit.

Glücklich vereinigt sich in dem vorliegenden Roman der Vortrag interessanter Begebenheiten größeren Stils mit der Darstellung einer fesselnden, auch für den Leser, der keine Belehrung in schwerer Gediegenheit wünscht, in hohem Grade anziehenden Handlung. H. L.

**Drei Erzählungen** von Georg Becker. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Die Erzählungen ragen nicht über das gewöhnliche Maß einer normalen Kalendergeschichte hinaus und dürfen keinen höheren Anspruch erheben, als den, über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen. Der Verfasser besitzt die Eigenschaften eines guten Volksschriftstellers: einfache Sprache, Humor und Anschaulichkeit, jedoch läßt zuweilen seine Darstellung die straffe Komposition vermissen. N.

**Aus der slavischen Welt.** Von Teja Victus von Tröl. Zwei Bände. Leipzig, Paul List. 1902.

„Ich bin mir wohl bewußt," sagt die Verfasserin im Vorwort, „durch meine Arbeit keine Steine zu einem kulturhistorischen Mosaik zusammengetragen zu haben; es sind nur ein paar frische Blumen, die ich der Erinnerung an die in Montenegro verlebte Zeit weihe und vor dem Altar des Ewigmenschlichen niederlege."

Die Dichterin lehnt es in stolzer Bescheidenheit ab, uns wissenschaftlich verwerthbar kostbare Steine anzubieten, dafür nur Blumen. Aber vielleicht sind Blumen mehr als Steine?

Möge darüber entscheiden, wer sich an dem Duft der hier gespendeten lyrischen Gaben erquickt hat. H. L.

**Mord-Geschichten, die mein Dolch erzählt.** Von Georg Busse-Palma. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl. 1902.

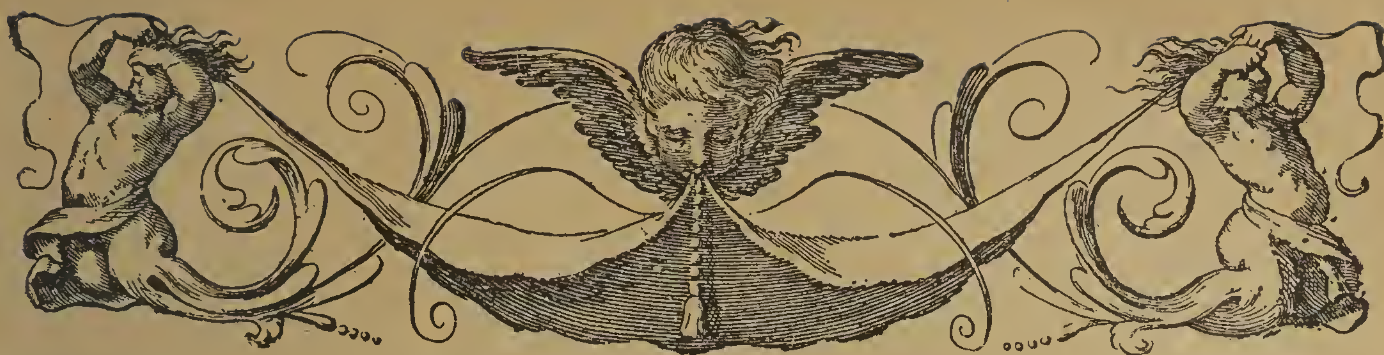
Busse-Palma hat uns ein Prosabuch geschenkt. Wir können ihm danken. Es sind Geschichten, in die der Mord wie ein großer Arm des Grauens hineingreift. Starke Geschichten. Es ist darin nicht das Gruselige, was uns an die Seele rührt, sondern die Kraft, die bei aller Einfachheit so packende Prosatechnik und zumal der große Griff des Erzählers, der uns Stücke wuchtigen Lebens vor die Füße wirft. — Er träumt von Zwingherrnkraft und Pußtawildheit; er träumt wie seine gefangene Eule, die im Schlaf die Krallen hebt und aufschreit und von der Gardinenstange fällt — „Fränzchen, mein liebes Fränzchen, mach nicht so böse Augen! Es geht uns ja allen so, uns allen — —" G. B.

**Der König von Babel.** Ein Epos von August Sturm. Titelbild von Rudolf von Reifschneider. Verlag neuer Lyrik.



D. Hanbury.

Druck d. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



# Das dunkle Thor.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

**Felix Philippi.**

— Berlin. —

(Schluß.)

## Dritter Akt.

Bei Geheimrath Wandenberg.

Ein großer Saal; breite Mittelthüre [womöglich Schiebethüre]; links eine Flügelthüre; rechts mehrere sehr hohe und sehr breite Fenster. In der Mitte des Salons ein nicht zu langer mit grüner Decke bedeckter Tisch mit elegantem Schreibzeug, Papieren, Mappen, Akten, Karaffe mit Gläsern. Ueber dem Tisch ein großer Kronleuchter. Unter den Fenstern kleine Ledersessel, auch ein größerer eleganter Lehnstuhl; zu beiden Seiten der linken Thüre tiefe Klubsessel, kleinere Tische mit Zeitungen, Plänen und Büchern; ein großer Bücherschrank, auf dessen Sims ein großer Globus, an den Wänden Reliefkarten.

### Erste Scene.

An der Schmalseite des Tisches rechts steht **Wandenberg,** am Tische sitzen **Geheimrath Frohner** (alter, sehr vornehm und bedeutend aussehender Mann mit weißem Haar und Backenbart, vor sich einen eleganten Stock); **Baron von Westkirch,** (Anfang 40, elegant, Monocle); **Generalkonsul** [**Petersen** und **Bankdirektor Birch,** (vornehme Erscheinungen), **Justizrath Buddaeus** (weltmännisch) und **Falkenried** (linke Schmalseite); sämmtliche Herren in Frack und weißer Binde; an einem kleineren Tische hinten rechts **ein Protokollführer.**

Wandenberg (in seiner Rede fortfahrend). Meine sehr verehrten Herren! Ich komme zum Schluß, und nur für einige Augenblicke noch will ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen! . . .

Buddaeus. Gönnen Sie sich ein wenig Ruhe, Geheimrath, Sie haben nach der Uhr drei Stunden achtzehn Minuten gesprochen, ohne eine Sekunde Athem zu schöpfen!

Wandenberg. Sie Alle kennen mich aus jahrelangen freundschaftlichsten geschäftlichen Beziehungen, Sie Alle wissen, daß es sich bei dem Riesenunternehmen, dem ich seit nunmehr fünfzehn Jahren meine ganze

Kraft gewidmet habe, nicht etwa um mich, um meinen Vortheil handelt! Ich habe ein großes Vermögen besessen, ich habe es der Sache geopfert, ich will es nicht wieder gewinnen. Ich will nur das Unternehmen zu Ende führen, ich will einst nur mit dem Bewußtsein vom Schauplatz zurücktreten, etwas Großes, Bleibendes, dem allgemeinen Wohl Dienendes geschaffen zu haben. Unterstützen Sie mich, meine verehrten Herren, wie bisher mit den mächtigen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, folgen Sie mir mit dem einen großen Ziel vor Augen, haben Sie das Vertrauen zu mir, daß wir durch das dunkle Thor den Weg zum Licht finden werden . . .

Buddaeus. Sehr gut! Sehr gut! . . .

Wandenberg. . . . Und Sie werden in edler und fruchtbringender Weise mitgewirkt haben an dem gewaltigen Werke, welches bestimmt ist, dem Welthandel eine neue Verkehrsstraße zu erschließen und zwei befreundete Kulturvölker noch inniger und fester mit einander zu verbinden! . . .

Westkirch. Bravo! Bravo!

Wandenberg. Die von meinem verehrten Freunde und von Ihnen einstimmig gewählten Rechtsbeistande, Herrn Justizrath Buddaeus, meisterhaft ausgearbeiteten Verträge werden Ihnen nachher zur Unterschrift vorgelegt werden . . . Und nun lassen Sie mich Ihnen Allen auf's Herzlichste danken für die unermüdliche und liebevolle Aufmerksamkeit, mit welcher Sie unseren anstrengenden fünfzehntägigen Verhandlungen gefolgt sind! Ich denke, wir lassen jetzt eine einstündige Pause eintreten, die Ihnen wohl angenehm sein wird, und ich hoffe, (heiter) daß meine Küche und namentlich mein Keller Ihnen eine willkommene Unterbrechung bieten werden! (Er setzt sich, sich den Schweiß von der Stirn trocknend.)

Westkirch (fein und lächelnd). Gegen den letzten Punkt des Programms wäre gewiß nichts einzuwenden, denn Ihre Weine, lieber Wandenberg, erfreuen sich ja des besten Rufs!

Buddaeus. Wenn Sie noch von dem 62er Johannisberger 'was übrig haben, erkläre ich mich sogar mit einer zweistündigen Pause vollständig einverstanden!

Wandenberg (erhebt sich). . . . wenn ich die Herren also bitten darf?

Frohner. Die Herren erlauben schon, daß ich sitzen bleibe?

Wandenberg. Aber natürlich!

Frohner. Die leidige Gicht! . . . Mein verehrter Freund! Ich habe Ihnen im Namen der Bankgruppen, welche ich hier vertrete, bereits in unseren Berathungen sowohl als auch in zahlreichen privaten Gesprächen unsere absolute Geneigtheit ausgesprochen, uns, wie bisher, auch jetzt wieder in hervorragendem Maße an der neuen Anleihe zu betheiligen! Sie können auf unsere thatkräftigste Hilfe zählen, und ich glaube in aller Herren Namen zu sprechen! (Zustimmung.) Ihre Energie, lieber Wandenberg, Ihre Thatkraft, Ihre hohe Intelligenz und nicht zuletzt die Lauterkeit Ihres Charakters sind in unserem Kreise der rückhaltlosesten Anerkennung gewiß . .

Wandenberg (der sich, während Frohner begann, wieder gesetzt hat, lebhaft). Ein Lob aus solchem Munde macht mich überaus glücklich!

Frohner. . . . nur möchte ich Sie bei der Größe des Objekts höflichst ersuchen, jetzt noch Ihren verehrten Herrn Oberingenieur, dessen Name in der Welt der Technik wohl als der glänzendste genannt wird, zu Worte kommen zu lassen. Die „Unterwaschungen“ und „Unterspülungen“ — ich halte mich da an Ihre Worte, lieber Wandenberg — die ja Ihren eignen Aussagen nach an einigen Stellen schon manchen Schaden zugefügt und die Arbeit auch zeitweise recht erschwert haben, sind hoffentlich nicht von solcher Bedeutung, daß sie . . .

Wandenberg (schnell). Keineswegs! Keineswegs!

Frohner (kalt und unbeirrt fortfahrend). . . . . daß die Reparatur vielleicht unnütz große Summen verschlingen würde . . .

Birch. . . . respektive dem Weiterbau hinderlich würde!

Wandenberg (scheinbar heiter). Wo denken Sie denn hin, mein lieber Birch!

Frohner. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, lieber Wandenberg, es sind über diese elementaren Ereignisse . . .

Wandenberg. . . . sagen wir richtiger: Unannehmlichkeiten!

Frohner. . . . Ereignisse üble Nachrichten zu uns gedrungen! Mir wurde am 20. Mai dieses Jahres die „technische Korrespondenz“ zugeschickt; die enthielt einen Artikel, unterzeichnet „Veritas“ . . .

Wandenberg. Natürlich! Je mehr in solchen Artikeln gelogen wird, desto sicherer sind sie „Veritas“ unterzeichnet!

Frohner. Dieser Artikel machte allerdings einen gehässigen Eindruck, er schmeckte stark nach Sensationshascherei; aber mit all' seinen Zahlen, seiner zweifellosen Sachkenntniß machte er mich, ehrlich gesagt, doch ein wenig stutzig! Ich holte mir damals — seien Sie mir nicht böse, lieber Wandenberg — von verschiedenen Seiten fachmännische Gutachten über die Situation ein . . .

Wandenberg. Und?

Frohner. Die lauteten allerdings wesentlich günstiger; sie sprachen von Schwierigkeiten, keineswegs von Gefahren! Uns Allen wäre es daher doppelt erwünscht, bevor wir unsere definitiven Entschließungen treffen, von dem ersten Sachverständigen in diesem Fache orientirt und beruhigt zu sein.

Petersen. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Geheimrath Frohner vollständig an!

Wandenberg (nervös). Wie Sie wünschen, meine Herren, wie Sie wünschen!

Frohner. Dürfte ich also — (er verbeugt sich gegen die übrigen Herren) — auch im Namen meiner verehrten Kollegen — den Herrn Oberingenieur Falkenried bitten, uns sein Gutachten über diesen Punkt abzugeben! (Erneute Zustimmung.)

Buddaeus (leise zu Westkirch). Baron, wird das lange dauern?

Westkirch. Ich fürchte!

Buddaeus. Und ich verdurste!

Frohner. Also, mein verehrter Herr Oberingenieur?

Falkenried (der während der ganzen Zeit, den Kopf in die rechte Hand gestützt, regungslos auf das vor ihm liegende Papier gestarrt hat, schweigt).

Wandenberg (in tödtlicher Angst, die er unter nervöser Heiterkeit verbirgt). Na, Johannes? . . . Er ist nämlich, meine Herren, kein Redner und drückt sich davor, wo er nur kann. Ich glaube wahrhaftig: 's ist heute seine Jungfernrede! . . . . Wundern Sie sich also nicht, wenn's manchmal vielleicht auch ein bischen hapert!

Birch. Es kommt ja dabei nicht auf die Zahl der Worte an, sondern nur auf die Thatsachen!

Petersen (sehr verbindlich). Aber wenn ich bitten darf, Herr Oberingenieur, nicht gar zu sachlich! Ich meine damit, wenigstens so verständlich, daß wir Laien folgen und uns ein anschauliches Bild machen können! (Kurze Pause.)

Falkenried (durch einen Blick Wandenbergs angefeuert, erhebt sich schwer und beginnt stockend). Meine Herren! (Er athmet schwer.) Mein Chef war so gütig, Sie auf meine geringe Rednergabe vorzubereiten. Ich glaube daher, es wird am praktischsten sein, wenn Sie mich fragen und ich antworte!

Buddaeus (leise). Ein Demosthenes ist er wirklich nicht!

Westkirch. Aber er gefällt mir!

Falkenried. . . . Also bitte, meine Herren, ich . . . bin . . . bereit . . . zu jeder Auskunft!

Frohner. Das würde den Abschluß der Verhandlungen wohl recht verzögern! Sie beherrschen, wie wir Alle wissen, die ganz schwierige Materie in so souveräner Weise, Sie sind in Ihrem Fache ein so genialer Mann, daß es Ihnen mit wenigen Worten gelingen wird, uns die gewünschte Aufklärung zu geben!

Birch. Wir verlangen ja keine Rede, Verehrtester, sondern nur Ihr Urtheil!

Falkenried. Ja, meine Herren, was soll ich Ihnen sagen? Ich kann mich nur den Ausführungen meines verehrten Chefs anschließen!

Frohner (betrachtet Falkenried durch eine langstielige, schwarze Lorgnette, deren er sich oft bedient; leise unter der Hand zu Birch). Ein bischen reservirt!

Birch (ebenso). Nur verlegen!

Falkenried (jedes Wort noch mühselig hervorkeuchend). Besorgniß brauchen Ihnen die Ereignisse, die sich in unserem Tunnel abgespielt haben, noch keineswegs einzuflößen . . .

Frohner (das Ohr hinhaltend). Hörte ich recht: noch keineswegs? (Er sieht ihn scharf an.)

Falkenried (nervös). Ich bitte, Herr Geheimrath, doch nicht jedes Wort auf die Wagschale zu legen; ich erkläre also: keineswegs einzuflößen! . .

Petersen (leise zu Frohner). Er kann wirklich nicht sprechen! Verwirren Sie ihn also nicht!

Falkenried. . . . solche unvorhergesehenen Störungen kommen in jedem so großartigen Betriebe vor! (Er tritt jetzt hinter seinen Stuhl und hält sich, um nicht umzusinken, mit beiden Händen an der Lehne fest.) Gewiß, wir haben eine Zeit lang tüchtig arbeiten müssen, um das . . . zu bewältigen, aber unsere Arbeiterschaar ist fleißig, dem Chef treu ergeben, und es wird uns gelingen . . .

Birch. Pardon! Ist es Ihnen gelungen?

Falkenried. Ist es uns gelungen . . . . (Er schwankt.)

Buddaeus. Ist Ihnen nicht wohl, Falkenried?

Falkenried (sich aufraffend). Nur die Hitze, meine Herren, die furchtbare Hitze hier! (Er giebt sich einen Ruck.)

Wandenberg (tritt ans Fenster, es schnell öffnend).

Frohner (mit der Lorgnette). Sie sehen recht blaß aus, Herr Oberingenieur . . .

Westkirch. Vielleicht ein Glas Wein?

Falkenried. Später! später! (Gezwungen lächelnd.) Nichts von Bedeutung, meine Herren! Daran ist das ewige Athmen in der miserablen Luft schuld, die trotz allen unseren Ventilationen! Tunnelkrankheit! Sonst nichts! (Er starrt vor sich hin.) Ja . . . was ich sagen wollte . . .

Petersen. Ich denke, wir gönnen dem Herrn Oberingenieur eine kleine Pause?

Falkenried (fieberhaft). Nein, nein, keine Pause! . . . (Er rafft sich männlich auf. Meine sehr verehrten Herren!

Frohner (bleibt sitzen, dreht die Daumen um einander, betrachtet Falkenried ab und zu durch die Lorgnette und stützt sich dann auf seinen Stock.)

Buddaeus (bleibt sitzen und spielt mit einem großen Falzmesser.)

Westkirch (steht hinter Buddaeus, sich an dessen Stuhl anlehnend.)

Birch (macht sich ab und zu Notizen).

Petersen (in Frohner's Nähe, steht unbeweglich mit verschränkten Armen; Alle folgen seinen Ausführungen mit gespannter, stetig wachsender Aufmerksamkeit).

Wandenberg (sitzt, nickt oft scheinbar befriedigt, als ob er sagen wollte: „Da haben Sie's!" „Was habe ich Ihnen gesagt?" „Na, sind Sie jetzt zufrieden?"; er ist trotz aller Selbstbeherrschung sehr nervös und blickt Falkenried, je nach dessen Ausführungen, voll Angst und dann wieder voll Dankbarkeit an).

Falkenried. Sie wollen mein Gutachten hören? Es ist mir außerordentlich schmeichelhaft, daß Sie auf mein Urtheil so großen, so unbedingten Werth legen! . . . Ich habe meine Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst unserer Sache gestellt . . . und . . . ich werde . . . es auch ferner thun! Ich habe im Laufe der heutigen Verhandlung mehrfach Ihre Verwunderung über das langsame Fortschreiten unserer Arbeiten hören müssen . . . ich kann Sie versichern, meine Herren, daß das nothwendig war. Wir mußten mit großer Vorsicht zu Werke gehen, um Hindernisse zu über-

winden, die sich unerwartet einstellten und die selbst die scharfsinnigste Voraussicht und die gewissenhafteste Prüfung nicht in Berechnung ziehen konnten. . .

Frohner (kopfschüttelnd leise zu Petersen). Und der kann nicht reden?

Petersen (leise). Ein ganz famoser Kerl!

Falkenried (immer sicherer, wie ein Mensch, der sich mit Todesverachtung in die vor ihm schwebende Gefahr stürzt). . . . und ebenso habe ich aus manchen Fragen die Besorgniß um das glückliche Gelingen unseres Baues vernommen. Und ich kann Sie ferner versichern, daß, so lange mein verehrungswürdiger Chef an der Spitze des Unternehmens steht und ich die Ehre habe, seinen Befehlen Folge leisten zu dürfen . . . (wiederholt) Folge leisten zu dürfen . . . daß Sie so lange um die Zukunft des „dunklen Thors" nicht besorgt zu sein brauchen!

Buddaeus. Bravo!

Falkenried. Der finanziellen Seite stehe ich ja naturgemäß ferne; die ist ja aus berufenstem Munde eingehend beleuchtet worden. Mein Amt ist es nur . . . Ich darf Sie wohl bitten, Herr Justizrath, das Falzmesser hinzulegen, das macht mich ganz nervös . . . mein Amt ist es nur . . . und meine Pflicht . . . (Er verliert sich einen Moment) ja . . . meine Pflicht . . . (dann sich wieder ermannend) Sie über die technischen Aufgaben aufzuklären, die wir bewältigten und die unser noch harren! Ich werde mich ganz kurz fassen! . . . Wesentlich kostspieliger als unsere ursprünglichen Voranschläge, wesentlich theurer als alle bestehenden großen Tunnelbauten ist unser Werk geworden, weil, ganz entgegen allen Berechnungen, das ungewöhnlich schwierige Massiv uns doch genöthigt hatte, die Bergkette am Fuße zu durchbohren. Dadurch hatten wir eine bedeutend größere Gesammtlänge von beinahe 21 Kilometern zu erobern. Das hat die Mittel, die Sie uns zur Verfügung stellten, früher aufgezehrt, als anzunehmen war! Aber das ist nur veranslagtes, nicht verlorenes Geld! . . . Wir brauchen die Eisenbahnzüge nicht in große Höhen zu befördern und das wird natürlich den Betrieb wesentlich verbilligen! . . . Die neuen Mittel, um die mein verehrter Chef Sie bittet, sollen vor Allem dazu dienen, durch einen neu zu sprengenden großen Sohlkanal die leidigen Wassermassen abzuleiten! (Er gießt ein Glas Wasser hinunter.)

Westkirch (zu Buddaeus). Famos, er kann seine Klinge führen.

Buddaeus (zu Westkirch). Sehr klar! Sehr verständlich!

Falkenried (mit Anspannung aller Kräfte). Ist uns das gelungen, so können wir, durch kein Hinderniß beengt, die Arbeit mit verdoppelter Kraft aufnehmen und zu glücklichem Ende führen! (Er athmet schwer.)

Frohner. Wenn es Ihnen aber nicht gelingt?

Falkenried (bebend). Es wird gelingen!

Frohner. Davon sind Sie fest überzeugt?

Falkenried. Ja!

Frohner. Ueberzeugt, wie . . . sagen wir . . von Ihrem Leben?

Falkenried (fiebernd). Herr Geheimrath! ich bin hier . . . glaube ich . . . in einer Sitzung . . . in keinem Verhör!

Wandenberg (entsetzt eingreifend). Aber Johannes!

Frohner. Pardon, mein verehrter Herr Oberingenieur, wir Kaufleute sind gründlich, und deswegen mögen Sie mir meine Ihnen etwas unbequeme Wißbegier verzeihen! Nichts für ungut! Wir verkennen keinesfalls . . . (sich zu den Anderen wendend) Die Herren verzeihen schon, wenn ich in Ihrem Namen das Wort ergreife . . .

Petersen. Bitte sehr, Herr Kollege!

Birch. Sehr dankbar, Herr Geheimrath, aufrichtig dankbar!

Frohner . . . wir verkennen also keinesfalls, daß Sie nicht mit fügsamen Menschen zu arbeiten haben, sondern mit den Elementen kämpfen müssen, die sich nicht beugen lassen. Sind Sie, soweit natürlich menschliche Berechnung reicht, auf Grund Ihrer reichen Erfahrungen überzeugt, daß die Mittel, die wir Ihnen bewilligen sollen, ausreichen werden, alle Hindernisse zu überwinden? Es handelt sich dabei auf Ehre und Gewissen lediglich um Ihre Ueberzeugung! Antworten Sie uns, um die Sache kurz zu fassen, mit einem unverclausulirten einfachen „Ja", und wir sind einig! Also?

Falkenried. Ja! (Er setzt sich vollständig erschöpft.)

Petersen. Nun, das klingt ja außerordentlich beruhigend!

Petersen. Vortrefflich!

Westkirch! Ganz vortrefflich.

Birch. Ja, meine Herren, wenn eine solche Autorität uns diese Versicherung giebt, können wir wohl alle Bedenken schwinden lassen und . . .

Frohner. Darf ich mir noch einen Vorschlag erlauben? Ich bin dafür, daß wir Alle zusammen nachher in den Tunnel fahren und uns vom Herrn Oberingenieur an Ort und Stelle die durch die Wasser beschädigten hauptsächlichen Punkte zeigen lassen!

Wandenberg (tödtlich erschrocken, aber scheinbar leicht). Aber, mein verehrter Herr Geheimrath, ich bitte Sie: bei Ihrer angegriffenen Gesundheit! . . . (Sehr nervös, aber heiter.) Denn sehr gemüthlich müssen Sie sich die Sache nicht vorstellen!

Frohner. Ich denke mir das sehr interessant und sehr großartig!

Buddaeus. Ich denke es mir vor Allem sehr glitscherig!

Wandenberg (sich überstürzend). Jedenfalls ganz außerordentlich unbequem! Ich weiß nicht, ob es den Herren angenehm sein würde, über Leitern und Felsstücke zu klettern, sich durch Gruben und Löcher hindurchzuwinden und bis auf die Haut durchnäßt eine durch Pulverrauch und Kohlenstaub gründlich verdorbene Luft einzuathmen!

Buddaeus. Ein entzückendes Bild! Recht einladend! nicht wahr, meine Herren! . . . Nee, Alles, was recht ist, lieber Geheimrath Frohner, Ihre Gewissenhaftigkeit in allen Ehren, aber da strike ich, da stoppe ich,

da mache ich nicht mehr mit! Und wenn ich mir so meinen verehrten Nachbar, Herrn Baron von Westkirch, mit seinen wundervollen Lackstiefelettchen betrachte, so glaube ich . . . (Er lacht.)

Westkirch (ihm lachend die Hand reichend). Sie sprechen mir aus der Seele, Justizrath!

Petersen (sich zu Birch wendend und ihn leise fragend). Was meinen Sie dazu?

Buddaeus (lustig). Ach, meine Herren da drüben, heucheln Sie gefälligst nicht, als ob es Ihnen einen furchtbaren Kampf kostete, auf diese entzückende Exkursion zu verzichten!

Petersen (droht Buddaeus heiter).

Buddaeus (lustig). Nee, mein bester Frohner, das ist für uns alte Herren nichts! Wollen Sie sich in Ihrem jugendlichen Leichtsinn partout 'ne Lungen- oder Rippenfellentzündung holen . . . in Gottes Namen! Aber auf mich und diese würdigen Männer brauchen Sie nicht zu rechnen!

Frohner (sich in der Runde umsehend). Also abgelehnt?

Buddaeus. Aber einstimmig, unbedingt und radikal!

Frohner. Und für wann, Herr Oberingenieur, könnten Sie uns die Vollendung in sichere Aussicht stellen?

Falkenried (schweigt).

Wandenberg (schnell). In 1½ Jahren! (Ihn fest anblickend.) Nicht wahr, Johannes, in 1½ Jahren?

Falkenried (mechanisch). Jawohl . . . in 1½ Jahren!

Birch. Präcisiren wir also 1. Mai 1904?

Falkenried (wie abwesend). Ersten Mai 1904!

Frohner. Sie haben die Zeit nicht zu kurz bemessen?

Falkenried (als ob er's gar nicht mehr ertragen könnte). Nein! nein! nein!

Wandenberg (sieht ihn angsterfüllt an).

Petersen. So notiren Sie, lieber Buddaeus, also in die Verträge 1. Mai 1904.

Buddaeus. Gott sei Dank! So weit wären wir also nun endlich!

Falkenried (fiebernd). Und somit wäre ich wohl entlassen? (Immer erregter.) Nicht wahr, entlassen?

Birch (achselzuckend). Ja, wenn Sie nervös werden, Herr Oberingenieur!

Falkenried (immer erregter). Verzeihen Sie, meine Herren, meine Ungeduld! Ich bin nicht gewöhnt, stundenlang solchen Verhandlungen beizuwohnen und zu folgen. Um ½9 Uhr hat die Sitzung begonnen, jetzt ist es gleich ½6; ich falle um vor Müdigkeit und erkläre Ihnen hiermit: ich bin jetzt außer Stande, noch weitere Fragen, die Sie etwa an mich richten wollen, zu beantworten.

Petersen. Wird auch nicht mehr nöthig sein!

Westkirch. Wir sind jetzt orientirt!

Wandenberg. Und befriedigt?

Birch. Vollständig! Nicht wahr, meine Herren? (Zustimmung.)

Frohner. Ich bin bekannt dafür, Sitzungen auszudehnen . . .

Buddaeus. Gefürchtet! Gefürchtet, lieber Frohner!

Frohner. . . . aber ich muß selbst gestehen, daß auch meine Kraft momentan erschöpft ist!

Buddaeus. Gott sei Dank!

Frohner. Für wann, lieber Wandenberg, hatten Sie Ihr Diner festgesetzt?

Wandenberg. Für acht Uhr! Aber wenn die Herren vielleicht vorher einen kleinen Imbiß . . .

Frohner. Gerne!

Westkirch. Sehr gerne!

Buddaeus. Kleinen Imbiß? Nee! Einen gründlichen, ausführlichen, dauerhaften Imbiß!

Frohner. Ich verspreche dem Herrn Oberingenieur auch zu seiner Beruhigung, daß er dann bald von seiner Qual erlöst sein soll!

Wandenberg (hat geklingelt).

## Zweite Scene.

**Vorige. Ein Diener. Winkelmann.**

(Ein Diener öffnet die Mittelschiebethür; man sieht in einen großen, strahlend erleuchteten, reich ausgestatteten Saal, in dessen Mitte ein mit kalten Schüsseln, Tellern, Roth- und Weißweinen, Sekt in Eiskübeln und Früchten sehr elegant gedeckter Tisch steht, kleine Stühle; im Hintergrunde ein prachtvolles, mit Silbergeräth und Pokalen überladenes Buffet.)

Wandenberg (mit einer einladenden Bewegung). Meine Herren?

Buddaeus (entzückt). Der Anblick thut meinem Herzen wohl!

Wandenberg (reicht Frohner den Arm). Darf ich bitten, lieber Geheimrath?

Frohner (am Arme Wandenberg's auf seinen Stock gestützt, langsam nach hinten). Danke, verehrter Freund, danke! . . . Ein famoser Kerl, dieser Falkenried; gescheidt und stolz . . .

Wandenberg . . . und ein Ehrenmann!

Frohner (setzt sich). Nur ein bischen nervös! Sie sollten ihn einmal beurlauben!

Wandenberg. Unmöglich! Kann ihn nicht einen Tag entbehren!

Frohner (zu Buddaeus, heiter). Na, Sie alter Epikuräer, möchten sich wohl gleich hier festkneipen?

Buddaeus. Ach, heucheln Sie doch nicht, Geheimrath, eine so prachtvolle Gicht, wie Sie sie haben, beweist genügend, daß Sie Ihr Lebelang alten Johannisberger von Grüneberger Schattenseite zu unterscheiden wußten!

Frohner (essend). Da wäre ich auch schön dumm gewesen!

Buddaeus (der bemerkt, daß Falkenried nach links gehen will, kommt mit dem Teller vor, kauend). Nee, mein Herzchen! Drückeberger spielen? Is nicht! (Er vertritt

Falkenried den Weg.) Hübsch hiergeblieben! Jetzt wollen wir 'mal unserm Wirth ein Loch in seinen Keller bohren, gegen das Euer gemüthliches dunkles Thor das reine Kinderspiel ist. (Zu Westkirch.) Baron! flankiren Sie 'mal den Herrn auf der andern Seite! So! Und nun 'mal 'ran an die Arbeit!

Falkenried (wird rechts am Arm von Buddaeus, links von Westkirch nach hinten gezogen.)

Petersen und Birch } sind auch nach hinten gegangen und essen.

(Die meisten stehen in zwangloser heiterer Unterhaltung; der Diener gießt Sekt ein; der ältere Diener Winkelmann ist währenddessen nach vorne gegangen.)

Buddaeus (verhimmelnd). Diese Gänseleberpastete! Der müßte man die Brüderschaft anbieten!

Wandenberg (schnell nach vorne). Also, Winkelmann! Sie wissen Bescheid? Sobald (nach den Fenstern zeigend) der Anmarsch der Arbeiter begonnen hat . . .

Winkelmann. Wenn sich der Herr Geheimrath hierher bemühen wollen . . man sieht sie schon kommen . . .

Wandenberg (hinter der Gardine). Ja, ja, ganz recht . . .

(Heiteres Gelächter aus dem Eßsaal.)

Wandenberg (zurück). Sobald die Arbeiter sich also vollständig aufgestellt haben und die Fackeln angezündet sind, öffnen Sie beide Fenster; bei den ersten Klängen des Chorals machen Sie die Mittelthüre auf! Das Weitere werde ich dann schon besorgen. (Es wird ganz allmählich auf der Bühne etwas dunkler; aber nicht mehr als Dämmerung.)

Wandenberg. Schieben Sie auch ein paar Sessel an die Fenster; den großen für Herrn Geheimrath Frohner und während wir von hier der Feier zuschauen: Sekt, immerfort Sekt! Ich verlasse mich auf Sie!

Winkelmann. Zu Befehl, Herr Geheimrath!

Wandenberg (eilt nach hinten, dort hat die Unterhaltung nicht einen Augenblick gestockt, immerwährende Bewegung in den Gruppen.)

Buddaeus (vertilgt ungeheure Portionen).

Falkenried (steht am Tisch).

(Man spricht reichlich dem Wein zu, namentlich)

Falkenried (läßt sich, ohne einen Bissen zu essen, unaufhörlich Sekt eingießen, den er gierig herunterstürzt).

Birch. Wundervoll, lieber Wandenberg, Ihr Koch ist ein Genie!

Wandenberg (lustig). Der Koch ist eine Köchin!

Buddaeus (mit vollen Backen kauend). Die heirathe ich!

(Man stößt an.)

Petersen. Der edle Gastgeber hoch! (Allgemeines Zutrinken.)

Westkirch. Ich verstehe thatsächlich nicht, wie ein Mensch in der Volksküche essen kann!

Buddaeus. Na, Geheimräthchen, ob wir diesen Götterfraß auch im „dunklen Thor“ vorgefunden hätten, erscheint mir doch recht zweifelhaft!

Frohner (heiter). Buddaeus, die Köchin werden Sie nicht heirathen!

Buddaeus. Nanu? Wenn ich dieses herrliche Weib aber liebe!

Frohner. Wird Ihnen nichts nützen! Die muß dem Gemeinwohl zu Gute kommen! Aus der machen wir eine Aktiengesellschaft!

Winkelmann (schließt langsam die Mittelthür).

## Dritte Scene.

**Winkelmann** (ohne Vorige). **Ein Diener.**

Winkelmann räumt die kleinen Clubtische von Zeitungen und Büchern, währenddessen bringt ein Diener von links auf einem silbernen Tablett verschiedene Schnäpse und Gläser, die er auf einen der Clubtische stellt; dann geht er nach der Mittelthür; während er dieselbe öffnet, hört man Birchs Stimme laut und deutlich: „Ja, meine Herren, es muß für unseren Freund Wandenberg ein erhebendes und stolzes Gefühl sein“.. die Mittelthür wird von dem Diener von innen geschlossen; kurze Pause, in der Winkelmann noch einiges auf dem Mitteltische ordnet; von unten rechts hört man zunächst aus der Entfernung, dann nach und nach immer deutlicher ein Geräusch, als ob zahllose Menschen sich in ungleichmäßigem Schritt nähern. Man hört das Summen vieler Stimmen, dann den energischen Kommandoruf: „Halt!“ .. in weiterer Entfernung „Halt!“ .. ganz weit verhallend „Halt!“ - Kurze Pause; die Kommandostimme: „Der rechte Flügel etwas weiter zurück!“ „Halt!“ Jedem Kommando folgt das Geräusch vom Scharren vieler Füße; die Kommandostimme: „Sektion vierzehn noch mehr nach links!“ Ein kurzes Trompetensignal; ein zweites antwortet von Weitem, ein drittes aus weiter Ferne; die Kommandostimme: „Fackeln anzünden!“ Sich fortpflanzende Rufe nach verschiedenen Richtungen „Fackeln!“ „Fackeln!“ Man sieht zunächst von unten herauf einen schwachen röthlichen Schein, der nach und nach an Helligkeit zunimmt und schließlich die ganze Bühne beleuchtet. Winkelmann steht wartend am Fenster. Die Kommandostimme sehr laut: „Alles fertig!“ Dann lautlose Stille. Winkelmann öffnet die Fensterflügel. Aus dem Hinterzimmer stürmische Hochrufe und Gläserklingen; plötzlich, zunächst ganz leise von unten der Beginn eines feierlichen Chorales von Blasinstrumenten. Winkelmann geht zur Mittelthür und öffnet sie in ihrer ganzen Weite.

## Vierte Scene.

**Winkelmann. Wandenberg. Frohner. Buddaeus. Birch. Petersen. Falkenried.** Man sieht die Herren in lebhafter Unterhaltung. Auf dem Tisch stehen jetzt Leuchter mit brennenden Kerzen und rothen Schirmen, man raucht.

Falkenried (steht noch an demselben Platz, schnell ein Glas hinuntergießend.)

Frohner (sich erhebend). Ja, Sie haben wirklich recht, liebster Buddaeus, nach einem solchen Mahle sieht man die Welt mit ganz anderen Augen an!

Wandenberg. Ich wünsche gesegnete Mahlzeit! Darf ich die Herren vielleicht bitten? (Man kommt langsam nach vorne.)

Westkirch. Justizrath, warum machen Sie denn ein so furchtbar betrübtes Gesicht?

Buddaeus (sorgenschwer). Ich fürchte, ich fürchte, ich werde mir den ganzen Appetit zum Diner verdorben haben!

Westkirch. Machen Sie sich ein paar Westenknöpfe auf, das hilft!

Buddaeus (mitleidig). Du lieber Gott, die werden bei mir schon immer vor dem Essen aufgemacht!

Petersen. Ist das nicht Musik?

Wandenberg. Meine Arbeiter wollten es sich durchaus nicht nehmen lassen, den Herren diese Ovation darzubringen!

Birch. Ein Fackelzug?

Westkirch. Sagen Sie lieber: ein Feuermeer!

Frohner (setzt sich in den Lehnsessel, den ihm Wandenberg bequem zurecht rückt; durch die Lorgnette in aufrichtigem Staunen). Welch ein Anblick! Imposant!

Petersen (hinter ihm). Großartig! Diese Menschenmassen!

Birch. Und diese Disciplin! Bewunderungswürdig!

Westkirch. Das ist ja, wie auf 'nem Paradefeld!

Buddaeus (kommt nach vorn). Ist da unten auch so'n kaltes Buffet aufgeschlagen?

Falkenried (kommt als Letzter nach vorne, vor sich hinstarrend, der Choral spielt noch leise fort, jedenfalls so, daß man die auf der Bühne Sprechenden deutlich verstehen kann.)

Frohner. Diese Ordnung! Da herrscht ein Geist, der Geist der Zufriedenheit! (Er reicht ihm die Hand.) Mein lieber Wandenberg, ich bewundere Sie!

Petersen. Ja, wenn man diese musterhaft geschulten Truppen sieht, dann zweifelt man wahrhaftig nicht mehr einen Augenblick an dem herrlichen Gelingen des Ganzen!

Frohner (mit der Lorgnette). Irre ich mich? Oder steht da nicht in der ersten Reihe . . . links . . . bitte, noch etwas mehr links . . gleich neben dem großen Fackelträger . . . steht da nicht ein Mädchen?

Westkirch. Sogar ein wunderschönes Mädchen!

Buddaeus (sehr lebhaft). Wo? Wo? Wo? (Er sieht hinunter.) Donnerwetter!

Wandenberg. Ich kenne das Gesicht; ich weiß nur momentan nicht, wo ich sie hinbringen soll!

Buddaeus. Na, dann überlegen Sie sich's gefälligst!

Wandenberg. Du, Johannes, sieh mal, ist das nicht die schöne Lene aus Deinem „Himmelreich?"

Falkenried (jetzt auch in der Nähe des Fensters, starrt mit weitgeöffneten Augen hinunter, bebend). Ja, das ist die Lene!

(In diesem Augenblick setzt der Gesang, gleichsam aus tausenden Kehlen ein, begleitet von den Blasinstrumenten; erst leise, schwillt er dann feierlich und mächtig an und endet mit der Absingung einer Strophe wieder leise.)

„Allmächtiger, Dich preisen wir!
Allgütiger, Dir danken wir,
Daß Du uns schützest vor Gefahren!
Schenk uns auch ferner Deine Güte!
In Deinem himmlischen Gemüthe
Magst Weib und Kind Du uns bewahren!
Allmächtiger, Dich preisen wir!
Allgütiger, Dir danken wir!"

(Auf der Bühne andachtsvolle Stille.)

Birch. Ein unvergeßliches Schauspiel!

Mehrere Diener (bringen Tabletts mit gefüllten Champagnergläsern, von denen namentlich Falkenried oft trinkt; sein ganzes Wesen verräth die höchste Erregtheit; er hat sich seine weiße Cravatte gelockert, gleichsam, als ob er zu ersticken fürchtete).

Petersen. Pst! Einer will sprechen! (Kurze Pause.)

Buddaeus. Das hätten die Meininger auch nicht besser inscenirt! (Wieder kurze Pause.)

Die Stimme des ersten Arbeiters (von unten herauf). Unser Wohlthäter, unser Beschützer und väterlicher Freund, dem wir seit Jahren unsern ganzen Unterhalt verdanken, Herr Geheimrath Wandenberg hoch! hoch! hoch! (Tausende Stimmen fallen begeistert ein, stürmischer Jubel und langanhaltender schmetternder Tusch.)

Buddaeus (klopft Wandenberg von hinten auf die Schulter). Kolossal! Einfach kolossal!

Frohner. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie glücklich, wie sicher sich alle diese Tausende unter Ihrem Schutze wissen!

Birch. Lieber Wandenberg, wie viele sind es ungefähr!

Wandenberg (in glücklichster Stimmung). So gegen 5000!

Petersen. Die meisten verheirathet?

Wandenberg. Fast alle! Wir haben so durchschnittlich mit Frau und Kindern gegen 18000 Menschen zu ernähren!

Buddaeus. Macht also pro Nase ungefähr drei Kinder! Na ja, unter dem thun's ja solche Leute nicht!

Wandenberg (winkt mit dem Taschentuch nach unten, als ob er sich Ruhe verschaffen will; während nach und nach Stille eintritt, ergreift er ein volles Sektglas und hält es in der linken Hand; mit weithin schallender Stimme). Jungens! Meine Jungens! Ich bin sehr, sehr glücklich! Ich danke Euch! (Er ergreift stürmisch Falkenrieds Hand und zerrt ihn gewaltsam an's Fenster; als die Menge sie sieht, bricht sie in stürmischen Jubel und Händeklatschen aus, erst nach und nach legt sich das Brausen.)

Wandenberg (legt seinen rechten Arm um Falkenrieds Schulter). Ja, Kinder, Ihr habt Recht, ihm zuzujubeln! Ihm vertraut! Seine Kraft, sein Genie werden Euch und uns zum Siege führen! Dieses Glas sei Euch, Euren Weibern und Kindern, Eurer und ihrer Zukunft geweiht! (Er hat das Glas hoch in der Hand gehalten und trinkt es mit einem Zuge aus; dann läßt er es auf den Boden rollen; mit dem rechten Arm hat er noch Falkenrieds Schulter umschlungen.)

Falkenried (vom Wein überhitzt, aber nur wenig berauscht, reißt sich plötzlich wie von Furien gepeitscht, von Wandenberg los und schreit mit mächtiger, Alles übertönender Stimme.) Es ist ja Alles nicht wahr! Nicht wahr! Nicht wahr! Ihr habt hier nichts mehr von uns zu hoffen für Eure Zukunft! Ihr müßt Euch wo anders Euer Brot suchen! Wo anders! Wo anders!

(Allgemeines Entsetzen; Frohner erhebt sich; von unten herauf ertönt Stimmengewirr; Rufe: „Lauter! Lauter! Mehr 'ran an's Fenster!“

Falkenried (fanatisch). Legt die Arbeit nieder! Und wenn Ihr nicht wollt, so müßt Ihr's!

Wandenberg (will Falkenried vom Fenster zurückreißen, in wahnsinnigem Entsetzen). Johannes!

Falkenried (sich am Fensterbrett anklammernd). Ihr müßt! Denn in dem dunkeln Thor lauert das Verderben schon in allen Winkeln! Geht, bevor es zu spät ist! Ihr werdet in den Wasserfluthen ersaufen, Ihr werdet von den Felsen zermalmt, Alle Alle! Ein grausiges Massengrab!

Wandenberg (hinunterschreiend). Musik! Musik!

Birch. Ist er bei Sinnen?
Petersen. Ist das der Wein oder die Wahrheit?
Frohner. Vielleicht Beides!
} Sehr schnell.

Falkenried (bleibt am Fenster stehen, wendet sich jedoch um). Ja, Herr Geheimrath Frohner, das ist die Wahrheit! Ich habe Sie Alle angelogen . . . nichtswürdig . . . ehrlos . . . ohne Gewissen! Haben Sie noch Lust zu einer kleinen Fahrt, Herr Geheimrath? Ich stehe zu Diensten! Kann lustig werden! Haben einen sicheren Fährmann! Einen fidelen Kumpan: den Tod! (Hinunterschreiend.) Das Werk ist dem Untergang geweiht, rettungslos, rettungslos!

Wandenberg (schreiend). Glaubt ihm nicht, er ist betrunken! Musik! Musik!

Wilde Rufe (von unten, zunächst unverständlich).

Falkenried (mit aufgehobenen Händen). Ihr würdet die Sonne nicht wiedersehen! Arbeit nieder! Arbeit nieder!

Wilde, immer wachsende Rufe (verschiedenartige drohende Stimmen aus verschiedensten Richtungen). „Und wer sorgt für uns?" „Für Frauen und Kinder?" „Brotlos will uns der betrunkene Kerl machen!" „Nieder Falkenried!" „Holt ihn doch 'runter!" „'Runter!" „Leitern her!" „Zündet doch die Bude an!" „Fackeln her!" „Schlagt ihn todt!" (Wahnsinniges, verworrenes, endlich einstimmiges Geschrei.) „Nieder Falkenried!" „Nieder Falkenried!"

Falkenried (hat währenddessen mit weitgeöffneten Augen hinabgeschaut, plötzlich hebt sich aus dem Geschrei)

Eine helle, schmetternde Frauenstimme ab: „Hoch Falkenried!"

Falkenrieds (Gesicht verklärt sich einen Moment). Die Lene!

Wandenberg (ist einige Schritte in's Zimmer getaumelt; von unten ein Tosen wie wildes Meeresbrausen; entsetzt sind)

Frohner, Buddaeus, Birch, Petersen und Westkirch (zurückgewichen).

Falkenried (auf Wandenberg zu, jetzt etwas mehr berauscht). Na, Bruderherz, habe ich das nicht gut gemacht?

Wandenberg (wie abwesend). Du hast mich zu Grunde richten wollen, aber —

Falkenried (stürzt ihm jubelnd an die Brust, in tollster Freude). Retten hab' ich Dich wollen, geliebter Freund, gerettet hab ich Dich, gerettet!

Frohner (am Mitteltisch zerreißt mit festem Entschluß die Verträge. Von unten orkanartiger Tumult, grelle Pfiffe). „Nieder Falkenried!" „Nieder Falkenried!"

Wandenberg (stößt Falkenried von sich, er stürzt an's Fenster, mit wahnsinniger Energie schreit er hinunter). Kein Mann legt die Arbeit nieder! Nicht ein einziger Mann! Erwartet mich morgen bei Sonnenaufgang am Hauptportal zum Himmelreich!" Ich selbst werde mit Euch in das „dunkle Thor" fahren!

Falkenried (sich am Mitteltisch festhaltend, visionär). In den Tod! In den Tod! (Von unten frenetischer Jubel, unter jauchzenden Rufen) „Hoch Wandenberg! Hoch Wandenberg! Hoch! Hoch!

(fällt rasch der Vorhang.)

# Vierter Akt.

Dekoration der ersten zwei Akte.

Es ist tiefe Nacht, nur brennt die Mittellampe düster. Draußen schwacher Mondschein. Auf der Schiefertafel steht jetzt „Biersuppe", darunter „Klöhse mit Spehk." Tiefe Stille.

## Erste Scene.

**Der Wirth** (ist über einen Tisch gebeugt eingeschlafen). **Lanz. Lene.**

Lanz (der draußen am rechten Fenster vorbei auf den Armen die Lene trägt, wehklagend). Thu Dich auf, Himmelreich! Thu Dich auf!

Wirth (aus dem Schlaf auffahrend). Zahlen? Gleich, gleich!

Lanz (draußen stehend). Mach auf! Trage schwer! Mach auf!

Wirth (stürzt zur Mittelthür und schiebt den Riegel zurück).

Lanz (hineinkeuchend mit)

Lene (die wie leblos in seinen Armen hängt; ihr Kopftuch hat sich gelöst, die Haare hängen ihr wirr um den Kopf).

Lanz (läßt die Lene erschöpft auf eine Bank im Vordergrunde rechts hinabgleiten).

Wirth (sie erkennend, schreit auf). Barmherziger! Die Lene ... Ist sie todt?

Lanz. Weiß nicht ... weiß nicht! Hihi!

Wirth (um Lene beschäftigt). So red' doch, um Gotteswillen, Hihi! Was hat's denn gegeben? (Er schraubt die Mittellampe ganz hell).

Lanz. Todtschlagen wollten sie die Hunde!

Wirth (ihn rüttelnd). Ja, wer denn? Ja, warum denn? Träumst Du? Bist Du bei Verstand?

Lanz (vor Lene knieend, in namenlosem Schmerz). Bist Du nun todt, mein Liebling, todt? Haben sie Dich zu Schanden gemacht und dann in der Kiesgrube erschlagen?

Wirth (in ihn dringend). Bist Du denn bei Dir? Das ist ja nicht Deine Tochter und auch nicht Dein Sohn!

Lanz. Wach auf, Lene, wach auf! Nur eine Stunde! Eine einzige Stunde!

Lene (in Todesangst auffahrend und ihre Arme um Lanz klammernd). Sie kommen! ... Mit Fackeln und mit Aexten ... Sie kommen ... Da ... und dort ... und dort ... Ich will nicht sterben, Falkenried ... Falkenried ... Rette mich, Johannes!

Lanz (jubelnd und ihre Hände liebkosend). Du bist nicht todt! (Wild und stürmisch.) Ich räche Dich, Lene, hihi!

Wirth (hat ein Glas Wein geholt, von dem)

Lanz (einen Schluck der Lene einflößt).

Lene (entsetzt aufstöhnend). Dort der Dominik! Und die Anderen! Alle! Alle! Wir sind verloren! (Sie hat sich, auf ihrem Platz stehen bleibend, mit angstvollsten Geberden nach der Mittelthür umgewendet.)

## Zweite Scene.

**Vorige. Falkenried** (von rechts schnell durch die Mitte, mit Mantel und weichem Hut, als)

Lene (ihn sieht, stürzt sie, ihrer Sinne wieder ganz mächtig, ihm mit lautem Jubelschrei in die Arme; lange, lautlose Pause, dann blickt sie ihm in die Augen, voll Seligkeit jubelnd). Du lebst! (Innig und dankerfüllt) Du lebst!

Lanz (hinkt leise an der rechten Wand entlang nach dem rechten Fenster, wo er sich auf einer Bank unter der Nische hinkauert und scheinbar theilnahmlos den Vorgängen folgt).

Falkenried (der Lene aus seinen Armen gelassen hat). Herr Wirth, halten Sie Wache unten an den Wasserfällen!

Wirth (unentschlossen). Ja, aber . . .

Falkenried. Und wenn Sie hören, daß die Arbeiter kommen, so melden Sie mir's sofort!

Wirth. Die Arbeiter? Jetzt? Ja, aber . .

Falkenried. Thun Sie, was ich Ihnen sage!

Wirth. Ja, aber! Zunächst muß ich doch wissen, was es gegeben hat!

Falkenried. Nicht nöthig! Sie brauchen nur zu wissen, was es geben wird! Die Arbeiter werden sich bei Sonnenaufgang drüben am Hauptportale versammeln, und bevor sie mit dem Herrn Geheimrath Wandenberg in das dunkle Thor fahren, will ich nochmals mit den Leuten sprechen!

Wirth (sprachlos). Mit dem Herrn Geheimrath? Ja, aber . . .?

Falkenried. Schockschwernoth! Fragen Sie nicht so viel!

Wirth. Ja, aber, Herr Oberingenieur, werde ich auch keinen Schaden davon haben?

Falkenried. Ich komme Ihnen für Alles auf. Und nun vorwärts!

Wirth (kopfschüttelnd). Wirft mich aus meinem eignen Lokal 'raus! (Nach hinten gehend.) Fünfzig Pfennig würde ich gleich drum geben . . . (sich über sich selbst entsetzend), na, also natürlich zehn Pfennige würde ich gleich drum geben, wenn ich wüßte, was es da . . . (er geht hinaus, die Thür von außen schließend).

## Dritte Scene.

**Falkenried. Lene. Lanz.**

Falkenried (wirft Hut und Mantel hin, natürlich noch im Gesellschaftsanzug, und geht erregt umher). Sie haben Dich gehetzt?

Lene. Wie ein wildes Thier!

Falkenried. Armes Kind!

Lene. In dem Augenblick, als ich „Hoch Falkenried" rief, fühlte ich einen Schlag von hinten, dann zerrten und stießen sie mich und schrieen, ich sei . . . (Sie stockt.)

Falkenried (bleibt stehen). Was?

Lene (wendet sich ab, leise, ohne jede Prüderie). Kannst es Dir schon denken! Um mich herum tobten sie Alle, wie die Besessenen „schlagt doch das Weibsbild todt!" sie drängten und schleiften mich . . . nach rechts und links . . .

vorwärts und wieder zurück . . . nach da . . . nach dort . . . nach allen Seiten . . . und diese Verwünschungen . . und dieses rohe Gelächter . . . und überall sah ich die Augen von dem grausigen Kerl, dem Dominik! ach, das waren gar keine Augen! . . . das waren ein paar grünrothe Grubenlichter!

Falkenried. Ich kenne die Leute: es sind ordentliche, nüchterne und gewissenhafte Arbeiter, aber dieser verfluchte Lump hat ihnen mit seinen wahnwitzigen Hetzereien die Köpfe ganz und gar verdreht! Wenn man ihn gewähren läßt, macht er das Unglück nur noch größer, als es schon ist!

Lene. Ich verlor dann auch 'mal die Besinnung . . .

Falkenried. Solche Angst hatten sie Dir gemacht?

Lene. Solche Angst hatte ich um Dich! . . . . . Wärest Du in dem Augenblicke unten gewesen, als Du ihnen zuriefst: „Die Arbeit nieder!" . . . sie hätten Dich in tausend Stücke gerissen! . . . Ich bin auch irgendwo hingefallen . . . der alte Hihi hat mich dann hierher getragen!

Falkenried. Wo ist er?

Lene (nach dem Fenster). Dort!

Falkenried. Hm! . . . Kann er uns hören?

Lene. Nein! Er schläft! . . . Die Arbeiter kommen hierher?

Falkenried. Nur hier vorbei!

Lene. Wo sind sie denn jetzt?

Falkenried. Sie zechen in den unteren Kneipen! Auf Regiments-unkosten! Als der Geheimrath Wandenberg ihnen zusicherte, daß nicht ein einziger Mann die Arbeit niederzulegen brauche, waren sie vor Freude wie toll! Da heißt's natürlich zuerst: sich satt trinken!

Lene. Du willst noch einmal mit ihnen sprechen?

Falkenried. Ja!

Lene. Sie werden Dich todtschlagen!

Falkenried. Ich fürchte Schlimmeres!

Lene. Schlimmeres?

Falkenried. Sie werden mich nicht anhören!

Lene. Und das dunkle Thor?

Falkenried. Wird bald zusammenstürzen und sie alle begraben!

Lanz (hebt von Beiden unbeachtet den Kopf und lauscht).

Falkenried (mit schwerem Seufzer). Die Arbeit langer Jahre zu nichte!

Lene. Ist denn gar keine Rettung möglich?

Falkenried (ist auf eine Bank niedergesunken, er starrt vor sich hin). Für das Werk nicht! (Pause; er blickt lange vor sich hin: ein Gedanke durchzuckt ihn und beherrscht ihn nach und nach ganz; er hebt den Kopf, bedeutungsvoll und mit festem Entschluß.) Aber Rettung gäbe es für die Menschen!

Lene (schnell). Das könntest Du?

Falkenried (vor sich hinsprechend, langsam und grauenhaft). Das könnte ich!

Lene (fieberhaft). Wie?

Falkenried. Wenn ich . . . bevor sie kommen . . . das „dunkle Thor" selbst zerstöre!

Lene (ebenso). Das wäre möglich?

Falkenried (steht auf und bleibt an seinem Platze stehen).

Lanz (hat sich ganz leise einige Schritte weiter vor geschlichen, um keine Silbe zu verlieren).

Falkenried. Für Einen, der da drin Alles so genau kennt, wie ich, wär's möglich! . . . . Wenn man die Hauptstellen kennt, an denen die Schnellzündschnuren, die Glüh- und Funkenzünder liegen . . . am roth markirten Pfeil . . . in der Nähe der Kiesgrube . . . (Sich plötzlich umdrehend, barsch.) Was willst Du hier, Hihi?

Lanz. Nichts! . . . nichts! (Schleicht wieder auf seinen Platz zurück.)

(Der Mondschein weicht dem ersten Tagesgrauen.)

Falkenried (streicht sich den Bart, vor sich hinstarrend, nach kurzer Pause). In einer Minute wär's geschehen!

Lene. Wäre Alles vernichtet?

Falkenried. Wäre wenigstens den Menschen die Möglichkeit genommen, weiter zu arbeiten und ihr Leben auf's Spiel zu setzen. Denn die Verheerung würde furchtbar sein! (Er geht mit gesenktem Kopf umher, dann bleibt er stehen und sieht die Lene einen Moment liebevoll an, als ob er zu ihr sprechen wollte, endlich) Lene! . . . (Er bezwingt sich, bricht ab und reißt sich gewaltsam von ihrem Anblick los.) Es dämmert schon! (Er will nach hinten.)

Lene (vertritt ihm den Weg). Du gehst?

Falkenried (voll Energie). Ja, Lene, ich gehe, und ich thu's!

Lene (seine Hände ergreifend, bebend). Und . . . willst . . . nicht wiederkommen! . . . sieh' mich an! . . . (Mit furchtbarer Eindringlichkeit.) Du willst nicht wiederkommen! . . . (In heißem Flehen). Nimm' mich mit! . . . (In wilder Leidenschaft.) Nimm' mich mit! (Sie klammert sich an ihn und schreit verzweifelt auf.) Was soll ich hier ohne Dich!

Falkenried. Lene! (Er versucht sich von ihr loszumachen.) Laß mich gehen, bevor's zu spät ist! Laß mich gehen!

Lene (ihn nicht loslassend). Nicht ohne mich!

Falkenried. Was liegt an einem Menschenleben, wenn dadurch tausende gerettet werden! (Er ringt mit ihr.)

Lene (fieberhaft). Sprich' noch einmal mit den Arbeitern! . . . Du wirst sie überzeugen! . . . Sie werden Dir glauben! Versuch's noch einmal! Noch ein einziges Mal!

Falkenried (stößt sie zurück und stürzt zur Mittelthüre).

Lene (fliegt ihm voraus und stellt sich mit weit ausgebreiteten Armen vor die Thüre). Du willst es nicht anders? Gut! So gehen wir mit einander in den Tod!

Falkenried (will sie wüthend fortstoßen). Du bist nicht bei Sinnen! Morgendämmerung; in diesem Augenblick hört man von rechts die nahenden Arbeiter; übermüthiger, keineswegs harmonischer oder geschulter Gesang.)

Lene (nach rechts zeigend, aufjubelnd). Sie kommen! Sie kommen! Es ist zu spät!

Falkenried (in wildem Zorn). Verflucht!

Lene (in der Thür stehend und ihm so den Ausgang wehrend).

Die Arbeiter (ziehen in großen Massen, laut singend am rechten Fenster vorüber und wollen, ohne das „Himmelreich" zu beachten, nach links weiter).

Lene (durch die hohlen Hände schreiend und den Gesang übertönend). Laßt den hier nicht in das dunkle Thor!

Falkenried (in wahnsinniger Wuth). Und Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst?

Rufe von draußen. Was sagt sie da? Halt!

## Vierte Scene.

**Vorige. Der Wirth** (stürzt geängstigt voran und eilt nach links; die Arbeiter, von denen einige bezecht, an ihrer Spitze **Dominik,** drängen, den Gesang jäh abbrechend, in die Thüre.)

Lene (schreiend). Paßt auf ihn auf! Laßt ihn nicht einen Schritt vorwärts!

Falkenried (will sich verzweifelt einen Weg durch die Masse bahnen).

Dominik (brüllend). Nicht von der Stelle!

Lene (aufhetzend). Hast Recht, Carl Dominik! .. Laßt ihn nicht hinein in das dunkle Thor! In die Luft sprengen will er's, bevor Ihr hineinfahrt!

Falkenried (schreit entsetzt auf; furchtbarer Tumult; in wildem Durcheinander stürzen die Arbeiter hinein, Falkenried und Lene nach vorne drängend; Einige belagern von außen das rechte Fenster; Andere schwingen sich durch's linke Fenster; die meisten Arbeiter haben die Fackeln ausgelöscht, nur einige Fackeln brennen noch; einige der Arbeiter tragen ihre Grubenlaternen angezündet vorne im Gürtel mit rothem Richtglase; die Mittellampe brennt langsam dunkler).

Lanz (kauert noch immer in der rechten Fensternische in derselben scheinbar ganz theilnahmlosen Stellung).

Erste Stimme. Giebt er noch immer keine Ruhe?

Zweite (höhnend). Hat seinen Rausch wohl noch nicht ausgeschlafen?

Dritte. Laßt ihn doch laufen, den armen Narren!

Dominik. Lieber gleich aufhängen!

Mehrere. Aufhängen! Will uns unser Brot nehmen! Aufhängen! Aufhängen!

Vierte. Und der hat sich als unsern Freund aufgespielt! Pfui Deibel!

Dominik (roh). Na, Lene! Die Liebschaft mit dem nobeln Mosjöh hat nicht lange gedauert! Hat Dich wohl schon satt? He? Da bin ich schon treuer! Bei mir dauert's immer mindestens vier Wochen! Nehme Dich auch jetzt noch! (Triumphirend.) Hurrah! Jetzt blüht mein Weizen! (Er will auf die Lene zu.)

Mehrere (drängen sich dazwischen).

Fünfte. Die Lene ist ein Mordsmädel!

Sechste. Hat doch zu uns gehalten! Hoch die Lene!

Mehrere. Hoch Lene! Hoch! (Gebrüll.)

Lene (ergreift Falkenrieds Hand). Verzeih'!

Falkenried (stößt sie zurück).

(Die Spitzen der Berge werden ganz schwach rosig beleuchtet.)

Siebente (singt betrunken, zuerst unverständlich lallend, dann deutlich).

Hängt ihn auf, den Störenfried!
Der Teufel hol' den Falkenried!

(Gelächter und Beifall, dann brüllt)

Der Chor. Hängt ihn auf, den Störenfried!
Der Teufel hol' den Falkenried!

Wirth. Carlchen, mein Liebling, vielleicht ein Himmelreich gefällig? Ich pumpe Dir wieder! (Er gießt ein.)

Dominik (höhnisch). In die Luft sprengen will er das dunkle Thor! (Lacht.) Sehr fein ausgedacht! Aber da ist unser Eins auch noch dabei! Denkst wohl: wir kennen die Stellen nicht auch?, den rothmarkirten Pfeil?, gleich links, 'nen Viertel-Kilometer von der Kiesgrube?

Lanz (hat sich unbeobachtet erhoben und stiert mit geisterhaften Augen auf Dominik.)

Dominik. Aber bevor Du da 'rankommst, mein Herzchen, hast Du's erst mit mir zu thun! Verstanden? Denn da stelle ich mich als Wache auf, und ich möchte sehen, wer mich da fortbringt.

Lanz (macht eine triumphirende Gebärde, als ob er sagen wollte: „Warte nur, da treffen wir uns wieder!"; blitzschnell eilt er zur Thüre und verschwindet links). Hihi!

Eine Stimme. Recht so, Dominik! Vorwärts! Wir kommen mit Dir!

Mehrere. Vorwärts! (Sie drängen sich nach dem Ausgang.)

## Fünfte Scene.

**Vorige** ohne **Lanz.**

(Auf den Bergen zunehmende Morgenröthe.)

Falkenried (drängt sich gewaltsam durch und ruft gebieterisch.) Halt! Nur einen Augenblick hört mich an!

Dominik (nach hinten drängend). Vorwärts mit mir!

Falkenried. Nur einen einzigen Augenblick! Ich bitte Euch! Ich flehe Euch an! Hört mich nur, dann könnt Ihr ja thun, was Ihr wollt!

Erster. Reden soll er!

Zweiter. Das Maul halten soll er!

Dritter. Vorwärts los! Bald wird die Sonne aufgehen!

Vierter. Reden!

Fünfter. Klebt ihm doch 'n Heftpflaster auf's Maul!

Mehrere. Reden!

Andere. In der Kirche wird gepredigt, aber nicht im „Himmelreich"! (Gelächter.)

Dominik (will nach hinten). Vorwärts nach dem Hauptportal!

Die Arbeiter (stehen unentschlossen).

Dominik (hohnlachend). Ach so! Ihr Memmen wollt wohl nicht?

Falkenried (stürmisch). Hört nicht auf ihn, er reißt Euch in's sichere Verderben!

Dominik. Ihr dummen Popanze, wollt Euch wohl wieder einseifen lassen?

Falkenried (leidenschaftlich). Dieser Mensch da . . . (Murren der Arbeiter) dieser nichtswürdige Lump, der nur . . (immer drohendere Haltung der Arbeiter, mit immer mächtigerer Stimme) jawohl, der nur im Trüben fischen will . . .

Erster (macht Kehrt). Wenn Sie uns weiter nichts zu sagen haben . . vorwärts marsch!

Falkenried . . . der Euch nur in's Unglück stürzen will . . .

Dominik (auf einem Tische sitzend). Hahaha!

Zweiter. Der meint's besser mit uns als Sie!

Falkenried. Vorgestern habt Ihr mir noch geglaubt und heute . . .

Dritter . . . glauben wir ihm!

Lene (fieberhaft). So hört ihn doch nur an!

Vierter. Sie wollen uns ja die Arbeit nehmen, und der . . .

Lene (ebenso). So hört ihn doch nur!

Dominik. An den Bettelstab will er Euch bringen!

Lene (schreiend). Euer Leben will er Euch retten!

Fünfter (Lene zurückstoßend). Da haben die Weibsleute nichts mitzureden!

Sechster. Wozu denn der lange Prozeß?

Dominik. Macht doch den Kerl endlich unschädlich! Vorwärts! Los!

Mehrere (mit den ausgelöschten Fackeln auf Falkenried, brüllend). Hurrah! Los!

Lene (entreißt dem ihr nächststehenden Arbeiter die Fackel und drückt sie Falkenried in die Hand schreiend). Rette Dich!

Falkenried (wirft die Fackel fort und stellt sich muthig vor). Ich habe keine Waffe bei mir! . . . Ihr könnt also, wie sich's für muthige Männer schickt, mich todtschlagen! Nur zu! Nur zu! Fünfzig! Achtzig! Hundert gegen Einen! (Sich aufrichtend.) Ich warte! . . . (Pause.)

Erster (vortretend, gebieterisch zu den Arbeitern). Ruhe! (Da erneutes Murren entsteht, noch energischer.) Ruhe! sage ich! (In tiefem Ernst.) Herr Oberingenieur! Was wollen Sie uns noch sagen? (Die Schneefelder auf den Bergen erglühen jetzt in stärkerem Roth, auf den unteren Bergen ganz allmähliche Morgendämmerung.)

Falkenried (leidenschaftlich). Daß Ihr verblendet seid! Das will ich Euch sagen! (Wüthende Zurufe.) Was soll das Durcheinanderbrüllen? Hört mir jetzt zu! . . . Daß es Euch erschreckt hat . . . daß Ihr's noch nicht fassen könnt . . . wer wollte es Euch verdenken! Aber alle Besinnung verlieren, das ist unmännlich! Zürnt nicht mir, zürnt den Elementen, die

uns die Arbeit zerstören! In aller Heiligen Namen! Habt Ihr denn allen Glauben an mich, alles Vertrauen zu mir verloren? Ihr müßt Euch doch sagen, wenn Ihr Eure fünf Sinne zusammennehmt, daß nur die äußerste Noth mich zwingt, die Arbeit einzustellen . . .

Zweiter. Der Herr Geheimrath Wandenberg sagt: die Arbeit wird nicht niedergelegt, und dabei bleibt's!

Dominik (im Vordergrund links, sitzt auf einer Bank mit einer Flasche Wein, der er zuspricht, Falkenrieds Ausführungen ab und zu mit höhnischem Gelächter begleitend).

Falkenried (immer leidenschaftlicher). Könnt Ihr Euch denn gar nicht vorstellen, daß mir das Herz im Leibe zittert?

Eine Stimme. Was kaufen wir uns von Ihrem Mitleid?

Eine Zweite. Damit können wir unseren Kindern auch nicht einen Tag die Mäuler stopfen!

Lene. So nehmt doch nur Vernunft an! Seid Ihr denn Alle ganz vom Satan besessen?

Eine Dritte. Ohne Arbeit müssen wir verhungern.

Falkenried (stürmisch). Was soll ich denn davon haben, was kann es mir nützen, Euch Euer Brot, Euren Erwerb, Eure Ruhe, Eure Zufriedenheit zu rauben? So nennt mir doch um Gottes Willen einen Grund!

Eine Vierte. Das wissen wir schon!

Falkenried. So redet!

Eine Fünfte. Der Dominik hat's uns schon verrathen!

Falkenried. Was?

Dominik (frech). „Was?" „Was?" Sind Sie aber neugierig! Krakehl, 'nen Mordskrach haben Sie mit dem Herrn Geheimrath gehabt, und um dem recht zu schaden . . .

Falkenried (ergrimmt). Werde ich Euch Alle brotlos machen?

Eine Sechste. Wer kann so großen Herren in die Karten gucken!

Falkenried. Und diesem gewissenlosen Schurken glaubt Ihr? (Voll hinreißender Wärme.) Meine guten Jungens!

Dominik (hohnlachend). Ujeh! Aufgepaßt! Jetzt schmiert er Euch Syrup um's Maul!

Falkenried. Ich habe das Unglück kommen sehen, aber ich habe Euretwillen geschwiegen, so lange es nur ging! Nicht einen Tag, nicht eine Stunde früher, als es sein mußte, habe ich's gesagt! Jetzt, wo die Gefahr für Euer Leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wächst, jetzt mußte ich reden! Aus Liebe zu Euch, aus Mitleid für Eure Frauen und Kinder! Weil ich es nicht länger vor meinem Gewissen verantworten konnte, weil ich als Mensch, als Christ, als Euer Freund nicht warten durfte, bis Ihr zerstümmelt . . .

Eine Stimme (höhnisch). Unser Freund!

Lene (leidenschaftlich). Ihr habt keinen besseren! Es ist ja nicht Euer

Feind, der Euch Euer Brot nehmen will, sondern Euer Freund .... Euer bester Freund ...

Falkenried (immer hinreißender). Jawohl, Euer Freund! (Zunehmende Dämmerung auf der Bühne; die Mittellampe ist im Verlöschen.) Wer von Euch wagt es, an meiner Freundschaft, an meinem innigsten und herzlichsten Mitgefühl zu zweifeln? Wer hat Euch ein Recht gegeben, daran zu zweifeln?

Eine Stimme. Das haben Sie selbst gethan!

Falkenried. Wer rief da: „Sie selbst!“? (Kurze Pause.)

Lene (laut). Hans Fiedler war's!

Falkenried. Hans Fiedler? Habe ich das um Sie verdient? Gerade um Sie? Als Ihnen Ihr Häuschen abbrannte und Sie mit Frau und Kind dem nackten Elend gegenüberstanden: wer hat für Sie gesorgt? Antworten Sie mir: wer?

Der Arbeiter (schweigt; kurze, verlegene Pause).

Erster Arbeiter. Da hat er Recht! Dir hat er damals geholfen!

Falkenried (von Mann zu Mann eilend). Ihnen, Sebastian Kreuter, habe ich geholfen! Wissen Sie's nicht mehr? Und Ihnen, Lorenz Block! Und Dir, Georg Wimmer! Und Dir, Franz Lienhard! Ja, ja, schäme Dich nur ein bischen! Und Dir, Johannes Tiefenbach! Damals wolltest Du mir die Hände küssen, als ich die über Dich verhängte Entlassung rückgängig machte ... und heute? (Kurze Pause.)

Der Zweite. Ich, wenn man's überlegt: was wahr ist, muß wahr bleiben! Tiefenbach, Dich hat er damals 'rausgehauen!

Dominik (fanatisch). Hahaha! Die Mäuse gehen an den Speck!

Falkenried. Allen, Euch Allen, die ich hier um mich sehe, habe ich Gutes, nur Gutes gethan, und weil ich Euch jetzt das Beste thun will, was in meinen Kräften steht, weil ich Euer Leben retten will, da heult Ihr wie die wilden Thiere? Ist das Dank? Ist das Vernunft? (Hinreißend.) All' meiner Liebe setzt Ihr nur Haß entgegen und allen meinen Warnungen nur Trotz? Und mit offenen Augen wollt Ihr in's Verderben rennen?

Lene (den ersten Arbeiter am Arm packend). Wiedemann! Noch ist es Zeit! Gieb den Andern ein gutes Beispiel!

Der Erste (nach kurzer Pause einige Schritte vor, mit schwerem Athem). Herr Oberingenieur ...

Lene (in ihn drängend). Muth! Muth!

Dominik (schreiend). Wiedemann! Hierher!

Falkenried (legt dem ersten Arbeiter die Hand auf die Schulter). Sprich nur, mein alter Freund ... habe Vertrauen zu mir!

Der Erste. Ich weiß nicht mehr ein und aus! Mir ist der Kopf von dem wüsten Schreien und all' dem Trinken die Nacht über schon ganz dumm! ... Der Herr Geheimrath will gleich herkommen und bürgt uns dafür, daß weiter gearbeitet werden kann! Sie warnen uns und sagen, daß wir unser Leben dabei riskiren! Einer von Beiden meint es also nicht

ehrlich mit uns! (Bebend.) Ich habe auch 'ne Frau und fünf Kinder zu Hause . . . was sollen wir denn um Gotteswillen thun?

Dominik (aufspringend). Mir nach zum Hauptportal, wer kein Hundsfott ist!

Falkenried (mit donnernder Stimme). Was Ihr thun sollt? Euch nicht vom Fleck rühren, und wenn der Herr Geheimrath kommt, so sagt ihm, daß Ihr keinen Schritt mehr in's dunkle Thor geht!

Der Erste. Herr Oberingenieur . . . wir kennen uns jetzt seit langen Jahren . . . ich habe Ihnen nie was Böses gethan . . . sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen: meinen Sie's gut mit uns?

Falkenried. Auf Ehre und Gewissen!

Der Erste. Geben Sie uns den Rath nur unsertwillen, um uns vor Schaden und Unglück zu bewahren? So wahr Ihnen Gott helfe?

Falkenried. So wahr mir Gott helfe!

Der Erste (reicht ihm die Hand). Herr Oberingenieur, ich werde Ihnen folgen!

Dominik (schreiend). Leute! Her zu mir!

Die Arbeiter (unschlüssig, ob sie Falkenried oder Dominik folgen sollen).

Lene (von Mann zu Mann eilend). Ueberlegt nicht lange! Jede Sekunde ist kostbar! . . . Ihr thut's für Eure Frauen, Eure Kinder!

Die Arbeiter (in Gruppen flüsternd).

Der Zweite (zum Dritten leise). Was thust Du?

Der Dritte. Vielleicht hat der Falkenried doch Recht?

Falkenried (stürmisch). Und wenn Ihr auch Alle von hier fortziehen müßt . . . ich werde Euch nicht verlassen . . . ich komme mit Euch . . . und auch Du, Lene, Du auch! (in tiefster Bewegung). Nicht wahr, Lene, Du kommst mit mir . . . als mein treuer, muthiger Kamerad? Wohin ich auch nun gehe?

Lene (stürzt ihm jubelnd in die Arme.) Bis in den Tod! Bis in den Tod!

Falkenried. Wir Alle müssen auch wo anders unser Glück finden. (Begeistert) Glaubt mir's! Wir müssen und wir werden!

Die Arbeiter (drängen sich vor und schauen ihn mit wachsendem Vertrauen an).

Dominik (springt in die Thür, fanatisch). Guten Appetit, Ihr Hanswürste! Bleibt Alle hier, bis der Geheimrath Wandenberg kommt! Um so besser für mich! Aber damit dem Herrn da nicht vielleicht noch im letzten Augenblicke einfällt, das dunkle Thor in die Luft zu sprengen, halte ich Wache am rothen Pfeil! Der Herr Geheimrath wird's mir dann auch allein danken und Ihr Strohköpfe habt das Nachsehn! (Triumphirend.) Also am rothen Pfeil! . . Da könnt Ihr mich finden! (Er schwingt seine Mütze.) Juchhe! Auf Wiedersehen in der Kiesgrube! (Er stürzt hinaus.)

## Sechste Scene.

**Vorige ohne Dominik.**

(Die Mittellampe ist jetzt ganz erloschen; zunehmende Morgendämmerung.)

Falkenried. Und nun, Wiedemann! Und Du, Tiefenbach und Block, Lienhard, Wimmer, Kräuter . . (sie drängen sich Alle um ihn, einige wollen ihm in tiefer Rührung die Hände küssen, was er aber wehrt, als sich der Arbeiter Tiefenbach über seine Hände beugen will, in tiefem Ernst) den Andern erlaub' ich's nicht! Du, Tiefenbach, kannst Deine Rechnung so mit mir glatt machen. (Der Arbeiter küßt ihm die Hand, Falkenried läßt es gewähren und klopft ihm auf die Schulter.) Schon gut! schon gut! . . . Und nun gelobt mir Alle feierlich mit Wort und Handschlag . . . (Die Arbeiter heben die Hände zum Schwur.)

## Siebente Scene.

**Vorige. Wandenberg** (steht in der Thüre).

Wandenberg. Was? (Pause.)

Der Erste (langsam, aber frei und muthig). . . . Daß wir die Arbeit im dunklen Thor nicht mehr aufnehmen!

Wandenberg (in tiefem Ernst). Sprichst Du für Dich allein?

Der Erste. Nein, Herr Geheimrath, für uns Alle!

Wandenberg (sich im Kreise umsehend). Ist das die Wahrheit?

Der Zweite. Ja!

Mehrere. Die Wahrheit! So ist's und so bleibt's!

Wandenberg. So geht! Ich kann Euch nicht halten! Ich werde andere Männer finden, die muthig das Werk vollenden, welches . . .

(In diesem Augenblick hört man von hinten ein furchtbares, lange dauerndes Krachen, Brausen Tosen, Knacken und Bersten, ein grausiges Donnern und Prasseln, eine mächtige Staubwolke jagt draußen vorüber.)

Die Arbeiter (stoßen instinktiv a tempo einen kurzen, lauten Schreckensschrei aus, dann stehen Alle sprachlos wie gebannt auf ihrem Fleck; ganz langsam verm'ndert sich grollend das Geräusch und verhallt endlich).

Wandenberg (greift sich mit beiden Händen an den Kopf, als ob er es nicht fassen kann, dann wie aus einem wüsten Traum erwachend sich umsehend, bebend und tonlos). Was . . . war . . . das?

Falkenried (in tiefem Ernst). Das dunkle Thor ist eingestürzt!

Wandenberg (aufschreiend). Waren Menschen drin?

Falkenried. Nein.

Wandenberg (stürzt, seiner nicht mehr mächtig, auf eine Bank und schluchzt laut auf). Dem Himmel sei Dank!

Erster Arbeiter (athemlos). Aber . . . der . . . Dominik?

Lene (sich nach dem rechten Fenster umsehend und hinstürzend). Und der Hihi? (Sie schreit verzweifelt.) Hihi! Hihi! Wo bist Du? (Pause.)

Falkenried. Du rufst ihn nicht mehr! Er hat in der Kiesgrube am rothen Pfeil seine Kinder gerächt!

Die Arbeiter (nehmen die Mützen ab).

Lene (aufschluchzend). Armer Hihi! (Sie kniet zum Gebet nieder.) Gott sei Deiner armen Seele gnädig!

Einzelne Arbeiter (knieen gleichfalls nieder; stummes Gebet; auf den Bergen die ersten leuchtenden Sonnenstrahlen; der ganze Raum wird rosig beleuchtet).

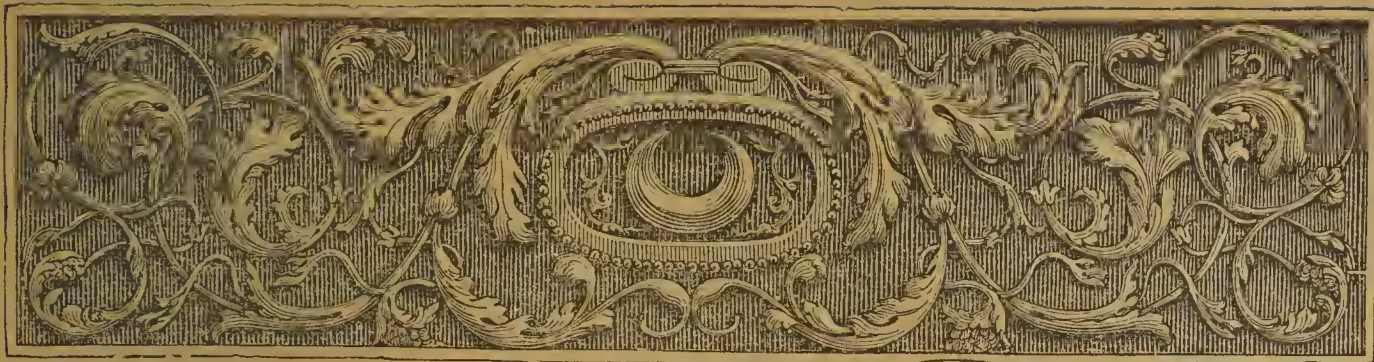
Falkenried (zieht die Lene zu sich empor und hält sie fest umschlungen; feierlich und groß, aber ohne jedes Pathos). Schaut hinauf nach den Bergen! Die Sonne dringt durch die Nebel! Der Tag bricht an!

Während Alle, theils knieend, theils mit gefalteten Händen, nach den Bergspitzen in stummer Andacht blicken, fällt ganz langsam der

Vorhang.

Ende.





# Osman Hamdy Bey.

Von

## Rudolf Lindau.

Helgoland.



Zu den größten Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel gehört heute das kaiserliche Museum in Stambul.

Unter den Kunstschätzen, die dort aufbewahrt sind, müssen in erster Linie die Sarkophage von Sidon genannt werden, die, durch einen glücklichen Zufall entdeckt, nachdem sie über zwei Tausend Jahre in unterirdischen Gewölben verborgen, den Augen der Menschheit entrückt worden waren, an das Tageslicht geschafft werden konnten. Sie waren gänzlich vergessen worden, denn in keiner der uns bekannten Handschriften war ihrer erwähnt; nun brachten sie der staunenden Welt der Alterthumsforscher überraschende Aufklärungen über die Entwickelungsgeschichte der hellenischen Kunst und boten allen Freunden des künstlerisch Schönen das Herrlichste, das uns aus dem griechischen Alterthum erhalten worden ist.

Die überwältigende Schönheit, Größe und Bedeutung der Sarkophage, unter denen der Alexanders — irrthümlich so benannt, aber der Name ist ihm geblieben — der des Satrapen, der Klagefrauen, der Lykische sowie der von Tabnith, des Königs von Sidon und die Sarkophage von Klazomenai die berühmtesten sind, — machen gewöhnlich einen so tiefen Eindruck auf den Beschauer, daß er zunächst geneigt ist, an den übrigen Schätzen des Museums achtlos vorüberzugehen. Erst bei wiederholten Besuchen offenbart sich ihm die großartige, obgleich arg verstümmelte Schönheit des Athleten von Tarsos, und er erfreut sich der Anmuth und Kraft noch vieler andrer Kunstschätze ersten Ranges, die ihm das Museum von Stambul bietet. Ich führe darunter nur die archaische Grabstele von Nisyros, das Relief einer

Tänzerin aus Pergamon, die Alexanderstatue aus Magnesia von Sipylos, das wunderbar erhaltene Relief einer Lyraspielerin aus der Provinz Brussa und die Terrakottafiguren aus Prienne an. — In allerneuster Zeit ist dazu noch aus Tralleis ein ruhender Faustkämpfer und ein von Edhem Bey, dem Sohne Hamdy Beys, in Tralleis gefundener Frauenkopf gekommen.

Diese im Kreise der Fachmänner anerkannte, unbestrittene, große Bereicherung des Kunstschatzes der Welt verdanken wir in erster Linie, man kann fast sagen ausschließlich, dem Künstler und Archäologen Hamdy Bey, einem Mann mit scharfen Augen und warmem Herzen, der dem Glück, als es unerwartet bei ihm anklopfte, Thür und Thor geöffnet und es zu seinem treuen Gaste gemacht hat.

Osman Hamdy Bey wurde am 31. Dezember 1842 in Stambul geboren. Sein Vater, der im Jahre 1874 in Stambul verstorbene Großwesir Edhem Pascha, hatte in Frankreich studirt und dort eine ausgezeichnete Bildung erworben, die viele Gebiete umfaßte. Dies, sowie sein Charakter, in dem sich Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit wohlthuend paarten, hatte ihn unter den Sultanen Abdul Medschid, Abdul Asis und Abdul Hamid eine glänzende Karriere durchlaufen lassen. Er hatte sich im Auswärtigen Amte ausgezeichnet, verschiedene hohe Stellen in der Verwaltung bekleidet, die Türkei als Botschafter in Berlin und in Wien vertreten und war schließlich zu der höchsten Würde seines Landes, der des Großwesirs, ernannt worden.

Edhem Paschas Söhne sollten, soweit es in seiner Macht lag, derselben Vorzüge theilhaftig werden, denen er selbst sein Emporsteigen verdankte, und er hatte deren Erziehung mit strenger Aufmerksamkeit überwacht. Sie hatten fremde Sprachen erlernen und abendländisches Wissen erwerben sollen und waren zu dem Zweck nach Frankreich und Deutschland gesandt worden. Hamdy Bey traf als fünfzehnjähriger Jüngling im Jahre 1857 in Paris ein, wo er zwölf Jahre lang verblieb.

Den Anordnungen seines Vaters entsprechend wurde Hamdy Beys ganze Thätigkeit zunächst auf das Studium der Rechtswissenschaft gerichtet; aber nach wenigen Jahren schon regte sich in dem Jüngling der unwiderstehliche Drang nach Beschäftigung mit den schönen Künsten, und mit Genehmigung seines weisen Vaters durfte er fortan seine Zeit zwischen der juristischen Fakultät und der Ecole des Beaux-arts theilen. — Nach und nach verlor die Jurisprudenz jeden Reiz für ihn, während sich die schönen Künste, namentlich die Liebe zur Malerei seines ganzen Wesens bemächtigten. — Der fleißige, bescheidene junge Mann, der reinstes Pariser Französisch sprach, aus vornehmer Familie kam und von sprudelndem Humor, frischer Lebensfreudigkeit und wärmster Hingabe für die Kunst und ihre Vertreter durchdrungen war, machte sich zahlreiche Freunde bei Jung und Alt und wurde im Lauf kurzer Zeit ein beliebtes Mitglied der besten Künstlerkreise. Aber Hamdy Bey bemühte sich keineswegs, „ein richtiger Franzose“ zu werden, er streifte den Orientalen nie ganz ab, und dies verlieh ihm eine Sonderstellung, die

nicht wenig dazu beitrug, ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. — Wenn man Paris aus der Zeit kennt, als der Chauvinismus noch nicht erfunden war, so kann man sich wohl vorstellen, wie der junge Bey, der keinen Spaß verdarb und keinerlei Gefälligkeiten beanspruchte, von Männern und Frauen verhätschelt wurde. — Es ist kein Wunder, daß die Erinnerung an Paris die schönste in Hamdy Beys Leben geblieben ist, und daß ihm der Abschied von der Stadt, in der man sich unter dem Kaiserreich besser als irgendwo anders vergnügen konnte, sehr schwer wurde; doch trat er sofort nach seiner Rückkehr in Stambul ohne jede Entmuthigung im Dienste seines Vaterlands in das praktische Leben.

Hamdy Bey wurde zunächst zum Direktor der politischen Angelegenheiten im Wilayet von Bagdad ernannt. — Von Paris nach Bagdad, — die alte, todte weltfremde Khalifenstadt nach dem Boulevard des Italiens und dem Quartier latin! Das war wohl nicht leicht ohne Heimweh nach der Seine zu ertragen. — Hamdy Bey ertrug es ohne Murren; ja, seine glückliche Veranlagung ließ ihn sogar in der Wüste Freuden finden, nach denen er sich noch in späteren Jahren zurücksehnte. — Man kann sich ein Bild von seinem damaligen Leben machen, wenn er im Kreise seiner Freunde Erinnerungen an Bagdad auffrischt. — Dann spricht er mit einer ruhigen Wärme, die etwas eigenthümlich Ueberzeugendes hat, von der Schönheit des Aufgangs und des Untergangs der Sonne, wenn der Himmel seine farbenprächtigsten Gewande anlegt, und von den wunderbar ernsten stillen Nächten unter erhabenem Himmelsdom, an dem die Sterne in einer Herrlichkeit erglänzen, von der der Städtebewohner keine Ahnung hat.

Im Jahre 1871 kehrte Hamdy Bey aus Bagdad nach Konstantinopel zurück und wurde bald darauf vom Sultan Abdul Asis zum Introducteur des ambassadeurs ernannt. Seine Gewandtheit, seine Kenntniß fremder Sprachen, Menschen und Gebräuche machten ihn vorzüglich geeignet, diesen Posten auszufüllen, und als es sich zwei Jahre später darum handelte, einen tüchtigen Vertreter der türkischen Interessen auf der Wiener Weltausstellung zu finden, fiel die Wahl des Sultans, der Hamdy Bey nun persönlich kennen gelernt hatte, auf seinen Introducteur des ambassadeurs.

Hamdy Bey bewährte sich in Wien, wie er es in Bagdad und Konstantinopel gethan hatte, und machte sich in der Kaiserstadt Freunde, wie ihm dies an der Seine gelungen war.

Nach dem Schluß der Wiener Weltausstellung kehrte Hamdy Bey nach Konstantinopel zurück, wo er in das Auswärtige Amt berufen und im Jahre 1875, unter dem bekannten Aarifi Pascha, ehemaligem türkischem Botschafter in Paris und Wien, zum General-Sekretär des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. In dieser Stellung verblieb er jedoch nur kurze Zeit. Nach dem Regierungswechsel im Jahre 1876, der den jetzigen Sultan Abdul Hamid auf den Thron brachte, wurde Hamdy Bey des Generalsekretariats im Auswärtigen Amte enthoben, aber

keineswegs in Ungnade, sondern um mit der zur Zeit weit schwierigeren und verantwortlichen Aufgabe der Leitung der Presse betraut zu werden. Der vielseitige, scharfsichtige Weltmann zeigte sich derselben gewachsen und bewährte sich anläßlich der Proklamation der türkischen Konstitution, die eine lebhafte Preß-Kampagne hervorrief, als Politiker sowohl wie als Journalist. Wir finden ihn deshalb auch später als aktives Mitglied der Untersuchungs-Kommission der Ereignisse in Bulgarien; und sein Bericht war es, den die türkische Regierung der Konferenz von Konstantinopel — bestehend aus Edhem Pascha (Türkei) Salisbury (England) Bourgouin (Frankreich) 2c. — vorlegte.

Während des türkisch-russischen Krieges entwickelte Hamdy Bey große Thätigkeit zur Bildung des türkischen Freiwilligen-Korps, in das er selbst eintrat; im Jahre 1877 wurde er darauf zum Bürgermeister von Pera, des politisch wichtigsten Stadttheiles von Konstantinopel ernannt, und auf diesem Posten verblieb er bis zur Beendigung des Krieges. Sodann zog er sich, der als Sechsunddreißigjähriger bereits eine so mannigfaltige und erfolgreiche Vergangenheit hinter sich hatte, von jeder politischen Thätigkeit zurück, in der Absicht, sein Leben fortan ausschließlich der Kunst, der Malerei, seiner Lieblingsbeschäftigung, zu widmen*).

In der Türkei, — ich spreche hier nicht von Handwerkern, Arbeitern und Proletariern, wo die Kinder in die Fußtapfen der Eltern zu treten pflegen, — kennt man nicht bereits auf den Schulbänken eine bestimmte Laufbahn, der man sich widmen will oder soll. Nur in Ausnahmefällen bereitet sich schon der junge Mann darauf vor, Soldat oder Beamter, Künstler oder Kaufmann zu werden, und wenn er es thut, so ist damit keineswegs auch nur mit geringer Sicherheit gesagt, daß er seinen Vorarbeiten entsprechend später wirken wird. Der Zufall und das Wohlwollen einflußreicher Persönlichkeiten spielen dabei in der Türkei eine weit größere Rolle, als es im Westen — obgleich man auch dort mit diesen Faktoren zu rechnen hat — der Fall ist. So findet man in Konstantinopel Generale und Admirale, die das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben, und so haben wir Hamdy Bey, der ursprünglich zum Juristen bestimmt war, als

---

*) Anmerkung der Redaktion.

Eine Würdigung des schaffenden Künstlers Hamdy Bey wäre eine Aufgabe für sich. Hamdy Bey hat sich bekanntlich auch als Maler hoher Auszeichnungen auf internationalen Ausstellungen zu erfreuen gehabt, und besonders die eigenartig köstliche Behandlung des architektonischen Milieus auf seinen Gemälden erweckte Bewunderung. Offenbar wird die Pariser Studienzeit in dieser Beziehung ihm die bleibende Geschmacksrichtung aufgedrückt haben. Man hat seine Malweise mit der Léon Gérômes verglichen. Vielleicht mit Unrecht, doch inwieweit dieser Vergleich zutrifft und als ein schmeichelhafter zu gelten hat, soll hier nicht untersucht werden. Ungleich Gérôme greift unser Künstler jedenfalls seine Stoffe aus dem Leben. — Uebrigens wäre ja auch ohne den lebendigsten Kunstsinn diese erstaunliche edle Ausdauer im Dienste der ästhetischen Anliegen der Menschheit garnicht zu begreifen.

Künstler in Paris, politischen Agenten in Bagdad, kaiserlichen Kommissar in Wien und in Paris, Diplomaten, Journalisten, Soldaten und Bürgermeister von Pera kennen gelernt: — aber die bedeutsamste Wendung in seinem Leben, die ihn geradeswegs zu dem hohen Ziele führte, das er jetzt erreicht hat, vollzog sich erst, als er vom öffentlichen Leben zurückgetreten und sein ganzes Bestreben darauf gerichtet war, als Maler das Beste, was er konnte, zu leisten.

Das Museum von Stambul existirte bis zum Jahre 1881 nur dem Namen nach. Es war nacheinander von einem Oesterreicher, einem Engländer und einem Deutschen verwaltet worden, tüchtigen Männern und Gelehrten, denen aber allem Anscheine nach, weit weniger daran lag, Stambul zu einer bedeutenden Kunststätte zu machen, als die Museen ihrer Heimat zu bereichern. Man hat deswegen ihre Berufstreue nicht angetastet, sogar direkte Vorwürfe der geschädigten türkischen Regierung sind ihnen erspart geblieben.

Die Alterthumskunde wurde damals in der Türkei von Niemandem gepflegt, kein Mensch war darauf bedacht, alten Fundstücken Werth oder Bedeutung beizumessen, sie für die Türkei hüten zu wollen. Dem frommen Moslem auf dem Lande galten sie als Erzeugnisse eines verabscheuungswürdigen Heidenthums, und wenn er sie beachtete, so geschah es, um sie barbarisch zu zerstören und als Baumaterial zu verwenden. Auch in den besseren Kreisen der Hauptstadt wurden die Alterthümer keineswegs gebührend gewürdigt. — Der österreichische, der englische und der deutsche Direktor des Museums von Stambul hatten somit eine gewisse Berechtigung, anzunehmen, daß sie der Wissenschaft dienten, wenn sie die werthvollsten Fundstücke, die ihnen zu Gesicht kamen, den Museen ihrer Heimat überwiesen. Man drängte sich bei solchem Vorgehen nicht gerade an die Oeffentlichkeit, aber man betrieb es ohne unnütze Geheimthuerei.

Allmählich öffneten sich jedoch die Augen des scharfsichtigen Sultans Abdul Hamid diesem der Türkei schädlichen Treiben, und er sah sich nach einem türkischen Direktor seines Museums um. Er hatte keine große Wahl. Archäologen gab es unter den Türken nicht, und in dem engen Kreise von einheimischen Künstlern, die sich einer abendländischen Bildung erfreuten und als türkische Patrioten bethätigt hatten, war ihm Hamdy Bey der bekannteste. Und so ernannte er diesen zum Direktor des Museums von Stambul.

Hamdy Bey erkannte sofort das große, fruchtbare Arbeitsfeld, das ihm eröffnet wurde, und begann als Neununddreißigjähriger sich mit unermüdlichem Eifer dem Studium der Archäologie und der Museenverwaltung zu widmen: alles Andere, sogar seine geliebte Malerei mußte in den Hintergrund treten. — Zunächst erachtete er es für geboten, eine weitere Ausfuhr von Fundstücken aus der Türkei zu verhindern, und bereits im ersten Jahre

seiner Direktion setzte er es durch, daß die von ihm entworfene Abänderung des Gesetzes über die Alterthümer und das Verbot der Ausführung alter Fundstücke promulgirt wurden. Bald darauf — im Jahre 1882 — gründete er die „Ecole des Beaux-Arts“ in Stambul, und im Jahre 1883 unternahm er seine ersten Ausgrabungen, die des Grabes von Antiochus von Kommagene, auf dem höchsten Gipfel des Taurus, dem Nemrud-Dagli gelegen. Er veröffentlichte darüber eine Denkschrift, die die Aufmerksamkeit des Auslandes, namentlich Deutschlands auf den jüngsten, bis dahin unbekannten Archäologen, den Türken Hamdy Bey lenkte. —

Während dieser seiner ersten Expedition entdeckte Hamdy Bey auch die Ruinen von Sindjirli, der uralten Hauptstadt der Chetiter. Er bezeichnete damit der Archäologie ein neues werthvolles Gebiet, das das von Humann gegründete Berliner Orientalische Komité noch heute mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Ein Theil der bei den Ausgrabungen zu Tage geförderten Fundstücke, sehr merkwürdiger und seltener Zeugnisse ältester bildender Kunst, wurde von Hamdy Bey nach Stambul geschafft und gilt als eine große Zierde des Museums.

Hamdy Bey erkannte mit Dankbarkeit an, daß es zwei Deutsche, Conze und Humann, waren, die ihm den Eintritt in die sehr exklusive Genossenschaft der Archäologen am meisten erleichterten: „Von Humann habe ich ausgraben gelernt,“ sagte er mir, „und Conze hat sich über jeden Erfolg, den ich ihm melden konnte, wie über einen eigenen gefreut. Er hat das zahllose Male durch Wort und Schrift zu erkennen gegeben und mich dadurch zu neuen Arbeiten ermuthigt.“

Während der nächsten vier Jahre, bis 1887, beschäftigte Hamdy Bey sich viel mit der Verbesserung und Vergrößerung der von ihm gegründeten Schule und mit der viel Zeit erfordernden Ordnung, Aufstellung und Katalogisirung der im Museum aufbewahrten Fundstücke, auch legte er damals die Grundlagen einer Bibliothek, die, nach den bescheidensten Anfängen und ohne daß er sich wesentlicher Geldunterstützungen zu erfreuen gehabt hätte, heute in 20000 Bänden den Schülern der Akademie von Stambul und wißbegierigen fremden Besuchern die hervorragendsten archäologischen Werke zur Verfügung stellen kann. „Die habe ich mir größtentheils zusammengebettelt,“ sagte Hamdy; „aber meine Hauptwohlthäter: Deutschland, Frankreich und England schenkten freudig.“

Die Stubenarbeit, die dies Alles erforderte, füllte die Zeit des fleißigen Mannes in ermüdender Weise aus; Erholung suchte und fand er in froher Erfüllung desjenigen Theils seines Berufes, der ihn aus seinem Studirzimmer und den Räumen des Museums in's Freie führte. — Alljährlich im Frühjahr und im Herbst zog er aus, um die Ausgrabungen der Nekropolen von Mysina, Syme, Gryneia und anderer äolischer Städte zu leiten und zu überwachen. Die Ausbeute, obgleich aus zahlreichen Stücken bestehend, war ohne besondere Bedeutung; für Hamdy Bey hatten die Aus-

grabungen den großen Werth, seine praktischen Erfahrungen zu erweitern, seinen Blick zu schärfen: er lernte suchen und finden. — Nach einer jeden dieser Forschungsreisen kehrte er arbeitsfroh und stark nach seinem Museum zurück.

Das Jahr 1887 brachte ihm endlich den reichsten Lohn seiner langen Mühen. Er hatte in Renans „Mission archéologique en Phénicie“ gefunden, vieles weise darauf hin, daß in Sidon noch große Entdeckungen zu machen seien. Seitdem hatte sich Hamdys Geist unausgesetzt mit jenem Stückchen uralter Kulturerde beschäftigt, und als er, der Erste in Stambul, in Erfahrung brachte, der Zufall habe greifbare Anzeichen geliefert, daß Ausgrabungen in Ayaa, einem Dorfe in der Nähe von Saïda, dem alten Sidon, zur Auffindung einer Nekropole führen würden, eilte er dorthin. Er fand an Ort und Stelle bestätigt, daß ein Bauer beim Pflügen seines Ackers einen alten tiefen Schacht bloßgelegt und sich glücklicherweise für verpflichtet gehalten hatte, der Ortsbehörde davon Anzeige zu machen. — Darauf kam Hamdy Bey um die Erlaubniß ein, den neu entdeckten Spuren auf deren möglicherweise große Bedeutung er hinwies, nachgehen zu dürfen.

Es ist ein schöner Lichtpunkt in der Regierung des Sultans Abdul Hamid, daß er zu einer Zeit, wo man in der Türkei so geringen Werth auf Alterthumskunde legte, Hamdy Bey die von ihm erbetene Mission ertheilte. — Das Ergebniß derselben ist in dem großen Werke von Hamdy Bey und Th. Reinach „Une Nécropole royale à Sidon. Paris“ ausführlich beschrieben. Hier sei nur erwähnt, daß die Ausgrabungen — außer einundzwanzig minderwerthigen steinernen Särgen — die bereits Eingangs genannten Sarkophage der Klagefrauen, Alexanders, des Satrapen, den Lykischen und den vollständig unversehrten Tabniths, des Königs von Sidon, zu Tage förderten.

Mit einem Schlage wurde der türkische Archäologe zum weltberühmten Mann. Das französische „Institut des Inscriptions et Belles-Lettres“ ernannte ihn zum korrespondirenden, das archäologische Institut von Berlin zum wirklichen Mitgliede, und zahlreiche andere wissenschaftliche Gesellschaften — in London, Wien, Amerika — rechneten es sich zur Ehre an, den glücklichsten lebenden Archäologen zu ihren Mitgliedern zu zählen; auch die Regierungen ließen es nicht an Anerkennung der Verdienste Hamdys fehlen: die Türkei, Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Griechenland zeichneten ihn durch Verleihung hoher Orden aus.

Der einfache Mann ertrug sein Glück und seine Ehren mit würdiger Bescheidenheit und wußte auf diese Weise seinen Ruhm von aller marktschreierischen Reklame rein zu halten. — Sein Name ist jetzt in der That über die ganze civilisirte Welt verbreitet und wird mit den besten genannt; — aber „populär“ kann man ihn nicht nennen. Nur in Gelehrtenkreisen weiß und schätzt man, was man ihm verdankt. Das verleiht seinem Ruhm einen eigenthümlich stillen, schönen, reinen Glanz.

---



# Das Berlin Friedrichs des Großen.

Von

## Julius v. Pflugk-Harttung.

— Berlin. —

Wie das Leben des Menschen ist das der Städte und Völker. Es pflegt aus kleinen Anfängen emporzuwachsen, seine Höhe zu erreichen, um dann wieder zu sinken. Bisweilen ist die Entwicklung langsam und stätig, bisweilen schnell und sprungweise. Dabei pflegen die Anfänge schon Eigenschaften aufzuweisen, welche sich später wiederfinden, sich ausbilden oder verkümmern, je nachdem innere Entwicklungskraft und äußere Umstände wirksam wurden. Die Beobachtung dieser Eigenthümlichkeiten, ihres Ausreifens und Verblühens ist nicht ohne Reiz, am wenigsten, wenn es sich um einen gewaltigen Gegenstand handelt; und als solcher hat sicherlich Preußens und des Reiches Hauptstadt: Berlin zu gelten. —

Eine besonders interessante Zeit für dieselbe ist das Ende der Regierung Friedrichs II., als die schweren Folgen des siebenjährigen Krieges überwunden waren und die Friedensthätigkeit des großen Königs sich in vollem Umfange geltend gemacht hatte. Aus dieser Zeit nun besitzen wir eine solche Fülle von zeitgenössischen Schilderungen und Beurtheilungen, daß sie geradezu in Erstaunen setzt. Es ist, als hätte man damals schon geahnt, was die Zukunft den Ufern der unbedeutenden Spree vorbehalten habe. Unter jenen Schriften nehmen einen hervorragenden Platz ein: „Die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R. 1784; ein Buch, welches jetzt freilich nur noch dem Fachmanne bekannt ist. In demselben schildert der Verfasser die Eindrücke und Erlebnisse, welche er in einer Anzahl der wichtigeren Städte Deutschlands hatte, unter Anderem auch in Berlin. Dieser Reisende war nun aber kein wirklicher Franzose, sondern ein Deutscher, der „den Franzosen" nach damaliger Sitte

nur vorschob, um seinen Stoff in eine bessere Beleuchtung zu setzen, ihn den Gebildeten beachtenswerther zu machen, wie er es bei der Behandlung durch einen gewöhnlichen Deutschen der Fall gewesen wäre. Und zwar ist der Verfasser jener K. R., der sich als Uebersetzer bezeichnet. K. R. ist nämlich zu ergänzen mit: Kaspar Riesbeck.

Dieser Johann Kaspar Riesbeck gehörte zu den Kraftgenies seiner Zeit. Am 12. Januar 1754 zu Höchst a. M. von armen Eltern geboren, studirte er in Mainz Theologie und Jurisprudenz, trat aber nicht in ein Amt, sondern begab sich nach Beendigung seiner Studien auf Reisen durch Deutschland und Holland. Nach Mainz zurückgekehrt, hatte er gute Aussichten, im Staatsdienste Verwendung zu finden. Als daraus nichts wurde, ging er abermals auf die Wanderschaft, schauspielerte und schriftstellerte, bis er 1779 nach Zürich zur Herausgabe der dortigen Zeitung berufen wurde. Aber schon 1783 siedelte er, unzufrieden mit den Verhältnissen, nach Aarau über, wo er bald darauf starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: die Fortsetzung der vielfach beliebten „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund", dann die uns beschäftigenden „Briefe eines reisenden Franzosen", die in Zürich entstanden. Sie machten großes Aufsehen und sind auch noch jetzt von Werth. Die Kenntnisse des Verfassers sind umfangreich, seine Beobachtungsgabe ist gut, sein Stil ist anziehend, bisweilen geistreich, doch oft etwas ungefeilt und flüchtig; dabei vermißt man Tiefe und sattsames Durchdenken seines Stoffes; er schreibt ohne genügende Gruppirung, kommt von Einem in's Andere, will oft mehr unterhalten als belehren und zeigt eine gewisse Frivolität und Lüsternheit. In der Aarauer Zurückgezogenheit widmete er sich dem Studium der deutschen Vergangenheit und bearbeitete eine „Geschichte der Teutschen", von der aber nicht mehr als der erste Band fertig lag, als er vorzeitig starb. Riesbeck war ein begabter und fleißiger Mensch, aber unruhig und unstät, hatte er nicht das Glück, eine ihm zusagende Stellung zu erringen und vielfach mit der Noth des Daseins zu kämpfen; alles Umstände, die ihn nicht zu Leistungen kommen ließen, deren er fähig gewesen wäre.

Seine Berliner Mittheilungen umfassen etwas über 100 Seiten, sind mit allerlei Betrachtungen, zumal über Friedrich den Großen, durchsetzt und bieten kein klares Bild. Wir haben deshalb Ordnung in den Gegenstand zu bringen gesucht, indem wir das Bezeichnende auswählten und mit einigen Verkürzungen und geringen stilistischen Aenderungen sachgemäß zusammenstellten. Riesbeck erzählt also:

„Berlin ist eine außerordentlich schöne und prächtige Stadt. Man darf sie immer unter die schönsten Städte Europas setzen. Sie hat die Einförmigkeit nicht, welche den Anblick der meisten neu und regelmäßig gebauten Städte in die Länge ennuyant macht. Die Bauart, die Eintheilung, die Gestalt der öffentlichen Plätze, die Besetzung derselben und einiger Straßen mit Bäumen, kurz, Alles ist abwechselnd und unterhaltend. In

der Größe giebt Berlin Paris und Wien nichts nach. Sie hat beinahe anderthalb Stund in die Länge, nämlich von dem sogenannten Mühlenthor gegen Südosten bis an das Oranienburgerthor gegen Nordwesten, und eine starke Stunde in die Breite, nämlich von dem Bernauerthor gegen Nordosten bis an das Potsdamerthor gegen Südwesten. Allein in diesem ungeheuren Umfang sind eine Menge Gärten, und auf einer Seite sogar auch Felder mit eingeschlossen. Sie hat nicht viel über 6000 Häuser, da Paris hingegen beynahe 30000 zählt. Die Oedheit vieler Gegenden sticht mit der Pracht der Gebäude sonderbar ab. An Menschen hat sie 142000, die Garnison mitgerechnet."

„Unter den verschiedenen öffentlichen Vergnügungen ziehe ich das Spatzieren in dem hart bey der Stadt auf der Südseite der Spree liegenden Park- (Thiergarten) weit vor. Ich habe noch keinen schöneren öffentlichen Spatzierplätz gesehen. Die Mannichfaltigkeit des Gehölzes, der Alleen, Gebüsche, bedeckten Gänge und Irrgärten übertrifft alle Phantasie. Er hat weit über eine Stunde im Umfang, und auch Wasser genug, um ihm mehr Leben zu geben."

„Der Abstich an Pracht der Häuser Berlins ist auffallend in Rücksicht auf den Zustand der Einwohner. Man steht voll Bewunderung vor einem Gebäude in jonischem Stil, das niedlich vergypset ist, eine prächtige Fronte darbietet und eine Miene macht, wie Wohnung eines Fermier-General, oder wenigstens wie die eines Ducs. Auf einmal öffnet sich im unteren Stock ein Fenster, und da stellt dir ein Schuhflicker einen neu versohlten Stiefel vor die Nase, um auf dem Gesimse die Schwärze eintrocknen zu lassen. Du fängst an, über dieses Räthsel Betrachtungen zu machen, und siehe, da geht dir im zweyten Stock ein anderes Fenster auf, wo ein Hosenflicker dir ein paar neugefärbte Beinkleider zum beliebigen Schau vor die Augen hängt. Auf der anderen Seite des nämlichen Stockes thut sich wieder ein Fenster auf, und da lüftet dir ein Schneider einen geflickten Wams vor der Nase aus. Endlich schwingt dir aus dem dritten Stock jemand das Tischtuch über dem Kopf aus, und da fällt dir nichts heraus, als die Haut von einigen Erdäpfeln. Aus einem Pallast in korinthischem Stil sieht dir aus dem oberen Stockwerk ein Jud heraus, der dich fragt, ob du was zu schachern habest. Ein Stockwerk tiefer hängt ein Musquetier ein gewaschenes Hemd seines Offiziers heraus. Noch ein Stockwerk niedriger nickt dir ein Jüngferchen durch das Fenster zu und winkt dir gar heftig, ihm auf einige Minuten einen Besuch hinter der Bettgardine abzustatten, die du im Hintergrunde des Zimmers erblickst. Du gehst durch 2 bis 3 Straßen, deren Gebäude alle im größten Stil sind, und in allen entdeckst du die nämliche Art von Hausleuthen. Endlich kömmst du an die Wohnung eines Generals, wie du leicht an der Wache vor der Thür sehen kannst. Aber da siehst du weder Portiers, noch Läufer, noch irgend etwas von dem Gefolge des Adels von Wien."

„In dem Park an der Spree (Thiergarten) sieht man auf die Sonn-

täge Berlin in seinem Glanz. Er ist für das hiesige Publikum was die Tuilleries für die Pariser sind, nur ist das Gemisch der Spatzierenden hier mannichfaltiger. Er wird vom Pöbel und der feinern Welt gleich stark besucht. Man fährt und reitet darin ohne Einschränkung herum. Auf einigen Plätzen desselben findet man, wie in den Tuilleries große und prächtige Zirkel von Damen auf Ruhebänken sitzen, und die Freyheit, sie zu beschauen und sie unter die Nase zu beurtheilen, ist hier so groß als zu Paris. Man trift hier auch zu gewissen Zeiten einen großen Theil der hiesigen Gelehrten beysammen. Man hat Erfrischungen von jeder Art. Man spielt, verirrt sich mit Damen oder Mädchen in einsame Gebüsche, verabredet Zusammenkünfte, und es steht hier nicht, wie zu Wien, immer ein Polizeidiener auf dem Sprung, einem verirrenden Paar auf dem Fuß nachzuschleichen."

„Die Theurung in Berlin ist auffallend. Die Armuth des Landes an vielen Bedürfnissen, die ungeheure Accise, und dann die vielen Monopolien sind Schuld daran. Ein Klafter Brennholz, welches auch Monopolium ist, kömmt ungefähr auf 40 Livres zu stehen, obschon das Brandenburgische einen Ueberfluß an allen Holzarten hat. Berlin hat in Rücksicht auf die Masse des zirkulirenden Geldes und der Theurung der Lebensmittel ein umgekehrtes Verhältniß zu Wien. Für eine Flasche ganz schlechten Burgunders zahlt man 5 bis 6 Livres, für ordinäre Franzweine 3 bis 4 Livres."

„In den Privathäusern herrscht eine fast eckelhafte Kärglichkeit in der Küche, im Keller und in allen Theilen derselben. Nur in der Kleidung bemerkt man einigen Aufwand, und vielen sieht man an den Gesichtern an, daß sie Hunger leiden, um sich pudern und Manschetten tragen zu können. Der Putz der Damen ist ganz nach der Mode, und ich sah auch wirklich schon etwas Schmuck von beträchtlichem Werth und von Geschmack."

„In seiner höhern Region: um die Köpfe, ist das Publikum besser bestellt, als das wienerische, ob es sich schon in der mittlern Gegend, um den Bauch und die Hosensäcke herum, mit demselben nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieser Gegend, besonders in den Börsen herrscht, ziemlich allgemein ist, so hat man sich dieselbe durch einen stillschweigenden Vertrag im gesellschaftlichen Leben verziehen, und nur ein Fremder bemerkt sie. Sie hat für hiesige Augen und Ohren so wenig auffallendes, daß Officiers und Räthe auf den offenen Kaffeehäusern, ohne Zurückhaltung, bey Juden einige Gulden negociren. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun so geheim mit der Münze, daß man sie im alltäglichen Umgang von dem großen Haufen, der völlig ausgebeutelt ist, nicht unterscheiden kann. Dagegen herrscht hier eine Aufklärung über den Zustand des Landes, eine Freyheit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalstolz, eine Theilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten, und unter den Militär- und Civilbedienten eine Thätigkeit für den Staat, und, der geringen Besoldung ungeachtet, ein Bewerbungs-

eifer, daß man in Betracht alles dessen glauben sollte, man wäre nach London versetzt worden. Man spricht hier von den Verordnungen des Königs und seinem häuslichen Thun und Lassen mit einer Freyheit, die man nur von einem Engländer erwarten sollte."

„Man schreyt über die Akzise, Zölle, Monopolien, und preißt allgemein die Freyheit als die Seele der Handlungen. Es ist wahr, die Akzise machen die Verarbeitung in den Fabriken so kostbar, daß verschiedne preußische Manufakturen, deren Produkte von der ersten Güte sind, mit andern Nationen nicht konkurriren können. Es ist wahr, die Monopolien versperren der bürgerlichen Industrie viele Wege. Die Klagen, welche einigen Schein von Grund haben, beziehen sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, deren Auflagen sehr hoch sind."

„Bis tief in die Mittelklassen herab herrscht unter den hiesigen Einwohnern eine Aufklärung, die man selten anderswo findet. Allein der hiesige Janhagel ist dagegen auch abscheulicher, als irgend in einer andern großen Stadt. Alles, was die Schwärmerey nur Lächerliches ausbrüten kann, findet man hier im Kontrast mit der aufgeklärtesten und philosophischesten Religion, die je nur an einem Ort herrschte. Es giebt hier Pietisten, Herrenhuter, Inspirirte, Wunderwirker, Teufelbanner und alle Gattungen von Narren, die es auf ihre eigenen Kosten oder auf Kosten andrer Leute geben kann. Es giebt hier fromme Gesellschaften, worin ausgediente Bulschwestern Priesterinnen oder gar Orakel sind, die mit gen Himmel erhobenen Augen von nichts als Salbung, Heiligung und den Auserwählten sprechen, und denen die Andacht nur zum Deckmantel der abscheulichsten Verführungen und zur Befriedigung ihrer Geldgier dient. Ein neues Gesangbuch, welches einige patriotische Geistliche unter dem Schutz des Königs anstatt der alten unsinnigen Liederbücher einführen wollten, hat beynahe eine Rebellion veranlaßt."

„Berlin ist in Rücksicht auf Wissenschaften und Künste ohne Vergleich die erste Stadt in Deutschland. Sie hat diesen Vorzug bloß dem jetzigen König zu verdanken. Es hat eine Akademie, die eben nicht aus den besten Köpfen besteht, welche man hier auffinden könnte. Indessen hat sie unter den vielen mittelmäßigen Leuten doch einige Männer von wahrem Verdienst. Der König hat ein Vorurtheil für die Ausländer, und beschreibt sich lieber einen französischen Journalisten, um seine Akedemien zu kompletiren, als daß er einen deutschen Gelehrten in dieselbe aufnähme. Man kann seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten begreifen. Selten verbinden sie feinen Weltton mit ihren Kenntnissen, ihr Witz stumpft sich an dem trocknen Studiren ab. Der Hunger und der Mangel an Weltkenntniß macht sie schüchtern, kriechend und abgeschmackt, wenn sie in ihrer Welt auch noch so herrisch und gebieterisch thun. Die Professormiene der deutschen Gelehrten, und das Studentenmäßige der Schöngeister, welche der König zu Gesicht bekam, konnten ihn nicht für die deutsche Litteratur einnehmen."

„Unter den vielen hiesigen Gelehrten von Verdienst, „qui ne sont rien, pas même acadómiciens,“ ist die Bekanntschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn, den Herren Büsching, Teller, Spalding, Ramler, Nicolai und der Frau Karschin vorzüglich interessant.“

„Nirgends findet man unter den Hofleuten so viel Aufklärung, als hier. Alle Minister und wirkliche Räthe sind die ausgesuchtesten Männer, unter denen kaum einer ist, der nicht in seinem Fach ein merkwürdiger Schriftsteller seyn könnte.“

„Die große königliche Oper, die man für eine der besten in Europa hält, spielt außer im Winter höchst selten. Sonst ist die Stadt nicht im Stande ein gutes Theater zu unterhalten, denn es ist nur ein deutsches sehr mittelmäßiges hier, welches sich mit den deutschen Schauspielern zu Wien und München nicht vergleichen läßt. Es befindet sich in einem Gebäude, welches man für ein Winkeltheater halten könnte.“

„Im deutschen Schauspiel hat der Entrepreneur, Herr Döbbelin, sehr sonderbare Grundsätze. Er setzt seine Stärke bloß in die große Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Loos zu vertheilen scheint. Unter 40 bis 50 Subjekten hat er kaum 4, die man zu Wien erträglich finden würde. Nebstdem ist seine Garderobe seltsam arrangirt. Man sieht Stücke in spanischer Kleidung spielen, die doch bekanntlich nicht mehr existirt. Das Zeitalter der Stücke war neu. Mitten unter Kleidungen aus dem 15. Jahrhundert erblickt man öfters, besonders an Frauenzimmern, eine ganz moderne. Und doch macht Herr Döbbelin viel Aufhebens von seiner Garderobe und seinem richtigen Kostume. Sein Theater ist so klein, daß einige seiner Schauspieler sich wohl in Acht zu nehmen haben, damit die Wolken des Himmels über ihnen nicht in ihren Haaren hängen bleiben. Einige seiner Subjekte und Gerippe, an denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat, und manche sind kaum Meister von ihren Beinen und Armen, woran vermuthlich die Aktrizen Schuld sind, wie man auch aus ihrer holen Stimme schließen kann. Herr Döbbelin giebt Gagen von 6 bis 8 Gulden die Woche. Ohnmachten sind daher die Stärke seiner Leute, und zwey bis drey von seinen Frauenzimmern übertreffen alles, was Ohnmacht heißen mag. Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Sterben ist beim jetzigen zustand des deutschen Theaters die Hauptsache, und wenn der Schauspieler seinem Tod recht viel Leben zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beyfall des Parterres rechnen.“

„Ein ganz eigner Schlag Leuthe sind die Berliner Gastwirthe. Sie sind alle kriechend höflich, zudringlich bis zum Ekel, grob, wenn sie einen finden, der sich nicht von ihnen ausnutzen läßt, lästig durch eine Menge Querfragen, von denen man garkeine Absicht errathen kann, und wenn sie auch gleich keine Mädchen im Haus haben, so machen sie doch kein Geheimniß daraus, daß sie die Fremden mit diesem Artikel reichlich bedienen können. Sie haben ihre Listen, worauf die schöne Jugend der ganzen

Nachbarschaft nach den verschiedenen Preisen sortirt ist, und der Hausknecht ist immer bereit, die Waare herbeyzuschaffen, die sich der Fremde auszusuchen beliebt. Ein Kriegsrath versicherte, daß unter hiesigen 20 Wirthen kaum einer wäre, der sich mit diesem Nebenhandel nicht abgebe."

„Man kann sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizey nicht rächen kann. In der ersten Woche gab ich einen der feinsten Lyoner Hüte, den ich erst kurz zuvor zu Leipzig gekauft hatte, einem hiesigen Hutmacher zum Ausputzen. Ich holte ihn selber ab, allein schon den zweyten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren, wurde mürbe und zerfetzt. Ich sah nun, daß mein Huth, der einen Luisdor gekostet, gegen einen Lumpen vertauscht war. Ich sprach mit dem Hutmacher; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Man ist in Gefahr, täglich auf diese Art betrogen zu werden."

„Da hier Licht und Schatten stark sind, so ist der bessere Theil des hiesigen Publikums von eben so edler Denkensart, als der Janhagel niederträchtig ist. Man hat Armenanstalten, die scheinbar die Kräfte der Einwohner übersteigen. Jede Gemeinde der verschiedenen Glaubenssekten hat ihre beträchtliche Kasse, welche zur Unterhaltung ihrer Hausarmen hinreicht."

„Die preußische Armee ist zuverlässig gegen 200000 Man stark, und kostet den König jährlich gegen 20 Millionen Gulden, oder ungefähr 52 Millionen Livres. Wohl keine Stadt in Europa, Konstantinopel ausgenommen, hat eine so zahlreiche Garnison, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Die Armee ist bis zum Maschinenmäßigen subordinirt und disciplinirt. Einen empfindsamen Philosophen mag die Härte des Schicksals des gemeinen Mannes wirklich schaudern machen; allein ohne diese Härte wäre die preußische Armee das nicht, was sie ist. Man muß aber unter den Truppen einen Unterschied machen zwischen geworbenen Ausländern und eingebohrnen Soldaten. Das Schicksal der letzteren ist so außerordentlich hart nicht. Sie sind nicht viel mehr, als eine wohl reglirte Militz, und ziehen doch dabey einigen Sold. Unter ihnen herrscht viel guter Wille, viel Liebe zum König und zum Vaterland. Da sie während der Zeit des Urlaubs andre Beschäftigungen haben, so sind sie auch runder, belebter und freyer in ihrem Betragen, als die geworbenen Fremden.

Diese sind kraft eines freywilligen Vertrags, dessen Bedingnisse man gegen sie genau beobachtet, an ihr Schicksal gebunden. Richtiger, aber auch sparsamer, zahlt kein Mensch als der König von Preußen.

Die Lebensbedürfnisse sind diesen Leuten mit der äußersten Kärglichkeit zugemessen; und vielen sieht man den schmachtenden Hunger und eine Ermüdung durch Arbeit auf dem Gesicht an. Aber ohne solche Nüchternheit und Arbeit wäre die preußische Armee um nichts besser als eine andre. Die Härte des Zustandes ist merklich übertrieben worden. Was den Stock betrift, so braucht man ihn erst, wenn der Mann zu viel Dummheit, Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit oder Bosheit äußert. Bey keiner Armee werden

die Rekruten so sanft behandelt, als bey der preußischen. Mit aller möglichen Nachsicht und Gelassenheit lehrt man sie die Handgriffe und das Marschieren. Ist er aber einmal im Besitz der Vortheile, dann hebt sein Lehrer den Stock auf mit der Erklärung, daß dieser nun sein Zurechtweiser seyn würde, wenn er nicht thäte, was er nun zu thun im Stande sey.

Ich hatte auf meinen Reisen öfters Gelegenheit, eine sehr interessante Bemerkung zu machen. In allen bischöflichen Residenzen und in vielen Reichsstädten fand ich Soldaten, die dem König von Preußen gedient hatten, und die ihm größtentheils entlaufen waren. Ich sprach wohl mit mehr als 20 solchen Ueberläufern, und unter diesen war keiner, der sich nicht in den preußischen Dienst zurückgewünscht hätte. Alle machten eine Beschreibung von den großen Thaten des Königs mit einer Art von Begeisterung, und immer war der Schluß: „Es ist wahr, man ist beym König von Preußen knapp gehalten; allein der Sold fällt richtig auf die Stunde, und man hat kein Beyspiel, daß jemand bey ihm verhungert wäre. Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier ein Aug auf ihn, und dann weiß man doch, was man eigentlich ist. Man ist anderswo doch nur ein halber Soldat und hat keine Ehre davon.

Viele dieser Leyte, wenn sie noch jung genug sind, laufen dem König auch wieder zu, ob sie schon in dem Dienst der Bischöfe und Reichsstädte mehr in den Bierschenken sitzen, als unter Gewehr stehen. Merkwürdig ist, daß man sie an diesen Orten durchaus als eine Art von Veteranen auszeichnet. Ich hörte auf der Parade einer bischöflichen Residenz einen Korporal aushunzen. Dieser antwortete mit einem unbeschreiblichen, kalten Stolz: „„Herr Officier, ich hab dem König von Preußen gedient."" Und der Officier schwieg."

„In Berlin kann man einen Soldaten zu allem um ein kleines Geld haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, pappeln und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden — nicht um ein Almosen — sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich aber gemeiniglich etwas zu Essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen hat die Spree Wasser genug. Sie sind lange nicht so grob, als die kaiserlichen Soldaten, und man findet sehr viele offne Köpfe unter ihnen."

„Die Unzucht ist einer der Hauptvorwürfe, die man dem hiesigen Publikum macht. Unter andern Monopolien sind hier auch öffentliche privilegirte Bordels, gegen 12 bis 15. Kraft ihrer Privilegien haben sie das Recht, gegen allen Unterschleif zu klagen, der in den Wirthshäusern oder auch in Privathäusern mit Mädchen getrieben wird. Die Polizey läßt die Mädchen regelmäßig visitiren, und wenn sie auch nur im Geringsten verdächtig sind, so müssen sie Quarantäne halten. Auch Leute der besseren Gesellschaft machen öfters Lustparthien in die vornehmeren unter den öffentlichen Magazinen, nicht eben um auszuschweifen, sondern blos eine Bouteille

Wein oder einen Kafee in Gesellschaft muthwilliger Mädchen zu trinken. Die Sache hat hier garnichts anstößiges, und ich habe junge Herren sogar in Gesellschaften von Damen von ihren Expeditionen in diesen Häusern ohne allen Scheu sprechen hören.

Es ist hier nichts seltenes, daß Fremde oder auch eingebohrne Zelibatärs mit einem Mädchen und dem Eigenthümer desselben, nämlich dem Wirth, auf eine bestimmte Zeit einen förmlichen Kontrakt schließen. Das Mädchen bleibt dann gemeiniglich während der bedungnen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu demselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer. Ich habe einige Bekannte hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben, und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von denselben besucht und bedient werden. Da viele derselben etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechten Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbett. Ich weiß einen Fall, wo ein Mann verschuldet war und krank wurde, sich ein solches Mädchen ins Haus nahm, die ihn nicht nur mit größtem Fleiß wartete, sondern auch ein so sparsames Menage anfing und so genaue und getreue Rechnung hielt, daß er in Zeit von einem halben Jahr aus seinen Schulden war, welches er für ein Wunder hielt.“ —

„So auffallend dieser Verkehr seyn mag, so glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeschweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. Man findet hier in den untern Volksklassen noch so viel eheliche Treue, als an irgend einem andern großen Ort. Das Offene und Ungezwungene, welches ganz allein die Liebe hier auffallend macht, ist so wenig ein neuer Reitz zu Ausschweifungen, daß es nach der allgemeinen Bemerkung vielmehr die Hitze dämpft, die eine Folge strenger Verbothe ist. Die Publicität hemmt die Laster, welche die schrecklichsten für die Menschheit sind. Die Frauen, die hier ihrem Temperament nachhängen, bringen doch noch Kinder zur Welt, was bei denen von Paris und Wien nicht der Fall ist. Berlin ist nach den öffentlichen Listen die einzige große Stadt in Europa, und vielleicht die einzige in der Welt, wo die Anzahl der jährlich Gebohrnen jene der Verstorbenen weit übersteigt.“

* * *

Vergegenwärtigen wir uns kurz, in wiefern der Berichterstatter eigentlich bezeichnende Züge für Berlin überliefert hat.

Das Aeußere der Stadt ist natürlich stark verändert. Sie ist nicht mehr weitläufig gebaut mit menschenleeren Straßen, sondern umgekehrt wird sie von einer Menschenmenge durchwogt, wie nur noch Paris, London und New-York. Was von dem Gegensatze der Einwohner zur Häuserpracht und der ausgeschütteten Kartoffelschaale gesagt ist, birgt noch jetzt etwas Wahrheit, Stuck- und unechte Vergoldung spielen noch immer eine nicht unwesent-

liche Rolle in Berlin, wenngleich sich der Durchschnittswohlstand ungemein gehoben hat. Damals wesentlich Militär- und Beamtenstadt mit etwas Handel und Gewerbe, ist Berlin jetzt einer der größten Handels- und Industriemittelpunkte Europas geworden. Die Benutzung der Fenster für das Handwerk in alter Weise hat völlig aufgehört, dafür müssen sie jetzt den Reklamezwecken dienen. Der Werth des Thiergartens für das vergnügensuchende Berlin hat sich vermindert, dieses bleibt Unter den Linden und in der Friedrichstraße, oder es strebt weiter hinaus, zumal nach der Oberspree und dem Grunewalde. Noch immer ist Berlin ein theurer Ort, aber nicht mehr in dem Sinne des Berichterstatters; ein gewaltiger Eisenbahnverkehr und besserer Anbau des Grund und Bodens haben die frühere Armuth der Umgebung stark ausgeglichen. Der Zug zum Aeußerlichen, zum Blenden durch den Schein, der mit der „Kärglichkeit“ innerhalb der Häuser und dem verhältnißmäßigen Luxus der Kleidung angedeutet ist, zeigt sich noch jetzt als tiefbegründete Eigenthümlichkeit eines großen Theils Berliner Lebens. Auch heute noch stehen Ausgaben und Einnahmen oft, leider zu oft, nicht im richtigen Verhältnisse, doch ist es im Vergleiche zu den geschilderten Zuständen unendlich viel besser geworden. Dagegen kann man von einem übertrieben bescheidenen äußeren Auftreten reicher Kaufleute und Fabrikanten nicht mehr viel verspüren, weit eher vom Umgekehrten. Die „Freyheit in Beurtheilung der Regierung“ läßt der Berliner sich auch heute noch nicht nehmen, ebensowenig wie das „Schreyen“ über Dinge, die ihm unbequem sind: eine gewisse „Schnoddrigkeit“ steckt ihm eben im Blute. Nicht minder dürfte es in „der höheren Region, um die Köpfe“ noch immer gut bestellt sein. Ob der Eifer schlecht besoldeter Beamten der alte geblieben ist, läßt sich bezweifeln; Preußen befindet sich seitdem in der Lage, seine Beamten, wenn auch nicht hoch, doch angemessen zu bezahlen. Zu unterschreiben ist bis auf den heutigen Tag, daß bis tief in die Mittelklassen Aufklärung herrscht und daß der Berliner Janhagel schlimm ist. Auch die starke Subjektivität in Religionssachen vermag man noch zu beobachten, wenngleich die Religion als solche weit mehr aus dem Tagesleben zurücktrat. Wie zur Zeit Friedrichs des Großen, ist Spreeathen in Wissenschaft und Kunst noch ziemlich die erste Stadt Deutschlands geblieben. In wiefern die Akademie noch heute nicht eben aus den besten Köpfen besteht, welche man auffinden könnte, wage ich nicht zu beurtheilen. Untergeordnete Männer kommen jedenfalls kaum hinein. Der deutsche Gelehrte hat sich gegen früher in Vielem völlig verändert; in Anderem ist er der Alte geblieben. Weder Hunger noch Schüchternheit ist jetzt seine besondere Eigenschaft, dagegen dürfte die Professormiene und die Selbstherrlichkeit in seiner kleinen selbstgeschaffenen Welt sich kaum viel anders ausnehmen als sonst. Noch jetzt wird man sagen können, daß die Minister und wirklichen Räthe ausgesuchte und hervorragend tüchtige Männer sind. Fast nichts zeigt eine so völlige Umgestaltung wie das gesammte Theaterwesen, da ist es wahrlich und wahrhaftig jetzt besser: Berlin hat sich zur

ersten Theaterstadt Deutschlands entwickelt. Ebenso hat sich der Berliner Gastwirth verändert, er ist Großstädter, ist international, ist ein äußerlich vornehmer Mann, er ist Hotelier geworden. Hinwider findet sich der leidige Zug des Uebervortheilens noch jetzt wie damals in voller Blüthe, nur ist er mehr aus dem Geschäftsraum in die Werkstatt des kleinen Handwerkers hinabgesunken. Die Unverfrorenheit, welche den Hutmacher des Berichterstatters kennzeichnet, erscheint durchaus nicht versiegt. Noch jetzt sind die Gegensätze in Berlin ungemein, noch jetzt kennzeichnet eine „edle Denkensart" den „besseren Theil des Publikums", obwohl leider zuzugeben ist, daß er unter steigendem Eigennutze gelitten hat. Die Hilfsbereitschaft wohnt ebenfalls noch vielen Berlinern inne, ist aber durch das Leben der Großstadt vielfach abgestumpft.

Heer und Soldat schauen natürlich anders drein als zu Friedrichs Zeit, doch erkennt man vielfach den alten „eingebornen Soldaten" wieder: viel guter Wille, Liebe zum Könige, nicht gerade verhungert, „belebt und frey in ihrem Betragen". Ob die Behandlung der Rekruten Friedrichs gerade sonderlich sanft war, lassen wir billig anheimgestellt, jetzt ist sie sachlich und streng, und das war sie auch wohl damals. „Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier", noch jetzt „ein Aug auf ihn". Eigenthümlich berührt, was der Erzähler über die sittlichen Zustände Berlins sagt. Der „Wirth" ist in Wegfall gekommen, das „muthwillige Mädchen" aber geblieben, nur daß es durchweg nicht mehr so selbstlos und gutmüthig sein dürfte. Die stärkste Triebfeder zur Prostitution war damals und wird ewig bleiben: die Armuth.





# Gedichte.

Von

## Richard Zoozmann.

— Berlin. —

### Welträthsel.

Jener Sterne goldne Bahn
Kannst Du wohl entziffern,
In des Weltalls Ozean
Deuten manche Chiffern —
Schöpferisch den prächtigen
Plan des Alls entfalten
Und erkennst die mächtigen
Welten und Gewalten. —
Ein Komet, vermagst Du leicht
Durch das All zu wallen,
Bis der letzte Riegel weicht
Zu den großen Hallen!

Doch dem menschlichen Geschick
Ist verwehrt, zu schauen
Jenen ewigen Augenblick,
Da sich Welten bauen,
Da in Werdedrangs Gewalt
Heimlich Kräfte steigen,
Stündlich neu sich ohne Halt
Formt der Welten Reigen. —
In sich saugt das Auge nur
Dinge, die sich spiegeln:
So verschließt sich die Natur
Dir mit tausend Siegeln!

---

### Hexenlied.

Für alte Sibyllen,
Für junge Mädel
Passen sich Spillen
Und schnurrende Rädel!

Die fleißig am Rocken
Das Jahr sich mühen,
Zum Tanz auf den Brocken
Dürfen sie ziehen.

Hurtig vom Ständer
Schraubet die Stöcke!
Rafft die Gewänder,
Schnell auf die Pflöcke!

Gabel und Besen
Dort in der Ecke
Sind auch erlesen
Heimlichem Zwecke.

Nehmt sie als Pferde
Zwischen die Beine!
Hoch ob der Erde
Huscht im Vereine!

Mit Hexensalben
Reibt Euch die Glieder:
Fliegt dann wie Schwalben
Auch ohne Gefieder!

Geht's nicht durch's Fenster,
Fahrt mit dem Rauche
Nach der Gespenster
Lustigem Brauche.

Heißa — schon fliegen wir
Schwebend im Schwarme;
Heißa — bald liegen wir
Satan im Arme!

---

## Lebensfahrt.

Ob Du emsig auch geschürt,
Bleibt das Ziel Dir dennoch fern;
Nur den Auserwählten führet
Feuersäule, Liebesstern.

Durch den Wüstensand des Lebens
Durch des Irrthums dunkle Fluth
Streitet er sich nicht vergebens,
Weil er süß am Jordan ruht.

Kehrst Du heil und stark zurücke
Aus des Lebens Kampf und Streit,
Dank' es Deinem guten Glücke,
Preise Deines Sterns Geleit!

Bess'res Gut hast Du gewonnen,
Als das reiche Kanaan;
Voll beleuchten tausend Sonnen
Deines Sieges Heldenbahn.

Milch und Wein des Geistes fließen,
Bliebst Du treu nach Sinn und Art;
Eine Welt wirst Du genießen,
Wenn Du Dir Dein Ich bewahrt!





# Grabbe in seiner eigenen Beleuchtung.

Von

**Kurt Holm.**

— Friedenau. —

Die Briefe eines leidenschaftlichen, genialen Menschen, der unbekümmert darum, ob er Anstoß erregt oder nicht, seinem Temperamente freien Lauf läßt, dessen schriftliche Ergüsse dem dringenden Bedürfniß entspringen, sich mitzutheilen, auszusprechen, Luft zu machen, bilden wohl den klarsten Spiegel seiner Persönlichkeit. Besonders werthvoll und interessant werden solche Briefe, wenn sie von einem schaffenden Künstler herrühren, der sich rückhaltlos darin über sein Schaffen und seine Schöpfungen äußert. Wir blicken dabei gleichsam in die innerste Werkstatt des Künstlers und erfahren, wie sich seine eigenen Werke in seinem eigenen Geiste widerspiegeln.

In dieser Hinsicht sind die hinterlassenen Briefe des gelegentlich seines hundertjährigen Geburtstages auf kurze Zeit dem Staube der Litteraturgeschichten entrissenen, ebenso genialen, wie unglückseligen Dichters Christian Dietrich Grabbe geradezu unschätzbar. An der Hand dieses sehr zerstreuten Materials, das gesammelt nur in der leider völlig vergriffenen großen kritischen Gesammtausgabe der Grabbe'schen Schriften von Oscar Blumenthal vorliegt, und das dem breiteren Publikum nahezu unbekannt ist, will ich versuchen, das Wesen des Dichters und seiner Schöpfungen in seiner eigenen Beleuchtung in Erscheinung treten zu lassen. Aus räumlichen Gründen werde ich mich allerdings gezwungen sehen, nur das Allerprägnanteste zu bringen.

Der gleiche Cynismus, der oft nicht gerade zu ihren Gunsten die Grabbe'schen Dichtungen durchweht, tritt auch in seinen Briefen zu Tage, aber gerade ihre brutale Offenherzigkeit, das Fehlen jeglicher Pose, der un=

befangene, unruhig hin- und herflackernde Gesprächston, in dem sie fast durchgängig geschrieben sind, macht sie so werthvoll, weil ihnen dadurch der Stempel größter Glaubwürdigkeit aufgeprägt wird. Während man bei so vielen Briefen und Tagebüchern anderer Poeten das Gefühl hat, als wären sie von vornherein für den späteren Leser berechnet, fällt dieser Verdacht hier schon nach der Lektüre weniger Briefe in sich zusammen. Wir fühlen, daß wir hier einen Menschen vor uns haben, der sich ungeschminkt mit allen seinen Tugenden und Untugenden giebt, der viel zu dämonisch von seinen Gefühlen beherrscht wird, als daß er sie übertünchen und zurechtstutzen sollte.

Grabbe war ein fleißiger, frühreifer Knabe, eifrig und lernbegierig, wie uns die erhaltenen Schulzeugnisse nachweisen. Ein gutes Buch ging ihm über Alles. Rührend ist in dieser Beziehung ein Brief aus dem Jahr 1817 an seinen Vater, in dem er diesen um den Kauf von „Zimmermanns Taschenbuch der Reisen“ bittet. Der Stil des sechzehnjährigen Knaben ist schon so exaltirt wie später. Er schreibt:

Ich habe einen heftigsten Wunsch! — Wunsch sage ich? Die heftigste Begierde, die größte Leidenschaft nach einem Buch. Aber ach, alle meine Wünsche scheitern, meine Ruhe ist dahin auf lange, lange Zeit, es ist — es ist — — — ich bin verwirrt, ich vermag es nicht zu schreiben, es ist — — — o Gott — — — zu theuer!

Ist das nicht schon ganz bezeichnend für den späteren Grabbe?

Jede Entbehrung will er sich auferlegen, nur um das Buch zu erhalten: „Ich will keine Butter mehr essen, Kaffee wenig trinken.“

Bittet er hier noch um ein Buch, so ist er im nächsten Jahre schon selbstständiger geworden und sucht seine Eigenmächtigkeit durch triftige Gründe zu entschuldigen. Ohne Wissen der Eltern hat er sich die Tragödien Shakespeares verschrieben und beruft sich auf Goethe und Schiller, die von diesem Genius die erste Anregung empfingen. Von dem Selbstbewußtsein, dem kühnen Ehrgeiz und den stolzen Hoffnungsträumen des Knaben legt folgende Stelle des Briefes an seinen Vater ein beredtes Zeugniß ab:

Du weißt, wie nützlich es ist, sich durch Nebenarbeiten auf Universitäten Geld zu erwerben, oder auch nach der Studienzeit im Ueberfluß leben zu können. Das kannst Du nur durch Schriftstellerei, denn man hat sogleich kein Amt. Ich kann aber blos das schreiben, was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen — durch eine Tragödie kann man sich Ruhm bei Kaisern und ein Honorar von Tausenden erwerben, und durch Shakespeares Tragödien kann man lernen, gute zu machen.

Und er schließt mit den Worten:

Du meinst, es koste Dir zu viel Geld, von diesen Ostern an bis Ostern 1819 will ich keinen Groschen Taschengeld haben. Hiermit kannst Du das Buch bezahlen, ohne mehr Geld als sonst auszugeben*).

Aus all den Jugendbriefen Grabbes geht unzweifelhaft ein inniges Verhältniß zu dem elterlichen Hause hervor. Auch ist er ängstlich darum besorgt, daß die Eltern bei ihrem beschränkten Einkommen zu

*) Es handelt sich um eine Ausgabe von 10 Rthlrn.

viel Geld für ihn aufwenden könnten. Wiederholt schreibt er: „Kost' ich Euch nicht zu viel? Dulden es auch Eure Umstände? Schickt mir lieber weniger. (16. 11. 21). Je älter er wurde, um so mehr schien er sich bewußt zu werden, daß sein Charakter wenig dazu angethan war, viel Liebe auszusäen, daß er sich immer härter und schroffer entwickelte. So hat denn die zärtliche Liebe der Eltern oft etwas Beschämendes für ihn, er fühlt sich ihrer nicht würdig. „Mir standen die Thränen in den Augen," schreibt er am 11. 1. 22., „als ich in Eurem vorigen Briefe las, die Mutter hätte meinen Brief geküßt, so viel Liebe verdiene ich garnicht," und wieder ein ander Mal: „Ich verdiene übrigens die viele Liebe nicht, die Ihr zu mir hegt."

Schon in den Knabenjahren trat Grabbes dichterische Begabung hervor, wir wissen, daß er bereits als Schüler Verse machte und Dramen schrieb, doch ist leider nichts davon erhalten geblieben. Welch starkes Selbstbewußtsein ihn von je beseelte, bezeugt der äußerst interessante Brief vom 28. Juli 1817 an den Verleger Göschen, den Herr Dr. Hallgarten veröffentlichte*), in welchem Grabbe diesem sein Drama: Theodora (bisher auch dem Titel nach völlig unbekannt, vielleicht identisch mit dem mehrfach erwähnten Jugenddrama: Der Erbprinz) zum Verlag anbietet. Stolz wie ein Spanier betont er, er habe nicht nöthig für Geld zu schreiben, fährt dann aber fort:

Als Schüler im sechszehnten Jahre (!) würde ich keine Bezahlung fordern, wovon ich in der Zukunft Beweise ablegen werde, wenn ich nicht bald nach Pyrmont reiste. Deshalb muß ich Sie schon bitten, die Theodora den ersten oder den zweiten Tag nach dem Empfange durchzulesen und mir gleich darauf für jeden geschriebenen Bogen eine Pistole in Gold, zusammen also 32½ Pistole zu senden, so daß ich von dato an in neun oder elf Tagen die Bezahlung erhalte.

Schon in diesem Knabenbriefe fällt ein gewisser berechnender kaufmännischer Zug auf, den ich noch mehrfach Gelegenheit haben werde, hervorzuheben. Am deutlichsten tritt er in den Briefen an seinen Freund, den Verleger Kettembeil zu Tage, in denen die pekuniäre Frage nicht die kleinste Rolle spielt; die berechnende Art, mit der er seine Selbstrecensionen verfaßt, die Verschickung der Exemplare seiner Schriften genau anordnet und für sich selbst Tamtam schlägt, steht fast im Widerspruch mit seinem Genie. Aber ohne diese rücksichtslose Manier, sein Bekanntwerden förmlich zu erzwingen, wäre Grabbe nie zu irgend welcher Bedeutung gelangt. Man bedenke nur, ein Dramatiker, dessen Werke bei seinen Lebzeiten überhaupt nicht aufgeführt wurden. Hätte er nicht durch Zufall in seinem Freunde Kettembeil einen Verleger gefunden und sich dann mit rastloser Energie in Scene gesetzt, so wären seine genialen Schöpfungen heute sicherlich völlig verschollen. Mit richtiger Erkenntniß schreibt er an Kettembeil: „Wir wachsen, und haben wir nicht so viel Glück als Andere, so haben wir doch weit mehr als die Meisten."

*) Litterarisches Echo, Heft 5 vom 1. Dezember 1901.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, zu meinen, Grabbe sei bei seinen Lebzeiten verkannt worden. Keineswegs. Die bedeutendsten Geister seiner Zeit interessirten sich für ihn; seine Zügellosigkeit, sein excentrisches Wesen, die Unmöglichkeit für ihn, in künstlerischen Dingen Kompromisse zu schließen, waren daran Schuld, daß eine dieser Beziehungen nach der anderen abriß. Allerdings kann man Immermann den Vorwurf nicht ersparen, Grabbe nicht das unter seiner Leitung stehende Düsseldorfer Theater erschlossen zu haben. Grabbe selbst jedoch hatte durchaus nicht das Gefühl des Verkanntseins, schließt er doch einen Brief an Kettembeil mit den Worten:

Wir wachsen immer, habe ein Jahr Zutrauen zur Kraft, zur Liebe, zum Ernst Deines Grabbe, der in Krankheit an Dich nur schreibt, und der doch kein vom Publikum mißkannter, sondern ziemlich geehrter Poet ist. (1. 2. 30.)

Den Zweifel an sich, unter dem doch so mancher bedeutende Geist bitter leidet, scheint Grabbe gar nicht gekannt zu haben. Als er seinen Eltern am 26. Februar 1822 aus Leipzig, wo er studirte, schreibt, daß sein Stück (der Herzog Gothland) seiner Beendigung immer näher komme, fügt er mit naivem Stolze hinzu: „Es wird mich gewiß sehr berühmt machen.“ Später unterläßt er es nicht, den Eltern über die Wirkung seines Stückes genau zu berichten, theilweise in recht selbstgefälligem Ton. So schreibt er im August desselben Jahres:

„Mein Stück fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirblicht vor Ueberraschung werden“ und im September: „Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir Alle rathen, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“

Im gleichen Monat sendet er das Drama an Tieck in Dresden. Das Begleitschreiben ist ziemlich einfach gehalten, aber in einer Nachschrift bricht all das mühsam Zurückgehaltene durch:

Im Bewußtsein, daß ich wenigstens etwas Ausgezeichnetes*), wenn auch nichts Gutes geleistet habe, fordre ich Sie auf, mich öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn Sie mein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finden.

Das Antwortschreiben Ludwig Tiecks, das bei herbem Tadel auch manches anerkennende Wort enthielt, ließ Grabbe seinem Herzog Gothland später vorandrucken. Es ist ein Zeichen von Grabbes Größe, daß er sich einem Tadel gegenüber niemals klein verhielt, ja oft dessen Berechtigung anerkannte und Vortheil daraus zu ziehen suchte. So schreibt er an Immermann:

Das Gute habe ich, daß manches Körnchen, ist's auch Tadel, hinterher aufgeht. Sie haben durchweg Recht in pcto des Verses in Hannibal, er ist ein Zwitter, ich zerschlage ihn wie neue rauhe Chausseesteine und verwandle ihn in Prosa.

An Friedrich Steinmann schreibt er 1829:

Tadeln Sie meine Produktionen nach Belieben. Ich schätze Tadel, besonders wo Verstand dabei ist,“ und in einem anderen Briefe wiederholt er: „Pto Tadels geniren Sie sich bei mir nicht,“

---

*) In der Bedeutung: Eigenartiges.

Daß ihm davor graute, nach seiner Vaterstadt Detmold zurückzukehren, ist wohl verständlich:

„Noch nie," erklärt er den Eltern im November, „bin ich so anerkannt worden wie jetzt. In einer kleinen beschränkten Stadt wie Detmold können mich die Leute nicht begreifen, und ich muß dann verkümmern wie welkes Laub, hier haben meine Bekannten Nachsicht mit meinen Fehlern, weil sie einsehen, daß dieselben aus meinen Vorzügen entspringen. Ein hiesiger Schriftsteller hat von mir gesagt, ich wäre ein Mensch, den man erst nach Jahrhunderten verstehen würde. Darum werde ich aber nicht hochmüthig, denn ich kenne meine Schwächen nur zu gut."

Von diesen Schwächen schweigt er sonst sorgfältig, kein Wort an seine Eltern verräth sein tolles Treiben in Berlin. Er schreibt nur, was ihnen Freude machen kann, und Gefühlausbrüche wie: Euch aber will ich lieben, bis mir das Herz zerbricht. Stets, stets, stets, stets! sind keineswegs gemacht, sondern echt. Er weiß, sein Glück ist auch ihr Glück, und so kündigt er ihnen an: „Ihr sollt sehen, liebe Eltern, daß bald in allen Blättern von mir geschrieben wird."

Unlustig, ein festes Amt anzunehmen, faßt er den Entschluß, Schauspieler zu werden, und richtet an den Kronprinzen von Preußen, den nachmaligen Friedrich Wilhelm IV., ein Gesuch, ihm zu einem Engagement zu verhelfen. Der Brief ist in äußerst barockem Stil geschrieben:

„Die Strafen meiner Lügen auf mein Haupt, wenn an den folgenden Thatsachen etwas Unwahres ist. Ich bin von ziemlich armen Eltern in Lippe-Detmold geboren, sie waren schwach genug, mich auf das Gymnasium zu schicken, und ahnten nicht, daß die Weisheit des Gelehrten nur in der Form sich von der eines Schusters unterscheidet." Und zum Schluß: „Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genius besitze — Hunger."

Gleichzeitig legte er ein Lustspiel bei (wahrscheinlich „Scherz, Satire, Ironie") das er in ausgelassener Lustigkeit mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen geschrieben, das er in Ermangelung einer Feder in die Tinte tauchte. Das war wohl selbst dem genialen Kronprinzen zu genial, denn der Brief blieb ohne Antwort.

Er wandte sich nun an Tieck und versichert ihm (Schreiben vom 18. 3. 23), daß er seine Stimme vom feinsten Mädchendiskant bis zum tiefsten Baß moduliren könne und sich jede Rolle binnen zwei Wochen zu spielen getraue, den Hamlet oder Lear so gut wie Falstaff oder Dupperich. Interessant ist dabei seine Aeußerung, daß er sich jetzt nicht mehr in solchen Gemeinheiten wie der Gothland gefalle. Ja, er bekennt: „Diese Periode ist nun wenigstens schon soweit vorüber, daß ich neulich, als ich im Stillen mein Trauerspiel durchsah, glühend roth wurde." Seine späteren Urtheile über den Gothland sind überhaupt sehr bemerkenswerth, so schreibt er drei Jahre später (1826) an Petri: „Aergere Dich über den Gothland nicht, er ist wenigstens selbst nach Tieck der berechnetste und verwegenste oder doch tollste dramatische Unsinn, den es giebt. Ich verfalle nicht wieder darein." Und 1827 an Kettembeil kurz vor dem Erscheinen seiner Dichtungen:

Unsere Dramen übrigens müssen wirken. In so etwas täusche ich mich nicht. Manches Stück, vorzüglich Gothland geht in Extremen aller Art bis in den Vers (den Vers hätte ich leicht verbessern können, aber theils ist er berechnet, theils gehört er zum Gothland wie das Fell zur Hyäne); aber ganz unleugbar ist ein Haufen Poesie darin, wie man sie jetzt nirgends findet.

Ebenso sagt er in der im gleichen Jahre erschienenen Vorrede zu seinen Schriften:

Alle hier erscheinenden Stücke (vielleicht „Annette und Maria" theilweise ausgenommen) schweifen in Extreme hinaus, die jetzt dem Verfasser wohl Erstaunen abnöthigen, doch keineswegs sein Wohlgefallen erregen. Findet nun der Leser neben diesen Extremen nicht eine Masse unverzärtelter Poesie, tüchtigen Scharfsinns und Witzes, so verdient der Verfasser Gewissensbisse und litterarische Strafe. Er verdient diese Strafe auch dann noch, wenn bei genauer Prüfung nicht jeder kunstverständige Leser entdeckt, daß gerade bei den verwegensten Stücken ein konsequent befolgter Plan zu Grunde liegt, der jene Extreme nicht nur bedingt, sondern hie und da auch rechtfertigt und bis in Kleinigkeiten, selbst in das Versmaß hineinwirkt. (In welchem letzteren jedoch den heutigen in Wasserbächen dahinfließenden Jamben oft zu viel Trotz geboten ist.)

Schreibt Grabbe im März 1823 an Tieck: „Und bekäme ich auch nur eine Gage von 200 Thaler, so würde ich in diesem Falle selbst den reichsten Banquier in Deutschland nicht beneiden," so schraubt er nach dem Fehlschlage eines Engagements, im August seine Ansprüche noch weiter herab:

Könnten Ew. Hochwohlgeboren mich zu irgend einem Geschäfte gebrauchen, welches anderthalb hundert Thaler einbrächte, so wäre ich erlöst und glücklich. Vielleicht hätte ich dann bald Gelegenheit, mich weiter empor zu bringen, oder zum wenigsten könnte ich sie doch abwarten.

Doch es half ihm nichts, er mußte in's Joch. Die Heimkehr nach Detmold schildert er in dem gleichen Briefe an Tieck:

So schlich ich mich Nachts 11 Uhr in das verwünschte Detmold ein, weckte meine Eltern aus dem Schlafe und ward von ihnen, denen ich ihr ganzes kleines Vermögen weggesogen, die ich so oft mit leeren Hoffnungen getäuscht, die meinetwegen von der halben Stadt verspottet werden, mit Freudenthränen empfangen. Ja, ich mußte mich noch obendrein mit der plumpsten Grobheit waffnen, weil ich sonst in das heftigste Weinen ausgebrochen wäre und eine Iffländische Scene aufgeführt hätte. Mein Malheur besteht einzig darin, daß ich in keiner größeren Stadt, sondern in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält.

Er meldet sich nun zum juristischen Examen, bestand am 2. Juni 1824 die Staatsprüfung und wurde unter die Advokaten aufgenommen. 1826 erhielt er dann durch Protektion des Archivraths Clostermeyer, dessen Tochter er später heimführte, eine Stellung als Auditeur. Aus diesen Jahren sind so gut wie keine Briefe erhalten. Dagegen beginnt mit dem Jahre 1827 eine reiche Korrespondenz, besonders mit dem schon mehrfach erwähnten Verleger Kettembeil. Grabbe hatte ihn in Leipzig kennen gelernt, und als dieser die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt übernahm, kam er dem Dichter mit dem Anerbieten entgegen, seine Dramen, welche bisher noch nicht einmal im Druck erschienen waren, also 5 Jahre lang brach lagen, in Verlag zu nehmen. Diesem gegenüber giebt sich Grabbe ungeschminkt, mit cynischer Offenheit. Während er sonst nirgends von seinem wilden

Leben spricht, bekennt er hier schon in seinem ersten Briefe vom 4. Mai 1827:

Hier (in Detmold) wurde wild, vielleicht gemein von mir gelebt*), ich kam, wie ich glaube, in üblern Ruf, als ich gewesen, ich dachte nicht daran, mich in der Kleinstädterei anzusiedeln. Das dauerte vier Monate. Die wüste Wirthschaft langweilte, meine Gesellschaft bestand aus zu dummen Jungen.

Dann erzählt er ihm, daß er jetzt Auditeur sei: „Ich stehe erträglich und verdiene erträglich — aber ich bin nicht glücklich, werde es auch wohl nie wieder.“ Und nun folgt eine Stelle, die wohl zu den charakteristischsten gehört, die wir von Grabbe besitzen. Er fährt fort:

Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgiltig, wie es mir ein Dritter ist; ich lese tausend Bücher, aber keines zieht mich an; Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt, Alles zu können, was ich will, aber auch der Wille erscheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil — ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: Der Verstand ist ausgegossen, das Gefühl zertrümmert. — Und bei all dem, Kettembeil, sind wir im Benehmen noch ganz der Alte; ja, wir hoffen zwar nicht, aber warten doch ruhig, ob nicht die geistige Harmonie bei uns möglich werden könne.

Dann spricht er ihm von seinen Stücken 1) Das teufelhafte Lustspiel (Scherz und Ironie), 2) Der Gothland, 3) Nanette und Maria. Bei dem Abdruck des Letzteren ist gar kein Bedenken, aber 1 und 2! Schwerlich gebe es in der Litteratur etwas Tolleres und Verwegneres. Doch eben dadurch würden diese Produkte vielleicht die Aufmerksamkeit umsomehr erregen; gebe es darin tiefen Schatten, ja abscheuliche Fehler, so hätten sie aber auch Lichtseiten, wie keiner unserer dermaligen jungen Poeten sie schaffen möchte. —

Stehen meine Siebensachen auch gewiß unter dem Range der früheren Hauptwerke jener Matadore (Goethe und Schiller), so steht auch die jetzige litterarische Zeit unter der damaligen, und trotz der in Nr. 1 und 2 Alles überbietenden Frechheit oder Verwegenheit, weht ein Geist darin, der sicher hier und da imponirt, ja vielleicht zerschmettert.

Gelänge es ihm aber mit diesen Stücken, so würde er sich als der Litteratur zurückgegeben betrachten, und der Verleger, dem er sich widmete, mache nicht die schlechteste Acquisition:

Du weißt, Bizarrerie, zuweilen Witz, ein wenig Zunge, mancherlei Wissenschaftlichkeit, erträgliche Kenntniß der Litteratur und Kritik ꝛc. sind mir nicht fremd. Auch kann ich arbeiten.

Daß Grabbe arbeiten konnte, zeigte er in der Folge. Die Verbindung mit Kettembeil regte ihn zu erneuter unausgesetzter dramatischer Produktion an. Es entstehen in kurzer Folge: Don Juan und Faust, der Barbarossa, Aschenbrödel, Heinrich VI., Napoleon, Hannibal und gleich noch zu An-

*) Nach seiner Heimkehr.

fang die auch heute noch sehr lesenswerthe Abhandlung „Ueber die Shakespearo-Manie. „Die Zeit ist," schreibt er über letztere an Kettembeil, „für solchen Angriff so reif, daß, wenn ich nicht damit erschiene, gewiß irgend ein Anderer käme." Wie wenig Grabbe beflissen war, sich einflußreiche Freunde und Gönner zu erhalten, zeigt gerade jene Abhandlung. Er bekennt Kettembeil gegenüber ganz offen:

Die Shakespearomanie ist vorzüglich mitberechnet, dem Tieck bezw. seiner albernen Kritik den Todesstoß zu geben. Ich mußte ihn in Worten schonen, aber indem ich den Götzen angreife, zu dessen Papst er sich aus Mangel eigener Kraft machen will, so zertrümmere ich auch ihn. Diese Worte kann Tieck, wenn er lärmt, einmal gedruckt zu lesen bekommen.

Man kann hier Grabbe nicht den Vorwurf einer gewissen Unredlichkeit ersparen, denn er schreibt dies zu einer Zeit, wo er Tiecks Brief über den Gothland noch als Reklame für sich benutzt.

Verfolgt man den Briefwechsel der nächsten Jahre aufmerksam, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, als wenn Grabbe sein frühes Ende geahnt, so hetzt er sich selbst mit dem Schaffen und Kettembeil mit dem Druck.

„Wir müssen hetzen," schreibt er wiederholt. „Bereite Alles zum schnellsten Druck. Verschick auch schnell. Laß die Recensionen schnell machen," und einmal sogar: „Schnell, schnell! schnell! schnell!"

Die Ankündigung seiner Schriften, die in verschiedenen Journalen erschien, rührt von ihm selbst her:

Es regt sich in diesen verschiedenen tragischen, komischen, sentimentalen und historischen Dramen ein äußerst gewaltiger, vielseitiger Genius und dabei von einer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, wie sie schwerlich in neuen Zeiten gefunden werden. Auch der Aufsatz über die zur Mode gewordene Bewunderung des Shakespeare verräth gewiß ebensoviel kritisches tiefblickendes Talent als Kenntniß der älteren und neueren Bühne.

Ueber den Gothland thut Grabbe gelegentlich noch eine sehr interessante Aeußerung:

„Nun, nun," meint er zu Kettembeil, „der Schauspieler, welcher meinen Gothland eine in Pracht und Scepter auf den Nachtstuhl gesetzte Theaterkönigin nennt, hat doch ein Bischen von meiner Malice geahnt. Die Theaterkönigin ist meinem Sinne nach die moderne Poesie.

Die nun erscheinenden Recensionen litterarischer Blätter verschlingt er mit Begierde, ob Lob oder Tadel. —

„Und großer Gott," ruft er in einem Briefe aus, „wenn sie nur schimpfen! Mehr verlange ich nicht, — dann stehe ich auf dem Posten des Vertheidigers. Der Vertheidiger ist ein Narr, der nicht bald zum Angreifer wird."

Während er Heine in einer Recension vom 7. Mai 1836*) vorwirft, daß dieser nach Umständen Jude, Christ, monarchisch, republikanisch, bald allerlei und dann wieder nichts sei, schreibt er selbst am 13. Januar 1828 an Kettembeil:

*) Düsseldorfer Tageblatt Nr. 128, Recension über die Aufführung von „Des Dichters Herz" von H. Neumann.

Bei Katholiken gieb mich nur für bekehrt und katholisch aus und bei Juden meinetwegen für einen Juden — was frag ich nach der Chaussee, wenn ich nur die Stadt erreiche.

Man sieht, wie skrupellos er war, wenn es sich um den eigenen Erfolg handelte. Diese Zeit seines Lebens ist überhaupt die zielbewußteste und besonnenste. Er glaubt an eine läuternde Zukunft. „Toll will ich eintreten und vernünftig enden," ruft er aus. Für den Augenblick kommt es ihm nur darauf an, zu imponiren:

Jeder Mensch hat soviel Talente als der Andere in sich verborgen, er muß nur wissen, wie und wann er sie zu Tage bringt. Die Menge ist eine Bestie — darum imponirt.

Der Don Juan und Faust, wohl sein gewaltigstes und bühnenfähigstes Werk, zeitigt wieder eine äußerst interessante Selbstrecension, aus der ich nur die springenden Punkte geben werde. Grabbe urtheilt:

Die Komposition, die Verschmelzung beider Sagen ist höchst genial — wir haben in den beiden Hauptpersonen die Extreme der Menschheit vor uns.

Ueber die Gestalt des Faust sagt er:

Es ist kein poetischer, in allen Farben der Lyrik glänzender, und deshalb ungeachtet seiner Charakterschwäche so anziehender Faust — aber der Faust, welcher in den Tiefen der Gedanken und der Welt zu Hause ist, ist es. — Don Juan dagegen ist ein Charakter, wie er vielleicht seit Shakespeare und Cervantes nicht geschrieben worden: alle menschlichen Vorzüge, Gestalt, Genie, Phantasie, Witz, Muth, unbändige Thatkraft, selbst Gemüth vereinigen sich in ihm, und doch ist er nur der nach Befriedigung der Sinnlichkeit strebende Mensch.

In kluger Mischung Lob und Tadel aneinanderfügend, allerdings das erste stets in reicherem Maße, schließt er mit den irreführenden Worten:

Wenn Grabbe eine Lebensluft wie Don Juan beibehält, und nicht wie sein früherer Gothland einschläft, so kann aus ihm als dramatischer Dichter das Höchste werden, sonst aber vielleicht auch — Nichts. Noch immer scheint sein eigener Geist mit sich selbst im vernichtenden Streite zu sein.

Der Brief, mit dem er diese Recension an Kettembeil sendet, ist ein Beispiel dafür, wie Grabbe für seine Reklame sorgt. Zunächst fordert er ihn auf, die Besprechung größer zu machen:

Du kannst's auch ohne Deine Helfer. Recension für England mußt Du nach Analogie der Obigen machen, auch für Conversationsblatt oder Halle. Ideen: Geist, Feuer des Stücks, Charaktere hervorgestrichen. Bezug auf meine früheren tollen Produkte Scenen z. B. die Ballgeschichte über die Oper geworfen — Worte angeführt — letzte Geisterscene gelobhudelt — mich in England mit Lord Byron konfrontirt 2c. Sei klug. Mach oder laß diese Selbstrecension recht schnell machen!

Kaum damit fertig, arbeitet er bereits an Aschenbrödel, Heinrich VI. und Barbarossa. In naiver Eitelkeit schreibt er:

Bin ich nicht ein bischen ein Sakramenter? Den Sir Shakespeare wollen wir doch wohl unterkriegen. Für sein bestes historisches Stück gebe ich nicht einmal den Barbarossa.

Der Plan zu einem großen deutschen Dramencyklus „Die Hohenstaufen" füllt ihn jetzt gänzlich aus, vielleicht angeregt durch Raupachs

jämmerliche Verballhornisirung dieses herrlichen Stoffes. In heller Begeisterung schreibt er am 20. Januar 1828 an Kettembeil:

Das Größte meines Lebens werden aber doch noch einmal die Hohenstaufen. Sich und die Nation in 6—8 Dramen zu verherrlichen! Und welcher Nationalstoff. Kein Volk hat einen auch nur etwa gleich großen. Und wie soll fast jeder irgend bedeutende deutsche Fleck verherrlicht werden, im Sonnenschein soll unser ganzer deutscher Süden liegen, Adler über Tirols Bergen, schweben und die See um Heinrich des Löwen Staaten brausen, wie eine Löwenmähne.

Er freut sich, daß Kettembeil der Barbarossa immer mehr gefällt.

Ich will ihn lieber gemacht haben," gesteht er ihm, „als den Götz von Berlichingen nebst Shakespeares sämtlichen historischen Stücken. Ein Nationalwerk wie die Hohenstaufen soll Deutschland noch nicht gehabt haben."

Ueber den Barbarossa verfaßt er wieder zwei äußerst bezeichnende Selbstrecensionen. In der ersten schreibt er:

Das Stück hat, wie wir gleich zeigen wollen, sehr viele Mängel, aber bei alledem, Grabbe hat sich gebessert, ist ruhig arbeitender Künstler geworden, ohne an genialischer Kraft zu verlieren." Es folgt eine Skizzirung des Stückes, bei der er das Lob nicht spart: „Eine pomphaftere Scene als die zweite des I. Aktes kennt die Bühne nicht. — Und wie herrlich die Gespräche zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen. — Unmöglich können wir alle Schönheiten der folgenden Akte schildern. Ein großes Aber ist bei Grabbe trotz all dieses Lobes nöthig," schließt er dann. „Nur sein Genie, nicht sein Fleiß, sein ernstes Streben ist zu loben. Verdient der, welcher die glänzendste Sprache, die richtigste Charakterzeichnung in der Gewalt hat, nicht mehr als jeder Andere Tadel, wenn er so oft gegen Beides auf das Empörendste sündigt. Die Verse scheinen gar ganz nach Willkür hingeworfen zu sein. Und ist die Empfindelei, mit welcher der Kaiser und der Löwe in der Weserschlacht sich umarmen, statt wie sie sollten, sich zu bekämpfen, der beiden Männer und der Sachlage werth? Ist das Skizzenhafte, welches in allen Grabbe'schen Werken liegt, zu loben? Er bauet das Gestell zu Palästen, aber füllt es nicht aus. Er muß fleißiger, sorgsamer werden, sonst steht es nicht zum Besten mit seinem Nachruhm.

Eine solche Art, sich selbst zu seciren, anzufeuern und Vorwürfe zu machen, steht wohl einzig in der Litteratur da!

Die zweite Recension schlägt dagegen emphatischere Töne an. Sie beginnt schon gleich:

Weg sind die Schlacken, die in des bekannten Dichters früheren Werken so manche Schönheit untergruben, rein und geläutert tritt er in diesem Stücke auf, voll Jugendfeuer und Männerkraft zur großen Beschämung vieler seiner Gegner, die seiner überbrausenden Genialität ein kurzes Leben prophezeiten.

Bei Grabbe war, wie bei vielen Anderen, seine letzte Schöpfung stets seine beste, und so schrieb er schon einige Monate später:

Heinrich der VI. ist genialer als Barbarossa.

Natürlich ist ihm um die Aufführung der Stücke zu thun, und so erläßt er durch Kettembeil die Ankündigung:

Ich bin erbötig, jeder Theaterdirektion, die den Don Juan und Faust, den Barbarossa oder Heinrich VI. aufführen will, mit etwaigen Veränderungen behufs der Scenerie gern an der Hand zu gehen.

Die Aufführungen blieben aber aus, und es interessirt gewiß, welchen Verdienst Grabbe aus seinen Buchdramen zog. Nach dem noch erhaltenen

Kontrakte zwischen ihm und Kettembeil erhielt Grabbe für Ueberlassung der in den Jahren 1830—34 zu schreibenden Stücke monatlich eine Summe von 24 Thalern preußisch Courant. Dafür war er verpflichtet, in jedem Jahre mindestens drei dramatische Stücke im ungefähren Umfange des Don Juan und Faust zu liefern. Wenn er von den Hohenstaufen jährlich zwei Bände liefere, so solle er vom dritten Bande ab für jeden einzelnen Band ein Extra-Honorar von 100 Thalern erhalten.

Unsere modernen anerkannten Poeten werden wohl mitleidig über dieses fürstliche Honorar lächeln, aber für Grabbes Verhältnisse bedeutete es eine recht erhebliche Zubuße. So schreibt er an Kettembeil:

Aengste Dich nicht, wegen unseres Kontraktes. Bist Du zufrieden, wenn ich Dich bitte, ihn noch ein Jahr zu halten, und Dir verspreche, darin für 24 Thaler monatlich Napoleon und Philippine von Schwaben mit aller meiner Kraft und meinem Ernst zu liefern? Und dann Alles weiter gehen oder auf sich beruhen soll, nach dem Erfolge oder Deiner Ansicht. Schreibst Du es vorher, so können auch Monate mit den 24 Thalern ausfallen.

Er hält sein Wort und arbeitet unermüdlich an Napoleon. Schon im Juli 1830 kann er schreiben:

Napoleon ist nunmehr in der letzten Scene. Bei ihm lasse mir aber den vollsten Lauf. All mein Geist, jede meiner Ansichten muß soviel als möglich hinein. Darum so weh es mir thut, schreibe ich ihn — in Prosa, aber wie ich hoffe, in lutherisch kräftiger biblischer, wie z. B. die Räuber. Ich kann die Artillerie-Trains, die kongrevischen Raketen 2c. nicht in Verse zwingen, ohne sie lächerlich zu machen. . . . Napoleon ist übrigens eine so große Aufgabe nicht. Er ist ein Kerl, den sein Egoismus dahin trieb, seine Zeit zu benutzen — außer eigennützigen Zwecken hat er schon als Corse, als Halbfranzose, nie gewußt, wohin er eigentlich strebte. Er ist kleiner als die Revolution, und im Grunde ist er nur das Fähnlein an deren Maste. Nicht er, seine Geschichte ist groß. Wodurch siegte er? Er hatte nie einen großen Gegner — seine Gegner waren durch Anciennität, er durch Geist befördert. Im Drama werde ich aber aus Klugheit den l'empereur et roi hoch halten. Ich kann's auch mit gutem Gewissen. Er ist groß, weil die Natur ihn groß machte und groß stellte, gleich der Riesenschlange, wenn sie die Tiger packt.

Der Stoff wächst ihm unter den Händen, im Oktober vertröstet er Kettembeil noch auf drei Wochen. Als Drama, der Form nach, setzte er hinzu, habe ich mich nach Nichts genirt. Die jetzige Bühne verdient's nicht — Lumpenhunde sind ihr willkommen, dafür aber soll sie wieder zu den Dichtern kommen, so gewiß ich wieder gesund bin. Endlich am 10. Nov. 1830 kann er schreiben:

Trinkt eine Flasche Wein. Morgen ist auf Ehre die letzte Scene fertig.

Er scheint es mit Gewalt gezwungen zu haben, denn in dem gleichen Schreiben heißt es:

Meine tolle Lebensart und das ewige Sitzen bei dem Ungethüm von Napoleon hatte mir Bluterbrechen zugezogen, und vorigen Donnerstag hing mein Leben von einer Viertelstunde mehr oder weniger Apothekerschnelligkeit ab.

Wenige Monate danach schreibt er in seiner rastlosen Weise ganz kaufmännisch an Kettembeil:

Litterarisch sind mir nun die Hände ganz frei, Pläne habe ich nicht. Also überlege wohl, was zeitgemäß und einträglich wäre. Hast Du Stoffe, so proponire sie deutlich, damit ich darüber urtheilen kann.

Die Kritik, die man in letzter Zeit an ihm übte, macht ihn stutzig.

„Sollte nicht," fährt er fort, „gegen uns eine litterarische Clique, besonders von unbedeutenden Köpfen, von Berlin aus im Spiele sein? Oder belfert das Volk uns an, wie alles Tüchtige angebelfert wird? Oder sind wir wirklich dumm?"

Gerade im Anschluß an Napoleon ist eine Aeußerung Grabbes über seinen politischen Standpunkt gewiß von Interesse:

Ich bin sehr liberal, aber das jetzige Revolutionsrasen ist weiter nichts als ein nothwendiges Uebel, welches die Menschheit durch Leiden dahinführen wird, daß Jeder einsieht, es giebt nur ein Glück, und das ist: sich selbst zu reformiren und klug genug zu sein, um völlig edel zu sein. Dann finden sich Staats- und Familienverhältnisse von selbst. Dieses ist nicht sentimental gemeint, aber mein bewegtes Leben hat mich dahin geführt.

Kettembeil zu Gefallen arbeitet er an einem Polendrama Kosciuszko, das ihm aber nicht besonders liegt und das er auch nicht vollendet hat.

„Ich kann mich nicht überwinden," schreibt er, „blos um ein paar Groschen schneller zu verdienen, geniale Flugblättchen zu Bänden zu füllen, denn weiter sind z. B. Börnes und Heines neuere Schriften doch nichts. Etwas muß ich doch auch selbst an meinen Sachen lieb haben. Ich glaube, wir stehen auf dauerhafteren Füßen als diese Sommervögel."

Von Börne sagt er ein andermal:

Börne ist ein Narr, der sich nicht genug anerkannt glaubt, und Onanie ist ein schlechter Trost.

Für sich selbst hofft er noch immer in Zukunft Klärung.

Daß ich sehr gähre, sehr schlimm jetzt bin, weiß ich auch. Ich habe fünf Seelen im Kopfe. Ich weiß aber auch, daß ich nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze, Schlacken und Felsen zu sehen, die ich ausgeworfen habe, und sie zu benutzen.

Und fast wie ein Aufschrei klingt es, wenn er im Januar 1834 schreibt:

Mein Geist ist nicht verdreht. Kraft ist nichts werth, wenn sie nicht Glück schafft. Ich kämpfe um inneres Glück mit aller Kraft.

Dieses innere Glück sucht er bei Henriette M. zu finden, einem jungen, hübschen, aber ziemlich beschränkten Bürgermädchen, mit dem er sich verlobte. Aber Grabbe hatte in der Liebe kein Glück, wie auch seine spätere Ehe beweist, die Verlobung ging sehr bald auseinander.

Mit schmerzlicher Ironie schreibt er an Kettembeil:

Vor meiner sogenannten Geistesgröße flieht meine Braut jetzt zum dritten Male, und ich bin doch wie ein Kind.

Und einen Monat darauf:

Mein Leben, merk' ich, wird nie durch Ruhm, Liebe, oder wie das Zeugs heißt, glücklich.

Ob dies eine trübe Ahnung war? Denn konnte man bisher von Grabbes Lebenslauf sagen, daß er, wenn auch nicht übermäßig vom Glück

begünstigt, so doch immerhin aufwärts ging, mit den folgenden Jahren bricht nach und nach Alles unter ihm zusammen, bis zu seinem frühen Tode. Viel Schuld mit daran trug seine unglückselige Ehe mit Lucie (Luise) Clostermeyer, die er im März 1833 schloß. Der Briefwechsel der beiden Gatten, die schon nach kurzer Zeit getrennt lebten, ist in jeder Weise unerfreulich und wirft besonders auf die kleinliche, ängstlich um ihr eingebrachtes Geld besorgte Frau ein wenig günstiges Licht. Grabbes Zeilen an sie in der Brautzeit zeugen von inniger Wärme:

Das einzige Glück, welches ich auf Erden noch habe, ist die Erlaubniß, Sie zuweilen besuchen zu dürfen. Werde ich besser, werde ich es dadurch. Aber ich bin für Glück eigentlich zu verdorben. Warum ist man geboren? Warum haben auch Sie Ihre Eltern beweinen müssen. Wodurch verdienten Sie das? Tyrannei des Geschicks!

Und im Februar 1832 frägt er mit schmerzlichem Erstaunen:

Sollte man glauben, daß mich, der ich mich und die Menschen verachte, noch Leute lieb hätten?

Später handeln die Briefe nur noch von Geldzänkereien, seltener einmal von litterarischen Dingen. Vielfach schreibt Grabbe mit ruhiger Liebe und versöhnlich:

Wärst Du gut, wie vor der Ehe, könnte Manches anders sein. Du hast nie eingesehen, daß ich nur aus Furcht vor mir, nicht vor Dir und Deinem aufreizenden 2c. (sei's gut) etwas Ruhe suchte.

Es ist ein Jahr vor seinem Tode, ein großer Plan ist ihm nach Vollendung und mehrfacher Umarbeitung seines letzten Dramas, des Hannibal, aufgegangen, und da ein Buch des Vaters seiner Frau, des Archivraths Clostermeyer, ihm dabei als Grundlage dienen sollte, so öffnet er ihr sein Herz und theilt ihr seinen Plan mit. Es sind Zeilen, in denen ein poetischer Zauber webt.

Der Gedanke an die Heimat, der einem in der Ferne wohl kommt, jedoch nicht mit Heimweh zu verwechseln ist, hat mich auf etwas aufmerksam gemacht, was mir so nahe lag, nämlich ein großes Drama aus der Hermannsschlacht zu machen; alle Thäler, all das Grüne, alle Bäche, alle Eigenthümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes, das Beste der Erinnerungen aus meiner, so viel ich davon weiß, auch, wenn Du willst, aus Deiner Kindheit und Jugend, sollen darin grünen, rauschen und sich bewegen.

Seinem Freund Petri gegenüber nennt er das Stück „einen Koloß, auf durchaus neuen Wegen fortschreitend." „Fällt Dir was auf," bittet er ihn, „so gieb mir Dein offenes Urtheil. Ich bin so dumm noch nicht, um mich nicht belehren zu lassen." Ein andermal seufzt er:

Es ist der schwierigste Stoff, den ich je unter den Händen hatte, weil ich ihn zu genau kenne und deshalb manche lokale Kleinigkeit abstreifen und sie mit allgemein Interessantem ersetzen muß.

1834 war Grabbe seiner Stellung als Auditeur enthoben worden, hatte sich von seiner Frau getrennt und in Frankfurt Aufenthalt genommen und war auf eine Einladung Immermanns nach Düsseldorf im November übergesiedelt, wo sich ein reger geistiger Verkehr zwischen den beiden Dichtern entspann. Grabbe arbeitete damals am Hannibal, auf Immermanns Rath

änderte er den Vers darin in Prosa ab und überließ ihm das Manuskript zum Durcharbeiten. „Ich kann's nicht lassen, Ihnen gleich zu schreiben," dankt er ihm enthusiastisch, „ich wollte, ich hätte so gut geschrieben, wie Sie da gestrichen haben." Grabbe war unermüdlich im Feilen und Umändern. So schreibt er an Petri:

Der Hannibal ist schlimmer als mein Napoleon, den ich nur einmal umarbeitete, denn ich habe ihn jetzt dreimal zu Boden geworfen, um ihn wieder anders aufzurichten. Vieles, vieles habe ich dabei vom Wesen der dramatischen Kunst gelernt, ich habe aber keine Lust, es aufzuschreiben. Das Publikum muß es aus dem Stück errathen.

Selbst als er gedruckt vorliegt, ändert Grabbe noch. Die folgende Briefstelle ist für Grabbes Art zu arbeiten äußerst charakteristisch:

Und weil das Gedruckte anders aussieht, als das Geschriebene, fand ich noch manche kleine Verbesserung praktikabel, an die ich beim Lesen des Manuskriptes nicht gedacht hatte. Doch Hannibal bedarf's nicht so sehr als Napoleon, der mitten unter Alimentationsklagen, Schusterforderungen an Soldaten, Beeidigungen, Untersuchungen, Wein und Thee mit Rum geschrieben wurde und zwar theilweise auf in Eile Aktenstücken abgerissenen, unbeschriebenen Fetzen.

Als er Hannibal und Aschenbrödel an seine Frau sendet, schreibt er ihr: „Nimm diese Bücher an. Lies sie, und Du wirst sehen, wir könnten glücklich sein." Beide Stücke hatten ihm, wie er Petri vorrechnet an: freie Miethe, Mittag, Theater, Freiexemplare ꝛc. 230 Thaler Gold, baar 150 Thaler Geld außer Beisporteln eingebracht. Er theilt Petri mit, daß Immermann etwas den Vormund spiele, und fügt hinzu:

Beherrschen laß ich mich nicht, aber so lang ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer!

Dies war in der That sein Charakter.

Ueber seine Aufnahme in Düsseldorf schreibt er:

Hier werde ich zum Theil von der vornehmsten Gesellschaft über Verdienst geschätzt, und wo ich von meinen albernen Launen, die aus meiner früheren Erziehung und Stellung entspringen, noch etwas habe, mit Nachsicht behandelt wie ein Kind, so daß ich mich schäme und mich bessere.

Aber er fühlt sich doch nicht so ganz behaglich, er ahnt, daß er auch hier keine Stätte finden wird. „Mein Pfad geht hoch, aber immer schlüpfricht," ruft er Petri zu. Und vierzehn Tage später schreibt er:

Mein Schiff mag, wie Du sagst, etwas hoch gehen. Indeß ist der Zuchtmeisterjunge durch zu viele Verhältnisse getrieben, als daß er nicht wissen sollte, wie leicht aus dem Hochgehenden etwas schief oder zu Grunde Gehendes werden kann. Darum kannst Du sicher sein, daß ich Lippe und die Gartenscholle, wo mein Vater grub, nicht vergesse, ja viel höher schätze, als manches Andere. Gefühl für's Vaterland ist bei Wenigen so stark wie bei mir.

Der beste Beweis dafür sind seine Dichtungen. Aus diesem starken Gefühl für's Vaterland heraus entstanden seine Hohenstaufen, sowie sein letztes Werk, die Hermannsschlacht. Immermann hatte ihm Kleist geliehen. Er schreibt ihm:

Was ich daraus benutzen konnte, hab' ich mir gemerkt. Mein Armin aber wird ganz anders. Ob besser, weiß ich nicht zu urtheilen. Hoff's aber ziemlich stolz. Verzeih mir Gott!

Mit wahrem Feuereifer, unbekümmert um seine Gesundheit, arbeitet er an diesem Werke.

Ich lese darüber wie ein Sekundaner, aber pedantisch wird sie nicht. Hannibal ist gegen die Hermannsschlacht ein Kind.

Und anderen Düsseldorfer Freunden schreibt er:

Ich betreibe jetzt die Vorstudien zum Armin. Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün von Wald.

Etwas später:

Jetzt ist mein Herz frei, alle Vorstudien zur Hermannsschlacht sind beendigt. Ach, ich selbst kenne aus meiner Kindheit ja jeden Baum, jeden Steg dazu. Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich tief erschüttert. Ihretwegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen.

Er ringt auf Tod und Leben mit dem Stoff. Verzweifelt schreibt er:

Der Hermannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben. Wär' ich todt! Im Leben ehrt man das Große und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen.

Und im Vorgefühl seines nahen Todes:

Die Hermannsschlacht ist in und über mir. Wohl mein letzter Trost.

Dabei verfolgen ihn noch andere Pläne. Er trägt sich mit einem Eulenspiegel, einem Alexander, einem Christus. Er schreibt darüber an Petri:

Mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier, dann im edelsten Versmaß Alexander der Große, dann, leb' ich so lange, ein sicher erhabener Art Christus.

Inzwischen war seine Position in Düsseldorf unhaltbar geworden, seine scharfen, jedoch durchaus gerechten Kritiken hatten Immermanns Eitelkeit verletzt, und so setzte er ihm in einem ziemlich brüsken Briefe den Stuhl vor die Thür, und Grabbe mußte, da er keine andere Zuflucht hatte, nach Detmold zurückkehren. Er bittet Petri:

Miethe mir ein kleines Logis mit einem Tisch, zwei Stühlen, einem Bett. Gleich zu Anfang mag ich mich in meinem Hause nicht todt ärgern, obgleich, geht's nicht anders, ich die genannten Möbel daraus holen ließe.

Schmerzlich berührt es, wenn er fortfährt:

Sorge, daß Eure Juristen und Advokaten, meine alten Mitkollegen in den besseren Zeiten, wo ich noch unverheirathet war, mir so viel zum Abschreiben geben, daß ich täglich doch etwa 15 Ngr. verdiene. Dann kann ich leben und beizu meine poetischen Sachen vollenden.

Und er verspricht:

Gasthäuser und jede unangenehme Berührung für mich, will ich meiden.

Das war am 29. April 1836. Sein Versprechen hielt er schlecht, er stieg nicht bei seiner Frau ab, sondern im Wirthshaus, das bis zu seinem Krankenlager sein täglicher Aufenthalt war, erst als ihn eine rapid vorwärtsschreitende Rückenmarksschwindsucht zum Liegen zwang, suchte er seine Frau auf, die jedoch bis zu seinem Tode unversöhnlich blieb. Wenige Monate darauf, am 12. September 1836 hauchte er in den Armen seiner

vielgeschmähten Mutter, die bis zuletzt mit großer Liebe an ihm hing, seinen Geist aus.

Oft mag er sich vorher mit Selbstmordgedanken getragen haben.

„Wir Alle wollen," schreibt er kurz vor seinem Tode, „durch's kummervolle Leben kommen — schlecht, daß ich mich wundere, den Pfennig vom Leben noch nicht weggeschmissen zu haben. Das Leben hat nur drei Gutes: Frühling, erste Liebe, Krieg. Die einzigen Erfrischungen."

Nachdem ich in dem Vorstehenden die prägnantesten Aeußerungen Grabbes über sein Leben, seine Persönlichkeit, seine Anschauungen, sein Schaffen und seine Schöpfungen aneinandergereiht habe, an deren Hand sich ein treues Bild seines äußeren, wie seines inneren Lebens darstellt, möge ein Wort von ihm, in dem sich seine große Auffassung von der Aufgabe der Dichtkunst kundgiebt, den Beschluß machen:

Die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Geist reinzuwaschen; Himmel, Erde und Unendlichkeit anzudeuten und in sich zu bleiben.

Eins muß man Grabbe nachrühmen, bei aller Großmannssucht, bei allem Jagen nach Erfolg, hat er sich niemals prostituirt, nie eine Zeile geschrieben, in der er seinen künstlerischen Geschmack dem Geschmacke der Menge unterordnete. Es ist tief bedauerlich, daß der hohe Ernst, der ihn in seiner Kunst beseelte, nicht auch auf sein Leben läuternd einwirkte, seinen Charakter so festigte, daß er seinen Jugendexcessen entsagen lernte.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß uns Grabbe ferner steht, als der 25 Jahre vor ihm verstorbene Heinrich von Kleist. Man hat das Gefühl, als wenn Grabbe einer weit entlegeneren Periode angehörte, als dieser Dichter. Nicht zum Mindesten mag daran Schuld sein, daß trotz des dankbaren Gebietes, das sich hier dem geschickten und feinfühligen Dramaturgen aufthut, noch immer seinen meisten Dramen die fördernde Hand eines bühnenkundigen Bearbeiters mangelt. Auch fehlen ihm und seinen Werken die Philologen, wie sie Goethe und Schiller und unsere anderen Klassiker gefunden haben. Seine Dichtungen hegen so viele unvergängliche Schönheiten, daß es wohl der Mühe lohnt, sie von ihren Schlacken zu reinigen, wie es wohl der Dichter selbst gethan haben würde, wenn ihm ein ruhiger Lebensabend beschieden gewesen wäre. An uns ist es jetzt, seine Schöpfungen vor dem völligen Vergessen zu bewahren. Seine Briefe aber bilden wohl die werthvollste Ergänzung zu seinen Schriften, und es kann nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, daß eine neue vollständige Gesammtausgabe von Grabbes Werken, wie sie sich seit Jahren schon immer mehr als eine Nothwendigkeit herausstellt, auf jeden Fall seine Briefe mitenthalten muß. Sie zeigen den Dichter, wie ich in meinem Aufsatz nachgewiesen zu haben glaube, in treuester Beleuchtung, treuer als die dithyrambische Biographie seines Freundes Duller und die etwas nüchterne von Karl Ziegler.



# Das Tagebuch einer schwedischen Königin.

Von

**Ola Hansson.**

— München. —

In Stockholm ist soeben der erste Theil eines umfangreichen Memoirenwerkes aus dem achtzehnten Jahrhundert erschienen, das von hohem politischen und kulturgeschichtlichen Werth zu werden verspricht. Die Aufzeichnungen, die sich über einen Zeitraum von 42 Jahren erstrecken und in französischer Sprache abgefaßt sind, stammen aus der Hand Hedwig Elisabeth Charlottes, der letzten schwedischen Königin aus dem Hause Holstein-Gottorp, welche die Adoptivmutter Bernadottes wurde; und Carl Carlson Bonde, selbst ein Nachkomme in direkter Linie von jenem Carl Knutsson Bonde, der im unruhigen Ausgang des Mittelalters schwedischer König wurde, hat sie in's Schwedische übersetzt und herausgegeben. Einige Monate vor ihrem Tode übergab die Königin das in einem geschlossenen Koffer aufbewahrte Manuskript an zwei Männer aus ihrer Umgebung, die ihr besonderes Vertrauen genossen, den Grafen Ruuth und den Freiherrn Carl Göran Bonde, mit der Erlaubniß, es selbst zu lesen, aber mit der Vorschrift, es nicht vor 50 Jahren nach ihrem Tode zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Der Urenkel des Letzteren, in dessen reichhaltigem Archiv auf dem Schlosse Eriesberg in Södermanland sich das Originalmanuskript befindet, hat sich jetzt — der Absicht der Königin gemäß — die Aufgabe gestellt, das wichtige und amüsante Dokument weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Die fürstliche Verfasserin war 1759 geboren — als Tochter des Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrich August, eines Bruders von Adolf Fredrik, dem Stammvater der Holstein-Gottorpschen Dynastie auf dem schwedischen Königsthron. Da die Ehe Gustavs III. mit der dänischen Prinzessin Sofia Magdalena kinderlos zu bleiben schien, wollte der König zur Sicherung der Thronfolge des Hauses seinem ältesten Bruder Carl — Herzog von Södermanland und später unter dem ruhmlosen

Namen Carl XIII. selbst König — so rasch wie möglich eine Gemahlin verschaffen; und seine Wahl fiel auf die Cousine am kleinen Hofe zu Eutin. Im Mai 1774 wurde ein Gefolge von Hofdamen der jungen Prinzessin zu ihrem Empfang entgegengeschickt. An der Spitze stand die Gräfin von Fersen, die Mutter jenes Axel von Fersen, der später in der Geschichte Marie Antoinettes und bei der Flucht des unglücklichen französischen Königspaares eine so verhängnißvolle Rolle spielte und nach seiner Rückkehr nach Schweden 1810 auf den Straßen Stockholms von der rasenden Menge in grausamer Weise ermordet wurde. Sie war von ihrer Tochter Sophie von Fersen begleitet, die die intimste Freundin Hedwig Elisabeth Charlottes wurde und an die diese ihr in Form von Monatsbriefen gehaltenes Tagebuch gerichtet hat. Die feierliche Trauung fand im Juni in der bekanntlich noch schwedischen Stadt Wismar statt, wobei v. Höpken, Präsident des sogenannten Wismarschen Tribunals, den herzoglichen Bräutigam „par procuration" vertrat; und Anfang Juli kam die sechzehnjährige Braut in ihrer neuen Heimat an.

Die ihr zugedachte Mission, dem Lande einen Thronfolger zu schenken, schien sich in überraschend schneller Weise erfüllen zu wollen. Schon ein paar Wochen nach ihrem Einzug in Stockholm weiß einer der Chronisten seiner Zeit, der Hofkanzler Graf Fredrik Sparre, zu erzählen, daß man die Frucht der glücklichen Ehe bald zu sehen erwarte. Im Januar des folgenden Jahres war die Schwangerschaft der Herzogin eine allgemein angenommene Thatsache, und im April war dieselbe so außer Zweifel gestellt, daß — nach derselben Quelle — die öffentlichen Fürbitten für eine glückliche Niederkunft bald stattfinden sollten. Unterdessen wurde die angehende Mutter mit der größten Sorgfalt und Schonung gepflegt, um einem Mißfall vorzubeugen. In der That scheint eine gewisse Vorsicht auch geboten gewesen zu sein, denn Sparre berichtet in seinem Tagebuch vom März, daß die Herzogin von einem betrunkenen Lakaien, der sich Nachts in ihr Schlafzimmer verirrt hatte, so erschreckt wurde, daß die Aerzte das Schlimmste befürchteten. Ein halbes Jahr später war indessen der Thatbestand noch nicht weiter gekommen, als daß Sparre nochmals die Schwangerschaft der Herzogin als unzweifelhaft bezeichnete; nur fügte er jetzt hinzu, daß dieselbe seit dem Geburtstage des Königs (Januar) zu datiren schiene, wie schon alle Welt es vermuthet habe. Im Oktober ist der Chronist sogar im Stande, einen ganz bestimmten Tag, und zwar den 24. Oktober, für die bevorstehende Niederkunft festzusetzen; unter diesem Datum theilt er dann aber mit, man habe sich um mehrere Monate verrechnet, und die Niederkunft werde erst im Februar stattfinden. Kurze Zeit danach wurde es konstatirt, daß die Herzogin sich überhaupt nicht in gesegneten Umständen befände; und Sparre spricht nie mehr von der Sache. Die Herzogin erwähnt selbst nur ein einziges Mal, im ersten Brief ihres Tagebuchs, August 1775, ihre Schwangerschaft; es heißt darin, daß dieselbe seit mehreren Monaten als ungewiß betrachtet

wurde und daß die Aerzte darüber uneinig gewesen seien. Die ganze Angelegenheit, die ja in auffallender Weise an ähnliche Vorgänge in unserer eigenen Zeit erinnert, war damit — was sie betrifft — erledigt. Der König versöhnte sich unter Vermittlung des Stallmeisters Munck mit seiner Gemahlin; und zur selben Zeit fängt Hedwig Elisabeth Charlotte an, ihr Tagebuch zu schreiben, in dem sie sofort die Munck'sche Angelegenheit aufgreift.

## II.

Dem Tagebuch ist ein Portrait Hedwig Elisabeth Charlottes von dem schwedischen Maler Rostin, vermuthlich aus dem Jahre 1775 stammend, beigefügt. Das Bild ist im Stil der Zeit gehalten, und das Gesicht zeigt in ausgeprägtem Grade den Holstein-Gottorp'schen Familientypus; der Künstler hat aber zugleich eine ganz persönliche und intime Note herausgefunden, — eine gewisse muntere Grazie und gutlaunige Altklugheit, die auch dem Tagebuch eigenthümlich sind. Sie tritt uns in diesem als eine ganz abgerundete kleine Person entgegen, — reinlich und peinlich, zuverlässig und gerade, natürlich in ihrer Anmuth, mit klarem Kopf und unbefangenem Blick, eine gute Beobachterin, neugierig und vorsichtig, kühl und heiter, der höfischen Intriguensucht und dem leichtfertigen Liebesleben ihrer Umgebung, die sie lächerlich und unappetitlich findet, durch Temperament abhold, ohne im Geringsten spröde zu sein, mehr Gefühl als Sinne und mehr Intelligenz als Gefühl.

In einer dem Tagebuch vorgeschickten Einleitung „An den Leser" hat sie übrigens ein Selbstportrait entworfen, in dem sie zeigt, daß sie sich selbst sehr gut gekannt hat und dessen scherzhafte Unerbittlichkeit mit einer anderen Nuance kokett wirken würde. Man höre z. B., wie sie ihr Aeußeres schildert: ... Ich bin von Mittelgröße, ziemlich proportionirt, eher klein als groß ... Meine Stirn ist sehr hoch, was ich ganz geschickt dadurch zu verdecken suche, daß ich das Haar nachlässig darüber fallen lasse; mein Haar ist recht hübsch aschblond, meine Augen sind groß und milde und haben sogar einen zärtlichen Ausdruck, wenn ich will; sie sind von hellblauer Farbe ... Meine Nase ist fast zu groß, um wohl geformt zu sein, sie ist eine Adlernase und hätte besser sein können, wenn ich sie nicht durch Grimassen verdorben hätte, die ich als Kind zu machen pflegte und noch mache, wenn ich nicht daran denke; mein Mund hat dasselbe Schicksal, meine Grimassen haben ihn zu sehr in die Breite gezogen; meine Lippen sind recht schön roth, aber etwas zu groß; meine Zähne sind ganz wohl gestellt und ziemlich weiß, aber zu groß, um schön zu sein, wenn ich lächle, zeige ich zwei Zähne, die wie Wildschweinhauer aussehen. Mein Kinn ist lang und spitz, meine Haut recht weiß, aber fast ohne Farbe, und das Wenige, was davon vorhanden war, hat die Schminke, die ich gebrauche, verdorben; meine Ohren sind klein und wohlgeformt, meine Augenbrauen recht fein gezeichnet. Mein Hals und Busen sind weiß und wohlgeformt.

Meine Figur ist recht gut und ziemlich wohl proportionirt und mein Wuchs gerade; sollte es nicht so erscheinen, so ist das mein eigener Fehler, denn ich kleide mich nachlässig . . . Ich bin sehr reinlich und hasse das Gegentheil. Meine Hände sind häßlich, denn ich mochte als Kind keine Handschuhe anziehen, aber sie sind klein und einigermaßen wohlgebildet. Meine Beine sind gerade und ebenso wie meine Füße wohlgeformt, ja ich kann wohl sagen, sie sind das Beste, was ich habe . . .

Ihre seelische Figur zeichnet die junge Fürstin mit gleich exakter und glaubwürdiger Charakteristik. Sie könne recht schön Klavier und Guitarre spielen, aber ihre allzugroße Lebendigkeit gebe ihr selten Zeit, Takt zu halten. Sie tanze und reite gern und zeichne gut, aber sobald sie sich für solche Sachen ein oder zwei Tage recht passionirt, gehe es rasch über. Das Spiel liebe sie nur, wenn sie nichts Anderes zu thun habe; Farao und Hazard seien das Einzige, dem sie vielleicht Geschmack abgewinnen könne. Sie habe mehr Religion, als die Leute glauben, obgleich sie keine Predigten anhören möge. Von Natur sei sie recht hochmüthig, habe sich aber verstellen gelernt, damit die Leute es nicht merken sollen. Sie verkehre gern vertraulich bis zur Uebertreibung mit ihren Freunden und habe es sehr schwer, den Mittelweg innezuhalten. Sie mache sich gern lustig über das, was Andere thun, und müsse sich ordentlich anstrengen, um es darin nicht zu weit zu treiben. Sie hasse jeden Anschein von Knauserei, und sollte sie zwischen Geiz und Verschwendung wählen, würde sie letzteres vorziehen. Sie sage gern Witziges, schweige aber lieber, wenn sie fürchte, daß es Plattheiten werden könnten. Die Liebe gewinne nicht leicht Macht über ihr Herz, aber wer ihre Freundschaft gewonnen, könne ihrer Beständigkeit sicher sein. Sie sei konsequent in Allem, was sie sich einmal vorgesetzt habe, und es lohne nicht, ihr zu widersprechen, denn sie ändere doch ihre Meinung nicht.

## III.

Der vorliegende erste Theil des Tagebuches umfaßt den Zeitraum 1775—1782. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit den Vorgängen am Hofe und schildert in eingehender und anschaulicher Weise, wie die Hofgesellschaft mit der königlichen Familie voran in der Residenz und auf den umliegenden Schlössern lebte und intriguirte, sich amüsirte und sich bekriegte. Die öffentlichen und ernsteren Tagesangelegenheiten nehmen darin keinen besonders breiten Raum ein, was ja nicht zu verwundern ist, da die Verfasserin noch eine junge Person und anfangs fremd in den neuen Verhältnissen war und sich erst allmählich warm schreiben konnte. Außerdem sind diese Jahre der Regierung Gustavs III. ziemlich leer und still; und der wenigen inner- und außerpolitischen Ereignisse während derselben, wie die Branntweinbrennereifrage, der Reichstag 1778, die bewaffnete Neutralität u. s. w. erwähnt die Briefschreiberin gewissenhaft, ohne freilich dabei etwas Neues mitzutheilen. Sie ist sich auch selbst dieser Einseitigkeit bewußt und setzt sich vor, ihr

Schilderungsgebiet zu erweitern und zu vertiefen, was mit den Jahren auch geschah.

So wie er jetzt vorliegt, wirkt dieser erste Theil als ein einheitliches und abgeschlossenes Ganzes. In der Mitte der zahlreichen und bunten Sippe, die sich in nichtigen Klatschereien und ziemlich abgeschmackten Vergnügungen herumtreibt, und deren einzelne Figuren Charlotte scharf, witzig und humoristisch charakterisirt, stehen drei Hauptpersonen: die Königin-Wittwe, die junge Königin und der König; und die Geschichte, die uns wie auf einer Bühne vorgeführt wird, vereinfacht sich gewissermaßen zu einem tragikomischen Intriguenstück zwischen ihnen — und den Mächten, die hinter ihnen stecken und sie in Bewegung setzen. Und der nervus rerum dieses politischen Familienrührstücks ist der Sohn, der Stammhalter und Thronfolger, der erst lange nicht kommen wollte und dann endlich kam — um den Bruch im königlichen Hause unheilbar zu machen und einen Streit zwischen den beiden höchsten Damen zu entflammen, der erst mit dem Tode der Königin-Wittwe und ohne Versöhnung endete. Es war und blieb nämlich eine offene Frage, ob der kleine Kronprinz ein Holstein-Gottorp oder ein Munck war. Die Aehnlichkeit in Mitteln und Zwecken mit der Geschichte von Caroline Mathilde und Struensee am dänischen Hofe ist ja auffallend; und Charlotte selbst zeigt auch in ihrem Tagebuch mehrmals auf sie hin, indem sie befürchtet, die Geschichte von Kopenhagen würde sich in Stockholm wiederholen können.

Den Nimbus, mit dem die Person des „Bezauberer-Königs“ (tjusarkungen) umwoben worden, hat seine Schwägerin endgiltig zerrissen. Einer der markantesten und besten Züge ihres Tagebuches ist der der augenscheinlichen Wahrhaftigkeit; ihr Ehrgeiz ist, eine aussagende Zeugin über ihre Zeit für die Nachwelt zu sein, und ihre Beobachtungen und Urtheile über die Welt, in der sie lebte, besitzen nicht nur die Frische des unmittelbar Niedergeschriebenen und des intim Vertrauten, sondern stellen ohne Parteinahme und ohne Zurechtrückung Alles, Personen wie Zustände, in jenes alltägliche Licht, wo sie jetzt noch aussehen, wie sie ganz bestimmt einst ausgesehen haben. „Der König,“ schreibt Charlotte, „ist bei Weitem kein schöner Mann, verwachsen, wie er ist sowohl an Gestalt wie an Gesichtszügen, mit der an der einen Seite eingedrückten Stirn. Er hat jedoch schöne und durchdringende Augen und einen scharfen Blick, der einen verzagten Menschen leicht aus der Fassung bringen kann. Mund und Nase sind weder hübsch noch häßlich. Er ist von Mittelgröße mit kleinen Füßen und häßlichen Beinen. Aber auch das stattlichste Aussehen würde verdorben werden durch seine schreckliche Unreinlichkeit, woher auch seine Zähne schmutzig und häßlich und sein Athem übelriechend ist. Er liebt allen Flitter, besonders Juwelen . . . Er kleidet sich trotzdem äußerst nachlässig, und zuweilen sitzen seine Kniehosen so schlecht, daß das nackte Knie hervorguckt; er verabscheut Alles, was eng anliegt, und darum hängen die Kleider ihm nur so am Körper.“ Zu der

neuen „Nationaltracht“, die er als so obligatorisch einführte, daß — wie General Sinclair in seinen Memoiren berichtet — nur Bauern und Geistliche von ihr ausgenommen waren, gehörte auch ein weiter Mantel, der die Hauptaufgabe hatte, seine mißgestaltete Figur zu verbergen.

Er war begabt und besaß gute und umfassende Kenntnisse, fährt seine berichterstattende Schwägerin fort — seine Konversation war angenehm und glänzend, und er wollte immer viele Leute um sich sehen. Im Uebrigen hatte er keine besonderen gesellschaftlichen Talente und keine Freude an körperlichen Bewegungen. Er ritt schlecht und tanzte geschmacklos und ohne Takthalten; von Musik verstand er nicht das Geringste und liebte nur lärmende Melodien. Er machte sich nichts aus Arbeit und wollte mit den Staatsgeschäften meist nichts zu thun haben; die geheimsten Papiere ließ er auf seinem Schreibtisch herumliegen, wo sie zuweilen verschwanden; und er hatte persönlich seinen Beschluß gefaßt, ehe er den Rath seiner Minister einholte. Auf die Etikette hielt er bis zur Narrheit und mit allen Chikanen. Sein größter Wurm war das Theater; anfangs spielte er selbst mit; da aber — wie Charlotte sich ausdrückt — das schwedische Volk einen schauspielernden König nicht mochte, so sah er glücklicherweise ein, daß es sich für einen König besser passe, Schauspieler zu halten, als Schauspieler zu sein. Er war absolut unzuverlässig, und Niemand konnte sich auf seine Versprechungen verlassen. Widerspruch duldete er nicht, und die Schmeichler schwammen obenauf. Neugierig und mißtrauisch, wie er war, hielt er ein ganzes Netz von Polizeispionen durch ganz Stockholm, die nicht nur Alles berichten mußten, was in Familien und im privaten Leben gesagt wurde, sondern die auch Unfrieden zwischen Eheleuten, Eltern, Kindern und anderen Verwandten stifteten und unter seinem besonderen Schutz standen. Eine öffentliche Meinung ließ er nicht gelten, und von der Städtevertretung sagte er, man könne mit ihr machen, was man wolle. Diese Gesinnung wurde ihm damit vergolten, daß er in allen Klassen und Ständen gleich verhaßt und verachtet war: in der Stockholmer Bürgerschaft wie unter den Bauern, in der Flotte wie in der Armee, wo er die hohen Chargen an junge Menschen verkaufte, die große Akkordsummen bezahlen konnten, so daß z. B. fast lauter Knaben von 8 bis 12 Jahren Leutnants, Fähnriche und Cornets waren, und wer es irgend haben konnte, sich aus dem Dienste zurückzog.

Das Bildniß, das Charlotte von der jungen Königin Sofia Magdalena entwirft, weicht gleichfalls von dem traditionellen ab, in dem das Stumpfe und Beschränkte fast allein herrschte. „Meine Aufgabe,“ schreibt sie, „ist zuweilen recht schwer, wenn es sich um solche (Personen) handelt, die unmöglich zu durchschauen sind, und die so wohl ihre innersten Gedanken zu verbergen verstehen, daß sie sich selbst nicht einmal kennen und deswegen ihr ganzes Leben lang für die Welt unerkannt bleiben.“ Ihrer Schwägerin gegenüber befand sie sich in solcher Lage. Diese ist und bleibt ihr, die sich doch die größte Mühe gab, sie zu verstehen, ein unlösbares Räthsel; Niemand

weiß, wo er sie hat; sie hat keinen Umgang, und Niemand gewinnt ihr Vertrauen. Wenn Charlotte zuweilen ihre Gedanken über verschiedene Dinge auszuforschen sucht, kann anfangs ihre Konversation ausgezeichnet Urtheil und Verstand verrathen; aber dann bekam sie mit einem Male kein Wort aus ihr heraus, ohne daß sie wußte, ob das einfach aus Bosheit oder nur aus ihrer verschlossenen Natur und unangebrachten Blödigkeit entsprang. Manchmal schien sie einen guten Kopf, manchmal die vollständigste Einfalt zu verrathen. Nach Charlottes Auffassung war Verstellung der vorherrschende Zug ihres Charakters. Aus Furcht durchschaut zu werden, sprach sie immer so leise, daß man gezwungen war, zu fragen, worauf sie gewöhnlich ihre Meinung änderte und sich auf eine wunderliche Weise verwickelte. Man konnte nie einen bestimmten Bescheid von ihr erhalten, weshalb auch der König sie nie mehr nach was fragte. Der vierte Theil ihrer Einkünfte ging für Wittwen und Vaterlose hin; alles übrige Geld verbrauchte sie für ihre Kleidung; sie konnte sich manchmal dreimal am Vormittag umkleiden; ihr größtes Vergnügen war, sich im Spiegel zu betrachten und unter ihrer Garderobe herumzukramen. Kunstgegenstände, Bücher oder Ausschmückungen ihrer Zimmer kaufte sie nie; ihren künftigen Wittwensitz Strömsholm, eine reizende Stätte, ließ sie in Ruinen fallen. Machte sie hin und wieder Geschenke, so geschah es jedesmal reichlich und königlich.

In ihrer ersten Jugend soll sie sehr schön gewesen sein; jetzt, nachdem sie die dreißig überschritten, fing sie an zu welken. Sie hatte eine schöne römische Nase und einen angenehmen Mund, doch schielte sie ein wenig; ihre Figur war groß und stattlich, mit vielleicht zu üppigem Busen; Arme und Hände weiß und schön, letztere vielleicht zu groß; die Füße häßlich, der Gang unsicher mit nach innen gedrehten Zehen. Ihre Leblosigkeit und automatischen Bewegungen beeinträchtigten den Eindruck ihrer Erscheinung.

Von der Königin-Wittwe Lovisa Ulrika, Friedrichs des Großen Schwester, giebt ihre Schwiegertochter kein Portrait-Medaillon; so wie sie aus den zerstreuten, intimen Schilderungen hervorgeht, entspricht sie völlig dem überlieferten Bilde, — heftig und gebieterisch, herrschsüchtig und intriguant, hart und kräftig in Worten und Handlungen, unbeugsam und störrisch. Gewohnt, wie sie von ihres Mannes Zeiten war, die Hosen anzuhaben, verfiel sie für den Rest ihres Lebens in permanente Naserei, als ihr Sohn, von dem sie selbst ja wußte, daß er keine Mannsperson war, ihr das verweigerte.

## IV.

Graf Axel von Fersen, der Vater der Freundin Charlottes, erzählte ihr einmal Verschiedenes über die Vorgeschichte und den Ausgangspunkt der Zerwürfnisse in der königlichen Familie. Im Jahre 1772 hatte die Königin-Wittwe, die die junge Königin nie hatte leiden können, ihren Sohn zu überreden versucht, seine Gemahlin zu verstoßen. Der König, der damals gänzlich

unter dem Einflusse seiner Mutter stand und der für seine Frau nie eine wärmere Neigung empfunden, vertraute Fersen an, daß er den Wünschen seiner Mutter willfahren würde, und fügte hinzu, dies ließe sich um so leichter machen, da ihre Ehe eben mit Vorbedacht darauf noch nicht vollzogen worden wäre. Es gelang Fersen, ihn von diesem Schritte abzuhalten; von der Stunde aber verlor die Königin-Mutter das Vertrauen des Königs.

Die Vollziehung der Ehe ging erst im Jahre 1775 vor sich, nachdem die an eine Schwangerschaft der neuvermählten Herzogin geknüpften Hoffnungen gescheitert waren, und unter der Vermittlung Muncks. Diese Vermittlerrolle wurde indessen in sehr eigenthümlicher Weise gehandhabt. Nachdem der Stallmeister das hohe Paar zusammengeführt hatte, wobei sich dasselbe in seiner Anwesenheit feierlich versöhnte, begleitete er immer den König, wenn dieser sich Nachts zu seiner Gemahlin begab. Eine der Kammerfrauen der Königin war nämlich seine Geliebte, bei der er die paar Stunden bequem zubringen konnte, während deren er auf seinen Herrn warten mußte. Verwechslungen allerlei Art waren ja unter solchen Umständen nicht ausgeschlossen; eine genügende Kontrolle ließ sich jedenfalls nicht herstellen, auch wenn sich einige Hofdamen aus Neugier hinter einen Schirm in der Garderobe der Königin versteckten, um auszuschnüffeln, wie es bei diesen nächtlichen Besuchen eigentlich zuging, oder wenn — wie es später hieß, — die Gardegrenadiere, die Posten vor der Thür der Königin standen, Munck oft in der Nacht dort hinein gehen gesehen haben sollen. Die nächste Folge war denn auch, daß die Annahme immer verbreiteter wurde, Munck sei unter dem Deckmantel eines Vertrauensmanns des königlichen Paares der Liebhaber der Königin, besonders nachdem diese ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen Ring mit einem großen Solitär und eine Uhr mit ihrem von Juwelen umrahmten Bild geschenkt hatte, — „das stattlichste Geschenk, das je von der königlichen Familie an eine einzelne Person in Schweden gegeben worden," schreibt Graf Sparre in seinem Tagebuch. Die Königin that auch merkwürdigerweise Alles, um die Umgebung in diesem Verdacht zu bestärken; sie, die sonst gemessen und zurückgezogen in Herrengesellschaft war, sprach immerwährend vertraulich mit Munck und unterhielt sich z. B. lange flüsternd und eifrig mit ihm in einer Fensternische, während der Hof zusah. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß ein so beflissenes Sichkompromittiren eher auf eine sichtliche Ablenkung von einem anderen Thatbestand hindeutet.

Anfang 1778 hieß es, die Königin sei in gesegneten Umständen, und sofort brach der Sturm im königlichen Hause los. Bei der Probe eines Ballets nahm die Königin-Wittwe Charlotte mit sich in ein Nebenzimmer und ermahnte sie und den Herzog, auf ihrer Hut zu sein, damit nicht ihre Rechte durch einen Bastard geschmälert würden; sie befürchte nämlich, das Kind sei nicht vom König. Als Charlotte besänftigende Worte sprach, erwiderte die Königin-Wittwe: „Ich glaube, der König ist selbst mit bei der Sache, und er hat die Königin zu dieser Intrigue verlockt, da er

sehr gut weiß, daß er selbst auf andere Weise keine Kinder bekommen kann;" und als Charlotte es ablehnte, ihrem Gemahl in dieser Angelegenheit Vorstellungen zu machen, erklärte sie, sie würde selbst mit ihrem Sohne sprechen. Dies geschah denn auch, und die Folge war, daß der Herzog Munck zu sich rufen ließ und ihm mittheilte, was die Königin-Wittwe über die Schwangerschaft der Königin gesagt habe. Munck berichtete sofort das Ganze an den König; und es kam nach einem weiteren Gespräche zwischen den beiden Brüdern zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn, worin sie ihn beschuldigte, selbst seine Gemahlin überredet zu haben, Munck zum Liebhaber zu nehmen.

Um eine Versöhnung herbeizuführen und den König zu bewegen, seine Mutter zu besuchen und ihr zu verzeihen, fanden sich sämmtliche Mitglieder des Königshauses eines Tages Anfang Mai bei ihm ein — das Herzogspaar und die beiden noch unverheiratheten Lieblingskinder der alten Königin: die Prinzessin Sofia Albertina, eine verzogene und unansehnliche Person, und der jüngste Sohn Fredrik Adolf, ein hübscher und lebenslustiger junger Mann, der eine beständige Neigung hatte, sich mit Hofdamen oder anderen Adelsdamen zu verheirathen. Besonders Letzterer sprach lange und eindringlich in den König ein. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß während der stürmischen Reichstage der „Freiheitszeit" nur die Einigkeit zwischen Vater und Mutter die Familie vor Untergang bewahrt; und würde diese Kette einmal zerrissen, so wäre es zu Ende mit ihrem ruhigen Dasein. Er fügte hinzu, daß nicht blos die Königin-Mutter, sondern die ganze Stadt von der Sache rede und glaube, der König sei kein rechtes Mannsbild, und daß er aus diesem Grunde die Königin verlockt habe, sich solchermaßen einen Erben des Reichs zu verschaffen. Der König forderte darauf seinen Bruder auf, sich mit ihm in's Nebenzimmer zu begeben, wo er ihm zeigen würde, daß man sich in Betreff des erwähnten Punktes irre. Gegen alle Vorstellungen beharrte der König auf Einem: wenn seine Mutter nur die Königin gekränkt, so hätte das nicht so viel auf sich, aber das, wessen sie ihn beschuldigt habe, das könne er nicht vergeben; sie habe vergessen, daß sie seine Mutter sei, er müsse deshalb vergessen, daß er ihr Sohn sei. Nach anderthalbstündigen Verhandlungen, wobei sie schließlich alle vier sich vor dem König auf die Knie warfen, so daß er zu Thränen gerührt wurde, gelang es, ihn zu bewegen, sich mit Charlotte zur Königin zu begeben, um sie zu veranlassen, der Königin-Mutter zu verzeihen. Dort ging jedoch der König allein zur Königin hinein; und als Charlotte dann eingelassen wurde, erklärte die Königin, sie könne ihrer Schwiegermutter nicht verzeihen, und umarmte den König. Nun wollte sich Charlotte auch vor ihr auf die Knie werfen, der König beschwor sie, das ja nicht zu thun, da durch die Aufregung leicht eine Fehlgeburt eintreten könne. Charlotte wandte ein, daß die Königin nicht so angegriffen aussehe, aber der König führte sie aus dem Zimmer. Auf Charlottes Einreden gestand doch der König ein, daß er selbst die

Königin veranlaßt hatte, Nein zu sagen. Neuer Rückzug in das Zimmer der Königin, neue Beschwörungen, neues Nein.

Einen Monat später wurde ein feierliches Dokument aufgesetzt, in dem die Königin-Mutter das zu erwartende Kind als echt anerkannte; es wurde von ihr, sämmtlichen Mitgliedern des königlichen Hauses und sechs Reichsräthen unterzeichnet und im Archiv des Ritterhauses deponirt. Der König wurde immer neugieriger und mißtrauischer, die Königin immer mürrischer. Ihre vertraute Hofdame, Frau Ehrengranat, äußerte diplomatisch gegen Charlotte: „Wenn das Kind auch wirklich nicht echt wäre, was macht das dem König? Er wird es doch als sein eigenes betrachten. Und es ist ja auch ganz gleichgiltig, wenn Schweden nur einen Thronerben bekommt ..."

Am 1. November wurde der Thronerbe geboren. Charlotte schien die Einzige gewesen zu sein, die ihre Ruhe bewahrte. Sie erzählt, daß die nun folgenden Freuden- und Zornesausbrüche und Familienauftritte sie noch während des Niederschreibens mit Grauen erfüllen. Ein Bote war mit einem eigenhändigen Brief des Königs an die Königin-Mutter geschickt. Alle erwarteten gespannt ihre Antwort. Der König ging in ein Nebenzimmer und kam blaß und verstört zurück. Er reichte den Brief an Charlottes Gemahl, der auch erbleichte und fast umfiel, worauf der jüngste Bruder ihm den Brief aus der Hand riß. Er „hatte kaum Zeit zu lesen, als er schon das Bewußtsein verlor, in Konvulsionen fiel, die er leicht bekommt, und dem König in die Arme sank, den er mit sich zog, so daß Beide umfielen." Als man Beide wieder auf die Beine gebracht, sagte der König: „Mein Bruder ist nun vollkommen gerechtfertigt." Charlotte hatte inzwischen ihren Mann rasch aus dem Zimmer geführt, damit nicht auch er Konvulsionen bekam, was recht häufig zu geschehen pflegte.

Die Hauptsätze des Briefes lauteten: „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter, und diese heilige Eigenschaft kann nicht aus meinem Herzen vertilgt werden ... Ich hoffe, daß die Zeit den Schleier vor Ihren Augen zerreißen wird. Dann werden Sie mir Recht widerfahren lassen ..." Das Benehmen der Königin-Mutter erweckte große Entrüstung am Hofe und in der Bevölkerung. Sie deutete den Inhalt ihres Briefes nun wieder um und veranlaßte noch eine Reihe stürmischer Scenen in der Familie; da sie zugleich weder aß noch schlief, schreckliche Worte gegen den König ausstieß und konvulsivische Anfälle bekam, fürchtete ihr jüngster und Lieblingssohn für ihren Verstand; sie dagegen beschuldigte ihn, sie verkauft zu haben, da er vom König ein Geschenk von einigen tausend Reichsthalern angenommen.

Inzwischen wurde der kleine Kronprinz getauft. Gevatter waren die Deputirten der vier Stände des gerade versammelten Reichstags; Charlotte trug ihn zur Kirche. Eine Menge Unglücksfälle: Feuersbrünste, Geldverluste, Todesfälle und besonders die auf eine unerklärte Weise bei einem öffentlichen Tanzvergnügen zur Feier der Genesung der Königin zertretenen und umgekommenen hundert Personen, — alles das wurde als böse Vorzeichen ausgelegt.

## V.

Das Verhältniß zwischen dem König und der Königin-Mutter verschlechterte sich mit den Jahren immer mehr, zugleich mit ihrer zunehmenden Krankheit. Als Charlotte sie z. B. einmal wieder im Juni 1781 auf Aufforderung des Königs besuchte, der nach Südschweden reisen und sich vorher über ihren Zustand vergewissern wollte, sagte sie zu ihr: „Es ist mir ganz gleichgiltig, ob er Theilnahme für mich hat oder nicht. Ich will weder von ihm noch von seinem Bastard was hören. Ich gebe Beiden meinen Fluch und verbiete Ihnen, Madame, je mit mir über sie zu reden, denn ich will ihr Dasein zu vergessen suchen. Es sind nur meine Juwelen, die ihn verlocken und an die er nach meinem Tode will. Jetzt bildet er sich wahrscheinlich ein, daß ich so krank bin, daß ich sterbe, und ist wahrscheinlich bange, daß ich sie an jemand Anderen verschenke." Charlotte erzählt nun weiter, wie sie es im Verlauf des Gesprächs sorgfältig vermied, vom König zu reden; das war aber seiner Mutter garnicht recht; sie kam immer wieder selbst auf ihn zurück; sobald aber Charlotte darauf einging, verbot sie ihr gleich, ihn zu nennen; Versöhnung wäre nur möglich, wenn er sich ihren Bedingungen unterwerfe und sie in Gegenwart von Zeugen um Verzeihung bitte.

Im April 1782 war die Königin wieder in gesegneten Umständen. Charlotte erfuhr nicht eher etwas Bestimmtes darüber, als am Tage vor Anordnung der öffentlichen Fürbitten. Gleichzeitig empfingen sie, ihr Gemahl und die sechs Reichsräthe und Reichsräthinnen, die zur Entbindung eingeladen waren, ein Cirkulärschreiben des Königs, worüber viel gelacht wurde.

Im Juni 1782 gab der Zustand der Königin-Mutter zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Starkes Fieber und Schnupfen ließen eine Lungenentzündung befürchten, die sie schon öfters gehabt. Die Königin-Mutter bewohnte Schloß Svartsjö; die Königin bezog das benachbarte Schloß Drottningholm, um dort ihre Entbindung abzuwarten. Je näher diese rückte, desto mehr verschlimmerte sich die Krankheit der Königin-Mutter. Die Zeit verging in beständigen Verhandlungen, ob und unter welchen Bedingungen der König, der seine Mutter seit vier Jahren nicht gesehen, sie besuchen solle. Er suchte durch Charlotte und Andere Erkundigungen einzuziehen, ob sie wirklich dem Tode so nahe sei, weil er sie nur dann, und zwar mit dem kleinen Kronprinzen, besuchen wolle. Die Königin gab zu Letzterem ihre Einwilligung, — mit der Bemerkung, der Kleine gehöre dem Staat an. Nach vielem Hin und Her stellte die Königin-Mutter die Bedingung, sie würde den König und den Kronprinzen nur empfangen, wenn die Königin mitfolgte.

Es glimmte nun, wie Charlotte sich ausdrückt, wie Feuer unter der Asche bis zum 13.; an diesem Tag ließ der König anspannen und fuhr nach Swartsjö. Zugleich traf er Anordnung wegen öffentlicher Fürbitten für seine sterbende Mutter. Diese erklärte sich endlich bereit, den König empfangen zu wollen unter der Bedingung, daß er sich schriftlich verpflichte,

ihr Testament im Voraus gutzuheißen. Der König schrieb diese Verpflichtung in französischer Sprache; und der Herausgeber, der sie in seinem Archiv besitzt, theilt sie in derselben mit, obgleich er sonst Alles aus dem Französischen in's Schwedische übersetzt hat. Die Echtheit des Papiers ist auf der Rückseite von der Prinzessin Sofia Albertina bezeugt.

Die Begegnung zwischen dem König und seiner Mutter war anfangs kalt, wurde dann wärmer, wieder kühler; und endlich war sie doch ganz gerührt, als ihr der Großsohn gebracht wurde. Sie ließ ihn ungern von sich, sagte dann aber zu Charlotte: „. . . Unter uns gesagt, fürchte ich, es wird nie was aus diesem Knaben."

Am folgenden Tag erschien der König beim Besuch seiner Mutter ganz verändert; er war schweigsam und verlegen und hatte Eile; und der Grund war noch sonderbarer als sein Benehmen, sagt Charlotte; denn er wollte am Abend zur Theatervorstellung und verlangte auch von ihr, sie solle mit dabei sein, was sie mit dem Einwand ablehnte, man könne doch nicht öffentliche Fürbitten abhalten lassen und zugleich in's Theater gehen. Der König blieb nur eine Stunde; und als Mutter und Sohn anfingen, über politische Angelegenheiten zu sprechen, ging Charlotte aus dem Zimmer.

Am 15. Nachmittags kamen nach Drottningholm zum König Nachrichten, daß es mit seiner Mutter aufs Aeußerste gehe. Charlotte, die gerade dort war, wollte sofort nach Svartsjö zurück; der König forderte sie auf, mit ihm zu fahren, und zog dann die Abfahrt stundenlang hin. Auf Charlottes Vorstellungen erwiderte er: „Ich hoffe, sie ist todt, ehe ich hinkomme; es gefällt mir wirklich wenig in dem Augenblick da zu sein." Allein mit ihr im Wagen, ersuchte er Charlotte, falls er im Todesaugenblick zu erschüttert sein sollte, ihm behilflich zu sein, seinen Kragen aufzuknöpfen; er trüge nämlich ein Freimaurerzeichen um den Hals und vor ihr, die auch Freimaurer war, brauchte er das nicht zu verhehlen. Endlich in Svartsjö angekommen, wo die Königin-Wittwe etwas besser zu sein schien, fragte der König die Aerzte, wie oft sie solche Aufzüge arrangiren wollten, ehe die Königin-Mutter gestorben oder gesund geworden sei. Er blieb nur eine Stunde.

Um 1 Uhr Nachts begann der Todeskampf und war so heftig, daß man ihr Schreien ein paar Zimmer weit hören konnte. Nach 3 starb sie unter einem Erstickungsanfall. Dem König sollte die Nachricht bei seinem Erwachen mitgetheilt werden.

Während der Todesnacht schickten Prinz Fredrik und seine Schwester, wie Charlotte weiter erzählt, den Geschäftsführer der Königin-Mutter und ihren Neger nach Schloß Fredrikshof, um — wie sie sagten, auf ihren Befehl — ihre dort aufbewahrten Papiere abholen zu lassen. Einige Stunden nach dem Tode der Königin-Mutter merkte Charlotte, daß der Prinz, die Prinzessin und der ganze Hof verschwunden waren. Sie fand sie in einem Zimmer eingeschlossen, die Papiere lesend und verbrennend. Charlotte ging sofort hinaus, wurde aber nach einer halben Stunde von

den Geschwistern aufgesucht, die sie baten, wenn der König nach den Papieren fragen sollte, zu erklären, sie wären auf Befehl der Königin-Mutter verbrannt. Charlotte willigte ein unter der Bedingung, daß sie nie Gebrauch von den unverbrannt verbliebenen Papieren machen würden. Unter den Papieren befanden sich wahrscheinlich die angefangenen Memoiren der Königin-Mutter und ihre Korrespondenz mit dem König von Preußen; aber letztere wäre es nicht nöthig gewesen zu verbrennen, da der König nach dem Bruch alle ihre Briefe von Berlin öffnete, ehe sie ihr zugingen.

Eine Woche vor ihrem Tode hatte die Königin-Mutter an ihren Sohn, den König, einen Brief in beglaubigter Abschrift mit ihrem letzten Willen gerichtet, in dem es u. A. heißt: „ . . . Mein Lebenslauf ist zu Ende, und Ihnen habe ich die Befriedigung zu danken, die ich empfinde, ihn schließen zu können . . . Ich übergebe meinem jüngsten Sohn und meiner Tochter mein Mobiliar, meine Schmucksachen und Alles, was ich besitze, zu gleichen Theilen; und sollten Sie unter irgend welchem Vorwand das Allergeringste davon ausnehmen, so beben Sie, denn dann spreche ich den Fluch aus, den undankbare Söhne verdienen; erfüllen Sie dagegen diesen meinen Willen, so wird er Sie nicht treffen, und ich überlasse Sie blos Ihren Gewissensqualen, die die einzigen Tugenden eines Verbrechers sind." Die Juwelen und die verbrannten Papiere wurmten noch eine Weile weiter und regten zu allerlei Familienstreitigkeiten an.

Am 25. August war ein neuer kleiner Prinz da. Charlotte erzählt, daß seine Geburt sehr leicht von Statten ging; desto schwerer war er, während sie ihn zur Taufe trug. Gevattern waren die meisten Potentaten Europas.

In allen Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern der königlichen Familie sollte Charlotte die Vermittlerin und Friedensstifterin sein. Sie sollte schlichten zwischen Mutter und Sohn, zwischen Mutter und Tochter, zwischen den Brüdern. Sie war ja auch, durch Stellung und Charakter, in allen Stücken dazu geeignet; und die Würdenträger des schwedischen Hofes sagten ihr, sie sei die Einzige, die diese schwierige Aufgabe mit einiger Aussicht auf Erfolg erfüllen könnte. Sie sagten ihr aber zugleich, daß sie dabei schließlich doch nur selbst einfallen und die Kosten tragen würde. Das sah sie denn auch, durch bittere Erfahrungen belehrt, immer mehr ein und beschloß, sich lieber aus dem Spiel zu ziehen, da sie Niemandem nützen und nur sich selbst schaden konnte. Sie theilt diesen Entschluß an mehreren Stellen in ihrem Tagebuch mit, das übrigens den Eindruck macht, als ob es an eine ganz andere Stelle als an die Hofdame von Fersen gerichtet wäre, und zwar eine politisch einflußreiche Stelle, von wo sie ihre Weisungen bekam und wo sie über alle Persönlichkeiten, Zustände und Vorgänge am schwedischen Hofe in ihrer gewissenhaften Art Bericht abstattete.

---



# Die Heeresreform und Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns für den Dreibund.

Von

**A. Kogalla von Bieberstein.**

— Breslau. —

Nach der umfassenden Heeresorganisation von 1868/69, nach dem den Kaiserstaat in seinen Grundfesten erschütternden Kriege von 1866, welche die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf breitere und festere Grundlagen stellte, sieht sich dessen Regierung nach Verlauf von über 3 Jahrzehnten heute veranlaßt, gegenüber den erweiterten militärischen Aufgaben, die sein Bündnißverhältniß und die heutige politische Situation, in Anbetracht der inzwischen erfolgten Gebietserweiterung auf der Balkanhalbinsel, sowie der gesteigerten Rüstungen aller Mächte, darunter selbst des benachbarten Rumäniens, an sie stellen, eine vor der Hand allerdings nur verhältnißmäßig geringe, jedoch um so unabweisbarere Heeresverstärkung durchzuführen und zugleich eine jenen gesteigerten Aufgaben entsprechendere und umfassendere Ausgestaltung der Wehrmacht mit der Einführung der 2jährigen Dienstzeit in's Auge zu fassen und auch der künftigen Erweiterung und Befestigung seiner maritimen Machtmittel und Stellung erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Beides aber erscheint im heutigen Zeitpunkt um so mehr für Oesterreich-Ungarn angezeigt und auch angängig, als sowohl die Bevölkerungszunahme des Kaiserstaats um 10 Millionen in den letzten 3 Jahrzehnten, wie auch die im Ganzen günstigere Gestaltung seiner wirthschaftlichen Lage jene Ausgestaltung zulassen.

Allerdings soll eine die Aufgaben der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns erleichternde Militärkonvention zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien bestehen, die sich dem Dreibund eng anschließt, und der zufolge bei einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn Rumänien angeblich mit

4 Armeekorps, wovon $2^1/_2$ am Pruth und $1^1/_2$ gegen Bulgarien in Aktion treten würden. Allein jene Konvention würde die militärischen Aufgaben Oesterreich-Ungarns nur in diesem einen, allerdings besonders wichtigen Fall erleichtern, in den übrigen jedoch nicht, und überdies sind, wenn auch die persönliche Vertragstreue König Karols außer allem Zweifel stände, Konventionen mit den Balkanstaaten derartig unberechenbaren Einflüssen unterworfen, daß auf sie auf die Dauer nicht zu zählen ist.

Oesterreich-Ungarn war nach der Heeresreorganisation von 1868, wenn es auch sorgfältig den militärischen Anforderungen der Neuzeit folgte und entsprechende Neuformationen, jedoch auf Kosten des etatsmäßigen Truppenstandes, einführte, mit Ausnahme einer geringen Rekrutenverstärkung 1889, in dem Gesammt-Friedensstande seines Heeres zurückgeblieben, und zwar namentlich im Verhältniß zu den übrigen großen Militärmächten, etwa mit Ausnahme Italiens. Nicht nur die allgemeine politische, sondern insbesondere auch die geographische Lage der Monarchie, die, wie der ungarische Landesvertheidigungsminister, Baron Fejervary, unlängst hervorhob, davon berührt erscheint, wenn irgendwo in Europa eine Bewegung sich bemerklich macht, erfordert heut eine Verstärkung der Wehrmacht des Reiches, und zwar soll dieselbe zunächst für das Jahr 1903 in einer Erhöhung des Rekrutenkontingents um etwa 22000 Mann und einer solchen des Landwehrrekrutenkontingents um 4500 Mann bestehen. Die Erhöhung des Gesammttruppenbestandes wird sich nach Verlauf von 3 Jahren auf 32742 Mann, der ständige Mehrbedarf von Rekruten auf 21300 Mann, die Kosten sich für 1903 auf 4000000 Kr., für 1904 auf 7 Millionen Kr. und nach vollständiger Durchführung der Vorlage auf 20 Millionen Kr. für die Gesammtmonarchie stellen.

Seit 1889 wurden dem Truppenstande etwa 30000 Mann für Neuformationen entzogen, die zum Theil aus dem Plus bestritten wurden, um welches im Jahre 1889 das Rekrutenkontingent mit einer durch die thatsächliche Entwickelung gerechtfertigten Voraussicht höher festgestellt wurde. Heute aber wird in Folge der mit der Regelung des Geschützwesens, darunter der Aufstellung von 42 Haubitzbatterieen 2c. zusammenhängenden Neuformationen, sowie eines Neubedarfs der Marine in Folge Ausrüstung neuer Schiffe und in Folge der geplanten umfassenden Artillerie-Reform ein Bedarf erforderlich, der die Erhöhung des Rekrutenkontingents unumgänglich nothwendig macht. Die Kosten der beabsichtigten Reformen werden, wenn dieselben im Jahre 1906 zur vollen Entwickelung gediehen sind, wie erwähnt, für die Gesammtmonarchie 20 Millionen Kronen betragen. Allein sowohl die Ergebnisse der Volkszählung, sowie der Umstand, daß wegen der Vollzähligkeit der Stände von Jahr zu Jahr eine große Anzahl Wehrfähiger zur Ersatzreserve verwandt wird, wie auch die Ausweise der Staatseinnahmen rechtfertigen die Annahme, daß weder die geforderten Blut- noch die Geldopfer für Oesterreich-Ungarn unerschwinglich sind. Den Wünschen

Ungarns hinsichtlich der Fahnen, Embleme und Wappen soll im Sinne der gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisse entsprochen werden, und ebenso demjenigen, daß ungarische Offiziere möglichst bei ungarischen Truppentheilen eingestellt werden, und ebenso die Frage eines neuen militärstrafrechtlichen Verfahrens nunmehr zur endlichen Erledigung gelangen.

Was die Frage der Einführung der 2jährigen Dienstzeit in Oesterreich-Ungarn betrifft; so hatte noch im März des Vorjahres der österreichische Landesvertheidigungsminister, Graf Welsersheimb, im Abgeordnetenhause erklärt, die Einführung der 2jährigen Dienstzeit, welche den Wegfall aller Erleichterungen mit sich führen würde, brächte neben großen Kosten viele Bedenken mit sich. Er müsse offen und ehrlich sagen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen könne von einer Verminderung der Wehrpflicht nicht die Rede sein. Auch der unlängst zurückgetretene Reichskriegsminister Baron von Krieghammer war ein entschiedener Gegner derselben. Heute aber scheint sich in dieser Hinsicht eine Wandlung zu vollziehen, und es treten Stimmen von Gewicht, wie z. B. diejenige des officiösen Fremdenblatts und diejenigen militärischer Autoren wie F. v. Bolgar, sowie namhafter Militärs auf, welche bemerken, die Frage der 2jährigen Dienstzeit lasse sich nicht mehr von der Hand weisen, und von dem neuen Reichskriegsminister von Pitreich gilt, daß derselbe auch in dieser Hinsicht andern Anschauungen huldige und der Reform unter der Voraussetzung nicht abgeneigt sei, daß sie dem deutschen Muster nachgebildet werde, und daß für die Kavallerie und für die technischen Truppen die 3jährige, für die Kriegsmarine aber die 4jährige Präsenzzeit in Geltung bleibe. Allerdings erklärte der ungarische Landesvertheidigungsminister mit Bezug auf die Frage, daß die 2jährige Dienstzeit dem Lande schwere Opfer auferlege und, wenn sie gut vorbereitet werden solle, auch ziemliche Zeit in Anspruch nehme, und verwies auf die Rückkehr zur 3jährigen Dienstzeit nach 19jähriger Dauer der 2jährigen in Deutschland 1851, und auf die dortige Wiedereinführung der 2jährigen Dienstzeit unter Opfern, die Oesterreich-Ungarn nie zu erschwingen im Stande sei, verschloß sich jedoch nicht der Erwägung der Frage, ohne jedoch, da sie nicht von ihm allein abhänge, im Voraus zu ihr Stellung zu nehmen. Der österreichische Landesvertheidigungsminister aber wies im Abgeordnetenhause auf den Präsenzstand des österreichisch-ungarischen Heeres im Vergleich zu demjenigen Deutschlands und Frankreichs hin und bemerkte, daß derselbe die Hälfte desjenigen dieser beiden Staaten betrage. Militärischerseits sei jedoch die Frage der 2jährigen Dienstzeit eine noch nicht endgiltig gelöste. Darüber aber sei man einig, daß dieselbe für Unteroffiziere absolut nicht genüge. Ihre Einführung werde eine Aenderung fundamentaler Bestimmungen des Wahlgesetzes unter theilweiser Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstpflicht für die Marine, einzelne Waffen- und Dienstzweige, sowie für die Unteroffiziere gegen eine angemessene Kompensation, ferner die Heranziehung der nicht aus besonders begünstigten

Titeln bisher als überzählig in die Ersatzreserve Eingetretenen zur aktiven Dienstleistung, und außerdem eine entsprechende Ausgestaltung der Friedensorganisation des Heeres, eine Verbesserung der Aktivitätsverhältnisse und der Versorgung der Gardisten und länger dienenden Unteroffiziere und die Sicherstellung der Kosten, welche in Oesterreich größer sein würden als in Deutschland und Frankreich, nothwendig machen." Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird jedoch im Reichskriegsministerium eingehend erwogen und in der nächsten Session den Parlamenten der betreffende Bericht über dieselbe zugehen.

Bei dieser Lage der die Heeresreform Oesterreich-Ungarns betreffenden Verhältnisse, die, da die ungarische Unabhängigkeitspartei zur energischen Bekämpfung, mindestens Obstruirung der neuen Wehrvorlage bis über den nächsten Rekruteneinstellungstermin hinaus entschlossen ist, heftige Kämpfe mit sich bringen dürfte, kann die derzeitige Wehrvorlage nur als eine unerläßliche erste Etappe zu einer entsprechenderen Ausgestaltung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns, und im Hinblick auf ein neues, sich an die spätere eventuelle Einführung der 2jährigen Dienstzeit knüpfendes Wehrgesetz mit einer Verstärkung des Rekrutenkontingents von rund 100000 auf etwa 150000 bis 180000 Mann, somit nur als ein Zwischenstadium jener Ausgestaltung gelten. Denn erst die Schaffung neuer großer taktischer Einheiten und Schlachtkörper, wie diejenigen von etwa 2 Armeekorps und der entsprechenden Kavalleriedivisionen, würden den Kaiserstaat in den Stand setzen, den möglicherweise an ihn herantretenden militärischen Aufgaben, der Leistungsfähigkeit und Machtstellung des Landes entsprechend, gerecht zu werden.

Eine Großmacht wie Oesterreich-Ungarn von 45 Millionen Einwohnern kann in Anbetracht der heutigen Friedenspräsenzstärken der Heere der übrigen Großmächte, und zwar nicht nur derjenigen ihrer Bundesgenossen, sondern namentlich auch ihrer präsumtiven Gegner, nicht auf die Dauer bei einer Friedenspräsenzziffer von inkl. Landwehr 336502 Mann und einem Rekrutenkontingent von 126013 Mann inkl. Landwehr stehen bleiben, ohne sowohl die Qualität ihres Heeres, wie auch ihr politisches Machtgewicht im europäischen Staatenkonzert zu gefährden, das sich in erster Linie auf eine entsprechende und in jeder Hinsicht kriegstüchtige Wehrmacht stützen muß.

In Folge der neuen Gruppirung der Mächte des Kontinents in Bündnissen mehrerer Staaten erscheint dieses Machtgewicht zwar bestimmt, zuerst in den Fällen zur Geltung zu kommen, in welchen der casus foederis eintritt, und scheinen Kriege einzelner Großmächte des Kontinents unter einander, in Folge der bestehenden Bündnisse in absehbarer Zeit ausgeschlossen. Dies schließt jedoch die Forderung keineswegs aus, daß jeder in den Bündnissen einbegriffene Staat dasjenige Schwergewicht seiner Wehrmacht in die Wagschale derselben zu werfen im Stande sein muß, welches ihm ohne übermäßige wirthschaftliche Belastung zu tragen möglich

ist. Aus dem Gesichtspunkt der militärischen Leistungsfähigkeit und Aufgaben Oesterreich-Ungarns im Dreibunde seien daher im Folgenden die Anforderungen betrachtet, denen seine Wehrmacht in dieser Hinsicht unterliegt.

Oesterreich-Ungarn befand sich bisher in der glücklichen Lage, für seine Wehrmacht einen im Verhältniß zu Frankreich, Rußland und Deutschland nur mäßigen Mittelaufwand zu bestreiten. Seine durchschnittliche Heeresstärke betrug im letzten Jahrzehnt (bis 1901 inkl.) nur 350657 Mann, sein Heeresbudget in jenem Zeitraum etwa 282,4 bis 383,4 Millionen Mark, während die Heeresstärke Rußlands sich auf durchschnittlich etwa 900000 Mann bezifferte, und dessen Heeresbudget zwischen 479,2 und 699,6 Millionen Mark schwankte, und die Heeresstärke Frankreichs sich auf 615825 Köpfe, sein Heeresbudget sich von 498 Millionen auf 554,8 Millionen und dasjenige Deutschlands sich von 541,6 Millionen auf 662 Millionen und seine Heeresstärke von 492246 Mann auf 604168 Mann erhöhte. Bei einer Bevölkerung von 45 Millionen gegenüber 106 Millionen Rußlands (exkl. Asien), 39 Millionen Frankreichs und 56 Millionen Deutschlands, blieb daher Oesterreich-Ungarn, selbst unter Berücksichtigung seiner erheblich geringeren Gesammteinnahmen, wie diejenigen der genannten Mächte*), in seinen Leistungen für die Wehrmacht zurück, so daß sich die Regierung Kaiser Franz Josefs genöthigt sah, nicht nur weil in den letzten Jahrzehnten neue Truppenformationen und Heereseinrichtungen entstanden, bezw. auch für die Festungsartillerie, Feldtelegraphie und den Train geplant sind, und die Kriegsmarine um eine Anzahl Schiffe vermehrt worden war, sondern wohl auch, worauf die bei Verlängerung des Dreibunds in Aussicht gestellte Rekrutenkontingents-Erhöhung hindeutete, um den Aufgaben, die der Dreibund eventuell an die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns stellt, gerecht zu werden, mit der neuen Wehrvorlage vor die Parlamente zu treten. Da aber diese Vorlage die Anzahl der großen Kampfeinheiten des österreichisch-ungarischen Heeres nicht vermehrt, sondern nur dessen Friedenspräsenzstärke steigert, und seine Artillerie vor der Hand nur um 42 Haubitzbatterien und ihre Gebirgsbatterien verstärkt, und allerdings die Einführung von Schnellfeuergeschützen beschlossen ist, so erscheint in Anbetracht der verhältnißmäßig geringen Anzahl der österreichisch-ungarischen Armeekorps, und zwar 15 bei 45 Millionen Einwohnern, gegenüber 23 bei 56 Millionen Deutschlands, 12 bei 32 Millionen Italiens, und 20 bei 39 Millionen Frankreichs, die auf eine angemessene Friedenspräsenzstärke der Truppen basirte kriegsmäßige Ausbildung und Schlagfertigkeit der ersteren, sowie die Verstärkung des Kerns für die Kriegsformationen doppelt unerläßlich, um

---

*) Die Gesammtbudgets der Mächte stellen sich für Oesterreich-Ungarn auf etwa 2707 Millionen Kronen, für Rußland auf 1788 1/2 Million Rubel, für Italien auf 1812 Millionen Lire, für Frankreich auf 3555 Millionen Franks, für Deutschland auf 3350 Millionen Mark.

dieser verhältnißmäßig geringen Anzahl von Armeekorps die vollste militärische Leistungsfähigkeit zu sichern. Um das Beispiel der Hauptwaffe, die Infanterie herauszugreifen, so vermögen Bataillone von 375 Köpfen normalen Friedensstandes, wie die österreichisch-ungarischen, mit Bataillonen von 570—640 Mann, wie die deutschen, und solchen von 475 Mann, wie die russischen, und von 506—600 Mann wie die französischen, und selbst von 445 Mann, wie die italienischen, an kriegsmäßiger Ausbildung und sonstigen Eigenschaften als Kern der Kriegsformationen offenbar nicht zu konkurriren. Wenn allerdings die militärisch stärkste Macht im Dreibunde, Deutschland, unlängst ihr stehendes Heer um 40 Regimenter à 2 Bataillone und 3 Armeekorps vermehrte, so sind doch in dieser Vermehrung die bereits bestehenden 3. Divisionen des XI., XII. und II. Kgl. bayerischen Armeekorps, sowie die früheren 4ten Bataillone inbegriffen, und kann diese Heeresverstärkung, zumal den neuen Armeekorps noch die entsprechenden Reserveformationen fehlen dürften, in gewisser Richtung durch den Umstand als ausgeglichen gelten, als Italien, bei einem Kriege zwischen Zweibund und Dreibund, fortan nicht mehr zum Eingreifen am Oberrhein verpflichtet ist. Somit aber vermag jene Heeresvermehrung die übrigen Dreibundsmächte nicht von einer durch die Verhältnisse geforderten Verstärkung ihrer Wehrmacht zu entbinden. Jener Kriegsfall aber dürfte für die Bewerthung der militärischen Aufgaben Oesterreich-Ungarns im Dreibunde und die Bemessung seiner Wehrmacht, wenn nicht an erster, so doch jedenfalls besonders wichtiger Stelle zu Grunde zu legen sein.

So sehr die derzeitige, Dauer versprechende, friedliche Gesammtlage auch jenen Kriegsfall als für lange Zeit ausgeschlossen gelten läßt, muß derselbe dennoch der Beurtheilung der militärischen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der verbündeten Staaten zur Basis dienen. Der Dreibund würde aber in jenem Kriege gleichzeitig nach Westen und Osten Front zu machen haben und, da sein Bahnnetz die Mobilmachungsbereitschaft und die Dislokation seiner Truppen begünstigt, zweifellos auf beiden Fronten die Offensive ergreifen. In diesem Kriegsfall würden die Aufgaben der österreichisch-ungarischen Flotte, um ihrer vorweg zu gedenken, darin bestehen, sich womöglich mit der Flotte Italiens zum gemeinsamen Widerstande gegen das französische Mittelmeergeschwader zu vereinigen. Allein in Anbetracht der bedeutenden Entfernung, die die beiden ersteren Flotten trennt, und der mit Bestimmtheit zu erwartenden schleunigsten Offensive des französischen Mittelmeergeschwaders, muß diese Möglichkeit, von ganz besonderen Umständen abgesehen, als ausgeschlossen gelten. Dagegen würde es in den Bereich der lösbaren Aufgaben der österreichisch-ungarischen Flotte fallen, etwa durch eine Diversion, die sich auf die italienischerseits stark befestigte Straße von Messina oder den Kriegshafen Tarent stützt, einen Theil des französischen Mittelmeergeschwaders von der italienischen Flotte abzulenken und der letzteren dadurch eine Unterstützung

zu gewähren. Ferner aber würde die österreichisch-ungarische Flotte bestrebt sein, sich auf der Adria zu behaupten und die heimatlichen Küsten und Häfen zu schützen. Das Landheer Oesterreich-Ungarns aber würde, durch die Bundesgenossenschaft Italiens im Rücken völlig gedeckt, mit sämmtlichen Armeekorps, mit Ausnahme des XV., welches die Okkupationsgebiete besetzt halten müßte, auf der Ost-Front gegen den östlichen Gegner zur Verwendung gelangen können.

Auf der Ostfront gliedert sich das betreffende Kriegstheater, sowohl der Dislokation der beiderseitigen Streitkräfte wie dem Eisenbahnnetz und namentlich auch der geographischen Beschaffenheit nach, in zwei Hauptkriegsschauplätze, in einen nördlichen und einen südlichen, die durch das weite Gebiet der für Heeresoperationen unpassirbaren Pripetzsümpfe von einander getrennt sind und als deren Hauptoperationslinien die Linien: Warschau-Wilna-Petersburg im Norden und Lemberg-Kiew im Süden hervortreten. Ein zweites und zwar künstliches Hinderniß, welches zu dieser Trennung beiträgt, bildet das starke russische Festungsdreieck Lutzk-Dubno-Rowno. Den westlichen Theil des nördlichen Kriegsschauplatzes bildet das von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppendislokationen rings umfaßte russische Polen. Da nun die Hauptmacht der deutschen 23 Armeekorps und ihrer Reserveformationen auf der Westfront gegen das gesammte französische Heer bis auf etwa 3 an der italienischen Alpengrenze beschäftigte Armeekorps desselben, und die für eine Landungsunternehmung an der italienischen Küste bei Rom und eine Diversion gegen Sicilien erforderlichen Streitkräfte beschäftigt sein wird, so würde der größere Theil des österreichisch-ungarischen Heeres, und zwar ein Theil der zunächst der russisch-polnischen Grenze dislocirten, sowie die leicht dorthin zu transportirenden Armeekorps desselben, zur Lösung der gemeinsamen Aufgabe der Niederwerfung des gefährlichsten Gegners, sich gegen den nördlichen Theil des östlichen Kriegsschauplatzes, das russische Polen, wenden müssen, um, im Verein mit den dort auftretenden deutschen Streitkräften, das hier gegenübertretende Gros der russischen Truppen und die starke russische Vertheidigungsstellung im Festungsviereck Nowo-Giorgiewsk-Warschau-Iwangorod-Brest-Litewsk zu überwältigen, indem er zugleich angemessene Streitkräfte gegen Lutzk und das dortige, russische Festungsdreieck entsendet. Die diesem Dreieck gegenüber, sowie in der südöstlichen Hälfte Oesterreich-Ungarns 2c. dislocirten Armeekorps aber würden die Offensive auf dem südrussischen Kriegsschauplatz ergreifen und die Festungen Dubno und Rowno, schon der wichtigen von ihnen beherrschten Bahnverbindung halber, zu überwältigen oder einzuschließen, oder durch Umgehungsbahnen zu umgehen suchen und ihr Vorgehen demnächst gegen Kiew richten.

Die Verhältnisse liegen somit auf der Ostfront des Dreibunds derart, daß der hier kämpfende kleinere Theil des deutschen Heeres, da dessen Hauptmacht den Stoß fast gegen das gesammte französische Heer auf der

Westfront zu führen hat, unbedingt der vollwichtigen Unterstützung der Hauptmacht des österreichisch-ungarischen Heeres bedarf, da in Russisch-Polen und ihm östlich benachbart, allein $11^1/_2$ russische Armeekorps, eine Anzahl Reserve- und Festungsbrigaden, 2 Kavalleriekorps und im Ganzen $11^1/_2$ Kavallerie-Divisionen, sowie das Korps der Grenzwache und sonstige starke Reserven der Truppentheile dislocirt sind. Da aber Frankreich im angenommenen Kriegsfall unter Heranziehung seines XIX. Korps aus Algier, bis auf etwa eine dort zurückbleibende Division, nach Entsendung von 3 Armeekorps an die italienische Alpengrenze und etwa eines Armeekorps gegen Rom und der Division von Tunis gegen Sicilien, mit etwa 15 Armeekorps und deren Reserveformationen gegen den nördlichen Theil der Westfront des Dreibunds aufzutreten vermag, so würde deutscherseits etwa die gleiche Anzahl Armeekorps mit ihren Reserveformationen dieser Streitmacht gegenüber treten müssen, und daher etwa 8—9 deutsche Armeekorps zur Verwendung auf der Ostfront verfügbar sein. Aus der deutschen Truppendislokation in größerer oder geringerer Nähe der deutschen Ostgrenze ergiebt sich, daß etwa die 9 dort dislocirten Armeekorps und zwar das 1., 17. und 2., das 5., 3. und Garde-Korps, sowie das 6., 12. und XIX., in drei Armeen formirt, gegen die befestigte Weichsel-Bug- und Narew-Linie und das russisch-polnische Festungsviereck die Offensive ergreifen würden, während die nördliche Gruppe der österreichisch-ungarischen Streitkräfte die Südfront des russisch-polnischen Festungsvierecks angriffe, die südliche Gruppe dagegen im altrussischen Gebiet auf Kiew operirte. Da die russischen Streitkräfte in Russisch-Polen, abgesehen von Vorstößen ihrer starken Kavallerie, der ihnen entgegentretenden Uebermacht gegenüber, zunächst in defensiver Haltung, gestützt auf die Weichsel- und die Bug-Narew-Barriere und das Festungsviereck anzunehmen wären, um das Eintreffen der russischen Streitkräfte aus dem Innern des Reiches und deren Eingreifen in den Kampf zu ermöglichen, so würde es sich auf dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz zunächst für die deutsche Armee um Kämpfe gegen vorbereitete russische Vertheidigungsstellungen an Weichsel, Bug und Narew und für die österreichisch-ungarische Nordarmee um solche vor und zwischen Jwangorod und Brest-Litewsk, sowie für beide um diejenigen gegen Festungen handeln.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß beide Armeen, ungeachtet der starken russischen Truppenanhäufung in Russisch-Polen, vor den russischen Armeen die Offensive zu ergreifen vermögen. Denn sowohl die dichtere Truppendislokation an der Grenze Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, wie die raschere Mobilmachung in beiden Staaten, sowie das weit entwickeltere Bahnnetz derselben, weist sie auf die Offensive hin. Die Anlage des ausgedehnten russischen Grenzbefestigungsgürtels, der von Kowno und Grodno am Niemen den Bobr, Narew und Bugabschnitt entlang zur mittleren Weichsel nach Warschau und Jwangorod reicht und in den Lagerfestungen

Bjalystok und Brest-Litewsk seine rückwärtige Verstärkung findet, weist ferner deutlich weit weniger auf eine russische Offensive, wie darauf hin, daß Rußland in seinen westlichen Gebieten im Kriegsfall eine deutsch-österreichische Offensive erwartet und sich ihr gegenüber schützen will. Sie weist darauf hin, daß die russische Heeresleitung mit der in neuerer Zeit erfolgten Verstärkung jenes Befestigungsgürtels bestrebt ist, die Mobilmachung und den Aufmarsch ihrer Streitkräfte zu sichern, da, wie erwähnt, die Entwickelung des russischen, für dieselben in erster Linie in Betracht kommenden Eisenbahnnetzes hinter derjenigen des deutschen und österreichisch-ungarischen außerordentlich zurücksteht. Noch in den 90er Jahren erklärte der damalige Direktor des russischen Militär-Eisenbahnwesens, Oberst Wendrich, in einem Vortrag über die Vorbereitungen der Eisenbahnverwaltungen für den „Krieg", daß das Eisenbahnnetz Preußens 14 mal und dasjenige Oesterreich-Ungarns 8 mal dichter als das russische Schienennetz sei, und seit jener Zeit hat sich das russische Bahnnetz nicht derart entwickelt, um diese Ueberlegenheit in belangreicher Weise aufzuheben. Diese Ueberlegenheit aber kommt nicht nur für die Mobilmachung, sondern auch für den strategischen Aufmarsch und den Nachschub der Heere in Betracht, und die russische Mobilmachung nimmt, wie in einer Kommissionssitzung des deutschen Reichstags von amtlicher Seite erklärt wurde, 7 Tage mehr in Anspruch, als die deutsche, und ähnlich dürfte der Vorsprung der Mobilmachung Oesterreich-Ungarns sein. Für den Aufmarsch an der Westgrenze Rußlands aber stehen russischerseits nur 8 von Osten nach Westen durchgehende Bahnlinien, deutscher und österreichisch-ungarischerseits dagegen etwa 10 bezw. 7 von Westen nach Osten durchgehende Bahnlinien zur Verfügung. Wenn Rußland nun auch über 25 Armeekorps mit 52 Divisionen exkl. seiner asiatischen Truppen und über eine sehr starke Kavallerie, gegenüber den auf der Ostfront des Dreibunds disponiblen 8—9 deutschen und 14 österreichisch-ungarischen Armeekorps verfügt, so dürfte es doch kaum seine beiden Kaukasus-Armeekorps aus ihren zum Theil neu erworbenen, früher türkischen Gebieten auf seiner Westfront verwenden können, und deren etwa dorthin entsandten Theile würden überdies für die wichtigen ersten Hauptentscheidungen zu spät eintreffen. Derart aber stellt sich die beiderseitige Stärke an Armeekorps der 1. Linie fast gleich; nämlich etwa 23 gegenüber 23, nebst den beiderseitigen schwer zu bestimmenden Reserveformationen. Von welcher Bedeutung bei diesem Kräfteverhältniß der Werth eines eventuellen Eintretens Rumäniens bei dessen Kriegsstärke von 156000 Mann, mit etwa 4 seiner dafür verfügbaren Armeekorps, für den Dreibund sein würde, bedarf keiner besonderen Begründung.

Die große Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns für den Dreibund läßt sich somit wie folgt resumiren: Die österreichisch-ungarische Flotte vermindert dadurch, daß sie Streitkräfte des französischen Mittelmeergeschwaders auf sich lenkt, die, wie aus den jüngsten Indiskretionen

des Marineministers Pelletan hervorgeht, allerdings immer noch sehr bedeutende Ueberlegenheit desselben über die italienische Flotte, jedoch kaum bei den wichtigen ersten Seeentscheidungen des angenommenen Krieges, und sie vermag kräftig zum Schutz der heimischen Häfen und Küsten beizutragen. Sie mindert zugleich die Möglichkeit für Frankreich einen Theil seines Mittelmeergeschwaders nach den nordischen Gewässern zu senden. Das Landheer Oesterreich-Ungarns aber gestattet durch sein volles Einsetzen auf der Ostfront des Dreibunds nicht nur, daß Deutschland seine Hauptkräfte auf der Westfront gegen Frankreich zur Geltung bringt, sondern auch, daß die Streitkräfte des Dreibunds auf der Ostfront in der wichtigen ersten Phase des Krieges, dem Kern des russischen Heeres in Russisch-Polen mit numerischer Ueberlegenheit gegenüber zu treten vermögen, bevor die weiter im Innern dislocirten russischen Armeekorps sich mit ihm zu vereinigen im Stande sind. Das Gleiche gilt aber annähernd auch für den südrussischen Kriegsschauplatz. Diese Ueberlegenheit vermag jedoch nur dann völlig zur Geltung zu gelangen, wenn sie durch die höchste Kriegstüchtigkeit auch der Truppen Oesterreich-Ungarns unterstützt wird. Für diese aber sind genügende Friedenspräsenzstärken für eine kriegsgemäße Ausbildung und eine den heutigen Anforderungen an die Feuerbeherrschung der Gefechtsfelder entsprechende Dotirung der Feldartillerie mit Steilfeuerbatterieen sowie eine ausreichende an Train, Feldtelegraphie ꝛc. und nach Maßgabe des Vorgehens der übrigen Mächte, die Einführung von Schnellfeuergeschützen neuesten Modells, unerläßliche Vorbedingungen. Ob jedoch jene Kriegstüchtigkeit, bei den besonderen Verhältnissen der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns, namentlich der Vielsprachigkeit und verschiedenen Sinnesart seiner verschiedenen Volksstämme, und deren z. Th. noch geringem Bildungsniveau, die Bereitstellung der erforderlichen Mittel vorausgesetzt, auch mit der zweijährigen Dienstzeit der Infanterie zu erreichen ist, darüber werden die militärischen Autoritäten des Reiches und dessen Parlamente auf Grund der beschlossenen Prüfung seitens der ersteren zu entscheiden haben.

Es erscheint von Interesse, zum Schluß einen Blick auf die mit der neuen Wehrvorlage beabsichtigte Verstärkung der österreichisch-ungarischen Marine und die Pläne zu werfen, die für die Ausgestaltung der maritimen Position Oesterreich-Ungarns an der Adria gehegt werden. Schon die Ernennung des Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand, zum Admiral der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine im September des Vorjahres konnte als ein Symptom dafür gelten, daß österreichischerseits ein reges Interesse für jene Ausgestaltung erwacht ist, da der Erzherzog als von dem Wunsche beseelt gilt, die österreichisch-ungarische Kriegsflotte auf den Stand zu bringen, welcher der militärischen und politischen Bedeutung der habsburgischen Großmacht entspricht. Cirkulirte doch von ihm der Ausspruch: „daß Oesterreich-Ungarn mindestens 20 Flaggschiffe haben müsse, um seine historische Stellung in der Adria zu behaupten und seinem Seehandel neue Wege eröffnen zu

können.“ Ferner wird den jüngsten zum ersten Male stattfindenden größeren kombinirten Manövern der österreichisch-ungarischen Flotte im Süden ihres Hauptkriegshafens Pola, zwischen diesem und der Insel Lussinpiccolo, ganz besondere Bedeutung beigemessen, da von jetzt ab häufiger größere Flottenmanöver abgehalten werden sollen, und jene ersten wahrscheinlich der Ausgangspunkt für eine bedeutende Verstärkung der maritimen Stellung des Kaiserstaats an der Adria zu bilden bestimmt waren und vor dem ihnen beiwohnenden Kaiserlichen Kriegsherrn die Begründung gewisser, vorher schon ausgesprochener militärischen Erfordernisse darlegen sollten. Es soll danach vorgeschlagen sein, den Festungsgürtel Polas gegen Südosten zu verstärken und der Flotte zwischen dem Kriegshafen von Teodo und dem von Pola, am mittleren Theil der dalmatinischen Küste, und somit auf einer Küstenausdehnung von 409 km einen mittleren Stützpunkt zu geben, der der Flotte als mittelbare Operationsbasis zu dienen vermag. Man erachtet den befestigten Hafen in der Bucht von Cattaro für zu entfernt gelegen von einem nördlichen Aktionsplatz, da Teodo nur als Operationsstützpunkt für den Süden gedacht ist. In früherer Zeit waren Lissa und die Insel Lessina stark befestigt; nachdem aber diese Werke aufgelassen wurden, hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, etwa in der Gegend von Spalato, einen neuen Stützpunkt zu schaffen. Nur vorübergehend hatte man Trau in Betracht gezogen, neuerdings aber Sebenico in's Auge gefaßt, das von jeher als geeigneter Stützpunkt erschien, da dasselbe an einer geräumigen, gut geschützten Bucht, am Eingange des von hohen, kahlen Gebirgszügen eingeschlossenen langen Fjords von Sardones liegt, der bis heut, allerdings nur für Schiffe von geringem Tiefgang, passirbar ist. Noch heute trägt die höchste Erhebung von Sebenico das alte verlassene Fort „Il Barone“, während das Fort San Nicolo am Eingange der Bucht armirt ist. Es scheint daher, daß sich die Pläne Sebenico zuwenden, auch gilt als beabsichtigt, den rückwärtigen Theil des vielgewundenen Fjords durch einen Kanal nordwestwärts mit dem Meere zu verbinden, um dem Hafen einen zweiten Eingang in Nähe der Inselgruppe vor der Insel Morter zu verschaffen, ein Plan, der allerdings durch die dortige Beschaffenheit der Küste nicht motivirt erscheint. Ob die hier angedeuteten, namentlich für die Erreichung der Anzahl von 20 Flaggschiffen sehr beträchtliche Mittelaufwendungen erfordernden Pläne die künftige Zustimmung der in Mittelbewilligungen für die Wehrmacht schwierigen Parlamente Oesterreich-Ungarns finden werden, und damit dessen Vorherrschaft in der Adria erreicht werden würde, muß allerdings dahin gestellt bleiben.

Was die unlängst aufgetretene Nachricht betrifft, die für das nächste Frühjahr beschlossene Entsendung eines starken österreichisch-ungarischen Geschwaders in die Gewässer des ägäischen Meeres, und darunter den Golf von Saloniki, erfolge, um den Forderungen Oesterreich-Ungarns betreffs der makedonischen Frage Nachdruck zu verleihen, so wurde dieselbe bereits endgiltig dementirt. Allein sie bringt in Erinnerung, daß in Oesterreich-

Ungarn, wo man sich von der inferioren Situation seiner in ein Meeresbecken eingeschlossenen ganz ungenügend bezw. unzulänglich durch Befestigungen geschützten Haupthandelshäfen, Triest und Fiume, welches seine Flotte zu beherrschen bis jetzt nicht beanspruchen kann, Rechenschaft giebt, Wünsche betreffs Salonikis gehegt werden, dessen Besitz den Einfluß Oesterreich-Ungarns im Mittelmeer wesentlich fördern würde.

Was die Forderungen der neuen Wehrvorlage für die Kriegsmarine betrifft, so soll dieselbe durch die von ihnen bedingte Erhöhung ihres Mannschaftsstandes von 7500 Mann um 3000 Mann auf 10 500 Mann verstärkt werden. Das alljährliche Rekrutenkontingent für die Marine, das bisher 1875 Mann betrug, wird sich danach in Zukunft auf 2625 Mann stellen, und der Stand der präsent dienenden Matrosenmannschaft im ersten Jahre der Kontingents-Erhöhung 8250 Mann betragen. Da in der Kriegsmarine die vierjährige Liniendienstpflicht besteht, so wird die Standesvermehrung in 4 Raten erfolgen, und der neue Stand von 10 500 Mann erst im Januar 1906 thatsächlich erreicht werden. Die angestrebte Mannschaftsvermehrung ist hauptsächlich durch den in Aussicht genommenen Ausbau der Flotte, speciell durch die in den Jahren 1903 bis 1906 successive erfolgende Einrichtung der großen Thurmschlachtschiffe der „Habsburg" und „A"-Klasse in die Liste der Schlachtflotte veranlaßt. Der vorerwähnte Modus der successiven Standeserhöhung genügt vollständig, um den nach und nach entstehenden Mannschafts-Erfordernissen Rechnung zu tragen. Die Nothwendigkeit, für die successive einzureihenden Schlachtschiffe die Bedienungsmannschaft bereitzustellen, wird in Marinekreisen als eine so dringende bezeichnet, daß im Falle, daß die Wehrvorlage nicht bewilligt werden sollte, das Heer für den Bedarf der Flotte aus seinem Bestande aufkommen müßte. Mit dem Gesammtstande von 10 500 Mann wollen die leitenden Marinekreise in der Lage sein, für eine größere Vertretung von Oesterreich-Ungarns Seemacht im Auslande Sorge zu tragen. Zugleich soll eine Wiederkehr des gegenwärtigen Zustandes vermieden werden, in welchem die gesammten momentan in Ausrüstung befindlichen Seestreitmittel Oesterreich-Ungarns lediglich in einem kleineren Thurmschiffe in der Adria und einem mittleren Kreuzer in China bestehen.

Wie ersichtlich, sind auch die Forderungen für die Verstärkung der maritimen Wehrmacht Oesterreich-Ungarns keine bedeutenden, und der als ein künftiges Ziel vorschwebende Stand von 20 Flaggschiffen und der Erreichung der Vorherrschaft in der Adria ist selbstverständlich mit ihnen keineswegs erreicht. Jedenfalls können aber auch sie, wie diejenigen für die Heeresverstärkung in den Kreisen des Dreibunds nur mit Genugthuung begrüßt werden, da sie dessen Wehrkraft, wenn auch noch keineswegs in dem österreich-ungarischerseits erwünschten Maße, stärken und damit die fernere Aufrechterhaltung des Friedens in Europa zu fördern geeignet sind.

---



# Die Vorbereitung für den Richter- und höheren Verwaltungsdienst.

Von

**Kurd von Strantz.**

— Berlin. —

Die beiden in Preußen für den Beamtennachwuchs zuständigen Minister haben bei Zulassung der Realschulen für das Rechtsstudium dem humanistischen Gymnasium und dem seligen römischen Recht ein recht unzeitgemäßes Lob gesungen. Der schuldige Geheimrath mag ja wirklich das schlechte Latein des corpus juris gelesen haben. Aber man sollte doch die Thatsache nicht so offen zugeben, daß das bürgerliche Gesetzbuch trotz aller seiner Vorzüge nur das Pandektenlehrbuch des alten Windscheid in verbesserter Auflage darstellt. Schreiber dieser Zeilen hat das Referendarexamen vor dem Kammergericht und die Gerichtsassessorprüfung mit dem Prädikat „Gut" bestanden, ohne je das byzantinische Völkerrecht der Justinianeischen Spruchsammlung in der Ursprache oder Uebersetzung gelesen zu haben. In 10 Minuten lehrte ihm sein Einpauker das Aufschlagen, und in der Referendarprüfung las er es das erste und letzte Mal. Sein Verständniß der beiden übertragenen Stellen wurde gelobt. Wie können bei dieser persönlichen Erfahrung die Herren Minister behaupten, daß ein guter Jurist das undeutsche Recht gelesen haben müsse, das wir endlich im Bodenrecht ganz ausgemerzt und im ganzen Handels- und Seerecht niemals angewandt haben? Den einzigen praktischen Nutzen vom Latein hat Schreiber dadurch gehabt, daß er das Küchenlatein der alten Familienurkunden verstand. Die Germania des Tacitus wurde natürlich in den beiden Primanerjahren in der Schule nicht gelesen.

Ehe wir bei der Vorbildung unserer Beamten in der Verwaltung und Rechtsprechung nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß das sonst sehr

schätzenswerthe sogenannte römische Recht des hellenisirten Völkergemischs des östlichen Mittelmeerbeckens ein uns volksfremdes Erzeugniß einer unserer Volksseele widerwärtigen Geistesrichtung ist und nur noch geschichtlichen Werth besitzt, wird stets der Zwiespalt zwischen fremdem Juristenrecht und lebendigem Volksrecht klaffen. Das unverstandene fremde Wissen der durchschnittlich mittelmäßigen Richter, die natürlich nicht sämmtlich Leuchten der Wissenschaft sein können, bedingt eine fraglos häufig bedenkliche Rechtsprechung, freilich nicht im Sinne der Socialisten, da in dieser Beziehung das gute Herz der Richter manchmal in Gegensatz zum Buchstaben des Gesetzes tritt, der stets entscheidend sein muß, soll das Recht nicht in Willkür ausarten.

Der Justizminister rühmte die bessere Universitätsausbildung der Rechtsbeflissenen gegen früher, besonders durch die praktischen Uebungen, ein Geschäft, das wohl sonst allein der Einpauker besorgte, also jetzt nur billiger, da deren theure Bezahlung fortfällt. Indessen soll man den Stand der Einpauker nicht herabsetzen, da gerade in Preußen für beide Assessorexamen die besondere Vorbereitung durch solche Kräfte noch heute üblich ist. Der Schreiber hat dieser Nachhilfe ohne Schaden für das Ergebniß freilich beim Assessorexamen entrathen müssen. Die Langweiligkeit der Vorlesungen besonders beim spröden und langweiligen Stoff der Pandekten ist dadurch jedoch nicht aufgehoben. Schreiber hat nur den französischen Vortrag dieser angeblichen Grundlage unseres Rechtswissens erdulden können. Jedenfalls übertraf der Geist des Franzosen wesentlich das einförmige Ablesen des deutschen Gelehrten. Trotz aller Vorliebe für unser nationales Recht war leider die Verzapfung des deutschen Privatrechts durch den Germanisten Beseler nicht minder unerträglich. Der alte Herr las auch bloß sein vorzügliches Lehrbuch ab, das sonst ein Schatz für unser heimisches Recht ist. Nach meiner Kenntniß ist eine Besserung in der Unterhaltsamkeit der Vorlesungen kaum eingetreten. Wenn Sohm die Institutionen interessant zu machen verstand, warum können das seine Amtsgenossen nicht? Die Staatswissenschaften, wozu eigentlich Treitschkes Politik in erster Reihe gehört hätte, waren damals freilich durch Gneist und Wagner vertreten. Aber die Mehrzahl der Juristen blieb beim ledernen reinen Recht.

Verlangt man eigentlich höchst selbstverständlich für den Verwaltungsbeamten ein reiches volkswirthschaftliches Wissen, so ist es ungebührlich, den Juristen davon auszuschließen, der täglich über die geschäftlichen Verhältnisse des Lebens urtheilen soll. Welche weltfremde Stubengelehrsamkeit hat diese klare Erkenntniß bisher verhindert? Uebrigens ist in der Mehrzahl der Bundesstaaten das Gerichtsassessorexamen die alleinige letzte Prüfung auch für die Verwaltung, und fast nirgends wird in den Staatswissenschaften, besonders in Steuerpolitik und Volkswirthschaft, geprüft. Ist schon die einseitige juristische Vorbildung für den Richter fehlerhaft, so ist sie geradezu sündhaft für den Verwaltungsbeamten, der dann sein Leben lang an einer formalen, oberflächlichen Auffassung krankt, obschon er im Gegensatz zum

Juristen den thatsächlichen Verhältnissen einen weiten Spielraum bei seiner Entscheidung lassen soll. Auch in Preußen ergänzt sich die gesammte nicht technische Eisenbahnverwaltung und sogar eine größere Zahl der Angehörigen der allgemeinen Staatsverwaltung aus Gerichtsassessoren, die auch für den auswärtigen Dienst unpassender Weise den Bedarf stellen, obschon die Konsulargerichtsbarkeit nur noch unbedeutend ist und der Schwerpunkt des Auswärtigen Amtes auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiet liegt.

Siegte in den Schulkonferenzen schon der beschuldigte Schulmeister, der doch in eigener Sache nicht Richter sein kann, so bedeutet die Verlängerung des Rechtsstudiums einen gleichen Erfolg der Professoren, deren unzulänglicher Vortrag die Hörer aus den Kollegien scheucht. Ein Einpauker besorgt in einem Jahre auch für mittelmäßige Köpfe die für die Referendarsprüfung erforderliche Aufspeicherung des Rechtsstoffs, sicherlich ein unerfreuliches Verfahren auf wenig wissenschaftlicher Grundlage. Aber auch der Professor trägt nicht Anderes vor, und die kluge Abkürzung und Verdichtung des Stoffes ist kaum ein Uebel. Das bloße Wissen, besonders des römischen Rechts, macht noch nicht den Juristen. Da das Rechtsstudium die Vorbereitung für die Beamtenlaufbahn sein soll, ist es viel wichtiger, daß die Professoren selbst eine Ahnung der Praxis haben. Sie sind aber lediglich Theoretiker, und unter Umständen ist ihre Weisheit in einem guten Lehrbuch viel übersichtlicher und klarer enthalten. Sie bieten ja in der Regel gar nichts Anderes, als diese Lehrbücher, die sie ablesen. Ihnen daher die Ablegung des Assessorexamens aufzuerlegen, ist nur ein billiges Verlangen.

In den Kleinstaaten genügt noch heut ein 3jähriges Referendariat. Aber hier herrscht der Mißbrauch der Referendare zu Gerichtsschreibern. Altenburg ist wenigstens so verständig, den Referendaren 800 Thlr. Gehalt für diese Schreiberthätigkeit zu geben. Die Bundesstaaten sparen so viele Gerichtsschreibergehalte, als sie Referendare beschäftigen, was ein unwürdiger Zustand ist. Bei Beschwerden erhält der Referendar stets Unrecht, wenn er dieses bestimmungswidrige Verhalten rügt. Natürlich bedauern die Herren Justizminister diesen Unfug, aber hüten sich aus Angst vor den Finanzkollegen, dem Uebel zu steuern. Die Landgerichtspräsidenten haben übrigens auch hierfür gar nicht das erforderliche Schreiberpersonal. Vier Wochen Gerichtsschreiberdienst genügt aber für jeden verständigen Menschen, um die Kenntniß des Betriebes zu erlangen. Thatsächlich dauert aber diese unwürdige Beschäftigung 4 Jahre. Schreiber hat außer belanglosen Straf- und Eheurtheilen das erste wirkliche Urtheil erst im Assessorexamen zur Bearbeitung empfangen. Also zum Beweis der Urtheilskraft hätte er wohl gleich nach kurzer Kenntniß des praktischen Prozeßbetriebs die 2. Staatsprüfung in diesem wichtigsten Punkte bestehen können. Statt das Studium zu verlängern, verkürze man die theoretische und praktische Vorbildung, die man dann entsprechend verbessere. Zum Referendar- und Assessorexamen genügen je 2 Jahre auch für mäßige Geister, die leider durch die Prüfungen

nicht abgehalten werden, einst Recht zu sprechen und durch ihre Entscheidungen das Staunen vernünftiger Leute zu erwecken. Hier müßte freilich die Möglichkeit gegeben sein, unfähige Richter wie Rechtsanwälte aus dem Amte zu entfernen. Zur Zeit ist es gesetzlich ausgeschlossen, solchen gemeingefährlichen Richtern und Rechtsbeiständen das Handwerk zu legen, zumal diese Leute persönlich die ehrenhaftesten Menschen sein können, die in einem anderen Beruf keinerlei Schaden anrichten würden. Der Rechtsmittelzug kann ja bei offenbarer aus Thorheit begangener Rechtsverkennung Abhilfe schaffen; aber der Laie sieht häufig nicht den wahren Grund seines Mißgeschicks vor Gericht ein. Schlimmer ist es aber noch mit der Unsterblichkeit unfähiger Anwälte bestellt, gegen deren Thaten es überhaupt kein Mittel der Heilung einer Rechtsverletzung giebt. Der Einwand, daß sie schließlich keine Kunden mehr finden würden, ist hinfällig, da die Mehrzahl der Rechtssuchenden zur Unterscheidung eines tüchtigen von einem schlechten Anwalt bei unseren heutigen Juristen recht unfähig ist. Es hat sich daher das gefährliche und sittlich bedenkliche Gewohnheitsrecht ausgebildet, daß bessere Anwälte nur gegen besonderes Honorar die Prozeßvertretung übernehmen, also die Gebührenordnung ausschalten und ihren Beruf als Erwerbsgeschäft betreiben. Ein guter Anwalt ist aber leider trotz dieser Honorarforderung immer noch billiger, als ein unfähiger. Das Standesbewußtsein der Anwälte muß jedoch bei solcher Sachlage leiden.

Der Besserungseifer der Gesetzgeber findet also ein reichliches Arbeitsfeld, aber der vorliegende Erlaß ist völlig bedeutungslos für unser Beamtenthum, das dank der verkehrten humanistischen Schulbildung und gleich undeutschen theoretischen Vorbereitung seine beste Kraft erst aus der Praxis schöpfen muß. Die Ausdehnung der theilweise zwecklosen Vorbereitungszeit schädigt blos die weniger bemittelten Elemente, die häufig die besten sind. Das Vorwiegen der haute finance im Beamtenthum wäre sicherlich ein Schaden, dessen Wirkungen die Güte und arbeitsame Anspruchslosigkeit unseres deutschen Beamtenstandes gefährden müßten. Der Qualität der Richter ist es aber abträglich, daß nicht blos die Juden, sondern auch arme Christen lieber zur Rechtsanwaltschaft übergehen, da ihnen die Kärglichkeit der Besoldung die Richterlaufbahn nicht gestattet. Aus diesen socialen Gründen sind eine erhebliche Verkürzung der Vorbereitung unter Verstärkung des Studieneifers und zugleich eine menschenwürdige Gehaltsbemessung für die bisher größtentheils unbesoldet thätigen Assessoren dringend geboten. Ein Kleinstaat wagt es sogar seinen Assessoren 900 Mark Jahresgehalt anzusinnen, also den Tagelohn eines ungelernten Fabrikarbeiters von 18 Jahren.

---



# Eine Mutter.

Novelle

von

## Paul Anders.

— Berlin. —

(Schluß.)

### VII.



Auf der Treppe traf sie Hermann, der summend die Stufen heraufstürmte, immer drei auf einmal nehmend. Plötzlich stand sie vor ihm.

„Mama, Du hier?"

„Guten Tag, Hermann," sagte sie freundlich, ohne seine Hand wieder loszulassen. „Höre, mein guter Junge. Ich hätte Dir etwas mitzutheilen. Aber hier ist nicht der Ort dafür. Es wird Dich überraschen, Hermann."

Ihre Freundlichkeit war ihm verdächtig.

„Um was handelt es sich?"

„Du wirst es schon noch erfahren: von mir oder von Jemand anders. Versprich mir, daß Du nichts unternehmen wirst, ohne mit mir gesprochen zu haben. Bedenke, daß ich zu Allem, was ich thue, meine Gründe habe. Und wenn Dir etwas unverständlich ist, dann komm zu mir: ich werde Dir Aufklärung geben."

„Mama, ich verstehe von der ganzen Sache kein Wort."

Sie drückte seine Hand fester und sprach:

„Hermann, das Schicksal spielt oft wunderbar. Und schließlich sind wir Menschen mit all' unserer Weisheit doch nur Kinder, die vom Schicksal am Gängelband geführt werden."

Die letzten Worte hatte sie dem neuen Roman entlehnt, den ihr der fruchtbare Wolter vor einigen Tagen geschickt hatte. Hermann schüttelte den Kopf und lachte:

„Räthsel, Mama, lauter Räthsel! Du bist ja die reine Sphinx. Ich aber bin kein Oedipus. Ich kann schlecht rathen.“

Sie ließ endlich seine Hand los und warf ihm zum Abschied einen ihrer seelenvollen Blicke zu. Diese Frau vermochte selbst dem Sohne gegenüber ihre Koketterie nicht zu bezähmen. Oder glaubte sie am Ende — was ihr einmal ihr verflossener Verehrer Lebus gesagt hatte — daß ihrem Blicke ein magischer Zauber eigen sei, der die Menschen, ob sie wollten oder nicht, ihr gefügig machte.

Hermann machte sich weiter keine Gedanken. Er kannte die excentrischen Anwandlungen seiner Mutter zur Genüge und war gewohnt, hinter ihren großen Worten nicht viel zu suchen.

Als er zum Onkel ins Zimmer trat, fand er ihn, den Kopf auf die Brust geneigt, den Zeigefinger am Munde, ernst vor sich hinblickend. Das war so seine gewöhnliche Haltung, wenn er über etwas nachdachte. Der Fall mußte wohl besonders schwierig sein. Denn er sah nicht auf und erwiderte nicht Hermanns Begrüßung.

„Du, Onkel: ich traf eben Mama auf der Treppe. Sie that so geheimnißvoll. Was wollte sie denn von Dir? Du, Onkel, hörst Du denn nicht? Ich frage: was Mama wollte?“

Der Amtsgerichtsrath schrak zusammen.

„Was sie wollte? Nichts — nichts Besonderes. Sie — sie lud mich ein zu Ahlemanns für nächsten Sonntag.“

„Komisch! — Onkel: in einem Jahr wird geheirathet. Länger können wir nämlich nicht warten. Sage mal: fehlt Dir was? Du siehst so blaß aus. Nicht? Um so besser. Ja, Du meinst doch auch, daß es das Vernünftigste ist? Jung gefreit und so weiter — nicht wahr? Denn sieh mal, Onkelchen: bis zum Assessor warten — das hat keinen moralischen Hintergrund. Die verlobten Bräutigams plumpsen mit großer Regelmäßigkeit durch's Examen. Was hast Du denn da in der Hand? Du zerknitterst ja das Ding! Und dann wird nächstens hier in der Nähe eine Wohnung frei; ich sage Dir: idyllisch. Blick ins Grüne, Gärtchen mit Lindenbäumen, Rasenteppich: wie geschaffen für verliebte Leute. Wenn dann so die Linden blühen und ich sitze mit Maria da auf der Veranda und wir wollen weiter nichts als immer so sitzen — Du sitzst natürlich bei uns: das versteht sich; Du bist der Dritte im Bunde. Sag mal: was hast Du eigentlich? Du zitterst ja förmlich?“

„Nervös, nervös!“

„Diese verdammte Juristerei. Ich sage es ja: ein Jurist, der keine Nerven hat, der kann sich für Geld sehen lassen. Der einzige Haken an der Sache ist der Geburtsschein. Glaubst Du, daß es lange dauern wird damit? Uebrigens sagte mir Kollege Drechsler: wenn das Ding nicht aufzutreiben wäre und der Vormund oder der Vater nicht zu finden: dann gäbe es so etwas wie einen Dispens. Ich

weiß zwar nicht, wo das im Gesetz stehen soll; aber geben wird es schon so was, nicht? Du: Maria nenn' ich schon gar nicht mehr anders, als „Findelkind“ und „Mädchen aus der Fremde.“ Sie mault dann immer so wunderhübsch. Du, Onkel, wenn sie ein Mündchen zieht, dann ist sie einfach entzückend. Dann werden die Lippen so rund und spitz, sie fordern geradezu heraus zum Küssen. Na, und in dem Punkte bin ich nun komisch. Lange herausfordern laß ich mich nicht; das kannst Du Dir denken. Weißt Du, was ich vorhabe, Onkel? Notabene, wenn wir erst so weit sind: ich lasse sie Gesangstunden nehmen. Eine Stimme hat das Mädel! Und einen Vortrag! Die kann ruhig öffentlich auftreten. So ein talentvolles Geschöpf! Du mußt nur mal hören, wie sie das Ding singt — wie geht es doch noch? — richtig: „Ueber's Jahr, liebster Schatz, über's Jahr, wenn die Rosen blühen!“ Ueberhaupt: was sich so auf uns bezieht, das liegt ihr am besten. Das singt sie so innerlich; da legt sie soviel hinein — verstehst Du?“

Der Amtsgerichtsrath war aufgestanden und hatte sich an das Fenster gestellt. Er drehte Hermann den Rücken, so daß er nicht sehen konnte, wie es in dem bleichen, breiten Gnomengesicht zuckte und arbeitete. Aber die Hände auf dem Rücken zitterten und waren so weiß wie das zerknüllte Stück Papier, das sie hielten. Den Glücklichen aus allen seinen Himmeln reißen: das war nun seine Aufgabe; die drückte auf ihn wie Bergeslast. Das Herz schlug ihm bis in den Hals hinein. Er hatte sich's überlegt, was er sagen würde, um dem Schlag, den er gegen seinen Liebling führen sollte, die Wucht zu nehmen. Allein man hat gut überlegen. In Wirklichkeit fallen solche Gespräche ganz anders aus, als man sie sich im Kopfe zurechtlegt.

Er räusperte sich. Mußte es sein, dann besser gleich als später. Denn diesen frohen Knaben in rosigen Zukunftsphantasieen schwelgen sehen, war eine Qual, die über seine Kraft ging. Er kam sich vor wie ein Mörder, der das Beil unter seinem Rocke verborgen hält, während das ahnungslose Opfer einen Lobgesang singt auf das Glück und die Welt und die Liebe.

Ohne sich umzuwenden, sprach er leise und unsicher: „Hermann —: aus dem über's Jahr heirathen, kann nichts werden.“

Hermann machte große Augen.

„Nichts werden? Wieso denn?“

„Es — es geht nicht.“

„Es geht nicht? Kommst Du auch auf Mamas Sprünge? Ja, weshalb geht's denn nicht?

„Mein guter Junge: Dir steht eine schwere Enttäuschung bevor. Der Besuch Deiner Mama hängt damit zusammen. Es handelt sich um Dich und Maria.“

„Um mich und Maria? Nun ja, ich weiß, sie will es nicht zugeben. Sie hat sich das in den Kopf gesetzt.“

„Sie kann es nicht zugeben, mein guter Hermann. Ihr könnt Euch nicht heirathen.“

„Onkel!“

Er war aufgesprungen und an den Anderen herangetreten. Jetzt rüttelte er ihn an den Schultern und drehte ihn zu sich herum. Der kleine Gnom sah in ein Gesicht, dessen Ausdruck er nie wieder vergaß. So sieht der Todkranke aus, dem das Schweigen des Arztes kündet, daß keine Rettung ist; der Besiegte, der um sein Leben bettelt und weiß, daß es verfallen ist. Wie vom Himmel der letzte Abendschimmer scheidet, so schied aus den entsetzten Zügen der letzte Hoffnungsschimmer, um der Nacht der Verzweiflung zu weichen. Der qualvolle Blick dieser Augen hätte einen Henker zu Thränen rühren müssen.

„Hermann — mein Junge — ich kann es nicht — ich nicht — erlaß es mir!“

Der Amtsgerichtsrath weinte wie ein Kind. Langsam hob sich die Hand, in der das zerknüllte Papier zitterte. Hermann riß es an sich.

„Nein!“ schrie er, „das nicht! nur das nicht, großer Gott! Nur das Eine nicht!“ — —

Er las. Das Herz stand ihm still. Dies war das Ende. Er dachte nichts; er fühlte nichts; er taumelte in den Sessel und saß da: zusammengesunken wie ein alter, kranker Mann. Der Amtsgerichtsrath kam heran und legte ihm die Hand auf den Kopf, diese lange, schmale, frauenhafte Hand. Er merkte es nicht. Stumm saß er da: lange, lange. Um die Augen traten Ränder. Die Wangen wurden grau, die Lippen bläulich. Mitten auf die Stirn kam eine tiefe Falte. Er saß und starrte. Herz und Hirn faßten nicht das Ungeheuerliche. An die Stelle des Bewußtseins trat eine Art von Dämmerzustand. Er dämmerte nur so dahin, ohne zu sehen, zu hören, zu fühlen — — — — — — — — — — — —

## VIII.

„Die Köpenickerstraße wird Augen machen, wenn wir mit unserer Kalesche da vorfahren!“ sagte Frau Ahlemann und schob Ludmilla in den Wagen.

„Kutscher, ein bischen zufahren!“ rief sie dem Manne auf dem Bock zu, der ehrerbietig die Hand an den Hut hielt, bis die Herrschaft, die sich vorsichtig bückte, um mit dem kostbaren Kopfputz nicht anzustoßen, den Wagenschlag hinter sich zugemacht hatte.

„Ob es nicht besser wäre, Emmy,“ sprach Ludmilla: „wir führen direkt zum Theater und warteten mit der Sache bis morgen? Lebus würde es mir nie verzeihen, wenn ich bei seiner Première zu spät käme.“

„Nee, Lula: nur nicht wieder hinausschieben wollen. Bis zur Köpenicker ist zwar ein ganzes Ende. Das Mädel wohnt — selbst für 'ne entfernte Verwandte — etwas sehr entfernt. Aber vor sieben fängt es ja nicht an.

Jetzt haben wir sechs. Länger als eine Viertelstunde wird die Angelegenheit doch nicht dauern. Mein Gott, Lula: was haben Sie denn blos für einen Hut auf?"

Die beiden Frauen musterten gleichzeitig ihre Kopfbedeckungen.

„Aber, Emmy, Sie kennen ihn doch. Er ist vom vorigen Jahr; nur neu garnirt."

„Ja, aber Rosen, Lula? Rosen trägt man doch garnicht mehr. Die sind doch garnicht mehr Mode."

„Liebste Emmy: Sie kennen mich doch. Ich mache mir meine Moden selber. Ich bin eine viel zu selbstständige Natur."

„Na ja doch, Lulachen. Einen schönen Menschen kleidet alles. Was sagen Sie denn zu meinem? Chik, was? Neuestes Pariser Modell."

„Sehr vornehm. Steht Ihnen ausgezeichnet. Ja: eine arme Malersfrau kann sich so etwas nicht leisten."

„Arme Malersfrau! Wenn ich das schon höre! Sie renommiren immer mit Ihrer Armuth, und dabei sitzen Sie auf dem Geldsack. Was ich noch sagen wollte. Ja richtig: haben Sie sich schon klar gemacht, wie die feierliche Enthüllung vor sich gehen soll? Wie Sie dem Kind das beibringen werden, daß es nun auf einmal zwei Eltern hat?"

„Ja, Sie lachen, Emmy. Mir ist eigentlich gar nicht so lächerlich. Wissen Sie was? Am besten wäre es: Sie sagten es ihr."

„Ich?"

„Sie können so etwas viel besser."

„Sehr gut! Nee, Lula: das machen Sie man alleine. Ihr Vertrauen ehrt mich zwar, aber — —"

„Wozu hat man denn seine Freunde? Dazu nehme ich Sie doch überhaupt nur mit! Sonst hätte ich auch allein fahren können."

„Immer besser! Lula, sie sind köstlich."

„Sie können sich denken, daß es für eine Mutter nicht angenehm ist, einem Kinde Derartiges auseinanderzusetzen. Eine Fernstehende kann das viel besser. Sie sagen ihr einfach: liebes Kind, so und so liegt die Sache, und ich — —"

„Und Sie warten inzwischen unten im Wagen, bis ich fertig bin, nicht? Wenn es dann soweit ist, dann winke ich aus dem Fenster mit dem Taschentuch oder 'nem alten Strumpf; Sie stürzen nach oben und: in den Armen liegen sich Beide — Tableau! Das denke ich mir sehr nett."

„Emmy," sagte Ludmilla ärgerlich und stieß die Freundin in die Seite; „Sie sind heute wirklich unausstehlich."

Nicht ganz so, aber doch so ähnlich hatte sie sich in der That die Scene ausgemalt. Während die Freundin Maria vorbereitete, wollte sie selbst irgend wo versteckt, etwa hinter der Thür stehen; wenn es dann so weit war, würde sie in das Zimmer eilen und, Thränen der Rührung im Auge, die überraschte Tochter mit den Worten begrüßen: „Maria, mein

Kind! Wie sehnte ich diesen Augenblick herbei! Nun bin ich Dir keine Fremde mehr. Nun brauche ich meine Gefühle nicht mehr verbergen. Maria, komm! komm in die Arme Deiner glücklichen Mutter!“ So etwa würde eine Mutter in gleicher Lage auf der Bühne oder im Roman reden, und Ludmilla liebte es, eine Bühnen- oder Romanheldin zu spielen.

Die Freundinnen schwiegen eine Zeit lang, jede mit ihrer Rolle beschäftigt. Dann sagte Emmy:

„Wenn sie es nun aber schon weiß?“

„Woher denn?“

„Na, Ihr Bruder Ernst hat doch sicher mit Hermann darüber gesprochen, und der — —“

„Vor gestern Abend kann Hermann nichts erfahren haben. Er müßte also gerade heute Morgen bei ihr gewesen sein, was ich nicht glaube.“

„Das kann ich mir auch nicht denken,“ sagte Emmy. „So eilig wird er's nicht haben. Er wird sich sagen: sie erfährt es noch früh genug. Denn etwas peinlich ist die Angelegenheit; das müssen Sie doch selber sagen, Lula. Mir persönlich wäre es sogar lieber, wenn sie es schon wüßte oder doch ahnte. Dann wären wir der Mühe überhoben. So ein erster Schreck ist nichts Angenehmes. Ich für mein Theil, ich liebe keine Ueberraschungen. Ich habe sogar eine entschiedene Abneigung dagegen. Und sehr erbaut wird sie zunächst nicht sein — das kann man sich ungefähr denken, — wenn sie erfährt, daß sie Hermanns Schwester ist.“

„Emmy, thun Sie mir die einzige Liebe und fangen Sie nicht auch so an! Mein Bruder Ernst hat mich schon nervös gemacht mit dem Unsinn. Das Ganze ist eine Kinderei, weiter nichts. Ich verstehe einfach nicht, Emmy, wie Sie — —“

„Ja doch, Liebste, es ist ja gut; ich bin ja schon stille.“

„Mein Bruder ist der reine Philister. Ihm fehlt jeder ideale Schwung. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Emmy. Er kann sich in Naturen, die über den Dingen stehen, die das Leben gewissermaßen von einer hohen Warte aus ansehen, nicht hineinversetzen. Ich habe ihn immer für einen bornirten Kopf gehalten.“

„So?“ sprach Emmy verwundert. „Na, früher waren Sie eigentlich anderer Ansicht, Lula. Da stellten Sie ihn doch als Mustermenschen hin, als Künstlernatur; wissen Sie nicht mehr?“

„Wann hätte ich das gethan? Nein, liebe Emmy, da müssen Sie mich mißverstanden haben. Er war immer ein Pedant, ein Alltagsmensch. Was nicht in seine Schablone paßt, das verurtheilt er. Solche Leute haben für bedeutende Menschen, für Menschen, die anders sind als Andere, kein Verständniß. Das ist mir gestern wieder so recht klar geworden.“

Emmy lachte.

„Soviel sehe ich, liebste Lula: Ihr Besuch gestern hat nicht die gewünschte Wirkung gehabt. Sie haben sich wohl zerzankt, was?“

„Zerzankt? Nein. Ich zerzanke mich überhaupt nicht, Emmy. Das wissen Sie doch. Menschen, die Einen nicht verstehen, muß man einfach laufen lassen. Meine Sorge ist nur: er könnte Hermann gegen mich aufhetzen und — —“

„Ach so: Sie fürchten ein Skandälchen? Na, da brauchen Sie sich weiter keine Sorge zu machen.“

„Meinen Sie?“

„Die werden sich hüten und Lärm machen. Ihr Bruder Ernst kann das schon seiner Stellung wegen nicht. Und Hermann? Der hält auch hübsch den Mund. Er wird sich doch nicht seine Karrière verpfuschen! Ich bitte Sie: was würden denn die Leute dazu sagen, wenn er gegen seine Mutter aufträte! So was wirft immer ein schlechtes Licht auf Einen. Na, und Maria: die nehme ich auf mich; für die stehe ich ein. So, Liebste, steigen Sie aus. Kutscher, fahren Sie hier auf und ab. In zehn Minuten sind wir wieder unten.“ — —

Während Ludmilla auf dem dunklen Korridor hinter der Thür wartete, bis es „so weit war“, nahm Emmy die von dem Besuch nicht wenig überraschte Maria an die Hand und setzte sich mit ihr auf das grüne Sopha, um ihr — nicht ohne eine gewisse, angenehm prickelnde Erregung — die sensationelle Eröffnung zu machen.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie, „ich habe etwas mit Dir zu besprechen. Es wird mir schwer: das kannst Du mir glauben. Aber was sein muß, das muß sein. Lange Geschichten kann ich nicht machen. Das liegt nicht in meiner Natur. Die Ahlemann geht immer direktement auf das Ziel los. Nur keine Umschweife, die kann ich nicht leiden. Kurz und gut, mein Kind: es giebt Verhältnisse im Leben, die — Du nicht verstehst, weil Du noch zu jung dazu bist. Ach, diese Jugend! Diese beneidenswerthe Jugend! Ja, was ich sagen wollte: also jedes Ding hat seinen Grund, und wenn Du alt genug geworden bist, dann wirst Du auch den Grund davon erfahren und verstehen.“

„Aber Frau Ahlemann!“ sagte Maria, die immer verschüchterter und ängstlicher geworden war; „um was handelt es sich denn?“

„Es handelt sich um Dich, mein liebes Kind, und um Deine Eltern. Du mußt nämlich wissen, Maria: man hat Dich als Waise aufwachsen lassen, weil — na, weil es eben nicht anders ging. Deine Eltern leben und sind gesund.“

„Meine Eltern leben?“ rief Maria und klatschte fröhlich in die Hände. „Es ist also richtig, was Hermann mir gesagt hat?“

„Hermann hat Dir bereits gesagt?“

Maria nickte lebhaft. Frau Ahlemann staunte nicht wenig über die frohe Erregung des Mädchens.

„Um so besser,“ sagte sie; „dann weißt Du ja Bescheid. Ich hatte

schon Angst, Du würdest Dich grämen. Es freut mich, daß Du so verständig bist, Maria. Man muß jedem Ding die beste Seite abgewinnen, nicht? Was nicht geht, das geht nicht. Hermann ist ja auch ein vernünftiger Mensch; und wenn Du schon mit ihm darüber gesprochen hast, dann wirst Du ja wissen, warum die ganze Heimlichthuerei nöthig war. Man hat nun einmal Rücksichten zu nehmen vor der Welt — —"

„Ich verstehe," sagte Maria erröthend; „es ließ sich wohl nicht anders machen."

„Maria, ich muß Dir einen Kuß geben. Komm, Mädel! Nein, wie vernünftig Du bist mit Deinen siebzehn Jahren! Und wir werden auch in Zukunft schweigen, verstanden? Deine Hand drauf! Die Leute brauchen das nicht zu wissen. Man sagt ihnen: Du wärst ein Adoptivkind, nicht? So, Du bist ein braves und gescheites Mädel. Ein bischen schwer ist es Dir doch wohl geworden, was? Du hattest ihn wohl schon sehr lieb gewonnen, den Hermann?"

Maria strahlte.

„Sehr! Wir lieben uns ja so sehr! Wenn wir nur erst heirathen könnten! Aber nun können wir ja. Jetzt, wo wir Bescheid wissen, werden wir ja den Geburtsschein ohne Schwierigkeit bekommen."

Frau Ahlemann machte ein langes Gesicht. Sie sah Maria an, als fürchte sie: das Kind habe den Verstand verloren.

„Heirathen? Ja, Kind, bist Du denn von Sinnen? Du kannst — Du kannst doch Deinen Bruder nicht heirathen!"

„Meinen Bruder?" Maria verfärbte sich. „Was sagen Sie — was sagst Du da? Sie müssen — Du mußt nicht solche Scherze machen, Mama."

„Mama? Ich?"

Frau Ahlemann zweifelte nicht länger, daß das Mädchen den Verstand verloren habe.

„Du bist — Sie sind nicht meine Mutter?"

Maria hielt die Hände gegen die Schläfen gepreßt und starrte in angstvoller Verwirrung den Besuch an.

„Ich? — Ja, Kind, wie kommst Du denn darauf? Ich denke, Du hast heute mit Hermann gesprochen?

„Heute — nein. Vor einiger Zeit. Er meinte, daß Sie und Onkel Felix —"

„Ich und Onkel Felix? Und das hast Du geglaubt? Dann weißt Du also garnicht, daß Ludmilla Dellinger Deine Mutter ist?"

„Das — ist — nicht — wahr!"

Maria zitterte am ganzen Leibe. Ein Schwindel ergriff sie. Ihr flimmerte vor den Augen.

„Nicht wahr?" rief Emmy mit Heftigkeit. „Also die Märchen, die man über mich in die Welt setzt, die glaubst Du; und mir glaubst Du

nicht? Ja, seit wann lügt denn die Ahlemann? Frage doch Deine Mutter selber! Lula! Lula!"

Auf dieses Stichwort stürzte Ludmilla, welche hinter der Thür gewartet hatte, in der Meinung, daß es nun „so weit war", in das Zimmer, bereit, die neu gewonnene Tochter an ihr Herz zu drücken.

„Maria, mein Kind!" sprach sie; ihre klangvolle Stimme bebte vor Rührung; die schönen Augen füllten sich mit Thränen. „Wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Nun bin ich Dir keine Fremde mehr. Nun brauche ich Dir meine Gefühle nicht mehr zu verbergen. Maria, komm! Komm in die Arme Deiner glücklichen Mutter!"

Maria saß regungslos da. Die Arme hingen ihr schlaff am Leibe herab. Willenlos ließ sie sich auf Mund und Wange küssen. In der Erregung dieses dramatisch bewegten Augenblicks bemerkte Ludmilla nicht, daß sie eine Ohnmächtige in den Armen hielt. Frau Ahlemann hatte ihre Empörung überwunden und beobachtete nicht ohne Rührung das lebende Bild. Erst als die Umarmungen aufhörten, sah sie, daß Maria leblos im Sopha lehnte.

„Um Gottes Willen! Sie ist ohnmächtig!" rief sie und lief in die Küche, um Wasser zu holen. Als sie wiederkam, war das Leben wieder in Maria zurückgekehrt. Die beiden Frauen streichelten sie um die Wette, küßten ihr das bleiche Gesicht, wärmten ihr die eiskalten Hände.

„Es kam doch wohl zu rasch," meinte Ludmilla. „Der Schreck — die Freude —"

Sie redete liebevoll auf Maria ein. Die ließ Alles über sich ergehen; sie hörte die Worte wie ein fernes Geräusch, ohne sie zu verstehen.

„Und in den nächsten Tagen, Kind, ziehst Du zu uns. Da richten wir Dir das Hinterzimmer ein, weißt Du, das niedliche, hübsche Zimmerchen. Da besprechen wir Alles und überlegen, wie sich Deine Zukunft gestalten soll, nicht wahr?"

„Ja, Tante," sagte Maria mechanisch.

„Vor den Leuten bist Du unser Adoptivkind, das geht nun einmal nicht anders. Aber meinem Herzen steht Niemand näher als Du."

Frau Ahlemann wischte sich die Augen und nickte der Freundin zu. Maria sagte: „Ja, Tante."

„Gesorgt haben wir ja schon immer für Dich wie Eltern, nicht wahr?"

„Ja, Tante."

„Nun mußt Du auch nicht mehr Tante sagen, sondern Mama."

„Ja, Tante," sagte Maria wie ein abgerichteter Vogel, der nur diese beiden Worte gelernt hat.

„Lassen Sie nur, Liebste," sagte Frau Ahlemann und lachte, „es ist besser, wenn sie vorläufig noch Tante sagt: der Leute wegen."

Sie sah nach der Uhr.

„Kommen Sie, Lula; es ist Zeit. Das Kind muß sich erst mal in

die neue Lage hineinfinden. Dir ist wohl noch ein wenig wirr im Kopfe, was? Na ja, das läßt sich denken. Wenn man siebzehn Jahre auf der Welt ist und dann auf einmal zwei Eltern kriegt, das muß ja auch ein komisches Gefühl sein."

Sie faßte Maria unter das Kinn und sah ihr in die Augen.

„Und morgen kommst Du zu Dellingers, hörst Du? Da wird dann das Weitere besprochen."

„Ja, Tante."

* * *

„Es ist besser gegangen, als ich dachte," sagte Ludmilla, als sie wieder im Wagen saßen. „Ich hatte mir fast schon Sorge gemacht."

„Bedanken Sie sich bei mir, Liebste! Wenn ich ihr die Sache nicht so geschickt beigebracht hätte, wer weiß, wie Alles gekommen wäre! Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wer die Lüge in die Welt gesetzt hat!"

„Welche Lüge?"

„Na, sie glaubte doch erst, daß ich ihre Mama sei. Ja, Sie lachen. Aber mir ist das sehr unangenehm. Irgend Jemand muß das doch verbreitet haben. Solltet Sie am Ende, Lula?!" Sie drohte mit dem Finger.

„Emmy, das verbitte ich mir ganz entschieden. Wie können Sie mir so etwas unterschieben!"

„Na, seien Sie nur friedlich! Darum keine Feindschaft nicht!"

„Also ich schwöre Ihnen, Emmy, ich habe nichts dergleichen gesagt. Daß Felix früher mal mit Ihnen was vorgehabt hat, das werden die Leute schon erfahren haben. So etwas spricht sich leicht herum. Das Andere hat man sich dann hinzugedichtet."

„Ich habe nichts mit ihm vorgehabt."

Ludmilla lachte.

„Emmychen! Sie kennen mich doch! Ich bin nicht eifersüchtig. Wir Beide brauchen uns doch nichts vorzumachen?"

Die beiden Frauen drückten sich verständnißvoll die Hände.

„Ach, nun weiß ich," rief Emmy und lachte. „Lula: ich nehme Alles zurück. Ihr Bruder hat das in die Welt gesetzt. Damals auf unserer Gesellschaft machte er mir Andeutungen — ich mußte noch so lachen und ließ ihn bei dem Glauben: Ich wäre die Mama von dem Kinde."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Ernst ein Esel ist?"

Sie lachten Beide herzhaft und konnten sich garnicht beruhigen.

„Mein Gott, in fünf Minuten ist es sieben!" rief Ludmilla erschrocken, „Kutscher, zufahren!"

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein. Ludmilla hielt sich die Hand vor die Augen:

„Der rohe Mensch! Ich kann das garnicht mitansehen."

Emmy lachte.

„Ja, Liebste: erst sagen Sie, er soll zufahren, und wenn er die Pferde schlägt, dann schimpfen Sie. Wie soll er's denn machen?"

„Man schlägt kein Thier so."

„Lula, ich habe es immer gesagt: Sie sind zu sehr Gefühlsmensch."

## IX.

„Willst Du nicht etwas thun?" fragte der Amtsgerichtsrath in der eindringlichen Art des Arztes, der einen starrsinnigen Kranken zu behandeln hat. „Es ist besser. Du kommst auf andere Gedanken."

Hermann schüttelte den Kopf.

„So rede doch endlich ein Wort. Wie lange soll denn das so bleiben mit Deinem stummen Jammer? Du richtest Dich ja zu Grunde."

Hermann schwieg. Der Amtsgerichtsrath vertiefte sich seufzend in seine Akten. Hin und wieder sah er bekümmert zu dem bleichen Menschen hinüber, der auf dem Sessel saß, in sich zusammengesunken, die Arme auf die Knie gestützt, dumpf vor sich hinbrütend.

„Ist denn heute keine Sitzung, Hermann? Ihr habt doch am Donnerstag Sitzung! Und Du bleibst einfach fort! Man wird Dir das verübeln, Hermann, hörst Du denn nicht, was ich Dir sage?"

Er stand auf und schüttelte ihn. Hermann fuhr zusammen. Er sah dem Onkel ins Gesicht und sprach hastig:

„Weiß sie es? Lebt sie noch?"

Der Amtsgerichtsrath rang die Hände und richtete seufzend den Blick zur Decke. Hermann stand auf und ging hinaus. Der Onkel folgte ihm. Er war von einer unbestimmten Furcht erfüllt. Hermann nahm den Hut vom Nagel und schickte sich an fortzugehen.

„Was hast Du vor? Laß das. Es ist besser, wenn Ihr Euch nicht mehr seht, vorläufig wenigstens."

Er faßte seine Hand und führte ihn in das Zimmer zurück.

„Nicht mehr seht. Ja, ja. Das ist wahr."

Er ließ sich, den Hut auf dem Kopf, wieder in den Sessel fallen. Schließlich sagte er:

„Sie ist doch meine Schwester. Schwester und Bruder: warum denn nicht mehr sehen?"

Er stand wieder auf.

„Bleib!" bat der Andere. „Wozu soll das führen? Ihr werdet in den Wunden wühlen und — —"

„Das ist nun ganz gleich. Es ist nun Alles gleich. Hin ist hin, nicht wahr. Das siehst Du wohl ein."

Er blieb stehen, faßte sich an die Stirn und machte die Augen klein, wie Einer, der etwas sagen wollte, aber vergessen hatte, was es war.

„Wenn man so bedenkt,“ sagte er schließlich; „nicht wahr, Onkel? — Eine Mutter, die Ihr Kind — toll! toll! Meinst Du nicht auch?“

„Hermann!“

„Ich und sie — wir können doch Beide nichts dafür, nicht wahr? Die Natur trieb uns einfach zusammen. Es war Gottes Wille, daß wir uns lieben mußten. Und jetzt —. Nun sage mir nur noch das Eine, Onkel — denn Du bist doch ein Mann des Rechts —: wo bleibt da die Gerechtigkeit?“

„Die Gerechtigkeit?“ Mitleidig ließ der Amtsgerichtsrath seine großen schwermüthigen Augen auf dem Neffen ruhen. „Mein armer Junge, so darfst Du nicht fragen. Die Gerechtigkeit ist eine Erfindung der Menschen. Die Natur kennt keine Gerechtigkeit.“

„Die Natur kennt keine Gerechtigkeit,“ sprach Hermann nach und bewegte langsam den Kopf auf und nieder.

„Das ist nun mal nicht anders,“ sprach der Amtsgerichtsrath weiter. „Die Natur hat das so eingerichtet. Was Andere sündigen, das müssen wir büßen.“

„Was Andere sündigen, das müssen wir büßen,“ murmelte Hermann. „Wenn das ist, Onkel, dann ist meine Mutter eine große Sünderin. Denn ich leide unsagbar.“

„Mein armer Junge!“

„Du hast ganz Recht: ich muß mich entschuldigen,“ sagte Hermann sprunghaft und unvermittelt. „Ich werde hingehen zu meinem Vorsitzenden und sagen: Herr Direktor, entschuldigen Sie; aber ich hatte keine Zeit, ich mußte mir so Verschiedenes durch den Kopf gehen lassen von menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit, verstehen Sie; von Elternliebe und Geschwisterliebe. Sie müssen nämlich wissen, Herr Direktor: ich liebe meine Schwester; denn die Mutter vergaß uns mitzutheilen, daß es meiner Mutter Kind ist. Das geht mir nun ein wenig im Kopf herum. Ich finde mich nicht mehr zurecht, Herr Direktor. Es ist Alles in mir verwirrt und verrückt. Ganz recht: verrückt, Herr Direktor. Und zu der Gerechtigkeit habe ich vollends das Vertrauen verloren. Ihre Wissenschaft ist Blödsinn, Herr Direktor; ich hasse sie. Ich hasse Alles; ich hasse die Welt, das ganze Leben hasse ich. Denn es ist Alles Lug und Trug. Ich hasse meine Mutter. Mich selber hasse ich und Maria dazu. Nein, Herr Direktor: die nicht. Die liebe ich noch immer; so sehr, so unaussprechlich!“

Er rannte aus dem Zimmer.

„Hermann, Hermann!“ klang es ihm nach. — — — — — — —

Maria saß in der Stube, die Hände im Schooß, und starrte, ohne zu denken, vor sich hin. Hermann trat ein. Vor zwei Tagen hatten sie sich zuletzt gesehen. Aber sie hatten sich seitdem verändert, als lägen Jahre der Leiden dazwischen. Die Züge waren schlaff, die Gesichter bleich und müde,

die Augen ohne Glanz, die Lippen wie vom Schmerz heruntergezogen, auf der Stirn Kummerfalten. Keiner fragte: weißt Du es? Sie sahen sich an, und Jeder las in den Augen des Anderen das stumme Bekenntniß: Es ist Alles zu Ende. Und die Augen, die bis zur Stunde trocken geblieben waren, füllten sich, nun da sie ihr Leid im Anderen, gleich wie in einem Spiegel, sahen, mit Thränen. So standen sie und weinten; zwischen ihnen auf dem Tisch der Stock mit zwei dunkeln, herrlich aufgeblühten Rosen, die an einem Stiele hingen und sich in den nährenden Saft des mütterlichen Zweiges theilten; die purpurnen Wangen aneinandergelehnt wie ein zärtliches Geschwisterpaar.

„Was haben wir nur verbrochen!" sagte sie und sank weinend in das Sopha.

„Maria!" schrie er und barg schluchzend seinen Kopf in ihrem Schooß. Sie strich ihm sanft über das dunkele Haar, wie sie es früher gethan hatte, als sie noch nicht wußten . . .

„Ist es Dir auch so?" sprach sie. „Ich kann nicht mehr denken. Als sie es mir sagten, zerriß etwas in mir."

Sie bedeckte die Augen mit den Händen.

„Ich schäme mich so sehr, Hermann. Ich bin eine schlechte Person."

„Wir konnten es doch nicht wissen!" sagte er gepreßt, ohne den Kopf zu erheben.

„Nein, wir konnten es doch nicht wissen!" sprach sie nach. „Was ich für Dich fühlte, war so gut, so gut. Du hast mich aufgeweckt zum Leben. Ich war nicht mehr überflüssig. Es gab Einen, dem ich nicht im Wege war; der mich lieb hatte — —"

„So lieb!" schluchzte er; „so lieb!"

„Hast Du nicht auch geglaubt, daß der liebe Gott uns zusammenführte?" Sie weinte und konnte nicht weiter sprechen.

„Vorgestern," sagte er, „sprachen wir noch von unserer Zukunft, und wenn wir erst Mann und Frau wären."

„Hermann!" sprach sie und sah in die Weite, wie ein Schiffbrüchiger, der mit den Wellen ringt und am fernen Horizonte ein Stück Land zu sehen glaubt, „vielleicht ist es garnicht wahr, sie haben das nur so gesagt, um uns auseinander zu bringen."

Er schüttelte den Kopf.

„Denn sieh, Hermann: wenn es wahr wäre, dann könnte ich Dich doch nicht so lieben; das wäre doch unnatürlich. Und Hermann: ich liebe Dich immer noch und werde Dich immer lieben, so wie vorher."

„Das ist nun gewiß und wahrhaftig wahr," murmelte er, „daß wir Bruder und Schwester sind."

„Ach, Hermann, ich möchte todt sein."

Er starrte vor sich hin. Die Lippen warfen sich trotzig auf. Sein bleiches Gesicht zeigte eine finstere Entschlossenheit.

„Todt sein? Du? Was hast Du denn gethan? Aber unsere Mutter —. Unsere Mutter, Maria, ist ein schlechtes Weib. Eine Verbrecherin. Nein, schlimmer, viel schlimmer. Sie hat sich aufgelehnt nicht gegen Menschensatzung, sondern gegen die Natur; und wir, wir müssen es büßen. Sie ist verworfener als Hunderte, die im Zuchthaus sitzen, denn welche Noth trieb sie zu ihrem Frevel? Sie ist verworfener als der Mörder, dessen Loos der Richtblock ist; denn er mordete nur den Körper. Sie aber, sie mordete die Seelen ihrer Kinder und wird gefeiert wie eine Königin."

„Wenn sie ein Gewissen hat, Hermann — —"

„O, die hat kein Gewissen. Solche Menschen haben keins. Denen geht es immer gut. Wenn sie ein Gewissen hätte, dann würde sie Dich nicht verleugnet haben. Die amüsirt sich weiter, erst recht. Was gehen sie ihre Kinder an? Was macht sie sich daraus, daß sie unser Glück zertritt und uns selbst dazu? Sie hat uns in die Welt gesetzt, und nun hat sie uns wieder vernichtet, weil es ihr so paßte und bequem war. Was dem Menschen das Heiligste ist, das hat sie uns zur Sünde gewandelt. Unsere Liebe ist Verbrechen. Ohne Schuld sind wir schuldig, weil unsere Mutter ein Unmensch ist."

„Ach, Hermann, das ist das Furchtbare. Ich bin wie verpestet. Ich fasse keine Blume an, auch nicht die Rosen, die Du mir brachtest, weil ich denke, sie müssen vergehen, wenn ich sie berühre. Mir bleibt nun nichts mehr auf der Welt. Ich bin gezeichnet vom lieben Gott. Ich will sterben gehen. Willst Du, Hermann? Wollen wir Beide?"

Er schien nicht zu hören, was sie sagte. Er stand da, in sich versunken, und sah düster vor sich hin.

„Ich werde sie tödten!" rief er plötzlich, und seine Stimme klang hart wie Stahl.

„Hermann!"

„Was ist da weiter? Wer seine Schwester liebt, kann seine Mutter tödten. Das Eine ist nicht mehr wider die Natur als das Andere."

„Die Rache ist mein, spricht der Herr."

„Du glaubst noch, Maria? Ich kann nicht mehr glauben. Das ist nun Alles todt in mir. Nein, Maria: für uns giebt es keinen Gott und keine Gerechtigkeit. Das hat sie Alles lachend vernichtet. Aber sie soll nicht länger frohlocken!"

„Hermann, sprich nicht so. Wir wollen nicht schlecht werden."

„Ich hasse sie. Sie hat mich zerrissen und zertreten. Ich hasse sie. Sie soll nicht leben."

„Hermann, lieber Hermann! Hast Du mich nicht mehr lieb? Nein?

Ich — ich habe Dich noch so lieb, so wahnsinnig lieb. Das ist nun eine große Sünde. Aber ich kann nicht anders. Ich werde Dich bis ans Ende nicht anders lieben."

Sie faßte seine Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Er kam zu sich. Er raffte sich zusammen und sprach hart und heiser:

„Wir müssen scheiden, Maria."

„Ja, scheiden."

„Wir werden uns nicht mehr wiedersehen."

„Nein: nicht mehr wiedersehen."

„Wir müssen stark sein, mein Leben." Seine Stimme zitterte; sein ganzer Körper bebte.

„Ja — stark sein," gab sie zurück, leise, kaum hörbar. Sie schwiegen und sahen zu Boden, als fürchteten sie, daß, wenn ihre Blicke sich träfen, ihre verzweifelten Seelen den Rest von Besinnung verlieren, daß die Flammen, die in ihrem Innern wühlten, riesengroß über ihnen zusammenschlagen müßten. Er streckte ihr mit abgewendetem Gesicht die Hand entgegen.

„Lebe wohl, Maria!"

Die Hand stieß gegen den Rosentopf, daß er herunterfiel und in Stücke brach.

„Hin ist hin," sagte er. Sie bückte sich und hob aus den Scherben das Erdreich mit dem Rosenstock heraus. Ihre Hände hatten in die Dornen gefaßt.

„Du blutest," sagte er.

„Laß nur!" sprach sie; „es sind ja Deine Rosen. Da!" Sie riß die eine vom Strauch und gab sie ihm. Rothe Tropfen rannen von den Händen.

„Meine letzte Gabe!" sprach sie leise. Er nahm sie mit zitternder Hand. Dann löste er die andere vom Zweige und steckte sie ihr ins Haar. Sie hob die Hand empor, um die Rose zu halten. Und als ihre weiße, eiskalte Hand die seine berührte, da zuckten beide zusammen, und es war, als ergösse sich von einer zur anderen ein magnetischer Strom. Ihre Blicke trafen sich und hielten sich fest. Ein Taumel ergriff sie, eine dämonische Gewalt, vor der Vernunft und Besinnung ohnmächtig zusammenbrachen.

„Küsse mich, Hermann!" schrie es aus ihr mit der Verzweiflung ihrer zermarterten Seele; „nicht auf die Stirn! Auf den Mund! So wie damals — das erste Mal. Fest! Fest! Ich liebe Dich ja so wahnsinnig! Vergessen! Gott! nur einen Augenblick vergessen! Geliebter!"

Sie hielten sich umschlungen. Mund auf Mund gepreßt sanken sie nieder. Auf sein schwarzes Haar thauten rothe Tropfen. Die Rose in seiner Hand und die Rose in ihrem Haar trafen bebend zusammen: ihre Kelche küßten sich.

Auf die Stirn trat der Ausdruck einer leidvollen Wonne. Der Schmerz des Abschieds gab dieser letzten Umarmung eine übermenschliche Inbrunst. Der Adler ihrer Leidenschaft flog empor hoch über Menschensitte und Gesetz. Auf den Schwingen der Sehnsucht trug er sie in den Flammenhimmel, daß sie erbeben mußten in überirdischen Schauern. Ihre Sünde aber stieg aus den Flammen empor, rein und geheiligt, in eine schuld- und sündenlose Ewigkeit. Und während die zerrissenen Seelen einander austranken in der Selbstvergessenheit dieses Abschieds, dämmerte es ihnen auf wie die Ahnung von etwas Unnennbarem, das herrlich war und beglückend. Der kurze Augenblick der Wonne und die Ewigkeit verschmolzen in Eines; ihre Seelen weiteten sich zum All, und es sprach in ihnen: Ihr seid in Mir. Ich bin in Euch. Und nichts ist außer Mir. Denn Ich bin die unendliche Liebe, die über Tod und Leben ist.

## X.

Ludmilla erwartete Gäste. Ihr neuester Freund, der fünfundzwanzigjährige Erich Wagner, ein bildhübscher Junge, der ihr letzthin mit Entschiedenheit den Hof gemacht hatte, sollte in die Litteratur eingeführt werden. Zu diesem Zweck hatte Ludmilla eine kleine, aber gewählte litterarische Gemeinde zu sich entboten, welche dem freudigen Ereigniß beiwohnen und den Neophyten aus der Taufe heben sollte. Auf dem Programm stand eine biblische Novelle, vorgelesen vom Verfasser, und wenn es auch im Allgemeinen für Schriftsteller kein Vergnügen ist, die Schöpfung eines Anderen mit anhören und die Waare der Konkurrenz auch noch loben zu müssen, so hütete sich doch ein Jeder, der schönen und einflußreichen Gönnerin einen Korb zu geben. Nicht ohne Neid vernahm Emmy Ahlemann, daß wieder keine einzige Absage gekommen war. Sie selbst war auch geladen, obgleich sie — wie Ludmilla ihren Freunden zu sagen pflegte — nicht in die Litteratur hineingehörte, weil ihr Verständniß doch eigentlich gleich Null war. Allein Emmy hatte nun einmal das Bedürfniß, mit litterarischen Elementen in Berührung zu kommen, und schließlich verdienten die vielen kleinen und großen Dienste, die sie Ludmilla erwies, Aufmunterung und Belohnung. Und es kostete ja nichts.

Ludmilla saß vor dem Handspiegel und legte die letzte Hand an die Toilette. Ihr Haar war um einen Ton röther noch als sonst. Sie stellte mit Befriedigung fest, daß sie bildschön aussah. Es klingelte. Das wird die Ahlemann sein, dachte sie. Es war aber nicht die Ahlemann, sondern, zu ihrer peinlichen Ueberraschung, Frau Krüger aus der Köpenickerstraße. Sie weinte und war in größter Erregung. Das dumme Dienstmädchen, dachte Ludmilla und nahm sich vor, ihr nachher gehörig den Standpunkt klar zu machen.

„Liebe Frau Krüger,“ sagte sie; „Sie kommen etwas ungelegen. Sie sehen: ich erwarte Gäste.“

„Ach Gott, entschuldigen Sie man, gnädige Frau. Es ist nur wegen der Maria. Ich dachte, ich würde sie hier treffen — —"

„Maria? Bei mir? Ja, was ist denn? Warum weinen Sie denn so?" —

„Ich sage es ja," jammerte die Frau; „dann muß was passirt sein. Heute Mittag ging sie weg, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaubte, sie würde gegen Abend wiederkommen. Ach Gott, ach Gott!"

„Warum geben Sie auch nicht besser Acht!" rief Ludmilla ärgerlich. „Ich habe Ihnen extra gesagt, Sie sollen aufpassen auf das Mädchen. So weinen Sie doch nicht immerzu."

„Wenn blos nichts geschehen ist!" jammerte Frau Krüger.

„Was soll denn geschehen sein?"

„Ach, sie war ja ganz verändert, seitdem die gnädige Frau und die andere Dame da waren. Sie sprach kein Wort und sah nur immer vor sich hin. Es war mir ordentlich unheimlich. Und gestern kam der junge Herr Referendar. Na, und was da geschehen ist, weiß ich nicht. Aber nachher weinte sie in einer Tour, und heute Mittag, da ist sie fortgemacht—"

„Allein?"

„Ja."

„Hat sie Sachen mitgenommen?"

„Nicht daß ich wüßte. Ach Gott, wenn sie sich nur nichts gethan hat. Sie war rein verstört."

„Ja, liebe Frau: ich kann da auch nichts machen. Wir müssen abwarten. Man braucht nicht immer gleich das Schlimmste zu befürchten. Es ging doch bisher Alles gut mit ihr: sie hatte doch Alles, was sie brauchte, nicht wahr? Kleidung und Essen, Sie haben doch für Alles gut gesorgt, nicht wahr, Frau Krüger?"

„Ja doch. Ja doch."

„Na also! Weshalb sollte sie denn plötzlich auf dumme Gedanken kommen?"

„Ob man zur Polizei schickt?"

„Das fehlte noch? Die Polizei kann auch nicht helfen. Gehen Sie nur nach Hause, Frau Krüger. Am Ende hat sie sich inzwischen wieder eingefunden. Und morgen bringen Sie mir Bescheid. Jetzt habe ich wirklich keine Zeit. Sie hören: es klingelt. Adieu, Frau Krüger."

Ludmilla warf einen letzten Blick in den Spiegel. Die Erregung hatte ihre Wangen geröthet, was ihr vortrefflich stand. Sie erhob sich und ging Emmy entgegen, die nicht wenig überrascht war, als ihr von Frau Krüger geöffnet wurde.

„Was wollte denn die Krügersche?" fragte sie.

„Ach, liebe Emmy, man kommt aus den Aufregungen nicht heraus. Denken Sie: Maria ist den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen."

Emmy erschrak.

„Sie wird doch nicht etwa?" sagte sie und hielt inne. „War sie gestern bei Ihnen? Wir sagten ihr doch, daß sie herkommen sollte."

„Nein, sie war nicht hier. Das macht mich eben so ängstlich. Wenn dem Kinde ein Unglück zugestoßen wäre!"

„Ein Unglück? Sie meinen, ein — ein unglücklicher Zufall? Am Ende ist sie überfahren worden."

„Emmy!" Ludmilla legte entsetzt die Hand auf den Arm der Freundin.

„Ja," sagte Emmy, die an das Ueberfahren so wenig glaubte, wie Ludmilla; „heutzutage wo der Verkehr so zugenommen hat, besonders in der Köpenickerstraße."

„Das wäre furchtbar," stöhnte Ludmilla.

„Wo ist Hermann?" fragte Emmy ganz unvermittelt.

„Hermann? Ich weiß nicht. Sie glauben doch nicht, daß Hermann und Maria zusammen — —"

„Möglich ist Alles, liebe Lula. Man muß sich auf Alles gefaßt machen."

„Zusammen fortgelaufen?"

„Fortgelaufen? Bruder und Schwester? Nein, das glaube ich nicht."

„Mein Gott: was denn?"

„Ich weiß doch nicht. Man kann doch nur vermuthen."

„Sie meinen: sie hätten sich etwas zu Leide gethan?"

„Wer kann es wissen?"

„Nein, Emmy, das ist ausgeschlossen. Maria ist zwar exaltirt —"

„So? exaltirt?"

„Ja. Für ganz normal habe ich sie nie gehalten."

„Was Sie sagen! Das höre ich heute zum ersten Male."

„Aber Emmy: Das habe ich doch schon immer gesagt."

„Ja, freilich, wenn sie exaltirt ist. Solche Menschen sind zu Allem fähig."

„Denn sonst wäre es doch nicht zu begreifen. Ein junges Mädchen, das Alles hat, was sie braucht. Denn das müssen Sie doch sagen, Emmy: ich habe meine Schuldigkeit gethan. Ich habe für sie gesorgt, wie ich mußte."

„Das ist doch selbstverständlich, liebe Lula. Sie trifft kein Vorwurf, was auch geschehen sein mag. Sie haben Ihre Pflicht vollauf gethan."

Ludmilla drückte der Freundin die Hand.

„Versteht man das?" fragte Emmy. „Gerade jetzt, wo sie zu Ihnen ins Haus sollte, wo die Zukunft so lachend vor ihr lag!"

„Ein so junges Geschöpf!" sagte Ludmilla. „So schnell rafft der Tod ein blühendes Menschenleben dahin! Ob man sie finden wird?"

„Am besten wär's, man fände sie nicht. Der Leute wegen. Die sind ja so falsch! Wenn man selber so ganz anders ist, dann begreift man es garnicht, wie Leute so sein können. Aber verlassen Sie sich darauf: wenn man sie findet, an ein Unglück glaubt Keiner. Dann geht das Geklatsche und Gerede los, und die ganze Sache fällt auf Sie zurück. Wenn

man sie nicht findet, Gott, Lula: an sich wäre es ja furchtbar. Aber die Sache ist doch dann aus der Welt. Nach der entfernten Verwandten kräht kein Hahn, und fragt Einer, dann sagt man, sie ist abgereist."

„Ach Emmy: Sie reden so. Aber glauben Sie mir, ich würde gern noch Schlimmeres auf mich nehmen, wenn Maria am Leben wäre. Es ist doch immer mein Kind! Sie kennen die Gefühle einer Mutter nicht, Emmy. Sie wissen nicht, was es heißt: ein Kind verlieren, dessen Seele man eben erst gewonnen hat!"

Sie weinte, gerührt von ihrer Selbstlosigkeit und Mutterliebe. Ja, in diesem Augenblick bildete sie sich in Wahrheit ein, sehr unglücklich zu sein. Emmy umarmte die Freundin. Auch *sie* weinte, aber mit Vorsicht, denn sie hatte Schminke auf den Wangen.

„Am Ende machen wir uns ganz unnütze Sorgen," sagte sie schließlich. „Passen Sie auf: Maria lebt und meldet sich morgen."

„Wenn man nur Gewißheit hätte! Diese Ungewißheit ist tödtlich. Und in dem Zustand Gesellschaft geben! Am liebsten würde ich Keinen empfangen."

„Aber Lula, das geht doch nicht! Sie können doch die Leute nicht fortschicken! Was soll man denn davon denken! Nein, Liebste: Sie dürfen sich nichts merken lassen. Sie müssen stark sein. Und selbst, wenn etwas passirt ist, *trauern* giebt es nicht. Sie müssen nach wie vor Gesellschaften mitmachen, Theater besuchen. Denn sonst — —"

„Ach, Emmy, Sie haben ja recht. Aber es ist keine Kleinigkeit: Komödie spielen müssen, tanzen und lachen, wenn man den Tod im Herzen trägt. Ja: ich werde stark sein. Man soll es mir nicht ansehen, daß ich mein Kind verloren habe."

Sie kam sich in diesem Moment groß und heroisch vor. Ihre Absicht, noch einige Thränen zu weinen, gab sie auf. Denn es klingelte gerade. Die Gäste kamen, bereit, die biblische Novelle des neuen Dichters über sich ergehen zu lassen.

## XI.

Hermann stand am Gitter des Kanals und sah in das trübe und träge dahinschleichende Gewässer. So Manche lagen da unten gebettet in dem großen Sarge mit den steilen, steinernen Wänden. Und die Letzte, die Allerletzte war — —. Er zitterte. Dort an der Brücke schimmerte der weiße, runde Rettungsgürtel, dem Schutze des Publikums empfohlen. Er war auch diesmal nicht in Thätigkeit getreten. Wozu auch? Wer so weit ist, dem frommt keine Rettung: der Gürtel ist barmherzig und gönnt ihm den Tod.

Nebel steigen auf und hüllen den Muschel blasenden Triton in graue Schleier. Aus dem Nebel kommt ein Schiff unter der Brücke durch. Eine Frau steht am Steuer. Langsam fährt es vorbei und verschwindet wieder

im Nebel. Wo es gefahren ist, ziehen Furchen und Kreise. Sind es nicht Münder, die lachen? Lauter lachende Münder? Der schimmernde Gürtel, der runde, lacht mit. Das Leben ist ein Spiel, und wer verspielt, wird ausgelacht. Das ist wohl so in der Ordnung. Oder ist es mehr werth als ein Lachen? Aus dem Nebel kommt es. Eine Frau steht am Steuer. Im Nebel verschwindet es. Was weiter? Und seines lag unten, da unten im Grunde. Seine Mutter hatte es in Grund und Boden gesteuert.

Wenn man doch hinabsehen könnte! Aber dieses nasse Grab ist so wunderlich: es zeigt nicht seine Todten; es spiegelt nur das Leben wieder: Menschen, die auf dem Kopfe gehen, Häuser mit dem Dach nach unten, verkehrte Bäume und Laternen: eine ganze Welt in ihrer Verkehrtheit. O diese Welt! In einem Sarge voll Wasser spiegelt sich ihre Herrlichkeit. Ein Windhauch, und Alles wankt und wackelt: Menschen, Häuser, Bäume und Laternen. Es ist sehr komisch. Wer lacht da? Niemand da. Sollte er selber — —? War er verrückt?

Er starrte auf einen Fleck im Wasser, einen gelben, runden, vergnügten Fleck im Wasser. Ja der Mond. Er zog die Uhr. Halb neun. Eigentlich war es gleich. Was ging ihn die Zeit an? Ein kleiner Kerl mit schneidigem Bärtchen redete ihn an. Richtig: Das war ja der Kollege — wie hieß er doch?

„Tag, Kollege. Na? kleines Rendez-vous?"

„Ja, Rendez-vous."

„Natürlich. Hab' ich mir gedacht. Für so was hab' ich Blick. Brauchte das Briefchen da in Ihrer Hand gar nicht zu sehen. Warten wohl schon lange? Ja, die Weiberchen! Am Ende ist es die verkehrte Stelle? Sehen Sie lieber noch mal nach!"

„Nein: es ist die richtige Stelle," sagte Hermann und lächelte; „verlassen Sie sich darauf."

Er lächelte wirklich und sprach sehr verbindlich. Er wunderte sich selbst, daß er lächeln konnte und so verbindlich sprechen. Oder war er es nicht? Seine Stimme klang ihm fremd, als ob sie gar nicht ihm angehörte, als ob da noch ein Dritter wäre, der so verbindlich sprach und lächelte. Der Kollege — wie hieß er doch? — sagte etwas und lachte. Und er lachte auch — oder war es der Dritte?

„Helden, Sie sehen etwas blaß aus," sagte der Kollege; „ja, ja, das unsolide Leben!"

„Das macht die Beleuchtung."

„Die Beleuchtung! Sehr gut! Na, erkälten Sie sich nur nicht. Adio! Ich gehe zum Biere. Prost, Kollege!"

Ja, der Kollege. Bier trinken — kleine Mädchen — später mal heirathen — Kinder in die Welt setzen: das war Alles. Dann war es aus. Wozu das Ganze? Ja. Aber die Liebe! Freilich: die Liebe. Wer kennt sie? Jeder spricht davon, und unter Tausenden ist nicht Einer,

der sie kennt. Er kannte sie: diese Liebe, die stärker ist als das Leben und erhaben über Recht und Gesetz; diese Liebe, die Sünde ist und Erlösung zugleich. Er kannte sie und mußte daran sterben.

Der Brief war seiner Hand entglitten. Er bückte sich und hob ihn auf. Und wieder haftete sein Auge auf den Zeilen, den letzten, die sie geschrieben hatte:

„Geliebter! Du weißt, wo ich sein werde. Keiner soll mich suchen. Ich liebe Dich in Ewigkeit. Maria."

Ja: er wußte, wo sie war. Hier, wo die Weiden in's Wasser tauchten, wo der schimmernde Gürtel hing und der Triton in die Muschel blies, hier war die Stelle. Sein letztes Rendezvous mit dem Liebchen. Dort der gelbe Fleck auf dem Wasser, der so possirlich tanzte und lachte, wies ihm den Weg. Keine zwanzig Fuß trennten ihn von ihr und von der Ewigkeit. Dort lag sie und wartete auf ihn: die Kleider schwer und naß; das holdselige Gesicht gedunsen; die Augen offen und klein; und die Fische fraßen sich satt an ihr. Sie hatte sterben müssen, weil ihre Mutter eine Verbrecherin war. Denn es giebt keine Gerechtigkeit. Nein: das ist keine Welt, in der es sich verlohnte zu leben. Besser ist es todt sein. Denn die Ungerechtigkeit schreitet nicht über die Schwelle des Todes. Ein Sprung in das Nichts, und Alles ist zu Ende. Da ist kein Unrecht und keine Herzensnoth, keine Sehnsucht und keine Verzweiflung, kein Mutterhaß und keine Blutschande. Was war das? Klang es nicht aus der Tiefe heraus, so fein und zart, als wenn es gewoben wäre aus den zitternden Strahlen des Mondes? Sang da nicht eine liebe Stimme, so süß und lockend, wie in vergangenen Tagen: „Komm her zu mir, Geselle?"

Er hörte ein leises Stöhnen und sah sich um. Keiner da außer ihm selber. Warum zögerte er? Warum sprang er nicht hinein? Er hatte doch nichts mehr auf der Welt zu suchen. „Nichts mehr auf der Welt," sprach er laut und erschrak. „Ja, ja, ich komme, aber erst — —" Er rieb sich die Stirn. Was wollte er doch noch?

Plötzlich gab er sich einen Ruck. Der gebeugte Leib nahm eine stramme Haltung an. In die umränderten, tiefliegenden Augen trat eine finstere Entschlossenheit. Er wandte sich, ging über den Damm und bog in die — — Straße ein. In wenigen Minuten hielt er vor der Wohnung von Dellingers. Der Schein einer rothverhängten Lampe drang aus dem Fenster. Er klingelte, sagte dem Portier guten Abend und ging nach oben.

## XII.

Der Dichter las.

Ludmilla hatte den jüngsten Liebling ihrer Laune in den bequemen Armstuhl ihres Mannes gesetzt, dicht neben die rothverhängte Lampe, derart, daß das vor Aufregung blasse Gesicht des blonden Jünglings einen rosigen Schimmer erhielt. Erich Wagner empfand alle Schauer jener unruhvollen

Wonne, die eines Dichters Herz erfassen, wenn er in die seltene Lage kommt, einem Kreise erlesener Zeit- und Fachgenossen seine Schöpfung vorzulesen.

Nichts brannte in dem Zimmer als die rothe Lampe: wodurch erstens Gas gespart und zweitens Stimmung erzeugt wurde. Ludmilla saß neben dem Dichter. Ihr schönes Gesicht war in ein wirkungsvolles Halbdunkel gehüllt. Sie schien nicht minder erregt als der Vorlesende selber. Sie hatte ihn ja in Scene gesetzt. Sein Erfolg war ihr Erfolg. Jedem einzelnen der Gäste hatte sie gesagt, daß die Entdeckung dieses neuen Sternes ihr Werk sei. Davon, daß es eigentlich der Doktor Käswurm gewesen war, der ihr den Jüngling empfohlen und zugeführt hatte, davon hatte sie nichts gesagt. Und so ruhte denn thatsächlich die Verantwortung für den Ausfall dieser Premiere allein auf ihren Schultern, diesen wunderschönen Schultern, die der Professor Alois Brendel, der Freund der Künste und der Frauen, trotz seines weißen Barts noch immer so gern streichelte und küßte. Er hatte den Ehrenplatz inmitten der Gäste, die sich um ihn herum im Halbkreise gruppirten. Zu seiner Rechten saß die reifere Jugendschriftstellerin, zur Linken das zarte, junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb. Denn er war gewohnt, von Frauen umgeben zu sein: sonst fehlte ihm etwas. Und so hatte ihm denn Ludmilla die Blüthe der anwesenden Weiblichkeit geopfert. Neben dem Mädchen, das die unanständigen Bücher schrieb, saß der dämonisch bleiche, freiheitskämpfergleiche Lyriker mit der düstern Kravatte. Neben der reiferen Jugendschriftstellerin aber hatte der kommende Mann Platz genommen, der wohlbeleibte, wurstfingerige, genial frisirte Doktor Pfeffers. An der Wand, dem Vorlesenden gegenüber, auf der mit einem Perser bedeckten Truhe saßen die Unzertrennlichen, welche sich gegenseitig in den Himmel hoben; und auf der anderen Seite, hinter dem Vorlesenden, der Herr des Hauses mit Emmy Ahlemann in traulicher Umschlingung auf dem Divan. Lebus aber, der Verflossene, Lebus, der berühmte Dramatiker, stand in seiner ganzen Länge, mit der weißen Hand beständig in dem blonden Barte wühlend, in malerischer Pose gegen den alten Nürnberger Schrank gelehnt und sah, ein Gott, über die kleineren Geister unter ihm hinweg.

Ludmilla ließ ihren Blick von Einem zum Anderen schweifen, um die Wirkung dieser biblischen Novelle zu beobachten, deren Vorlesung sie mit so inniger Antheilnahme folgte, als wär's „ein Stück von ihr". Um die Wirthin nicht zu verletzen, that man so, als ob man aufpaßte. Allein man langweilte sich. Und das war gut. Künstler bewundern nicht gern. Man läßt sich nicht gern in dem Glauben, daß man selber ein Genie, die anderen aber Schafsköpfe seien, irre machen. Das Gefühl, daß der neue Konkurrent weniger, keinesfalls aber mehr konnte, als sie selber, stimmte sie milde. Und so spendeten sie denn diesem Jüngling, der ihnen nicht gefährlich werden konnte, uneingeschränkten Beifall, lobten die biblische

Schönheit der Sprache und unterbrachen ihn mit anerkennenden Zwischenrufen. Als der Jüngling eine Pause machte, sagte Lebus mit seinem wohllautenden Pathos:

„Ich wußte, daß uns Frau Lula zu einem geistigen Festschmaus laden würde. Freuen wir uns, daß wir ein so starkes Talent in unserer Mitte begrüßen dürfen!“

Und er schritt auf den glücklichen Dichter zu und schüttelte ihm die Rechte. Ludmilla drückte ihm zur Belohnung für diesen Ausspruch beide Hände so fest und warm wie in jenen Tagen, wo er ihrem Herzen ebenso nahe stand, wie zur Zeit der junge Wagner. Auch der kommende Mann hatte sich erhoben und drückte dem Jüngling unter schmeichelhaften Redensarten die Hand. Er hatte die Empfindung, daß er mit dieser That dem langersehnten Ziele wieder um einen Schritt näher gerückt sei. Er hätte es ja schon längst erreicht, wenn nicht dieser unglückselige Jüngling ihm in die Quere gekommen und ihm den Rang abgelaufen hätte. Ludmilla lächelte und sah ihn dankbar an. Gewiß: dieser dicke Kerl, dem die satte Wohlhabenheit auf dem Gesicht geschrieben stand, war geschaffen wie kein Andrer, der Nachfolger oder Genosse — warum nicht Genosse? — des armen, schlanken Dichter-Jünglings zu werden.

Nach einer kurzen Pause, in welcher Bier und belegte Brödchen gereicht wurden — mehr gab es nie, wenn bei Dellingers Gesellschaft war —, fuhr Erich Wagner mit frischem Muth und gehobenem Selbstbewußtsein fort:

„Und Mirjam sprach: Siehe, ich bin eine große Sünderin. Es war aber um die Abendzeit, da öffneten sich die Pforten des Tempels und herein trat —“

Hier hielt der Vorlesende inne. Sein Blick heftete sich starr auf die Thür, auf die er mit ausgestrecktem Arm wies, ohne ein Wort zu sagen, entsetzt als hätte er einen Geist gesehen. Alles wandte sich um. Im Dunkeln, neben dem Wandschirm, stand wie aus dem Boden gewachsen, regungslos eine Gestalt. Aus dem fahlen Gesicht traten die Knochen heraus. Nur die glühenden Augen verriethen, daß da ein Wesen aus Fleisch und Blut stand. Eine tiefe Stille trat ein, bis der an der Thür den Mund aufthat und sprach:

„Packen Sie ein, Herr Dichter! Ihre Geschichte ist unwahr. Ich will Ihnen eine erzählen aus dem L e b e n: so wahr, so furchtbar wahr, daß Jeder, der ein Herz hat, blutige Thränen weinen muß.“

Man schwieg. Man wußte nicht, was man von dem Gebahren des unheimlichen Gastes halten sollte. Ludmilla war sehr blaß geworden. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß ihr Gefahr drohe.

„Hermann, Du?“ sagte der Hausherr verwundert, nachdem er den Eindringling, dessen Stimme sich sonderbar verändert hatte, endlich in der dunkeln Ecke erkannt hatte.

„Ja, ich!“ klang es zurück. „Warum sollte ich nicht der Weihe des

Dichters im Hause seiner Muse beiwohnen: ich, der Sohn dieser Muse! Gehöre ich nicht zu Euch, Ihr Musensöhne und Musentöchter, wie ein Bruder zur Schwester gehört? Denn wahrlich: wir sind Alle Brüder und Schwestern. Und es ist ein schönes Ding um die Geschwisterliebe: nicht wahr, Ihr lieben Leute?"

Einige fingen an zu glauben, es handle sich um einen Ulk, und lachten. Das junge Mädchen aber, welches die unanständigen Bücher schrieb, sagte: „Wie peinlich!" Und der Dichter Lebus beugte sich zu der reiferen Jugendschriftstellerin und flüsterte: „Der Mensch ist betrunken."

Ludmilla war aufgestanden und an Hermann herangetreten. Leise und eindringlich, in befehlendem Tone, sprach sie:

„Was soll das heißen? Du machst augenblicklich, daß Du nach Hause kommst!"

Er antwortete:

„Ich werde gehen, wenn es an der Zeit ist. Noch ist es nicht an der Zeit. Denn mein letztes Wort ist noch nicht gesprochen."

Und zu den Andern sich wendend:

„Brüder und Schwestern: was sagt Ihr zu der Gastlichkeit Eurer Wirthe? Ihr werdet lange suchen müssen, bis Ihr wieder eine Frau findet, die am Sterbetage ihres Kindes Gesellschaft giebt!"

Ludmilla zuckte zusammen. „Stark sein, Liebste; Nichts merken lassen!" flüsterte Emmy. Ein Gemurmel entstand.

„Lieber Hermann," sagte Dellinger gutmüthig und legte ihm die Hand auf die Schulter; „mach', daß Du zu Bett kommst, und verschlaf' Deinen Rausch!"

„Laß los, Felix Dellinger: denn Deine Hand ist blutig! Brüder und Schwestern, wißt Ihr auch, das Ihr bei einem Mörderpaar zu Gaste seid?"

Seine Stimme klang stahlhart und scharf wie ein Messer. Das Gemurmel wurde lauter und lauter. Aus dem Stimmengewirr lösten sich Rufe wie:

„Unerhört!" „Das ist stark!" „Der Mensch ist toll!"

Ludmilla bebte.

„Bist Du von Sinnen, daß Du nicht mehr weißt, wen Du vor Dir hast?"

Dellinger glaubte noch immer, es mit einem Betrunkenen zu thun zu haben, und suchte die Sache humoristisch zu nehmen.

„Also ich bin Dein Onkel Felix," sprach er gemüthlich, „und diese Dame da ist Deine Mutter."

„Nein, Felix Dellinger! Ich habe keine Mutter. Die Frau, die mich zur Welt gebracht hat, ist mir ein fremdes Weib. Ich sage mich los von ihr, wie sie sich losgesagt hat von ihrer Tochter Maria!"

„Tochter Maria?" „Er faselt!" „Hinaus mit ihm!" So klang es drohend aus dem Chor der Gäste. Dennoch wagte sich Keiner an ihn

heran. Hoch aufgerichtet stand er da, die Fäuste geballt, in dem todtenhaft bleichen Antlitz den Ausdruck so wilder Entschlossenheit, daß es Keinem gerathen schien, handgreiflich zu werden.

Felix Dellinger blieb stumm. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß Hermann über die Familienverhältnisse der „entfernten Verwandten" unterrichtet war. Denn die Besorgung der häuslichen und Familienangelegenheiten hatte er ein für allemal seiner Frau überlassen, und was Ludmilla that, das war für ihn Gesetz: eine Auflehnung dagegen gab es nicht. Da nun Ludmilla es bisher nicht für nöthig befunden hatte, ihn über die Vorgänge der letzten Tage aufzuklären, so war er dem so plötzlich hereinbrechenden Skandal in keiner Weise gewachsen und sah sich bestürzt und hilfesuchend nach ihr um.

„Ihr Alle sollt es wissen!" rief Hermann. „Jenes Mädchen, das man bei fremden Leuten hat aufwachsen lassen in dem Glauben, sie habe keine Eltern mehr, ist meiner Mutter leibliches Kind!"

„Das ist nicht wahr!" rief Emmy; „er lügt! Er ist von Sinnen! Seht ihn an, wie er aussieht! Man merkt ja, daß er nicht bei Verstand ist!"

Die Lage war für die Gäste höchst ungemüthlich geworden. Sie hatten keine Lust, sich in die Privatangelegenheit zu mischen. Man hatte auch kein Interesse daran aufzuklären, ob wirklich jene entfernte Verwandte, wie gemunkelt wurde, in näheren Beziehungen zu Dellingers stand, als diese zugeben wollten. Man wünschte keine Aufklärung. Ludmilla Dellinger war eine entzückende Frau, so Eine, wie die Gesellschaft sie brauchte: ein Stern, eine Sonne der Salons. Und dieser junge Mann, von dem kein Mensch etwas hatte, wollte ihnen diese Sonne rauben? wollte sie zwingen, Partei zu ergreifen gegen Ludmilla? Der Mann war unbequem und widerwärtig.

„Sie entfernen sich augenblicklich!" sagte der Verflossene.

„Ja wohl: augenblicklich!" sekundirte der kommende Mann.

Hermann rührte sich nicht.

„Vorwärts, Lula!" flüsterte Emmy. „Jetzt heißt es: er oder sie!"

Ludmilla überlegte, ob sie eine Ohnmacht markiren sollte. Allein die konnte als Schuldbekenntniß aufgefaßt werden. Sie schlug ein anderes Verfahren ein.

„Thut ihm nichts!" sprach sie mit zitternder Stimme, und Thränen traten ihr in die Augen. „Der Unglückliche! Ich habe es kommen sehen. Sein wüstes Leben, seine Ausschweifungen rächen sich an ihm. Er muß den Verstand verloren haben!"

„Weib!" schrie Hermann, und seine Hände schlossen sich um ihre Gelenke wie zwei eiserne Klammern; „ist es nicht genug an dem, was Du mir gethan hast? Mußt Du auch noch die Lüge auf Dich laden? Deine Tochter Maria hebt aus dem Wasser ihre Hand auf wider Dich und schreit zum Himmel: Meine Mutter hat mich gemordet!"

Er schüttelte sie hin und her. Man warf sich zwischen die Beiden. Mit Mühe gelang es Ludmilla, sich los zu machen. Sie hob die weißen Gelenke, die mit rothen Striemen bedeckt waren, in die Höhe und klagte:

„Seht, so behandelt mich mein Sohn, mein Fleisch und Blut!"

„Merkt Ihr denn nicht, daß er toll ist?" rief Emmy, „was steht Ihr denn und glotzt? Führt ihn hinaus!"

Ludmilla fuhr sich streichelnd über die gerötheten Stellen, indem sie mehr Schmerz zur Schau trug, als sie empfand. Alles war von Mitleid mit der schönen Frau erfüllt. Einige machten sogar Miene, den Missethäter anzufassen.

„Rührt mich nicht an!" rief er und ließ die Fäuste spielen. „Ihr habt es mit einem Verzweifelten zu thun. Wer mir zu nahe kommt, den schlage ich nieder wie einen Hund. Wer seid Ihr, die Ihr den Mord begünstigt: Mörder, Ihr selbst! Gemeinheit ist der Kitt, der Euch verbindet, und wer am meisten lügt, und wer die größten Verbrechen begeht, den krönt Ihr als König und Königin! Ihr mordet nicht mit Gift und Eisen. Aber die Seelen mordet Ihr, daß sie vor Verzweiflung vergehen müssen."

„Hab' ich's nicht gesagt?" tuschelte Emmy, „seht Ihr es nun, daß er von Sinnen ist?"

Die Anderen verharrten regungslos. Alle sahen den Sprecher an. Keiner wagte etwas zu thun oder auch nur zu sagen.

„Ich könnte Euch eine amtliche Urkunde zeigen," fuhr Hermann fort, „auf der geschrieben steht, daß diese da die Mutter Marias ist. Aber Ihr würdet es nicht glauben. Denn Ihr laßt Euch lieber von einem Weibe belügen, als von einem Manne die Wahrheit sagen. Euer Leben ist Lüge und Heuchelei. Die Natur erstickt und stirbt im Sumpf Eurer Eitelkeit. Was ist Euch Mutterliebe und Mutterpflicht! Ihr, ja, Ihr seid die Mörder der Maria. Lacht nur und klappert mit Narrenschellen!

Tanzt auf den Gräbern Eurer Opfer! Ihr tanzt Euren eigenen Todtentanz. Menschen ohne Seele: was seid Ihr anders als lebendige Leichen! Auswendig hübsch anzusehen, aber inwendig ist Tod und Verwesung, Moder und Unflat! Würdige Genossen meiner Mutter, krönet sie! glaubt an sie! betet sie an! Denn sie ist werth, Euer Abgott zu sein!"

Man lachte. Man unterbrach ihn mit ironischen Zurufen. Er aber schritt dicht an Ludmilla heran, und indem er seine glühenden Blicke in sie hineinbohrte, rief er mit eherner Stimme:

„Ludmilla Dellinger, ich klage Dich an: Du hast Deine Kinder um Kindheit und Glück betrogen! Du hast sie in Noth und Verderben gestürzt! Deine Sünde hat sie zu Sündern, Dein Verbrechen zu Verbrechern gemacht! Ihre Blutschande kommt auf Dein Haupt! Du sollst gedenken dieser Worte, wenn der Tag kommt, wo Tand und Flitter von Dir fällt. Dann wirst Du sehen, daß Du nichts bist als eine leere, inhaltlose Hülle, und

erkennen, daß Du Deine Seele und Deine Kinder einer eitlen Maskerade geopfert hast!"

Langsam, Schritt für Schritt, ging er rückwärts der Thüre zu und sprach:

„Ludmilla Dellinger: im Namen Deiner Tochter Maria, sei verflucht!"

Als er draußen war, machte sich die allgemeine Entrüstung in lauten und muthigen Worten Luft. Wie ein Strom, wenn sich die Schleusen öffnen, mit wildem Gefälle schäumend sich ergießt, so ergoß sich eine Fluth von Schmähungen über den Entschwundenen. Emmy aber und die reifere Jugendschriftstellerin machten sich besorgt mit Ludmilla zu schaffen, die sich den Anschein gab, als wäre sie am Ende ihrer Kräfte angelangt. Milde lächelnd, mit schwacher Stimme sprach sie zu den Schimpfenden:

„Nicht doch, meine Freunde! Ich bitte Euch: tragt es ihm nicht nach, er kann ja nichts dafür. Er ist ja krank."

Alles war bezaubert. Lebus, der Verflossene, sprach salbungsvoll:

„Ist diese Frau nicht von einer himmlischen Güte?"

Der alte Brendel klopfte seinem Liebling in stummer Verzückung auf die Schulter. Das junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb, wischte sich die Augen. Und der kommende Mann sprach voller Rührung:

„Solche Frau soll nochmal geboren werden!"

„Was wollt Ihr?" sagte sie schmerzlich. „Ein Mutterherz —" Sie sprach nicht weiter, sie schluckte an ihren Thränen, die Anderen schluckten gleichfalls.

„Eigentlich sollte ihm Jemand nachgehen," meinte Emmy, „der Mensch ist im Stande und thut sich ein Leids an. In dem Zustande" — sie machte eine bezeichnende Handbewegung nach der Stirn — „ist Alles möglich."

Dellinger stand auf, Doktor Pfeffers schloß sich ihm an. Ein dankbarer Blick aus Ludmillas Märchenaugen belohnte den kommenden Mann und verkündete ihm, daß er seinem Ziel nun nicht mehr fern sei.

„Es ist noch ein Glück," sagte Ludmilla, „daß heute nur meine Intimsten hier versammelt sind. Nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen, daß Alles, was Ihr heute gehört und gesehen habt, unter uns bleibt. Denn was sollte aus Hermanns Karriere werden, wenn Derartiges in die Oeffentlichkeit käme! Wer ist denn eigentlich jetzt der beste Nervenarzt? Ich hatte mir schon immer vorgenommen, einen zu konsultiren. Aber wer konnte ahnen, daß sich der Zustand so rasch verschlimmern würde?"

Namen wurden genannt. Man debattirte über die Tüchtigkeit der Nervenärzte. Schließlich erhob sich Lebus und sprach:

„Wir wollen gehen; nach dieser Gemüthsbewegung ist es am besten: Sie pflegen der Ruhe, liebe Freundin."

Erich Wagner hatte die Hoffnung, seine Novelle zu Ende zu lesen

definitiv aufgegeben und rollte das Manuskript zusammen. Alles stand auf. Ludmilla protestirte:

„Wo denkt Ihr hin? Ihr werdet mir doch das nicht anthun? Nein, mit diesem garstigen Eindruck dürft Ihr nicht scheiden! Verzeihen Sie, lieber Wagner, die unliebsame Unterbrechung und lesen Sie weiter! Ihr schönes Kunstwerk soll uns wieder emporheben über die rauhe Wirklichkeit und die häßliche Scene, die wir soeben erleben mußten, vergessen machen!"

„Bravo, Lula!" rief Emmy.

„Lula, Sie sind ein Engel," sagte Lebus.

Man setzte sich wieder. Der junge Dichter entfaltete von Neuem sein Manuskript und las:

„Und Mirjam sprach: Siehe, ich bin eine große Sünderin. Es war aber nun die Abendzeit, da öffneten sich die Pforten des Tempels, und herein trat der Herr . . ."

## XIII.

Mechanisch, ohne zu wissen, wohin, eilte Hermann durch die Nacht. Die Energie und Erregtheit war wieder einer dumpfen, an Bewußtlosigkeit grenzenden Starrheit gewichen. In diesem Zustande fand er sich plötzlich an jener Stelle des Ufers wieder, wo er zuvor Stunden lang gestanden und in das Wasser gestarrt hatte. Wieder stand er an dem steilen Rande: Unter sich das dunkle Wasser, über sich den Wolkenhimmel. Untergehen — ja, untergehen. Allein der Uebergang von dem Etwas in das Nichts, in das All — aber dann war es aus, zu Ende die Qual, der Ekel, der Haß, der Schmerz, die Verzweiflung. Da kam wieder der gelbe Fleck zum Vorschein; sein Wahr- und Wegzeichen. Hier, gerade hier ging es hinein.

Halt, was kommt da? Ein Schiff, das letzte, das seinen Lebensweg kreuzt. Die Leute fahren spät, denkt er. Zwei Männer gehen in gebückter Haltung den Schiffsrand entlang, das Ruder gegen die Schulter gestemmt. Am Steuer steht eine Frau. Die Laterne beleuchtet den Schiffsbug. Da sind große weiße Buchstaben. Er liest: Schiffer Albert Schmidt. Die Frau sieht ihn an. Das Schiff zieht vorüber, verschwindet in Nebel, und die Frau sieht ihn an. Sonderbar, sehr sonderbar. Sie hat langes, blondes Haar. Das fällt ihr über die Schultern, über ein weißes Hemd. Wie sie nur aussieht, die Frau Schmidt! Und hat so liebe traurige Augen. Und das Gesicht so bleich, so bleich. Ich liebe Dich in Ewigkeit, — sagt die Frau.

Schiffer Albert Schmidt — Schiffer Albert Schmidt: warum verläßt ihn der Name nicht? Alles was er denkt, ist: Schiffer Albert Schmidt — Untertauchen — Schiffer Albert Schmidt, in das Weltall — Schiffer Albert Schmidt.

Horch: Stimmen, Tritte, die näher kommen. Was geht es ihn an? Er hat nichts damit zu schaffen — Schiffer Albert Schmidt — Schiffer

Albert Schmidt. Was wollen die Menschen? Sie brauchen ihn nicht hineinzujagen in das Wasser. Er geht schon von selber — Schiffer Albert Schmidt — Schiffer Albert Schmidt — —

„Steht da nicht Einer?“ sagte Dellinger.

„Ich sehe nichts,“ antwortete Doktor Pfeffers. „Es ist neblig. Da sieht man allerhand, was nicht da ist.“

„Still, hörten Sie nichts?

„Nein.“

„Mir war so, als hörte ich einen Fall in's Wasser. Und der Platz ist leer.“

„Unsinn, Dellinger, Sie sehen Gespenster.“

Sie gingen schneller.

„Habe ich's nicht gesagt? Es ist nichts. Der junge Mann ist längst nach Hause gegangen. Kommen Sie, Dellinger: wir kehren um. Sonst wird Ihre Frau unruhig und denkt am Ende, es sei wirklich was geschehen.“

Sie kehrten um.

„Wissen Sie, daß ich Ihre Frau bewundere? Ich habe viele Frauen gekannt in meinem Leben. Denn das Weib ist und bleibt nun mal die Krone der Schöpfung. Aber diese Frau ist der Inbegriff der Weiblichkeit. Ich möchte sagen, sie ist das Weib an sich.“

„Lieber Freund, wem sagen Sie das? Ich muß sie doch kennen, ich bin doch ihr Mann!“

„Sie Glücklicher, bleiben Sie sich nur stets bewußt, welchen Schatz Sie an ihr haben. Ich habe es noch nie so deutlich empfunden, wie gerade heute: ich werde nimmer ihresgleichen sehen. Wie hat sie sich heute Abend benommen, wie stark, wie muthig, wie edel! In diesem schönen Körper steckt nicht nur ein großer Geist, sondern auch eine schöne Seele. Ihre Frau ist ein Charakter, lieber Dellinger!“





# Warum?

## Novellette aus dem normännischen Volksleben.

Von

**E. v. Cymen.**

(Elsbeth v. Tempsky.)

— Breslau. —

Motto:
„Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren."
Goethe (Faust).

s war in einem kleinen, normännischen Städtchen, unweit Le Havre.

Der Abend hatte Kühlung gebracht und nach einem glühheißen Sommertage die „Nachbarn" in's Freie gelockt. Es ging nämlich noch gut patriarchalisch zu in dem französischen Nestchen.

Ganz drinnen in der Stadt freilich gab es eine „große Straße" mit eleganten Läden und sogar einen „Boulevard", auf den man nicht wenig stolz war! auch ein Café im großen Stil, wo die Herren Offiziere ihre Zeitungen lasen oder hier und da einer jungen Dame nachschauten, die in Begleitung ihrer Mutter oder ihrer „Bonne" vorbeiging — selten genug! denn das gebildete, junge Mädchen der Provinz ist eine in der Stille des Hauses streng gehütete Gefangene, die erst ein fremder Mann an's Licht und in die Freiheit führt. Ein fremder Mann, denn er wird von den Angehörigen gewählt; man sieht sich einmal und verlobt sich: sechs Wochen später ist die Hochzeit. Und wenn aus dem weltfremden Kinde dann eine unglückliche Frau wird, brechen wir Deutsche den Stab und sagen: die Französin ist leichtsinnig.

Leichtsinnige Menschen giebt es überall; aber wer weiß immer, was Leichtsinn und was Unglück ist?

Die größten Trauerspiele sind meist die tiefsten Räthsel. — — —

Draußen vor der Stadt gab es etwas mehr Freiheit. Kleine Häuschen

standen dort, so klein, daß sie immer nur die Tiefe eines Zimmers hatten. Der normännische Wind pfiff gar oft durch die gegenüberliegenden Fenster, deren Rahmen unter seinem Drucke ächzten; aber prächtige, bunte Rosen umrankten sie und kletterten bis hinauf auf's Dach.

Jedes dieser Häuslein lag in einem schmucken Garten, der von einem fest verschlossenen Zaun umgeben war.

Und wenn nun der Abend kam, dann guckten über diese Zäune viel freundliche Gesichter. Auch vor denselben bildeten sich Gruppen hier und da, und ein fröhliches Schwatzen und Lachen tönte herüber und hinüber.

Ein verspätetes Fuhrwerk nahte noch, der bekannte zweiräderige Wagen, vom Esel gezogen, gelenkt von der Frau; der Mann sitzt zur Seite.

Warum das? — Räder und Zugthiere sind besteuert in der Republik: der Esel ist billiger als das Pferd! Ob vielleicht auch der Kutscher steuert und die Frau billiger ist als der Mann? — wer weiß!

Das junge Weib hält das Grauthier an, und der Mann springt herunter — ein blonder, blauäugiger Hüne, der Typus des Deutschen, der bei uns selten geworden, in der Normandie noch häufig ist.

Treuherzig grüßt er einen alten Mann, dessen schlotternde Beinkleider und sonstigen originellen Aufzug man nicht Zeit hat komisch zu finden, wenn man in sein schönes ehrwürdiges Gesicht blickt.

Da kommt ein junges Mädchen langsam näher: sie trägt schwer an zwei Wasserkannen, denn sie ist zart und schlank, und auch ihre einfach geschmackvolle Kleidung läßt sie nicht für solche Arbeit gemacht erscheinen. Doch ihr Mund lächelt gar fröhlich, und mit heiterm Blick grüßt sie die Frau und die beiden Männer.

„Ah, Jeanne, sieh da!" ruft der Angekommene, „wann ist die Hochzeit?"

„Samstag," antwortet sie im Weiterschreiten.

„Nächsten?"

„Vorigen nicht!" lacht sie übermüthig und verschwindet hinter'm Zaun, bald im Haus, gefolgt von dreifachem Lachen. — — — — — —

Fast eine Stunde später — es ist schon stiller geworden, und hier und da haben sich die Thüren und Fensterläden geschlossen — schreitet müde und schwer ein großer Mann die Straße entlang. Nach seinem leicht gebückten Gange könnte man ihn fast für alt halten.

Doch schaut man ihm näher in's Gesicht, sieht man, daß er wohl noch nicht dreißig zählt. Zwei große, feuchte Augen blicken uns an und doch nicht —: sie sehen durch uns hindurch in die Ferne. Es sind Augen, für die der Mensch nur ein schwarzer Punkt in einem leeren Raume ist: nur wer einmal so unglücklich war, daß er keinen Ausweg mehr in seinem Elend sah, weiß, was das bedeutet!

„Jeanne!" ruft der Mann mit einer weichen, dunkelgefärbten Stimme.

„Lucien!" klingt es jubelnd wider, und das junge Mädchen fliegt an die Gartenthür.

Aber sie prallt zurück — er öffnet nicht wie sonst seine Arme. Er starrt sie nur an mit solch' einem seltsamen Blick — ihr wird bange —

„Lucien!"

Da fährt er sich wie erwachend mit der Hand über die Augen, legt einen Arm um ihre Schulter und küßt sie auf die Stirn, ganz flüchtig nur und ohne Leidenschaft; und doch — ihre Stirn brennt —

— wie das schmerzt! — — — — — — — — — —

Ihre Augen beginnen auch zu brennen; aber sie lacht und schwatzt.

„Lucien," flüstert sie auf einmal, „mein Brautkleid ist fertig," und rosige Gluth überzieht ihr bleiches Gesicht.

„Dein Brautkleid?!"

Es zuckt über sein Antlitz. Seine Lippen beben — lächeln — ein Lächeln, bei dem sie fröstelnd die Lider senkt.

„Zieh es an," bittet er leise, „auch den Schleier vergiß nicht: ich will Dich als Braut sehen," und wieder streifen seine Lippen ihre Stirn.

Sie zittert; aber sie geht. Sie fürchtet sich vor ihm, und das ist eine kurze Zeit des Alleinseins — ein Ausruhen: seine Augen lasten heute so schwer. — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Viertelstunde steht sie wieder vor ihm, weiß wie die Maiblume, die sich dem Lenz öffnet: „Spring auf" dem Glück!

Da zieht er sie an seine Brust voll toller, rasender Leidenschaft.

„Lucien!" —

Sie will sich wehren; aber ihre Kraft ist gebrochen. Sie duldet stumm, was sie nicht ändern kann.

Es dauert auch nicht lange, dann beugt er sich weit zurück und sieht sie wieder an, während er sie an beiden Armen festhält.

„Wo hast Du Deinen Kranz?" fragt er, und seine Stimme hat einen unheimlichen Klang.

„Den hab' ich noch nicht!" lächelt sie, „er würde ja welken bis Samstag!"

„Ach so! Ja! schade!"

Er seufzt. — — — — — — — — — — — —

Die Nacht sinkt. Sie ist allein — in ihrem Brautschmuck noch; aber der Schleier ist zerrissen!

Schon!

Sie weint.

Sie hätte ihn nicht anlegen sollen! es giebt Dinge, mit denen man nicht spielen darf!

Er hatte ihn zerrissen bei seiner stürmischen Umarmung. Er war so seltsam heut.

Nein, nein! Liebe ist kein Lenz! Der Lenz ist vorher!

Daß sie ihr Brautgewand nicht angelegt hätte; nun konnte sie der Maiblume nicht mehr gleichen — sie wußte schon, daß Ehe Kampf ist!

Ihre Lippen schlossen sich herb:

„Und doch! wer nicht kämpft, lebt nicht!“ — — — — — —

Es war vier Tage später. Nachmittag noch; aber schon standen auf der „route de Mer“ flüsternde Gruppen.

„Wo er nur bleibt?“

„Vier Tage ist er schon nicht dagewesen.“

„Die arme Jeanne!“

„Sie haben schon den ganzen Tag Thüren und Fenster geschlossen!“

„Jeanne weint.“

„Ja und der Vater war ganz toll gestern Abend. Er hat rein getobt.“

So schwirrt es durcheinander. Neugier, Theilnahme, Schadenfreude! Echt meist nur die erste, denn es giebt nur wenige Menschen, die die Kraft haben, wirklich gut oder wirklich böse zu sein.

„Arme Jeanne, schon das dritte Mal!“

„Und erst einundzwanzig Jahr!“

„Wenn der sie auch sitzen läßt!“

„Der Zweite that's, weil der Erste ihm einen anonymen Brief geschrieben. Vielleicht hat das Scheusal jetzt wieder geschrieben.“

„Oh!“

„Aber dann bekommt das arme Ding keinen mehr: Jeder würde denken, daß es doch einen Grund hat!“

„Dreimal verlobt! So eine Abgeleckte, brr!“ ein rohes, hartes Männerlachen folgt dem Ausruf.

„Brrr!“

„Es wäre aber eine Scheußlichkeit von ihm,“ wagt sich eine schüchterne Stimme dazwischen. „So nah vor der Hochzeit. Jetzt ist die Stunde: sie sollten auf die Mairie gehen!“

„Ja, richtig! Jetzt!“

Da nahen Fremde, zwei Männer und ein Mädchen, alle schwarz gekleidet. Sie klopfen an die streng geschlossene Thür. Eine Spalte thut sich auf. Sie werden eingelassen.

Furchtbare Stille; langes Schweigen.

Dann auf einmal ertönt ein entsetzlicher Schrei, noch einer und noch einer.

Es dauert so fort fast eine Stunde: kein Weinen, nein, ein Heulen.

Erst im ganz Dunkeln öffnet sich die Thür von Neuem, und die Fremden kommen wieder heraus — auch Vater, Mutter und Jeanne: des Mädchens Haltung ist gebeugt; sie hebt den Blick nicht auf. — — —

Am nächsten Morgen läuten die Glocken ganz früh —

Hochzeitsglocken?

Nein.

Armesünderglocken! —

An der Kirchhofsmauer scharrte man einen Selbstmörder ein. Man hatte ihn gefunden auf den Eisenbahnschienen im Tunnel — das Gesicht entstellt. Drei Tage wußte man nicht, wer's war — bis das Gerücht ging, daß Jeanne ihren Bräutigam vermißte. Da brachte man ihr ein Taschentuch mit den Initialen L. W. und die Schlüssel, die in seine Zimmer- und Schrankthüren paßten. — —

An ihrem Hochzeitsmorgen saß sie auf seinem Grabe und schluchzte — allein — ein gebrochenes Leben.

„Oh Lucien," hörte man sie jammern, „daß Du mich mit Dir genommen hättest da drunten in die kühle Erde! Lucien, Lucien, warum, o warum?" — — — — — — — — — — — — —

Ja, warum?

So flüsterten auch die Nachbarn immer wieder. Er hatte kein Wort zurückgelassen, keine Zeile!

Kann das Mädchen noch ruhig schlafen, kann es weiter leben?

So nicht!

Es würde sterben am Jammer, meinte man, und eine Freundin nahm es mit nach Paris. — — — — — — — — — — —

Tage vergingen, und die Gemüther wurden ruhig.

Drei Häuser davon lag eine alte Frau im Sterben. Der Schlag hatte sie gerührt, nachdem sie vorher zwei Tage lang verschwunden war. Dort mußte man stündlich fragen: „Lebt sie noch?" Mit schaudherndem Interesse wartete man auf den Tod — wer hatte Zeit, noch an Jeanne zu denken! — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später kam Jeanne wieder in einer neuen Pariser Toilette mit einem feschen Hut nach der letzten Mode. Sie erzählte viel von den Ausstellungsarbeiten; besonders das „große Rad" hatte ihr imponirt.

Noch acht Tage hin, am Nationalfest, am 14. Juli ging sie tanzen.

Man erzählte sich, daß sie gesagt hatte:

„Nun ist mir Alles Eins. Der Erste, der jetzt kommt, der wird's."

Einige zerrissen sich den Mund darüber, Andere fanden's natürlich: sie konnte doch nicht ihre Jugend vertrauern wegen eines Dummkopfes, der sich das Leben nahm; und die meisten hatten's schon halb vergessen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur Einer erzählte, daß er sie habe sitzen sehen am Morgen jenes Festes, während die Kanonen donnerten und die Marseillaise erklang, einsam und mit herbgepreßtem Munde auf dem Grabe ihres Verlobten. —

Warum?

---




# Illustrirte Bibliographie.



Schlafende Eumenide.
(Medusa Ludovisi) Rom.
Aus: Ludwig v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum,
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

**Weltgeschichte der Kunst im Alterthum.** Grundriß von Ludwig von Sybel. Zweite verbesserte Auflage. Mit drei Farbtafeln und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1903. Preis brosch. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Ein großer stattlicher Band mit einer Fülle der vortrefflichsten Abbildungen wird hier wieder dem Lernenden und Genießenden in die Hand gegeben. Aber dergleichen mochte es ja auch sonst wohl schon geben, wenn vielleicht auch noch nicht so stattlich und so reichlich. Das Neue ist die geistvolle Gruppirung, die frische Problemstellung, das anders gestellte Thema. Es liegt dies im Titel der Arbeit bereits angedeutet: Weltgeschichte der Kunst. Das Wörtchen Weltgeschichte will sagen, daß der wissenschaftliche Standpunkt, den die universalhistorische Forschung im Uebrigen einzunehmen pflegt, hier auch für die Kunst, schärfer durchdacht, eingenommen werden soll, daß der echt geschichtlichen Auffassung der Dinge neben Ethnographie und üblicher Systematik kräftiger zum Durchbruch zu verhelfen gesucht wird.

„Das Werden der Weltkunst zu erzählen," schreibt der Autor im Vorwort, „vereinigt unser Vortrag immer das zeitlich und geschichtlich Zusammengehörende, die gleich staunenswerthen Denkmäler der ägyptischen Baukunst zu Karnak und der frühgriechischen von Mykenae, er faßt die Blüthe Assyriens und Babyloniens mit dem jugendkräftigen Auftreten der Hellenen zusammen. Ihren Hochgang vollendete die Griechenkunst in dem Zeitraum Alexanders und seiner Nachfolger: wiederum lernen wir sie aus der Vereinigung und Vergleichung der Denkmäler von Samothrake und Pergamon, von Pompeji und Rom kennen. Und so fügen wir in der Kunst der römischen Kaiserzeit auch das Altgriechische und Frühbyzantische ein."

Mit einem großen Schauspiel wird die Weltgeschichte verglichen, die sich so vor unseren Augen in epochenweiser Zusammenfassung der gleichzeitigen Erscheinungen gestaltet. Ein zahlreiches Personal gehe über die Bühne und führe ein buntes, doch immer geordnetes und übersichtliches Bild vor die Sinne. Erst treten die Völker einzeln auf, gleichsam in der Exposition des Dramas, dann eröffnet sich das Zusammen=, das Gegenspiel, und die Handlung wird danach, wie Sybel meint, immer einheitlicher, und sie trägt endlich den Leser gemächlich dahin auf breitem Strome.

So ist das Werk vor uns ein Geleiter durch die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende, dabei ein Augenblicksbild der stets flüssigen, von methodisch pfadsuchenden Hypothesen — so umschreibt der Verfasser anziehend den Begriff der heuristischen Hypothese — geführten Wissenschaft.

Der Stil ist sehr klar und schön, glatt und erfreulich wie das solide Papier, auf dem wir ihn lesen. In den Anmerkungen findet sich die einschlägige Fachlitteratur für den angehenden Gelehrten sorgfältig reichlich aufgezeichnet. Ein ungeheures, weite Strecken umspannendes Wissen ist durch wiederholten Niederschlag geläutert vor dem Schüler, dem Kunstfreund ausgebreitet. Fehlten alle Illustrationen, man hätte ein brauchbares, edel geformtes Lehrbuch, eine werthvoll lehrreiche, interessante Erzählung, wie die Begebnisse der Kunst sich zutrugen in der Welt, wie die Ereignisse aus einander hervorgingen oder doch mutmaßlich sich zu einander verhalten haben können, in Händen. Durch den vortrefflichen Buchschmuck wird jedoch der Genuß unendlich gesteigert, die bequeme Brauchbarkeit unermeßlich erhöht; jetzt scheinen wir durch ein Museum mit einem ernsten Führer dahinzuschreiten.



Holzbild aus der Pyramidenzeit.
Raëmke, der „Dorfschulze".
Aus: Ludwig v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

H. L.



Nike von Samothrake. Paris.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

# Bibliographische Notizen.

**Medicin oder Philosophie?** Eine Kritik Beider von Benno Buerdorff. Leipzig, O. Borggold.

Das vorliegende Heft enthält auf dem Umschlag den Vermerk „Preisgekrönt" — wo und von wem, ist indeß nicht ersichtlich. Der Verfasser beginnt seine Kritik entgegen der Ueberschrift zunächst mit der Philosophie. Nach einer Einleitung, in der auf den Zusammenhang der Medicin mit den übrigen

Beschäftigungen hingewiesen und schließlich das zu behandelnde Thema als „Philosophie im Dienste der Medicin“ bezeichnet wird, geht der Verfasser auf die Erörterung der herkömmlichen Begriffe der Philosophie über, auf die Untersuchung des Begriffes vom rein menschlichen Lebensinteresse aus und zieht schließlich die Anwendung auf das Leben als die Hauptsache der Philosophie in nähere Betrachtung. Verwebt in die letztere werden der Darwinismus, die Aehnlichkeit mit den Menschenaffen und die Instinkte des Menschen. In einem zweiten, räumlich genau ebenso langen Kapitel wird die Medicin abgehandelt als Heilkunst überhaupt und als Fakultät. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit der Reform der Fakultätsmedicin. Uebersehen wird ganz, daß die medicinische Wissenschaft auf der durch den Versuch und die interne Beobachtung — erlangten Erfahrung basirt. Das Ganze läuft schließlich hinaus auf eine Verherrlichung des Vegetarismus und der Naturheilmethode unter Anwendung der sattsam bekannten Schlagwörter. K.

**Deutsche Kunst und Dekoration.** VI. Jahrg. Heft 4. Januar 1903. Einzelpreis 2,50 Mk. Innendekoration. Herausgeber Alexander Koch.

**Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild.** XIV. Jahrgang 1903. Januar-Heft. Einzelpreis 2,50 Mk. Verlag Alex. Koch, Darmstadt.

Diese Zeitschriften sind für die Gegenwart eine fortlaufende Predigt des guten Geschmacks, eine Predigt in Wort und Bild, mag es sich um die Ergebnisse von Preisausschreiben, um Besprechung, Darstellung und Beleuchtung der Ausstellungsdarbietungen oder um sonstige Anliegen des modernen kunstgewerblichen Wettbewerbs und der Nachfrage handeln. Sie werden für eine ferne Zukunft aber voraussichtlich die Bedeutung einer werthvollen Fundgrube für den Erforscher des Stilgefühls unserer Tage erlangen, und wie wichtig dürften sie alsdann z. B. auch dem Theaterdirektor sein, der ein Stück von 1903 richtig im Geschmack der damaligen Zeit in Scene setzen will. — Freilich ist das wohl dem Verlage heute eine cura posterior. Die Hefte nehmen sich jedoch so säuberlich und gediegen aus, als hätten sie für eine lange Zukunft sich auf den Weg gemacht.

H. L.

**Portugiesengräber auf deutscher Erde.** Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte von M. Grunwald. Hamburg, 1902, Alfred Janssen.

Portugiesische Marannen, die vor den Schrecken der Inquisition flüchteten, ließen sich im sechzehnten Jahrhundert in Hamburg und den Nachbarorten nieder. Der Zeiten Ungunst gewährte ihnen auf deutschem Boden keine dauernde Heimstätte: bis auf einen kleinen Rest wanderten sie wieder aus, nur ihre Gräber sind geblieben. Die Denkmäler der Todten helfen uns, den Weg ins Leben der Vergessenheit zurückzufinden. Das interessante Material, vom Verfasser gründlich durchforscht und geschickt verarbeitet, beleuchtet bis ins Einzelnste die inneren Einrichtungen und die äußere Stellung dieser Judengemeinden. Neben der Bedeutung für die Kultur der Vergangenheit haben die Gräber an sich einen hohen Werth durch die künstlerische Auffassung und Darstellung ihrer Skulpturen. Besonders geschmackvolle Ausführung zeigen ein Jakobstraum und eine Rahel im Schäferkleide des Rokoko. Auf diesen Grabsteinen erreichte die Kunst, was das Leben nicht vermochte: Altjüdische Sujets sind friedlich umrahmt von den stolzen Wappen und Visiren des Mittelalters. L. L.

**Handschrift und Charakter.** Von J. Crépieux-Jamin. Unter Mitarbeit von Hertha Merckle, in autoris. Uebersetzung nach der 4. französischen Auflage herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hans Busse. — Mit 232 Handschriften-Proben. Leipzig, Paul List.

Der Herausgeber dieses umfangreichen Werkes (558 S.) ist bereits durch seine Arbeiten auf graphologischen Gebiet bekannt. Auch in „Nord und Süd“ war seine Broschüre: „Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft“ s. Z. besprochen worden. Die deutsche Uebersetzung des vorliegenden Werkes konnte daher unter Betheiligung der oben erwähnten Mitarbeiterin in keinen besseren Händen liegen. Der französische Verfasser ist seit 15 Jahren der geistige Führer der französischen Graphologie; sein vor einigen Jahren in deutscher Uebersetzung erschienenes Lehrbuch der Graphologie kann gleichsam als Vorschule zu dem jetzigen Werk, in welchem der wissenschaftliche Werth der Graphologie begründet ist, angesehen werden. Wie schon Prof. Preyer in seinem Werk: „Zur Psychologie des Schreibens“ hervorhebt, liegt im Schreiben eine Fülle psychologisch-physiologischer und pathologischer

Probleme verborgen. Ganz besonderes Interesse bietet die individuelle Verschiedenheit der Schrift und der Zusammenhang der Individualität in Person und Handschrift. So wie die Photographie die Gesichtszüge wiedergiebt, bilden die Schriftzüge das Spiegelbild seelischer Vorgänge des Schreibenden. Die Graphologie erfordert ein ernstes Studium. Mit der nur oberflächlichen Kenntniß der graphologischen Zeichen ist noch nichts gewonnen. In 21 Kapiteln behandelt der Verfasser das umfangreiche Gebiet. Zunächst bespricht er die Anfänge sowie die Grundlagen, die Zeichen und den Geist der Graphologie, geht alsdann über auf die graphologische Klassifikation und die Experimental-Graphologie, sowie auf die Theorie der Resultantenbildung und der geistigen Rangordnung. Die letzten Kapitel sind u. A. gewidmet der Handschrift der Kranken, ferner der Betrachtung von Kunst und Handschrift und schließlich „dem graphologischen Portrait“ — der Anweisung zur Anfertigung graphologischer Urtheile. Zahlreiche Handschriften-Proben dienen zur Erläuterung des Textes. Der Verfasser hat mit außerordentlicher Klarheit und Schärfe die einzelnen Kapitel bearbeitet, und die Uebersetzer haben es verstanden, die schwierige Uebertragung in's Deutsche in ausgezeichneter Weise durchzuführen und vor Allem die sachlich richtige Wiedergabe des Originals zu wahren. Ganz besonders hervorzuheben sind die vom Uebersetzer beigegebenen Anmerkungen, in denen namentlich das Verhältniß der französischen zur deutschen Graphologie nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft näher beleuchtet ist und für die deutschen Leser einige bibliographische Hinweise auf die neuere deutsche Litteratur und auf die wissenschaftlichen Fortschritte der Graphologie gegeben sind. In diesen Anmerkungen sind auch die Vermerke gemacht, wenn die Uebersetzer anderer Ansicht waren als der Verfasser oder wo sie sogar einen Irrthum zu sehen glaubten. Auf einzelne Details kann hier bei dem umfangreichen Stoffe nicht eingegangen werden. Den Schluß des vortrefflich ausgestatteten Werkes bildet ein Inhalts- und Eigenschafts-Verzeichniß. Das Werk sei hiermit nicht nur denen warm empfohlen, die sich bereits mit graphologischen Studien befassen, sondern auch allen Gebildeten, die dieser Wissenschaft noch fern gegenüberstehen. Sie werden sich mit ihr nach näherem Studium sicherlich bald befreunden. K.

**Bekenntnisse eines Arztes.** Von W. Weressájew. Einzige vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Heinrich Johannsen. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Robert Lutz.

In der Einleitung zu dem vorliegenden Werke giebt der Uebersetzer nähere Daten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, der, aus einer russischen, ärztlichen Familie stammend, von 1884—1888 an der Petersburger Universität Philosophie und Geschichte und von 1888—1894 auf der Universität Dorpat, dem heutigen Jurjew, Medicin studirte und beim Schlußexamen den Grad eines praktischen Arztes erhielt. Des Näheren motivirt alsdann der Verfasser in einem Vorwort die Gründe, die ihn zum Niederschreiben seiner „Bekenntnisse“ veranlaßt haben. Um wenigstens einen ungefähren Ueberblick über diese zu geben, seien aus einzelnen der 22 Kapitel einige Schlagwörter herausgegriffen und hier angeführt: „erste Eindrücke des medicinischen Studiums, mißlungene Operation und ihre Folgen, das Schlußexamen und seine Mängel, die ersten Erlebnisse in der Praxis, Rathlosigkeit bei den gewöhnlichsten Fällen, Erfahrungen des jungen Arztes im Krankenhause, die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, die Vivisektion, die Medicin für Reiche und Arme, Wichtigkeit des medicinischen Frauenstudiums, Ungerechtigkeit des Publikums gegen den Arzt, die Honorarfrage und die materielle Lage der Aerzte, die Gefährlichkeit und die nervenzerstörende Ausübung des ärztlichen Berufes“. Es ist keine Frage, daß der Verfasser mit seinen „Bekenntnissen“, bei denen er bemüht gewesen ist, nichts zu verhehlen und vor Allem gerecht und rückhaltlos wahr zu sein, ein sehr interessantes Werk geschaffen hat. Ungeachtet der Anfeindungen, denen er sich voraussichtlich durch seine Offenheit, namentlich in ärztlichen Kreisen, aussetzen würde, ließ sich der Verfasser, was höchst anerkennenswerth, lediglich von dem Bestreben leiten, auf die Schäden hinzuweisen, an denen das medicinische Studium und die ärztliche Kunst leidet. Den ärztlichen Stand dadurch irgendwie mißkreditiren zu wollen, hat ihm völlig fern gelegen. Im Gegentheil — er verfehlt nicht, die bedeutenden wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Medicin hervorzuheben, wodurch erst viele Gebiete des menschlichen Organismus zugänglich und verständlich geworden sind. Für seine Darlegungen liefert ihm seine Erfahrung aus der Praxis das Be-

weismaterial. Nur beim 8. Kapitel, das über „verbrecherische Versuche an Menschen zu wissenschaftlichen Zwecken“ handelt und an dessen Bearbeitung der Verfasser mit schwerem Herzen herangetreten ist, zieht er die medicinische Litteratur heran. — Das Buch ist nicht blos für Aerzte geschrieben, sondern im Wesentlichen für das gebildete Publikum, das zu eigenem Urtheil und zur richtigen Erkenntniß der obwaltenden Verhältnisse befähigt ist. — Kann auch das gebildete Laien-Publikum die in Rede stehenden Fragen nicht lösen, so hat es doch, wie der Verfasser sehr richtig hervorhebt, ein Recht dazu, die Lösung zu fordern und sich für die Sache zu interessiren. Zweifellos müßte eine intensivere theoretische, namentlich aber auch eine erheblich ausgedehntere praktische Ausbildung der Medicinstudirenden die Vorbedingung für die Ablegung des Schlußexamens sein, durch das nur allein die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erworben werden könnte. — Inwieweit eine sorgfältigere Auswahl der Medicinstudirenden hinsichtlich ihrer Befähigung und Neigung für das medicinische Studium durch Zwischenexamen stattfinden müßte, wäre wohl als ein sehr wichtiger Umstand in nähere Erwägung zu ziehen. Es ließe sich hierbei noch auf Manches hinweisen, was indeß zu weit führen würde. Sicherlich würde nach Beseitigung der in dem vorliegenden Werke zur Sprache gebrachten Mängel der ärztliche Stand hinsichtlich Wissens und Könnens in der Hochschätzung des Publikums nicht nur gehoben, sondern auch die materielle Lage der Aerzte würde wesentlich verbessert werden. Hoffentlich trägt die vom Verfasser gegebene Anregung gute Früchte. Die aufmerksame Lektüre des Buches kann nur bestens empfohlen werden. K.

**Deutschland in China.** Von Rudolf Zabel. Leipzig, Georg Wigand.

In dem vorliegenden Werke hat der Verfasser seine, während des Feldzuges in China, als Redakteur des „Ostasiatischen Lloyd“ und als Korrespondent der „Vossischen Zeitung“ gesammelten Erfahrungen niedergeschrieben. Bei seinen, auch durch selbstständig ausgeführte Forschungsreisen in der Mandschurei, in Schantung und den chinesischen Südseeprovinzen erlangten Kenntnissen der chinesischen Verhältnisse, war es ihm möglich, den Schilderungen der Kriegsereignisse die Entwickelung der politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen China und den Vertragsmächten, unter spezieller Berücksichtigung des deutschen Reiches, in einem besonderen, belehrend und interessant verfaßten Abschnitt (I. Buch) vorauszuschicken. Dieser ist also mehr theoretischer Natur und gewährt eine allgemeine Uebersicht über die wirthschaftlichen und politischen Strömungen, deren Wechselspiel zu dem jetzigen Standpunkte der chinesischen auswärtigen Politik und der Politik der Mächte geführt hat. An der Hand der geschichtlichen Daten giebt der Verfasser ein klares Bild von der Entwickelung der chinesischen Wirren. Was er hier über Rußlands Sonderstellung in China, über Europa als Erzieher, über den chinesisch-japanischen Krieg, über die Politik der Interessensphären und die Politik der offenen Thür sowie über die chinesische Frage als interne Frage der Weltpolitik schreibt, beansprucht allgemeines Interesse. Der zweite Hauptabschnitt (II. Buch) enthält den Feldzug in China 1900/1901. In den ersten Kapiteln werden geschildert: „Die Boxerbewegung, Chinas Wehrkraft und der Ausbruch der Feindseligkeiten“; hieran anschließend folgt die Schilderung der Kriegsereignisse: „Der Sturm auf die Takuforts, die Kämpfe um Tientsin, der Entsatz der Fremdenniederlassung, der Zug Seymours, die Eroberung von Tientsin und die kriegerische Thätigkeit der in Petschili vereinigten Landtruppen vor dem Eintreffen des „Oberkommandos“. Die Schilderung der eigenen Erlebnisse des Verfassers beginnt mit dem Eintreffen des Ostasiatischen Expeditionskorps in China, während seine Berichte über die Ereignisse vor dieser Zeit auf den Angaben zuverlässiger Augenzeugen basiren. Den umfangreichen Stoff hat der Verfasser nach Möglichkeit in geschickter Weise zusammengedrängt. Erhöht wird das Interesse wesentlich dadurch, daß der Verfasser nicht blos referirt, sondern auch kritisirt. Inwieweit er in letzterer Beziehung immer das Richtige getroffen hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird er mit der scharfen Kritik, die er von seinem Standpunkt aus an der Thätigkeit des deutschen Flottenvereins geübt hat, auf Widerstand stoßen. —

Die Schilderung der Ueberfahrt des deutschen Expeditionskorps nach dem Kriegsschauplatze und der Erlebnisse des Verfassers auf letzterem, wozu im Besonderen die Occupation der Provinz Petschili mit den verschiedenen Expeditionen, die Kämpfe an der großen Mauer und das Gefecht bei Hophu gehören, gewährt eine sehr anziehende und anregende Lektüre. In einem Schlußkapitel „Ostasiatische Fragen und Antworten“ unterzieht der

Verfasser die Hunnenbriefe, ferner das durch den Feldzug erlangte Resultat sowie die chinesischen Probleme einer sachgemäßen und recht interessanten Besprechung. Das Werk liefert einen sehr schätzbaren Beitrag zur Litteratur der Geschichte des chinesischen Krieges. K.

**Neue Kunde zu Heinrich von Kleist.** Von Reinhold Steig. Berlin, G. Reimer, 1902.

Das kleine Buch Steigs erscheint mir nach Form und Anlage geradezu mustergültig. Ob Alles, was inhaltlich hier beigebracht wird, vollständig richtig unter Dach und Fach gebracht ist, mögen die kundigen Leser an der Hand des scharfsinnigen Führers selbst prüfen. Mir erscheint Stil und Disposition der Arbeit jedenfalls ungemein erfreulich.

Gleich die Inhaltsangabe zeigt in lichtvoller Uebersicht die Dinge, die wohlgeordnet zur Sprache gebracht werden, kurz und prägnant, die Erwartung spannend auf interessante neue Kunde. Die Studien des Forschers betreffen Persönliches, Briefe, Gedichte, Prosa und schließlich hinterlassene Schriften. Die ganze Arbeit wird von innigstem Verständniß dafür, was es mit Kleist im Ganzen auf sich hat, getragen. Die Liebe zu dem großen Dichter hält all die kleinen Sonderuntersuchungen zusammen. Sie windet aus den Erzeugnissen des Gelehrtenfleißes, die sich ihr unter der Hand in duftende Rosen verwandeln, einen neuen lieblichen Kranz, den unsterblichen Sänger damit dankbar zu schmücken. H. L.

**Heinrich Heine und Napoleon I.** Von Paul Holzhausen. Mit 4 illustrat. Beigaben. Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg, 1903.

Das Buch ist vornehm ausgestattet und auch sonst in äußeren Toilettenfragen des Gedankens recht anziehend, aber der Inhalt ist so heine- und napoleonfreundlich, daß ich davor zurückschrecke. Den Freunden des Dichters Heine und den Bewunderern Napoleons kann man das Buch, das Wasser auf ihre Mühle trägt, empfehlen. Ob man die ausgesprochene Gesinnung überhaupt unterschreiben darf, ist eine andere Frage. Ich will mich nicht zu tief in sie einlassen; denn sie führt in's Unendliche, aber einige Gesichtspunkte dürfen vielleicht zur Sprache gebracht werden.

Mit mehr Berechtigung als einen Schillerhasser dürfte sich wohl mancher Denkende, wofern er sich so leidenschaftlicher Redeweise befleißigen will, als einen Heinehasser bezeichnen. Mit mehr Berechtigung, denn Heines Schwächen gehen einem, wie ich meine, doch ganz anders unangenehm auf die Nerven als Schillers. Es ist von vornherein natürlich Unsinn, einen Menschen zu hassen. Aber es giebt häßliche Eigenschaften, und deren hat Heine. Und in dem Haß, mit dem wir diese Eigenschaften verfolgen, brennt etwas von unserem idealsten Leben. In stärkerem Maße trifft das Gesagte noch auf Napoleon zu. Die Bewunderung seines Feldherrngenies und seiner Klugheit ist ein Affekt, wie ich glaube, niederer Gattung im Vergleich zu der hohen Menschheitsliebe, die uns solche Unruhstifter hassenswürdig erscheinen läßt. Es handelt sich hier um ein beinahe mathematisch deutliches Problem. Wir sollen unser Herz mit Liebe füllen, so weit es irgend geht. Gut, Feindesliebe eingeschlossen, lieben ohne Ende. Aber nun kommt eine Gefahr. Es giebt Persönlichkeiten, zum Theil sehr charmant, in die können wir uns zum Schaden unserer besseren Seele „verlieben". Verliebtheit in eine Gestalt, mit ihren Schwächen und Schrullen, mag sie Heine, Napoleon, ja selbst Goethe heißen, kann wie eine Krankheit uns besserer, breiterer Gefühle entmannen. Und darum, um des ewig Bessern willen fort damit! H. L.

**Impressionen.** Von Walther Rathenau. Leipzig, S. Hirzel, 1902.

Das ist ein seltsames, zierlich feines Buch — seltsam und zierlich fein das Aeußere wie sein Inhalt. In der stilvollen Ausstattung ahmt es die Weise altmodischen Buchschmuckes raffinirt vollendet nach, und zu dieser eigenartigen Hülle kontrastirt reizvoll und korrespondirt damit auch wieder in mysteriös gefälliger Weise moderne Geistesfreiheit und Volubilität des Gedankens und Ausdrucks. Der Autor spricht da von Mancherlei, bald scherzhaft, bald mit ernster leiser Eindringlichkeit, die ihm ungemein wohl anzustehen scheint. Er ist alles Mögliche, nur niemals trivial. Er sagt vielleicht nicht viel Neues, allein er sagt Alles so hübsch und niedlich, so fertig in seiner Manier, daß es sich nett ausnimmt. Es ist die rechte Salonluft der Konversation hier zu spüren, aber keine fade Atmosphäre dabei, sondern im Gegentheil rührende Momente läßt die anmuthige Bewegung nicht völlig vermissen, da ja dem, der Herzliches auch im leichten Fluge aufzufassen versteht, das Gemüthvolle nicht in der Eleganz verschwindet. Alles in Allem möchte ich an

Chopin'sche Klänge erinnern, hohe Kultur und Civilisation auf jeder Seite, ein feiner, originell bewegter Rhythmus, Grazie, Zartsinn.
H. L.

**Im Kampf um Süd-Afrika.** Band 1. Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredell und Piet Grobler, herausgegeben von A. Schowalter. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902.

Das geschmackvoll ausgestattete Buch ist mit einem sehr guten Porträt des Präsidenten, der uns hier die Erinnerungen seines thatenreichen Lebens erzählt, geschmückt. Und bei der Lektüre des interessanten Werkes gewinnen wir ein Bild der geistigen Züge des Helden dazu. Nur im Anfang und am Ende tritt der Darsteller uns in subjektiver Ichform entgegen, im Anfang, weil er dort persönliche Abenteuer berichtet, im Anhang, weil daselbst Reden des Staatsmannes abgedruckt sind, wie er sie gehalten hat. Den Hauptinhalt des Werkes beherrscht jedoch die objektive Form der Erzählung in dritter Person, wie das auch Cäsar liebte.

In manchen Stücken könnte der Freiheitskämpfer wohl den Leser an die vortreffliche Biographie Benjamin Franklins erinnern. Es ist ein ähnlicher biblischer Sinn kräftiger Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit zu bemerken. Nur gelang es dem Buren leider nicht, einen verderbenbringenden Blitzableiter für sein Vaterland zu erfinden. Dabei scheint uns der Mann doch ganz aus dem soliden Holz geschnitzt, aus dem die Wohlthäter der Völker geschnitzt werden, geradsinnig, muthig, klug.

Im zweiten Theil des Faust hat Goethe zwei der liebenswerthesten Gestalten der schönen Metamorphosen Ovids, Philemon und Baucis, (man lese Constantin Bulles vortreffliche Verdeutschung) noch einmal durch unsterblichen Schönheitsschimmer vergoldet. An die Beiden, deren Landbesitz Fausts Habsucht verhängnißvoll erweckt, mußte ich denken, als ich die Entstehungsgeschichte des blutigen Krieges in Krügers Darstellung vor meinen Augen vorbeiziehen ließ, und dies Wort besonders schien mir des Greises Stimmung nicht unangemessen auszudrücken:

„Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schau'n;
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertrau'n!"
H. L.

**Schauspiel und Gesellschaft.** Von Alfred Klaar. Verlag von Johannes Räde, Berlin W. 15.

Wer auch nur Weniges von Professor Dr. Klaar gelesen haben sollte, wird, bevor er ein neues Buch von ihm in die Hand nimmt, das Eine schon im Voraus mit so großer Gewißheit aussagen können, wie daß die Sonne sich am andern Morgen wieder als Tagesgestirn auf den Weg machen wird, nämlich das Eine, daß dies Buch edel und ernst in der Gesinnung sein wird. Es ist doch etwas Schönes um solche Sicherheit. Nur die besten menschlichen Charaktere können sie uns gewähren, und ich glaube, es giebt nichts, was inniger wohlthut als diese unbedingte Verläßlichkeit, diese naturnothwendige Treue des Wesens.

So ist es denn selbstverständlich für Alle, die Klaar kennen, daß es sich bei seiner neusten schönen Gabe wieder um ein vornehmes, liebenswürdiges und von edelster Gesinnung getragenes Werk handelt. Ein Blick in die Geschichte des Theaters wird uns diesmal eröffnet. Das Moment der Seelenerhebung und das Moment der Sinnlichkeitsentfesselung werden an ihrer Quelle im alten Mysteriumspiel aufgezeigt, und es wird geschildert, wie sich fortan Hohes und Niederes zu einander im Laufe der Entwicklung von Civilisation und Kultur verhalten. Klaar hat seinen Sinn durchaus dem Reinsten und Innersten zugewendet, und in seiner hinreißenden Liebe dazu, in dem Gefühl vom tiefen Werthe des Göttlichen, stürmt er die Burg der dumpfen Lüste. Seine aufflammende platonische Leidenschaft zum Herrlichsten entfacht verzehrende Gluth, „daß ja das Nichtige Alles verflüchtige . . ."

So predigt er uns — und über seinem Haupte schweben stille Himmelssterne — daß die wahre Freiheit, auch in Theatersachen, in nichts Anderem besteht, als was der geistvollste aller Paradoxisten, Spinoza, „die Knechtschaft Gottes" nannte.
H. L.

**Im Frühling.** Novelle von Martha Asmus. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der Inhalt dieses Buches läßt sich kurz mit den Worten von Bogumil Goltz wiedergeben: „Die Liebe ist kein Ding der Freiheit, der Reflexion, der Schul-Vernünftigkeit, sondern eine Naturmacht, ein Verhängniß im Herzen." Die Heldin der fein ersonnenen und gewandt ausgesponnenen Erzählung ist ein junges, unerfahrenes Mädchen, das als Opfer der Irrlehre ihres

Vaters, eines modernen Dichters, die Liebe in den Tod treibt. Das tragische Ende wirkt mehr rächend als rührend. M. A. versucht hier die Lösung einer Frage und gewinnt dem oft behandelten Vorwurf der Herrenmoral eine neue, interessante Seite ab. N.

**Die Hölle im Pferdestall** und andere lachende Satiren von Maximilian Fuhrmann. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler. 1902.

„Die in diesem Buche stehenden lachenden Satiren M. Fuhrmanns sind nicht zum Lachen da. Aber sie sind lachend geschrieben,“ sagt Liliencron in einem einleitenden Vorwort. Sie sind geschrieben in der ergötzlichen Behäbigkeit des Philisteriums und führen uns durch Alltage. Es ist wenig Gift darinnen. Die „lachenden Satiren“ sind nicht schneidend, sondern beinahe harmlos. Die Sprache hat etwas Zähes, Trockenes, Staubiges, und dahinter steckt manchmal ein verhaltenes Kichern, ein leise pfeifender Hohn. Wie gesagt — ergötzlich, zumal für eine Stunde der harmonischen Resignirtheit und zumal, wie Liliencron einleitend bemerkt, „für solche Naturen, die die Welt unbekümmert ihren ewigen Paß trotten lassen, die die Narrheiten ihrer Mitmenschen mit Anmuth aufgetischt haben wollen und sich im Uebrigen mit einem stillen, heiteren Lächeln begnügen“. G. B.

**Der gelbe Kater.** Novellen von Hans Bethge. Berlin, Schuster & Löffler. 1902.

Das Prosawerk eines feinen Lyrikers. Es ist schlicht und immerhin mit imponirender Sicherheit gezeichnet. Es ist ein Gemisch von unterirdischem Nebel und sanftem Blüthenhauch, mystisch Visionäres und Jugendlichkeit, — aber präcis, einfach, knapp. Dazwischen spinnt meist eine Gespensterhand die spuckhaften Fäden, die zu einem Tode führen. Alles in Allem: wenn es auch nicht das Siegel der Größe trägt, es ist eine angenehme litterarische Kost. G. B.

**Frühjahrsblumen.** Novellen. Von Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane u. Co.

Er hat etwas Müdes, Dämmeriges, unbestimmt Verwischtes — und darüber die tändelnde Equilibristik des Esprits und ein Letztes von seinem „konsequenten Naturalismus“ und darunter noch etwas Anderes, etwas Herzliches — „es ist da in meiner Seele so etwas unverwüstlich Hausbacken-Deutsches“ — so etwas wie ein kindliches Lauschen, wie eine fromme Freude an Weihnachtsäpfeln und Feiertagskuchen. Er schreibt nur für Wenige. Seine „Frühjahrsblumen“ haben Freunde gefunden und werden deren noch mehr finden. G. B.

**Der Arbeitsteufel.** Neue Thüringer Dorfgeschichten. Von Rudolph Braune-Roßla. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl. 1902.

Es ist so etwas wie Wicherts Littauische Geschichten en miniature — aber doch bisweilen in's Blaue hineinfabulirt mit einer gewissen Dosis von Unbeholfenheit. Es fehlt etwas darin; es fehlt sogar Vieles darin; es fehlt das Kraftvolle und das Lachende. So haben wir nur ein bescheidenes Erzählertalent vor uns. Mehr oder weniger spaßhafte Harmlosigkeiten — „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“ . . . Und es ist sogenannte Heimatskunst, wenn es überhaupt Kunst ist. G. B.

**Hugo Salus. Ernte.** Verlag von Albert Langen. München.

In dem Kinderliede „Der Paradiesvogel“ beantwortet H. S. die Frage, wie er seine Gedichte mache, durch die scherzhafte Erklärung, ein Paradiesvogel komme zum Fenster hereingeflogen und lege ihm auf das Tintenfaß ein goldenes Ei, das — doch möge der Dichter selbst sprechen! — „das nehm' ich und leg' es noch warm an's Herz, und leg' es an's Herz und wärm' es zwei Wochen; und eines Tags ist ein kleines Vöglein ausgekrochen. Das öffnet den goldenen Schnabel und singt und singt, daß das ganze Zimmer klingt. Und was es singt, das schreib' ich einfach hier nieder. Seht Ihr, Kinder, so mach' ich die Lieder!“ Dieses anmuthige Märchen enthält viel Wahrheit. H. S. ist kein tiefsinniger Denker, kein schwermüthiger Grübler, sondern ein heitrer Sänger des Lebensgenusses, der Daseinslust. Wie der Vogel freut er sich des goldenen Lichts und singt, wie ihm der Schnabel gewachsen. Sein reges Schönheitsgefühl sucht nur helle Pfade und harmonische Klänge, liebt das Sonnige und Sanfte. Seine Lieder erwärmen, weil sie am Herzen ausgebrütet, d. h. wahr und innig empfunden sind. Das beweisen in dem neuen Buche be-

sonders die Gedichte: Abschiedsbrief. Der Heilige. Nachtliedchen. Ernte. Der überdrüssige Knabe. Sanfte Stunden. Sanfter Regen. Das verfolgte Mädchen. Der heiße Blick. Gassen. Der Page. Vereinigung der Leiber. Epistel an Deutschlands junge Dichter. N.

**Klänge aus stiller Welt.** Gedichte von Eugen Sutermeister. Mit dem Bildniß des Dichters. Zürich, Verlag von Caesar Schmidt.

Der Werth dieser Gedichte beruht mehr auf der persönlichen, als auf der poetischen Eigenart des Dichters. E. S., ein am 26. 11. 1862 geborener Sohn des bekannten Schweizer Poeten Otto Sutermeister, widerlegt das Wort Rückerts: „Von blinden Dichtern hab' ich oft gelesen, jedoch von keinem noch, der taub gewesen." Wie er selbst S. 23 in „Wollt ihr wissen" sagt, lichtete er das Dunkel der Sprache, meisterte er den Ton dadurch, daß er innen klangbegeistert sich in Klang hineindichtete. In seinem fünften Jahre durch eine Gehirnentzündung des Gehörs beraubt, wurde er in der Taubstummenanstalt Richen bei Basel erzogen und lernte später die Gravirkunst. Die Liebe weckte in ihm den wahrscheinlich durch Vererbung empfangenen Sinn für Poesie und ermuthigte ihn, die zunächst zu eigener Tröstung entstandenen dichterischen Versuche seinen unglücklichen Schicksalsgenossen mitzutheilen und so ein „Sänger der Sanglosen" zu werden. Seine „Klänge aus stiller Welt" gewähren einen interessanten Einblick in das reiche Innenleben des Dichters. Das anspruchlose Büchlein, eine Gesammtausgabe der bereits in 2. Aufl. erschienenen „Lieder eines Taubstummen" (1893) und der „Neuen Lieder eines Taubstummen" (1897), sei warm empfohlen. N.

**Prometheus.** Von Rudolf Pannwitz. Marburg, K. Kraatz Nachf.

Diese Prometheusdichtung, der weiche moderne Bildsamkeit der Sprache, poetisch schöner Bilder- und Gedankenreichthum, vor Allem aber jenes wichtigste formgebende Element, das dem Gefühl vom Werthe unseres Anliegens entströmt, zum Dasein verholfen zu haben scheinen, erinnert mich an die Stimmung beim Anblicke antiker Skulptur, wenn wir etwa auf Friesen allerhand mächtige mythologische Vorgänge dargestellt finden und uns mit unserm heutigen Wesen da hineinzufühlen versuchen. Mir scheint, als stehe der Verfasser vor solch einem großartigen Bildwerke des Alterthums, wenn er sein Thema im Geiste betrachtet, und mit erstaunlich kühner, ja tiefsinniger Phantasie weiß er uns den sagenhaften alten Stoff zu beleben. Es ist, als lasse er eine Fackel leuchten, bei deren düsterrothem zitterndem Schein die in den Stein gehauene Herrlichkeit sich zu rühren scheint. H. L.

**Elegien und andere Gedichte.** Von Theodor Souchay. Cannstadt, H. Reitzels Hofbuchhandlung.

„Ich liebe Dich, Du klingendes Gedicht, und Dich, Musik — vereint und unvereint — und alles Schöne, doch nicht ohn' Euch Zwei: Du schönes Menschenherz und Dich — Natur." Diese Liebeserklärung des Dichters deutet den Inhalt und die Vorzüge seines Buches an: Wohlklang, tiefe Empfindung und reges Naturgefühl. Obgleich die Elegien nur Nachklänge zu den Gedichtsammlungen „Frisch vom Herzen" und „Lieder des Lebens" sein sollen, hallt doch aus ihnen derselbe volle, frische Grundton ihrer Vorgänger wieder. Th. S. ist mit Recht ein Liebling der Komponisten und Gesangvereine. Gewiß werden auch seine neuen Lieder viele Liebhaber und den Weg zum Herzen des Volkes finden. N.

**Neue Lieder.** Von Maja Matthey. Mit dem Bilde der Verfasserin. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Ein feierlicher Ernst, eine weihevolle Stimmung und der Vollton echter Leidenschaft klingen zuweilen aus diesen Liedern wieder und wecken die Erwartung, daß die junge, feinfühlige, freisinnige Dichterin noch nicht ihr Bestes gegeben hat. Möge ihr Glaube: „Mich hat ein Genius geadelt!" sie nie verlassen und bald zum Ziele führen. N.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

**Abendmahlsworte Jesu, Die.** Von W. Kirchbach. Nord und Süd. 1903. Febr.

**Architektur und ihr Schutz, Die.** Von L. Fuld. Reclams Universum XIX. 8.

**Bang, Herman.** Ein ironischer Dichter aus Dänemark. Von A. Moeller-Bruck. Nord und Süd 1903 Februar,

**Hamdy Bey.** (Osman.) Von R. Lindau. Nord und Süd März 1903.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Amateur-Photograph, Der.** Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVII. Heft 1. Januar 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag.

**Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik.** Herausgeg. von Dr. Hans Gross. 11. Band, Heft 1. Leipzig, 1902. E. C. W. Vogel.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Dreizehnter Jahrgang. 1903. Heft 1. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

**Auskunftsbuch für Schriftsteller.** Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". 1903. Berlin, Elssholzstr. 5.

**Bernhardi, Otto Carl,** Don Juan. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Bischoff, Heinrich,** Richard Bredenbrücker. Letterkundige Studie. Gent, A. Siffer.

**Bruckner, A.,** Der alte Weg zum alten Gott. Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer.

**Brunier, Ludwig,** Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. Erster Theil. Die Dauphine. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.

**Busse, Hans H.,** Wie beurtheile ich meine Handschrift? Allgemein verständliches Lehrbuch der Graphologie zur Förderung der Selbsterkenntniss und Menschenkenntniss. Mit 70 Handschriftenproben, 5 Tafeln und einem Graphometer. Berlin u. Leipzig, W. Vobach & Co.

**Canstatt, Oscar,** Aeussere oder innere Colonisation? Ein Beitrag zur Frage: Wohin senden wir unsere Sträflinge? Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Deutsche Arbeit.** Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrg. Heft 4. Januar 1903. München, G. D. W. Callwey.

**Deutsche Kunst und Dekoration.** VI. Jahrgang. Heft 5. Februar 1903. Darmstadt, Alex. Koch.

**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 5. Februar 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Fliegende Blätter.** No. 3000. München, Braun & Schneider.

**Fuchs, Hans,** Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, H. Barsdorf.

**Gorky, Maxim,** Nachtasyl. Scenen aus der Tiefe in vier Akten. Deutsch von August Scholz. München, Dr. Marchlewski & Co.

**Goethes sämmtliche Werke.** Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Sechster Band. Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflgr.

**Hauptmann, Carl,** Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München, Georg D. W. Callwey.

**Heidenstam, Verner von,** Die Pilgerfahrt der heiligen Brigitta. Erzählung. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Dresden, Moewig & Höffner.

**Heidrich, Albert,** Zwischen zwölf und vierzehn Uhr. Dresden A., Moewig & Höffner, Verlagsbuchhandlung.

**Helling, Hans,** Reden und Toaste. Dritter Theil: Jubiläen, Vereinsfeiern, Stiftungsfeste. Patriotische Feste, Oeffentliche Feiern und Ehrentage, Verschiedenes. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

**Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit.** Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Alterthumsverein mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 1. Heft. Stuttgart, Paul Neff Verlag (Carl Büchle).

**Hordermann, Dr. Max,** Unsere Armeesprache im Dienste der Caesar-Uebersetzung. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

**Janus,** Blätter für Litteraturfreunde. Monatsschrift für Litteratur und Kritik. Heft 1—4. (Grillparzer-Ibsen-Lenau-Dehmel-Heft.) Jauer, O. Hellmann.

**Kiepert, Adolf,** Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Mit einem Brustbilde. Zweite bedeutend vermehrte Ausgabe. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Larsen, Karl,** Was siehst Du aber den Splitter — Berlin, Axel Juncker.

**Litterscheid, Franz,** Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

**Le Forte Randi, Andrea,** Nelle Letterature Straniere „Poeti" (W. Shakespeare — Lord Byron — W. Goethe — P. B. Shelley) Palermo, Alberto Reber.

**Marsop, Paul,** Studienblätter eines Musikers. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Methode Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. G. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 17. u. 18. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. — Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 24. u. 25. Brief. Beilage: Russisch. Das russische Zeitwort. (Konjugation, Betonung und Rektion. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

**Meyer, Dr. M. Wilhelm,** Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. 1. Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Monatsblätter für deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Albert Warneke. 7. Jahrgang, 1902—1903. Heft 4. Berlin, Gose & Tetzlaff.

**Müller, Dr. phil. Albert,** Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Nexö, M. Andersen,** Sühne. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von E. Stine. Dresden, Moewig & Höffner.

**Philipp, Hugo,** Ver Sacrum. Gedichte. Berlin, Axel Juncker.

**Photographische Berichte.** Herausgegeben von Dr. A. Hesekiel. 1903, Februar-Heft. Wien und Leipzig, Verlag der Photograph. Korrespondenz.

**Poths-Wegner,** Lola Montez. Historischer Roman. Zweite Aufl. Leipzig. Paul List.

**Ratzel, Prof. Dr. Friedrich,** Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Zweiter Band. Mit 223 Abbild. und Karten im Text, 12 Kartenbeil. und 25 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

**Rau, Hans,** Die Grausamkeit, mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, H. Barsdorf.

**Rogge, D. Bernh.,** Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon, Kgl. preuss. Kriegsminister. Ein Lebensbild zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages am 30. April 1903. Mit Abbildungen. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Roth, Clara,** Die Verwendung von Speiseresten für die einfache und feine Küche. 462 erprobte Rezepte. Mit Vorwort von Lina Morgenstern. Leipzig, E. Twietmeyer.

**Schwartzkopff, Professor Dr. P.,** Nietzsche der „Antichrist". Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer.

**Stangen, Eugen,** Antinouslieder. Mit Anhang: Die Insel der Seligen. Zürich, Caesar Schmidt.

**Stavenhagen, W.,** Frankreichs Küstenvertheidigung. Für Offiziere aller Waffen. Berlin, Richard Schröder. Verlagsbuchhdlg. (vorm. Ed. Dörings Erben).

— Russlands Kartenwesen in Vergangenheit und Gegenwart. Abdruck aus Dr. A. Petermanns Geogr. Mittheilungen. 1902, Heft 10—12. Gotha, Justus Perthes.

**Stein der Weisen, Der.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 18 u. 19. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Stern, Victor,** Lukas und Crescenz, die wahre Ehebruchs-Tragödie. Leipzig, Litterarische Anstalt.

**Völker der Erde, Die,** Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. Lieferg. 23—27. Herausgeg. von Dr. Kurt Lampert. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Waetzold, Stephan,** Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade. Drei Vorträge. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

**Weltall und Menschheit,** Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 200 Illustrationen, zahlreichen schwarzen u. bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Lieferungen 22—24. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 47. Jahrgang. No. 5. Heft 557. Februar 1903. Braunschweig, George Westermann.

**Wolff-Beckh, Bruno,** Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Steglitz b. Berlin, Friedrich G. B. Wolff-Beckh.

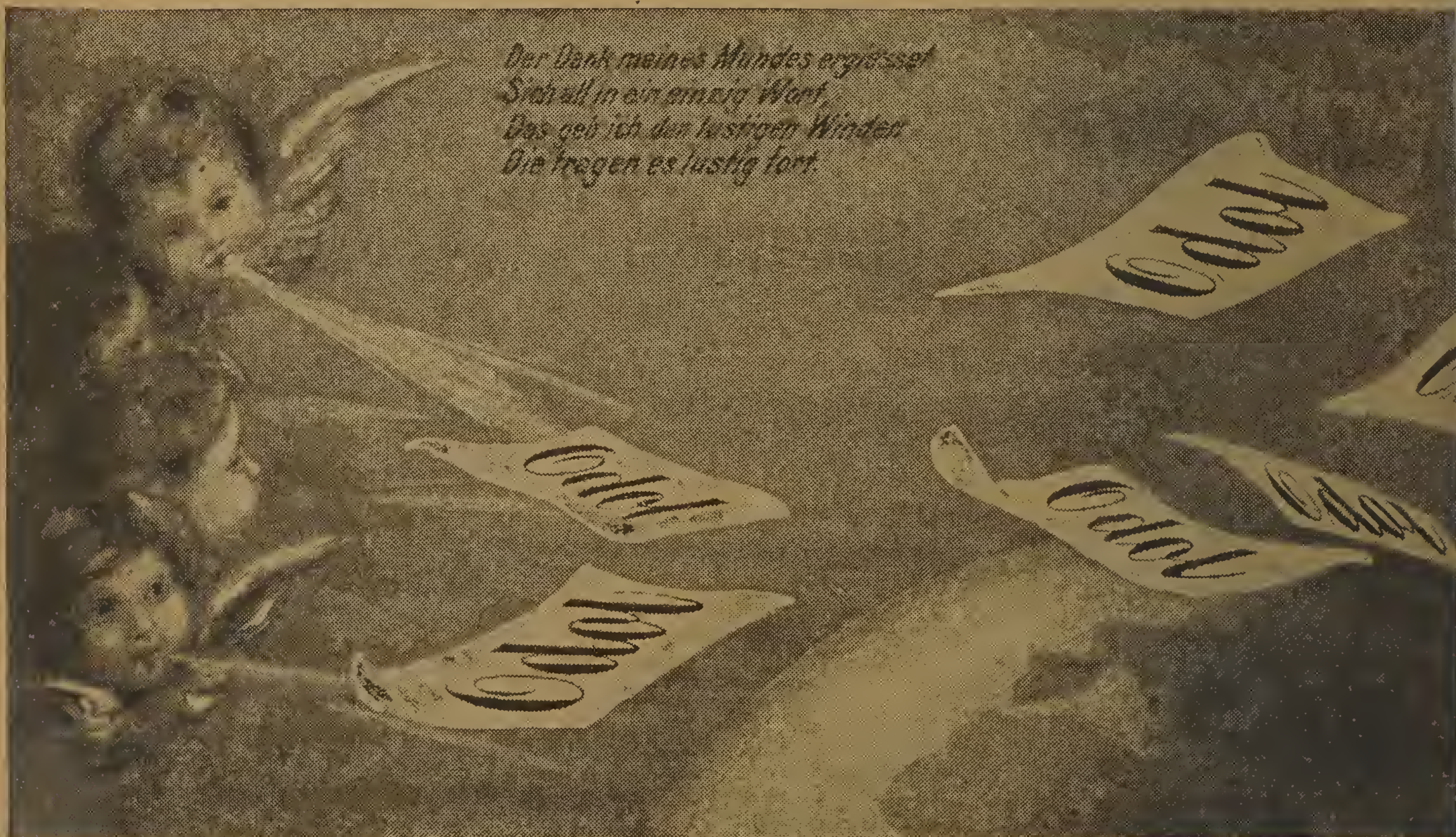
**Zabel, Rudolf,** Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien. Mit 146 Abbildungen. Leipzig, Georg Wiegand. 1903.

---

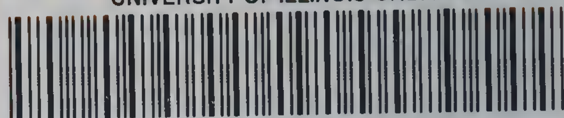
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 104399701